Vom Fels zum Meer

Digitized by Google

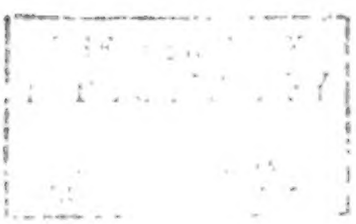
Digitized by Google

Digitized by Google

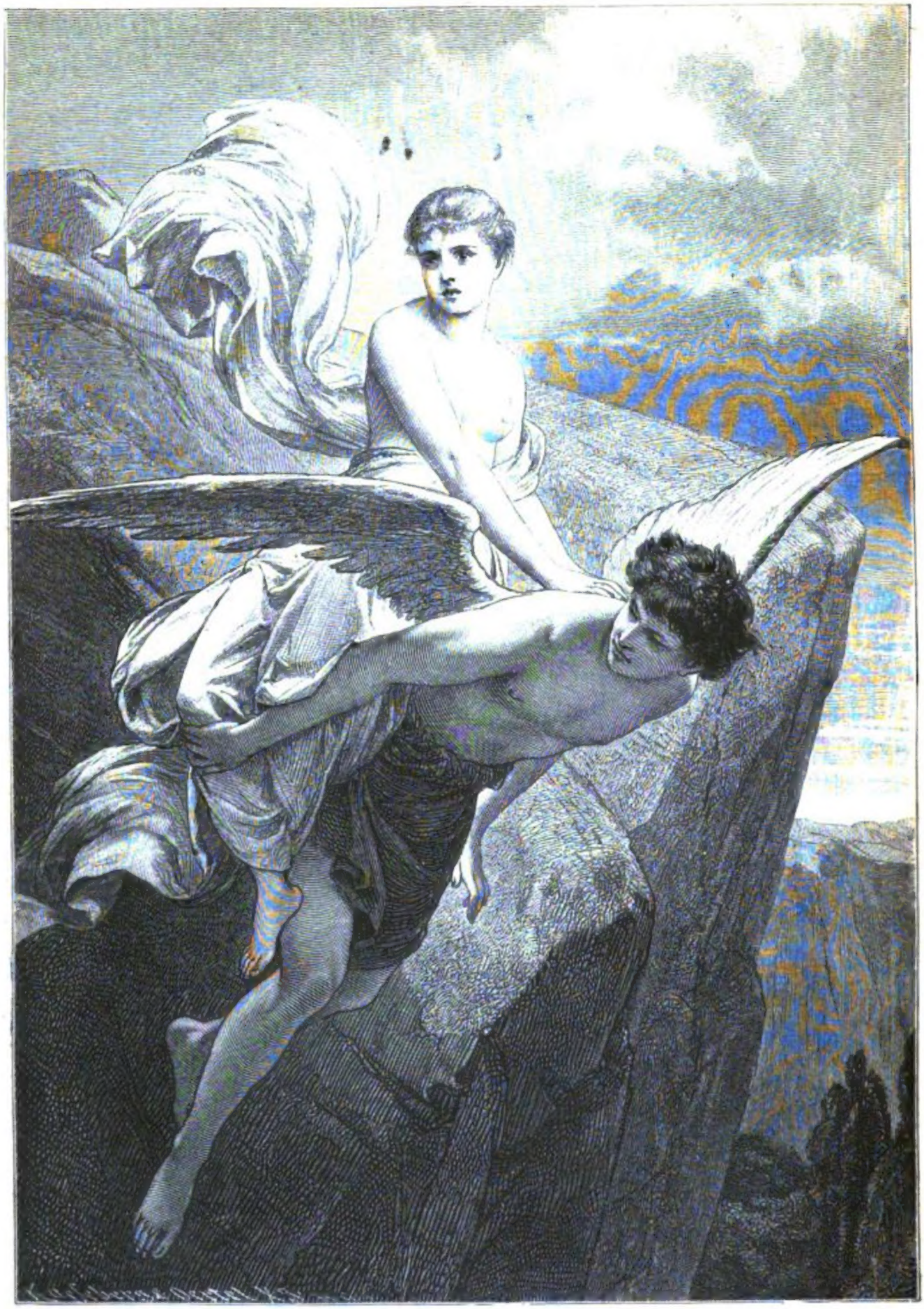
Digitized by Google

Digitized by Google

252 150.



Digitized by Google



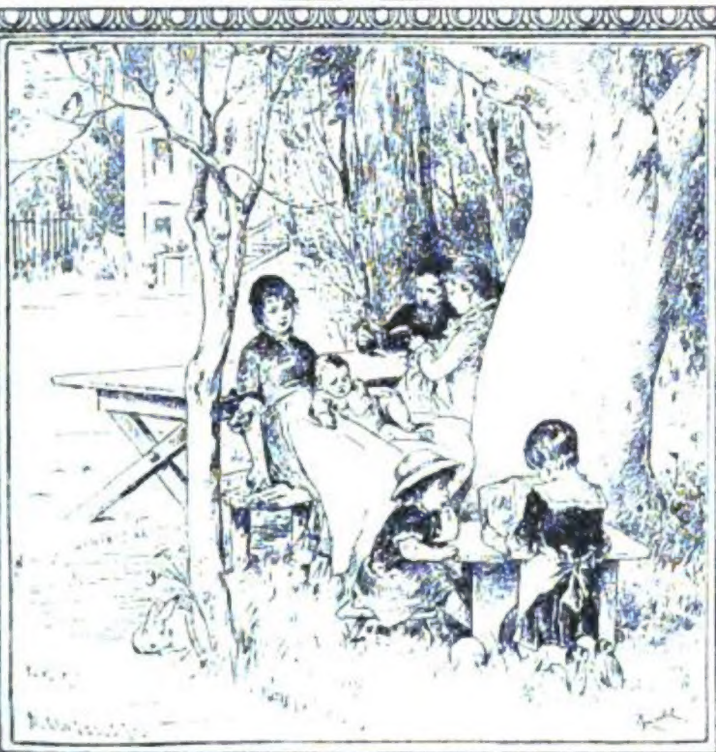
Amor und Psyche. Von Paul Thumann.

Digitized by Google

252150.

Vom Fels zum Meer

Spemann's
Illustrirte Zeitschrift
für das
Deutsche Haus.



Stuttgart
Verlag v. W. Spemann.

Erster Band.

Oktober 1882 bis März 1883.

MERCANTILE LIBR...
OF NEW YORK
DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
NEW YORK CITY
R
Digitized by Google

971252

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Digitized by Google

MERCANTILE L... OF, NEW YORK.

Inhalt.

Erster Band (Oktober 1882 bis März 1883).

Roman, Novellen, Plaudereien u. dgl.

Seite

Blüthgen, Viktor. Im Schleier der Christnacht. Eine Weihnachtsgeschichte . . . 444
Illustrationen: „Ein Nest alter, wunderschöner Wohnhäuser lag da beisammen." — „Am Waldrand saß ein magerer Buschhase." — „Ein sauberes Stübchen mit weißen Gardinen und Blumen —." — „Er versank in stummes Brüten —". — „Ei, ei, was hat denn der Weihnachtsmann gebracht —". — „Ein paar Sekunden später saß die Katze in den Zweigen des Christbaums —". — Da lag das Kirchlein, seitlich der Straße, auf einer Erhöhung —". — Schlußvignette. Von R. Püttner, F. Berger, O. Wisnieski, Arnold und Baisch.

Elbe, A. v. d. Annas Herz. Eine Erzählung 466

Junghans, Sophie. Die Gäste der Madame Santines. Roman 5. 171. 307. 422. 544. 703

Kielland, Alex. L. Phylax. Novellette, deutsch von Chr. v. Sarauw 499

May, Karl. Christi Blut und Gerechtigkeit 343

Ring, Max. Künstler und Fürstin. Novelle 259

Saar, Ferdinand von. Tambi. Novelle . 55

Schmidt, Maximilian. Der vergangene Auditor. Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochland 104
Illustrationen: Weber an der Wand. — Oberaudorf. — Auerbachfall. — Pangerfilz. Von Richard Püttner.

— Das Temperamentsmännlein 690
Illustration: Das Temperamentsmännlein. Von A. Gabl.

Schreibershofen, H. von. Schritt für Schritt 589

Schwarzkoppen, C. von. Im Gebirgsstädtchen. Erzählung 223

Werner, E. Der Adlerflug. Novelle . . 640

Ziemssen, Ludwig. Weihnachten dunkel und licht. Novelle 374

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder ꝛc.

Helfert, Freiherr Fr. von. Das alte königliche Prag 561. 680
Illustrationen: Prag vom Laurenziberg. — Altstädter Rathaus. — Hradschin. — Inneres der Synagoge in Prag. — Judenkirchhof. — Altes Thor. — Kreuzherren-Kloster und Altstädter Brückenturm. — Kleinseite und Hradschin. — Pulverturm. — Kleinseitner Brückentürme. — Wallensteinshallen. — Landtagsstube. — Teynkirche. Rathaus-Brunnen. Marienſäule. — St. Veitskirche. — Brunnen im Kaisergarten. — Vor der alten Schloßstiege. — Der Czerninsche Palast. Von Lorenz Ritter.

Seite

Hellwald, Friedrich von. Die Christnacht zu Bethlehem 392
Illustrationen: Beduinenzelte vor dem Kloster in Bethlehem. — Bethlehemitin am Brunnen. — Ankunft am lateinischen Kloster. — Das Grab der Rachel auf dem Wege nach Bethlehem. — Basilika der Geburtskirche in der Christnacht. — Treppe zur Krypta mit der Geburtskapelle. — Weg nach Bethlehem unter der Citadelle. — Blick auf die Gärten von Bethlehem. — Der silberne Stern auf der Geburtsstelle. — Ziselierte Gefäße aus sog. Stein vom Toten Meer und gestickte Frauenschleier von Bethlehem. — Stadt Bethlehem. — Drieß spielende Araber am Klosterthor in Bethlehem. Von Eugen Bracht.

Hesse-Wartegg, Ernst von. Eine Spazierfahrt längs der Riviera 132
Illustrationen: Partie aus einer Villa. — Einzäunungen von Aloe. — Ein Pinienhain in Cannes. — An den Felsen von Monaco. — Die Stadt Monaco, links die Spielbank von Monte Carlo. — Auf Monte Carlo. — Kasino in Monte Carlo. — Zwischen den Aloehecken. — Blick auf Mentone, von der italienischen Grenze gesehen. — Die Promenade du Midi in Mentone. — Der „rote Felsen" bei Mentone. — Am Weg nach S. Rocco; Monte Portofino (Cassiogli). — Am Strand bei Nervi. — Strand-Szenerie zwischen Mentone und Bordighera. — Partie aus der Villa Pallavicini bei Pegli. Von H. Nestel.

Kaden, Woldemar. Römische Typen . . 94
Illustrationen: Ochsenhirt aus der Campagna. — Jugendlicher Bettler in Rom. — Das Wettrennen der Barberi. — Zampognabläser aus den Abruzzen. — Pifferari während der Novena in Rom. — Campagnabauern auf dem Heimwege. — Ein Campagnuolo. — Schlußvignette. Von Ch. Speier.

Kahl, Robert. Urbino, die Vaterstadt Raffael Santis 724
Illustrationen: Raffaels Geburtshaus. Von R. Püttner. — Geburtszimmer Raffaels. — Ansicht von Urbino.

Katscher, Leopold. Eine Eisenbahn unter dem Meere 511
Illustrationen: Die englische Küste bei Dover. — Edward Watkin. — Einfahrt in den Tunnel. — Ausbaggern der Erde. — Ankunft im Tunnel. — Beaumontsche Maschine für komprimierte Luft. — Dickensen-Bruntons Bohrmaschine. — Beaumont-English Bohrmaschine. — Die projektierten Tunnel-Linien. — Französische Bohrmaschine. — Querdurchschnitt des Kanals. — Projektierter Schacht im Tunnel auf

Digitized by Google

Seite

englischer Seite. — Werkstätten zum Tunnelbau an der englischen Küste. — Tunneleingang auf der englischen Seite. Von Th. Weber.

Krone, Hermann. Deutsche Weihnachtsfeier auf den Aucklandsinseln 457

Illustrationen: Stationsgebäude der Venusexpedition auf den Aucklandsinseln. — Die deutsche Expedition auf den Aucklandsinseln Weihnachten feiernd.

Kürschner, Joseph. Auf klassischem Boden 41

Illustrationen: Goethes Wohnhaus am Frauenplan. — Goethes Gartenhaus im Park. — Hofgärtner-Wohnung, früher Wohnung der Frau von Stein. — Schillers Wohnhaus in der Schillerstraße. — Wieland-Denkmal im Park zu Tiefurt. — Wielands Haus in der Wielandstraße. — Herders Wohnhaus hinter der Stadtkirche. — Hauptsaal der Großherzoglichen Bibliothek. — Das Großherzogliche Schloß (Karlsburg). — Das Borkenhäuschen im weimarischen Park. — Römisches Haus im Park. — Blick von Belvedere auf Weimar. — Schiller- und Goethe-Monument von Rietschel. — Schillerbank im Park. — Monument des Genius loci im Park. — Naturtheater in Belvedere. — Schloß Belvedere. — Denkmal im Tiefurter Park. — Tiefurt. — Ettersburg. Von Woldemar Friedrich.

Lecher, Z. K. Aus dem überschwemmten Südtirol 252

Meyer von Waldeck, Friedrich. Petersburger Skizzen 276

Illustrationen: Newski-Prospekt; Kapelle; Duma (Stadthaus). — Anitschkow-Brücke; Palais Bjeloselski. — Bärenführer. — Köchin. — Dwórnik. — Nordischer Student. — Dalekarlierin. — Savoyarde. — Student (Wintertypus). — Kapelle zum Andenken an das erste Attentat auf Alexander II.; Eingang zum Sommergarten. — Peter-Pauls-Festung und Kathedrale; Gefangenen-Transport. — Nikolaibrücke; Isaakskirche; Bootsleute bei der Abendmahlzeit. — Straßenfeuer im Winter. — Mündung der Newa; Alte Schanzen Peters des Großen. — Eisenbahn über das Meer zwischen Oranienbaum und Kronstadt zur Eiszeit. — Beerdigung aus dem Volke. — Totenfest auf dem Smolenskischen Friedhof. — Troika-Partie auf den Inseln. — Der Stadthauptmann. — Oserki.

Zöller, Hugo. Der Isthmus von Panama 73

Illustrationen: Ansicht von Panama. — Negerdorf am Chagres-Fluß. — Karte des Isthmus von Panama. — Der Chagres-Fluß zwischen Matachin und Gamboa. — Vegetationsbild aus der Umgebung von Panama. — Stadt Colon. Von Richard Püttner.

Zolling, Theophil. Der Sommer in Paris 159

Illustrationen: Titelbild. — Boulevard Montmartre. — Carrefour des lacs im Bois de Boulogne. — Aus dem Tuiler en-Garten. — Vor dem Marionettentheater in den Champs-Elysées. — Aus dem jardin d'acclimatation im Bois de Boulogne. — Ein Boulevard extérieur. — Das Fest von Saint-Cloud. — Eine Landungsstelle der Omnibus-Schiffe. — Eine Omnibus-Haltestelle. Von F. von Myrbach.

— **Karneval in Paris** 655

Naturwissenschaftliche, naturgeschichtliche und heilwissenschaftliche Aufsätze.

Fuchs, Fr. Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen 87

Hermann, V. Amerikanisches Federwild . 210

Illustrationen: Titelbild. — Brütendes Präriehuhn. — Auf der Suche. — Jagdbeute. — Schlingenweller. — Der gefoppte Hühnerjäger. — In der Balzzeit. — Ein aufgescheuchtes Volk junger Präriehühner. — Im Schnee. — Ei des Schneehuhns. — Gefehlt! — Präriehuhn mit Jungen. — Sage-hen und Präriehase. — Präriewolf auf der Jagd nach Hühnern. — Zutrauliche kanadische Hühner. — Eine Eifersuchtsszene. — Abendliche Versammlung von Präriehühnern.

Klebs, Prof. Dr. Edwin. Zur Bekämpfung der Krankheiten . . . 290. 439. 575. 684

Seite

Klein, Hermann J. Fernrohre für Freunde des Sternhimmels 322

Illustrationen: Fig. 1. Mondlandschaft. — Fig. 2. Sonnenflecke. — Fig 3. Jupiter. - Fig 4. Saturn. Fig 5. Kometensucher. — Fig. 6. Mars. — Fig 7. Nebelflecke der Andromeda. — Fig. 8. Orionnebel.

Lindeman, M. Die heutige Polarforschung 660

Illustrationen: Kolonie Godthaab. — Polarkarte. — „Jeanette" im Packeis. — Jeanette-Insel. — Bell-Insel. — Henrietta-Insel. — Parallelspalten im Eis. — Szenerie an der Nordküste des Lady-Franklinsundes. — Point Barrow. — Ueberwinterungshaus der niederländischen Polarstation. — Grönländer Sommerzelt. — Haus der schwedischen Polarstation bei Kap Thordsen. — Szenerie um die schwedische Polarstation bei Kap Thordsen. — Felsenschlucht nahe der Gubinabai. — Mosselbai. — „Jeanette" im riesigen Eis „besetzt". — In der Cumberlandbai. — Ananto-Hafen. — Die „Tira". — Eisberg im Mondschein. Berrenberg. Von Th. Weber.

Magnus, Hugo. Ein unheimlicher Gast des menschlichen Auges 155

Illustration: Cysticercus cellulosae in bedeutender Vergrößerung.

Stinde, Julius. Farbige Töne und tönende Farben 677

Troeltsch, Anton Friedrich von. Das Ohr und seine Pflege im kranken und gesunden Zustand 31

Illustration: Senkrechter Durchschnitt durch die Mitte des Kopfes.

Vogel, H. W. Ueber die neuesten Errungenschaften im Gebiete der Photographie . 191

Illustrationen: Fig. 1. Moment-Verschluß. — Fig. 2. Momentbilder rennender Pferde, aufgenommen von Muybridge. — Fig. 3. Thorwaldsens Alexanderzug. — Fig. 4. Moment-Photographie der Leipziger Straße in Berlin. — Fig 5. Strandpartie auf Sylt mit fliegenden Möwen. — Fig. 6 u. 7. Möwen im Flug. — Fig. 8. Momentaufnahmen der Sonne an verschiedenen Tagen. — Fig 9. Sonnen-Protuberanzen, aufgenommen am 18. August 1868 in Aden. — Fig. 10. Die Korona, aufgenommen am 22. Dez. 1870 in Sizilien. — Fig. 11. Komet von 1881 nach einer Aufnahme Janssens. — Fig 12. Sirius-Spektrum. — Fig. 13. Mausoleum Garfields bei Mondlicht aufgenommen. — Fig. 14. Inneres eines elektro-photographischen Ateliers.

— **Erinnerungen an die Münchener elektrotechnische Ausstellung** 409

Illustrationen: Fig. 1. Edisons Glühlampe. — Fig 2. Swans Glühlampe. — Fig. 3. Müllersche Glühlampe. — Fig. 4. Bronze-Kandelaber für Glühlicht von Spinn & Sohn (Berlin). — Fig 5. Krone für Glühlichtlampen von Schäffer & Hauschner (Berlin). — Fig. 5a. Edisonkrone. — Fig. 6. Edisonsche Kontorlampe. — Fig. 7. Schuckertsche Elektrische Lampe (innere Einrichtung). — Fig. 8. Schuckertsche Elektrische Lampe (Differentialsystem von Heiner-Altenek). — Fig. 9. Edisonmaschine zur Speisung von 60 Lampen zu je 16 Kerzen. — Fig. 10. Dynamomaschine mit Handbetrieb von Fein (Stuttgart). — Fig 11. Bells Telephon in ursprünglicher Form. — Fig. 12. Aders Telephon (Pariser Ausstellung). — Fig. 13. Telephon von Fein (Stuttgart). — Fig. 14. Telephon von Fein (Stuttgart). — Fig. 15. Telephon von Fein (Stuttgart). — Fig. 16. Gedons Kapelle auf der Münchener Ausstellung.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Germanikus. Zur silbernen Hochzeit . . 529

Illustrationen: Bildnis der Kronprinzessin von Preußen und Deutschland. — Bildnis des Kronprinzen von Preußen und Deutschland. — Autographen des Kronprinzen und der Kronprinzessin. — Mausoleum des Prinzen Albert. — Große Allee im Park zu Windsor. — Als „Unser Fritz" Geographie lernte. (Aus einem Schreibhefte des Kronprinzen.) — Künstliche

Digitized by Google

Seite

Ruine bei Virginia Water im Windsor-Park. — Autograph des Kronprinzen und seines Gefolges. (Aus dem Meldebuch bei der Rückkehr des Kronprinzen von London 1857.) — Gruppe immergrüner Eichen im Park zu Windsor. — Culloden-Monument im großen Windsor-Park. — Hof des Schlosses Windsor bei Mondschein

Nautilus. Leuchttürme der Alten . . . 337
Illustrationen: Römischer Leuchtturm aus der Zeit des Augustus. — Leuchtturm von Alexandria. — Römischer Leuchtturm bei Dover. — Alter Leuchtturm mit fliegendem Feuer am Rhein. — Säule des Pompejus. — Römisches Leuchtschiff.

Pfleiderer, Otto. Der Krischna-Mythos . 403
Illustrationen: Die indische Gottesmutter Devaki mit dem Krischna-Kind. — Aegyptische Gottesmutter Isis mit dem Horus.

Scherr, Johannes. Der „grause" Zar 147. 332

Militär- und Marinewesen.

Goltz, A. v. d. Bedingungen des Erfolgs im Krieg 78

Bildende Kunst.

Bucher, Bruno. Der Fächer 692
Illustrationen: Fig. 1. Altindischer Fächer. — Fig. 2. Altindischer Fächer aus Binsen. — Fig. 3. Fächer japanischer Generale. — Fig. 4. Japanischer Fächer mit Sonnenscheibe. — Fig. 5. Chinesischer Fächer, 1400 Jahre alt. — Fig. 6. Arabischer Fächer. — Fig. 7. Aegypterin mit Fächer. — Fig. 8. Federfächer der Griechen. — Fig. 9. Etruskischer Fächer. — Fig. 10. Päpstlicher Fächer. — Fig. 11. Fächer der Königin Theodolinde (aufgeklappt). — Fig. 12. Fächer der Königin Theodolinde (geschlossen). — Fig. 13. Fächer Eleonorens von Este. — Fig. 14. Fächer Maria Stuarts. — Fig. 15. Altmexikanischer Fächer. — Fig. 16. Fächermalerei von Hamon. — Fächermalerei von demselben (Eingangsvignette).

Eitelberger, R. v. Die Polychromie in der Plastik 83
Illustration: Das Graefe-Denkmal von L. R. Siemering in Berlin.

Pecht, Friedrich. Franz Defregger. Sein Leben und Wirken 21
Illustrationen: Heimkehr der Sieger. — Franz Defregger. — Franzl. — Mirdei. — Ball auf der Alm. — Letztes Aufgebot. Von Franz Defregger.

Wessely, J. E. Aus Hendschels Bildermappe 255
Illustrationen: Im Schnee. — Schwesterliche Liebe. — Balancierkünste.

— Raffael Santi. Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstag 619
Illustrationen: Studienkopf zum Porträt des Bramante. — Porträt Peruginos. — Jugendporträt Raffaels. — Selbstporträt Raffaels. — Studie zu den Fresken in der Farnesina. — Spielende Kinder. — Porträt eines jungen Mädchens (zweimal). — Studie zur Madonna mit dem Fisch. — Madonna mit dem Fisch. — Die Camera della Segnatura im Vatikan. — Porträt von Tomoteo Viti. — Studie einer der Figuren aus dem Brand im Borgo. — Die Parzen. — Glaube, Liebe, Hoffnung. — Studie zur la belle Jardinière. — La belle Jardinière. — Der Violinspieler. — Studie zur Madonna del passeggio in der Bridgewater-Galerie. — Die Vision des Ezechiel.

Litteratur.

Kürschner, Joseph. Deutsche National-Litteratur 222

Kürschner, Joseph. Auf klassischem Boden (s. Länder- u. Völkerkunde, Städtebilder 2c.)

Schröer, K. J. August von Goethe . . 297
Illustration: Aug. von Goethes Grabstein in Rom.

Theater.

Nötel, Louis. Hinter den Kulissen des Burgtheaters 719
Illustration: Burgtheater in Wien.

Musik.

Schelle, E. Wiener Tanzmusik 579
Illustrationen: Autograph von Joh. Strauß. — Autograph von Jos. Lanner. — Jos. Lanner. — Joh. Strauß. — Porträt Fr. Schuberts von M. von Schwind. — Autograph von Fr. Schubert.

Unsere Hausmusik. (Unter Redaktion von Karl Reinecke.)
Alexander, Prinz Georg von Hessen. Phantasiestück 307
Huber, Hans. Albumblatt 72
Klengel, Julius. Lied ohne Worte . 594
Meinardus, Ludwig. Wie sanft die Nacht 466
Moscheles, J. Vier Albumblätter . 202
Willemsen, H. Wie's Bächlein rauscht 714

Artikel verschiedenen Inhalts.

Falke, J. von. Künstliche Blumen . . . 203
Lammers, A. Männliche Handarbeiten . 206

Gedichte.

Blanckarts, Moritz. Der Mutter Bild . 579
Bormann, Edwin. Hab' acht 30
Geibel, Emanuel. Wiedersehen 131
— Des Auswanderers Heimweh 654
Greif, Martin. Gewittersegen 54
Haverland, Anna. Sommersscheiden . . 154
Koppel, Ernst. Herbstfeier 275
Leixner, Otto von. Sinnsprüche . . . 391
Paulus, E. Spätherbst 209
— Alte Opferstätte 702
Trojan, J. Herbst 236
— Weihnachten 371
Mit 6 Silhouetten von Braun.
Wellmer, Arnold. Die alte Buche . . . 639

Von Himmel und Erde.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober. 126
" " " " " Novemb. 249
" " " " " Dezemb. 368
Mit 2 Illustrationen.
" " " " " Januar 497
" " " " " Februar 614
" " " " " März . 740

Sammler.

Zu Schutz und Trutz.
Die Besserunterrichteten 115
Beleidigungen des Ohrs 217
Messerhelden 357

Digitized by Google

	Seite
Ein Appell an die Nächstenliebe . .	731
Unser Hausgarten. Von C. Hüttig 116. 238. 358. 488. Mit 18 Illustrationen.	732
Trachten der Zeit. Von Ida Barber 120. 240. 360. 607. Mit 13 Illustrationen.	735
Zeitgemäßes aus Küche und Haus. Von L. v. Pröpper 121. 243. 362. 616.	737
Kunst im Hause. Von F. Luthmer 124. 246. 366. 494. Mit 18 Illustrationen.	610
Zum Kopfzerbrechen 122. 254. 365. 496. 615. Mit 12 Illustrationen.	739
Technische Errungenschaften. Von H. Uhland . . . . . 129. 248. Mit 5 Illustrationen.	493
Sport-Freuden. Von H. Vogt 128. 249. Mit 12 Illustrationen.	612
Litterarische Neuigkeiten 126. 243. 363. 483. Mit 2 Illustrationen.	610.
Verbesserter Eisspalter . . . . . Mit Illustration.	243
Zu Max Rings Novelle „Künstler und Fürstin"	364
Die Ermordung der Söhne König Eduards IV.	364
Salon-Magie . . . . . Mit 3 Illustrationen.	369
Rezepte für die Puppenküche . . . Mit 3 Illustrationen.	491
Gottfried Kinkel † . . . . . Mit Illustration.	497
Familien- und Gesellschaftsspiele .	497
Zur deutschen Kolonialfrage . . .	605
Eduard Schelle †	616
Sagers Dampfmaschine zur Gewinnung von Roheis . . . . . Mit Illustration.	618
Das Praxinoskop . . . . . Mit Illustration.	738
Ein akrostischer Schmuck	740
Eine Predigt	740

Voll- und Einzelbilder.

	Seite
Fröhliche Heimkehr. Von A. Greil .	40
Herbstbild. Von Robert Beyschlag . .	68
Studienkopf. Von W. Löffty	72
Auf der Morgenpromenade. Von Karl Rohde	93
Bei der Arbeit. Von Fritz Bergen . .	170
Der Angler. Von M. Leloire . . .	182
Heimkehr. Von Hugo Salmson . . .	230
Im herbstlichen Wald. Von K. Ziermann	251
Die Ermordung der Söhne König Eduards IV. Von Otto Seitz . . .	270
Am Brunnen. Von V Thirlon . . .	351
Dachauerin. Von G. Hackl	356
Probe zur Christmette. Von J. G. Vibert	373
Kinder im Schnee. Von C. Kronberger	386
Kaiser Wilhelm bei Weihnachtseinkäufen. Von E. Hosang	408
Weihnachtsbild. Von C. Karger . .	421
Auf dem Berliner Christmarkt. Von E. Hosang	465
Vorfreuden am Weihnachtstag. Von A. von Oettingen	482
Auf frischer That ertappt. Von W. Grabheim	510
Psyche und Charon. Von A. Zick . .	554
Im Grünen. Von M. Leloire . . .	578
Auf der Gemsjagd. Von Georg Sturm	588
Strandszenerie auf Rügen. Von Eugen Bracht	604
Einkauf von Neujahrskarten in Berlin. Von E. Hosang	606

Humoristische Bilder.

Leiden eines Landschaftsmalers. Von A. Oberländer	118
Geling-Gelang. Humoreske in 5 Bildern von L. Meggendorfer	255
Der billige Weihnachtsbaum. Humoreske in 13 Bildern von L. Meggendorfer.	498
Der verhängnisvolle Chapeau claque. Humoreske in 5 Bildern von L. Meggendorfer	617
Wie sich Hansl eine Baumschule denkt. Von L. Meggendorfer	740

Extrabeilage.

Statistische Tabelle von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz. Von Dr. Lippert. (Zum ersten Heft.)

Digitized by Google

Amor und Psyche.

Von

Robert Hamerling.

MERCANTILE LI... OF NEW Y...

Illustriert von **Paul Thumann.**

Psyche hebt den thränennassen Schleier,
Welcher weiss umwallt ihr bleiches Antlitz,
Und aufs Meer hin wendet sie die Blicke.
Breite Wogen wälzen, flutend, ebbend,
Sich heran, die Sandbank knirscht und knistert,
Und die gischt-umschäumten Felsen dröhnen.
Wär' es etwa doch ein Meeresunhold,
Welcher kommen wird, sie heimzuholen?
Sie erschrickt vor jedem weissen Segel,
Welches in der Ferne zieht, vor jeder
Möve, die den Klippenstrand umflattert,
Jede rollende Woge scheint ein Untier,
Welches nach ihr schnappt; ein Grausen fasst sie,
Schnellt ein Meerfisch aus dem Wasserspiegel.

Digitized by Google

Doch das wilde Meer hat Mitleid selber
Mit dem Kinde, das auf rauhem Felsen
Einsam schmachtend steht. Aus weissen Schäumen
Lugt manch Nereidenhaupt voll Neugier,
Und zuweilen aus dem Braus der Wogen
Tönend weckt, ermut'gend, ein gekrümmtes
Muschelhorn den Widerhall der Felskluft.
„O ihr Götter, Göttinnen der Wogen,"
Flüstert Psyche, „mächtiger Neptunus,
Schöne Meeresfürstin Amphitrite,
Selige Leukothea, du, trauter
Meergreis Nereus, freundlichster den Menschen,
Könnt ihr all' nicht schützen mich, nicht retten?
Ach, sie schweigen, bleiben fern! o käme
Doch, wenn alle Götter taub, ein starker
Held des Wegs, ein kühner Lindwurmtöter,
Der sich mein erbarmte, der das Untier,
Wenn es naht, erlegte, mich erlösend!
Ach, nicht mehr sich selber angehören,

Digitized by Google

Preisgegeben einer fremden, finstern,
Grausen Macht, verschmachten, das ist schlimmer
Wohl als Nichtsein selbst! O Jammerschicksal,
Vor dem Bund schon zitternd mit Gemeinem,
Angekettet an ein Scheusal werden.
Träumen sich den holdesten der Gatten,
Wie ihn nimmer trägt die weite Erde,
Und dem Hässlichsten zur Beute werden!“ —
Also klagt das Mägdlein. Da zerreissen
Plötzlich über ihr die Wolkenschleier,
Unterm Anhauch eines leisen Zephyrs,
Welcher lind und warm und blütenschwanger
Uebers Meer herüberweht. Was ist das?
Stärker wird des Hauchs Gewalt, und Psyche
Fühlt sich wie von unsichtbaren Armen
Sanft umfasst und leicht emporgehoben.
Uebers Meer trägt der beschwingte Windgott

Digitized by Google

Die Erschrockne: aus den Fluten tauchen
Scharenweis die Nymphen, sich verwundernd:
Die sie, mitleidsvoll, auf rauhem Felsen
Einsam sah'n und wie gefesselt schmachten,
Seh'n mit Neid sie nun, selbst an ihr feuchtes
Reich gebannt, im blauen Aether schweben.
Wie ein Silberwölklein weht ihr Schleier,
Und die bräutlichen Gewande bauschen
Doppelt schimmernd sich im gold'nen Glanze.
Doch sie selbst, sie schaut nicht Meer noch Himmel,
Wähnt sich tot schon, auf dem Weg zum Hades,
Mit geschloss'nen Augen, bis sie plötzlich,
Abwärts sinkend, sich von Blumendüften
Würzig fühlt umwallt und hingebettet
In das Kräuticht eines Blüteneilands,
Welches einsam grünt im Schoss des Meeres.

(Aus dem Epos „Amor und Psyche" von R. Hamerling, welches nach seiner Vollendung mit Illustrationen von P. Thumann im Verlag von Ad. Titze erscheint.)

Digitized by Google

Die Gäſte der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

Von den grünen Hügelhängen, welche im Norden und Nordoſten von Florenz das Arnothal ſchließen, glänzen viele weiße Villen zu der Blumenſtadt nieder. Schon die ungefürſteten Mediceer hatten Landhäuſer dort an den Hügeln — ſo das ſchöne Carreggi, wo Lorenzo der Prächtige ſtarb — jetzt haben ſich die Reichen aller Nationen da angekauft. Das alte Mediceerhaus beſitzt ein ruſſiſcher Fürſt; ein engliſcher Herr ohne Titel iſt der Eigentümer des prächtig gotiſchen ehemaligen Feudalſchloſſes Vincigliata. Eine andere Villa, nicht weit davon, die ein berühmtes Gemälde eines modernen Meiſters birgt, wird als die Beſitzung eines jüdiſchen Bankiers mit deutſchem Namen gezeigt.

Anſiedler dieſer herrlichen Hügel ſind alſo die Bevorzugten, welche, da ſie ſich umſahen nach einem Orte für ihre Niederlaſſung, das Auge über die ſchönſten Lagen in Europa ſchweifen laſſen konnten.

An einem Märztage, deſſen Sonne noch erträglich war, promenierten auf der breiten Terraſſe eines dieſer Landhäuſer zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, in vertraulichem Geſpräche, während aus den geöffneten Fenſtern und Thüren des Salons, der auf die Terraſſe ging, die Klänge eines Flügels und eine angenehme Sopranſtimme tönten.

Die ſtattliche alte Dame, welche am Klavier ſaß und begleitete, eine wohlerhaltene Sechzigerin, war die Frau vom Hauſe, Madame Santines, eine Deutſche, trotz des franzöſiſchen Namens. Sie war mit Leib und Seele bei der Sache; wie ſie die noch ſo lebhaften grauen Augen auf Text und Noten gerichtet hielt, wie die ſchönen ſchlanken Hände ſo leicht und ſicher die Taſten beherrſchten, wie ſie mit kaum merklichen Bewegungen des Kopfes, der Schultern die leiſeſten Abſtufungen im Ausdruck, die ſie von der Singenden verlangte, accentuierte, da ſah man wohl, daß ſie ſelber durch und durch muſikaliſch war.

Außer den beiden Damen befand ſich noch eine dritte im Zimmer, ebenfalls ein junges Mädchen, wie die Sängerin. Sie hatte die feinen Füße nachläſſig ausgeſtreckt und blätterte in einem franzöſiſchen Journal, und ſo inert war ihre ganze Haltung, und das blaſſe Geſichtchen ſah ſo unendlich gleichgültig aus, als werde ſie nächſtens einſchlafen, was jedoch, wie wir beſtimmt wiſſen, ihre gute Lebensart niemals zugegeben haben würde.

Da verdunkelte ein Schatten das Fenſter, an welchem ſie ſaß. Die junge Dame hob die dunklen Augen auf und richtete dieſelben fragend auf das Geſicht draußen, welches durch den geöffneten Fenſterflügel ſich dem ihren näherte, und nun formten die Lippen desſelben unhörbar ein paar Worte: „Page vingt-trois.“ — Eine leiſe Röte ſtieg im Geſicht der Journalleſerin auf; ſie erwiderte mit kaum merklichem Kopfnicken, und die Perſon draußen, ein großes, ebenfalls noch junges Frauenzimmer, war vom Fenſter verſchwunden, ohne daß irgend jemand von den übrigen die kleine Szene bemerkt hätte.

Das Lied war zu Ende; die beiden auf der Terraſſe luſtwandelnden Damen waren an die offene Glasthür gekommen und die Sängerin wurde lebhaft belobt. „Ja, die Stimme iſt nicht groß, aber das iſt auch gar nicht nötig,“ ſagte Madame Santines, die ſelber einen Sopran von gewaltigem Umfang gehabt hatte. „Wenn ich Sie noch eine Weile in der Schule behalte, werden Sie etwas leiſten, liebe Kathinka. Warten Sie, Ihre Fürſtin ſoll ſich noch bei mir bedanken.“

Digitized by Google

Die übrigen waren noch unbedingter in ihrem Beifall, auch die junge Dame im Seſſel ließ ein verſtändnisvolles „singulièrement bien chanté“ hören. Sie hatte übrigens Seite dreiundzwanzig ihres Journals aufgeſchlagen und las angelegentlich. Ihr Geſicht hatte freilich den Ausdruck von Gleichgültigkeit beibehalten, aber man darf annehmen, daß derſelbe jetzt nicht mehr aufrichtig war, wie vorhin. Denn ihre Lektüre erforderte beſondere Aufmerkſamkeit. Sie las einen Aufſatz über eine Jagd- und Fiſchereigeräteausſtellung, wobei ſie freilich über das darin behandelte Thema geringen Aufſchluß erlangte. Sie las nämlich nach einem von ihr im Gedächtnis bewahrten Schlüſſel einmal das erſte, dann vielleicht das dritte, dann das ſiebente, dann wieder das zweite und darauf das letzte Wort einer Zeile. Auf dieſe Weiſe ſtellte ſie folgende Mitteilung zuſammen:

Wir . . haben . . an . . X . . eine . . gute . . Bundesgenoſſin . . Du . . darfſt . . ihr . . unbedingt . . trauen . . Bleibe . . feſt . . mein . . Leben . . Mich . . wird . . man . . niemals . . zwingen . . unſerem . . Bunde . . zu . . entſagen . .

Die Leſerin legte nun doch eine Sekunde lang die Hand über die Augen, um die Erregung zu verbergen, welche durch ihre zarten Züge ging. Gleich darauf aber ſah ſie wieder wie gewöhnlich, müde und ein wenig gelangweilt aus. Eine der beiden Damen, die noch immer draußen auf und ab gingen, machte dieſe Bemerkung und fügte hinzu: „Wie hieß ſie doch gleich, Frau Baronin? mir iſt vorhin bei der Vorſtellung der Name nicht recht deutlich geworden.“

„Mademoiſelle de Quincenet, Hermione de Quincenet,“ antwortete die ‚Baronin‘. — „Wer kann auch die Namen gleich alle behalten! Aber fragen Sie mich nur. Sie ſind in ein ſo volles Haus gekommen — leer iſt es freilich hier eigentlich nie — Sie müſſen ganz irre werden unter den vielen Geſichtern. Fragen Sie nur! Ich, ſehen Sie, ich bin ſo eine Art Hausgeiſt, ich weiß alles, und, wie Sie vielleicht ſchon bemerkt haben werden, ich rede gern. Meinen Namen wiſſen Sie doch?“

„Frau Baronin . . .“

„Palm,“ ergänzte dieſe gutmütig. Sie war eine kleine lebhafte Frau, deren noch hübſches, friſch gefärbtes Geſicht zu dem ſchneeweißen Haar einen auffallenden aber nicht unangenehmen Kontraſt bildete. Ich werde Ihnen erzählen, ſoviel Sie wollen, wenn man auch nicht ſicher davor iſt, dann ſo wie man geht und ſteht in Ihren Büchern angebracht zu werden. Die Geſchichte unſerer Wirte kennen Sie natürlich?“

„So ziemlich,“ entgegnete die Schriftſtellerin, eine noch junge Dame von einfachem Ausſehen, mit ſchönen klaren Augen, die vielleicht nur das Beſondere hatten, daß ihr Blick alles zu umfaſſen und mit dem ihm innewohnenden Licht zu erleuchten ſchien. „Ich weiß, daß Madame Santines vor dreißig Jahren eine Sängerin von berühmtem Namen war.“

„Und gefeiert wie nur je eine Größe,“ fiel die Baronin ein. „Unter ihren zahlreichen Anbetern befand ſich ein junger Franzoſe von guter Familie, von vortrefflichem Charakter, an dem ſie weiter nichts auszuſetzen hatte, als daß er — leider — beinahe zwanzig Jahre jünger war als ſie, die ſich damals ſchon in reifern Jahren befand. Sie hat ihn wer weiß wie viele Male abgewieſen und endlich geheiratet.“

„Sonderbar, im Aeußern merkt man den Altersunterſchied kaum,“ meinte die Schriftſtellerin ſinnend.

„Nein, denn Karoline hat ſich merkwürdig gut konſerviert und Santines mit ſeinen Gelehrtenmanieren ſieht älter aus, als er iſt. Und eine ähnliche Harmonie herrſcht in der Ehe überhaupt. Da nun dieſelbe, die doch mit einer wahrhaft abenteuerlichen Liebesgeſchichte begonnen hatte, ſo ſehr gut ausgeſchlagen iſt, iſt unſerer lieben Santines eine Neigung geblieben, zarten Verhältniſſen unter jungen Leuten ihren Schutz angedeihen zu laſſen. Wenn ich Ihnen erzählen wollte, was ſich in dieſem Hauſe ſchon alles für Romane abgeſpielt haben! Bleiben Sie eine Weile hier und halten Sie die Augen offen — aber das braucht man Ihnen nicht zu ſagen — ſo werden Sie mancherlei erleben.“

„Wie, ſchwebt etwas in der Luft?“ fragte die Schriftſtellerin mit freundlichem Intereſſe. „Die Sängerin drinnen, mit dem kühnen Krauskopf und den dunkeln Augen — ſie iſt eine Rumänierin, wenn ich recht gehört habe.“

„Gräfin Kathinka Thera, Hofdame der Fürſtin von Rumänien,“ beſtätigte die Baronin. „Nein, um die handelt es ſich nicht. Sie iſt

Digitized by Google

gewissermaßen zufällig hier; sie erkrankte, während sie mit ihrer Fürstin in Italien reiste, und nun erholt sie sich hier bei Madame Santines, die eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter gewesen, schon seit geraumer Zeit. Die dürfen wir gar nicht verheiraten, da wir nicht wissen, was ihre Fürstin mit ihr vorhat. Indes hat Frau Santines Stimme bei ihr entdeckt und bringt nun in ihrer aufopfernden Weise täglich mehrere Stunden mit der Kleinen am Klavier zu. Sie ist eben ein Goldherz, nicht wahr, Teresa?"

Diese Worte waren an eine sonderbare Gestalt gerichtet, welche den beiden jetzt auf der Terrasse entgegen kam. Es war eine hagere Frau mittleren Alters mit einem ernsten dunkeln Gesicht, welches beinahe männliche Züge zeigte. Und um diesen Eindruck zu verstärken, hatte die Dame jede weibliche Kopfzier verschmäht und trug ihr Haar nach Männerart kurzgeschnitten. Zu dem Kopfe paßte der Anzug, dunkel, schlicht und ohne das Geringste, was an die Mode des Tages erinnert hätte.

„Ich suchte eben unserem Gaste hier einen Begriff von Karolinen, das heißt von ihrer grenzenlosen Gutmütigkeit, zu geben, aber das ist nicht leicht," fuhr die Baronin Palm gegen diese sonderbare Erscheinung gewendet fort. „Was sagen Sie, Teresa?"

„Da ist nicht viel zu sagen. Man muß sie ein halbes Leben lang gekannt haben, wie wir, um sie zu schätzen, wie sie verdient," gab die Angeredete zurück; sie sprach das Deutsche mit einem leichten ausländischen Accent. „Sie hat ein Genie für die Freundschaft." Damit war sie, sich kurz, aber nicht unfreundlich mit ernstem Kopfneigen verabschiedend, weitergegangen.

„Nun, Teresa hat, wie ich, Grund genug, dies zu sagen," meinte die Baronin und nickte. „Sie müssen nämlich wissen," schob sie mit angenehmem Freimut lächelnd ein, „daß wir beide, Teresa und ich, mietfrei bei unserer Freundin Santines in dem kleinen Hause drüben, dem Gartenthore gegenüber, wohnen. Uebrigens besitzt Teresa dies Genie für Freundschaft, von dem sie eben sprach, selber in hohem Grade."

„Wer ist die Dame eigentlich?" fragte die Schriftstellerin.

„Sie ist ein wunderlicher, aber durch und durch nobler Charakter, außerdem etwas, was sich bei uns in Deutschland noch nicht findet: Politikerin mit Leib und Seele und nichts als Politikerin. Sie geht in ihren patriotischen Ideen vollständig auf. Sie müssen sie näher kennen lernen, — wahrhaftig, Teresa Conti wäre eine Figur für einen ihrer Romane!"

Die Schriftstellerin lächelte etwas zerstreut und sah nicht aus, als ob sie von der Verwendbarkeit jener Figur eine lebhafte Vorstellung habe. Dagegen schien die kleine Französin am Fenster ihr ein besonderes Interesse einzuflößen. — „Sehen Sie, Fräulein von Quincenet sitzt noch auf derselben Stelle. Sie sieht bleich und müde aus. Ist sie leidend?"

Das Gesicht der Baronin nahm eine geheimnisvolle Miene an. Sie ist allerdings eine Art Patientin. Sie leidet an einer Liebe, zu einem vornehmen Thunichtgut, und um sie von derselben zu kurieren, hat man sie hierher geschickt. Ihr Vater ist nämlich einer der ersten Financiers von Paris; das Persönchen, wie sie dasitzt, ist die Erbin wer weiß wie vieler Millionen."

„Wie anspruchslos sie aussieht."

„Ja, sie hat etwas viel Einfacheres als unsere rumänische Gräfin zum Beispiel, und doch könnte ihr Papa, dessen einziges Kind sie ist, wahrscheinlich das halbe Rumänien kaufen, und hat in einer Woche so viel Revenuen, daß man manchen Hof ein ganzes Jahr lang damit unterhalten könnte. Aber er ist ein kluger alter Herr und hat wahrscheinlich den Grafen Condillac im Verdacht, daß ihm mehr an den Millionen als an dem Lebensglück von Mademoiselle Hermione gelegen sei. Deshalb hat er sie ihm aus den Augen gebracht. Aber wer kommt denn da?" Sie brachte die Lorgnette an die Augen. „Herr Santines und der junge Franzose, der Reisende aus Griechenland. Der dritte ist Doktor Salviero und neben ihm, ah —"

Den Hausherrn, die gedrungene Gestalt mit dem buschigen, früh ergrauten Haar, dem mächtigen Haupte, dem charaktervollen, faltigen Angesicht, sah man niemals ohne Interesse an. Während er, sich des Deutschen mit vollkommener Leichtigkeit bedienend, seinen neuesten Gast, die Schriftstellerin Frau Eva P.. und einen eben angekommenen Landsmann von ihr, den Doktor der Medizin Buchner, miteinander bekannt machte, hatte die Baronin den

Digitized by Google

letzteren sehr aufmerksam beobachtet und sie ersah alsbald ihre Gelegenheit, der Begleiterin zuzuflüstern: „Sehen Sie sich den Neuen an — um den handelt es sich, den will Madame Santines verheiraten.“

Frau Eva, die übrigens alle Menschen ohne Ausnahme mit einem gewissen Interesse betrachtete, würde auch ohne diese Mahnung den Doktor wahrscheinlich nicht übersehen haben, denn danach war diese neue Erscheinung nicht angethan. Er dagegen, kurzsichtig und präokkupiert, schien von dem, was um ihn vorging, nur einen kleinen Teil zu sehen, sich wenigstens um einen sehr großen durchaus nicht zu kümmern.

Herr Santines hatte bei der Vorstellung des neuen Ankömmlings hinzugefügt: „Doktor der Medizin. Der ‚Doktor‘ ohne nähere Bezeichnung sagt uns ja doch nicht, was wir wissen wollen.“

„Müssen wir denn auch gleich alles wissen?“ meinte die Baronin heiter.

„Soviel wie möglich sollte man von Leuten, mit denen man irgend einmal ein vernünftiges Gespräch zu führen willens ist, gleich bei der Vorstellung erfahren,“ sagte Herr Santines. „Mir wenigstens ist das angenehm. Ich für mein Teil bin deshalb bei Introduktionen möglichst exakt und stelle vor: Herr Kaufmann X., Herr Güteragent Z., was mir sogar schon übel genommen worden ist.“

„Das glaube ich,“ meinte lachend der junge Franzose in etwas ungelenkem Deutsch. „Wenn Ihre Gewissenhaftigkeit mich zum Beispiel in eine Gesellschaft einführt als ‚Herr Hektor Letourdi, von Profession nichts, hat eine Tante beerbt und sieht sich jetzt die Welt an,‘ so wird mir das etwas sonderbar vorkommen.“

„Nun, für jetzt haben Sie mir die Mühe abgenommen,“ sagte der Hausherr. „Ich hätte allenfalls noch hinzuzufügen, daß er ein angehender Archäologe ist und aus Griechenland hübsche Sachen mitgebracht hat,“ fuhr er, dem jungen Mann freundlich die Hand auf die Schulter legend, gegen den deutschen Doktor gewendet fort. Dieser verbeugte sich darauf und Herr Hektor verbeugte sich gleichfalls. Letzterer, mit etwas nachlässiger Eleganz gekleidet, mit dem feinen weichen Gesicht und der weltmännischen Art, sah sehr verschieden aus von dem, was man sich in Deutschland unter einem „angehenden Archäologen“ vorstellt, und Doktor Buchner mochte etwas Aehnliches denken, oder schien doch für die zuletzt gemachte Mitteilung nur ein mäßiges Interesse zu empfinden, wie er denn überhaupt gerade keine verbindliche Art hatte.

Er war, wie gesagt, keine gewöhnliche Erscheinung. Eine hohe, mehr schlanke als breite Gestalt, die sich gerade, aber ohne alle Straffheit trug, ein dunkler Kopf, durchgearbeitete Züge und hinter den Brillengläsern ein paar tiefliegende Augen, deren Blick, wo er ruhte, etwas Durchdringendes und Fesselndes hatte. Er trug nicht den langen Vollbart, der damals in deutschen Studiertenkreisen Mode wurde, sondern einen Schnurrbart wie ein Tartar, so daß das schöne feste Kinn frei blieb.

„Nun, wie gefällt er Ihnen?“ fragte die Baronin leise, indem sie die Herren voran gehen ließ.

„Nicht übel,“ sagte Frau Eva. „Und mir ist immer der Gegensatz zwischen Deutschen und Italienern erbaulich. Sehen Sie den Doktor Salviero! er scheint nicht gerade von kollegialischen Gefühlen erfüllt.“

„Da haben Sie recht. Sieht der Mensch nicht wieder gerade aus, als hätte er Spinnen verschluckt,“ zischelte die lebhafte Wienerin. „Wenn man den nur nicht so oft hier zu sehen brauchte!“

Der italienische Arzt, ein hagerer, noch junger Mann mit einem dunkeln scharfen Gesicht, hatte in der That eine beinahe theatralisch finstere Miene aufgesetzt. Mit sehr vielen seiner Landsleute teilte er sich in eine gewisse typische Physiognomie, die, obwohl oder weil sie dem Kanon der Schönheit weit mehr entspricht als germanische Züge, für den Nordländer im schönen Italien bald etwas Ermüdendes hat. Was auf diesem Rassengesicht bei dem Doktor Salviero vom Eigenen hinzukam, war eben jener Zug einer mehr als billig zur Schau getragenen Weltverachtung.

Monsieur Santines, der die Welt durchaus nicht verachtete, schon deshalb, weil er nach Art der meisten eigentlich unbeschäftigten Leute sehr viel darin zu thun fand, legte jetzt leise die Linke auf den Arm des deutschen Arztes, führte ihn vorn an die Brüstung der Terrasse und deutete mit der Rechten ins

Weite hinaus, worauf er den jungen Mann mit den noch so feurigen Augen anblitzte. Dann nickte er ihm noch einmal zu und ging ins Haus zurück.

In den Stunden, die er seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten abmüßigte, pflegte er nämlich an der Staffelei zu sitzen und Freunde und Freundinnen des Hauses zu porträtieren, je nachdem ihre Köpfe ihn interessierten. Eben war ein Oelbild der schönen Gräfin Kathinka Thera in der Vollendung begriffen.

Die Aussicht von der Terrasse der Villa Santines mochte wohl zu den schönsten der Erde zählen. Das Landhaus lag ziemlich hoch über der Stadt, an einem so sanft ansteigenden Hügel, daß der Weg von Florenz hierher, vorbei an dem in halber Berghöhe gelegenen Flecken San Jacopo del Paese, für den gewöhnlichen Fußgänger fast eine Stunde betrug. Und was drängte sich alles in diesen Raum, der das Landhaus von der im Thale ausgebreiteten Stadt trennte! Welchen herrlichen Vordergrund reicher Gärten, malerischer Kirchen und Villen und anmutiger Architekturen mancher Art, alles von dem dichtesten Grün umwuchert, wies dies überwältigende Bild auf! Wahrlich, man konnte der Baronin Palm den Enthusiasmus, mit dem sie dasselbe, das ihr nun schon jahrelang vertraut war, immer von neuem pries, wohl begreifen und verzeihen.

Mochte Buchner denken, daß dieser Enthusiasmus in seiner jüngeren deutschen Landsmännin nun auch bald zum überschwänglichen Ausbruch kommen müsse, auf den er dann in seiner Prosa nichts zu erwidern wissen werde, oder war es nur das Vorurteil, was er, wie es sich gehörte, als Deutscher gegen die Schriftstellerin hegte, genug, als sie jetzt zufällig neben ihn zu stehen kam, gab er sich den Anschein, als merke er von ihrer Nähe nichts.

Da sie aber beharrlich schwieg, wagte er endlich einen flüchtigen Blick, der ihm in ihren großen Augen allerdings eine tiefe, innige Bewunderung der vor ihnen ausgebreiteten Herrlichkeiten zeigte, eine Bewunderung aber, welche der übrigen Gesellschaft keineswegs lästig zu werden drohte, sondern wortloser Natur zu sein schien.

Als man wieder langsam weiter ging, wendete sie sich endlich zu ihm mit einer freundlichen Frage nach dem Verlaufe seiner Reise. Er antwortete kurz, was sie weiter nicht zu kränken schien. Sie fragte zur Sache nach der Route, auf der er gekommen, nach einigen Hotels, den Preisen sogar, so einfach und trocken, wie er es einem Blaustrumpf gar nicht zugetraut hätte. Im Laufe des Gesprächs gab er Auskunft darüber, daß er Madame Santines, eine entfernte Verwandte seiner Mutter, auf ihre Einladung hin zu besuchen gekommen sei, da er jetzt noch Zeit habe. In einigen Wochen erst trete er in die Stellung eines Hilfsarztes im Klinikum zu L. ein.

Sie hatte ihn eigentlich wider seinen Willen zum Reden gebracht, und er war nicht unzufrieden über die Unterbrechung des Gesprächs, die ein eben am Gartenportal vorfahrender Wagen verhieß. Als sich aber aus demselben elegante Damengarderoben zu entwickeln begannen, war sein Blick keineswegs der einer freudigen Ueberraschung, und den leichten Seufzer, der ihm entfuhr, hätte man etwa in die Worte: lieber Himmel, wie viele Frauenzimmer *sind* denn hier im Hause! übersetzen können.

Es war eine sehr distinguiert aussehende, dunkle Equipage mit prachtvollem Gespann und den Dienerlivreen eines vornehmen Hauses. Die junge Dame, die darin gesessen, stand schon auf dem Kies innerhalb des Gartens; der Lakai und der Kutscher verabschiedeten sich ehrerbietig und der Wagen fuhr sofort davon, während jene sehr gelassen hereinkam.

Nicht nur die Dame des Hauses, selbst Mademoiselle de Quincenet war aus der Thüre des Salons getreten, um sie zu begrüßen. Die Pariserin befand sich bei dieser Gelegenheit dicht neben zwei großen jungen Frauenzimmern, die sich auch von irgendwoher eingefunden hatten, und deren einer sie vorhin den Aufschluß über „page vingt-trois“ verdankt hatte. Beide nahmen jetzt nicht die mindeste Notiz voneinander.

„Nun, wie geht es, Nanny? — „Hast du dich amüsiert?“ — „Haben Sie viel getanzt? War es schön?“ — „War die Herzogin della Stufa da? die Prinzessin Torriglioni?“ so ging es durcheinander, während Nanny ihren Arm in den der Madame Santines legte und auf diese vielen Fragen bemerkte, daß es sehr hübsch gewesen, daß sie aber schrecklich müde sei. Sie hatte den Abend zuvor einen Ball

Digitized by Google

im Hause der Contessa Mozzi in Florenz mitgemacht und war von der zuvorkommenden Familie Mozzi in der Equipage derselben ihrer Gastfreundin in Paese wieder zugeschickt worden.

Nanny war eine schlanke Brünette mit lebhaften Augen und besaß die Allüren des Reichtums und der Welterfahrenheit. Der bemerkenswerteste Zug ihres Wesens war eine kaltblütige Selbstbeherrschung, die sie sich, obwohl sie erst zweiundzwanzig Jahre zählte, auf vielen Reisen und im Verkehr mit Menschen aller möglichen Nationen zu erwerben hinlänglich Gelegenheit gehabt.

Sie war die Tochter eines unbemittelten Mannes, eines Lehrers, Organisten oder dergleichen, dessen sie niemals Erwähnung that. Er war in England verstorben, und nach seinem Tode war Nanny von einer sehr reichen Tante aufgenommen worden, welche teils in England, teils in Italien lebte. Diese Tante, Frau Merlin, befand sich jetzt in Palermo, um dort Kindergärten nach deutschem Muster einzurichten — ihr Leben gehörte nämlich seit ihrem Witwenstande dem Vereinswesen und allerlei Wohlthätigkeiten an, welche die Beglückung der Massen durch eine erleuchtete Minderheit zum Ziele haben — und Nanny war solange bei Madame Santines, einer alten Freundin von Frau Merlin, welche die ganze Welt kannte, einquartiert worden.

Die Gruppe, die sich um die Neuangekommenen gebildet, war an der Thüre des Salons mit der auf der Terrasse promenierenden zusammengetroffen und es erfolgten neue Begrüßungen.

Doktor Salviero war gleich zu Nanny getreten; er brachte unbekümmert um die anderen seinen Mund ziemlich nahe an ihr Ohr und sagte italienisch und sehr rasch: „Wer war der Herr, mit dem Sie so lange in der Fensternische standen, als ich gestern um Mitternacht am Palazzo Mozzi vorüberging?“

Sie lachte nur und zuckte leicht die Achseln: ihr Blick hatte den Neuangekommenen ausgesondert und wartete offenbar, daß Madame Santines ihn vorstellen solle. Die Dame des Hauses entledigte sich dieser Pflicht auch jetzt in ihrer liebenswürdigen Weise: „Dies ist Doktor Buchner, liebe Nanny, mein Neffe, von dem ich dir oft erzählt habe —“ sie suchte dabei das Auge der jungen Dame, wie um dem Sinn der Worte nachzuhelfen — „Fräulein Nanny Merlin, eine liebe Freundin von uns, wie ihre Tante, von der du gewiß schon viel gehört hast, Ferdinand.“

„Ja, ich erinnere mich,“ bemerkte der Doktor. Er hätte der Wahrheit gemäß hinzusetzen können: ich erinnere mich, daß ich von dem Unsinn, den sie mit ihrer vorwitzigen Gutmütigkeit allenthalben anrichtet, schon genug gehört habe; natürlich that er dies nicht, sein Gesicht aber verriet einen nicht unbeträchtlichen Teil dieses Gedankens. Nanny las ihm denselben von der Stirne und lachte. „Die Tante ist wirklich von Herzen gut, Herr Doktor,“ sagte sie, ihn anblickend. „Aber sie hat ihre eigenen Ideen. Wenn sie nach Florenz zurückkommt und Sie sind noch hier, werden Sie ihr Briefe schreiben müssen. Wer ihr von neuen Bekannten in den Weg läuft, den kriegt sie fest und er muß für sie korrespondieren.“

„Ein Vorrecht, auf das ich, wie ich fürchte, verzichten muß,“ sagte der Doktor frostig. Nanny lachte immer mehr. „O, das wird Ihnen wenig helfen. Sie kennen die Tante nicht. Hier, liebe Frau Santines,“ sie zog einen Brief mit schlecht geschriebener Adresse aus der Tasche und hielt ihn nachlässig zwischen zwei Fingern der Dame des Hauses hin. „Sie hat es richtig durchgesetzt beim Sindico in Palermo, daß er ihr einen Saal für ihren Kindergarten unentgeltlich überläßt. — Und nun kommen Sie einmal, chère Hermione,“ sie nahm die junge Dame unter den Arm, während sie der Baronin und der Frau Eva flüchtig zunickte; „Ihnen habe ich besonders viel zu erzählen.“

Die beiden verschwanden im Hause und die übrige Gesellschaft verlor sich hiernach auch. „Welche ist es denn?“ konnte die Schriftstellerin der Baronin gerade noch zuflüstern, da diese im Begriff war, sich mit Frau Santines zu entfernen. Die Baronin Palm legte den Finger auf die Lippen und warf einen bedeutsamen Blick auf die Thüre, hinter welcher Nanny und Mademoiselle Hermione verschwunden waren.

„Die Pariser Millionärin, für die ein Graf nicht gut genug ist, kann man mit dem deutschen Doktor doch nicht verheiraten wollen,“ dachte Frau Eva. „Also Fräulein Nanny . . .“

Sie hatte ihr Zimmer erreicht, wo sie sich zum Essen ankleiden wollte und blickte

Digitized by Google

nun hinter dem Fenster hinab auf diesen neu erschienenen Neffen der Frau vom Hause, den Doktor Buchner, der jetzt mit gekreuzten Armen an der Brüstung der Terrasse stand und unter den geraden dunklen Brauen hervor ernsthaft ins Weite schaute. „Wenn irgend einer, so sieht dieser aus, als wisse er selber, was er wolle und was ihm gut und gemäß sei," dachte sie. „Und doch wird man wohl wieder einmal erleben, daß das Unvernünftigste geschieht und ein Leben verpfuscht wird."

Auch der deutsche Doktor war ins Haus getreten und so fanden sich nur noch sein italienischer Kollege und die beiden hageren jungen Damen, die eine die von „page vingt-trois", zusammen auf der Terrasse. Die beiden letzteren waren Schwestern; auch entfernte Verwandte der Frau vom Hause, die ihre Heimat, ein russisches Städtchen an der schwarz-gelben Grenze, mit stillschweigender Bewilligung der großherzigen Tante fast ganz gegen das Florentiner Landhaus umgetauscht hatten.

Die Schwestern waren bei den übrigen ständigen und zeitweiligen Hausgenossen wenig beliebt. „Sie gleichen sich wie ein Gespann Wagenpferde," hatte jemand boshafterweise von ihnen gesagt, und damit das Uebereinstimmende in den beiden Erscheinungen und zugleich die Härte und Eckigkeit der zwei großen Gestalten nicht übel bezeichnet.

Litka, die älteste, ging an Salvieros Seite. Sie trug eine Blüte in der Hand, die sie von einem Strauch abgestreift hatte; er nahm ihr jetzt stillschweigend die Blume und indem er that, als ziehe er ihren Duft ein, berührte er sie mit den Lippen, worauf er sie in seinem Knopfloch befestigte. „Ach, lassen sie doch die Possen," sagte Fräulein Litka in geläufigem Italienisch. „Meinen Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie mit Nanny Merlin flüsterten?"

„Wie, meine verständige Litka wäre wohl gar eifersüchtig?" sagte er mit seinem Lächeln, welches nur um die Lippen spielte, ohne das übrige Antlitz zu erhellen.

„Eifersüchtig!" wiederholte sie in beinahe verächtlichem Tone. „Als ob ich nicht wüßte, daß Sie nur mit ihr flüsterten, um sich dem Deutschen gegenüber einen Anschein von Vertraulichkeit mit ihr zu geben. Sie wollen sich ihm in den Weg schieben? Es wird Ihnen nicht viel helfen. Sie wissen doch" — sie sah ihn mit den sonderbaren grauen Augen — die, wenn sie geradeaus blickte, etwas Schielendes hatten; nur daß man nicht wußte, wo dies Etwas steckte — von der Seite an: „Sie wissen doch, daß Frau Santines eine Heirat zwischen den beiden zu Wege bringen möchte?"

Sie sah, wie er sich verfärbte. „Wir sollten das zu hindern suchen, Litka," sagte er.

„Weshalb?"

Die direkte Frage brachte ihn etwas außer Fassung. „Ich verabscheue das Heiratenmachen," sagte er endlich. „Und Madame Santines gebraucht dabei nicht für einen Centesimo Verstand. Nanny und dieser deutsche Pedant! dem sie mit ihrem Gelde aufhelfen soll —"

„Wenn sie welches mitbekommt —"

Er beachtete den Einwurf nicht — „und der sie dafür maßregeln und langweilen wird."

Fräulein Litka schien sich an seinem Aerger zu weiden, während ihre Schwester ziemlich anteilslos nebenher ging. „Warum machen Sie ihr keinen Antrag, Doktor Salviero?" sagte sie jetzt. „Geschwind, ehe der Deutsche Ihnen zuvorkommt. Ich würde es an Ihrer Stelle probieren."

Er sah ihr einen Augenblick in das spöttische Gesicht mit einem Ausdruck, der eine Dame mit schwächeren Nerven als Fräulein Litka erschreckt haben würde. „Woher wissen Sie so ganz genau, daß ich fehlgehen würde, Signorina?" sagte oder zischte er vielmehr.

Sie zuckte die Achseln, legte den Kopf auf eine Seite und blickte in die Luft, als wollte sie sagen: was fragst du mich, wenn du mir doch nicht glaubst. Er sah aus, als könnte er sie zermalmen. Aber als er sprach, war es in ruhigem, ja einschmeichelndem Tone.

„Wir sind Bundesgenossen, Litka, nicht wahr? Wir denken über so vieles gleich, und wir haben den Mut, uns unsere Gedanken einzugestehen dieser albernen ehrlichthuenden Gesellschaft gegenüber. Was uns verbindet, ist —"

„Daß wir niemand von all den Leuten hier ausstehen können," fiel sie ein. „Nur, daß Sie Nanny heiraten würden, wenn diese auch nur entfernt an dergleichen dächte. Aber beruhigen Sie sich. Sie nimmt weder Sie, noch — was hast du, Amalie?"

Die Schwester, deren Arm in dem ihren

Digitized by Google

lag, hatte ihr ein Zeichen gegeben; gerade über den dreien war im ersten Stock des Hauses ein Fenster geöffnet worden, und eine Männerhand hatte sich auf die kleine eiserne Galerie vor demselben gelegt. „Du hörtest die Eßglocke, nicht wahr? Ja, wir müssen ins Haus. Auf Wiedersehen, Doktor."

„Es hat noch nicht geläutet," sagte Salviero mürrisch, seine Uhr hervorziehend. „Bleiben Sie noch ein paar Augenblicke, Litka; was ist Ihnen durch den Kopf gefahren?"

„Daß wir zwei uns auch einmal zu Tisch ein wenig schöner machen wollen. Man sieht uns sonst gar nicht an zwischen all den reichen Erbinnen und rumänischen Prinzessinnen. Adieu!"

Sie sah über die Achsel nach ihm zurück mit einem sonderbaren, vielsagenden Blick und er schaute ihr nach, als ob ihre Magerkeit und Farblosigkeit doch nicht ohne allen Reiz für ihn wären. Als die Mädchen in ihrem Zimmer angekommen waren, fragte Litka: „Glaubst du, daß der Deutsche schon etwas gehört hatte?"

„Was er hört oder nicht, darauf kommt es wenig an," sagte die jüngere Schwester. „Aber ich kann es nicht leiden, wenn du Salviero ganz in deine Karten sehen lässest."

Litka ballte die knochige Hand. „Wie bereit er ist, überall den Verehrer zu spielen. Er, der, als wir noch allein hier waren . . ." Sie brach ab. „Nun, es soll ihm wenig helfen. Er irrt sich, wenn er denkt, es werde ihm gelingen, hier, unter unseren Augen, auf andere Weise sein Glück zu machen, als wir für gut halten."

Amalie lachte, was bei ihr niemals aus einem anderen Grunde als aus Schadenfreude geschah. „Der bescheidene Italiener," sagte sie. „Er würde sich sogar mit Mademoiselle de Quincenet, ob sie gleich nicht hübsch ist, und mit ihren Millionen begnügen. Hast du ihr das Heft in die Hände gespielt?"

„Ja."

„Es war noch mehreres mit der Post an uns gekommen; du hast es doch nicht verwechselt?"

„Nein, nein," sagte Litka ungeduldig. „Sie hat ihren Liebesbrief längst herausgeklaubt; sie sah ganz verklärt aus. Was ist noch gekommen?"

„Ein paar Broschüren aus Warschau, die wir Golzows mitteilen sollen. Hier."

Litka, welche kurzsichtig war, beugte sich tief über den kleinen runden Tisch, auf welchem Zeitungen und broschierte Hefte lagen. Da waren Titel, wie: Wer glaubt noch? — A bas les trônes! — Untersuchung über den wahren volkswirtschaftlichen Wert des Kapitals. — Arbeitsfelder der Frau im Staate der Zukunft — und dergleichen mehr.

Es bereiteten sich damals in Rußland die Zustände vor, deren Hereinbrechen wir erlebt haben. Die Schwestern Panikoff, denen eine sonderbare Abwesenheit der Scheu vor Recht, Sitte und Autorität jeder Art als hervortretender Familienzug gemeinsam war, fanden ein instinktives Gefallen an den Umsturzideen, welche damals sich zu verbreiten begannen. Politik und Volkswirtschaft lag ihnen zwar ziemlich fern, und sie würden sich mit einem kleinen Unterminierungssystem auf näher liegenden Gebieten, denen des Familienlebens, der Ehe und der Kinderzucht, begnügt haben. Aber es galt, sich einer Partei anzuschließen, wobei der ihnen angeborenen Intriguensucht ein Feld sich öffnete, und es war weiter nicht schwer, die Mißgunst und den Neid, welche sie bisher gegen alle ihre vom Schicksal einigermaßen begünstigten Bekannten gehegt hatten, auf ganze Klassen von Menschen zu übertragen und heftige Demokratinnen zu werden. Die Bezeichnungen Nihilismus und Nihilisten waren damals noch nicht gebräuchlich; die beiden Panikoffs aber waren die geborenen Nihilistinnen und würden dies in jeder Epoche, in der sie auch gelebt hätten, gewesen sein.

Frau Santines ahnte wohl, daß ihre Verwandtinnen, ob sie gleich katholisch waren, in mancher Beziehung sehr frei dachten, doch war die Atmosphäre ihres Hauses einer solchen Richtung keineswegs absolut ungünstig. Monsieur Santines war ein Republikaner im Stile der Brutus und Cato; er war ein Gelehrter, ein Mann der Ideen und Systeme, und da er reich und völlig unabhängig war, stand es ihm frei, zu denken und zu leben, wie er wollte und sein Vaterland zu meiden, weil er die Regierung des letzten Napoleon verabscheute. Mit den Golzows, der Familie eines ausgewiesenen Russen, welche ein Landhaus in nächster Nähe bewohnte, stand man in der Villa Santines im vertraulichen Verkehr.

Golzow, der Vater, ein feuriger, hochsinniger Patriot, dem die Ausweisung eigent-

Digitized by Google

lich gegolten hatte, war vor einiger Zeit gestorben. Ihm hatte die Familie Santines und ihre Freunde, vor allem aber Teresa Conti, eine lebhafte Verehrung gezollt. Mit dem Sohne, der als Vater einer zahlreichen Familie jetzt das Golzowsche Landhaus bewohnte und fortfuhr, gegen die heimatliche Staatsgewalt zu protestieren, wie es sein Senior gethan, wußte Teresa nichts anzufangen. Er war ihr nicht mehr der stilgerechte Republikaner vom alten Schlage, der neben dem Niederreißen auch das Aufbauen verstand; er verneinte alles — lebte dabei aber ganz behaglich der Erzeugung und Erziehung einer zahlreichen Familie, mit seiner hübschen phlegmatischen Gattin, der man jetzt nicht mehr ansah, daß sie die Tochter eines Lumpensammlers aus San Frediano, dem ärmsten Viertel von Florenz, war.

Die schönen Augen des in Lumpen gehüllten Kindes hatten den jungen Golzow bezaubert; und da er an nichts, auch nicht an die Vorzüge ehrlicher Geburt glaubte, hatte er sich leicht entschlossen, das Mädchen aus dem Volke zu ehelichen. Sie machte ihm übrigens keine Schande, hatte sogar Französisch gelernt und hatte feine Hände bekommen, die von keiner Arbeit wußten, durch die aber das Geld hinrollte, daß kein Halten war.

Die Ehe war nun schon mit acht Kindern gesegnet. Aristides Golzow hatte sich der Beschränkung eines Brotstudiums niemals bequemt, war aber auf Universitäten gewesen und hatte mancherlei getrieben, was er sich jetzt genötigt sah, zu verwerten, da der Zins des väterlichen Vermögens zur Bestreitung des Hauswesens nicht mehr ausreichte. Natürlich korrespondierte er für Zeitungen seiner Partei, aber er hatte den Geist seines Vaters nicht geerbt; den Genossen war es nur wichtig, seinen Namen zu haben, dessen Klang schon schwer wog; doch bezahlten sie ihn dafür nicht sonderlich. Er hatte eine Weile als homöopathischer Arzt in Florenz praktiziert, hatte aber wegen der homöopathischen Bemessung der Honorare, die bei Italienern üblich ist, diesen Berufszweig wieder aufgegeben. Jetzt hatte er ein Zimmer in der Via Cavour gemietet, an dessen Thüre auf einem Messingschildchen stand: Aristide Golzow, Avvocato, und da er, was ihm an juristischem Scharfsinn abging, durch eine den Italienern zusagende phrasenhafte Beredsamkeit zu verdecken wußte, hatte er in diesem neuesten Berufe einiges Glück. Er war in seinem Auftreten, wie immer, völlig ein Gentleman, und seine Gattin lebte nach wie vor in sorglosem Behagen und ließ ihre Kinder in dem schönen Garten des Landhauses wild umherlaufen.

Mit Golzow nun unterhielten die Schwestern Panikoff einen lebhaften Verkehr, der zunächst hauptsächlich im Austausch oder der Mitteilung von Parteischriften bestand. Die italienische Regierung war damals sehr sorglos; in großen Mengen wurden Traktate gefährlichen Inhalts im Lande eingeschmuggelt und zur Verteilung gebracht. Die Panikoffs fanden an diesem Geschäfte besonderen Geschmack, und durch sie wurde Golzow weit mehr in das Parteitreiben gezogen, als es seinem im Grunde russisch indolenten Charakter gemäß war.

Ernst war es den Schwestern mit nichts, und so lag ihnen auch wenig daran, ob jene Schriften die gewünschte Wirkung thaten oder nicht. Dagegen liebten sie es, mit boshaftem Witz ihre gefährlichen Blätter bei ihren Besuchen in der Stadt ehrbaren italienischen Bekannten, ruhigen Beamten, in die Wohnung zu spielen, wo sie denn, wenn sie gefunden wurden, lebhaftes Entsetzen erregten, weil sie wirklich dort die übelsten Folgen nach sich ziehen konnten.

Man hätte denken können, daß mit diesen unternehmenden jungen Damen Teresa Conti, die Politikerin, mancherlei Berührungspunkte gehabt haben müsse. Dem war aber nicht so. Die Panikoffs konnten zuweilen selbst in Gegenwart der Frau vom Hause kaum den spöttischen Ton gegen Teresa bemeistern, die sie im Herzen für die allergrößte Närrin hielten. Waren sie unter sich, so gab es kaum einen Spottnamen, den sie ihr nicht beigelegt hätten, und vor anderen schonten sie die gute Dame nur insoweit, als ein allzu offenes Verhöhnen der langjährigen Gastfreundin ihrer Tante ihnen übel hätte bekommen können.

Teresa in ihrer in sich versunkenen Weise bemerkte dergleichen nicht, aber sie konnte, wie fast alle anständigen Leute, die Panikoffs nicht recht leiden. Sie traute ihnen nicht besonders viel Gutes zu, und außerdem mißfiel ihr auch mancherlei an den revolutionären Ideen neuester Sorte und ihren Trägern. Sie behauptete,

Digitized by Google

daß dieſe Leute keine Wärme und keine Liebe hätten. Sie dagegen war ganz erfüllt von einer Liebe, einer glühenden Leidenſchaft für ihr Vaterland. Man ſagte von ihr, daß ſie Viktor Emanuel nicht ſowohl in ſeiner Eigenſchaft als König haſſe, als vielmehr weil er kein Italiener, ſondern nur ein Piemonteſe ſei.

Um ſechs Uhr nachmittags wurde im Hauſe Santines diniert. Es war eine behagliche Mahlzeit. Der Hausherr, der bis dahin ſein jeweiliges Penſum hinter ſich hatte, dehnte ſie gern aus, wenn ihm angenehme Gäſte da waren. Ueber den Wert ſeiner Küche gingen die Anſichten auseinander. Die Santines hatten einen franzöſiſchen Koch, den ſie für ein Juwel hielten, während ihre Freunde faſt alle der Anſicht waren, daß ſeine Leiſtungen meiſt nur gewöhnlicher Art ſeien, und die Baronin Palm behauptete, Madame Santines werde fortwährend von ihm auf das unverſchämteſte beſtohlen.

Mit dem Wein wurde einiger Luxus getrieben. Herr Santines war Beſitzer großer Weingüter in ſeiner franzöſiſchen Heimat. Neben dem geſchätzten Chianti, einem Kinde Toscanas, gab es meiſt noch einige edlere Sorten, mit denen der Hausherr eigenhändig die ihm zunächſt Sitzenden verſorgte. Heut ließ er dem deutſchen Doktor zu Ehren einen herrlichen Rheinwein kommen. Buchner hielt das Glas, welches ihm der alte Herr gefüllt hatte, in die Höhe, führte es langſam an die Lippen und trank bedächtig, und als er es wieder hinſetzte, hatte ſich ſein ernſthaftes Geſicht merklich erhellt.

Nanny, an ſeiner rechten Seite, hatte ihn ungeſcheut beobachtet. „Nicht wahr, man bekommt gleich ein ganz anderes Zutrauen zu Leuten, bei denen man ſo guten Wein trinkt?“ ſagte ſie lachend.

„Ich geſtehe gern, daß ich nach dieſem Weine eine noch beſſere Meinung als zuvor über meine gute Tante und ihren vortrefflichen Mann hege,“ gab er zurück. „In einem ſolchen Wein ſteckt ſo viel Solides, möcht' ich ſagen.“

„Und Sie haben uns wohl für unſolide gehalten?“ meinte ſie und reichte nach den Feigen hinüber.

Er warf einen Blick auf ihr kaltblütiges Geſicht. „Dann wäre ich nicht hier,“ ſagte er, in einem ſo ernſten Tone, daß ſie ſich raſch zu ihm umdrehte. „Lieber Himmel, wie muß man bei Ihnen auf ſeiner Hut ſein. Da werden wir zwei ſchlecht zuſammen fertig werden. Ich rede, was mir gerade zuerſt in den Mund kommt. Ich habe mir das bei den Italienern hier angewöhnt. Für die iſt alles, was man ſagt, immer noch gut genug. Aber warten Sie, Hermione de Quincenet iſt ſo eine kleine Philiſterin: ich werde Sie beide noch einmal ganz ſpeziell miteinander bekannt machen.“

„Die Dame iſt aber eine Franzöſin —“

„Eine Pariſerin ſogar.“

„O, dann laſſen Sie es, bitte, mein Franzöſiſch taugt nichts . . .“

„Hermione ſpricht ganz reizend deutſch.“

„Auch? Iſt das jetzt Mode in Paris?“

„Das Deutſche iſt jetzt überall Mode; wußten ſie das noch nicht? In Italien wird es allgemein gelernt. Seit dem Kriege weiß man erſt überall, daß wir auf der Welt ſind. Vorher hatte man in Italien allerdings Kenntnis davon, daß in deutſcher Sprache ſehr ſchöne Dichtungen, zum Beiſpiel der Fauſt, exiſtierten. Der war aber ſchon lange geſchrieben und man wußte gar nicht, ob es überhaupt noch Deutſche gebe. Oeſterreicher, ja, die kannte man nur zu gut, deren gab es immer eine Menge. Jetzt iſt man über das alles etwas beſſer unterrichtet.“

Buchner lachte, auch die Schriftſtellerin, die gegenüber ſaß, hatte wider ihren Willen lächeln müſſen. Nanny blickte flüchtig zu ihr hinüber. „Die hört natürlich wieder zu,“ ſagte ſie, ein Stück Konfekt zwiſchen den Zähnen zerknackend, und nur ihrem Nachbar zum Gehör. „Denkt man gar nicht an ſie und ſieht dann zufällig einmal hin, ſo hat ſie einen die ganze Zeit über im Auge gehabt. Sage ich eine Dummheit, ſo lächelt ſie, ehe die anderen den Witz nur verſtanden haben; kokettiere ich ein bischen, was die gute Frau Santines, und wäre ſie hundert Jahre lang dabei, nicht merken würde, ſo ſehe ich ihr an der Naſe an, daß ſie mich für ein gefährliches Subjekt hält . . . Wie finden ſie das?“

„Iſt die Dame immer ſo ſchweigſam?“ fragte er dagegen gleichfalls mit gedämpfter Stimme.

„Immer, das ärgert mich gerade. Sie macht es ſich wahrhaftig bequem; ich glaube, ſie betrachtet uns alle im Stillen, als agierten

Digitized by Google

wir in einer Komödie ihr zum Zeitvertreib, oder damit sie später Bücher über uns schreiben könne. Sie ist übrigens sonst ganz nett," fügte Fräulein Nanny hinzu, nachlässiger als man nach ihrem anfänglichen Eifer hätte erwarten sollen. Doktor Buchner aber nahm sich im stillen vor, hier ganz sicher keine Lustspielfigur abzugeben.

An der Seite des Hausherrn saß die junge Gräfin Thera, in einem purpurnen Samtjäckchen, welches über und über mit Gold gestickt war. Es war dies ein Anklang an rumänische Volkstracht; das Künstlerauge des alten Herrn ruhte oft mit Wohlgefallen darauf und auf den Samtaugen und dem anziehenden bräunlichen Gesicht seiner Nachbarin. An der anderen Seite hatte diese den jungen Franzosen, der sie auf seine etwas phlegmatische Art ebenfalls zu bewundern schien.

Mademoiselle de Quincenet, die heute eine völlig dunkle aber sehr frappierende Toilette gemacht hatte — die etwas schmächtige, elegante Gestalt war über und über in kostbare schwarze Spitzen gehüllt oder vielmehr gewickelt, so eng schloß alles um die biegsame Figur — hörte zerstreut aber freundlich auf den Doktor Salviero, ihren Nachbar zur Linken. Der Italiener sprach unaufhörlich; im Gegensatz zu der lebhaft gestikulierenden Weise seiner Landsleute saß er dabei völlig still, und seine Mienen verrieten nichts von der Färbung des so angelegentlich geführten Gesprächs. Vergebens strengte sich Litka Panikoff an, in dem Gewirr der vielen Stimmen nur etwas von dem zu hören, was er sagte. Begegnete er einmal ihrem lauernden und unverstellt bösen Blick, so sah er sie groß und mit affektierter Verständnislosigkeit an.

Litkas bitterer Aerger bei diesem Verhalten von seiten des Italieners war übrigens keineswegs ohne Trost. Sie brauchte sich nur zu vergegenwärtigen, wie sehr seine Bemühungen um etwas mehr als eine vorübergehende Beachtung bei Hermione zu spät kamen, dann konnte sie ganz ruhig zusehen, wie er leise und mit kaum versteckter Huldigung in Miene und Blick auf das junge Mädchen einsprach, wie er die dunkeln, beredten Augen in die ihrigen zu bohren suchte, sogar, wie er beim Zureichen der Schüsseln geschickt ihre kleine Hand zu berühren, ihre zarten Finger einen Augenblick zu umschließen wußte . . . sie konnte das alles sehen und etwas wie Vergnügen bei seinen so grenzenlos nutzlosen Bemühungen empfinden.

Auch die Baronin Palm und Signora Conti speisten heute mit. Madame Santines hatte, da die Unterhaltung zwischen Nanny und ihrem sonst schweigsamen Neffen in immer besseren Fluß zu kommen schien, ein paarmal zufriedene Blicke mit ihrer alten Freundin, der Baronin, gewechselt.

Jetzt, zu Ende der Tischsitzung, wurde das Gespräch allgemein. Die Lebhaftigkeit, mit welcher der Hausherr gegen Frau Eva, die Schriftstellerin, seine Lieblingstheorie von der fortwährenden Vervollkommnung des menschlichen Lebens und aller sozialen Verhältnisse aufrecht erhielt, hatte nach und nach alle Sonderunterhaltungen zum Schweigen gebracht und alle beteiligten sich nun an dem Thema, jeder in seiner Weise.

„Ich begreife nicht," sagte Frau Eva, auch ihrerseits etwas lebhafter als gewöhnlich, „wie Sie erwarten können, soziale Gebilde von solcher Vollkommenheit auf der Erde entstehen zu sehen, da doch, wie Sie selber zugeben müssen, das Material, mit dem am Gebäude der Gesellschaft gearbeitet wird, immer dasselbe bleibt und die Fähigkeiten der Bauenden sich auch, so lange wenigstens wie es eine Geschichte der Menschheit gibt, nicht merklich vermehrt haben. Sind die Menschen nicht, so weit hinab ins Dunkel der Zeiten wir die Rasse verfolgen können, im großen Ganzen immer dieselben geblieben?"

„Sogar das würden viele Ihnen bestreiten," rief Herr Santines, „ich aber räume ein — was mir oft zu denken gegeben —, daß wir einem kategorischen Imperativ überall, wo es Menschen gibt und gab, begegnen. Wo aber diese Wirbelsäule in der moralischen Gestalt der Menschheit vorhanden, da kann diese Gestalt in ihren Hauptzügen keine von der jetzigen abweichende gewesen sein. Diese erste im ganzen unveränderliche Anlage aber zugegeben, kann unendlich viel geschehen, um das Wesen des Geschlechtes zu modifizieren. Und zwar durch — Gewohnheit. Wissen Sie, was meine moralische Hauptmaxime ist: Laßt recht, das heißt vernünftig handeln dem Menschen zur Gewohnheit werden! Zwingt ihn zu dieser Gewöhnung. Darin kann noch unendlich viel geschehen! Mißkennen Sie aber den Umfang

Digitized by Google

meiner Forderung nicht! Die ganze sogenannte Frauenfrage zum Beispiel wäre mit einemmal gelöst, wenn die Männer sich gewöhnten, billig zu denken, zuzugeben, daß ihre jetzige Stellung in der Gesellschaft, dem Staate, der Wissenschaft keine Notwendigkeit, sondern eine Ungerechtigkeit ist, welche noch völlig auf den Anschauungen der gewaltthätigen, unkultivierten Urzeit basiert."

„Mon dieu," meinte Herr Hektor Letourdi mit einer komisch kläglichen Miene, „die Dam' setzen uns ihren Fuß in Pantöffelchen so derb auf den Nacken — wollen sie die n Fuß nun gar noch in Männerstiefel stecken!

Die Miene des Hausherrn verfinsterte sich; er konnte nicht leiden, wenn man Erörterungen, um die es ihm ernst war, durch Witzreden aufhielt und vom Ziele abdrängte. „Ich spreche nicht von den sozusagen illegitimen Vorrechten der Frauen," sagte er, „und nicht von einer Geltung, die sie sich erlisten müssen. Es handelt sich darum, daß die Gesetzgebung bei uns einem bedeutenden Teile der Bevölkerung, dem weiblichen eben, nicht gerecht wird. Aber wir schweifen ab," wandte er sich wieder zu Frau Eva. „Glauben Sie nicht, daß gerade auf diesem Gebiete noch vieles ganz anders und — besser werden wird?"

„Es muß," ließ sich hier eine Stimme, die nicht der Schriftstellerin angehörte, mit Nachdruck vernehmen. Signora Teresa hatte gesprochen. „Diese Ehegesetze," fuhr sie fort, „lassen Sie die Menschen erst so weit vorgeschritten sein, um das Licht, welches in einzelnen Köpfen schon längst aufgegangen ist, ertragen zu können, und man wird Verbesserungen erleben, welche die Gesellschaft von Grund aus umgestalten. Es muß dahin kommen: und nicht umsonst werden dann die höher gesinnten unseres Geschlechtes so unsäglich unter der Rohheit der jetzigen Zustände gelitten haben; die nach uns kommende Frauenwelt wird uns rächen."

Signora Teresa sah sonderbar aus, während sie sprach, mit den unbeweglichen harten und derben Zügen, den Augen, die niemand ansahen, sondern gerade vor sich hinblickten, als spreche sie zu keinem insbesondere, sondern rede, weil sie müsse. Aber ein achtungsvoller Ernst lag doch auf den Gesichtern der meisten ihrer Zuhörer. In dem allgemeinen Schweigen begann Litka, die mit ihrer Schwester einen Blick gewechselt hatte:

„Sie sollten zur Warnung für uns jüngere Ihre Erfahrungen veröffentlichen, Teresa — wirklich, Tante" — da sie einen erstaunt unwilligen Blick von Madame Santines aufgefangen — „der Partei sind solche Konfessionen sehr nützlich."

Wer die Worte gehört hatte, fühlte sich unbehaglich, nur Teresa saß anscheinend unbewegt. „Ich weiß nicht, warum Sie gerade mir Konfessionen ansinnen, Fräulein Panikoff," sagte sie ruhig. „Und ich mache Ihnen bemerklich, daß ich gegenwärtig zu keiner Partei, am wenigsten aber zu einer, zu der Sie sich bekennen würden, gehöre."

Litka verfärbte sich nun doch; so nachdrücklich war sie von dieser Närrin, die sie für ganz ungefährlich gehalten hatte, noch keinmal abgefertigt worden. „Ich wußte nicht, daß Sie sich von ihren früheren Gesinnungsgenossen losgesagt hatten." Die Bemerkung wagte sie noch, bereute sie aber fast, als sie sah, wie selbst das gutherzige Gesicht der Madame Santines sich verdunkelte. Teresa hatte keine Antwort mehr als ein etwas verächtliches Achselzucken.

Doktor Buchner mochte sich durch das, was er gehört hatte, etwas sonderbar berührt finden. Als jetzt sein Auge dem der Schriftstellerin ihm gegenüber begegnete, richtete er das Wort an sie, aus keinem besonderen Grunde, als etwa um durch den Ton seiner Bemerkung darzuthun, wie er von der ganzen Frauenbewegung denke. „Sie sind natürlich auch eine begeisterte Anhängerin der Emanzipationsideen, gnädige Frau," sagte er leichthin.

„Ich?" Frau Eva besann sich, aus welcher ihrer Veröffentlichungen er diese Ansicht gewonnen haben könne, bis ihr einfiel, daß er wohl schwerlich etwas von ihr gelesen habe. „Ach so," sie lächelte. „Sie meinen, weil ich überhaupt schreibe. Sie betrachten dies schon als einen Emanzipationsakt."

„Wenn Sie erlauben, ja."

„Nun, es ist aber auch der einzige, den ich begehe. Nicht, daß ich etwa eine Gegnerin der ‚sogenannten' Frauenfrage, wie Herr Santines es bezeichnete, wäre. Eine ehrliche Frau, die nachdenkt, kann das eigentlich nicht sein. Aber ich bin etwas bequem, habe auch keine Zeit für Vereine. Ich lasse die anderen

gitized by Google

sich versammeln und reden. Geht man etwas weit, wie zum Beispiel in Amerika, so beklage ich dies weiter nicht, sondern denke, daß nach dem langen Zuwenig das Zuviel wohl auch nicht schaden, sondern zu den notwendigen Vibrationen gehören werde, nach welchen die Angelegenheit endlich ihre richtige Lage und ihren natürlichen Ruhepunkt gewinnen wird — auf eine Weile."

„Eigentlich finde ich es aber doch nicht recht von Ihnen, Liebe, daß Sie sich so ganz absondern von diesen Bestrebungen — die Sie billigen, wie sie eingestehen — und die ganze Arbeit anderen überlassen," rief die Baronin Palm hinüber.

„Das habe ich mir auch schon gesagt," meinte Frau Eva, „umsomehr, da diesen Bestrebungen in den Augen vieler ein gewisses Odium anhaftet, welches ich eigentlich mittragen müßte. Aber ich tröste mich dann wieder damit, daß ich," sie senkte unwillkürlich in einem Anflug von Verlegenheit die Stimme, da sie bemerkte, daß man ihr allgemein zuhörte, „daß ich, indem ich mein Leben gestalte, wie ich thue, und von meiner Arbeit lebe, auch einen Beitrag zur Frauenfrage liefere, während ich ruhig auf meiner Stube sitze. Für das Vereinswesen und das Wirken innerhalb einer Partei muß man besonders beanlagt sein."

„Das ist so recht deutsch — das ist der germanische Zug, sich zu vereinzeln, den ich für meine Person übrigens mit Ihrer Rasse teile," lächelte der Hausherr.

„Richtig wieder in ein hochfliegendes Gespräch geraten, währenddessen wir anderen uns aus Langerweile an Feigen und Stracchino krank essen mögen," murmelte Nanny. Doktor Buchner hatte eine Bemerkung des Anteils für die Worte von Herrn Santines auf der Zunge gehabt, jetzt verschluckte er sie und lachte. „Daß Sie sich krank essen, darf ich schon als Arzt nicht zugeben," sagte er. „An sich, ohne Feigen und Stracchino, ist die Langeweile nicht ungesund."

Sie wandte den Kopf zu ihm und sah ihm voll in die Augen.

„Nun, dann reden Sie nur mit; genieren Sie sich nicht um mich; seien Sie geistreich nach Herzenslust."

Er lachte wieder. „Ich habe darin niemals viel geleistet, ich überlasse das anderen. Aber Sie, Fräulein Merlin, Sie, die — na, ich will ihnen lieber kein Kompliment machen — sind Sie einer etwas tiefer gehenden Unterhaltung so abgeneigt?"

„Ja," sagte sie entschieden. „Mich interessierte das alles nicht. Ich habe mich an all dem Kram müde gehört: wo die Tante ist, wird ja ewig disputiert. Ich liebe eine Unterhaltung anderer Art, wie man sie mit den Italienern führt. Da redet man über einen Ball, über das Theater und dergleichen, und dazwischen sagen sie einem hundert angenehme Dinge."

„Das letztere würde ich vielleicht mit der Zeit lernen," meinte er.

„Sie?" Sie lachte ihn unverhohlen an und sah dabei sehr hübsch aus. „Das möchte ich hören. Uebrigens ist das Theater gut hier, und wenn Sie Italienisch lernen wollen, müssen sie hingehen; ins Theater und in die protestantische Kirche, draußen, am Viale Principessa Marguerita."

„Das werde ich mir merken. Gehen denn Sie auch in die Kirche?"

„Gewiß, von Zeit zu Zeit. Da — endlich!"

Herr Santines hatte seinen Stuhl gerückt; die Tafel war aufgehoben. Als sich Doktor Buchner einen Augenblick später nach seiner Nachbarin umsah, war sie schon verschwunden, mit Mademoiselle de Quincenet davon geflogen.

Nach Tische trat Madame Santines zu ihm. „Nun, Ferdinand, hast du dich gut unterhalten?" fragte sie freundlich.

„Ausgezeichnet, liebe Tante."

„Ja, es geht lebhaft bei uns zu. Meinen Mann interessieren diese verschiedenen Elemente. Nanny — deine Nachbarin, Fräulein Merlin — ist eines der angenehmsten darunter, frisch und anregend."

„Ja, sie scheint originell," meinte er, während sein Blick hinter der Besprochenen her wanderte. Der Ausdruck war der älteren Dame nicht ganz recht, denn sie wußte, daß auf dem Heiratsmarkte die Originalität nicht unter die gesuchten Artikel zählt. „Sie ist gescheit," sagte sie deshalb, „aber im Grunde ein einfaches und recht gutes Mädchen. Meiner Ansicht nach schadet ihr das Leben mit der Tante . . . Die Merlin — du hast ja davon gehört — ist in der That ein Original. Nanny wird durch sie zuviel in der Welt und

Digitized by Google

in einer buntscheckigen Gesellschaft herumgeworfen. Was sie braucht, ist eine feste Heimat . ."

Doktor Buchner wußte nicht recht, was er hierauf erwidern sollte, und Madame Santines, die nicht gleich zum erstenmal zu viel sagen wollte, verfolgte das Gespräch nicht. „Nachher wird ein wenig musiziert," bemerkte sie noch. „Inzwischen siehst du dir vielleicht die Bibliothek an . . ."

„Ich gehe gerade dorthin, kommen Sie mit mir," sagte die Schriftstellerin, die eben an den beiden vorüber kam. Sie fand an dem jungen Manne Gefallen. Daß er ihr bisher wenig freundliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, trug sie ihm nicht nach. Sie war so großherzig und war von der Natur so sehr nur zum Beobachten ihrer Umgebung beanlagt, daß die Art, wie man ihr begegnete, ihren klaren Blick in der Schätzung anderer nicht trübte. „Ich weiß bei den Büchern Bescheid — das gehört mit zu meinem Metier," schob sie lächelnd ein — „und Ihr Herr Onkel hat seltene Sachen."

Die Bibliothek war nicht das einzige Zimmer im Hause, dessen Wände vom Fußboden bis hinauf unter die Decke dicht mit Büchern besetzt waren — das Arbeitszimmer des Hausherrn wies eine ähnliche Wandbekleidung auf — aber dasselbe war doch diesen stummen Hausgenossen und der Beschäftigung mit ihnen ganz besonders gewidmet. Die weiten hohen Fenster rahmten jene köstliche Aussicht ein, die schon beschrieben worden ist. Mehrere Tische in der Mitte des großen Raumes waren mit Zeitungen und Broschüren, allem, was neu einlief und noch nicht gebunden und eingereiht war, bedeckt, auf einem dritten befand sich Schreibgerät für solche, die Auszüge oder sonstige Aufzeichnungen zu machen hatten. Um diesen letzteren Tisch standen ein paar mit grüner Leinwand überzogene leichte Schirmwände, die bis an die Büchergestelle an der Wand fortliefen und die Plätze an dem Tische absonderten und ungestörter machten.

Frau Eva und Ferdinand Buchner waren zufällig in diese Abteilung geraten, von wo sie einem Eintretenden nicht sofort sichtbar wurden. Eva nahm ein kleines Buch, sehr solide in einen römischen Einband von Schweinsleder gekleidet, von den Gestellen und reichte es dem jungen Manne hin. „Hiermit müssen Sie billig anfangen. Ich hoffe, Sie verstehen Französisch genug, um einzusehen, wie sehr gut das gemacht ist."

Er nahm das Büchlein ohne weiteren Dank und mit nicht besonders höflicher Miene aus ihrer Hand, bald aber verriet sein Gesicht Interesse. Er schlug zurück nach dem Titelblatt und blickte fragend auf seine Begleiterin. „Vom Onkel? Eine Uebersetzung von Hermann und Dorothea?"

„Ins Französische", ergänzte sie. „Und gewiß eine der besten Uebersetzungen, die es in irgend einer Sprache gibt."

Der Doktor war noch mit dem Buche beschäftigt, Eva hatte ein Heft vom Tische aufgenommen und blätterte darin, da ging eine Thüre und man hörte, daß jemand ins Zimmer trat. „Verschonen Sie mich mit ihren Zärtlichkeiten, Salviero," waren gleich die ersten Französisch gesprochenen Worte der eintretenden Person. „Meinen Sie denn, ich hätte nicht gesehen, wie oft Sie bei Tische der Quincenet die Hand zu drücken suchten. Wenn Sie sich bei solchen vergeblichen Versuchen doch nur e i n m a l mit meinen Augen sehen könnten!"

Eva und ihr Begleiter wechselten einen Blick der Betroffenheit, dann ergriff die Schriftstellerin schnell entschlossen einen Stuhl und rückte ihn heftig, um die Gegenwart noch anderer im Zimmer anzuzeigen. Unglücklicherweise für die zuletzt Eingetretenen aber wurde dies sehr entschiedene Geräusch verdeckt durch ein anderes, welches eben draußen entstand: eine Thüre war irgendwo heftig ins Schloß gefallen. Die Stimme, die zuerst gesprochen hatte, hob noch einmal an: „Sie sind von einer reizenden Bescheidenheit, nach der Gunst unserer Millionärin zu streben. Aber Sie kommen auch da zu spät. Wenn Sie mich doch, ehe Sie operieren, mit Ihrem Vertrauen beehren wollten! Ich könnte Sie wenigstens vor unnötigen Auslagen an Zeit, Mühe und Zärtlichkeit bewahren." Alles Räuspern von seiten Evas war vergeblich gewesen; Litka hörte nicht und sprach weiter: „Hermiones zärtliches Geheimnis zum Beispiel halte ich auch in der Hand."

„Das ist ja erbaulich," brach hier Doktor Buchner heraus, ohne seine kräftige Stimme groß zu mäßigen. Er hatte auch seine ursprüngliche Stellung gar nicht verändert und blickte noch immer in sein Buch. — Eine sekun-

Digitized by Google

denlange Stille war nach seinen Worten eingetreten, dann kamen hastige Schritte auf den Platz zwischen den Schirmwänden zu und gleich darauf erschien im Eingang der italienische Doktor, blaß vor Wut.

„Ah, Madame und Monsieur haben hier gelauscht," stieß er hervor mit einem Hohne, unter dem sich sein hübsches Gesicht verzerrte. „Sehr gute Sitten, in der That."

Ferdinand Buchner sprach nicht und wandte nur sein Gesicht über die Achsel nach dem Wütenden hin mit dem Ausdruck unverhohlener Verachtung. Eva dagegen sagte mit Entrüstung: „Sie irren, mein Herr, wir wünschten nicht zu hören, was so unvorsichtig gesprochen wurde und haben uns mehrfach bemerklich zu machen gesucht."

„Wir", wiederholte Salviero mit seinem häßlichen Lächeln, halblaut vor sich hin. „Sonderbar, daß uns das ganz entgangen ist. Nun, ich werde künftig alle Ecken eines Zimmers durchspähen, von dem ich vermuten kann, daß Spione sich darin befinden."

Er wollte sich abwenden, da vertrat ihm Buchner den Weg. „Mein Herr," sagte er und in seinem nicht eben gelenken Französisch klangen die Worte nur nachdrücklicher, „Ihr Benehmen ist insolent. Sie acceptieren die Entschuldigung jener Dame nicht. Dieselbe war vollständig der Wahrheit gemäß. Wir waren unfreiwillige Zuhörer Ihres Gesprächs und versuchten gleich anfangs, dasselbe zu unterbrechen. Nehmen Sie nun gefälligst Ihre ungeziemenden Aeußerungen zurück und belieben Sie, sich wegen derselben zu entschuldigen."

Salviero verzog die Lippen zu einem immer noch maliziösen Lächeln, welches bedeuten konnte: „ah, der rauflustige Deutsche, wie er im Buche steht". Doch verbeugte er sich höflich: „Ich stehe nunmehr nicht an, wegen meiner Heftigkeit um Entschuldigung zu bitten. Die Ueberraschung, noch jemand im Zimmer zu entdecken ... Sie werden zugeben, es war ein unangenehmes Zusammentreffen von Umständen ..."

Buchner hatte aufmerksam zugehört, etwa wie ein Lehrer, der mit kritischem Ohr einen Schüler etwas hersagen läßt. „Ich vermisse noch die ausdrückliche Erklärung eines Irrtums, den Sie begangen haben, mein Herr," sagte er jetzt. „Sie gebrauchten da ein sehr fatales Wort."

„Ich sprach von Spionen ... Oh, ich revoziere, gern," sagte der Italiener boshaft. „Die Herrschaften waren am Ende viel zu sehr mit sich beschäftigt, um auf unser Gespräch zu achten." Aber es sollte ihm nicht gegönnt werden, solchergestalt den letzten Trumpf auszuspielen. „Wieder ein Irrtum, mein Herr," sagte der Deutsche unerbittlich. „Wir hörten jedes Wort, was gesprochen wurde, hatten aber — wenigstens darf ich das von mir behaupten — sehr wenig Interesse für die Mitteilungen, welche Sie erhielten. Immerhin rate ich Ihnen, ein andermal vorsichtiger zu sein."

„Ah, monsieur, je ne manquerai point," zischte Salviero, sich entfernend. Er hatte eine Niederlage erlitten; Litka war Ursache und Zeugin derselben gewesen und nicht eben Gutes verheißend war der Blick, den er ihr zuwarf, als er jetzt an ihr vorüber aus dem Zimmer schritt.

Sie eilte ihm nach über die Terrasse in den Garten. Da wo ein Gebüsch von Akazien sie den Blicken aus den Fenstern des Hauses entzog, ergriff sie seinen Arm, seine Hand. Er drehte sich drohend um, sie preßte seinen Arm gegen ihre Brust und lächelte dazu wie bittend, ein wenig spöttisch versöhnend. Aber aus ihren sonst kalten, grünlichgrauen Augen brach ein Strahl der Leidenschaft.

Salviero entriß ihr den Arm so heftig, daß es ihr wehe thun mußte und schritt weiter. Sie folgte ihm und flüsterte dicht an seinem Ohr: „Schelten Sie mich — schlagen Sie mich — aber verzeihen Sie mir wieder. Salviero ... Sie wissen nicht, was Sie von sich stoßen!"

Die beiden entfernten sich weiter, zusammen. Als sie nach einiger Zeit wieder die Terrasse betraten, schienen sie in völliger Einigkeit und am Hause trennte sich Fräulein Panikoff mit vertraulichem Nicken von ihrem Begleiter.

Die beiden in der Bibliothek Zurückgebliebenen waren indes mit dem Zwischenfall auch noch nicht fertig. „Eine gräuliche Geschichte," sagte die Schriftstellerin. „Sie haben den widerwärtigen Menschen übrigens auf alle Zeiten gut abgefertigt. Er wird sich künftig nichts mehr gegen Sie erlauben."

„Das hoffe ich. Ein ganz fataler Bursche," bemerkte der Doktor. „Als was treibt sich denn der hier herum?"

Digitized by Google

„Nun, als Gast, wie wir alle. Aber sagen Sie mir doch, würden Sie sich denn, wenn er nicht zahm geworden wäre, wirklich mit ihm geschlagen haben?“

Buchner lachte. „Es war eben mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er ‚zahm werden‘ würde. Eine entschiedene Sprache hat gewöhnlich den Vorteil gerade dieser Wirkung auf den Gegner.“

„Das glaube ich gern. In diesem Falle wird sie übrigens wahrscheinlich noch eine Wirkung haben, die Sie nicht erwarten: Salviero wird, wenn ich ihn nur irgend kenne, Ihnen jetzt mit größter Freundschaft entgegenkommen. Ich brauche Sie wohl kaum zu bitten, in ihrem eigenen Interesse, daß Sie ihm kein Vertrauen schenken mögen. Er soll ein rachsüchtiger, unheimlicher Mensch sein.“

„Er soll, denk' ich, nicht viel bei mir ausrichten, weder als Freund, noch als Feind,“ sagte der Doktor. „Uebrigens möcht' ich, wenn es keine Indiskretion gegen Ihr Geschlecht ist, noch von Ihnen erfahren, wem jene Stimme, welche den Herrn Salviero interpellierte, eigentlich angehörte. Ich bin bei Tisch aus den vielen Gesichtern nicht recht klug geworden und wußte sie nirgends hinzuthun.“

„Die Sprechende war die älteste der Schwestern Panikoff ... Litka Panikoff. Sie saßen am unteren Ende des Tisches, auf derselben Seite wie Sie — zwei große, hagere Mädchen, bleich, alle beide nicht hübsch.“

„Die habe ich gar nicht gesehen. Was für eine sonderbare Gesellschaft ist hier im Hause! Die Tante scheint sich wohl dabei zu fühlen.“

„Sie würden es nicht thun?“ fragte sie lächelnd.

„Ich! Gott sollte mich bewahren. Das ist ja nicht viel besser, als eine der Pensionen in Genf oder Luzern, die mir immer verhaßt waren.“

Sie lächelte über sein Sichgehenlassen. „Ich gehöre auch zu den Gästen hier, die Sie so unverhohlen fortwünschen,“ sagte sie.

„Fortwünschen, durchaus nicht!“ rief er. „Ja, einige vielleicht, aber gewiß nicht Sie! Uebrigens bin ich ja auch Gast hier, weiter nichts — doch läßt sich immerhin eine Verschiedenheit des Geschmacks konstatieren, nicht wahr? Ich für meine Person wünsche einmal an meinem Tische niemanden, als meine Frau, wenn ich je eine finde.“

„Nun dazu kann hier Rat werden,“ sagte Frau Eva, zugleich zufällig nach der Thüre blickend, die sich eben öffnete.

Nanny trat ein. „Es soll musiziert werden, Madame Santines schickt mich nach Ihnen,“ bestellte sie kurzer Hand und verschwand wieder. Herr Ferdinand blickte von der Seite auf das Gesicht seiner Begleiterin und war verwundert, darauf nicht den mindesten hellen Abglanz von der Erscheinung des hübschen lebhaften Mädchens, vielmehr einen plötzlichen frostigen Ernst zu gewahren.

Nanny war aus der Bibliothek nicht sogleich ins Musikzimmer, sondern hinaus auf die Terrasse getreten und hatte kaum merklich zurück über ihre Schulter geblickt. Richtig, der Doktor stand eine Minute später neben ihr. „Ich meine, wir sollten ins Musikzimmer kommen, Fräulein Merlin.“

Nanny mußte lächeln. Diese knabenhafte, frische Art eines ernsthaften Mannes hatte doch auch ihren Reiz trotz der Unwiderstehlichkeit italienischer Marchesi. „O, es geht dort auch ohne mich,“ sagte sie gelassen und schlug die Arme übereinander.

„Ohne mich erst recht, sollt' ich denken,“ bemerkte er, ebenfalls die Arme kreuzend und sich an den Thürpfosten ihr gegenüber lehnend.

„Nein, das geht nicht, Sie müssen hinein. Sie sind heute der Gast par excellence. Ihnen zu gefallen, hat Komtesse Thera die rote Samtjacke angezogen. Und sie singt recht hübsch. Madame Santines gibt sich so viele Mühe mit ihr.“

„Singen Sie nicht?“

„Ja, ich singe auch. Aber heute schwerlich.“

Er trug die Eröffnung leichter, als sie vielleicht erwartet hatte. „Mein Musikverständnis ist nicht groß,“ bemerkte er leichthin. „Kommen Sie mit hinein, Fräulein Merlin, und helfen Sie mir, wo dasselbe mich im Stiche läßt.“

„Nun, das ist eine sehr verlockende Aufforderung,“ sagte sie. Aber sie folgte derselben; beide betraten zusammen das Musikzimmer und setzten sich dort nebeneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Heimkehr der Sieger. Von Franz Defregger.

Franz Defregger.

Sein Leben und Wirken.

Von

Friedrich Pecht.

Will man ein Mädchen näher kennen lernen, so muß man ihr Zimmer sehen, einen Künstler, so muß man sein Atelier besuchen. In beiden spiegelt sich ihr Charakter und ihre Gemütsart kaum weniger deutlich ab, als in der persönlichen Erscheinung der ersteren, oder den Werken des zweiten. Unstreitig kann man das von den Künstlern erst seit etwa fünfzehn Jahren sagen, denn früher war das Atelier nichts als Werkstätte, und erst seit dieser Zeit hat man angefangen es zu einem oft sehr raffinierten Mittel zu machen, um die poetische Stimmung zu erzeugen und festzuhalten, uns so in die heitre Welt der Kunst zu versetzen, daß das Bild nur als eine einzelne Blüte dieses Gartens erscheint, sich in vollkommener Harmonie mit demselben befindet. Darum haben denn auch Stimmungsmaler die schönsten Ateliers und in eines derselben mag mich jetzt der Leser begleiten.

Ganz abseits von dem eigentlichen Malerquartier, in der einsam schönen, längs der herrlichen Baummassen und Auen des englischen Gartens hinlaufenden, aus einer einzigen Reihe von Villen bestehenden Königinstraße sehen wir beinahe am Ende sich einen stattlichen Neubau erheben. Er ist in jener italienischen Renaissance ausgeführt, deren weit vorspringende

Digitized by Google

flache Dächer, hohe gekuppelte Fenster und reiche Balkone uns durch die Ueppigkeit und Fülle ihrer Formen, besonders um Trient herum, zuerst die nahenden Zauber Welschlands verkünden. Haben wir am Gartenthor geklingelt, so öffnet uns ein echter Tiroler, den wir alsbald als einen mehrfach auf des Meisters Bildern, bald als Jäger bald als Holzknecht vorkommenden Burschen erkennen. Die Rückseite der Villa, welche Hauberrisser, der Erbauer des Münchener Rathauses seinem Freund und Landsmann errichtet, ist mehr im spezifisch südtirolischen Stil gebaut, mit Erkern an den Ecken und einer Freitreppe in der Mitte, auf der man in den parkartig großen Garten hinaustritt. In dessen Tiefe sehen wir das Atelier auf der linken Seite unterm Schatten hoher Baumgruppen stehen. Man könnte meinen, da schon ganz auf dem Lande zu sein, wenn man nicht hinten die Türme der Ludwigskirche herüberragen sähe. Doch treten wir ein in den hohen, in deutscher Renaissance ausgeführten, mit köstlich geschnitzten alten Schränken, alten Bildern, Majoliken, Holz-Skulpturen und Geräten samt einem mächtigen altdeutschen grünen Ofen überaus behaglich gefüllten Raum! Gewöhnlich wird er durch ein halb Dutzend Staffeleien, auf denen Bilder stehen, so gefüllt, daß man oft erst eine kleine Entdeckungsreise nach dem am epheuumrankten riesigen Atelierfenster arbeitenden Meister anstellen muß. Vorher gleitet unser Blick indeß durch eine offene Thüre in die reizendste Tiroler Bauernstube hinein, wo auf dem mit reichgestickten Linnen gedeckten Tisch altdeutsche Humpen stehen, Bänke an den getäfelten Wänden herumlaufen und die Sonne ihr vom Geißblatt und Jasmin draußen grün gefärbtes Licht durch die runden Scheiben der niederen Fenster dringen läßt. Man kann nichts Gemütlicheres, Traulicheres sehen als diese beiden Gemächer, sie zeigen uns alsbald, wie sehr ihr Bewohner das Bedürfnis hat, die kleine Welt um sich herum zum Ausdruck des eigenen Innern zu machen. Denn der hohe und kräftige blonde Mann in der Tiroler Joppe, der uns jetzt, mit der Palette in der Hand, begrüßt, ist das wahre Urbild eines behaglich stattlichen Germanen, man sieht sich beinahe um, ob jetzt der Oswald von Wolkenstein und der Walther von der Vogelweide, die ja seine nächsten Nachbarn sein müssen, nicht eben dort aus der Nebenstube hervortreten. Es malt sich das ungeheucheltste Wohlwollen, die ungeschminkteste Herzensgüte in dem schalkhaften Lächeln, das die ungewöhnlich energischen Züge des Gesichts im Sprechen verklärt. Defregger sieht übrigens unserem Albrecht Dürer so auffallend ähnlich, daß er bei allen Künstlerfesten den Nürnberger Meister unfehlbar spielen muß, dessen Charakter dem seinigen in vielen Stücken auch sehr nahe verwandt war. Vorab im Humor, der darum so anzieht, weil er auf dem Hintergrund eines bei aller Schlichtheit doch tief und stark empfindenden Gemütes ruht. Der Meister malte gerade an dem ziemlich großen Bild einer ländlichen Tanzmusik in Südtirol, die nunmehr gleich angehen soll, nachdem die schönsten Mädchen des Dorfes, die sich erst draußen gesammelt, stattlich geputzt eben hereinkommen in die große Wirtsstube. Sie werden von einigen ihrer harrenden Burschen so fröhlich empfangen, daß einer, der offenbar die lustige Person darstellt, gleich mit den Fingern schnalzend einen Luftsprung macht, über den die drallen, kräftigen Dirnen herzlich lachen müssen. Neben den drei vordersten köstlich frischen Mädchen, die offenbar sehnsüchtig erwartet wurden, ist dann noch ein Backfisch, der nicht recht weiß, was er anfangen soll, da sich um ihn noch niemand kümmert und dessen Befangenheit sich gar drollig ausspricht. Hinter diesen dreien kommen dann noch andre Dirnen von draußen herein, die zusammen in ihrer bunten Sonntagstracht um so mehr wie ein Blumenstrauß wirken, als ihnen allen die helle Festfreude aus dem Gesicht lacht. Daß die äußere Sauberkeit der Mädchen ganz sicher hier nur der Ausdruck der inneren ist, das nimmt den Beschauer augenblicklich so sehr für das Bild ein. Wie in des Malers ganzem Wesen, so ist auch in seinen Gestalten nie etwas Unreines, was uns ja die schönsten Bilder der Franzosen so oft verdirbt, während ihre Keuschheit der Empfindung den seinen so unermeßlichen Beifall erwarb. Das leuchtet uns erst recht ein, wenn wir neben dieser Hauptgruppe dann das interessanteste Paar von allen stehen sehen, ein Mädchen, das an die Wand gelehnt und die Augen zur Erde schlagend voll schüchternen Entzückens die in ihrer biedern Art unendlich gewinnende Begrüßung eines krauslockigen jungen Burschen empfängt, der ihr offenbar gar nicht gleich-

Digitized by Google

gültig ist. Hinten in der Tiefe der großen Stube sind dann Wirtin und Kellnerin an den festlich aufgedeckten Tischen beschäftigt, an denen auch schon einige Paare sitzen, während über ihnen auf der Empore die Musikanten zu stimmen anfangen. Was hier Defregger besonders gelungen neben der wunderbar reinen gesunden Alpenluft, die durch das Ganze zieht ist das Sonnige, Festliche der in jenem glänzenden Licht strahlenden Szene, wie man es nur im schönsten Winkel unseres Vaterlandes, dem herrlichen Südtirol findet, wo sich denn auch ein Menschenschlag von einer Kraft und Schönheit gebildet hat, wie er sonst kaum irgendwo mehr zu finden sein möchte und in dem nur einige Meilen von Titians Heimat gebornen Defregger selber einen seiner echtesten Vertreter findet. — Während wir die Bilder betrachten, kömmt verstohlen ein köstlicher kleiner Junge in Lederhosen und Hemdärmeln herein, des Meisters Söhnchen, und gaukelt um uns herum, die wir von jenem Hauptbild aus uns zu einigen prächtigen Mädchenköpfen gewendet haben, die Defregger lebensgroß als Studien zu malen liebt. Er weiß denn auch eine Schönheit der Auffassung und des Ausdruckes mit einer Frische dabei zu verbinden, daß manche dieser Studien unbedingt klassisch genannt werden müssen. Sicherlich nicht deshalb, weil sie etwa besser gezeichnet und gemalt wären, als die vieler anderen Künstler hier, sondern deshalb, weil er sie durch eine Reinheit des Naturgefühls übertrifft, daß man schon wieder zu den alten Florentinern zurückkehren muß, um sie ähnlich so zu finden.

Franz Defregger.

Ist nun Defregger unstreitig der naivste aller jetzt lebenden deutschen Künstler, hängt er so an seiner schönen Heimat und ihren Bewohnern, daß sie auch noch heute seine ganze Welt ausmachen, so hat man sich doch diese Naivität keineswegs so vorzustellen als ob er, nur dem genialen Instinkt seiner Begabung folgend, sich nicht Rechenschaft über die künstlerischen Mittel zu geben wüßte, die er anwendet. Das wäre unmöglich bei einem Manne, der seit zwanzig Jahren inmitten einer großen Künstlerschaft malt, in Paris und Rom gelebt hat und jetzt selber längst Lehrer ist. All' das hindert aber nicht, daß er allerdings das Beste, was er gibt, der Inspiration seines Talentes verdankt. So ist auch bei ihm allemal das, was andern so unsäglich schwer wird: der Ausdruck der Figuren, am sichersten zuerst da, ja versteht sich ganz von selbst — weil es eben derjenige Teil seiner Begabung ist, in dem dieselbe einzig und unübertroffen dasteht. Frägt man nach den Gründen dieser Erscheinung, so liegen sie nahe genug in seinem Lebenslauf gegeben. Nichts ist wenigstens gewisser als daß, wäre er ein so wie die Mehrzahl erzogener Mensch, der statt auf einsamer Höhe umgeben von allen Zaubern einer großartigen Natur aufzuwachsen, seine Jugend auf den Schulbänken verseſſen hätte, er sicherlich die Ursprünglichkeit und Frische der Empfindung für alle Zeiten eingebüßt haben würde, die seine Werke jetzt zu Perlen unsrer Kunst machen. Wir kommen damit von selbst auf die Geschichte des Künstlers, der so rasch zum Liebling der ganzen Nation geworden ist, weil er ihr tiefstes Empfinden in seinen Gebilden ausspricht, wie kaum ein andrer. Denn während sie alle das deutsche Volk nur als Beobachter mehr oder weniger gelungen schildern, gehört er selber zu diesem Volk. Er wird darum seinen Figuren nie Gefühle oder Gebärden leihen, die sie als Bauern nicht haben oder verstehen können, weil er eben selber ganz so

Digitized by Google

wie ein Glied dieſer dunkeln, geheimnisvollen Maſſe empfindet, aus welcher dem Kreiſe der Gebildeten immer wieder ſolche neue unverbrauchte Kräfte zuſtrömen wie er, um ihn zu erfriſchen und zu verjüngen.

Defreggers Vater war ein wohlhabender Bauer und zugleich Bürgermeiſter der Gemeinde Dölſach im Puſterthal, zu welcher der einſam auf ſonniger Halde und angeſichts der herrlichen Dolomitenrieſen gelegene Bauernhof gehört, der ſein Eigentum war. Dort in jener herrlichen Natur wuchs ſein Franz beim

Franzl. Von Franz Defregger.

Hüten des Viehes auf der grünen Alm auf, ohne Not und ohne Sorge in einer ſo wahrhaft idylliſchen Exiſtenz, daß ſie ſich kaum viel von der eines Theokritiſchen Hirten unterſchieden haben kann. Von früh an ſchnitzte er, dunkelm Drange folgend, neben ſeinen Ziegen im Graſe liegend, allerhand Köpfe von Tieren und Menſchen, oder verwendete auch den Brotteig, ja Rüben und Kartoffeln dazu; dann ſchnitt er mit der Schere Landſchaften und Tiere aus den Blättern alter Bücher. Endlich erhielt er eines Tages vom Vater nach der Rückkehr vom Markt voll Entzücken einen Bleiſtift, mit dem er nun alle Wände und Thüren durch ſeine Gebilde verzierte und berühmt dadurch ward in der ganzen Gemeinde. Ja er machte ſogar infolge einer Wette ſeines auf das Talent des Jungen ſtolzen

Digitized by Google

Vaters eine Zehn-Gulden-Banknote so täuschend nach, daß die Bauern sie nicht von der echten unterscheiden konnten, was ihn beinahe in den Verdacht des Fälschens gebracht hätte. Groß und stark wie er war, wurde er indes schon mit fünfzehn Jahren zur Feldarbeit als Knecht herangezogen und konnte daher seiner Malerleidenschaft fortan nur selten nachhängen. Dann starb der Vater plötzlich und ihm fiel nunmehr als einzigem Sohn der schöne Hof zu. Da er aber im Betrieb der Landwirtschaft bei weitem nicht so geschickt war, als im Zeichnen,

Mirdel. Von Franz Defregger.

im Gegenteil besonders beim Kaufen und Verkaufen immer zu kurz kam bei seiner Arglosigkeit, so verleidete ihm das seinen Beruf vollends. Er wollte erst auswandern nach Amerika, bis es ihm endlich siedend heiß durch den Kopf schoß, daß er ja Künstler werden könnte. Nunmehr hatte er vollends keine Ruhe mehr, gab eines Tages seinen Hof weg und beschloß nach Innsbruck zu gehen und Bildhauer zu werden, — weil das die einzige künstlerische Beschäftigung war, die er überhaupt kannte. Vom Pfarrer bekam er einen Empfehlungsbrief für den Professor Stolz an der Gewerbeschule in Innsbruck, der sich dort mit Kirchenarbeiten beschäftigte und ihn auch alsbald aufnahm, ihm aber schon nach einem halben Jahr erklärte, daß er besser zum Maler passe. Bald darauf reiste Stolz nach München,

Digitized by Google

nahm ihn mit und brachte ihn dort zu Piloty. Der konnte ihn aber nicht aufnehmen, weil ihm die Vorkenntniſſe fehlten und ſo beſuchte er einſtweilen die Kunſtgewerbeſchule, dann nach glänzend beſtandenem Examen die Malklaſſe der Akademie. Dort gefiel es ihm aber gar nicht, die ungewohnte Lebensart im rauhen Münchener Klima bekam ihm ebenſowenig, und ſo ging er denn mit einem Landsmann nach Paris. Er arbeitete da für ſich ohne ſonderlichen Erfolg, erhielt aber doch eine ungeheure Anregung durch die Menge neuer Eindrücke und bildete ſo ſeinen Geſchmack aus. Nach fünf Vierteljahren kehrte er von dem ihm wenig ſympathiſchen Paris zurück nach München, traf aber Piloty, der gerade in Karlsbad war, nicht und ging deshalb nach ſeiner Heimat. Dort ſetzte er ſich auf eine Alm und malte den ganzen Sommer durch Studien, ſowie unzählige Porträts aller Verwandten und Bekannten. Dann fing er ſein erſtes Bild an, einen Wildſchützen, der ſchwer verwundet zur Frau nach Hauſe gebracht wird, die eben ihr Kleinſtes badet. Damit kam er jetzt im Herbſt wieder zu Piloty, der ihn nun erſtaunt über ſein Talent, ſogleich in ſein Atelier aufnahm.

Sieht man dies heute in der Stuttgarter Galerie befindliche Erſtlingsbild, ſo wundert man ſich allerdings, wie fertig der junge Mann da ſchon auftritt, ſo daß man kaum einen Unterſchied zwiſchen dieſer und ſeinen heutigen Produktionen zu finden vermag. Er zeigt hier ſchon ganz jene Kraft der Charakteriſtik wie die Sicherheit im Wiedergeben des momentanen Ausdruckes, die ſeine Menſchen uns ſo unbedingt glaubwürdig machen. Gleich auf ſeinem nächſten Bild aber fügte er ihnen jene Eigenſchaft hinzu, durch welche er ſich ſo gründlich von allen andern Bauernmalern, vorab von Knaus und Vautier, ſeinen berühmteſten Vorgängern, unterſcheidet: den ſtarken heroiſchen Zug. Durch ihn geriet er auf das Feld, auf dem er alsbald ſeine höchſten Lorbeeren pflücken ſollte. Er malte nämlich jetzt jenen Speckbacher, der ſein Söhnchen mit der Büchſe bei den Landesverteidigern wiederfindet, obwohl er ihm den Anſchluß verboten und nun zwiſchen fingiertem Zorn und echtem Vaterſtolz ſchwankend, ſich die Einwilligung abſchmeicheln läßt. Mit dieſer durchaus originellen Szene errang er einen unermeßlichen Erfolg, da ſie uns dieſe alten und jungen Tiroler Bauern in einer Weiſe zeigt, wie es mit ſolch überraſchend naiver Wahrheit und Schönheit noch niemals geſchehen war.

Bei dieſer Abwechſelung zwiſchen tief Gemütvollem und Naivem mit dem Heroiſchen iſt nun Defregger ſtehen geblieben, er ward der Homer ſeiner tiroliſchen Landsleute und ſchildert mit wunderbarer Kraft und Tiefe, wie dieſe ſchlichten Bauern das Heiligſte, was ein Volk hat, ſeine Freiheit und ſeinen Glauben, gegen eine fremde Invaſion verteidigen. Denn „Das letzte Aufgebot“ wie „Die Rückkehr der Sieger“ die zwei merkwürdigen Bilder, in denen er dieſen Heldencharakter ſeines Volkes mit einer Energie, einem gewaltigen Ernſt und einer Macht der Empfindung in dem einen, mit einem ſtolzen Jubel in dem andern ſchildert, dieſen ſo eminent nationalen Kunſtwerken hat die deutſche Kunſt bis jetzt abſolut nichts Aehnliches von gleich hinreißender Kraft und Schönheit der Empfindung an die Seite zu ſetzen. Es ſind das Volksſtücke im höchſten und edelſten Sinne wie unſere Poeſie ſie in Hermann und Dorothea allein beſitzt. Auch ſein zum Tode gehender Hofer, obwohl nicht in allen Teilen ſo glücklich gelungen, hat doch dieſelbe packende Kraft tiefempfundener Wahrheit. Bloße Komödie wird überhaupt bei Defregger ſo wenig jemals geſpielt als bei Dürer.

Dieſe Verbindung von Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, die aus ihm ſo gewaltig hervorquillt bei aller Herzensgüte und Kindereinfalt, gibt denn auch Defreggers zahlreichen Schilderungen des häuslichen und geſelligen Lebens ſeiner Landsleute ihren unſäglichen Reiz, jene erquickliche Friſche, die ſie den kriſtallhellen Quellen ſeiner Berge ſo ähnlich an Reinheit und Geſundheit erſcheinen läßt. Denn bei aller unübertrefflichen individuellen Auffaſſung ſeiner Figuren iſt der ideale Zug im Künſtler doch ſo ſtark, daß er ihm allen ſittlichen Schmutz verhaßt macht; ihn drängt es vor allem, das Schöne, Edle und Gemütvolle im Leben ſeiner Heimat zu zeigen. Er zaubert uns dadurch ein goldenes Zeitalter in dieſen Idyllen hervor, das ſie uns um ſo teurer werden läßt, als ſein Talent vollkommen ausreicht, ihnen den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu verleihen und uns ſo den Glauben an das Vorhandenſein des Edeln und Reinen auf dieſer Erde wiederherzuſtellen, den uns das Leben ſo oft zu rauben droht.

Digitized by Google

Am meiſten vielleicht hat er ſich aber durch ſeine Schalkhaftigkeit eingeſchmeichelt beim deutſchen Publikum, die im Verein mit jener echten Liebenswürdigkeit, welche die Frucht eines warmen und edlen Gemüts iſt, ſeinen Schilderungen alle Herzen gewinnt. Denn die Art, wie er uns das Komiſche und Drollige an ſeinen Menſchen zeigt, iſt ſo, daß wir ſie immer lieb gewinnen, auch wenn wir über ſie lachen müſſen. Sein alter Holzknecht als Tänzer im „Ball auf der Alm", der Naturforſcher, welcher mit der Sennerin ſeinen Wein teilt, ſein köſtlicher Liebhaber auf der „Brautwerbung" ſind gewiß urkomiſche Figuren; aber ſelbſt der letztere hat durch ſeine Ehrlichkeit alle Ausſicht, beim Wiederkommen zuletzt doch von dem Mädchen erhört zu werden, das ſo über ihn lichert. In dieſer Beziehung wie in der innerlichen Sauberkeit des ganzen Weſens, die doch weit entfernt iſt von aller Prüderie, hat der tiroler Meiſter unſtreitig eine große Aehnlichkeit mit Fritz Reuter. Beſſere Zeugen für die Geſundheit unſeres Volkslebens als ſie gibt es darum nicht. Man hat eben ſofort die Empfindung, daß bei Franz Defregger keine Kluft zwiſchen ſeinen Werken und ihm exiſtiere, daß ſein eigenes Gemüt, ſein innerſtes Empfinden ſich in ihnen ganz und gar male. Wie er der liebevollſte Vater, der beſte Mann, der teilnehmendſte Freund iſt, den man ſich denken kann, ſo klopft auch keine Not vergebens an ſeine Thür, er hat eine faſt nur zu arglos offene Hand für ſie.

Der große Reichtum des Herzens bedingt daher bei ihm den Reichtum der Erfindung. Sie iſt darum unüberſehbar. Ließ er doch gleich dem „Speckbacher" „die Ringer" folgen, die in der Scheuer unter dem ſtolzen Herzklopfen ihrer Mädchen die Kräfte meſſen; dann jenes unendlich liebenswürdige Bild der „Brüder", wo der in die Ferien heimgekehrte älteſte Sohn des Hauſes von einem unterdes auf die Welt gekommenen Brüderchen begrüßt wird und ſich die beiden mit ebenſo fein der Natur abgelauſchter als urkomiſcher Neugier meſſen. Ihnen folgte ein Altarbild, das er für die Kirche ſeiner Heimat ſtiftete, die Madonna auf dem Throne mit dem ſtehenden Chriſtusknaben und dem hl. Joſeph zu ihren Füßen. Hier entfaltete er in der Schilderung der göttlichen Mutter eine Seelenreinheit und Hoheit, die direkt an Gian-Bellinſche Madonnen hinreicht, dabei ein Stilgefühl, daß man es lebhaft bedauern möchte, wenn er in dieſer Richtung nicht weiter produzierte, was er indes immer noch beabſichtigt. Leider ward der Künſtler jetzt von einem Gelenkrheumatismus befallen, der ihn zwei Jahre zu allem Gehen unfähig machte und ihn nötigte auf dem Sofa liegend zu malen. Erſt in Bozen ward er durch einen Bauern von dem Uebel befreit, wohl ſehr unter Mitwirkung des herrlichen Klimas, was ihn denn auch ſpäter veranlaßte, ſich dort in der geliebten Heimat eine reizende Villa zu kaufen, wo er alljährlich die Ferien zubringt. In Bozen blieb er noch zwei Jahre und es entſtanden damals im Vollgefühl der neugewonnenen Geſundheit nicht nur die reizend ſchönen italieniſchen Bettelmuſikanten und der berühmte „Ball auf der Alm", ſondern auch jenes herrliche, ſchon erwähnte „Letzte Aufgebot". Nach München zurückgekehrt, ward zunächſt das „Preispferd" fertig, neben einer Menge kleinerer Arbeiten, dann etwas ſpäter jene entzückenden beiden jungen Sennerinnen, die dem Zitherſpiel eines zum Beſuch gekommenen Jägers lauſchen, und wo die keimende Liebe bei dem einen der Mädchen ſo köſtlich geſchildert iſt. — Es folgte der „Beſuch", zweier Freundinnen die den erſten Sprößling ihrer Baſe bewundern, den dieſe mit mütterlichem Stolze ihnen vorzeigt, eine naive Familienſzene von ſo unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit, daß ſie auf der Pariſer Ausſtellung von 1878 von den vornehmſten franzöſiſchen und engliſchen Damen förmlich belagert war. — Dann ward jene „Rückkehr der Sieger" fertig, die noch heute in der Berliner National-Galerie beſtändig eine Schar Bewunderer um ſich verſammelt. Der ungeheure Erfolg dieſes Bildes gab ihm jetzt den Mut, den ſchon lang gehegten Gedanken einer Darſtellung des Todesganges ſeines Nationalhelden in lebensgroßen Figuren auszuführen. Iſt der Verſuch auch nicht ſo in allen Teilen gleichmäßig gelungen, wie ſeine beiden Vorgänger, ſo zeigt er doch ausreichend die gewaltige Kraft des Künſtlers, beſonders die Figur des feſt und gefaßt zum Tode ſchreitenden Hofers ſelber gräbt ſich jedem Betrachter unauslöſchlich ins Gedächtnis ein. Bezeichnend iſt es aber für die Art, wie man in Tirol ſelber jener Zeit gegenüber ſteht, daß das Bild weder dort noch in Wien, ſondern erſt nach langem Wandern für Königsberg gekauft ward. Er ließ ihm noch einen Hofer folgen, der in der Reſidenz zu Innsbruck das

Patent des Kaisers als Oberkommandant erhält. Obwohl vortrefflich ausgeführt, teilt der Beschauer doch unwillkürlich die sehr gemischten Empfindungen, mit denen Hofer selber das Patent empfängt und welche die Vertreter der Regierung nur zu deutlich bereiten müssen. Dann malte er für die Münchener Pinakothek jenen Schmied von Kochel, welcher in der sogenannten Mordweihnacht von 1705 das Isarthor in München an der Spitze der aufgestandenen Oberländer Bauern erstürmt. Zeigt dies Bild wiederum den mächtigen Ernst, die Gewalt der Leidenschaft, die in dem anscheinend so harmlosen Manne schlummern, so ist es Defregger doch nicht gelungen, in der Ausführung die Schwierigkeiten völlig zu überwinden, welche der gewählte Moment dem Verständnis entgegensetzt. Sie bestehen darin, daß man

Ball auf der Alm. Von Franz Defregger.

keine Gegner sieht, da er seine österreichischen Landsleute nicht als solche malen mochte. Man begreift also auch nicht, daß es sich hier abermals um die Vertreibung eines auswärtigen Feindes handelt, so daß das Ganze eher wie ein gewöhnlicher Aufruhr erscheint.

Neben den Hauptwerken laufen aber immer eine fast unübersehbare Menge kleinerer Arbeiten, wie das reizende wohl über einen Brief des Geliebten selig nachsinnende Mädchen und zahlreiche andere herzerquickende Gestalten. Hier wollen wir zum Schluß nur noch die, dem Eingangs beschriebenen neuesten Werk unmittelbar vorausgegangene Szene auf der Alm erwähnen, wo ein paar vom Regen in die Sennhütte getriebene hübsche Städterinnen mit den dort zu Besuch anwesenden Jägern und Holzknechten so kokettieren, daß sie dadurch die hochgradige Eifersucht der beiden Sennerinnen im Hintergrund erregen, was mit dem köstlichsten Humor geschildert ist.

Scheint der jetzt 47jährige Meister auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes zu stehen, so wollen manche in seinen neuesten

Arbeiten die entzückende Unschuld und Frische der früheren nicht mehr in gleichem Maße finden. Sie haben offenbar die „Ankunft zum Tanze“ nicht gesehen, die ich eben beschrieben.

Letztes Aufgebot. Von Franz Defregger.

Unleugbar trägt auch manches, was ihr vorausging nicht mehr jenen Stempel der Vollendung, vieles ward dem von den Kunsthändlern förmlich belagerten Meister entrissen und mit

Gold aufgewogen, ehe es recht fertig war. Dennoch scheint mir, daß wir möglicherweise seine bedeutendsten Arbeiten erst noch zu erwarten haben, die an Tiefe und Macht reichlich gewinnen dürften, was D. an Jugendfrische etwa eingebüßt haben mag. Denn neben einer großen Anzahl oft ganz bezaubernder lebensgroßer Studienköpfe, wie die beiden hier mitgeteilten, ist mir besonders jene erste Madonna eine Gewähr dafür, daß er das, was man bei ihm in so seltener Kraft und Schönheit findet, die tief religiöse Empfindung, das Gefühl des innigen Zusammenhangs mit dem All, mit dem Urquell alles Schönen und Edeln, noch lange nicht vollständig erschöpft, ja kaum erst aufgedeckt hat.

Hab' acht!

Gedicht von Edwin Bormann.

Jüngst trieb es mich in Wald hinaus,
Kaum weiß ich recht warum;
Des Försters altes Giebelhaus
Ging mir im Sinne um.

Da äugte aus dem dunklen Tann
Ein Rehlein scheu hervor.
„Hab' acht!" so sprach's, „du Wandersmann,
Hab' acht vor'm Feuerrohr!

„Der Grünrock ist ein arger Wicht,
Sein Blei trifft allzugut!
Er schont das Herz im Leib dir nicht,
Hab acht, du junges Blut!" —

Und weiter schritt ich durch den Tann,
Vom Zweig die Drossel schlug:
„Hab' acht, du frohgemuter Mann,
Hab' acht vor Waidmannstrug!

„Der Grünrock sitzt am Vogelherd,
Sein Garn hält allzugut!
Und ist dir deine Freiheit wert,
Hab' acht, du junges Blut!" —

Und wo am dichtesten der Tann,
Da schlich ein Füchslein sacht:
„Hab' acht, du unbedachter Mann,
Vor Jägertrug hab' acht!

„Der Grünrock ist ein böser Christ,
Sein Eisen klemmt gar gut!
Und wenn dir lieb dein Leben ist,
Hab' acht, du junges Blut!" —

Und eh' ich's noch bedenken kann,
Wo an, wo aus, wo ein,
Da tritt hervor aus dunklem Tann
Des Försters Töchterlein.

Du süßes Schelmenangesicht,
Dein Blick traf allzugut!
Du schonst das Herz im Leib mir nicht,
O weh mir jungem Blut!

O weh, mich hält das Netz umgarnt!
War ich der Fallen blind? —
Wer hat mich auch vor d i r gewarnt,
Rehäugig Försterkind?

Digitized by Google

Das Ohr und seine Pflege

im kranken und gesunden Zustand.

Von

Anton Friedrich von Troeltsch.

So sehr auch offenbar die Zahl derer zunimmt, welche in verständiger Weise ihren Körper zu pflegen und seine Leistungsfähigkeit möglichst lange nach allen Seiten zu erhalten bestrebt sind, dem Ohre wird verhältnismäßig noch recht wenig Beachtung hiebei geschenkt. Und doch ist der im Ohre enthaltene Gehörsinn nicht bloß bei Tieren, sondern ebenso bei Menschen eine sehr wesentliche Waffe im Kampfe ums Dasein, welche durch jede erhebliche Verminderung der Hörschärfe oder auch durch eiternde, schmerzhafte und sonst störende Erkrankungen des Ohres nach allen Richtungen abgestumpft und verkümmert werden kann.

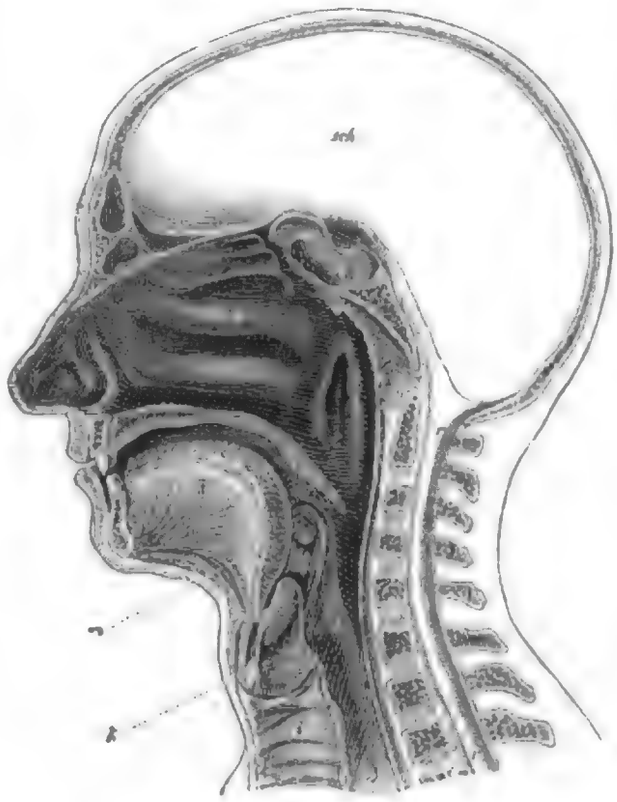
Das Kind, welches nicht gut hört, wird im Unterrichte rascher ermüden und in der Schule gewöhnlich hinter seinen Altersgenossen zurückbleiben, ja bei stärker herabgesetzter Hörkraft sogar leicht für unbegabt oder geradezu dumm gelten. Knaben und Jünglinge müssen häufig wegen Schwerhörigkeit die Kadettenschule, das Gymnasium oder andere höhere Erziehungsanstalten verlassen und sich mit einer Laufbahn begnügen, welche geringere geistige Vorbildung verlangt und nur mäßige Ansprüche an die Hörschärfe stellt. Wie oft wird ferner der fertige Mann gehindert in freier Verwertung seiner Kräfte, Kenntnisse und Fähigkeiten, weil mangelhaftes Gehör ihn zu dieser oder jener sonst wünschenswerten Stellung unbrauchbar macht! Ist dies schon bei Dienstboten und Handwerkern der Fall, die sich gewiß niemand, solange eine Wahl offen steht, gerade unter den schwerhörenden heraussuchen wird, so steigert sich der behemmende Einfluß, welchen Harthörigkeit auf die Erwerbfähigkeit und die Höhe der zu erringenden Lebensstellung ausübt, durchschnittlich sehr beträchtlich, je mehr die Arbeit mit dem Kopfe und nicht bloß mit den Händen und Füßen geleistet werden muß. Kommt es doch alltäglich vor, daß sonst sehr tüchtige Angestellte und Lehrer, Offiziere und Aerzte auf entsprechende Verbesserung ihrer Stellung verzichten oder diese sogar ganz aufgeben müssen, einzig und allein nicht ausreichenden Gehöres wegen. Je früher die Notwendigkeit der Resignation an sie herantritt, desto verkümmerter wird bei den meisten das Lebensglück sich gestalten und in desto einfacheren Bahnen durchschnittlich ihr Dasein dahinfließen. Aber auch abgesehen von solchen eben angedeuteten Folgen stärkerer Schwerhörigkeit wird jede beträchtliche Verminderung der Hörschärfe das Menschlichste im Leben, nämlich das Leben mit den Menschen, die Freuden und die Vorteile des geselligen Verkehrs, immer bis zu einem gewissen Grad erschweren und beschränken. Die Frau wird dies am schwersten fühlen. Nur andeuten wollen wir, wie gar manches Mädchen, das sonst zum Beglücken geschaffen wäre, sich schweren Gehöres wegen auf das „einsam sich sonnen“ angewiesen sieht und daß gar manche Ehe viel von ihrem Glücke und ihrer Heiterkeit verliert, weil die Frau nicht leichthin mit Mann und Kindern sich verständigen kann.

Am grellsten und unheilvollsten aber vermögen Gehörkrankheiten beim kleinen Kinde in die Gestaltung der Zukunft und der ganzen Entwickelung einzugreifen, indem das Kind, welches nicht hört, auch niemals die Sprache erlernen wird und manches Kind, welches bereits seit Jahren sprach, infolge von eintretender Taubheit das Sprechen wieder verlernt. Taubstumme haben wir nach den letzten statistischen Erhebungen im deutschen Reiche 38,489, in Oesterreich-Ungarn 20,699 und in der Schweiz 6544; davon mag in der kleineren Hälfte das Leiden nicht angeboren, sondern erst erworben sein.

Digitized by Google

Uebrigens führen Erkrankungen des Gehörorganes auch zu weiteren Leiden, von welchen wir hier nur zwei andeuten wollen. Das eine ist das Ohrensausen oder Ohrenklingen, das, wenn es andauernd auftritt, vielen lästiger ist als die Schwerhörigkeit und welches manche Kranke vollständig aus ihrem inneren Gleichgewichte zu bringen vermag, indem es alles ruhige Behagen vernichtet, am Tage beim Arbeiten und Denken wie in der Nacht beim Einschlafen sich störend dazwischendrängt und so in einzelnen Fällen das Leben zu einer schwer zu ertragenden Pein gestalten kann. Das andre Leiden sind die Eiterungen des Ohres, welche bekanntlich nicht selten durch Fortleitung auf das Gehirn oder andere wichtige Organe chronisches Siechtum, lebensgefährliche Erkrankungen und sogar jähen Tod veranlassen.

Durch richtige Pflege und frühzeitige Behandlung hätten sich aber die meisten dieser schwer wiegenden Folgeleiden vermeiden oder doch vermindern lassen, sowie auch die höheren Grade von Schwerhörigkeit in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle durch baldige Beachtung von seiten der Kranken und der Aerzte hätten aufgehalten werden können. Somit wären der Gründe sehr viele und sehr triftige, warum das Ohr in seinem gesunden und seinem kranken Zustande volle Berücksichtigung gar sehr verdiente. Doch ist ja allenthalben bekannt, daß auch in den ärztlichen und wissenschaftlichen Kreisen die Krankheiten des Ohres bis vor wenigen Jahrzehnten vollständig vernachlässigt wurden und daß erst in neuerer Zeit auf den Universitäten, wenn auch jetzt noch nicht auf allen, den Studierenden die Möglichkeit geboten wird auch nach dieser Seite sich Kenntnisse anzueignen.



Senkrechter Durchschnitt durch die Mitte des Kopfes.

sch Schädelhöhle; n Nasenhöhle mit den drei Nasenmuscheln; e Eustachische Röhre oder Ohrtrompete; z Gaumenzegel oder Gaumenklappe; m Gaumenmandel; z Zunge; s Speiseröhre, in den Magen führend; k Kehlkopf; l Luftröhre, zur Lunge führend; r Rückenmarkskanal, die Fortsetzung der Schädelhöhle, mit den Wirbelknochen.

Gehen wir nach diesen einleitenden Betrachtungen über zu den einzelnen das Gehörorgan zusammensetzenden Teilen, so wäre mit dem oberflächlichsten an der Außenseite des Kopfes sichtbaren Abschnitte, nämlich der Ohrmuschel, zu beginnen. Beim Menschen ist dieses Gebilde sowohl nach Größe und Form als besonders in bezug auf seine Beweglichkeit geradezu verkümmert, und sind andere Säugetiere, z. B. namentlich der Esel und das Pferd, in dieser Richtung viel besser bedacht und vorteilhafter organisiert. Verlust der Ohrmuschel hat deshalb beim Menschen keinen sehr großen Einfluß auf die Schärfe des Gehörs. Unzweckmäßig ist es aber immerhin, den Nutzen dieses vom Kopfe abstehenden Schallfängers durch stetes Bedecken oder gewohnheitsmäßiges Anpressen, wie es bei Kindern und Frauen durch Hauben und Bänder so vielfach geschieht, ganz aufzuheben oder doch zu vermindern; wie sich bei jeder öffentlichen Versammlung beobachten läßt, gewinnt man an Hörschärfe und Hörweite, wenn man die rückwärts gewölbte Hand an die Ohrmuschel anlegt und dieselbe somit vergrößert. Beiläufig sei bemerkt, daß kein Grund einzusehen, warum manche, auch solche, die sonst keineswegs wasser- und seifenscheu sind, beim allmorgentlichen Waschen die Ohrmuschel nicht zum Gesichte rechnen; gerade in den Furchen und Erhebungen dieses Gebildes setzt sich leicht Staub und sonstiges das Auge reinlicher Menschen Beleidigende fest.

Umgekehrt gehen andere zu weit, indem sie beim Waschen das Wasser geradezu in den Gehörgang hineinlaufen lassen oder das Handtuch zusammenfalten und mit einem solchen spitzigen Zipfel möglichst weit in den Ohren-

Digitized by Google

kanal hineinlangen. Letzteres Verfahren mag häufig den Grund legen zur Ansammlung des Ohrenschmalzes in der Tiefe, welches schließlich das Ohr verstopft und dann Taubheit bedingt. Das Ohrenschmalz oder Cerumen wird nämlich nur im äußeren Abschnitte des ungefähr einen Zoll langen Gehörganges abgesondert. Ursprünglich halbflüssig, trocknet es allmählich ein und sammelt sich teils an den Wänden in anfangs dünner Schichte, teils fällt es in unmerklichen Bröckelchen, am ersten beim Seitwärtsliegen, heraus. Selbstverständlich bildet sich und findet sich somit eine gewisse Menge Ohrenschmalz normaler Weise in jedem Ohre. Dasselbe ist also nicht als „Schmutz" aufzufassen, welche Bezeichnung man ihm häufig beilegt. Vom schlauen Politiker Lord Palmerston soll die ganz vortreffliche, auch im ethischen Sinne verwendbare Definition herrühren, daß „Schmutz" alles genannt werden müsse, was sich nicht an seinem richtigen Orte befinde. Cerumen ist aber nicht nur ein naturgemäßes Sekret, sondern es bringt uns diese bitterliche und klebrige Substanz auch einen gewissen Nutzen, indem sie das Einkriechen von Käfern und Insekten in den Gehörgang erschwert. Je mehr sich Ohrenschmalz bildet und je zäher dasselbe ist, wie namentlich bei älteren Leuten, deren Ohreingang noch dazu durch steife und starke Haare verbarrikadiert ist, desto leichter sammelt sich dieses Sekret in allzu reichlicher Menge an. Weshalb immer gut sein wird, zeitweise mittelst eines nicht metallischen wohlabgerundeten Ohrlöffels nachzusehen und Ueberflüssiges von den Wänden abzuräumen. Bei Kindern namentlich empfiehlt sich hierzu das in England vielbenützte Ohrschwämmchen („earsponge"), ein schmales 2 Zentimeter langes Stückchen Badeschwamm, das auf einem Hornstiel festgebunden und vor dem Loslösen noch durch ein über das Ende des Stieles gezogenes Stück Gummischlauch gesichert ist. Das Schwämmchen wird zuerst in Wasser getaucht und dann tüchtig mit den Fingern ausgedrückt; dadurch wird es sowohl geschmeidig als fest und trocken. Man vermag leicht damit in den Ohrkanal einzugehen und dessen Wände vom Ueberflusse zu befreien, ohne je schaden und die Haut des Gehörganges oder gar das Trommelfell verletzen zu können, wie dies mit unpassenden metallischen Löffelchen manchmal vorkommt, namentlich wenn das Kind gegen eine unzarte Berührung der empfindlichen Teile durch die rasche Bewegung des Kopfes remonstriert.

Findet sich öfter eine größere Menge dieses Produktes vor, so spritze man zeitweise, etwa 2—4 mal im Jahre, das Ohr mit lauwarmem Wasser aus, am besten, nachdem man vorher den Ohrkanal eine Viertelstunde lang mit warmem Wasser gefüllt gehalten hat, um alles darin Vorfindliche zu erweichen und leichter mobil zu machen. Zu häufiges Herumbohren im Ohre und zu oftes Ausspritzen ist entschieden zu widerraten, indem dies nicht selten zu Entzündung oder schmerzhafter Abceßbildung im Ohre führt. Ebenso wird durch das früher erwähnte habituelle Einbringen des feuchten Handtuchzipfels gewöhnlich weniger Cerumen entfernt, als daß das vorhandene weiter in die Tiefe geschoben wird, wo es im Laufe der Zeit zur Bildung eines den Schall abhaltenden Pfropfens führt.

Ganz besonders zu warnen ist vor dem Einführen scharfkantiger oder spitziger Gegenstände, um sich bei vorhandenem Kitzelgefühl damit im Ohre zu jucken. Gar manches Trommelfell wurde schon durch Stricknadeln u. dgl. durchstochen und noch öfter wird die Haut des Gehörganges durch häufiges unzartes Manipulieren im Ohre in einen chronischen Entzündungszustand versetzt, abgesehen von leichten Blutungen durch Wundkratzen. Am allermeisten müssen solche künstliche Reizungen unterlassen werden bei schon vorhandener entzündlicher oder eitriger Erkrankung des Gehörganges; und doch bedingen gerade solche Zustände häufiges, oft ganz unwiderstehlich zur mechanischen Intervention verlockendes Jucken. Für solche Fälle besitzt das erwähnte Ohrschwämmchen ganz besonderen Wert, einmal weil man damit dem Juckbedürfnis ohne Schaden nachkommen kann, und dann weil es als Träger passender medikamentöser Stoffe sich sehr gut eignet, weit besser als die Pinsel, von denen leicht Haare zurückbleiben, welche den Juckreiz vermehren.

Zuweilen werden auch zur Befriedigung des Juckreizes beliebige gerade naheliegende Gegenstände benützt, welche gelegentlich im Ohre abbrechen oder von denen, wie von manchen Bleistiften und Federhaltern, Teile sich ablösen können. Diese bleiben dann im Ohre zurück und pflegen dem Patienten wie dem Arzt gewaltigen Schrecken einzuflößen. Es

Digitized by Google

liegen nämlich in der Litteratur einzelne Fälle vor, wo im Ohre eingekeilte harte Fremdkörper (Glasperlen, Bohnenkerne, Kieselsteinchen u. dgl.) durch länger andauernden starken Druck auf die dortigen Nervenäste auch fernerliegende, von denselben Nervenstämmen aus versorgte Organe in krankhafte Reizung versetzten oder sogar allgemeinere Störungen in Form von Lähmungen oder von Konvulsionen zuwege brachten. So wurden schon unstillbare Husten- und Brechkrämpfe, namentlich aber Fallsucht oder Epilepsie, die bisher allen Mitteln trotzten, manchmal geheilt durch Entfernung fremder Körper aus dem Ohre, wie sie namentlich bei Kindern im Spiele oder sonstwie dorthin gelangen können. Aus dieser unleugbaren Erfahrungsthatsache sollte die weise Lehre hervorgehen, daß bei einer Reihe nervöser Erkrankungen örtlicher und allgemeiner Natur, deren Ursache sich nicht gut erklären läßt, der Ohrkanal ebenfalls untersucht werden müsse. Unrichtig ist es aber, deshalb jeden ins Ohr zufällig geratenen Gegenstand, auch wenn er nach Form, Größe und sonstiger Beschaffenheit offenbar harmloser Natur ist, mit übertriebenem Eifer zu verfolgen, gerade als ob dessen Anwesenheit an sich schon die Gesundheit und das Leben des Besitzers in ernste Gefahren brächte. Wenn noch dazu mit ungeeigneten Instrumenten nach dem corpus delicti im Ohre herumgesucht, dieses nicht bis in seine an sich dunkle Tiefe genügend beleuchtet wird und wenn schließlich der meist kleine Patient gegen solche Berührungen empfindlicher Teile durch Unruhe und Bewegungen des Kopfes reagiert, so können solche Versuche, eines ins Ohr geratenen Hemdknöpfchens, eines Papier- oder Brotkügelchens, einer Erbse u. dgl. habhaft zu werden, dem Kranken schweren Schaden bringen nicht bloß an seinem Gehörorgane, sondern auch an seiner Gesundheit überhaupt. Der Fälle, wo Kranke an „Fremdkörpern im Ohre" — richtiger meistens an unvorsichtigen Versuchen, dieselben zu entfernen — zu Grunde gingen durch Entzündungen, welche vom Gehörorgane aus auf die innerhalb der Schädelhöhle befindlichen Organe, also insbesondere auch das Gehirn und die Hirnhäute, sich fortsetzten, werden alljährlich in den Fachschriften erwähnt. Ein in den Ohrkanal geratener fremder Gegenstand kann in der Regel erst dann erheblich schaden, wenn er eingekeilt ist oder in die Tiefe gestoßen wird. Vom Anfang an wird er meist im äußeren Teile des Gehörganges locker und lose vorfindlich sein. Man mache sich deshalb in aller Ruhe klar, daß ein Körper, welcher in eine Oeffnung hineingerät, solange er nicht geradezu festgehalten oder eingekeilt ist, auch notwendigerweise wieder herauskommen wird, wenn man ihm dies unter Nutzbarmachung des Gesetzes der Schwere ermöglicht. Man lagere den Kranken daher so, daß das betreffende Ohr nach unten und abwärts gerichtet ist und schüttle seinen Kopf, so wird gewiß in den meisten Fällen der den Schrecken verursachende Gegenstand von selber herausfallen, auch oft genug am andern Morgen im Bette sich vorfinden, wenn man nur gründlich nach ihm sucht.

Dieses Selbstherausfallen des Fremdkörpers wird in vielen Fällen erleichtert werden durch vorausgehende Einspritzungen mit lauem Wasser, weil dadurch der Gehörgang von allem in ihm befindlichen Ohrenschmalz gereinigt wird, das einmal den Kanal verengern und dann vermöge seiner Klebrigkeit den Gegenstand an den Wänden festhalten kann. Ob derselbe nun beim Ausspritzen äußerlich sichtbar wird oder nicht, jedenfalls lege man den Kranken nachher wieder mit nach abwärts gerichtetem Ohre am besten so, daß der Kopf über die Tischkante oder eine Sofalehne überhängt, weil ein Herausgleiten des Fremdkörpers durch eine solche Lagerung am meisten begünstigt wird. Jedenfalls beherzige man bei solchen Gelegenheiten das Sprüchlein „blinder Eifer schadet nur" und enthalte sich namentlich des Einführens jedes metallischen Fremdkörpers, mit welchem gewöhnlich weit mehr Schaden angerichtet wird, als von dem schon im Ohre befindlichen und aus harmloserem Stoffe bestehenden, der zudem in der Regel damit nicht herausgefördert sondern nur in die Tiefe gedrängt wird, abgesehen davon, daß durch das Eisen leicht die Wände des Gehörganges oder sogar das Trommelfell verletzt werden können. Wäre dies schon geschehen und das Ohr bereits empfindlich oder schmerzhaft geworden, so lasse man dasselbe um so mehr in Ruhe und wende sich an einen ruhigen sachverständigen Arzt, d. h. an einen, der das Ohr gut zu beleuchten und zu untersuchen versteht.

Es liegen übrigens auch zahlreiche Beobachtungen vor von selbst größeren Fremdkörpern, welche Jahre und Jahrzehnte lang

Digitized by Google

ohne jeden Schaden und ganz unbeachtet im Gehörgange verweilten, bis sie zufällig entdeckt wurden, gewöhnlich als Kern einer sich allmählich um sie anhäufenden Ohrenschmalzansammlung, welche das Ohr verstopfte und so Taubheit bedingte. Am häufigsten findet sich als Grundstock einer solchen braunen Masse der harmloseste aller Fremdkörper des Ohres, ein Baumwollpfropf, wie ihn die Ohrenkranken nur allzuoft im Ohre zu tragen pflegen, ihn auch gelegentlich zu tief hineinstecken, so daß er dann vergessen wird und zurückbleibt. Watte im Ohre zu tragen hat eigentlich, abgesehen von den Fällen, wo Eiter damit aufgesogen und täglich mehrmals entfernt werden soll, nur dann einen Sinn, wenn dieselbe als Schutz gegen eine vorhandene Schädlichkeit dienen soll. Wenn also jemand ein Loch im Trommelfell hat und somit des natürlichen Schutzes entbehrt gegen Eindringen von Staub, sehr lauten Geräuschen oder von kühler Luft in die Tiefe, sodann bei allen Formen von Ohrenschmerzen oder von Neigung hierzu, ferner bei kalten Bädern, bei sehr bewegter Luft oder bei Schneegestöber, bei nächtlichem Hinausgehen auf die kühle Straße aus einem warmen Raume u. dgl. — unter allen solchen Verhältnissen wird ein solcher Schutz des Ohres ganz am Platze sein für Kranke wie Gesunde. Ebenso wird starker Winterfrost von der Ohrmuschel weniger empfunden und diese wohl auch seltener von Frostbeulen befallen werden, wenn man hierbei den Ohreingang mit Watte ausfüllt. Wenn aber außerdem so viele Schwerhörige stets, im Zimmer und auf der Straße, das Ohr mit einem möglichst großen — gelegentlich auch unsauberen — Wattepfropf verpallisadieren, dafür ist kein vernünftiger Grund einzusehen. Gewiß ist, daß viele ihr an sich sehr mangelhaftes Hören dadurch noch weiter verschlechtern und gewiß ist, daß nicht wenige, indem sie auf diese Weise die Luftsäule des Ohrenkanals gegen das Trommelfell drücken, sich Ohrensausen machen oder schon vorhandenes vermehren.

Gehen wir nun über zum Trommelfell, so muß man sich dieses als ein zartes, stark nach innen gespanntes graues Häutchen vorstellen, etwa einen Zoll vom Ohreingang entfernt und etwas kleiner als ein Zwanzigpfennigstück. Einrisse und Durchlöcherungen desselben vermindern das Gehör, vernichten dasselbe aber keineswegs, wie dies vielfach geglaubt wird. Ja es sind operative Einschnitte in dasselbe, besonders bei Eiter- und Schleimbildung hinter ihm, oft durchaus notwendig, um das Gehör zu verbessern, um unerträgliche Schmerzen mit heftigem Schwindel und Benommenheit des Kopfes zu lindern und um Zerstörungsprozesse in der Tiefe zu verhindern, wie sie nicht selten bei Scharlach und Diphtheritis zu vollständiger Taubheit und somit auch oft zu Verlust der Sprache, also Taubstummheit, führen können. Durch solche Einschnitte, die in der Regel sehr rasch wieder zuheilen, kann unendlich viel genützt und noch mehr Schaden, namentlich bei Kindern, verhütet werden; es wäre sehr zu wünschen, daß die Aerzte sie häufiger ausführen könnten. Anderseits sollte man viel mehr bedacht sein, dieses zarte Häutchen im Grunde des Ohrkanals keinem starken und jähen Drucke auszusetzen, unter welchem es leicht einreißt. Dieses geschieht am häufigsten durch Eltern- oder Lehrerhand, wenn diese als pädagogische Nachhilfe oder als Strafmittel verwendet wird, d. h. bei Ohrfeigen. Ein derartiger Einriß des Trommelfels kann ohne wesentlichen Schaden zuheilen, besonders wenn die manuelle Einwirkung nicht zu konzentriert und nicht wiederholt statt hatte; es können aber auch die Wundränder mit Teilen der dahinterliegenden Paukenhöhle verwachsen und damit das Gehör dauernd beeinträchtigt werden, zuweilen entstehen dadurch auch schmerzhafte Entzündungen mit Eiterbildung und teilweiser Schmelzung des Gewebes bei hierzu Disponierten oder bei unpassendem Verhalten, so daß ein Loch im Trommelfell zurückbleibt. Ein guter Teil der links, auf der Ohrfeigenseite, zur Beobachtung kommenden Schwerhörigkeiten und Eiterungen mit Trommelfell-Perforation mag der Kinderzeit und derartigen pädagogischen Einflüssen in Schule und Haus entstammen.

Eine ähnliche Wirkung für das Trommelfell vermag gelegentlich ein mit Kraft den Ohreingang treffender harter Schneeball auszuüben. Stärkere Explosionen beschädigen nicht selten das Trommelfell der in der Nähe befindlichen Menschen. Bei den jetzigen Hinterladerkanonen mögen zu gewaltsame Lufterschütterungen weit seltener das Ohr der Mannschaft treffen, als dies früher der Fall war, wo die Artilleristen wegen des Ladens von vorne längs

Digitized by Google

des Geschützrohres in der Nähe der Mündung stehen mußten; im geschlossenen Raume dagegen, namentlich in den Monitorschiffen mit ihren Riesengeschützen, sollen Verstunen der Trommelfelle mit Blutung aus den Ohren vielfach eintreten.

Ohrenentzündungen nach kalten Bädern kommen gar nicht selten zur Beobachtung; hierzu mögen verschiedene Ursachen beitragen, Abgesehen von manchen Verkältungen, welche von mangelhafter Abkühlung eines erhitzten Körpers vor dem Auskleiden oder auch von ungenügendem Abtrocknen desselben nach dem Bade vom langen Naßbleiben der Kopfhaare herrühren mögen, kann kaltes oder salziges Wasser, welches am Meeresstrande noch dazu oft unrein ist und häufig mit einer gewissen Gewalt in den Gehörgang eindringt, als örtlicher Reiz und Entzündungserreger wirken. Springt der Badende noch von einer gewissen Höhe, z. B. einem Sprungbrette hinein, so läßt sich leicht denken, daß durch das jähe Einstürzen der Wassermasse, auf deren Oberfläche zuweilen das Ohr geradezu bei seitlicher Haltung des Kopfes aufschlägt, der mechanische Effekt bis zur Entzündung und selbst bis zum Zersprengen des Trommelfells gesteigert werden kann. Außerdem ist es möglich, daß bei der Gewalt des Falles aus der Höhe oder bei tiefem Untertauchen durch das in die Nasenöffnungen unter starkem Druck eindringende Wasser der sonst vorhandene Verschluß der Ohrtrompeten gesprengt wird, so daß die Badeflüssigkeit von der Nase aus in die Paukenhöhle bis hinter das Trommelfell gelangt, ein Vorgang, welcher während einer unwillkürlichen Schluckbewegung im Wasser unbedingt eintreten müßte und welcher so gefürchtet ist, daß die Schwamm- und Perlenfischer des Orients durch Zuhalten der Nase mittelst der Finger oder mittelst eines eigenen Klemmers ihn zu verhindern suchen. Je mehr der Badende zufällig zu Gehörleiden disponiert ist oder mit solchen vielleicht schon zu thun gehabt hat, desto mehr sollten alle diese verschiedenen Schädlichkeiten ins Auge gefaßt und thunlichst vermieden werden.

Es müssen aber noch ernstere Gefahren, welche aus kalten Bädern im Freien entstehen können, in Betracht gezogen werden. Der bekannte Physiolog Hensen in Kiel wies durch Experimente an ohrengesunden Menschen nach, daß das Trommelfell eine ziemlich starke Belastung mit warmem Wasser ruhig verträgt, während eine weit schwächere mit kühlem oder gar kaltem Wasser eine Reihe „nervöser" Symptome hervorruft, welche von Benommenheit des Kopfes bis zu heftigem Schwindel und zu vollständiger Ohnmacht, von Uebligkeit und Brechneigung bis zu wirklichem Erbrechen sich steigern können. Den Ohrenärzten ist längst bekannt, daß ähnliche Erscheinungen am Kranken eintreten, wenn man Ausspritzungen des Ohres mit nicht genügend warmem Wasser vornimmt und noch dazu mit einer gewissen Gewalt dabei verfährt. Man vergegenwärtige sich nun, daß beim harmlos im Flusse oder im Meere Badenden solche Störungen in irgend erheblichem Grade auftreten — wäre damit nicht oft eine direkte Gefahr des Ertrinkens gegeben? Mir ist es im hohen Grade wahrscheinlich, daß von den alljährlich überall vorkommenden Fällen, wo gute und sichere Schwimmer auf bisher unerklärliche Art und Weise beim Baden zu Grunde gehen, sich viele am besten in obiger Weise deuten ließen. Eine Welle kalten Wassers prallt zufällig besonders stark und jäh ans Trommelfell und verursacht Schwindel oder Ohnmachtsgefühl, die Schwimmbewegungen werden kraftlos und unregelmäßig oder hören ganz auf, der Badende sinkt unter und ertrinkt; träte noch Erbrechen auf, so könnte leicht Mageninhalt in den Kehlkopf gelangen und auch von dieser Seite Luftmangel und Ersticken gefördert werden. Jedenfalls verdient diese Frage die höchste Beachtung und würde jeder nicht bloß im Interesse seines Gehöres handeln, wenn er bei Bädern im Freien, namentlich bei kühler Temperatur und stärkerer Bewegung des Wassers, seine Ohren vor dem Eindringen desselben schützt, entweder durch einen Wattepfropf oder besser durch eine wasserdichte und mit Ohrenklappe versehene Bademütze, welche zugleich das vielen schädliche Naßwerden der Haare verhindert, wenn er ferner nie aus großer Höhe ins Wasser springt und nie ohne Grund zu lange untertaucht.

Mit dem Trommelfell verwachsen ist das äußerste der drei Gehörknöchelchen, der Hammer, und wird durch diese Anordnung die Ueberleitung der vom Trommelfell aufgenommenen Schallwellen auf den dahinter liegenden Paukenhöhlen-Apparat vermittelt. Die Paukenhöhle selbst stellt einen ganz schmalen mit

Digitized by Google

Schleimhaut ausgekleideten Raum vor, welcher zwischen Trommelfell und der Ausbreitung des Hörnerven im sogenannten Labyrinthe eingeschoben ist. Damit die untereinander durch Gelenke verbundenen Gehörknöchelchen, Hammer, Amboß und Steigbügel, ungehemmt unter dem Einflusse der auf sie übertragenen Schallschwingungen sich bewegen und verschieben können, muß die sie überziehende Schleimhaut ganz dünn und muß die Paukenhöhle selbst nur lufthaltig sein. Beim Katarrhe des Ohres, der häufigsten das Gehörorgan befallenden Erkrankung, verdickt sich die Schleimhaut und sammelt sich in der Paukenhöhle Flüssigkeit an, welche beiden Veränderungen im stande sind, die Dienstleistung dieses Schallüberleitungs-Apparates herabzusetzen und somit Schwerhörigkeit verschiedenen, selbst höheren Grades zu bedingen.

Nach vorn und unten geht die Paukenhöhle über in einen größtenteils sehr schmalen Kanal, die Eustachische Röhre, so genannt, weil ein italienischer Anatom, Bartholomeus Eustachius, im 16. Jahrhundert sie zuerst ausführlich beschrieben hat. Wohl durch eine ungeschickte Uebersetzung des lateinischen Wortes Tuba, welches sowohl Röhre als Trompete bedeutet, hat sich auch die wenig zweckmäßige Bezeichnung „Ohrtrompete“ eingebürgert. Diese Tuba Eustachii vermittelt die Verbindung des Ohres mit der Nasenrachenhöhle, einem Luftraum, welcher nach vorn mit der Nase und mit der äußeren Atmosphäre, nach unten aber mit dem Schlunde, der Speiseröhre und dem Kehlkopfe in freier Verbindung steht. Für gewöhnlich ist diese schlitzförmige Röhre leicht verklebt und geschlossen; sie öffnet sich aber bei jeder Schluckbewegung, was man an sich selbst durch ein gegen das Ohr zu hiebei entstehendes krachendes Geräusch wahrnehmen kann. Sie kann dann ferner durchgängig gemacht werden für Luft oder Wasser, wenn diese vom Nasenraume aus mit einer gewissen Gewalt gegen sie anprallen und so ihre Wände voneinander abheben; dies geschieht sehr häufig beim Schneuzen, kann aber auch stattfinden bei ungeschickter Anwendung der Nasendouche, ähnlich wie wir früher gesehen haben, daß beim Hineinspringen ins Wasser oder bei tieferem Tauchen der Druck des in die Nase eindringenden Wassers den normalen Verschluß dieser Röhre zu sprengen vermag.

Weisen uns diese aufgeführten Vorgänge schon auf den engen Zusammenhang hin, welcher zwischen dem mittleren Ohre — so nennt man den Abschnitt hinter dem Trommelfell, dessen wesentlichste Bestandteile Paukenhöhle und Eustachische Röhre sind — und dem Nasenrachenraume besteht, so gewinnt dieses Abhängigkeits-Verhältnis noch eine besondere praktische Bedeutung dadurch, daß die Schleimhaut der Nase und des Rachens auf die Ohrtrompete und durch diese hindurch auf die Paukenhöhle sich fortsetzt, somit alle Erkrankungen des Nasen- und des Rachenraumes, vom einfachen Schnupfen angefangen bis zur Diphtheritis, von einer harmlosen Halsentzündung bis zu dem Krupp, auf diesem Wege sich direkt aufs Ohr fortzupflanzen oder doch auf dasselbe einen krankmachenden Einfluß auszuüben vermögen. Jedermann wird bei aufmerksamer Beobachtung bemerken, daß er weniger fein hört, sobald er in der Nase verschnupft ist, ein Minus, welches bei normaler Hörweite allerdings nicht auffällt, sehr bemerklich aber sein kann bei sonst schon geringem Vorrat an Hörvermögen, bei chronischer Schwerhörigkeit, bei welcher der Schnupfen gewöhnlich auch dumpfes Gefühl im Ohre und Ohrensausen in irgend einer Form veranlassen wird. Ebenso wird jede Behinderung im Schlucken, wie sie bei Kindern namentlich häufig durch Anschwellung der Mandeln vorkommt, aufs Gehörorgan einwirken, dessen Leistungsfähigkeit herabsetzen, oft genug Ohrenschmerzen und zuweilen auch Ohrenfluß mit sich bringen.

Wer somit seine und seiner Kinder Ohren gesund und diensttauglich erhalten will, muß ein ganz besonderes Auge darauf haben, daß alle natürlichen Vorgänge in der Nase und im Rachen richtig von statten gehen und hat ferner bei etwaigen Erkrankungen in diesen beiden Regionen, welche im Kindesalter allerdings den meisten, aber auch das ganze Leben hindurch sehr vielen Fährlichkeiten ausgesetzt sind, möglichst bald verständige Hilfe aufzusuchen.

Mit den eigentlichen Krankheitsprozessen, welche sich hier abspielen und das Gehörorgan so vielfach in Mitleidenschaft ziehen, können wir uns jetzt nicht beschäftigen. Erwähnen wollen wir dagegen manche der landläufigen und alltäglichen Schädlichkeiten, welchen das Ohr von dieser Seite unterliegt, damit dieselben vielleicht mehr Beachtung finden.

Durch die Nase und nicht durch den Mund

Digitized by Google

soll für gewöhnlich ein- und ausgeatmet werden. Die Wichtigkeit dieses Satzes wird von Laien wie von Aerzten noch viel zu wenig beachtet. Verliert das menschliche Antlitz durch nichts so sehr an Ruhe und an Intelligenz im Ausdrucke, als durch beständiges Offenstehen des Mundes, das manchen geradezu albern und blöde erscheinen läßt, so können aus mangelhafter Durchgängigkeit der Nase für die Luft, wenn sie andauernd vorhanden ist, noch weit ernstere Nachteile hervorgehen. Die Nasenhöhle wirkt als natürlicher Respirator oder Lungenschützer, weil die sie durchziehende Einatmungs-Luft nicht nur an Wärme und Feuchtigkeit hierbei gewinnt, sondern zu gleicher Zeit ein guter Teil der aus der umgebenden Atmosphäre aufgenommenen fremdartigen Beimischungen an den Wänden abgesetzt wird. Je mehr aber eine Lunge zu Erkrankungen neigt oder schon erkrankt ist, und je mehr sie somit vor Eindringen zu kalter, zu trockener oder besonders verunreinigter Luft geschützt werden muß, desto wichtiger wird es sein, daß die Atmung vorwiegend auf dem Umwege durch die Nase und nicht direkt durch den Mund geschieht. Bei Kindern und jungen Leuten kommt dazu, daß, wenn die Nase habituell verstopft ist und sie durch den Mund allein einatmen, dies nur ungenügend und zu wenig kräftig geschieht; dadurch werden ihre Lungen und ihr Brustkorb nicht normal ausgedehnt und entwickelt, dem Blute in der Lunge wird zu wenig Sauerstoff zugeführt und kann somit die Blutbildung und Ernährung des ganzen Körpers durch einen solchen Zustand dauernd beeinträchtigt werden.

Alle krankhaften Vorgänge aber, welche die freie Atmungs Passage durch die Nase behindern, sind im stande, auf das Ohr ebenfalls einen krankmachenden Einfluß auszuüben und müssen auch in dessen Interesse möglichst bald beseitigt werden. Abgesehen von den eigentlich ärztlichen Eingriffen spielen hier alle Einwirkungen eine große Rolle, welche bestimmt sind, die Nase und die Rachenhöhle von dem in ihnen gebildeten und den Wänden leicht anhaftenden Schleime zu befreien und welche wie das Gurgeln, das Nasenbad oder das Einziehen von Flüssigkeit, die Nasendouche u. dgl. zum großen Teil schon Gemeingut der Aerzte und Laien geworden sind.

Verweilen wir übrigens einen Augenblick bei einer Manipulation, welche so tagtäglich ist und so einfach erscheint, daß sie kaum noch einer besonderen Besprechung wert erachtet werden möchte; ich meine das Schneuzen oder, wie die Norddeutschen sagen, Schnauben, das ja auch nur bezweckt, die Nasenlöcher von ihrem Ueberflusse zu befreien. Zweckmäßig schneuzt der Bauer, wenn er mit dem Finger das eine Nasenloch zuhält und nun den Luftstrom aus der Lunge mit Macht durch das andere hindurchtreibt. Schöner ist es unzweifelhaft, wenn man sich hierbei auch eines Taschentuches bedient. Wenn man aber, wie so ungemein häufig geschieht, unter dem Taschentuche die beiden Nasenlöcher zuhält und nur am Schlusse der Aktion die Luft durch beide mit unangenehm lautem Gedröhne herausstößt, so wird hierbei einmal die beabsichtigte Reinigung der Nasenhöhle nicht genügend vorgenommen und ferner wird sehr überflüssigerweise die Luft oft durch die Eustachischen Röhren ins Ohr hineingepreßt und die Trommelfelle herausgetrieben. Einzig richtig ist es, immer nur ein Nasenloch mit dem Finger oder dem Taschentuche zu schließen und so zuerst durch die eine und dann durch die andere Nasenöffnung den Luftstrom durchzutreiben, welcher auf diese Weise alles, was überhaupt mobil gemacht werden kann, herausnimmt. Je früher ein Kind lernt, sich in richtiger Weise zu schneuzen, desto eher wird es im stande sein, seine Nase durchgängig zu erhalten und Verstopfung derselben zu vermeiden. Es wäre insofern sehr wichtig, wenn Eltern schon bei kleinen Kindern begännen, ihnen zu zeigen und zu lehren, wie man die Nase zuerst ohne und dann mit Taschentuch ordentlich ausblasen und durch gründliches Schneuzen offen erhalten kann. Aerztliche Nachhilfe würde dann viel seltener nötig sein.

Die allerhäufigste und größte Schädlichkeit für Nase und Ohr erwächst aus dem Aufenthalt in schlechter d. h. verdorbener und verunreinigter Luft, welche ja beim Einatmen zuerst in die Nase eindringt und somit aus erster Hand auf deren Schleimhaut einwirken muß. Sehr viele Ohrenkranke sind in dieser Richtung ungemein empfindlich, so daß sie ihr Ohr belegt und ihr Gehör dumpfer fühlen, insbesondere aber stärker von Ohrensausen belästigt werden, sobald sie nur einige Zeit in einem Raume mit schlechter Luft sich aufhalten. Wer verdirbt aber die Luft am

Digitized by Google

meisten, welche wir in die Nase ziehen und dann in die Lunge einatmen? Unbedingt wir selbst. Es steht fest, daß jeder Mensch in einer Stunde durchschnittlich 12 Liter Kohlensäure ausatmet; ferner hat Pettenkofer gefunden, daß die Luft als schlecht und der Gesundheit schädlich betrachtet werden muß, sobald sie mehr als $^1/_{10}$ Prozent Kohlensäure, also 1 Promille enthält. Der Mensch verdirbt übrigens die Zimmeratmosphäre nicht nur durch die ausgeatmete kohlensäurereiche Luft, die als Lungenexkrement bezeichnet werden könnte, er verdirbt sie weiter durch die manchmal sehr entwickelte Ausdünstung seiner Hautoberfläche, ferner gelegentlich durch weitere Beimengungen, so durch Staub, den man von der Straße mitbringt oder der sich aus der Abnützung der Kleider, Schuhe und des Fußbodens ergibt; am meisten verdirbt aber der Tabakraucher sich und seinen Mitmenschen die Atemluft. Weiter kommt in Betracht die Verzehrung des Sauerstoffs und die Erzeugung von Kohlensäure durch im Zimmer brennende Lichter. Je mehr solcher luftverderbende Momente im geschlossenen Raume zusammentreten, desto schlimmer wird die Wirkung sein. Schlechter als in vielen Werkstätten und Fabrikräumen werden wir daher oft genug die Luft finden in Schulzimmern, wenigstens nach einigen Stunden Unterricht, dann abends in Kaffee- und Wirtshäusern, am schlimmsten aber in vollen, glänzend mit Gas erleuchteten Ballsälen, in welchen die Lungen von Hunderten junger Menschen verurteilt sind, in fieberhafter Thätigkeit eine Luft einzuatmen, welche nicht $^1/_{10}$ Prozent, sondern alles in allem manchmal 10 Prozent schädlicher Beimengungen enthält.

Die Deutschen werden oft ein Volk von Denkern genannt. Es wäre sehr zu wünschen, daß mehr Deutsche sich auch das hygienische Denken angewöhnen würden. Hierin stehen wir, unsere Aerzte nicht ausgenommen, hinter den Engländern weit zurück, welche es viel besser verstehen, ihre Gesundheit und ihre Wohnräume vor schädlichen Einflüssen zu schützen, und seit lange insbesondere den großen Wert einer unverdorbenen Luft zu schätzen wissen, welcher selbst „gebildeten" Deutschen durchschnittlich noch eine unbekannte Größe ist. Zu den unsterblichen Wohlthätern der Menschheit würde der zu rechnen sein, welcher ein Instrument erfände, welches uns, wie der Barometer den Grad des eben stattfindenden Luftdruckes angibt, in leicht für unsre Sinne wahrnehmbarer Weise belehren würde, in welchem Maße die Luft des Zimmers noch Sauerstoff enthält oder bereits durch schädliche Beimengungen, Kohlensäure ꝛc. vergiftet ist. Am besten wäre es freilich, wenn alsdann dieses segensreiche Geräte in lästiger Weise zu pfeifen oder zu lärmen begänne, sobald Gefahr auf Verzug eintritt, damit es nicht unbeachtet und unbetrachtet, gleich vielen Thermometern in Schulzimmern, im Winkel hänge oder stünde. —

Erwähnen wir zum Schlusse noch eine ebenso ernste als häufige Erkrankungsform des Ohres, die Eiterungen oder Ohrenflüsse, welche, wenn vernachlässigt, zu Fäulnißvorgängen und Zerstörungen im Innern des Gehörorganes und nicht selten auch zur Fortleitung der Entzündung auf den Knochen des Schädels und auf das Gehirn führt. Bei Kindern und nach manchen Kinderkrankheiten entstehen diese eiterigen Ohrenflüsse am öftesten, und läßt sich durch frühzeitige und gründliche Reinhaltung des Ohres hier von vornherein viel Uebel verhüten. Man beherzige immer, daß das Zurückbleiben des Eiters in der Tiefe es ist, welche die durch den üblen Geruch sich anzeigende Zersetzung desselben und die weiteren schlimmen Folgen für Ohr und Gesundheit bedingen. Man ist neuerdings allenthalben bestrebt, die Stoffe, welche leicht der fauligen Zersetzung unterliegen, möglichst bald aus unseren Wohnräumen fortzuschaffen, um wie viel mehr müssen wir dies thun, wenn es sich um übelriechende und faulende Substanz im Innern unseres Kopfes handelt!

Abschied.

Von

Adolf Frey.

Nun ist die Scheidestunde da.
Das Morgenrot rückt schon ins Land;
Die Mutter küßt mich thränenfeucht
Der Vater beut mir still die Hand.

So schreit' ich durch den jungen Tag
Am grünen Hügelhang empor:
Noch klingt mir jedes Abschiedswort,
Der letzte Gruß mir noch im Ohr.

Und auf des Thales letztem Pfad
Tönt hinter mir ein leiser Schritt.
Es faßt mich schmeichelnd an der Hand —
„Ich bin das Heimweh, nimm mich mit!"

Digitized by Google

Fröhliche Heimkehr. Von A. Greil.

Digitized by Google

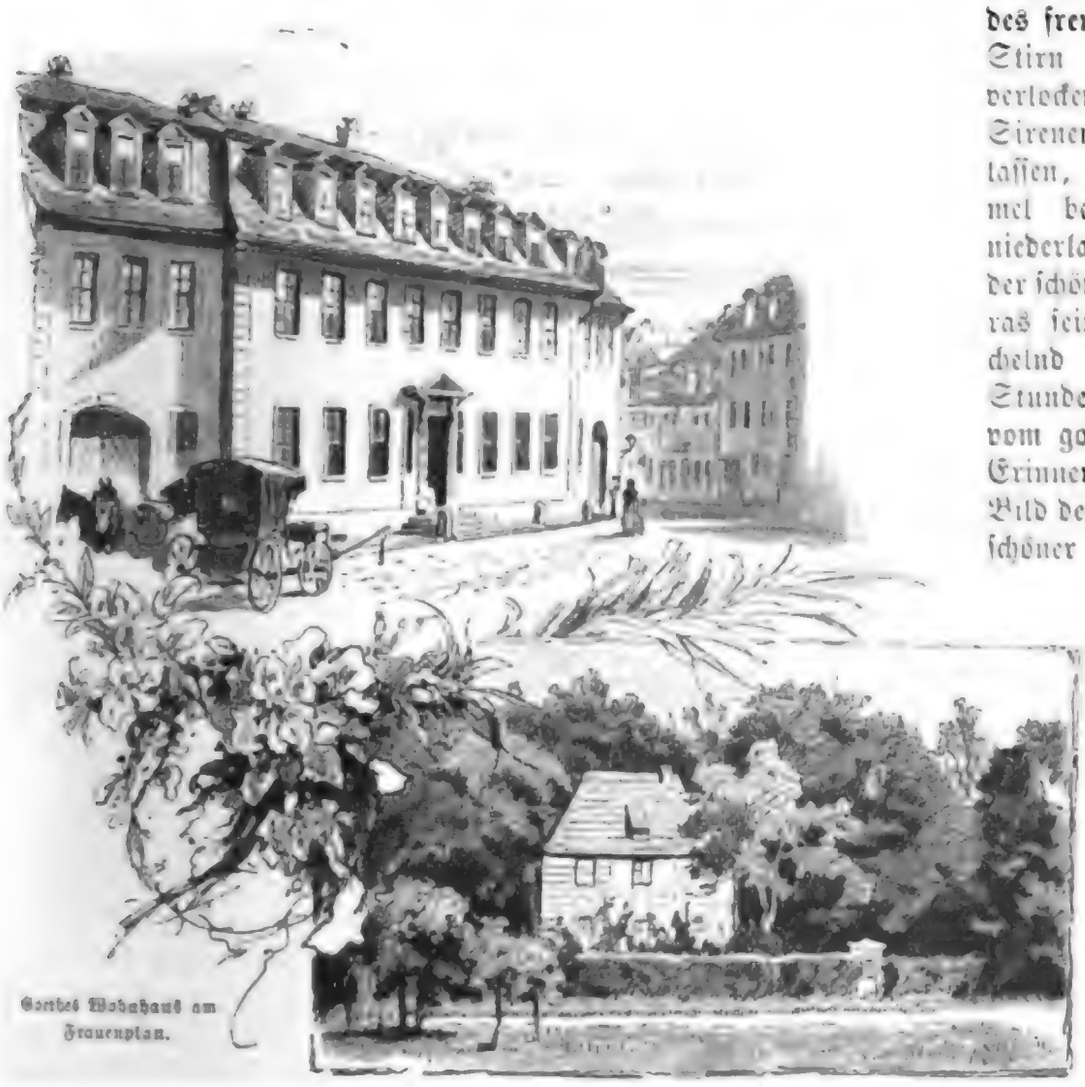
Auf klaſſiſchem Boden.

Von

Joſeph Kürſchner.

O, Weimar, dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Goethe.

Wer wollte die Wahrheit der Verſe beſtreiten: „Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen, den ſchickt er in die weite Welt“? Und doch was iſt der Zauber aller Wunder dieſer „weiten Welt“ gegen jenen unendlichen Zauber, mit dem ſtets von neuem die Heimat ſich umkleidet!



Goethes Wohnhaus am Frauenplan.

Goethes Gartenhaus im Park.

Die Heimat iſt wie eine Mutter, zu der ſich das Herz hingezogen fühlt; ob ſie nun ſchön iſt oder häßlich, ſtreng oder liebreich, ſtets bleibt ſie die Erſtgeliebte. Darum vergißt niemand dauernd ſeine Heimat, und wenn noch ſo lind die Lüfte des fremden Landes ſeine Stirn fächeln, noch ſo verlockend die Wellen ihre Sirenengeſänge ertönen laſſen, der lichte Himmel berückend zu ihm niederlacht und der Duft der ſchönſten Kinder Floras ſeine Sinne ſchmeichelnd umkoſt — die Stunde kommt, in der vom goldigen Glanze der Erinnerung umfloſſen das Bild der Heimat aufſteigt, ſchöner als alles Erſchaute, und ihr erſtes und ureigenſtes Recht geltend macht an den Menſchen.

Nicht anders iſt es mir gegangen, und wo immer ich weilte, wo auch die Seele höher geſtimmt war von der Erhabenheit und Schönheit der Natur, ſtets dachte ich dein, teure Heimat, du trautes, liebliches Thüringen, mit deinen flüſternden Wäldern, deinen ſanft geſchwungenen Bergketten, deinen friſchgrünen Wieſen und murmelnden Bächen.

Zwar kann ſich Thüringen nicht meſſen

mit der glühenden Pracht des Südens, nicht mit der erhabenen Größe des Nordens, dafür aber ist es das ewig grünende Herz unseres Vaterlandes, echt deutschen Charakters und reich an köstlichen Kleinodien, die Sage und Geschichte zu seinem natürlichen Schmuck beigesteuert haben. Und wenn elementare Gewalten die Schönheiten des Landes Thüringen begraben könnten, wenn Sage und Geschichte in unverstandenen Akkorden verklingen würden: eine Kunde bliebe erhalten, so lange es menschliche Empfindung für Schönes und Edles gibt, die Kunde von jener kleinen Residenz an der Ilm, von der aus ein neues Licht in die Welt strahlte. Viele der Besten der Nation haben hier gelebt und gewirkt, allen voran der Dichterfürst von höchstem Ruhm, Goethe, in dessen unvergleichlichem Lebensdrama der Schauplatz der wichtigsten Akte das kleine Weimar war. Die Deutschen kennen das thüringische Städtchen weniger als sie es sollten und Jean Pauls Worte: „Zuerst will man in die nächste Stadt,

Hofgärtner-Wohnung, früher Wohnung der Frau von Stein.

dann nach Weimar, dann nach Italien," sind in der Mehrzahl der Fälle nicht mehr zutreffend. Und doch sollte jeder gebildete Deutsche einmal wenigstens in seinem Leben jene Stätten betreten, die durch den Aufenthalt der größten Geister geweiht sind für alle Zeiten. Fast jeder Schritt breit Erde hat dort eine Geschichte und wenn auch vieles seit den Tagen einer glänzenden Vergangenheit sich geändert, die Erinnerung lebt fort und erweckt zu neuem Leben das längst Entschwundene. —

Wenn man von Eisenach kommend das Thüringer Land mit dem Dampfwagen durchfliegt, erreicht man als nächste Station nach Erfurt den Musensitz, oder wie der boshafte Heine ihn nannte, den Musenmutterwitwensitz. Einfach und prunklos, ohne den Schmuck zahlreicher Türme liegt die kleine Stadt ziemlich entfernt vom Bahnhof, aber umschlossen von einem grünen Kranz, der sich mählich in der Landschaft verläuft. Von drüben her winken die Höhen des Belvedere, dort steigt der Ettersberg empor und in jener Niederung, die sich links von der Stadt hinzieht, wissen wir das friedliche Tiefurt. Wie vertraut und wie bekannt uns alles grüßt: Namen und Straßen und Plätze, wir leben hier sozusagen ein Stück Litteraturgeschichte, zu dem die Wirklichkeit selbst die „authentischen Illustrationen" geliefert hat. Es ist ein eigenes Gefühl sich auf dem Boden zu wissen, auf dem einst ein Goethe, ein Schiller, ein Herder und verwandte Größen jahrelang gewandelt sind; etwas Erhebendes

Digitized by Google

und Feierliches, das nicht nur in uns, das auch außer uns liegt und Stadt und Gegend mit anziehendem Reize umgibt.

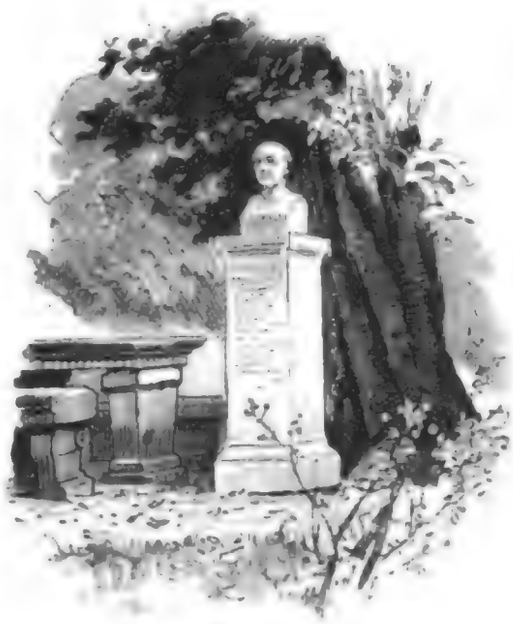
Anders freilich war's damals als 1775 der jugendliche Goethe von Frankfurt in die Reſidenz Karl Auguſts einzog. Weimar glich einem Dorfe mehr als einer Stadt, nur wenige hundert Häuſer lagen innerhalb ſeiner enggezogenen Mauern und Wälle und Gräben, und von den reizvollen Anlagen, die es heute umringen, keine Spur. Noch erhöht wurde die Trübſeligkeit des Eindruckes durch die Trümmer des 1774 niedergebrannten Herzogsſchloſſes (das erſt 1803 in ſeiner jetzigen Geſtalt neu emporſtieg) durch die Enge der Straßen und die Erbärmlichkeit der Wohnhäuſer, zwiſchen denen Scheunen eine wenig anmutige Abwechſelung bildeten. So lauten denn auch die Urteile aus jener Zeit über Weimar trüb und bitter und ſelbſt Die, welche durch Stellung und Verkehr zu ſeltenen Genüſſen berufen waren, konnten ihren Unmut über den Ort nicht zurückhalten.

Schillers Wohnhaus in der Schillerſtraße.

Schiller, der von ihm ſympathiſcheren Orten auf dieſen Boden verſetzt wurde, ſpricht unmutsvoll von dem „Dorfe Weimar“ und noch 1811, als bereits vieles beſſer geworden, ſchreibt er an Wolzogen: „Es gefällt mir hier mit jedem Tage ſchlechter und ich bin nicht willens, in Weimar zu ſterben, es iſt überall beſſer als hier.“ Auch Herder, der freilich nie Zufriedenheit finden konnte und dem das Leben in dem „wüſten Weimar“ wie ein „unlösbar Sklavenjoch“ erſcheint, nennt das heut geprieſene Ilm-Athen ein „Mittelding zwiſchen Dorf und Hofſtadt.“ Und wie die äußeren, waren auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in jenem Weimar nicht eben glänzender Art. Der ganze Fluch eines beſchränkten Horizontes laſtete auf den meiſten ſeiner Bewohner, obgleich unter ihnen, wie man ſcherzhafter Weiſe ſagte, zehntauſend Poeten ſein ſollten. Man haßte die „ſchönen Geiſter“ und Bosheit und Klatſchſucht vergällte zeitweiſe den Beſten das Leben, nicht zum letzten dem großen Goethe, der eigentlich den Ruhm Weimars und Vieles von deſſen Schönheit geſchaffen hat. Als er ſich von den Laſten der Staatsgeſchäfte in Italien erholte, entfloſſen ſelbſt der Feder eines Schillers die böſen Worte: „Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert Thalern.“ Goethe hat die Beſchränktheit der Verhältniſſe wohl gefühlt, aber ſie riſſen ihn nicht zu gleich böſen

Digitized by Google

Bemerkungen hin, sondern bestimmten ihn eher, die Hand zu ihrer Besserung anzulegen und noch im hohen Alter sagte er zu Eckermann: „Ich bin seit fünfzig Jahren hier und wo bin ich nicht überall gewesen? aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt.“ Das Anziehende des Orts hatte er großenteils sich selbst zu danken. Unter seinem Einfluß entwickelte sich Karl August zu dem menschlichen Fürsten, der er geworden, der seinem Volke zuliebe so manches that, was in jener Zeit unerhört schien. Wer denkt nicht an jenes Meisterwerk eines Briefes, in dem Goethe seinen Fürsten bestimmte, die Saubucht in den Ettersberger Forsten zum Besten des Volkes aufzugeben? Unter Goethes Einfluß aber nahm auch das Aeußere der Stadt eine andere Gestalt an; so entstand namentlich jener herrliche Park, dessen grüne Rasenflächen sich bis an die Stadt dehnen und dessen Alleen und schattige Gänge nur eine Fortsetzung der Straßen dieser sind. Trotz der strengen Scheidung, die in jener Zeit zwischen den einzelnen Ständen herrschte, blieb der Genuß dieser Schöpfungen nicht auf kleine Kreise beschränkt, sondern wurde allen zugänglich gemacht und so auch hierdurch allmählich die Schranke beseitigt, die zwischen Schloß und Stadt bestand und deren Existenz in dem bekannten Wort der Frau von Staël über Weimar anklingt: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château.“



Wieland-Denkmal im Park zu Tiefurt.

So ist denn der Park mit seinen zahlreichen Erinnerungszeichen das Unmittelbarste, was aus der weimarischen Glanzperiode erhalten blieb, während in der Stadt selbst oft nur noch das Aeußere einzelner Dichterhäuser die Zeiten überdauert hat. Das stattlichste derselben und zugleich das, welches den größten

Wielands Haus in der Wielandstraße.

Digitized by Google

Bewohnern Weimars barg, Goethes Haus am Frauenplan (S. 41), iſt in ſeinem Allerheiligſten dem Fremden leider verſchloſſen. Das ſechsfenſterige Parterre dieſes Hauſes, welches Karl Auguſt dem Dichter ſchenkte, bildet einen weiten freien Raum, aus dem eine große Treppe zu dem oberen Stock emporſteigt. Die Büſten der olympiſchen Götter und die Gruppe von Ildefonſo ſind hier aufgeſtellt; die Decke ſchmückt ein Gemälde der Aurora von Heinrich Meyer, ein Plan Roms die eine Wand. Auf dem Steinboden ſteht in großen Zügen das Willkomm bietende Salve, das 1828 ſeine Umſchreibung in den Verſen fand, die Goethe unter die Wagnerſche Zeichnung ſeines Hauſes ſetzte:

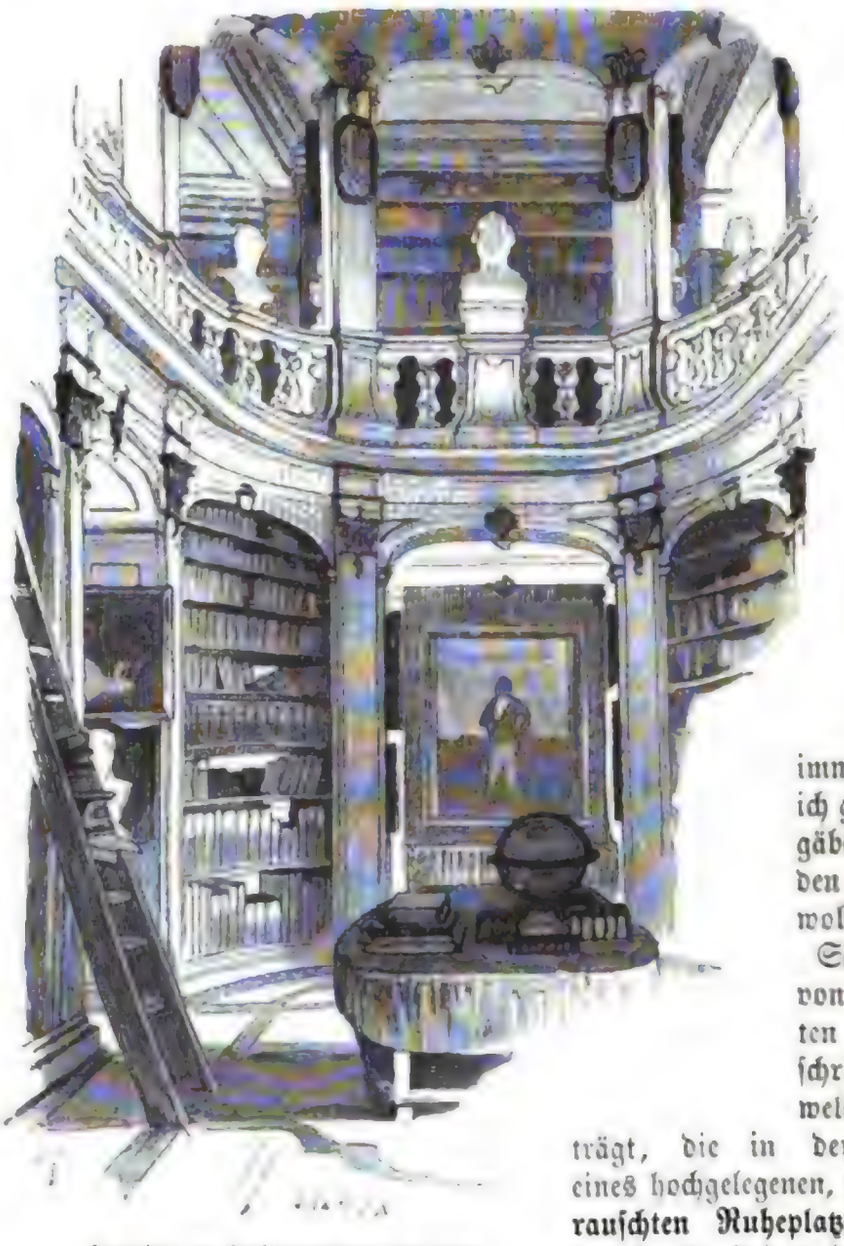
„Warum ſtehen ſie (die Leute) davor?
Iſt nicht Thüre da und Thor?
Kämen ſie getroſt herein,
Würden wohl empfangen ſein.“

Herders Wohnhaus hinter der Stadtkirche.

Auch die Räume des oberen Stocks ſchmücken Werke der Kunſt, ſo die Koloſſalbüſte der Juno Ludoviſi, die Loggien Raffaels, die Aldobrandiniſche Hochzeit, Malereien von Meyer, Angelika Kauffman u. ſ. w., Büſten bedeutender Zeitgenoſſen; weiter ſtehen hier wiſſenſchaftliche Apparate u. a. m. Unendlich beſcheidener als die Ausſtattung dieſer, für ihre Zeit einſt prunkvollen Gemächer, iſt das Arbeitszimmer Goethes, das eng und niedrig durch zwei ſchmale Fenſter ein nur ſpärliches Licht erhält. Das Mobiliar beſteht aus einigen Bücherbrettern, einem eichenen ovalen und einem langen Tiſch von Birnbaumholz, einem harten Stuhl und einem gewöhnlichen Schreibpult. Kleinigkeiten, wie ein Nadelkiſſen, eine gläſerne Büſte Napoleons, muſikaliſche und geologiſche Schemata vollenden die Ausſtattung des Arbeitszimmers, in das man durch ein kleines Vorzimmer gelangt, welches mineralogiſchen Sammlungen zum Aufenthalt dient. Noch beſcheidener, ja geradezu dürftig iſt das kleine einfenſterige Kämmerchen, in dem Goethe ſchlief, nichts ſteht darin als ein ſchlichtes Bett, ein Lehnſtuhl und ein kleiner Waſchtiſch mit weißem Becken. Auch die Bibliothek, welche auf der andern Seite des Arbeitszimmers liegt, iſt von der gleichen für den Dichterfürſten ſo charakteriſtiſchen Einfachheit. Und nicht anders war es in der „Wohnung des Friedens“, jenem kleinen Gartenhaus im Park (S. 41), in das er ſchon am 10. Mai 1776 einzog und in dem er jahrelang, Sommer und Winter, wohnte. Ein zweiſtockiges Häuschen, umrankt von Roſen und wildem Wein, nur drei Fenſter breit, mit hohem ſpitzem Dach von grauer Farbe, ſteht es abgeſchieden vom ſtädtiſchen Treiben, umringt von einer lebendigen Hecke, inmitten eines bäumereichen Gartens. Es enthält nur wenig Gemächer, von denen, wie Marbach erzählt, das rechte des oberen Stockes zu Goethes

Digitized by Google

Zeiten mit einem rotseidenen Vorhang gegen die eindringenden Sonnenstrahlen geschützt war, so daß ein rosiges Licht es erfüllte. Im Hintergrund stand ein Kanapee, an der Wand rechts von demselben hing ein Oelgemälde, welches in Lebensgröße und ganzer Figur ein nacktes Weib in liegender Stellung darstellte, das über ihrem Rücken, mit dem Haupte gewandt, dem Schauenden das liebreizendste Gesicht zeigte. Im Zimmer links stand der Schreibtisch, während das mittlere als Empfangsraum diente. Der untere Stock barg nur ein Zimmer, dazu eine Küche und den Flur; im Treppenhaus war ein Plan der alten Siebenhügelstadt, im Vorsaal einer des modernen Roms angebracht. An dieses Gartenhaus, das Goethe selbst in den Versen schildert:



Hauptsaal der Großherzoglichen Bibliothek.

Uebermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

knüpfen sich neben andern denkwürdigen Erinnerungen, die an sein eigengeartetes Verhältnis zu Charlotte von Stein. Was ihm sein Garten war, davon spricht deutlich ein Brief, den er an die geliebte Frau richtete, als man ihm sein Besitztum abkaufen wollte. „Da ich nicht bei Dir sein konnte, ging ich in meinen Garten und jede Rose sagte zu mir: Und Du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlte ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte. Ich hatte Dich zwei, drei Tage immer gesehen, und so glaubte ich mir das übrige nicht notwendig. Habe ich Dich denn immer? Nein, Lotte, ich gäbe viel weg und gäbe ihm (dem der den Garten kaufen wollte) nichts."

Seiner Charlotte von Stein auch gelten die (1782 geschriebenen) Worte, welche eine Felsplatte trägt, die in der Tuffsteinwand eines hochgelegenen, von Bäumen umrauschten Ruheplatzes des Gartens angebracht sind und die da lauten:

Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Hier sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, der mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm rührend und froh.
Doch die Stimme verlieh ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Digitized by Google

Hier, unter „seinem armen Dach“ entstanden viele seiner besten Dichtungen und neben diesen, unzählige der schönen Briefe an die geliebte Frau von Stein, die kaum mehr als eine Viertelstunde von ihm, an der Grenze des Parks und der Stadt ihre Wohnung hatte. Auch dieses Haus, ein herrschaftliches Gebäude (jetzt Hofgärtner-Wohnung S. 42), steht heute noch, wie damals von Orangenbäumen in Kübeln umgeben, unverändert in seinem alten Zustande.

Nur kurz ist die Strecke, welche das Stadthaus Goethes am Frauenplan von dem Wohnhause seines späteren Freundes Schiller (S. 43) trennt, der mehr noch als sein größerer Genoß die Liebe der Nation sich errungen hat. Weniger stattlich als Goethes Heim, dennoch aber ansehnlich genug, um das Märchen von der Armut des deutschen Lieblingsdichters zu widerlegen, zeigt sich das Schillerhaus mit seinem kleinen Gärtchen, in dessen Laube der große

Das Großherzogliche Schloß (Karlsburg).

Bewohner des Hauses oft gearbeitet hat. Als er noch lebte, war die Umgebung seines stillen Heims ländlich und Bäume breiteten ihre Aeste, wo jetzt große Häuser stehen. Goethe brachte am 4. Mai 1802 aus Jena zu dem am 29. April d. J. erfolgten Umzug herzlichen Glückwunsch dar. „Es soll mich — schreibt er — sehr freuen, Sie in einer neuen, freundlichen, gegen die Sonne und das Grüne gerichteten Wohnung gesund und thätig anzutreffen.“ Thätig wohl, aber nicht gesund. Als weitere drei Jahre ins Land gezogen waren und man wieder den 29. April schrieb, da nahm Goethe an der Schwelle jenes Hauses Abschied von seinem Freund, nicht ahnend, daß es der letzte Händedruck sei. — Nur die Mansarden der Dichterwohnung, die jetzt Eigentum der Stadt ist, haben zum Teil ihre ursprüngliche Einrichtung bewahrt, im Parterre wohnt der Kastellan; im oberen Stock hat die Schillerstiftung ihren Sitz. In dem ersten der drei Mansardenzimmer bewahrt der Kustos einen kleinen Vorrat von Gypsabgüssen; das mittlere ist zu einem Salon umgeschaffen und erst das dritte zeigt die nahezu unveränderte Einrichtung, welche es zu Lebzeiten des Dichters besessen. Es ist

Digitized by Google

Schillers Arbeitszimmer, mit zwei Fenstern nach der Hauptstraße, mit einem nach der schmalen Seitengasse. Vor diesem letzteren hat der Schreibtisch seinen Platz, von dem Schiller an Körner berichtete, er habe „zwei Karolin gekostet". Hell gebeizte Möbel, ein spindelbeiniges Spinett und eine Guitarre vollenden die Einrichtung des grüntapezierten Gemachs, zu der nach des Dichters Tod auch noch die Bettstelle, in der er seinen großen Geist aushauchte und ein kleines schwarzes Tischchen mit Mundtasse und Tabaksdose gekommen sind. Auch andere Erinnerungszeichen, so namentlich Autographen, Porträts sind später hier zusammengebracht und aufbewahrt worden.

Das gemeinschaftliche Denkmal der größten Geister des weimarischen Kreises, die berühmte

Das Brockenhäuschen im weimarischen Park.

Doppelstatue Goethes und Schillers von Rietschel (S. 50) steht nur wenige Schritte von Schillers Haus auf dem Theaterplatz. Noch vielen wird der denkwürdige 4. September 1857 gegenwärtig sein, an welchem zur Feier des hundertsten Geburtstages Karl Augusts das Denkmal enthüllt wurde, dessen Modell dem König von Bayern den begeisterten Ausruf entlockte: „Das ist mein Schiller". Lübke sagt von dem in der Auffassung ebenso tiefen, wie in der Charakteristik geistvollen und energischen Standbild treffend: daß man in ihm den plastischen Widerhall des eigensten Wesens der Dichter empfinde. Das Theater, vor dem sich das Monument erhebt, kann nur weniges erzählen von der klassischen Vergangenheit. Die Bühne, auf der einst unter Schillers und Goethes Augen die Graffs, Wolffs, Oels, die liebliche Neumann-Becker (Goethes Euphrosyne), die Jagemann, Genasts u. a. thätig waren, ist von den Flammen 1825 zerstört worden und rasch, ohne Rücksicht auf architektonische Schönheit,

Digitized by Google

Römiſches Haus im Park.

wurde das neue erbaut. Das wichtigſte Ereignis, das ſich auf dieſer Bühne noch zu Goethes Lebzeiten begab, war die Aufführung des „Fauſt“, am 29. Aug. 1829, welcher im ſelben Jahre die erſte Aufführung der Tragödie auf dem Braunſchweiger Hoftheater vorausgegangen war. Aber der alten Tradition der theatraliſchen Kunſtpflege treu, haben die Nachfolger Goethes in der Theaterdirektion den einſtigen Ruhm der weimariſchen Bühne zu erhalten gewußt bis in unſere Zeit, wovon außer den großartigen Opernaufführungen unter Liſzt, auch neuerdings die wiederholten Aufführungen des erſten und zweiten Teils des „Fauſt“ erfreuliches Zeugnis ablegen. Durch Franz Liſzt iſt Weimar zu einer hohen Bedeutung in der Geſchichte der modernen Oper erhoben worden und noch jetzt kehrt er faſt alljährlich dahin zurück, ein Gaſt des Herzogs, der ihm ein freundliches Haus am Eingange des Parks zur Verfügung geſtellt hat.

Noch ein anderes Gebäude als das Theater erregt am Theaterplatz das Intereſſe, es iſt dies das an der öſtlichen Ecke gelegene ſog. Witthums-Palais, in dem die Schöpferin des berühmten weimariſchen Kreiſes, die Herzogin Anna Amalia, Karl Auguſts Mutter, wohnte. Sie war es, die ſchon 1772 Wieland von Erfurt nach Weimar gezogen hatte, ſie die Goethes Aufenthalt in Weimar zunächſt mit feſtigen half, ſie, die belebend und Anſtoß gebend die Geiſter um ſich verſammelte und an ſich zu feſſeln verſtand. Auch das Wohnhaus des Sängers des „Oberon“ (S. 44) iſt erhalten geblieben und ſteht unweit des Theaterplatzes, in der nach ihm benannten Straße. Von 1803—1813 wohnte er hier, nachdem er vorher mehrere Jahre auf dem Gute Osmannſtädt gelebt hat, wo er nun auch in einem Grabe mit ſeiner Gattin und Sophie Brentano begraben liegt. Sein Standbild, von Gaſſer in Wien ausgeführt, ſteht an der Ecke der Marien- und Friedhofſtraße, ſeine Büſte im Park zu Tiefurt. (S. 44.) —

Das was ſterblich war an der großen Fürſtin Anna Amalia, ruht in der altersgrauen Stadtkirche, unter einem Dach mit den Gebeinen Joh. Gottfr. Herders, der hinter dem Gotteshaus, an dem er Prediger war, ſeine Wohnung hatte (S. 45). Es iſt ein wenig freundliches Gebäude, faſt ſo trüb und traurig, wie das Leben ſeines einſtigen Bewohners der bei all ſeinem Geiſte, bei all ſeinem heißen Streben die edelſten Güter der Menſchheit zu erringen, den Frieden und das Glück nicht finden konnte, nach dem er ſich ſo heiß ſehnte. Seine Bitter-

Blick vom Belvedere auf Weimar.

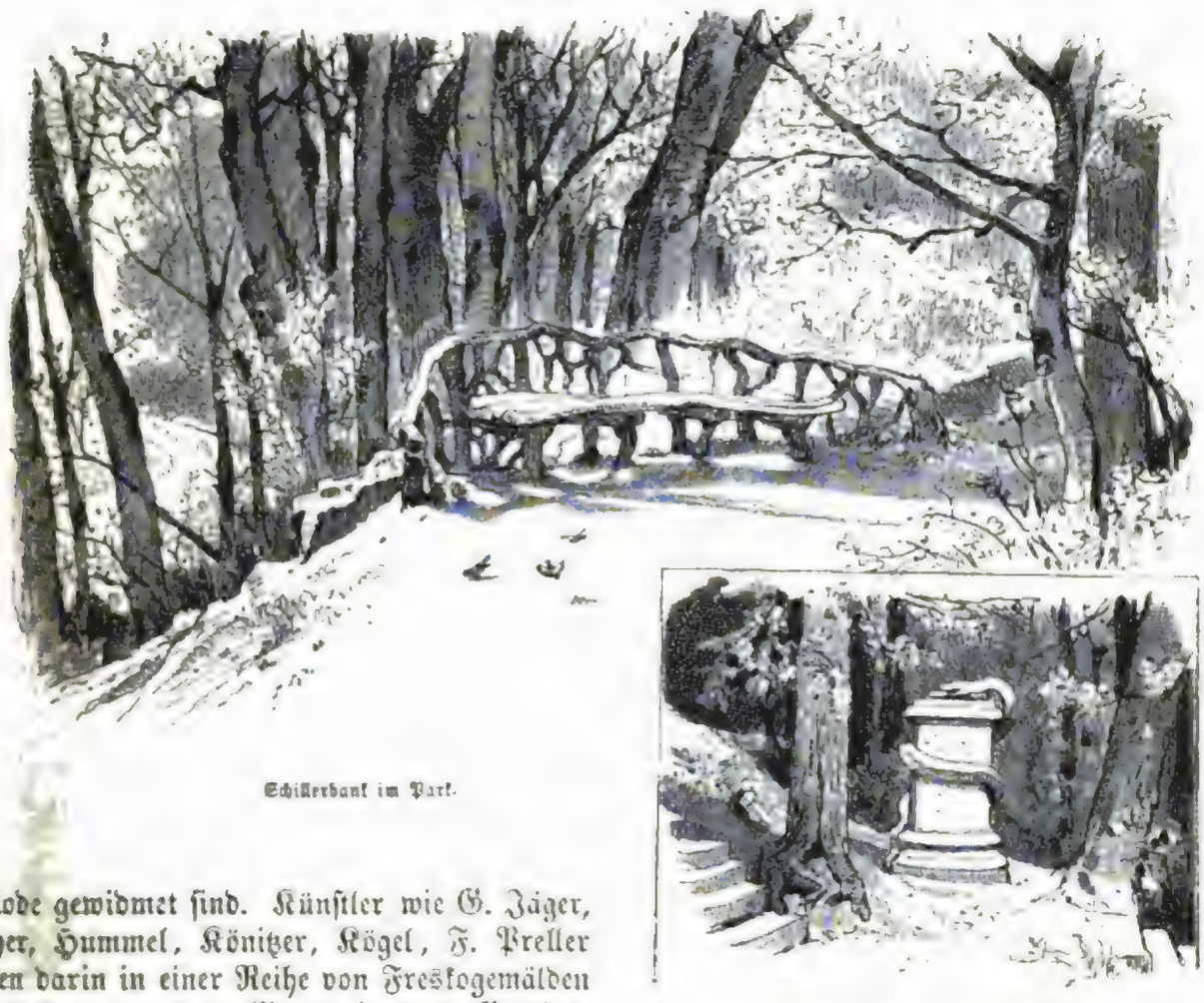
Schiller- und Goethe-Monument von Rietschel.

keit ließ ihn selbst oft das Gute und Große verkennen, das unmittelbar in seiner Nähe so reichlich vorhanden war. Aber als er dann dem Irdischen seinen Tribut gezollt hatte, da war jeder Schatten über dem strahlenden Lichte seines Wirkens vergessen und der Ruf nach Beiträgen für ein Denkmal, das ihm zu Ehren errichtet werden sollte, fand in allen deutschen Herzen ein lebendiges Echo, so daß auf den Sockel des am 25. August 1848 eingeweihten Monumentes die vielsagende Inschrift gesetzt werden konnte: „Von Deutschen aller Lande". Vor der Kirche, in der er gepredigt, im hellen Sonnenlicht, steht seine von Schaller ausgeführte Statue; heiter schaut er auf den Platz hernieder, der ihn oft trüben Blickes gesehen haben mag, und wenn sein Geist von oben her zu uns schauen kann, wird er sich ausgesöhnt haben mit seinem Schicksal auf Erden. —

Auch zu den Denkmälern Weimars und zwar zu den eigenartigsten und vielseitigsten gehört die Bibliothek, die Anna Amalie aus einem Zeughaus, das vordem aus einem Gartenlustschloß hervorgegangen war, entstehen ließ. Nicht allein, daß in dem zweistockigen Gebäude mit seinem massiven, epheuumrankten runden Turme, das auf einem von der Ebene aufsteigenden Hügel in unmittelbarer Nähe des Parkes liegt, eine Fülle von Geistesschätzen in zahlreichen Bänden aufbewahrt wird — sind hier auch eine Menge der wichtigsten Konterfeis der Bedeutenden des weimarischen Kreises, in verschiedenen Manieren, zusammengebracht worden. Der bemerkenswerteste Teil der Bibliothek ist der längliche Hauptsaal (S. 46) mit seinen von Rundbogen getragenen Galerieen und der Meyerschen Kopie des Annibale Caraccis Ruhmesgenius als Deckengemälde. Hier finden sich neben jenem allbekannten Bild Karl Augusts von Jagemann, die Kolossalbüsten Goethes von David und Schillers von Dannecker, die Trippelsche Goethe-Büste, plastische, gemalte und gestochene Bildnisse aller Großen der Zeit, in oft mehrfacher Anzahl. Aber auch an Reliquien aller Art bietet der Raum reiche Ausbeute, darunter als die nicht am wenigsten interessante, das Bürgerdiplom, welches von Roland und Danton unterschrieben, unserm Schiller, der darin als Monsieur Gille, publiciste allemand bezeichnet ist, namens der französischen Republik überreicht wurde.

An den fürstlichen Freund Goethes, den unvergeßlichen Herzog Karl August gemahnt, was seinen Aufenthaltsort in der Stadt an-

langt, ſowohl das Fürſtenhaus, in dem der Hof ſeit der Vernichtung des alten und bis zur Erbauung des neuen Schloſſes reſidierte, wie dieſes letztere ſelbſt. Das Fürſtenhaus iſt eine unbedeutende Baulichkeit, die jetzt verſchiedenen Büreaus als Aufenthalt dient. Auf dem Platz, der ſich vor ihm ausdehnt, erhebt ſich ſeit einigen Jahren die Reiterſtatue Karl Auguſts, die Donndorf, ſelbſt ein Weimaraner, geſchaffen hat. Ungleich größeres Intereſſe, als das langweilige Fürſtenhaus, bietet das Schloß (S. 47), bei deſſen Erbauung auch Goethe vielfach von beſtimmendem Einfluß geweſen iſt. Die vielen hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten treten hier zurück vor den ſogenannten Dichterzimmern, welche den vier bedeutendſten Poeten der weimariſchen Glanz-



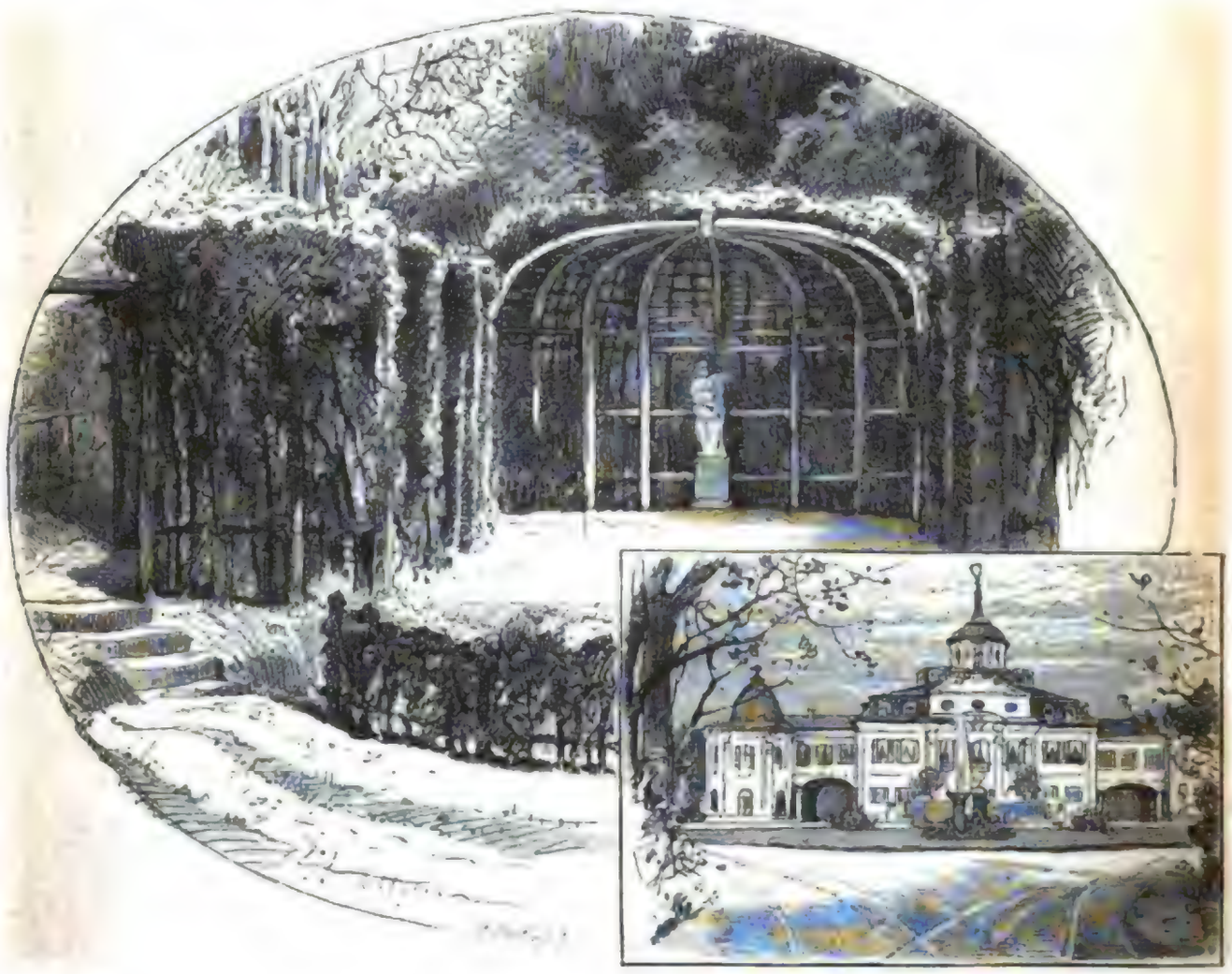
Schillerbank im Park.

Monument des Genius loci im Park.

periode gewidmet ſind. Künſtler wie G. Jäger, Neher, Hummel, Könitzer, Kögel, F. Preller haben darin in einer Reihe von Freskogemälden Darſtellungen aus den Werken Herders, Goethes, Schillers und Wielands gegeben, unter denen namentlich die Szenen aus Oberon von Prellers Meiſterhand ausgeführt, eine hervorragende Bedeutung beſitzen.

Der für ſein ganzes Weſen am meiſten charakteriſtiſche Aufenthaltsort Karl Auguſts aber iſt nicht das Fürſtenhaus, nicht das Schloß, ſondern das Borkenhäuschen und das römiſche Haus im Park, den wir ſchon einmal betraten um Goethes Gartenhaus zu beſuchen. Goethe und Karl Auguſt haben ihn geſchaffen, der Fürſt Pückler hat ſeine Reize noch um manchen erhöht. Im Süden der Stadt breitet er ſich aus, durchfloſſen von der ſilberhellen Ilm, reich an herrlichen Baumgruppen, buſchigen Plätzen, verſchlungenen Wegen, lieblichen Fernſichten, Grotten und Denkmälern — das Beſte und Schönſte, was an Erinnerungszeichen aus großer Zeit geblieben. Die höchſte Kunſt des Ganzen liegt darin, daß eben die Kunſt unmerklich in die Natur übergeht und innig ſich mit ihr verſchmilzt, ſo daß die ganze Landſchaft in den parkartigen Anlagen einbegriffen ſcheint. Das römiſche Haus und das Borkenhäuschen, deſſen eingangs erwähnt wurde, gehören zu den lieblichſten Punkten des Parks,

ſie ſind für Karl Auguſt etwas Aehnliches geweſen, wie für Goethe deſſen Gartenhaus. In die ſtille Einſamkeit dieſer Siedelein zog er ſich zurück, um ſich ſelbſt zu finden und ſeinem reinen vollen Naturgefühl gerecht zu werden. Das Borkenhäuschen (S. 48) dankt, wie bei Goethe nachzuleſen (Biographiſche Einzelheiten), einem Zufall ſein Entſtehen. Im Jahre 1778 ſollte auf dem „Stern“, dem älteſten Teil des Parks, zu dem vom Schloß aus oſtwärts eine Brücke oder richtiger geſagt eine Treppe in dieſer führt, ein „heiter geſchmücktes Feſt“ den Namenstag der regierenden Herzogin Luiſe verherrlichen. Eine Ueberſchwemmung vereitelte dieſe Abſicht, allein Goethe ließ eine dem Waſſer nicht erreichbare hochgelegene Stelle zu einem ovalen



Naturtheater in Belvedere. Schloß Belvedere.

Platz herrichten und auf dieſem eine „ſogenannte Einſiedelei, ein Zimmer mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete“ herrichten. Das bei jenem Feſte entſprechend eingeweihte Häuschen blieb lange ein Lieblingsaufenthalt Karl Auguſts, der oft hier wohnte, Freunde empfing, Regierungsgeſchäfte beſorgte und wie Goethe in den Fluten der vorübereilenden Ilm ſich badete. Viel ſpäter als das Borkenhäuschen entſtand das römiſche Haus (S. 49), das wohnlicher zwar wie das erſte, doch auch noch von außergewöhnlicher Einfachheit iſt und außer einem Vorplatz nur einen Eßſaal, ein Arbeits- und Schlafzimmer enthält. Im Eßſaal befindet ſich das bekannte Bild der Herzogin Amalie von Angelika Kauffmann mit dem Koloſſeum im Hintergrund; das Arbeitszimmer iſt unverändert, als wenn es der Herzog eben erſt verlaſſen hätte, ſelbſt der Staatskalender ſeines Todesjahres (1828) liegt noch auf dem gewöhnlichen Arbeitstiſch, der Schreibgerätſchaften einfachſter Art trägt. An der Treppe,

Digitized by Google

die zu dieſem Orte des Friedens führt, von dem aus nach allen Richtungen die herrlichſten Blicke ſich bieten, ſtehen Goethes Verſe:

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im ſtillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belohnung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten:
Jeglichem, der euch vertraut, hilfreich und tröſtend zu ſein.

Denkmal im Tiefurter Park.

Zu anderen Erinnerungsſtätten des ſchönen Parks gehört das Denkmal für den Fürſten Franz von Deſſau, einem Freund Karl Auguſts und Schöpfer des Wörlitzer Parks, das Goethe errichtete. Ein einfacher kegelförmiger Tuffblock mit einer Felsſtückunterlage trägt es die Inſchrift: „Francisco Dessaviae principi.“ Dem Genio loci iſt ein anderes Monument (S. 51) geweiht, das aus einem antiken Säulenſchaft beſteht, um den ſich eine mächtige Schlange windet, bereit die Opferbrote zu verſpeiſen. Von einer aus Naturholz gezierten Bank geht die Sage, daß ſie Schillers Lieblingsſitz geweſen ſei (S. 51). —

Faſt unmerklich führt eine breite ſchattige Lindenallee aus dem Parke hinauf nach Belvedere (S. 52), einem im italieniſchen Geſchmack erbauten Luſthaus mit anziehender Fernſicht über die Stadt und einem

Tiefurt.

reizenden Park, der noch mehr als der weimariſche durch natürliche Hebung und Senkung des Terrains Abwechſelung erhält. Zu den bemerkenswerten Stätten, die auch er aufzu-

Digitized by Google

weiſen hat, gehört das Naturtheater (S. 52) in welchem Kuliſſen und Hintergrund durch lebendige Hecken dargeſtellt werden.

Im Gegenſatz zu der hohen Lage Belvederes liegt der Sommerlandſitz Tiefurt (S 53), wo Anna Amalia im Kreiſe der Großen ihrer Zeit ſo viele frohe Stunden verlebt, wo manche der dramatiſchen Schöpfungen Goethes ihre erſten Aufführungen erlebte — im lauſchigen Thal.

Ein herrlicher Park fehlt dieſem Sitze ſo wenig wie Belvedere, nur iſt der Tiefurter, der ſein Entſtehen Knebel und Pückler-Muskau verdankt, von mehr einſamem und romantiſchem Charakter. Noch abgeſchloſſener als Tiefurt, geradezu einſam liegt nördlich von Weimar, am Fuße des Ettersbergs, die Sommerreſidenz Ettersburg, ein Dornröschen unter den Luſtſchlöſſern der Umgegend Weimars, das erwacht gar vieles zu erzählen hätte von der Mutter Karl Auguſts und den „Luſtigen von Weimar“.

Dieſe „Luſtigen“ ſind nun alle ernſt und ſchweigſam geworden und mancher Stein auf Weimars Friedhof, nennt einen von ihnen, der jetzt an dieſer Stätte des Todes ausruht für alle Zeit. Die Größten jener Zeit und des weimariſchen Kreiſes: Goethe, Schiller und Karl Auguſt ruhen vereint in der Fürſtengruft, die ſich auf breitem Unterbau in der Mitte des Friedhofs erhebt. Wenn irgendwo der Tod ſeine Schrecken verlieren kann, ſo iſt es an dieſer Stelle, an der die Gewißheit von der Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes mit unwiderſtehlicher Gewalt ſich aufdrängt und das ewige Leben im Gedächtnis der Menſchheit, jubelnd über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Zeitlichen, triumphiert.

Ettersburg.

Gewitterſegen.

Von

Martin Greif.

Noch iſt das Herz betäubt vom Donnerſchlage,
Wie uns beſtürzt ein jähes Mißgeſchick.
Da winkt ihm nach gewittervollem Tage
Verſöhnlich zu des Abends Scheideblick.

Der Himmel thut ſich auf, ſein Blau erſcheinet,
Die Sonne äugelt, nein, ſie flammt hervor,
Der Wolken letztes Heer es ſteigt vereinet
Als Rauch das leuchtende Gebirg empor.

Wohl ſind die Spuren Zornes nicht geſchwunden.
Doch webt um ſie ein ſo gerechter Schein
Gleich reifem Glück, das du erſt ſpät gefunden,
Und das du drum nun doppelt nenneſt dein.

In Wald und Buſch getroſt die Sänger ſchmettern
Vielſtimmig und doch wie aus einer Bruſt:
Der Glanz des Lorbeers ruht auf allen Blättern
Und was gelitten, fühlt erhöhte Luſt.

Tambi.

Novelle von Ferdinand v. Saar.

Man saß im Kreise, und Freund N...., ein älterer, vielgenannter Schriftsteller, schickte sich an, folgendes Erlebnis mitzuteilen:

I.

Vor mehreren Jahren hatte ich mich entschlossen, einen Winter auf dem Lande zu verleben, und zwar deshalb, weil ich in meinen Arbeiten zurückgeblieben war und Ruhe und Sammlung benötigte. Ich begab mich also im Spätherbst auf ein herrschaftliches Gut, dessen Besitzer mir seit Jahren befreundet ist. Er selbst war von dort, wo er einen Teil des Sommers zugebracht, mit seiner Familie nach Italien abgegangen; ich aber bezog ein kleines Nebengebäude des Schlosses, wo ich mich sehr bald wohnlich eingerichtet hatte. Meine Fenster gingen nach zwei Seiten hin. Auf der einen blickte ich in den Park; auf der andern lag die Landschaft mit einem Teil des Dorfes vor mir. Eine echt mährische Gegend. Unübersehbare Felder, auf welchen noch hin und wieder Rüben und Kartoffeln standen; sanft ansteigende Hügel, dunkle Nadelholzwälder — und das Ganze von einem kahlen Eisenbahndamm und einem kleinen, trägen Flüßchen durchschnitten und durchschlängelt.

Während der ersten Zeit meines Aufenthaltes war ich viel im Freien. Ich ließ mir einen alten Gaul satteln, der im Stalle der Wirtschaft den Gnadenhafer genoß, und ritt im sanften Strahle der letzten Oktobersonne nach den umliegenden Höfen und Ortschaften; oder ich durchstreifte, die Jagdflinte über die Schulter gehängt, die lautlosen Wälder, bis sie endlich von Novembernebeln zu triefen anfingen — und ich mit einem leidenschaftlichen Rucke meine Thätigkeit aufnahm. Nun verließ ich, mit Ausnahme regelmäßiger Morgenspaziergänge, das Haus nicht mehr — und als der Weihnachtsschnee auf den Feldern lag, da war ich auch mit einer Arbeit zustandegekommen, die mir schon lange das Herz beschwert hatte, und auf deren glückliches Vollbrachtsein ich am Sylvesterabend ein Glas selbstgebrauten Punsches leeren konnte.

Auch den Neujahrstag wollte ich in meiner Weise festlich begehen. Es war in jenem Jahr ein äußerst strenger, aber prachtvoller Winter und gerade damals gab es das köstlichste Wetter. Der Himmel war durchsichtig blau, und soweit das Auge reichte, glitzerten die weißen Kristalle. Ich beschloß nach einem alten, verfallenen Bergschlosse zu wandern, das etwa zwei Wegstunden entfernt lag und eine herrliche Rundsicht über das Land eröffnete. Ich hatte diese Rundsicht schon mehrmals im Sommer genossen; wollte aber nun auch ihre winterlichen Reize kennen lernen.

Nachdem dies geschehen war und ich genug der reinen, aber auch schneidenden Luft, die dort oben wehte, eingeatmet hatte, machte ich mich wieder auf den Heimweg. Mittag war schon vorüber; müde und hungrig geworden, fiel ich in die nächste Dorfschenke ein, die sich mir darbot. Es war ein elendes Wirtshaus, nur durch einige Hobelspäne gekennzeichnet, die nach Landessitte über dem Thore hingen. In der Gaststube saßen einige Bauern bei trübem Bier; auch drei Wandermusikanten waren da, die ihre Blechinstrumente vor sich liegen hatten und vielleicht später zum Tanze aufspielen sollten. Der Wirt aber, bei dem ich ein notdürftiges Mahl bestellte, wies mich zuvorkommend über den Flur in ein kleines Nebenzimmer, in welchem nur ein einziger länglicher Tisch stand.

An diesem Tische, mit dem Rücken gegen die Wand, saß ein städtisch gekleideter Mann und schien zu schlummern; wenigstens hatte er das Haupt auf die Arme gelegt, die verschränkt auf der Tischplatte ruhten. Neben ihm auf

Digitized by Google

der Bank lag ein brauner Hund, der bei meinem Eintritt kurz anschlug.

Der Mann hob den Kopf, faßte mich ins Auge und starrte mich an, sowie ich ihn. Dieses runde, blaß aufgeschwemmte Gesicht, das jetzt allmählich von einer fahlen Röte fleckig überzogen wurde, kam mir so bekannt vor, daß ich unwillkürlich ausrief: „Wie? Sie sind es, Herr — Herr —." Ich rang vergeblich nach einem Namen, der mir entfallen war.

Der andere zögerte sichtlich, diesen Namen auszusprechen. Endlich sagte er mit leiser, stockender Stimme: „Bacher", wenn ich bitten darf — „Faustin Bacher."

„Richtig — Herr Bacher! Das nenne ich ein überraschendes Zusammentreffen!" Dabei setzte ich mich ihm gegenüber und deutete kurz die Gründe an, die mich für diesen Winter hierher geführt. „Aber wie kommen Sie in diese Gegend?" fuhr ich fort.

„Sie ist ja eigentlich meine Heimat", erwiderte er, noch immer sehr verlegen; „denn ich habe in der nächsten Kreisstadt wo mein Vater ein kleines Amt bekleidete, das Licht der Welt erblickt. Seitdem bin ich freilich auch an anderen Orten herumgekommen. Gegenwärtig aber bin ich Kanzlist bei dem Notar in ...." Er nannte einen größeren Marktflecken, der, noch zu dem Rayon der Herrschaft gehörend, eine starke Wegstunde von meiner Behausung entfernt an der Landstraße lag.

Doch ehe ich hier fortfahre, muß ich vorerst weiter zurückgreifen.

Vor ungefähr einem Dezennium hatte man wieder einmal ein dichterisches Genie, einen modernen Shakespeare entdeckt, von welchem man erwartete, daß er die Wiedergeburt des deutschen Dramas einleiten werde. Ein bisher gänzlich unbekannter, in Wien lebender Autor hatte nämlich eine Tragödie erscheinen lassen, die das Bedeutendste sein sollte, was seit vielen Jahren in dieser Richtung geschaffen wurde; ja ein gewisser Aesthetiker, der sonst fast alle Erscheinungen der neuen Litteratur mit Stillschweigen zu übergehen liebte, verstieg sich in einem plötzlichen Anfalle von Begeisterung zu dem Ausspruche: das Werk könne — wenn überhaupt — nur mit dem Macbeth oder dem Lear verglichen werden.

Was nun mich selbst betraf, so legte ich auf dies alles kein besonderes Gewicht. Ich hatte schon damals lang genug gelebt, um zu wissen, wie wenig in der Regel hinter einem solchen pausbackigen Lobe zu suchen sei. Ich hielt das Ganze für eine mehr oder minder glänzende Seifenblase, wie ich deren schon manche hatte aufsteigen und platzen gesehen. So trug ich denn auch gar kein Verlangen, das in Rede stehende Drama kennen zu lernen, bis mich endlich das dringende Ersuchen einer mir befreundeten Dame, welche aufstrebende Talente mit schönem Eifer und auch nicht ohne ein gewisses Verständnis zu fördern pflegte, dazu vermochte. Mit Mißtrauen und Mißbehagen nahm ich das Buch zur Hand — mit großem Interesse und stellenweisem wirklichen Genusse las ich es zu Ende. Hier hatte sich in der That eine nicht gewöhnliche Begabung, und was noch mehr sagen wollte, ein selbständiger Geist ausgesprochen, der sich allerdings an dem großen Briten herangebildet, aber — einige geringfügige Formanklänge abgerechnet — keineswegs in Nachahmung verfallen war. Nicht so glücklich stand es mit der Komposition des Stückes. Dieselbe erwies sich sehr unzulänglich, gleichsam als Nebensache behandelt. In einzelnen Szenen kam allerdings eine lebendige und auch gewandte dramatische Kraft zur Geltung, allein gerade dort, wo sie sich zeigen sollte und mußte, fiel sie aus, oder schlug vielmehr mitten in der Steigerung in eine weichliche Schwäche um, die mir mit der Natur des Dichters selbst im Zusammenhange zu stehen schien. Alles in allem: ein mangelhafter, aber berechtigter dramatischer Versuch. Ich teilte diese meine Ansicht der Dame mit und fügte hinzu, daß der Verfasser unter allen Umständen aufmunternde Teilnahme verdiene; wie hoch jedoch seine Begabung anzuschlagen und wie weit dieselbe entwickelungsfähig sei: dies könne erst die Zukunft lehren.

Ich sah, daß meine Meinung keine vereinzelte blieb. Denn man begann schon allmählich von verschiedenen Seiten sich in ähnlicher Weise, wenn auch nicht ganz so wohlwollend zu äußern. Ein damals allmächtiger, auch in litterarischen Dingen tonangebender Theaterdirektor hatte überdies das Werk von der Bühne zurückgewiesen, und zwar mit der Bemerkung, die er ähnlichen Erzeugnissen gegenüber stets auszusprechen liebte: er führe das Stück im Interesse des Autors nicht auf; derselbe solle ihm ein neues und besseres schreiben.

Digitized by Google

Dieſes aber ließ auf ſich warten; ja es tauchte ſogar die Behauptung auf, daß Fauſt Bacher — ſo nannte ſich, oder hieß vielmehr der Dichter — nie wieder ein Stück zuſtandebringen werde. Dasjenige, womit es ihm gelungen war, einiges Aufſehen zu erregen, habe er ſchon vor vielen Jahren verfaßt, und ſeit dieſer Zeit trage er ſich mit einem zwar großartigen, aber völlig undramatiſchen Stoffe, an welchem er ſich ſozuſagen geiſtig aufzehre. Dabei kamen auch nach und nach mißgünſtige Urteile über die Perſönlichkeit des Autors ſelbſt zum Vorſchein. Er ſei ein Autodidakt hieß es und über das bildungsfähige Alter längſt hinaus; dabei ſei er träg und hochmütig — und vor allem tadelte man, daß er eine zwar unbedeutende, aber immerhin das Leben ſichernde Beamtenſtelle aufgegeben, um ſich ganz der Dichtkunſt zu widmen, wobei er, wie ſo manches andere halbe und ſich ſelbſt überſchätzende Talent vor und nach ihm, unfehlbar ſeinen Untergang finden müſſe.

Es traf ſich in jener Zeit, daß ich mich bei dem erwähnten Theaterdirektor an einem ſeiner gewöhnlichen Empfangsabende einfand, wo man ſtets mit einer Anzahl von Künſtlern und Schöngeiſtern beiderlei Geſchlechtes zuſammentraf. Es waren diesmal gerade ſehr viele Leute zugegen, ſo daß ſich der nicht allzu große Salon überfüllt zeigte. Nachdem ich mit dem Hausherrn, der in einer Runde von Herren und Damen ſaß, den üblichen kurzen Gruß ausgetauſcht hatte, zog ich mich mit einem zufällig anweſenden näheren Bekannten in eine Fenſterniſche zurück. Bald darauf trat ein Herr ein, der mir ganz fremd war. „Das iſt der Dichter Bacher," ſagte mein Nachbar.

Da mich der Mann intereſſierte, ſo betrachtete ich ihn genau. Er war etwa vierzig Jahre alt, klein, ziemlich beleibt und trug einen fadenſcheinigen, ſchwarzen Rock, deſſen Aermel ſo unzulänglich waren, daß ſie ſelbſt die auffallend kurzen Arme, die darin ſteckten, nur zur Not verhüllten. Auffallend war mir auch die ſcheue, demütige Unterwürfigkeit, mit welcher ſich der Ankömmling vor dem Direktor und noch einigen Anweſenden, die ihm bekannt ſein mochten, verneigte; denn allzu viele Zeremonieen waren hier nicht Sitte, auch ſchien dieſes Benehmen mit dem Vorwurfe des Hochmutes, den man gegen ihn erhoben hatte, ſehr in Widerſpruch zu ſtehen. Endlich ließ er ſich auf einen eben frei gewordenen Stuhl in dem Kreiſe um den Direktor nieder, und zwar an der Seite einer älteren Dame, welche, ſelbſt Schriftſtellerin, ihn ſogleich angelegentlich in ein Geſpräch zog. Er aber ſchien ſich dabei ſehr unfrei zu fühlen, rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her und griff beſtändig, wie um ſeine Gedanken zu ſammeln, nach der Stirn. Dieſe wies ſich ſamt der Naſe ſtark entwickelt; der untere Teil des Geſichtes aber trat ſchwächlich zurück. Die Augen konnte ich nicht beurteilen, denn ſie waren von ſchwer herabfallenden Lidern zur Hälfte verhüllt.

Seine Unterredung mit der Dame hatte noch nicht lange gedauert, als der Direktor plötzlich den Kopf gegen ihn drehte und mit der ihm eigentümlichen lauten und ſcharfen Stimme rief: „Nun, Herr Bacher, wie ſteht es mit Ihrem neuen Stücke? Iſt es fertig?"

Der Gefragte zuckte zuſammen und ſeine Augen ſchloſſen ſich faſt gänzlich. „Nein, noch nicht," erwiderte er mit ſichtlicher Anſtrengung, während er ſich verlegen hin und her wand.

„Was? Noch immer nicht!" ſchrie der andere, ſich weit im Fauteuil zurücklehnend. „Dann wird es auch niemals fertig werden; denn allem Anſcheine nach ſind Sie ſelbſt fertig!"

Dieſe rückſichtsloſe Aeußerung in Gegenwart ſo vieler Perſonen ſchleuderte den armen Dichter faſt vom Stuhle hinab. Er wurde fahl wie der Tod; dann begann er in ſtummer Scham immer ſtärker aufzuglühen. Zum Glück waren die meiſten Anweſenden an ähnliche Impromptus von ſeiten des Hausherrn, der ſogleich wieder mit dem ihm zunächſt Sitzenden von etwas ganz anderem zu ſprechen anfing, ſeit langem gewohnt und beachteten die Sache weiter gar nicht. Nur einige Wenige ſahen den Getroffenen mit Befremdung und wie es mir ſcheinen wollte, zum Teil auch mit ſchadenfroher Genugthuung an. Ich aber konnte nicht an mich halten, und da gerade jetzt, indem ſich einige Damen zum Fortgehen anſchickten, eine Bewegung im Salon entſtand, ſo trat ich auf den noch immer mit Scham und Verlegenheit Kämpfenden zu, ſtellte mich ihm vor, ſagte, daß es mich ſehr freue, ihn kennen zu lernen, denn ich hätte ſein Drama mit großem Intereſſe geleſen — und was ich ſonſt noch zu einiger Linderung vorbringen konnte.

Er ſchien meine Worte anfänglich gar

Digitized by Google

nicht zu vernehmen, nach und nach jedoch wurde er aufmerksam und sein Antlitz erhellte sich, das bei näherer Betrachtung den Stempel großer Gutmütigkeit trug. Er war offenbar froh, einer wohlwollenden Seele gegenüber zu stehen, und dankte mir in ziemlich mühsam gewählter Rede, die aber immer fließender und natürlicher wurde. Er erwähnte auch seines neuen Stückes, auf welches er, wie er sagte, große Hoffnungen setzte; klagte jedoch, daß dasselbe trotz aller darauf verwendeten Mühe nicht recht gedeihen wolle. Ein paar Andeutungen über den Stoff, die er fallen ließ, zeigten mir freilich, daß diejenigen, welche die Wahl eine verfehlte nannten, nicht geradezu im Unrechte waren. Aber ich hütete mich, dies irgendwie merken zu lassen; denn ich wußte, daß man durch derlei Bedenken und Einwendungen wohl beirren und verwirren, niemals aber überzeugen könne. Ich tröstete ihn vielmehr, indem ich hervorhob, daß ich ähnliche qualvolle Stockungen aus eigener Erfahrung kenne, und bestärkte ihn in seiner Absicht, sich für einige Zeit gänzlich von dem ungewohnten und zerstreuenden gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen, in welches er, seinem Ausspruche nach, ganz wider Willen hineingeraten war.

Endlich hielt ich es für angemessen, mich zu empfehlen, und er benutzte diese Gelegenheit, um sich unbemerkt gleichfalls zu entfernen. Wir gingen zusammen die Treppe hinunter; vor dem Thore verabschiedeten wir uns, und jeder schlug seinen Weg ein.

Bald darauf trat ich eine Reise an, die mich weit länger fern hielt, als es meine ursprüngliche Absicht gewesen war. Während dieser Zeit dachte ich immer seltener an den guten Faust Bacher — und hatte ihn endlich ganz und gar vergessen. Da ich auch nach meiner Rückkehr seiner nicht mehr ansichtig wurde, so blieb es dabei. Erst als man plötzlich wieder ein anderes Genie, einen Epiker entdeckt hatte, der ein moderner Dante zu werden versprach, wurde ich an den verschollenen Dramatiker gemahnt. Aber ich konnte über ihn keine Auskunft erhalten. Niemand wußte, wo er sich aufhalte; man zuckte die Achseln und meinte: er würde wohl irgendwo zu Grunde gegangen sein. — — —

Und nun saß er vor mir, sichtlich gealtert, mit schlaffen, verfallenen Zügen, das gelichtete Haar grau und wüst um die Schläfen, und bewegte, noch immer fassungslos, die kurzen Arme auf dem Tisch.

„Also Sie sind jetzt bei einem Notar beschäftigt," sagte ich mechanisch. „Und wie ist es —" mit Ihren dichterischen Arbeiten? wollte ich fragen, hielt aber unwillkürlich inne.

Er verstand was ich meinte und machte eine abwehrende Bewegung. „O damit ist es aus — ganz aus. Ich denke nicht mehr daran und habe jede Hoffnung in dieser Hinsicht aufgegeben."

„Und warum?" warf ich ein, doch nicht deshalb, weil Sie jenes Stück, das Sie damals im Geiste trugen, nicht zu bewältigen vermochten? Oder haben Sie es etwa doch beendet?"

„Ich habe es nicht beendet."

„Nun, vielleicht widerstrebte der Stoff ganz und gar der dramatischen Form. Jeder von uns hat in seinem Schaffen ähnliche Mißgriffe zu verzeichnen. Vielleicht hatten Sie sich überhaupt in Ihren Plänen übernommen."

„Das that ich! Das that ich! O ich war von einem wahnwitzigen Hochmute besessen. Das Größte wollte ich leisten — das noch nie Dagewesene! Parturiunt montes — und nicht einmal eine Maus wurde geboren — nicht einmal eine lächerliche Maus!"

„Das können Sie nicht sagen," erwiderte ich ernst. „Das Werk, mit welchem Sie in die Oeffentlichkeit getreten sind, ist aller Ehren wert — ist ein sehr schätzbares Zeugnis Ihres Geistes."

„Schätzbar!" rief er fast unwillig. „Wer schätzt es? Sie vielleicht, mein verehrter Herr, und noch ein paar andre Menschen, die wohlwollend sind, gleich Ihnen. Sonst aber hat es mir nur Verachtung — oder doch wenigstens Mißachtung eingetragen. Und sagen Sie selbst: was soll auch diese rudimentäre Arbeit, diese zerstückte Talentprobe in der Litteratur bedeuten? Nichts! Gar nichts!"

Ich schwieg. Einer so scharfen und im Grunde auch richtigen Selbstkritik gegenüber ließ sich nicht sogleich etwas vorbringen. „Nun wohl," sagte ich endlich, „eigentlich haben Sie recht. Aber wer kann heutzutage auf wirkliche Geltung, auf unanfechtbare Bedeutung Anspruch erheben? Das Wort Goethes: „Weh' dir, daß du ein Enkel bist", gilt vor allem in der Kunst. Und zuletzt ist jede Größe doch nur eine relative. Die Zeit rüttelt an allem und jedem — selbst an den Säulen, die uns bis jetzt in den Himmel zu ragen scheinen.

Digitized by Google

Jedenfalls aber hätten Sie nicht in Kleinmut verfallen, sondern sich weiter versuchen sollen."

„Als ob ich mich nicht versucht hätte", rief er. „Glauben Sie denn, daß ich mich wirklich nur mit diesem einen Stoff getragen habe — wie freilich von vielen Seiten ausgestreut wurde? — Nein, Verehrter! Da drinnen —" er schlug sich mit der Hand vor die Stirn — „da drinnen lebte und webte es! Eine Fülle von Gestalten drängte sich in mir — aber wie ich sie fassen, wie ich sie von mir loslösen wollte, zerflossen sie — um mir wieder und wieder als Dasein fordernde Schatten zu nahen. Und als ich endlich, meine Unmacht erkennend und auf hohen Ruhm verzichtend, mich von ihnen ab und den gewöhnlichsten, ausgetretensten Pfaden der Litteratur zuwandte: versagte mir mein Geist auch dort. O der Direktor hatte damals recht! Ich war fertig — längst fertig; ich wollte es mir nur nicht eingestehen!"

„Aber wie ist das möglich!" rief ich aus.

„Ja, wie ist das möglich! So fragte ich mich selbst in öden stumpfsinnigen Tagen, in schlaflosen, qualdurchtobten Nächten. Wie ist das möglich! stöhnte ich verzweifelt, wenn ich in mein erstes gedrucktes Werk hineinsah, während das aufgelegte Blatt Papier leer blieb und die Tinte im Schreibzeug vertrocknete. Und doch war es so. Vielleicht liegt der Grund in einer erschlafften Faser des Gehirns, oder in einer widerstrebenden Blutwelle. Aber da stehen wir im Dunklen, und so wird man schuldig — schuldig in den Augen der Welt, wird verachtet, verspottet, und die Schmerzen, die solch ein Unglücklicher durchzukämpfen hat — die Nacht des Wahnsinns, die vor ihm aufzusteigen beginnt, ahnt kein Mensch! O was habe ich gelitten!"

Er verhüllte sein Antlitz mit den Händen und brach in Thränen aus, die er gewaltsam zurückdrängen wollte. Aber es gelang ihm nicht: unaufhaltsam, in heißem Gusse strömten sie hin.

Ergriffen saß ich da und ließ ihn weinen. Der Hund, eine Art Dächsel, der bis jetzt, in sich zusammengerollt, an seiner Seite gelegen hatte, wurde aufmerksam, richtete sich empor und legte winselnd die Vorderpfoten auf die Schultern seines Herrn.

Plötzlich erschallten wüste, ohrenzerreissende Klänge: die Bläser in der Wirtsstube hatten ihr Spiel eröffnet. Bacher fuhr auf, begütigte mit der einen Hand das Tier, das laut zu heulen angefangen hatte; mit der anderen zog er ein zerknülltes farbiges Taschentuch hervor und trocknete sich hastig Augen und Wangen.

„Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen so gezeigt habe," sagte er dann. „Aber ich konnte mich nicht beherrschen. Sie sind gut und verständnisvoll, und werden mich nicht verachten."

„Gewiß nicht!" Und ich reichte ihm die Hand.

„Ich bin auch nicht immer so schwach," fuhr er fort. „Ich habe mich ja längst resigniert. Nur jetzt wurden die alten Wunden wieder aufgerissen."

Ich drückte mein Bedauern aus, daß ich, ohne es zu wollen, die Veranlassung gewesen.

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge," erwiderte er. „Die Thränen haben mir wohl gethan. Wenn ich mit mir allein bin, kann ich nicht weinen, und da ich jetzt einem Manne, den ich hochhalte, mein Herz ausgeschüttet, werde ich um so leichter mein unbeachtetes Dasein weiter leben."

„Sie sind also mit Ihren äußeren Verhältnissen nicht gänzlich unzufrieden?"

„Keineswegs; im Gegenteile. Was ich mir bei dem Notar verdiene, ist freilich nicht viel; aber es läßt sich damit auskommen."

„Es freut mich, dies zu hören. Aber — entschuldigen Sie, daß ich mich gewissermaßen als unbefugten Ratgeber eindränge — wäre es denn einem Mann von Ihrer Begabung nicht möglich, sich eine vorteilhaftere Stellung zu gründen? Es ließe sich gewiß etwas Passendes für Sie finden, und wenn Sie mir erlauben wollten, daß ich in Wien —"

Er zuckte erschreckend zusammen und streckte mir die Arme in heftiger Abwehr entgegen. „Nein! Nein!" rief er, „um keinen Preis — nicht um den Gehalt eines Ministers! Wie sollte ich den Leuten dort unter die Augen treten! Und dann — Sie überschätzen meine Fähigkeiten. Ich besitze nur sehr geringe Kenntnisse; denn ich habe mein Studium leider nicht beenden können. Mein Vater starb, als ich noch ein Knabe war, und meine Mutter blieb arm, sehr arm zurück. Daher mußte ich die Schule vorzeitig verlassen und in ein Amt treten, bei welchem es mehr auf die Praxis als auf die Theorie ankam. Es war im Zollwesen. Die erste Zeit, da ich in sehr untergeordneter Stellung beschäftigt war, ging die

Digitized by Google

Sache leidlich. Als ich aber später selbständig eingreifen sollte, da zeigte sich sofort der Mangel meiner Natur. Der direkte Verkehr mit den Parteien verwirrte mich; ich konnte keinen raschen Ueberblick über die Thätigkeit der mir unterstehenden Handlanger gewinnen, und so kamen Verstöße vor, die mich bei meinen Vorgesetzten in den Ruf eines leichtsinnigen und sorglosen Beamten brachten, während ich doch nur ein ängstlicher und schwerfälliger war, der sich selbst das kleinste Versehen tief zu Herzen nahm. Und als man endlich erfuhr, daß ich „dichte", war es auch um mich geschehen. Man wurde mir auffässig, bereitete mir absichtlich Schwierigkeiten und Verlegenheiten, überging mich bei einer mir zustehenden Beförderung — und ich sah den Tag herannahen, an welchem man mich schlechthin entlassen würde. Daher gab ich auch sofort selbst meine Stelle auf, als ich einen litterarischen Erfolg errungen hatte. Also nicht aus Hochmut, oder gar aus Trägheit, wie mir späterhin in die Schuhe geschoben wurde. Hochmütig, wie ich Ihnen gestanden, war ich wohl; aber nur in jener einen Hinsicht; im übrigen aber kann es keinen Menschen geben, der anspruchsloser wäre, als ich. Und ohne Thätigkeit, das habe ich während meines qualvollen unfreiwilligen Müßigganges zu tiefst empfunden — könnte ich gar nicht leben. Aber es muß eine ruhige, gleichmäßige, mehr mechanische Thätigkeit, wie die des bloßen Abschreibens sein. Bei allem anderen, das mir gewissermaßen eine über mich selbst hinausgehende Verantwortlichkeit auferlegt, verliere ich den Kopf. Es ist eigentümlich," fuhr er nach einer Pause, da die Musik inzwischen wieder aufgehört hatte, mit leiserer Stimme fort, „es ist eigentümlich, daß ich das schon als Knabe vorempfunden hatte. Wenn meine Mitschüler ihre Pläne und Absichten für die Zukunft kundgaben und der eine Soldat, der andere Kaufmann, Arzt — oder noch höheres werden wollte: so schwebte mir stets das stille, gleichmäßige Dasein eines einfachen Schreibers vor. Ich hatte dabei die drei Kanzlisten des Advokaten meiner kleinen Vaterstadt im Auge. Seine Kanzlei befand sich im Erdgeschoße des Hauses, wo wir selbst wohnten, und wenn ich die drei Kumpane, die in den verschiedensten Lebensaltern standen, mit dem Schlage der Uhr erscheinen, dann in der Nähe am Fenster behaglich schreiben — und mit dem Schlage der Uhr wieder weggehen sah: da hielt ich ihr Los — Träume von Dichterruhm hatte ich ja damals noch nicht! — für den Gipfel alles Glückes. Nun, dieses Glück hätte ich bald genug mein eigen nennen können — aber es war mir bestimmt, erst auf weiten, sehr weiten Umwegen dazu zu gelangen. Doch nun bin ich auch damit zufrieden und möchte meine bescheidene Stelle mit keiner andern in der Welt vertauschen — schon deswegen nicht, weil ich, wie gesagt, keiner andern gewachsen wäre. Von acht bis sechs Uhr schreibe ich, mit kurzer Unterbrechung während der Mittagszeit, meine Bogen voll; die Abende und die Sonn- und Feiertage aber gehören mir und meinem Hunde." Er zog dabei das Tier auf seinen Schoß und liebkoste es, als wäre es ein Kind.

Auf diese entschiedene Auseinandersetzung war füglich nichts mehr zu erwidern. Ich ließ daher den Faden des Gespräches fallen, und wandte mich nun auch dem Hunde zu, der mit seinen gelben Pfoten und ebensolchen Flecken über klugen braunen Augen in der That ganz artig aussah.

„Ein hübscher Hund," sagte ich beifällig. „Wie heißt er?"

„Tambi. Ich habe ihn, da er noch ganz klein war, von einem Heger gekauft, der ihm den abgeschmackten Namen „Tambourl" gegeben hatte."

„Ein häufiger Name bei Dachshunden."

„Da er nun doch schon daran gewöhnt war, so habe ich wenigstens die erste Silbe beibehalten."

Ich wollte Tambi an mich locken. Er sah mich freundlich an und wedelte; aber er kam nicht.

„O er geht niemanden zu," rief Bacher. „Er ist die Anhänglichkeit selbst und von meiner Seite gar nicht wegzubringen."

„Eine vortreffliche Eigenschaft. Schade, daß sich in ihm die Rasse nicht rein erhalten hat. Er ist viel zu hochläufig; auch trägt er, wie ich sehe, die Rute aufgerollt, ein sicheres Zeichen, daß eine Kreuzung stattgefunden."

„Das sagte schon der Heger, der ihn auch deshalb dem Hause und den Kindern überlassen hatte. Von diesen wurde das arme Tier in arglosser Grausamkeit sehr gequält. Zudem zeigte sich eine böse Krankheit in den Ohren. Aber das heilte bald — und nun sind wir beide glücklich!" Er herzte das Tier

gitized by Googl

wieder, das sich schmeichelnd in seinen Armen wand. „Sehen Sie nur, wie verständig er mich anblickt; er weiß, daß von ihm gesprochen wird. Ein ganz einziger Hund! Still, sanftmütig und doch sehr wachsam. Dabei keine Spur von Gier oder Gefräßigkeit; man muß ihn förmlich bitten, sein bißchen Futter anzunehmen. Er kennt nur eine Leidenschaft: die Jagd."

„Sind Sie Jäger?"

„Ich? O nein — wie käme ich dazu? Er jagt ganz für sich allein. Und da sollten Sie sehen, welches Leben, welches Feuer in dem sonst so ruhigen Tiere zum Vorschein kommt! Mit welcher Spannung er in den Ackerfurchen hinläuft, wie er die Spur verfolgt, wie er dem aufgestöberten Hasen mit hellem Gekläff nachsetzt . . ."

„Und das lassen Sie ihm hingehen?"

„Warum nicht? Er verursacht ja keinen Schaden. Freund Lampe ist doch stets weit schneller, und so kehrt Tambi nach einer Weile keuchend und schäumend wieder zu mir zurück."

„Das geschieht, weil er noch jung ist. Aber lassen Sie ihn völlig ausgewachsen sein, so werden Sie erfahren, daß er von der Fährte nicht mehr abläßt. Denn was Sie da gesagt haben, beweist mir, daß trotz allem die ganze wilde Natur der Dachse in ihm steckt, und wenn es ihm einmal gelingt, einen Hasen anzuschneiden, so ist auch in ihm ein nicht mehr zu bezähmender Blutdurst wachgerufen."

Diese Worte berührten Bacher offenbar höchst peinlich und machten ihn nachdenklich. „Also meinen Sie wirklich —" sagte er kleinlaut.

„Ganz gewiß. Und auf alle Fälle müssen Sie darauf gefaßt sein, daß man Ihnen den Hund heute oder morgen erschießt; denn die Jagdgesetze werden hierzulande sehr strenge gehandhabt."

Er erbleichte. „Das hat mir unser Förster auch gesagt. Aber ich dachte, er wolle mir bloß Angst machen und den Hund verleiden; die Menschen können ja nicht mit ansehen, daß einer an etwas seine Freude hat. Er meinte zwar, von ihm selbst und seinem Gehilfen, der Tambi kennt, wäre nichts zu befürchten; wenn dieser aber einmal an jemand anderen, oder in ein fremdes Revier geriete —"

„So ist es auch um ihn geschehen. Denn nur wirkliche Jagdhunde genießen das Recht der Schonung, und überdies besitzen fast alle Forstleute den eigentümlichen Hang, gerade solchen Vierfüßlern auf den Pelz zu brennen."

Er rückte wie in Verzweiflung auf seinem Sitze hin und her. „Aber mein Gott, was soll ich denn thun? Ich kann doch den Hund nicht in meiner Stube eingeschlossen halten. Und im Freien stößt man hier bei jedem Tritte auf Wild!"

„Sie müssen ihn an die Leine nehmen."

„An die Leine!" rief er empört. „Ein Geschöpf, das zu unbehindertem Lauf geschaffen ist, dessen Natur und Instinkt es antreiben, Wald und Flur zu durchstreifen, an die Leine! Bedenken Sie, Verehrter, was das sagen will! Hin und wieder möchte es wohl angehen, und im Walde selbst, wo Tambi auf Rehe stoßen und dieselben beunruhigen oder verscheuchen könnte, pflege ich es ohnehin zu thun. Aber sonst und stets! Bei jedem Schritte mit ansehen zu müssen, daß er vor oder seitwärts springen möchte — fühlen zu müssen, wie er fast bis zur Selbsterdrosselung an der kettenden Schnur zerrt. — Nein! Nein!"

„Nun dann gilt es, eine Dressur zu versuchen, damit er lernt, Ihrem Rufe unter allen Umständen Folge zu leisten."

„Aber er hört ja, wenn er auf einer Fährte ist, in seiner Aufregung meinen Ruf gar nicht."

„Er wird ihn schon hören, wenn er erst einigemale ausgiebig gezüchtigt worden ist."

„Gezüchtigt!? Sie meinen, ich solle ihn schlagen? Das kann ich nicht — eher mich selbst!"

„Entschuldigen Sie, das ist eine Schwäche..."

„Mag sein, aber es ist mir nun einmal nicht möglich. Und dann — ich hasse all und jede Dressur! Ich habe es zu tief an mir selbst erfahren, was es heißt, dem innersten Drange seines Wesens nicht folgen zu können — gebunden zu sein; ob innerlich oder äußerlich, bleibt sich ja gleich. Eh ich den Hund zwänge, seiner Natur zu entsagen — eher sollte er..." Er erschrak vor der Schlußfolgerung, die er aussprechen wollte, und brach plötzlich ab. „Aber es muß irgend ein anderes Mittel — einen Ausweg geben," fuhr er nach einer Pause fort, „ich habe schon öfter darüber nachgesonnen . . ." Und er versank, die Stirne in die Hand legend, in Gedanken.

Es wurde ganz still in dem kleinen Zimmer, das sich bereits allmählich verdunkelt hatte. Tambi saß aufrecht auf der Bank und blickte von einem zum andern.

Digitized by Google

Darüber begann die Musik wieder. Es war früher nur eine Introduktion gewesen; jetzt aber schien der Tanz seinen Anfang zu nehmen. Bacher blickte auf. „Es ist schon spät," sagte er, „ich muß an den Heimweg denken."

Da auch mich nichts länger zurückhielt, so bezahlten wir unsere geringfügige Zeche und entfernten uns, nachdem wir noch einen Blick in die Wirtsstube gethan, wo sich wirklich die aufgebauschten Röcke mehrerer Dirnen im Kreise drehten.

Draußen brach eben die Dämmerung herein. Rosige Abendlichter lagen noch auf den weißen Gipfeln ferner Höhenzüge; über uns aber, im Azur des Himmels, zitterten bereits die ersten Sterne.

Schweigend schritten wir durch das Schweigen der Natur, während Tambi schnobernd an einem nahen Waldrande hinlief.

Nach einer starken halben Stunde hatten wir die Landstraße erreicht, wo sich unsere Wege trennten.

„Leben Sie wohl," sagte ich, „und behalten Sie unsere Begegnung in guter Erinnerung. Vielleicht lassen Sie sich einmal bei mir sehen; Ihr Besuch wird mich jederzeit sehr erfreuen."

„Ich werde mir jedenfalls die Freiheit nehmen; erlaube mir jedoch zu bemerken, daß meine Zeit derart gemessen ist, daß ich vielleicht nicht so bald . . ."

„Ich bitte Sie, sich keinerlei Verpflichtung aufzuerlegen. Wir sind ziemlich nahe Nachbarn, und so können wir es getrost dem Zufall überlassen, daß er uns wieder zusammenführt." Ich reichte ihm die Hand, die er mit der ihm eigentümlichen Unterwürfigkeit ergriff. Dann ging er.

Inzwischen war es Nacht geworden, und die Mondessichel, die hinter einem Hügel hervortauchte, warf ihr zauberisches Licht über die Landschaft. Plötzlich ertönte in der Ferne hinter mir ein lebhaftes, nach und nach verhallendes Gebell. Tambi hatte offenbar einen Hasen aufgejagt.

II.

Was ich vorausgesehen, traf ein: Bacher zeigte sich nicht bei mir. Da ich ihn eben auch nicht vermißte, so vergaß ich ihn wieder mehr und mehr. Zudem war ich bald neuerdings in Arbeit vertieft; denn ich hatte mir nun einmal vorgesetzt, den Winter in meinem Buen Retiro gehörig auszunützen.

Darüber waren etwa vier Wochen hingegangen, und man konnte allmählich bemerken, daß der Frühling im Anzuge sei. Tauwetter war zwar noch nicht eingetreten; aber die Kälte hatte sich bei bedecktem Himmel gebrochen, und eine feuchte Luft zersetzte bereits langsam den Schnee auf Feldern und Wiesen.

Bei solchem trüben Wetter hatte ich eines Morgens wie gewöhnlich das Haus verlassen und einen Fußpfad eingeschlagen, der zwischen dem Flusse und dem Eisenbahndamm hinlief. Ich pflegte sonst von diesem Fußpfade, einer starken Krümmung des Flusses folgend, abzubiegen und längs des Ufers fort zu gehen. Auf diese Art gelangte ich zu einer Brücke, die ich überschritt, um auf der jenseits befindlichen, ziemlich hochgelegenen Landstraße, gewissermaßen im Rundgang, wieder nach Hause zurückzukehren. Heute aber hielt ich, in Nachsinnen verloren, an dem Fußpfade fest, ohne es eigentlich zu wissen und daran zu denken, daß derselbe durch die Niederung dem Marktflecken entgegenführte, den mir Bacher als seinen Aufenthaltsort bezeichnet hatte. Es war Sonntag und ringsum herrschte tiefe Stille; die Kirchenglocken hatten noch nicht zu läuten begonnen. Auf den Feldern saßen Dohlen, die hin und wieder träg aufflogen; von Zeit zu Zeit fiel ein leichter Regen mit kleinen wehenden Schneeflocken gemischt.

In solcher Weise hatte ich mich bereits auf mehr als halbem Wege dem Orte genähert, als ich auf einer vor mir liegenden, sehr großen Wiese plötzlich Tambi gewahrte, welcher dort, die Nase am Boden und mit der Rute hin und herschlagend, lustig brackierte. Ich blickte umher — und da ging auch Herr Bacher, der den Lauf seines Hundes mit vergnügten Augen verfolgte und mich nicht früher bemerkte, als bis wir aufeinander stießen.

Er war so überrascht, oder vielmehr so betroffen, daß er fast ganz vergaß, meinen freundlichen Morgengruß zu erwidern. „Ach — Sie, Verehrter —" sagte er, sich sammelnd. „Kommen Sie auch einmal in unsere Gegend. Nicht wahr," fuhr er rasch und errötend fort, „Sie verzeihen, daß ich Ihrer gütigen Aufforderung bis jetzt noch nicht nachgekommen bin, aber . . ."

Digitized by Google

„Keine Entschuldigung, bester Freund! Sie haben eine solche mir gegenüber nicht notwendig. Ich freue mich, Sie auf meinem Wege getroffen zu haben und zu sehen, daß es Ihnen und Ihrem Liebling wohlgeht."

„Ja wir befinden uns beide wohl — und ich und er haben allen Grund, Ihnen dankbar, sehr dankbar zu sein. Sie werden sich erinnern," fuhr er nach einer Pause fort, „welchen Eindruck Ihre Worte von neulich auf mich gemacht haben, und wie ich dabei ganz tiefsinnig geworden bin. Die Sache war ja in der That eine Lebensfrage für mich und den Hund, welchen ich doch, das müssen Sie zugeben, nicht beständig, nicht jahrelang mit mir an der Leine herumführen kann; und ihn zu dressieren, etwa wie Förster und ähnliche Leute mit Gewaltmitteln vorgehen: dazu bin ich nun einmal nicht fähig. Es galt also, aus diesem Dilemma herauszukommen. Und es ist mir gelungen. Ich habe nämlich für Tambi einen gewissermaßen neutralen Boden, eine Art Domäne ausfindig gemacht, wo er einem ganz unschuldigen Jagdvergnügen nachhängen kann, ohne Schaden zu nehmen. Sehen Sie sich einmal diese Wiese an. Sie werden bemerken, daß sie sehr groß und rings von Wasser eingeschlossen ist. Hinter uns grenzt der Fluß das Terrain ab; vor uns, die ganze Wiese entlang, fließt der Mühlbach, welcher dort oben bei dem Wehr in den Fluß mündet. Tambi kann also nirgends ausbrechen; denn er scheut sich, ins Wasser zu gehen."

„Das ist ganz gut," sagte ich. „Aber Sie vergessen die Brücke, die sich weiter oben befindet, und dann wird wohl auch über den Mühlgraben irgendwo ein Steg gelegt sein."

„Keiner, keiner," versicherte er nachdrücklich. „Ich habe mich davon überzeugt. Nur ganz dicht vor der Mühle kann man hinüber gelangen. Im übrigen scheinen sich bloß Rebhühner hier aufzuhalten; ich habe wenigstens bis jetzt noch kein anderes Wild —"

Er konnte den Satz nicht beenden. Denn eben jetzt stand vor Tambi, der im Kreise herum jagte, ein Hase auf und floh in gerader Richtung auf uns zu. Als er uns erblickte, stutzte er und bog nach rechts ab. Der Hund, der hinter ihm herlief, ebenfalls; der Hase machte abermals eine Wendung nach rechts und eilte dann gegen die Mitte des Mühlgrabens zu. Dies alles war so rasch wie der Blitz geschehen, und sei es nun, daß beide Tiere den nicht allzubreiten Graben übersprungen, oder ihn durchschwommen hatten — genug: schon kamen sie jenseits desselben zum Vorschein überflogen den Eisenbahndamm, schossen eine abgeholzte Hügellehne hinan und verschwanden, während das helle Gekläff Tambis noch in den Lüften schallte.

„Da haben Sie es!" sagte ich zu Bacher, der wie versteinert dastand und erst jetzt aus Leibeskräften zu rufen und zu pfeifen begann.

Plötzlich fielen, rasch nacheinander, zwei Schüsse.

Bacher erblaßte und fing heftig zu zittern an.

„Man hat nach dem Hunde geschossen!" rief ich unwillkürlich.

„Glauben Sie?" stammelte er. „Vielleicht nach dem Hasen . . ."

„Immerhin möglich, aber nicht wahrscheinlich. Es ist jetzt keine Schußzeit. Wollen Sie, daß ich nachsehe?"

„Bitte, bitte!" rief er und faltete die Hände.

Ich eilte über die Wiese der Mühle zu, von dort über den Damm und stieg den ziemlich schneefreien Abhang empor, von welchem eben ein junger Mann in Jägertracht mit übergehängtem Doppelgewehre herabkam. Ich sah ihn an; er mich gleichfalls, dann lüftete er leicht den Hut.

„Haben Sie nach einem Hunde geschossen?" fragte ich ihn.

„Allerdings," antwortete er, stehen bleibend. „Er hat einen Hasen in die Remise hinein verfolgt."

„Und ist er tot?"

„Ja. Gehörte er Ihnen?"

„Nicht mir; aber einem Bekannten, mit welchem ich eben dort unten auf der Wiese im Gespräche stand."

Er errötete. „Das thut mir leid. Aber ich habe die Herren nicht gesehen und den Hund nicht gekannt; ich bin erst seit acht Tagen hier als Adjunkt angestellt. Uebrigens," fügte er, sich in die Brust werfend, mit leichtem Trotze hinzu, „habe ich nur meine Pflicht gethan."

„Ganz gewiß. Aber vielleicht hätten Sie doch nicht sofort — es war ja doch eigentlich ein Jagdhund . . ."

„Ein Jagdhund?" erwiderte er verächtlich. „Ein Bastard war es, ein Köter. Dort oben bei der Remise liegt er." Damit lüftete er wieder den Hut und ging.

Digitized by Google

Ich aber eilte zur Remise empor. Am Rande derselben, unter einem Fichtenbusch, lag Tambi, die vier gelben Pfoten von sich gestreckt, mit blutender Weiche, die von einer vollen Schrotladung getroffen und zerrissen war. Eine Schar von Dohlen hatte sich schon um ihn versammelt, die bei meinem Nahen krächzend aufflogen, sich aber gleich wieder in kurzer Entfernung niederließen. Mit wehmütigem Schaudern betrachtete ich die Leiche des Tieres, das seinem Instinkte zum Opfer gefallen war und dessen Augen jetzt weit aufgerissen und verglast gegen Himmel zu starren schienen. Armer Tambi! Armer Bacher!

Ihm mußte ich nun die vernichtende Kunde bringen. Schon am Fuße des Abhanges kam er mir, den Damm überschreitend, entgegen, ein Bild trostloser Seelenangst.

„Nun? Nun?“ fragte er tonlos.

Ich machte ein Zeichen mit der Hand.

„Tot!“ rief er, „tot!?“

Ich bejahte stumm.

„Mein Gott! Mein Gott!“ Und er blickte um sich wie ins Leere.

„Wollen Sie ihn sehen?“ fragte ich nach einer Pause.

„Sehen? Ich weiß nicht, ob ich den Anblick ertragen kann. Aber ist er denn wirklich — ist keine Rettung mehr möglich? Vielleicht daß doch noch —“

„Es ist aus,“ sagte ich, „und alles umsonst. Es wird am besten sein, wenn wir ihn gleich dort oben begraben. Sind Sie einverstanden?“

Er erwiderte nichts, aber ich sah, daß er es zufrieden war, wenn ich für ihn dachte und handelte. Ich begab mich daher in die Mühle und forderte dort einen Burschen auf, einen Spaten zu nehmen und uns zu folgen. Bacher konnte sich kaum auf den Füßen halten; ich mußte ihn unter dem Arme fassen.

Oben angelangt, blieben wir stehen und ich deutete nach der Remise. Bacher that zuerst einen scheuen, furchtsamen Blick nach der Stelle, wo Tambi lag; hierauf ging er mit starren Augen rasch ein paar Schritte vorwärts — und wandte sich dann schaudernd ab.

„Setzen Sie sich einstweilen auf diesen Baumstrunk,“ sagte ich, „ich werde alles weitere besorgen.“

Er that es mechanisch und verhüllte sein Antlitz.

Das kleine Grab war bald aufgeworfen und wieder mit Rasen und Moos bedeckt. Wir hatten es unter einer jungen, freistehenden Föhre angebracht, und zum Schlusse türmte ich noch ein kleines Mal aus herumliegenden bunten Syenitstücken darauf. Dann entlohnte ich den Burschen, welchen ich gehen hieß, näherte mich Bacher und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Er schrak auf, wendete sich und ging mit ausgebreiteten Armen auf das Grab zu . . . —

Ich fühlte, daß er jetzt das Bedürfnis habe, allein zu sein, und entfernte mich.

III.

Seitdem waren acht Tage vergangen, ohne daß ich von Bacher etwas vernommen hätte. Obgleich nun eigentlich keine Verpflichtung vorlag, so war es mir doch, als sollte ich nachsehen, wie er sich seit dem Verluste seines Hundes befinde. Ich machte mich daher eines Nachmittags auf den Weg nach dem Marktflecken, wo ich auch alsbald die Kanzlei des Notars ausgekundschaftet hatte. Bei meinem Eintritt war nur ein junger Mann mit struppigen gelben Haaren anwesend, der sehr eifrig an einem Pulte schrieb und mir auf meine Frage nach Bacher mitteilte, daß derselbe bereits seit drei Tagen nicht mehr in der Kanzlei erschienen sei.

„Ist er denn krank?“

„Das eben nicht,“ erwiderte der Schreiber mit eigentümlichem Lächeln, „aber —“

„Nun, dann treffe ich ihn vielleicht zu Hause. Können Sie mir sagen, wo er wohnt?“

„Zu Hause ist er keinesfalls. Aber Sie dürften ihn wohl bei Herrn Wasserdrilling finden.“

„Wer ist Herr Wasserdrilling?“

„Der Kaufmann dort drüben — am äußersten Ende des Platzes.“

Ich empfahl mich und suchte sofort den bezeichneten Laden auf, an dessen Eingang ein halbwüchsiges Judenmädchen lehnte und mich mit großen Augen ansah. Es war offenbar die Tochter des Kaufmannes, der drinnen hinter einem unordentlich vollgehäuften Ladentische stand und einigen verkommen aussehenden Männern Branntwein in kleine Gläser goß. Als er meiner ansichtig wurde, stürzte er mit diensteifrigen Bücklingen hervor und auf mich zu.

Digitized by Google

„Befindet sich Herr Bacher hier?“ fragte ich äußerst zweifelhaft.

„Ja wohl! Ja wohl! Der Herr Doktor sind da drinnen in der Weinstube.“ Dabei riß er die Thüre eines Seitenverschlages auf, der mit blauem Zuckerpapier austapeziert war, und aus welchem mir ein starker Fuselgeruch entgegen strömte.

In diesem Raume, der mit allerlei Fässern, Gebinden und Ballen angefüllt war, saß Bacher an einem winzigen Tischchen hinter einer Flasche Wein. In dem Halbdunkel, das hier herrschte, erkannte er mich nicht sogleich; als dies aber geschah, malte sich in seinem Gesichte keine sehr angenehme Ueberraschung; weit eher ein peinlicher Unmut. Dennoch kam er mir unterwürfig, wie immer, entgegen.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier überfalle,“ sagte ich. „Ich wollte nur nachsehen, wie es Ihnen geht.“

„O Sie sind sehr gütig. Mir geht es schlecht — sehr schlecht — aber bitte, setzen Sie sich —“

Herr Wasserdrilling, der hinter mir hereingekommen war, zog aus einem Winkel den erforderlichen zweiten Stuhl hervor und fragte, ob er mir Rotwein vorsetzen dürfe, was ich geschehen ließ. „Ich werde auch sofort Licht bringen lassen!“ rief enteilend der Besitzer der Weinstube.

Das schien in der That notwendig. Es war finster wie in einem Keller, da nur durch eine kleine in der Thür angebrachte und halb erblindete Scheibe ein matter Schimmer hereinfiel.

Nach einer Weile erschien das junge Mädchen mit einer rauchenden Petroleumlampe, stellte dieselbe auf das wackelige Tischchen und ging dann, sich langsam in den Hüften wiegend, wieder ab.

Bacher hatte sich mittlerweile gesammelt. Er ergriff meine Hand und sagte mit einem tiefen, schweren Seufzer. „Es geht mir in der That sehr schlecht — schlechter als Sie es sich vorzustellen vermögen. Ich kann ohne meinen Hund nicht leben!“

„O! O!“ warf ich ein.

„Es ist so! Es ist so! Sie werden mich vielleicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit ihm *alles* verloren. Er allein hielt mich noch aufrecht; denn er war das einzige Wesen, das mich auf Erden geliebt hat.“

„Jedenfalls eine starke Behauptung.“

„Nichtsdestoweniger eine richtige. Doch ich will nicht ungerecht sein, und *eine* Person ausnehmen; meine arme Mutter. Ja, meine Mutter hat mich geliebt,“ fuhr er nachdenklich fort, „aber in ihrer Weise. Sie wollte mich immer anders haben, als ich nun einmal war; wollte immer an mir modeln, ändern und umgestalten. Freilich nicht mit Härte und Strenge, wie mein Vater, dessen ich mich nur noch dunkel entsinne — oder mit Spott und Hohn, wie die Welt: nein, mit jener zweifelnden Angst und Vorsicht, mit jener schmerzlichen Zärtlichkeit, die der verschwiegenste und doch lauteste Vorwurf ist. Ich glaube, sie ist rein aus Kummer über mein Wesen, das sie nun einmal so und nicht anders zur Welt gebracht, gestorben. Gott habe sie selig! Und sehen Sie — das ist es: ich war nie im Leben jemandem recht. Jeder wollte mich als einen anderen sehen; jeder wollte mir raten, mich auf neue Bahnen lenken, und da es nicht anging, so haßten mich zuletzt alle. O ich hatte im Laufe der Jahre so manchen Freund — und ich habe sie alle von Herzen geliebt, trotz ihrer Fehler, Mängel und Schwächen — ja sogar trotz mancher schlechten Streiche, die mir der eine oder der andere spielte. Ich nahm sie, wie sie eben waren, zufrieden mit ihren guten Seiten und Eigenschaften, die sie, wie jeder Mensch die seinigen, nebenher aufwiesen. Aber *sie* hielten es nicht so. Sie nörgelten an mir herum, quälten und hänselten mich, und predigten gegen meine Fehler — am lautesten gegen diejenigen, welche sie selbst in erhöhtem Maße besaßen, bis es mir endlich zu toll wurde und der Bruch herbeigeführt war. Und dann die Frauen ..... o die Frauen! Nie, niemals im Leben ist es mir gelungen, ein weibliches Herz zu gewinnen. Es war, als hätte das ganze Geschlecht für mich keinen Blick gehabt — als den nachträglichen der Verachtung. Und wenn es mir hin und wieder erscheinen wollte, daß ich Aufmerksamkeit und wohlwollende Teilnahme erregte —: in kürzester Frist, fast jedesmal schon nach dem ersten Gespräch war es aus, wie verflogen. Eine Einzige — sie ist längst tot — schien ein tieferes Gefühl für mich zu haben — aber auch sie gab mich auf und sah mich dabei mit einem Ausdruck an, als wollte sie sagen: nein, es geht nicht! Und so war es auch mit meinem dichterischen Erfolg, der eigentlich schon vorüber war, ehe er noch begonnen hatte; so

Digitized by Google

war es in meinem Amte — mit allem und jedem — bis zu den Hunden hinab! Ja, Verehrter, bis zu den Hunden! Seit jeher habe ich dieſe Tiere ſehr geliebt, und ſeit jeher iſt es mein ſehnlichſter Wunſch geweſen, mir ein ſolches anhänglich zu machen. Aber vergebens! Wie viele Hunde ich auch im Laufe der Zeit an mich nahm: keiner wollte ſich an mich gewöhnen, trotz aller Zärtlichkeit, die ich aufwandte — und als ich es mit Strenge verſuchen wollte, da murrten ſie und biſſen nach mir. Sie liefen mir alle fort; der eine früher, der andere ſpäter. Und nur mein Tambi war der erſte, der einzige, der mich als ſeinen Herrn anerkannte, der nicht von meiner Seite wich — der mich liebte! O mein Tambi! Mein Tambi!" Der Schmerz übermannte ihn und er brach, wie damals in der Dorfſchenke, in Thränen aus.

Ich ließ ihn weinen. Nachdem er ſich etwas beruhigt hatte, ſagte ich: „Nun ſehen Sie, Ihre Sehnſucht nach einem treuen, anhänglichen Hunde iſt alſo doch noch befriedigt worden. Wer weiß, ob Ihnen nicht auch noch das Glück zu Teil wird, einen Menſchen zu finden, der Ihnen alle jene Liebe entgegenbringt, welche Sie bis jetzt in Ihrem Leben ſo ſchmerzlich vermißt und entbehrt haben."

Er fuhr auf. „Einen Menſchen!" rief er hohnlachend. „Das wäre zu ſpät, ich könnte eine ſolche Liebe nicht mehr vergelten. Um einem Menſchen wirklich etwas zu ſein, muß man ihm die Empfindung einflößen können, daß auch er uns wirklich etwas zu ſein vermag. Und das bin ich nicht mehr im ſtande. Denn die Menſchen ſind mir längſt fremd und wertlos geworden — bloße Larven und Phantome!" Er fühlte gar nicht, wie viel Verletzendes für mich ſelbſt in dieſer Aeußerung lag, und fuhr, raſch wieder ſeinen Schmerz heranziehend fort: „Hätte ich den Hund in anderer Weiſe verloren, wäre er mir geſtohlen worden, wäre er an einer Krankheit verendet: ich würde es vielleicht, in Ergebung hinnehmen und ertragen, wie ich ſo manches andere hingenommen und ertragen habe. Daß ich es aber ſelbſt war, der ſich um ſein Liebſtes gebracht: dieſer Gedanke treibt mich zum Wahnſinn. Mir iſt zu Mute wie einem Mörder. Und bin ich es nicht? Sagen Sie ſelbſt, wer hat ihn getötet: der Adjunkt, dem er fremd war, und der ihn nur im Gefühl ſeiner Pflicht zu Boden ſtreckte — oder ich, der in thörichter Schwäche, in ſträflichem Eigenſinn die Warnung des Förſters und Ihre gütigen Ermahnungen in den Wind ſchlug? hätte ich Ihren Rat befolgt und den Hund an der Leine geführt — er lebte noch!"

„Nun wohl. Aber gerade in dieſem Punkte liegt auch bei näherer Betrachtung eine Quelle des Troſtes. Denn was Sie mir damals eingewendet, das muß ich heute in vollem Umfange anerkennen. Sie konnten Tambi in der That nicht beſtändig und zu jeder Zeit an der Leine führen. Ein einziger unbewachter Augenblick hätte monatelange Vorſicht zunichte machen und das Unglück herbeiführen können. Zudem kann der beſtdreſſierte Hund hin und wieder bei beſonderen Gelegenheiten in ſeinen Inſtinkt zurückfallen. Alſo überſpannen Sie Ihre Selbſtanklage nicht. Der Uebelſtand lag in den Verhältniſſen ſelbſt. Denn hier, wo das Wild gehegt und gepflegt wird, iſt es jedermann, der nicht ſelbſt Förſter oder Jäger iſt, auf die Dauer unmöglich einen Hund zu halten, der nur den geringſten Jagdtrieb beſitzt. In einer Stadt hätten Sie ſich ruhig ihres Beſitzes freuen können; in dieſer Gegend ging es nicht an. Dies müſſen Sie ins Auge faſſen, müſſen die Notwendigkeit des Geſchehenen erkennen: dann wird ſich ihr Schmerz mehr und mehr beruhigen — und zuletzt werden Sie auch vergeſſen."

„Vergeſſen? Niemals! Da müßte ich fort von hier — weit fort! Und wie kann ich das? O ich weiß ohnehin nicht mehr, wie ich hier leben ſoll, wo mich alles, alles an meinen Verluſt mahnt, wo ich nicht einen Odemzug thun kann, ohne die Erinnerung mit einzuatmen. Wenn ich des Morgens aus wüſtem Halbſchlummer erwache, dann fällt mein Blick ſofort auf den Stuhl, der an meinem Bette ſteht und wo Tambi zu ſchlafen pflegte. In der Kanzlei kann ich nicht drei Zeilen ſchreiben, ohne unter den Tiſch zu ſehen; denn dort lag ſtets Tambi lautlos an meine Füße geſchmiegt. Geh' ich ins Freie, ſo ſehe ich ihn auf jeder Wieſe, auf jedem Acker laufen, hinter jedem Buſche hervorſpringen. Ich kann nicht eſſen, ohne an das beſcheidene Teil zu denken, das für ihn abfiel, und ſo bleibt mir der Biſſen im Munde ſtecken. Das iſt auch der Grund, weshalb ich die Gaſtwirtſchaften, ſowie alle anderen Orte meide, wo ich einmal mit ihm

Digitized by Google

gewesen bin — und nur in dieser Spelunke kann ich es aushalten, denn ich habe sie früher niemals betreten. Hier verbringe ich nun meine Tage und suche meinen Schmerz in elendem Wein zu ertränken!"

Er leerte hastig ein Glas von dem trüben roten Saft, der noch eine weit schärfere Verurteilung verdiente. Es war ein wahrer Gifttrank; die reinste Mischung von Spiritus und Fuchsin.

„Und dann nachts! nachts!" fuhr er fort. „O Sie glauben nicht, was ich da erdulde! Ich hätte ihn nicht ansehen sollen, wie er in seinem Blute lag. Nun kann ich das entsetzliche Bild in der dunklen, unheimlichen Stille nicht mehr von den Augen wegbringen. Ich leide an einer förmlichen Gespensterfurcht. Und doch wäre es wieder mein heißester Wunsch, daß er mir erschiene — und an meinem Bette hinausspränge" . . .

Ich gestehe, daß mir bei dem allen höchst peinlich zu Mut wurde. Das war kein entlastendes Sich-Aussprechen, wie damals: ich befand mich einem Menschen gegenüber, der sich, durch meine Gegenwart angestachelt, immer tiefer in seine Verstörung hineinarbeitete. Ich sagte daher: „Lieber Freund! Ich sehe mit Bedauern, daß ich Ihnen, bei aller Teilnahme, weder Trost noch Hilfe bringen kann. Ihr Zustand ist ein krankhaft überreizter, für den es nur einen Arzt gibt: Ihren eigenen festen Willen, sich um jeden Preis aus dieser qualvollen und verderblichen Gemütsverfassung zu befreien. Dies gebe ich Ihnen zu bedenken. Sie haben schon so vieles überwunden, seien Sie noch einmal stark!"

Er schwieg und schien einen Augenblick freier aufzuatmen; aber er versank sofort wieder in sich. „Eben weil ich schon so vieles überwunden habe, kann ich es nicht mehr," sagte er dumpf.

Ich hatte inzwischen nach der Uhr gesehen. „Sie wollen schon fort?" fragte er in einem Tone, der mir bewies, daß er nichts dagegen habe.

„Ja wohl; es ist Zeit."

„Wenn Sie erlauben, werde ich Sie ein Stück begleiten," sagte er, indem er mir Hut und Stock reichte.

„Das wird mir sehr angenehm sein."

Draußen im Laden bezahlte ich Herrn Wasserdrilling den ungenossenen Rotwein, dann gingen wir durch den Ort und bogen in die Landstraße ein.

Der Himmel war finster. Ein leichter Wind strich durch die entlaubten Wipfel der hohen Pappeln, die sich rechts und links hinzogen; aus der Ferne schimmerten uns vereinzelte trübe Lichter entgegen.

Bei einer Marterſäule, die mit ihrem weißen Anstrich aus dem Dunkel hervorleuchtete, blieb Bacher stehen. „Hier kehre ich um," sagte er.

„Leben Sie wohl — und gedenken Sie meiner Worte."

Er erwiderte nichts und zuckte seufzend die Achseln.

Bald war er hinter mir verschwunden, und ich schritt allein durch die Nacht.

IV.

Frühlingsstürme brausten ins Land. Wie vor Feuers Glut schmolzen die weißen Schichten, die noch auf den Höhen lagen, und rings umher begann ein Tropfen, Rieseln und Rauschen, während das sonst so träge Flüßchen, in welches alle freigewordenen Wasser mündeten, hohen Schwalles reißend dahin schoß. Inzwischen hatte es auch heftig und andauernd zu regnen begonnen, so daß die Gefahr eines Hochwassers in Aussicht kam und manche Anstalt getroffen wurde, die Ufergegenden nach Möglichkeit zu sichern.

In dieser Zeit fuhr bei meiner Behausung ein Wagen vor, dem ein bejahrter Herr entstieg. Es war der Notar aus dem Marktflecken. Er sagte, daß er sich erlaube, im Interesse Bachers zu erscheinen, der sich in der bedauerlichsten Gemütsverfassung befinde. Er erscheine nicht mehr in der Kanzlei, bringe halbe Tage bei dem Grabe seines Hundes, die übrige Zeit aber in der sogenannten Weinstube des Kaufmanns Wasserdrilling zu, wo er sich mehr und mehr dem Genusse geistiger Getränke ergebe. „Wohin soll das führen?" schloß der Notar. „Schon jetzt fristet er, so viel ich weiß, sein Dasein vom Verpfänden und Verkaufen seiner wenigen Habseligkeiten, und wenn dies noch eine Zeitlang so fortgeht, ist ihm auch ein entsetzliches Ende gewiß."

Ich erschrak über diese Mitteilungen; aber ich wurde davon nicht überrascht. Ich sagte das auch ganz offen dem Notar, indem ich auf das Resultat meines letzten Zusammenseins mit Bacher hinwies.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herbstbild. Von Robert Beyschlag.

Digitized by Google

„Ja ich weiß," erwiderte der Notar, „daß Sie ihn vor einiger Zeit aufgesucht; ich war damals gerade in einer amtlichen Funktion abwesend. Aber ich möchte Sie dennoch bitten, mit mir zu fahren und noch eine letzte Anstrengung zu machen. Auf meine Worte gibt er, wie ich gesehen habe, nichts. Sie jedoch gelten sehr viel bei ihm, und vielleicht hat es doch einigen Erfolg, wenn Sie ihm tüchtig ins Gewissen reden."

„Nun ich will es thun, obgleich ich fürchten muß, daß ihn mein Anblick nur noch tiefer in seinen Jammer hineintreibt. Denn ich bin ja, wie Ihnen bekannt sein dürfte, gewissermaßen selbst mit dem Schicksale verflochten, das ihn getroffen."

„Er hat mir davon erzählt — und in der That ist es ein eigentümliches Schicksal," fuhr der Notar nachdenklich fort. „Er war seit jeher ein unglücklicher Mensch, der sich und anderen vielen Kummer bereitet hat, den meisten wohl seiner Mutter, die ich gekannt habe und welche eine vortreffliche Frau war. Aber ihrem Sohne gegenüber erwies sie sich äußerst schwach und mochte den eigenwilligen Jungen wohl über Gebühr verhätschelt haben. Als Bacher mit seinen dichterischen Hoffnungen gescheitert war, traf ich ihn zufällig in der nächsten Kreisstadt, wo er seine Kindheit verbracht hatte, und da er nicht wußte, was er nunmehr mit sich anfangen sollte, so nahm ich ihn in meine Kanzlei und behielt ihn auch, obwohl er kein sehr emsiger und verläßlicher Arbeiter war. Auch glaubte ich schon damals zu bemerken, daß er trinke, und zwar, wie ich annahm, um schmerzliche Erinnerungen zu betäuben. Nachdem er aber den Hund zu sich genommen hatte, ging mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor. Er wurde sparsam und nüchtern, bekam Lust und Liebe zu seiner Beschäftigung, und da er ja ein begabter Kopf ist, so zeigte er auch plötzlich eine höchst glückliche Auffassung in Dingen meines eigenen Berufes; so zwar, daß ich für ihn die besten Hoffnungen faßte und schon damals dachte, ihn mit der Zeit, zu meinem Konzipienten machen zu können. Da wird ihm sein Hund erschossen; und alles ist aus — und nun treibt er dem Untergange entgegen. Aber wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen, wir müssen ihn um jeden Preis zu retten suchen. Kommen Sie! Wir haben jetzt gerade die Zeit vor uns, um welche wir ihn im Laden des Kaufmanns treffen."

Wir stiegen in den Wagen und fuhren, während uns auf der Landstraße Wind und Regen von der Seite anfielen, nach dem Marktflecken, wo wir vor dem Laden des Herrn Wasserdrilling hielten. Dort wurde uns jedoch die Mitteilung, daß Bacher nicht anwesend sei. Er würde aber ganz gewiß noch kommen; denn bis jetzt sei er keinen Tag ausgeblieben.

Wir hinterließen den Auftrag, uns sofort von seinem Erscheinen zu benachrichtigen, und begaben uns in ein nahe gelegenes Gasthaus, wo sich die Honoratioren des Ortes gewöhnlich abends einzufinden pflegten.

Nachdem wir dort fast zwei Stunden fruchtlos gewartet hatten, begaben wir uns noch einmal nach dem Laden. Es hieß, Bacher sei noch immer nicht erschienen.

„Da wollen wir denn doch in seiner Wohnung nachsehen," sagte der Notar.

Es war mittlerweile dunkel geworden, und wir lenkten unsere Schritte nach einem engen Seitengäßchen, das nur aus hüttenähnlichen kleinen Häusern bestand und ins freie Feld hinausführte. Vor einem der letzten Häuser stand der Notar still und klopfte an ein matt erleuchtetes Fenster. Ein Teil des Vorhangs lüftete sich; der Notar rief einige Worte in slavischer Sprache hinein, worauf die Thür geöffnet wurde und ein Weib auf der Schwelle erschien, das meinem Begleiter eine mir nicht verständliche Mitteilung machte.

„Er ist heute schon mit dem frühsten fort," sagte jetzt der Notar zu mir, „und nicht wieder nach Hause gekommen. Zudem soll er gestern eine sehr üble Nacht gehabt und in einemfort gestöhnt und gejammert haben."

Ich schwieg; eine düstere Ahnung stieg in mir auf.

Der Notar schien diese zu teilen. „Wenn er nur nicht etwa —"

„Ich fürchte es fast."

Wir fragten noch einmal im Laden nach und kehrten dann in das Gasthaus zurück, wo eben die Kunde angelangt war, daß der Fluß ausgetreten sei.

Ich sah den Notar an und sagte: „Vielleicht wurde ihm dadurch der Heimweg abgeschnitten?"

„Wohl möglich, wenn er sich am andern Ufer befand."

Digitized by Google

„Dort ist das Grab des Hundes, und Sie sagten ja . . .“

„Allerdings. Wir müssen eben abwarten, was der morgige Tag bringt. Ich bedaure nur, daß sie jetzt unverrichteter Dinge wieder zurückfahren sollen. Hätte ich nicht Verwandte als Gäste bei mir, so würde ich mir erlauben, Ihnen ein Nachtlager anzubieten.“

„Sie sind sehr freundlich. Aber wissen Sie was? Ich werde jedenfalls die Nacht hier zubringen, um morgen sofort zur Hand zu sein. Wir dürfen Bacher, wenn er zurückkehrt — und ich will es noch hoffen — nicht mehr entschlüpfen lassen. Es wird wohl in diesem Gasthause ein Zimmer zu haben sein?“

„Gewiß, aber wie es aussehen wird . . .“

„Gleichviel, für einmal wird es hinzunehmen sein.“

Wir mischten uns nun in das Gespräch der übrigen Gäste, die sich lebhaft über das Hochwasser unterhielten, welches, da alle menschlichen Ansiedelungen in gesicherter Entfernung lagen, durchaus nichts Schreckhaftes hatte und nur den mehr oder weniger ausgesetzten Kulturen einigen Schaden zufügen konnte. Dabei wurde es endlich zehn Uhr und die Anwesenden entfernten sich nach und nach; zuletzt auch der Notar, indem er versprach, morgen früh bei mir zu erscheinen.

Ich blieb noch allein sitzen; dann ließ ich mich nach meinem Zimmer führen, das man mittlerweile geheizt hatte. Es war in der That sehr primitiv eingerichtet, aber ziemlich sauber gehalten. Da der kleine Raum wahrscheinlich den ganzen Winter hindurch nicht bewohnt gewesen, so herrschte hier trotz des Feuers, das in einem kleinen eisernen Ofen pustete, eine empfindliche Kälte, und ich bestellte heißen Grog, den ich nach längerem Warten erhielt. Dann brannte ich eine Zigarre an und ging auf und nieder. Von Zeit zu Zeit blieb ich beim Fenster stehen und blickte in die Nacht hinaus, die sich mit undurchdringlichem Dunkel ausbreitete. Der Regen hatte aufgehört; ringsum war tiefe Stille; nur wenn ich tief und anhaltend lauschte, vernahm ich in der Ferne ein dumpfes, unheimliches Brausen. Meine Phantasie beschäftigte sich natürlich mit Bacher, und es war mir, als sähe ich ihn in der Finsternis beim Grabe seines Hundes — und dann am Rande der ausgetretenen Wasser hin und herirren.

Die Flammen im Ofen waren längst erloschen und die Lichter herabgebrannt. Fröstelnd warf ich mich angekleidet aufs Bett und versuchte einzuschlafen, was mir auch endlich gelang.

Es war etwa sieben Uhr morgens, als ich vom hereinfallenden Sonnenschein geweckt wurde. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und im Hause, so wie unten auf dem Platze regte sich das Leben des Tages.

Nach einiger Zeit kam der Notar. „Er ist noch nicht nach Hause gekommen“, sagte er.

„Nun, es ist ja noch früh,“ erwiderte ich. „Wenn er irgendwo in der Umgebung die Nacht zugebracht hat, so kann er ja füglich noch nicht zurück sein. Ich denke, wir gedulden uns bis Nachmittag, bevor wir das Schlimmste annehmen.“

Der Notar leistete mir beim Frühstück Gesellschaft; dann begaben wir uns auf eine nahe Anhöhe, von welcher aus wir die Ueberschwemmung in Augenschein nehmen konnten.

Die Niederung war zum Teil in einen See verwandelt. Ein frischer Wind kräuselte die schimmernde Wasserfläche und bewegte die Wipfel der Bäume, die aus der Flut hervorragten.

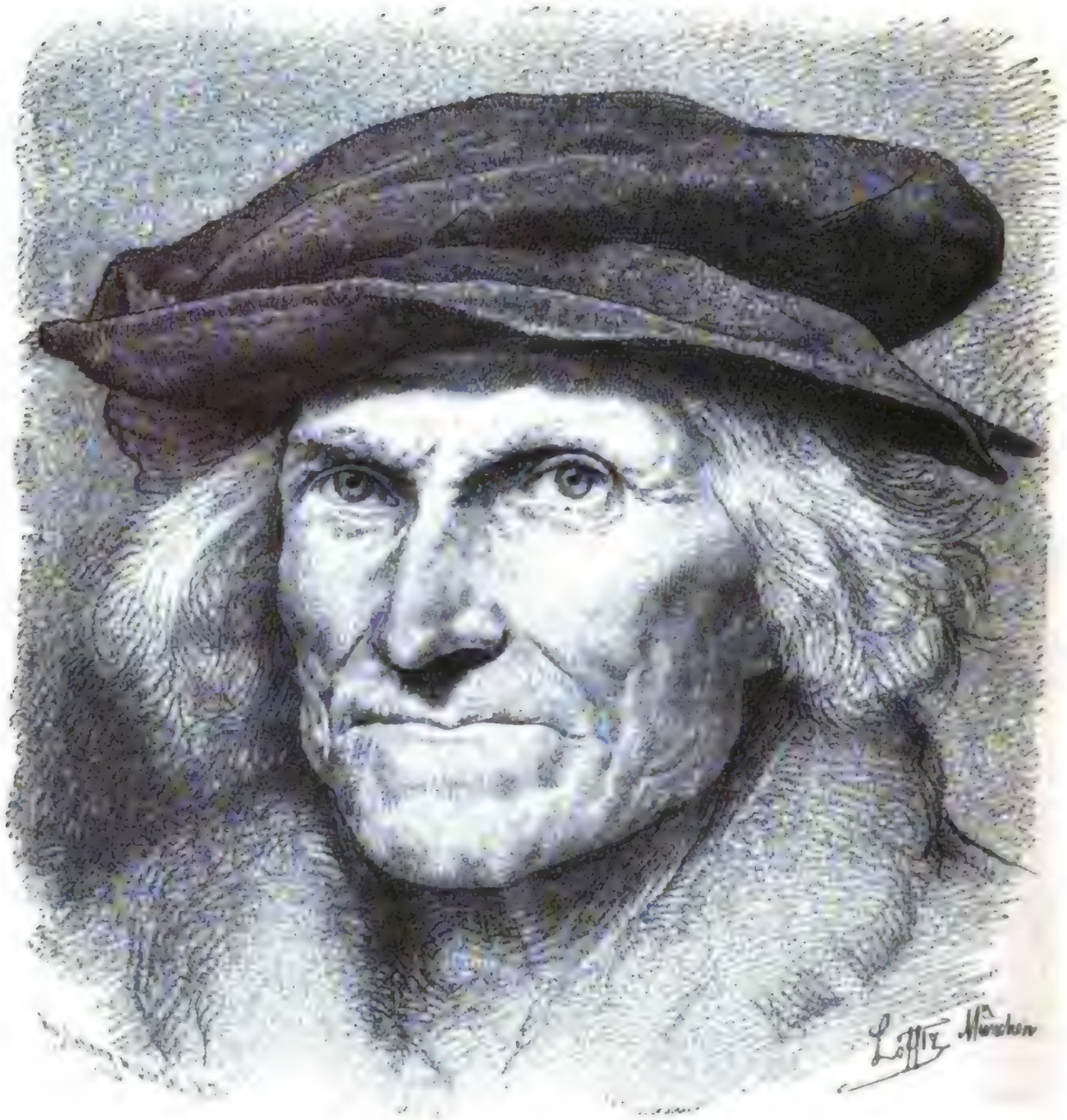
Auch die Wiese, auf der Tambi zum letztenmal gejagt hatte, stand unter Wasser; die Mühle nahm sich wie die Arche Noahs aus. Unwillkürlich faßte ich die Höhe ins Auge, wo der tödliche Schuß gefallen war. Ich wies auch den Notar darauf hin und sagte: „Wie wäre es, wenn wir dort drüben nachsähen?“

„Da müßten wir einen ziemlichen Umweg machen. Wenn Sie wollen, lasse ich einspannen. Jedenfalls bringen wir den Vormittag damit hin, und wenn Bacher bis zu unserer Rückkehr nicht eingetroffen ist, so werde ich den Postenkommandanten der Gendarmerie ins Vertrauen ziehen.“

Wir fuhren also etwa eine halbe Stunde die Landstraße hinauf bis zum nächsten Orte, wo wir bequem übersetzen konnten. Dann stiegen wir zum Walde empor, an dessen Rande wir jenseits zurückkehrten.

Unter anderen Umständen wäre dieser Gang ein entzückender gewesen. Eine würzig feuchte Luft wogte uns aus den sausenden Wipfeln an; lieblich erschallten frühe Vogelstimmen, und über dem Lande lag der erste Schimmer des Lenzes. Aber unsere Stimmung war ernst und gedrückt, und so schritten wir nachdenklich auf dem feuchten moosigen Pfade weiter.

Digitized by Google



Studienkopf. Von W. Löfftz.

Endlich sahen wir das Plateau mit der Remise vor uns, deren helles Grün im Sonnenschein funkelte. Der Platz war leer und still, und einsam und verlassen ragte das kleine Grab unter der Föhre auf.

Wir gingen darauf zu. „Da liegt ein Hut!“ rief ich. Zwischen kahlem Gestrüpp in der Nähe des Baumes kam er zum Vorschein.

Der Notar hob die abgegriffene und durchnäßte Kopfbedeckung mit seinem Stocke empor.

„Das ist Bachers Hut.“

Wir riefen wiederholt mit lauter Stimme seinen Namen. Aber niemand antwortete; nur ein leises, klagendes Echo schien aus dem Walde zurückzutönen.

Nun stand in uns die Ueberzeugung fest, das der Aermste verunglückt sei. Und zwar absichtlich. Die Möglichkeit einer Ueberraschung durch das Hochwasser bei der Heimkehr im Dunkeln war allerdings nicht völlig ausgeschlossen; aber der zurückgelassene Hut schien gegen diese Annahme zu sprechen. Wie es sich damit auch mochte verhalten haben: gewiß ist, daß man noch am selben Tage seinen Leichnam bei der Schleuse eines nahen Hammerwerkes angeschwemmt fand.

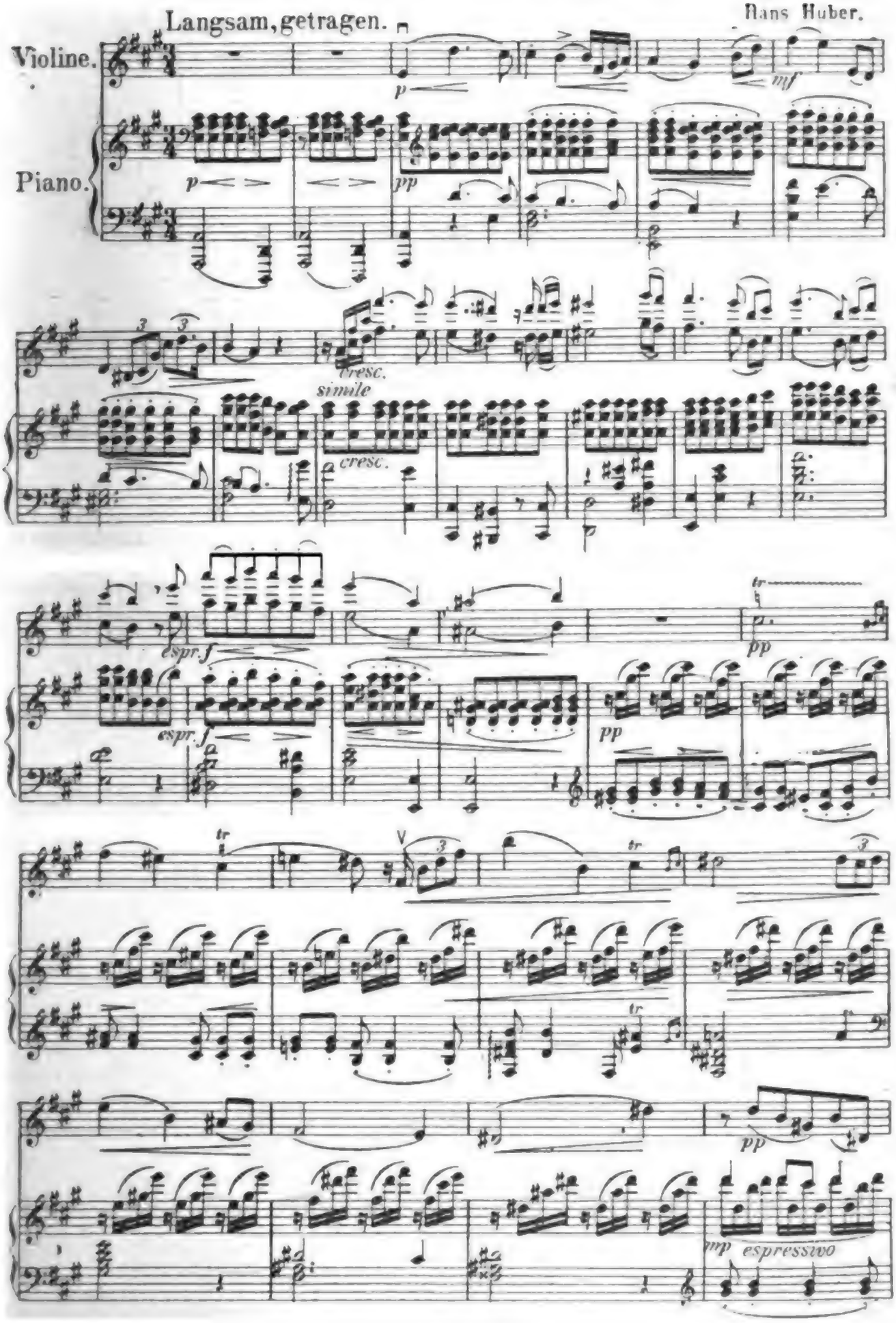
Digitized by Google

Albumblatt

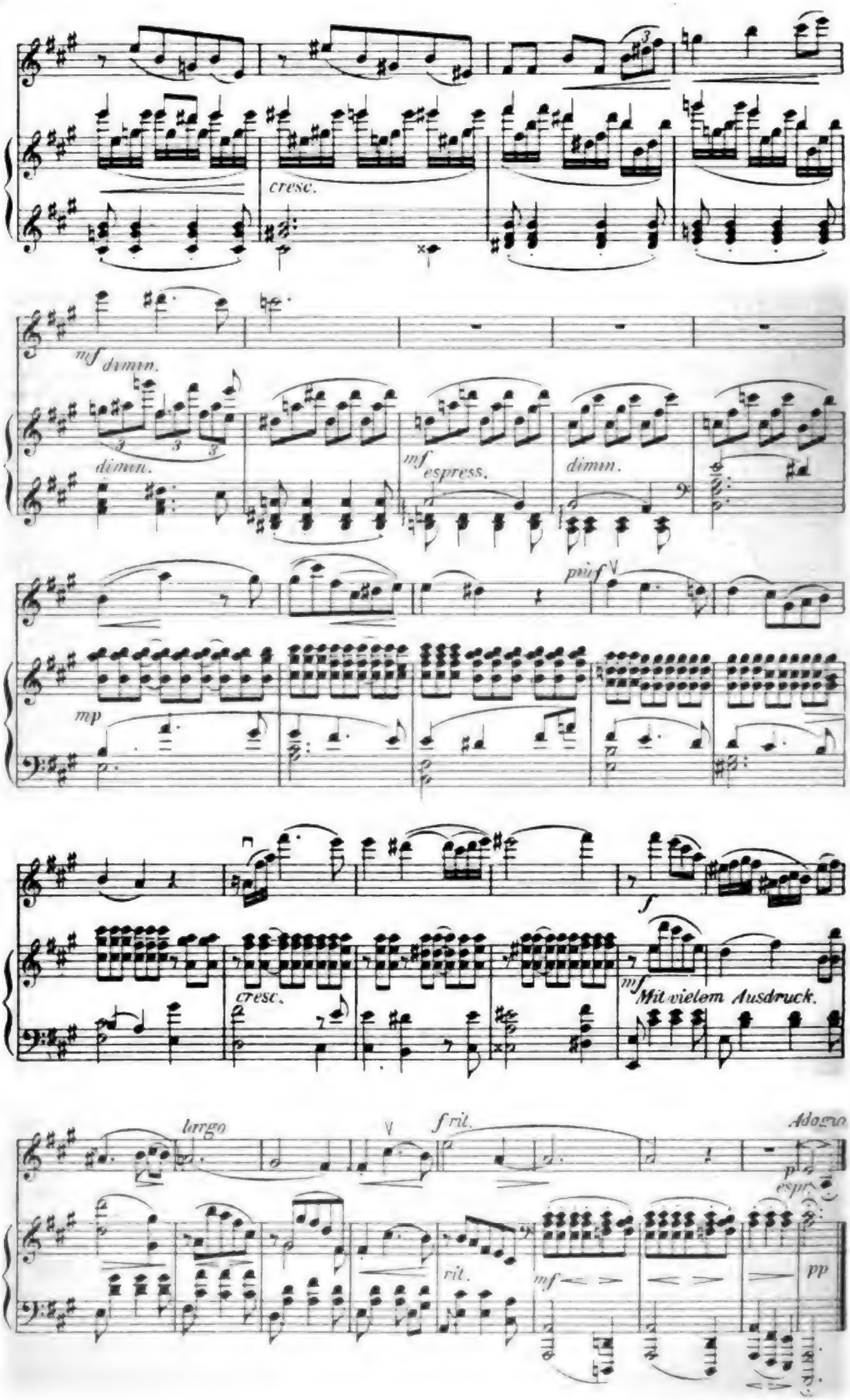
72

für Pianoforte und Violine.

Hans Huber.



Digitized by Google



Digitized by Google

Ansicht von Panama.

Der Isthmus von Panama.

Von

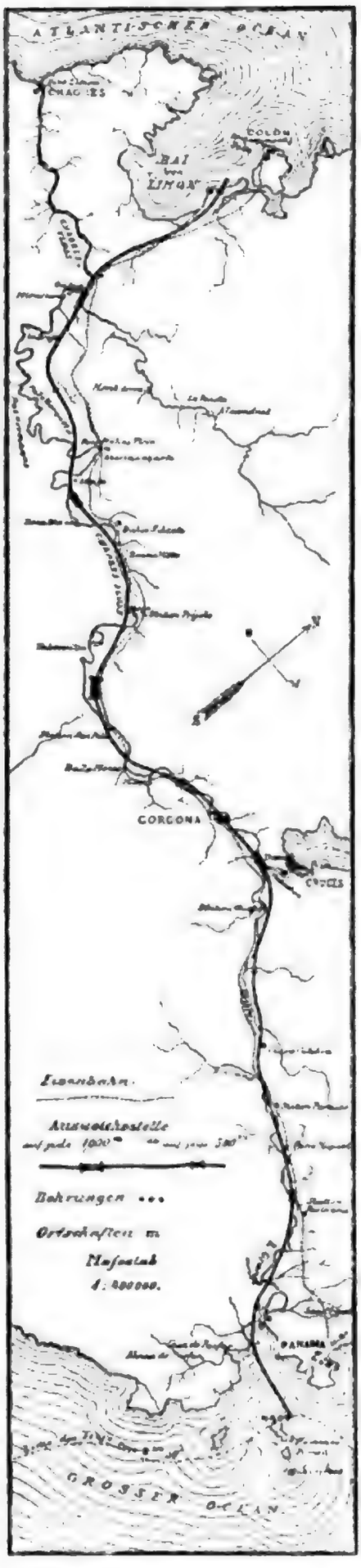
Hugo Zöllner.

Trügen nicht alle Anzeichen, so wird binnen 8—10 Jahren die Durchstechung des Isthmus von Panama eine Thatsache und nicht mehr ein Vorhaben sein. Herr v. Lesseps darf sich alsdann der Vollendung zweier Riesenwerke rühmen, welche auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten nicht bloß die größten Leistungen unseres Jahrhunderts, sondern aller Zeiten und Völker darstellen. In bezug auf seine Bedeutung für Schiffahrt und Welthandel kann sich allerdings der geplante Panama-Kanal nicht im entferntesten mit seinem Kollegen von Suez messen; der Verkehr zwischen der alten Welt einerseits, zwischen Indien, China, Australien und Ostafrika anderseits ist denn doch ein viel großartigerer, als derjenige, der voraussichtlich seinen Weg durch den Panama-Kanal nehmen wird. Die Durchstechung des Isthmus von Panama wird der europäischen Welt einen Teil der Westküste von Nord- und Süd-Amerika, die ganze Südsee und in geringerem Grade auch Japan, China und Australien näher rücken, der Löwenanteil von allen Vorteilen wird jedoch den Vereinigten

Digitized by Google

Staaten zufallen, der Seeweg von New York nach Valparaiso wird von 4300 auf 1600, derjenige von New York nach San Francisco von 6400 auf 1700 Seemeilen abgekürzt werden. Auch darf man annehmen, daß der Panama-Kanal nicht so ausschließlich wie die Wasserstraße von Suez dem Dampferverkehr dienen wird. Während nämlich die Windverhältnisse des Roten Meeres den Segelschiffen die Benutzung des Suez-Kanals von selbst verbieten, wird eine Ansegelung der beiden Mündungen des Panama-Kanals, wenn auch nicht leicht, so doch immerhin möglich sein.

Ist nun das neue Unternehmen des Herrn v. Lesseps schon an sich so großartig, daß man es beinahe ungeheuerlich nennen könnte, so trägt doch die Entlegenheit, tragen namentlich die eigenartigen Verhältnisse des Bodens, auf welchem die Kanalarbeiten vor sich gehen sollen, nicht wenig zu jenen Zweifeln an der Durchführbarkeit bei, die von Zeit zu Zeit auftauchen. Der Isthmus von Panama ist ein gar seltsames, fremdartiges und, trotzdem er seit länger als drei Jahrhunderten eine belebte Weltstraße darstellt, nur wenig bekanntes Land. Wer würde erwarten, hier auf amerikanischem Boden und längs der ganzen Route des geplanten Kanals lauter krausköpfige Neger und beinahe bloß Neger vorzufinden? Der souveräne Staat Panama, dessen Verhältnis zur Bundesrepublik Kolumbien



Karte des Isthmus von Panama.

ein sehr loses ist, zählt allerdings eben so viel braune als schwarze Unterthanen, — von jeder Sorte etwa 100,000 —, die Indianersprößlinge aber wohnen abseits vom großen Verkehr im schwer zugänglichen Innern und auch jene 50,000 Kreolen, Kreolen-Mischlinge, Yankees und sonstigen Weißen oder Halbweißen, welche die Intelligenz und den Unternehmungsgeist darstellen, treten im Vergleich zur Neger-Rasse nur wenig hervor. Wie auch sollte es anders sein, da der Weiße in diesem Klima stets nur vorübergehend, niemals dauernd von Generation zu Generation zu leben oder wenigstens zu arbeiten vermag? Der aus Spanierblut entsprossene Kreole wird nach wie vor die Politik, der nordamerikanische oder europäische Fremdling wird stets den Handel und die öffentlichen Unternehmungen leiten, ebenso unumstößlich aber steht es fest, daß wenn sich nicht neue und widerstandsfähigere Mischlingsrassen heranbilden, die niedrigen Arbeiten für alle Zeiten dem kräftigen Neger verbleiben werden. Und da diese sanguinisch-sorglose Neger-Gesellschaft sich, seit kein Zwang sie mehr zur Arbeit anhält, der gründlichsten Faulheit ergeben hat, so finden wir in diesem Lande, das eine Fülle der herrlichsten Lebensmittel hervorbringen könnte, die eigentümliche Thatsache, daß nahezu alle Lebensbedürfnisse von auswärts bezogen werden, daß die Arbeitslöhne zu den geringfügigen Lei-

Digitized by Google

stungen im schreiendsten Mißverhältnis stehen und daß demzufolge die Kostspieligkeit des Lebens ebenso groß ist, wie sonst in ganz Amerika und vielleicht auf der ganzen Erde nur noch in Kalifornien.

Von Ackerbau kann außer einigen Bananen-Pflanzungen nicht die Rede sein, das ganze Land ist von der Küste einwärts eine waldreiche, beinahe menschenleere Wüste, deren paradiesische Szenerie durchaus nicht immer für den Mangel jedweden Komforts entschädigt. Kein größerer landschaftlicher Gegensatz auf der Erde als derjenige zwischen den beiden Landengen von Suez und Panama. Dort gelber, eintöniger Wüstensand ohne Baum, ohne Strauch, dazu glühende Purpurfarben und in weiter, weiter Ferne massige, aber ebenso kahle Felsgebirge; hier ein zauberhaft schönes Durch-

Der Chagres Fluß zwischen Matachin und Gamboa.

einander von mittelhohen, wohl bewässerten, von undurchdringlichem Urwald überwucherten Hügeln und Bergen. Erinnern auch die Palmen und sonstigen Tropengewächse von Panama hier in der freien Natur, wo Tod und Leben einander durchschlingen, nur wenig an die sorgsam gehegten und wohlfrisierten Exemplare unserer Treibhäuser, so bietet doch der Urwald von Panama mit seinen selten sichtbaren Bewohnern dem aus Europa kommenden Naturforscher eine ganze Welt, zu deren eingehendem Studium nicht Wochen, sondern Jahre und Menschenleben gehören würden. Aber gerade in dieser Ueberschwenglichkeit, die den Forscher entzückt, liegt eine der größten Schwierigkeiten für die Kanalarbeiten. Der Uebersicht und Bewegung hemmende Urwald wuchert hier wie das Unkraut, die kleinen unscheinbaren Flüßchen schwellen im November zur Breite des Rheins an und aus den Verwesungsprodukten der übermächtigen Vegetation entwickeln sich unter dem Einfluß einer feuchtwarmen, nur verhältnismäßig geringe Unterschiede zeigenden Temperatur jene Fieberkeime, die beim Bau der Panama-Bahn (1850 bis 1855) Tausenden und aber Tausenden von Arbeitern den Tod gebracht haben. Der niedrigste, aber im Laufe von Jahrzehnten nur selten einmal in den kühleren Nachtstunden der trockenen Jahreszeit erreichte Thermometerstand beträgt 14°, der höchste 28° R.

In diesem Lande der Faulheit und des Fiebers hängt eine Arbeit, deren Vollendung sich in Europa mit mathematischer Gewißheit voraussagen ließe, von vielerlei Zufälligkeiten

Digitized by Google

ab. Wäre dem nicht so, so würde man wohl schon früher dem Bau eines interozeanischen Kanals näher getreten sein. Unter Philipp II. von Spanien soll der Plan zum erstenmal angeregt worden sein, 1830 nahm ihn die kolumbische Regierung wieder auf, ohne ihn wesentlich zu fördern. Erst 1875 ging der „internationale geographische Kongreß" zu Paris ernstlich an die Sache heran, am 15. Mai 1879 entschied man sich unter sieben ausführlich bearbeiteten Projekten für das gegenwärtig in der Durchführung begriffene. Ende 1879 reiste der greise Herr v. Lesseps selbst auf einige Wochen nach Panama, andere Beamte und Ingenieure folgten nach und nachdem die umfangreichen, im Bau von Ortschaften, Hospitälern und Schienenwegen bestehenden Vorarbeiten erledigt waren, konnte am 23. Januar 1882 mit den ersten Felssprengungen begonnen werden. Da die den Nordamerikanern gehörige Eisenbahn das Privileg für den Bau eines Kanals besaß, mußte die Kanalgesellschaft das Eisenbahnunternehmen durch Ankauf eines großen Teils der Aktien von sich abhängig machen, außerdem war die Eifersucht und der diplomatische Widerstand der Vereinigten Staaten zu besiegen, und als schließlich die endgültige Entscheidung über die technische Ausführung gefällt werden sollte, war man zweifelhaft, ob man die Sache selbst übernehmen oder aber für die geforderten 512 Mill. Frank dem Unternehmerhause Couvreux & Hersent übertragen sollte. Diese letztere Frage ist noch nicht entschieden, trotzdem bereits an die zweieinhalb Tausend Arbeiter und 400 Ingenieure bei den Kanalarbeiten beschäftigt sind. Man berechnet, daß bis zur Vollendung des Werkes etwa 75 Mill. Kubikmeter Felsen und Erde weggeschafft werden müssen, daß die ganze Sache einschließlich der Verzinsung des Aktienkapitals etwa 640 Mill. Mark kosten wird und daß die jährlichen Einnahmen nach Vollendung des Kanals, wenn auf 5 Mill. durchpassierende Tonnen je 12 Mark erhoben werden, sich auf 60 Mill. Mark belaufen werden.

Die Zentralverwaltung für die technischen Arbeiten befindet sich in Panama, wo man das ehemalige Grandhotel für ungefähr 1 Mill. Mark angekauft hat. In Emperador befinden sich die Magazine, die Arbeiter- und Ingenieurwohnungen für den Durchstich des Gebirges, welches hier eine Höhe von 87 Meter über dem Meere erreicht; bei Gamboa finden wir ähnliche Anlagen für den Bau jenes Riesendammes, der die gefürchteten Ueberschwemmungen des Chagres-Flusses unschädlich machen soll und von Gatun aus werden die Ausgrabungen im tiefgelegenen, sumpfigen Unterlaufe des Chagres geleitet werden. Die Gesamtlänge des Kanals wird sich auf 73 Kilometer stellen gegenüber 164 Kilometer beim Suezkanal.

Vegetationsbild aus der Umgebung von Panama.

Die Arbeiter sind zum geringeren Teil kolumbische Mestizen, zum größeren Teil westindische Neger, die, durch den hohen Lohn von 1—1 ½ Pesos (4—6 Mark) gelockt, scharenweise, namentlich von Jamaika herbeiströmen. Auf jener schönen Insel hat sich nämlich seit Aufhebung der Sklaverei und be-

Digitized by Google

günstigt durch die Leichtigkeit, mit der die nötigsten Lebensbedürfnisse gewonnen werden, das eigentümliche Verhältnis herausgebildet, daß die Pflanzer nicht mehr als 1 Mark Taglohn bezahlen und die Arbeiter dafür so wenig als möglich leisten. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß alle bloß halb zivilisierten Völker auf fremden Boden verpflanzt, weit energischer arbeiten als auf dem eigenen, und auch den westindischen Negern dünken jene acht Arbeitsstunden, während deren sie unter der Aufsicht ihrer „Capataze" — einem Ueberbleibsel aus der Sklavenzeit — Erde zu schaufeln haben, nicht allzu sauer. Unter den Ingenieuren finden wir viele Franzosen, die schon beim Bau des Suezkanals gearbeitet haben, außer-

Stadt Colon.

dem Nordamerikaner, Engländer, Elsässer, die für Frankreich optierten, Schweizer, Oesterreicher und auch einen Deutschen (Herr Berns aus Uerdingen). Die europäischen Aufseher erhalten zwischen 100 und 150 Pesos (400 bis 600 Mark), die gewöhnlichen Ingenieure 125—250 Pesos und die Abteilungsvorsteher und sonstigen höheren Beamten bis zu 400 und 500 Pesos monatlich. Viele Ingenieure, namentlich Franzosen sind dem Fieber erlegen, das sich zuerst als Malaria zu zeigen und in den schlimmeren Fällen mit allen Symptomen des gelben Fiebers zu endigen pflegt.

Wie schwer aber auch immer die durch Klima und Zufall bereiteten Hemmnisse wiegen mögen, so werden sie doch dessen Vollendung nicht hindern. Das wenigstens war der Eindruck, den der Schreiber dieses Aufsatzes empfing, als er zu Anfang dieses Jahres, vom chilenisch-peruanischen Kriegsschauplatze zurückkehrend, einen sechswöchentlichen Aufenthalt auf dem Isthmus der eingehendsten Besichtigung der Kanalarbeiten widmete.

Digitized by Google

Bedingungen des Erfolgs im Krieg.

Von

A. v. d. Goltz.

Die Kraft eines Heeres wird meist als etwas Absolutes aufgefaßt, das unter allen Umständen gleichmäßig wirkt. Viele Irrtümer entstehen daraus. Niemand im Vaterlande bezweifelt, daß unsere deutschen Truppen in Bulgarien mit den Türken weit schneller fertig geworden wären, als die Russen, daß sie an Stelle der Franzosen den Unruhen in Algier und Tunis längst ein Ziel gesetzt, daß sie nimmermehr die Niederlage von Isandula erlitten hätten, welche den Engländern widerfuhr. Das stolze Gefühl, daß wir vor zwölf Jahren diejenige Armee schlugen, welche allgemein für die beste der Welt galt, gibt uns die Zuversicht, daß für deutsche Waffen auf dieser Erde kein Ding mehr unmöglich sei. Will man kriegerische Leistungen als Prüfungen auffassen, so dürfen wir in der That behaupten, daß wir die schwerste Probe bestanden haben, die seit Napoleon I. Zeit überhaupt gefordert worden ist. Wir erblicken sie in dem Festhalten der französischen Armee bei Vionville am 16. und in der Erstürmung der Höhen von St. Privat am 18. August 1870. Keine andere Armee als die deutsche hätte dies beides glücklich durchgeführt. Vielleicht war der Angriff auf Plewna am 11. September 1877 an sich schwieriger, da er aber nicht gelang, so würde immerhin ein Beweis fehlen, daß die Leistungen der Truppen dort höhere gewesen. Kaum dürfte es also Wunder nehmen, wenn der Deutsche keine Kriegsmacht der Gegenwart der seinen für gewachsen hielte. Als jüngst in halb Europa die panslavistische Lärmtrommel gerührt wurde, hörte man auch, zwar nicht in militärischen Kreisen doch außerhalb der Armee, die Meinung laut werden, Rußland sei gar nicht im stande, Deutschland zu bekriegen. Die Erfolge der Deutschen von 1870 und die der Russen von 1877 ständen in so grellem Widerspruch, daß ein Vergleich unmöglich wäre. In diesem Vertrauen auf die eigene Kraft liegt schon an sich eine große Stärke und wir dürfen dasselbe den ersten Bedingungen des Erfolges im Kriege beizählen.

Allein kriegsgeschichtliche Erfahrung macht uns dennoch stutzig, da sie von den unerhörtesten Glückwechseln berichtet. Wir sehen dasselbe Heer die *schwersten* Dinge vollbringen, an *leichten* aber bald darauf scheitern; ja wir vermissen plötzlich den Mut, die Haltung, die intensive Energie, welche es bei früherer Gelegenheit bewies. Wir glauben nicht mehr dieselben Truppen, nicht mehr dieselben Menschen vor uns zu haben. Die Römer, welche bei Cannae die furchtbarste Niederlage erlitten, schlugen ihren Besieger Hannibal bei Zama, obschon das numerische Verhältnis sich zu ihren Ungunsten gewendet hatte. Die Legionen aber, welche die glänzendsten Heere der Welt besiegt, unterlagen wieder im Teutoburger Walde den ungeregelten deutschen Horden. Napoleon, der halb Europa unterjocht, vermochte der spanischen Insurrektion nicht Herr zu werden. Die preußische Hauptarmee erlag bei Auerstädt dem einen französischen Korps Davout, und wenige Tausend Preußen warfen wieder bei Eylau französische Divisionen über den Haufen. —

Deutschland hat keinen Kolonialkrieg zu führen und besitzt darin keine Erfahrung. Es ist aber nicht unmöglich, daß die preußischen Garde-Bataillone, welche durch den furchtbaren Kugelregen der hinter Mauern geborgenen französischen Infanterie unaufhaltsam vordrangen, auf einen Kriegsschauplatz in Atchin, Aschanti oder im Zululande versetzt, erst eine Reihe von Erfahrungen machen müßten, ehe sie Herr der Lage würden, während weit schlechtere Truppen, die aber mit den Verhältnissen bekannt sind, früher zum Siege gelangten. Es ist jedenfalls bedenklich, die Kraftabschätzung, welche man aus *einer* Leistung gezogen ohne weiteres zu verallgemeinern und auf alle Fälle anzuwenden. Die Bedingungen des Erfolges im Kriege wechseln zu sehr, um das zu erlauben.

Der Erfolg bei dem einzelnen Vorgange ist von vornherein abhängig vom Zufall, das heißt von unerwarteten Ereignissen, welche der Mensch weder schafft noch voraussehen kann. Der Neid der Götter, den die Alten fürchteten, spielt auch in den Kriegen unserer Zeit noch seine Rolle. Selbst die gewaltigsten Feldherrn wie Friedrich und Napoleon haben das anerkannt und die himmlischen Mächte gefühlt, die auch über ihr Los entschieden. Großen Kriegern ist daher oft eine Neigung zum Fatalismus

Digitized by Google

eigen gewesen. Sie kannten aus Erfahrung den Einfluß, welchen die unsichtbare Verkettung von kleinen Umständen auf die Schicksale der Heere übt. Im Ganzen aber wird sich die Wirkung des Zufalls ausgleichen. Könnte man eine Berechnung anstellen, so müßte sich ergeben, daß derselbe im Laufe der Zeit ebenso oft für als wider uns ist. Nur glaubt der Pessimist sich vom Geschick benachteiligt, weil die bösen Wendungen in seinem Gedächtnis mehr haften bleiben, als die guten, während der Optimist sich aller glücklichen erinnert, die seiner Auffassungsweise sympathischer sind.

Wir dürfen dem Zufall, dem Glücke, sobald es sich um eine gewisse Dauer handelt, unter den Bedingungen des Erfolges keine zu große Bedeutung beimessen. Andere sind unstreitig wichtiger.

Man sagt sehr oft von einem Menschen, er habe so lange nichts geleistet, bis er endlich an seinen richtigen Platz gekommen, wo seine Kraft sich bewähren konnte. Aehnliches findet mit den Armeen statt. Eine jede ist in ihrer gesamten Verfassung auf bestimmte Erfahrungen aufgebaut und hat eine ausgesprochene psychische und intellektuelle Richtung. Wir Deutsche leiten unsere Ansichten über Kriegführung von Friedrich und Napoleon her. Das Erbe dieser beiden genialsten Feldherrn der Neuzeit zeigt aber sein besonderes Gepräge. Es rührt her aus Feldzügen, welche zumeist in Mitteleuropa, in Ländern von hoher Kultur, dichter Bevölkerung und beschränkten Dimensionen geführt wurden. Daher die Grundsätze, alle Kräfte sofort aufzubieten, sie rücksichtslos zur Niederwerfung des Gegners zu brauchen, die Entscheidung auf den Schlachtfeldern zu suchen und Schlag auf Schlag durchzuführen. Die Bewegung, die Ernährung der großen Heeresmassen ist eben unter solchen Umständen überall möglich, der Ersatz an Menschen und Material aus nahen Quellen jederzeit nachzuführen. Große Naturhindernisse fehlen, der eigentliche Kriegszweck darf unaufhaltsam angestrebt werden. Je energischer die Handlung abgespielt wird, desto eher ist ihr Beschluß, ist das Ende des verheerenden Kriegszustandes herbeizuführen. Unsere Lehre vom Kriege, die Ausbildung der Truppen, ihre ganze Zurüstung sind auf eine solche Kriegsweise berechnet. Als sich uns 1870 diese günstigen Verhältnisse darboten, wurden auch Leistungen und ein Erfolg sondergleichen erzielt.

Das alles könnte sich aber erheblich ändern, sobald wir uns die Natur und die Dimensionen des Kriegsschauplatzes verwandelt denken, sobald wir uns einen Feldzug in den endlosen, russischen Ebenen oder gar über verbrannte asiatische Steppen vorstellen. Napoleon ging 1812 zu Grunde, weil er den Angriff gegen die feindliche Hauptmacht unaufhaltsam bis ins Innere des Landes hinein durchführen wollte. Was bei dem Marsche nach Wien und Berlin richtig war, wurde falsch bei dem Marsche nach Moskau. Die Unterbrechung der Operationen im Winter, auf einem mitteleuropäischen Kriegsschauplatze jedenfalls tadelnswert, wäre hier am Platze gewesen. Die Fortsetzung brachte die große Armee in eine Lage, für welche sie ihrer ganzen Natur nach nicht geschaffen war. Ohne gehörige innere Disziplin, gewöhnt, vom Lande, in dem sie kriegte, im Ueberfluß zu leben, nur vorbereitet für ein glückliches Klima, mußte sie elend erliegen, obschon sie ihre Feinde auf dem Schlachtfelde besiegt hatte. Sie war wie der Fisch im Sande ihrem Element entzogen.

Eine der wichtigsten Bedingungen für den Erfolg ist es, daß die Armee eine ihrer Eigenart, ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensweise entsprechende Verwendung findet. Das läßt sich freilich nicht immer nach Wunsch bestimmen. Meist muß man die Verhältnisse nehmen, wie sie sich darbieten. Man darf daher aber auch von demselben Heere auf einem neuen Kriegstheater nicht ohne weiteres die alten Resultate erwarten. Das Gefühl, sich nicht recht in seinem Fahrwasser zu befinden, gegen ungewohnte Verhältnisse und unbekannte Hindernisse zu streiten, wirkt auf die Truppe, die doch immer nur aus Menschen gebildet ist, ebenso niederdrückend, wie auf den Einzelnen.

Damit in Zusammenhang steht, daß die ihr gestellte Aufgabe sich in Einklang mit ihrer innern Konstitution, mit ihrer geistigen Richtung befinden muß. Man beurteilt die Kraftäußerung eines Heeres und seine Tüchtigkeit meist schlechtweg nach dem Ausgang der Kämpfe und erklärt den Teil, der geschlagen wurde, für den schwächeren, den siegreichen für den stärkeren. Das ist oft falsch und führt zu Trugschlüssen für die Zukunft. Immer müssen die Umstände erwogen und untersucht werden, welche Anforderung durch die Kriegs-

Digitized by Google

lage an jeden der kämpfenden Teile gestellt war. Ein himmelweiter Unterschied liegt heutzutage zwischen Angriff und Verteidigung auf dem Schlachtfelde. Der erstere erheischt einen viel höheren Aufwand von physischer und moralischer Kraft. Dasselbe Heer zeigt deshalb in den beiden Rollen die verschiedenartigste Befähigung. Selbst die schlechteste Truppe kann hinter Hecken, Gräben und Gebüsch einen namhaften Widerstand zuwege bringen, während sie in der Schlacht auf freiem Felde fast wehrlos ist. Oft schon haben im Guerilla-Kriege des Hochgebirges ungeregelte Insurgentenscharen den besten Armeen der Welt getrotzt. In den Wäldern Nordamerikas wußten die eilig zusammengetrommelten Farmer den englischen Bataillonen Niederlagen beizubringen, welche doch die besten Erfolge auf berühmten Schlachtfeldern aufzuweisen hatten. Die französischen Mobilgarden, die uns das Eindringen in das Hecken-, Berg-, Plantagen- und Waldlabyrinth an der Sarthe bei Le Mans recht sauer machten, leisteten im Angriff gegen die Lisaine-Stellung nur das Kläglichste. Noch auffallender ist ein anderes Beispiel. Die 125000 Franzosen, welche bei Vionville-Mars la Tour nicht im stande waren 65000 Deutsche zurückzuwerfen, um sich den Rettungsweg nach Westen frei zu machen, setzten zwei Tage danach, obwohl durch Verlust geschwächt, in den Linien von Amanvillers — den über 200000 Mann starken Deutschen einen Widerstand entgegen, welcher den Sieg bis zum Einbruch der Dunkelheit zweifelhaft machte. Die Erklärung dafür liegt außer in den lokalen Ursachen, hauptsächlich darin, daß der ganze Gesichtskreis der Führer und Soldaten der französischen Armee auf die Defensive und die Ausnutzung eines vortrefflichen Feuergewehrs, nicht aber auf die Beweglichkeit und Thatenlust gerichtet war, welche der Angriff erfordert.

Dieser wiederum war von jeher unser Element. Er ist es heute noch und wird es hoffentlich immer bleiben, soweit von „immer" auf dieser Erde die Rede sein kann. Stillschweigend wird der offensive Gedanke jedem Theoretisieren, wird er auch allen praktischen Uebungen der deutschen Armee zu Grunde gelegt. Die Ruhe der Verteidigung, des Abwartens ist uns unsympathisch; die Erziehung des Offizierkorps auf Selbstthätigkeit, Initiative, Streben nach positivem Erfolge drängt zum Handeln. Handlung aber liegt im wesentlichen nur in der Offensive. Wie uns das lang andauernde Lagerleben, das schleppende, entscheidungslose Hinziehen eines Kolonialkrieges, oder eines mehrjährigen Feldzuges im fernen Osten bekommen würde, muß abgewartet werden. Für jetzt können wir nur hoffen, daß uns Biegsamkeit genug zu eigen sein würde, um auch diese Probe zu bestehen.

Unsere Stärke liegt in den großen Entscheidungen auf dem Schlachtfelde; diejenige der Türken und Spanier in der hartnäckigen Verteidigung hinter Mauern, Wall und Graben, und so besitzt ein jedes Volk mehr oder minder die seine. Sie kann ihre Ursachen im Nationalcharakter, in der Natur des Landes, in geschichtlicher Entwickelung haben. Ein unberechenbarer Vorteil für jedes Heer ist es, wenn die Verhältnisse ihm gestatten, gerade seine guten Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Dasjenige indessen, welches gezwungen wird, die ihm anstehende Sphäre zu verlassen, ist beinahe immer verloren. Die Niederlage der französischen Septemberrepublik war schon deshalb gewiß, weil ihre improvisierten Armeen durch die Rücksicht auf Paris genötigt waren, die Offensive zu ergreifen, für welche sie sich ihrer ganzen Beschaffenheit nach gar nicht eigneten.

Allein auch unter gleichen Umständen, bei Erfüllung derselben Aufgabe, zeigt die nämliche Truppe oft eine entgegengesetzte Haltung. Bei Zorndorf liefen Regimenter davon, die zuvor bei Jägerndorf die größte Tapferkeit bewiesen hatten. Solcher Beispiele weist die Kriegsgeschichte viele auf. Die Ursache für den Wechsel ist schwer mit Sicherheit festzustellen. Wir vermögen nur zu sagen, daß die Stimmung der Truppe einmal eine glückliche, das andere Mal eine unglückliche gewesen sei, ohne anführen zu können, woher sie gekommen ist. Wie ein elektrischer Strom ergießt sie sich durch die Glieder des Heeres, das heute für die Fortpflanzung disponiert erscheint, morgen nicht. Die Manneszucht kann vieles thun, um die Wirkung ungünstiger Eindrücke abzuschwächen, die Sensibilität der Armee zu mindern. Im ganzen aber bleibt eine so große Menschenmasse immer ein empfindsamer Organismus. Die Beispiele von panischem Schrecken, der auch gute Truppen ergriff, sind nicht selten. Bei junger Mannschaft, die erst für den Kriegs-

Digitized by Google

zweck zusammengerafft wurde, hat er häufig die größten Dimensionen angenommen. Im Walde von Chambord lief eine ganze französische Brigade von mehreren Tausend Mann vor einer einzigen hessischen Kompanie davon und ließ ihre Geschütze, Wagen und Pferde im Stiche. Vorangegangene Niederlagen und Mühsale hatten sie für den Schrecken empfänglich gemacht. Es ist einer der Hauptvorteile der durch systematische Friedenserziehung erzeugten Disziplin, daß sie gegen dergleichen böse Zufälle abhärtet. Die Gewohnheit, unter allen Verhältnissen in Reih und Glied zu bleiben und auf das Kommando zu hören, bewährt sich auch im Wirrwarr der Ueberraschung noch.

Natürlich hängt die Stimmung des Heeres von materiellen Verhältnissen ab, doch nicht ausschließlich. Mangel und Anstrengung können unendlich herabdrücken, werden aber oft in der härtesten Form mit gutem Humor ertragen, wie es viele Truppenteile 1870 bewiesen haben. Wichtiger sind die seelischen Einwirkungen. Eine durch widrige Umstände herbeigeführte Niederlage läßt sich noch lange spüren, wenn die Verluste auch schon ersetzt sind. Eine große verlorene Schlacht macht ein Heer für Wochen und Monate unbrauchbar. Im August 1757 stand Friedrich der Große nur deshalb vom Angriffe gegen die Oesterreicher ab, weil ihm mit Recht vorgestellt wurde, daß Kollin noch nicht verwunden wäre. Die geringen Kraftanstrengungen, welche die in Metz eingeschlossenen Franzosen zu ihrer Befreiung machten, erklären sich sehr wohl aus der Nachwirkung der vorangegangenen großen Unfälle. Nachtmärsche, Hin- und Herbewegungen, Befehle und Gegenbefehle pflegen eine Truppe schnell leistungsunfähig zu machen. Allein man darf auch in diesem Punkte nicht pedantisch urteilen. Geheime Fühlung, welche die Masse der Soldaten schnell mit ihren Führern gewinnt, kann, wenn das Resultat gegenseitiges Vertrauen ist, die üblen Folgen solcher Widerwärtigkeiten vollkommen aufheben. Selten ist wohl ein Heerteil ohne für den Soldaten sichtbaren Grund mehr hin und hergeworfen worden, häufiger bis in die Dunkelheit hinein unterwegs gewesen, als das Werdersche Korps im Januar 1871 vor der Lisaine-Schlacht. In Zeit von Stunden mußten dort während der unbequemen Periode des Abwartens in der Stellung von Vesoul Befehle gegeben und widerrufen werden. Nach den Regeln der Kunst hätte dieser Zustand auflösend wirken müssen. Doch keine Spur ist davon zu entdecken. Preußen und Badenser, die dort standen, behielten die volle frische Thatenlust, weil sie sich trotz allem in guter Hand wußten und fest auf ihren glorreichen Führer bauten. Die Bourbakische Armee hingegen blieb von Besançon an im langsamen aber stetigen Vorschreiten ohne wesentlich von ihrer Bahn zu weichen und kam doch an der Lisaine in einem Zustande an, der einen Erfolg von Hause aus sehr zweifelhaft machte. Sie spürte wohl, daß auch der Feldherr kein allzugroßes Vertrauen auf endliches Gelingen setzte.

Die Stimmung und ihr Entstehen sind schwer zu analisieren. Jene ist eben da und muß vom Führer richtig verstanden, beim Abwägen der Aussichten auf Erfolg gehörig in Betracht gezogen werden. Dem gemeinen Mann ist die ganz seltsame Gabe eigen, den wahren persönlichen Wert seiner Anführer zu erkennen. Es liegt dabei keine Thätigkeit des Intellekts vor; das Verständnis ist ein instinktives. Psychologischer Blick gehört unserer Natur von Gottes Gnaden an; er *verliert* sich eher im Leben, als daß er sich *schärft*. Das Kind fühlt sogleich heraus, ob es sich einem guten oder einem bösen Menschen gegenüber befindet, während der Erwachsene untersucht und zweifelt. Große Heerführer haben, wohl wissend, daß die Menge sie richtig schätze, in allen entscheidenden Augenblicken Wert darauf gelegt, durch ihr *persönliches* Auftreten die Stimmung zu heben. Friedrichs Beispiel vor Leuthen ist das glänzendste dieser Art.

Das dem Kriege vorangegangene Friedensleben ist von großer Bedeutung für die psychische Disposition, die ein Heer ins Feld mitnimmt. Lust und Liebe zur Sache erhöhen die Kraft außerordentlich. Gehässigkeit oben, Unzufriedenheit unten, Ueberdruß, Uebermüdung, erzeugt durch zu hohe Anforderungen, ergeben eine große Schwäche, auch wenn die technische Fertigkeit aufs äußerste getrieben wird. Ein aufmerksamer Vorgesetzter liest im Auge des Soldaten, ob der innere Zustand der Truppe gesund ist oder krank, auch wenn äußerlich alles blitzt und blinkt und das Exerzieren aufs beste verläuft. Bei allen Besichtigungen sollte dieser seelische Einblick ins Innere nicht außer acht gelassen werden. Die beste Stimmung einer Truppe ist jedenfalls diejenige, welche sich die

Digitized by Google

bevorstehende Aufgabe schwer denkt, aber mit einer gewissen dreisten Frische an dem Gedanken festhält, daß sie so oder so um jeden Preis durchgeführt werden müsse. So gingen wir 1870 ins Feld. Wird zuviel geklügelt, von der Gefahr gesprochen, über dieselbe theoretisiert, entsteht die Ansicht in der Masse, daß das Mißlingen möglich wäre, so ist der erste Schritt dazu auch schon gethan.

Hoffnung und Lust am Erfolge im Heere zu erhalten, ist eine wesentliche Grundlage für den Sieg. Als dessen furchtbarster Feind erscheint die Gleichgültigkeit. Reißt Apathie in den Reihen ein, weil die Leiden des Soldaten zu groß waren, die von ihm verlangten Anstrengungen das rechte Maß überschritten, so ist die Armee verloren, es sei denn, daß eine ganz frische Kraft an der Spitze einen neuen Geist in ihre Adern zu gießen versteht.

Der Glaube an den Erfolg, der Willen ihn festzuhalten, thut unendlich viel. Sieg und Niederlage scheiden sich nicht streng voneinander, wie ein bestandenes und nicht bestandenes Examen. Die Grenze ist sehr verschiebbar nach der Auffassung der Streitenden. Wer sich geschlagen wähnt, der ist es auch. Durch den festen Entschluß, nicht vom Platze zu weichen, hat im Gegenteil der Unterliegende oft schon demjenigen, der eigentlich Sieger war, imponiert und ihn vermocht, das Schlachtfeld zu verlassen. Bei Vionville-Mars la Tour war mehr Anlaß zum Weichen, als in mancher verlornen Schlacht, aber der prinzliche Feldherr und sein braves Heer wollten siegen und blieben aller Gefahr zum Trotz auf den eroberten Höhen, dem Feinde dicht gegenüber, stehen. Dieser wagte bei seiner großen Ueberlegenheit dennoch nicht, die Angriffe am Morgen nach der Schlacht zu erneuern. Er vermutete, da er den Gegner in zuversichtlicher Haltung fand, die stärkeren materiellen Kräfte bei ihm.

Zu diesen psychologischen Momenten treten natürlich die materiellen, welche über den Ausgang der kriegerischen Handlungen entscheiden. Sie können hier nicht einzeln aufgeführt werden. Nur ein kurzer Abriß der gesamten Lehre vom Kriege vermöchte sie einigermaßen zu erschöpfen. Ohnehin ist ihre Zahl unbegrenzt. Im Großen laufen alle Lehren darauf hinaus, nichts Unmögliches zu versuchen, das Erreichbare aber mit den richtigen Mitteln anzustreben. Der Ueberfluß an Streitkräften sichert nicht immer den Erfolg; er kann ihn unter Umständen sogar erschweren. Die große Masse ist nur von Nutzen, wenn sie während ihrer Thätigkeit auch ernährt und bewegt werden kann. Der Durchbruch durch die wilden Völkerschaften Inner-Afrikas auf dem Congostrom, den Henry Stanley mit dreihundert zum Teile schlecht bewaffneten Schwarzen ausführte, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach mißlungen, wenn man eine ganze Division mit Pferden, Wagen, Geschütz und Gepäck darangesetzt hätte. Mancher Feldherr hätte, wie Gideon, sein Heer verkleinern sollen, um es relativ stärker zu machen. Im Allgemeinen aber liegt freilich in der überlegenen Zahl bei annähernd gleicher Tüchtigkeit die erste und natürlichste Garantie für den Sieg. „Le bon Dieu est toujours avec les gros escadrons!"

Unendlich mannigfach gestalten sich also im Kriege die Bedingungen des Erfolges. Sie sind ebensosehr seelischer als materieller Art. Sache des Feldherrn ist es, sie in jedem individuellen Falle richtig abzuwägen und auf seine Seite zu bringen. Feldmarschall Moltke hat die Strategie als ein System von Aushilfen bezeichnet und keine Erklärung könnte mehr aus der Natur des Krieges geschöpft werden. Sie läßt zugleich erkennen, daß die Kriegführung eine Kunst ist und keine Wissenschaft. Denn in der Wissenschaft ergeben bestimmte Faktoren in gleicher Verbindung unweigerlich dasselbe Resultat; den Künstler aber schützt die korrekteste Befolgung aller Vorschriften und Gesetze nicht davor, daß sein Kunstwerk ein verfehltes ist. Alles hängt bei ihm von glücklicher Gestaltung seines Stoffs ab. Ganz ebenso ist es im Kriege. Alle Regeln der Erfahrung und der theoretischen Spekulation zusammengenommen gewährleisten den Sieg nicht, sondern nur die geschickte Behandlung des vorliegenden Falls.

Vorurteilsfreier und scharfer Blick; vertrauensvolle Stimmung, ein kräftiger Willen, ein unerschütterlicher Glaube an sich selbst und sein Glück sind dem Feldherrn notwendig wie dem Heere. Eine starke und vornehme Seele, die allen Stürmen zu trotzen vermag, wohne in seiner Brust; denn es gilt für ihn, Verhältnisse und Menschen, die ihn umgeben, in allen Lagen zu beherrschen. Angeborne Herrschergabe ist der angebornen Feldherrngabe nahe verwandt und die größten Feldherrn waren

Digitized by Google

zugleich die größten Könige. Jedem Heerführer wird eine Kriegsweise besonders sympathisch sein. Glücklich derjenige, dem die Umstände gerade diese zu befolgen erlauben. Vielseitigkeit des geistigen Vermögens aber ist für den Kriegsmann vom höchsten Werte. Den Sternen ersten Ranges war sie stets in bedeutendem Maße eigen. Da die Verfassung des Heeres, die Wahl der Aufgaben, die Art der Lösung von dem Heerführer abhängen, so erkennen wir schließlich im Ingenium des Feldherrn die oberste Bedingung für den Erfolg, ja in gewissem Sinne die Zusammenfassung aller übrigen.

Die Polychromie in der Plastik.

Von

R. von Eitelberger.

Durch die heutige moderne Kunst geht ein koloristischer Zug. Es ist daher sehr begreiflich, daß auch die Plastik bestrebt ist, die Farbe mit der Form zu verbinden, die Wirkung der plastischen Erscheinung durch den Farbenton der Gestalten zu erhöhen. Wie die Zeit längst vorüber ist, welche die Ruhe als erstes Gebot der Schönheit in der Plastik betrachtet hat, so hat man aufgehört, die Form und die Farbe als unversöhnliche Gegensätze in der Plastik zu betrachten.

In der Kunstlitteratur waren es vorzugsweise Quatremère de Quincy in seinem Werke „Le Jupiter Olympien“ (1815), Anselm Feuerbach in seinem viel zu wenig gewürdigten „vatikanischen Apollo“ (1873), welche, lange bevor G. Semper in seinem geistvollen Essai „Ueber Polychromie und ihren Ursprung“ (1851) für das Farbenelement in der Architektur eingetreten ist, die Winkelmannschen Grundsätze über plastische Ruhe und Idealität bekämpft haben.

Was seitdem auf diesem Gebiete erforscht wurde, alle die glänzenden Entdeckungen auf dem althistorischen Boden, sowohl der griechischen als der orientalisch-mittelalterlichen Zeit, haben es unseren Bildhauern nahegelegt, über die Verbindung der Farbe mit der Form nachzudenken und die Schönheit der Form mit dem Reize der Farbe zu verbinden. Es gibt wohl gegenwärtig nur wenige Bildhauer, die sich dem Einfluß der modernen Ideen auf diesem Gebiete gänzlich entziehen. Nur jene Bildhauer, welche, in den alten akademischen Schulen gebildet, ihr Auge an die gipserne Formenwelt gewöhnt, sind es, die unempfänglich für die Reize der Farbe in der Form geworden sind. Diese Generation ist aber im Absterben und blüht vorzugsweise nur in den Bildhauerateliers Italiens, wo der karrarische Marmor das hervorragendste Material ist, in welchem sie ihre Kunstschöpfungen verwirklichen. Aber diesseits der Alpen, wo der Bildhauer selten dazu kommt, diesen statuarischen Marmor zu verwenden und sich mit Bronze, Terrakotta, Holz oder einem gemischten Materiale beschäftigt, ist er jetzt viel leichter geneigt, sich mit dem Problem der Verbindung der Farbe mit der Form in der Plastik zu beschäftigen.

So leicht es aber ist, theoretisch sich für die enge Verbindung der Form mit der Farbe in der Plastik auszusprechen, so schwierig wird es dem Bildhauer in der Praxis, den Anforderungen des koloristischen Elementes gerecht zu werden. Die Lösung des Problems ist nur wenigen Bildhauern gelungen und nur wenige moderne Bildhauer können sich mit Luca Robbia in eine Linie stellen. Für die modernen Bildhauer bleibt vorerst die Verbindung der Form mit der Farbe nur ein Problem, ein Ideal, das anzustreben oder zu erreichen allerdings der Mühe wert ist.

Es hängen mit dieser Frage nicht bloß rein künstlerische und kunstphilosophische Grundsätze zusammen, sondern auch kunsttechnische, die für den Bildhauer wohl noch wichtiger sind, als die ästhetischen und theoretischen.

Gewöhnt sich der Bildhauer nicht bloß in Formen, sondern auch in Farbe zu denken, die malerische Gesamtwirkung des Denkmals in den Kreis seiner künstlerischen Bestrebungen zu ziehen, so gewinnen auch die künstlerischen und Materialfragen eine ganz besondere Bedeutung. Und wir betrachten es als einen ganz besonderen Gewinn, speziell für die deutsche Plastik, wenn Bildhauer sich veranlaßt finden, den kunsttechnischen Fragen ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

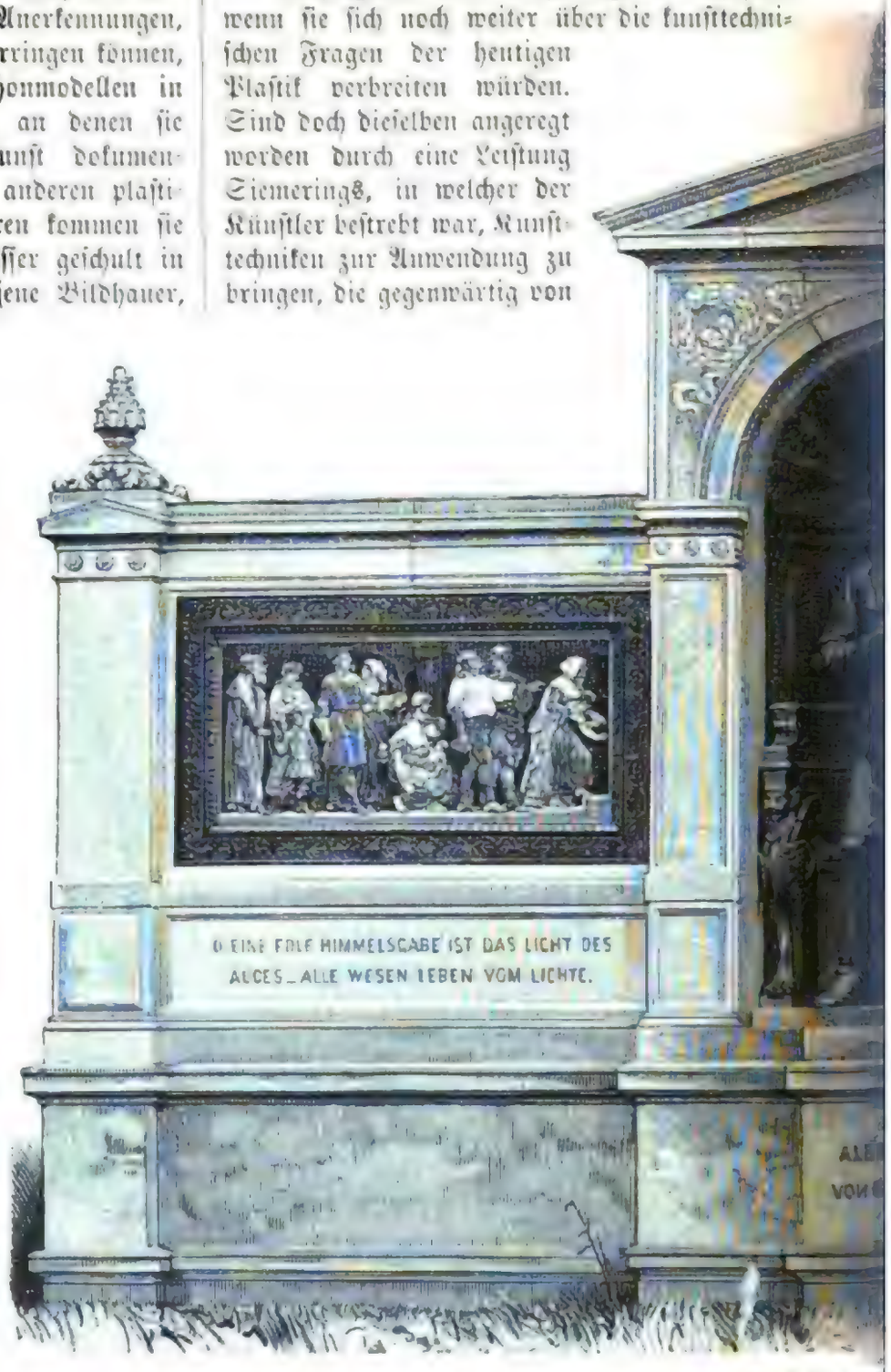
Der Bildungsgang der meisten Bildhauer, welche in akademischen Kunstschulen gebildet

Digitized by Google

ſind, bringt es mit ſich, daß die Bildhauer zumeiſt Modelleurs ſind. Sie zeichnen und modellieren nach dem Akte oder nach der Antike in Thon; die höchſten Anerkennungen, welche ſie in den Akademieen erringen können, ſind bei Ausführung von Thonmodellen in ganzer Figur oder in Relief, an denen ſie ihre künſtleriſche Geſtaltungskunſt dokumentieren. Zur Ausübung einer anderen plaſtiſchen Kunſt als das Modellieren kommen ſie an den Akademieen ſelten. Beſſer geſchult in den plaſtiſchen Techniken ſind jene Bildhauer, welche, wie in den Kunſtgewerbeſchulen des öſterreichiſchen Muſeums, in der Holzſchnitztechnik und der metallurgiſchen Technik des Treibens und Ziſelierens unterrichtet werden, — oder jene Bildhauer, welche, wie die Tiroler Bildhauer, von Hauſe aus Holzſchnitzer ſind. Unſicherheit in den plaſtiſchen Kunſttechniken iſt ein charakteriſtiſches Zeichen eines deutſchen Bildhauers. Dieſer kommt in der Regel über das Modellieren nicht hinaus. Er braucht daher einen Hilfsarbeiter, wenn er ſelbſt ziſelieren, treiben, in Marmor arbeiten oder in Holz ſchnitzen ſoll und muß ſeinen Arbeitsgewinn mit dieſer Hilfskraft teilen. Fällt ſein Thonmodell einem geſchickten Marmorarbeiter in die Hände, ſo kommt es oft in verbeſſerter Auflage aus Karrara zurück; wird es einem wenig kunſterfahrenen Erzgießer in die Hände gegeben, ſo wird es in den Oberflächen mit der Raſpel oft ſo verarbeitet, daß die Feinheiten der urſprünglichen Modellierung gar nicht zur Geltung kommen können.

Daß die modernen Terrakotten oft wie gefärbte Gipsmodelle ausſehen, weiß jeder, der die modernen Terrakotten, die ohnedem meiſt an barocken Ueberſchwänglichkeiten nach Münchener und Pariſer Art leiden, geſehen hat.

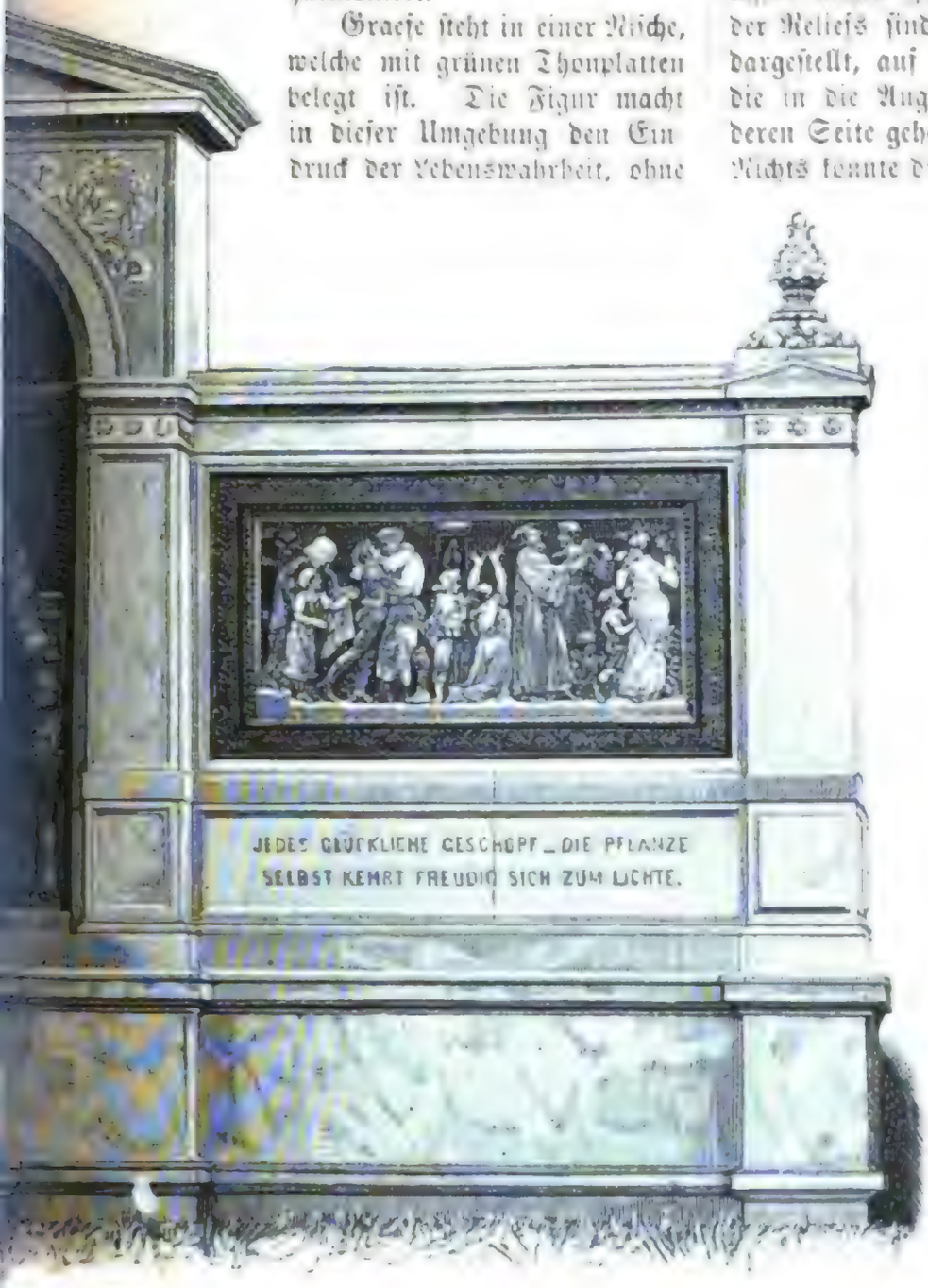
Dieſe Zeilen würden ihren Zweck verfehlen, wenn ſie ſich noch weiter über die kunſttechniſchen Fragen der heutigen Plaſtik verbreiten würden. Sind doch dieſelben angeregt worden durch eine Leiſtung Siemerings, in welcher der Künſtler beſtrebt war, Kunſttechniken zur Anwendung zu bringen, die gegenwärtig von deutſchen Bildhauern wenig geübt werden. An dem Denkmale, welches zur Erinnerung an den berühmten Ophthalmologen A. v. Graefe in Berlin ausgeführt wurde, hat Siemering, welchem die Ausführung des Denkmals übertragen wurde, zwei Techniken angewendet, die ſeltener verwendet werden. Die über lebens-



Graefe-Denkmal

große Gestalt Graefes ist in Bronze so durchgeführt, daß die nackten Teile, Gesicht und Hände, vergoldet sind, die Figur mit einer dunkeln Patina überzogen, deren Farbenton mit dem Goldtone der nackten Teile der Gestalt vortrefflich harmoniert.

Graefe steht in einer Nische, welche mit grünen Thonplatten belegt ist. Die Figur macht in dieser Umgebung den Eindruck der Lebenswahrheit, ohne daß sie dadurch eine unruhige Wirkung machen würde. Mag der Goldton bei stärkerer Beleuchtung jetzt noch etwas auffällig wirken, so kann man sicher sein, daß diese Störung in kurzer Zeit durch die Wirkung der athmosphärischen Luft gehoben sein wird. An den Seitenflügeln des Monuments hat Siemering zwei Flachreliefs angebracht, welche, in Thon modelliert, in farbiger Majolikaglasur ausgeführt sind.



...ering in Berlin.

Daß Siemering in der Behandlung des Reliefs Meister ist, hat der Künstler bei vielen Anlässen bewiesen. Auch die beiden Flachreliefs lassen nichts zu wünschen übrig. Auf jedem der Reliefs sind drei Gruppen in ganzer Figur dargestellt, auf der einen Seite drei Gruppen, die in die Augenklinik eintreten, auf der anderen Seite geheilt aus derselben heraustreten. Nichts konnte die Wirksamkeit des Augenarztes, der in der Blüte des Mannesalters aus dem Bereiche der Mitlebenden geschieden ist, deutlicher bezeichnen, als diese Reliefs. Dem Volksleben entnommen, sind sie für alle Zeiten und alle Menschen verständlich. Daß der Künstler an das Volk und an das Herz und Verständnis des Volkes appelliert hat und jedweder Allegorie aus dem Wege gegangen ist, zeigt sein Verständnis für die Aufgabe der Plastik. Sie ist keine esoterische Kunst; die Denkmalskunst soll die Sprache des Volkes sprechen und vom Volk verstanden sein. Es liegen zwar die höchsten Aufgaben der Plastik auf rein idealem Gebiete; aber in diesem Falle, wie bei dem Siegeseinzuge der heimkehrenden Krieger vom französischen Feldzuge, war es gewiß für den Bildhauer geboten, sich in die Empfindungswelt des Volkes zu vertiefen und diesem Ausdruck zu geben.

Die Erkenntnis dieser Seite seiner Aufgabe hat es dem Künstler besonders nahe gelegt, die Lebendigkeit und Deutlichkeit seiner Kunstsprache durch farbige Glasur zu erhöhen. Dem Künstler schwebten wohl die farbigen Reliefs Robbias in Pistojas und in Florenz vor, die trotz der Jahrhunderte, welche an ihnen vorübergegangen sind, an künstlerischer Bedeu-

Digitized by Google

tung nichts verloren haben. Die Zeit wird es lehren, ob die Berliner Majolikas sich bewähren; sie sind matter im Tone als die Glasuren des Robbias. Soviel uns bekannt, sind dies die ersten Versuche in der Majolikatechnik, die an öffentlichen Denkmalen in Berlin gemacht wurden. In Wien wurden die Majolikas an der Fassade des österreichischen Museums, dem Triumphbogen bei der Rotunde im Prater und dem zierlichen, von V. Teirich entworfenen Brunnen angewendet, welcher sich im Arkadenhofe des Museums befindet. Trotzdem sich diese Wiener Majoliken sehr gut bewährt haben, wurden diese Wiener Versuche nicht fortgesetzt. Hoffentlich wird man in Berlin bei diesen ersten Versuchen nicht stehen bleiben. Denn die Anwendung der Majolikaglasur ist eine Lebensfrage für die ganze plastische Kunsttechnik; sie kann nur fortschreiten durch fortgesetzte Versuche. Für Berlin ist es ein gutes Omen, daß ein Künstler von dem Range Siemerings dieser Technik sein künstlerisches Können und seine Aufmerksamkeit schenkt. Viel schwieriger wäre es, dem Patinierungsverfahren ein günstiges Prognostikon zu stellen. Denn in der deutschen Bronzetechnik haben sich sowohl bei den Künstlern als den Industriellen Vorurteile eingemischt, die nicht leicht zu beseitigen sind.

Jedenfalls hat Siemering darin vollständig recht, das Malerische in der Plastik in erster Linie in der Anwendung der Kunsttechnik der Majolika und der Patinierung, nicht in einer veränderten Behandlung der plastischen Form und nicht in der Rückkehr zur barocken Kunst zu suchen. Wohl haben die Kunstvölker des klassischen Altertums und der Renaissance auch stilwidrige Anwendungen zu verzeichnen; auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung aber haben sie das Malerische in der kunstgerechten Anwendung jener Farbenmittel, welche ihnen zu Gebote standen, gesucht, und nicht in der unplastischen Behandlung der Form. Die farblose Plastik hat weder der Aegypter noch der Grieche einseitig gepflegt; er hat überall, sei es durch Inkrustation, sei es durch direkte Bemalung, die Farbe mit der plastischen Form verbunden, um die Lebendigkeit der Gesamtwirkung des Bildwerkes zu erhöhen.

Was wir heutigen Tages in der Plastik „malerisch" nennen, ist etwas ganz anderes, als das, was die alten Bildhauer durch Verbindung der Farbe mit der Form erreicht haben. Dieser Ausdruck bezieht sich auf die Behandlung der Formen selbst, gleichgültig, in welchem Materiale die plastischen Objekte durchgeführt werden, gleichgültig, ob dabei die Farbe selbst zur Anwendung kommt oder nicht. Am meisten und mit voller Berechtigung wird im Relief vom Malerischen gesprochen. Es ist bekannt, daß diese Kunstgattung E. Brücke und Staudigl veranlaßt haben, die Stilgesetze des Reliefs einer wissenschaftlichen Prüfung, soweit sie auf mathematischer Grundlage beruhen, zu unterziehen. — Doch verlassen wir das spezifische Gebiet der malerischen Behandlung der plastischen Form, um auf den Künstler und das Kunstwerk selbst zurückzukommen, mit dem wir uns beschäftigt haben.

L. R. Siemering, ein Schüler Bläsers, aus der Berliner Schule hervorgegangen, ist mit Reinhold Begas und Schaper einer der hervorragendsten Bildhauer des heutigen Berlin. Geboren zu Königsberg 1835, steht er in der Vollkraft künstlerischen Schaffens. Als ich jüngst das Vergnügen hatte, sein Atelier zu besuchen, waren es neben verschiedenen Porträts vor allem das des Chirurgen Prof. Wilms und zwei Kolossalmonumente, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, das große Siegesmonument für Leipzig und das kolossale und originelle Brunnendenkmal, das für Amerika bestimmt ist. Beide Monumente sind so reich an Figuren, daß es Jahre dauern wird, bis diese aufgestellt werden können.

In bescheidenen Dimensionen bewegt sich hingegen das Graefedenkmal. Es liegt an offener Straße (Ecke der Karl- und Luisenstraße) am Garten der Charité, in welchem sich zuletzt Albrecht v. Graefes Klinik befand. Das Denkmal wurde am 22. Mai d. J. feierlich enthüllt. Graefe ist, wie bekannt, ein Berliner von Geburt, geb. im Jahre 1828; es hat ihn der Künstler mit entblößtem Haupte in einfacher Kleidung dargestellt. Er hat ihm das erste Modell des Helmholzschen Augenspiegels in die rechte Hand gegeben, jenes Instrument, das in der Hand Graefes eine ganze Reform in der Augenheilkunde einleitete. Der architektonische Aufbau des Monumentes, ist schlicht und prunklos und rührt von den Architekten Gropius und Schmieden her. Eine dreigeteilte, aus Sandstein ausgeführte Wandfläche, in deren Mitte die Nische mit dem Standbilde Graefes und zwei Flügeln mit den früher

Digitized by Google

erwähnten Majolikareliefs. Unter dem Standbilde der Name Graefes und auf dem Fuße in goldenen Bronzelettern sind Schillers Verse angebracht: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges; alle Wesen leben vom Lichte. Jedes glückliche Geschöpf — die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte."

Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen.

Von

Fr. Fuchs.

Wenige Erfindungen haben das allgemeine Interesse in dem gleichen Maße erregt, wie die des Phonographen, jenes wunderbaren Apparates der Neuzeit, welcher die Klänge der menschlichen Stimme und anderer Schallwellen selbstthätig zu reproduzieren vermag. Der Apparat hat in der That — auch abgesehen von dem spezifischen Charakter seiner Leistungen — eine ganz ungewöhnliche Bedeutung. Denn während man von den Körpern und ihren Zuständen in mannigfaltiger Weise Bilder gewinnen kann, sehen wir in ihm die erste, von Menschenhänden dargestellte Vorrichtung, welche nach beliebigen Zeitintervallen die Nachbildung von Vorgängen, von Zustandsänderungen eines Körpers liefert.

Doch gibt es auch noch einen anderen reproduzierenden Mechanismus von sogar noch weit vollkommenerer Einrichtung, dem wir sonderbarerweise nur selten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen, obwohl wir ihn während unseres ganzen Lebens fortwährend im Gebrauche haben, obwohl wir ihm unsere ganze Leistungsfähigkeit verdanken und im Grunde sogar mit ihm identisch sind.

Dieser Mechanismus ist das Gehirn in seiner Eigenschaft als Organ der Erinnerung. So wie die Schallschwingungen auf der Staniolplatte des Phonographen Spuren hinterlassen, welche die erneuerte Darstellung derselben ermöglichen, so lassen auch die Sinneseindrücke in unserem Gehirn gewisse dauernde Veränderungen zurück, Spuren, durch welche dieses befähigt wird, die Vorgänge der Sinneserregung selbstthätig zu erneuern.

Nur in schwachen Nachklängen erfolgt diese Reproduktion in den Erinnerungsbildern des wachen Lebens, stark und volltönend dagegen in den Traumbildern. Doch nehmen auch die ersteren Erscheinungen, die Erinnerungsbilder, bei einzelnen Menschen die Stärke der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung an. So berichtet Cardanus, daß er sich leuchtend habe vorstellen können, was er nur gewollt habe. Auch H. Meyer, der Verfasser eines Werkes über die gereizte Nervenfaser, besaß diese wunderbare Gabe. Er brauchte sich nur irgend ein Objekt bei geschlossenen Augen lebhaft vorzustellen, so erschien ihm das Bild desselben in seinen natürlichen Formen und Farben. An einem unzweideutigen Merkzeichen läßt sich in solchen Fällen erkennen, daß die Produktion des Erinnerungsbildes mit einem materiellen Vorgange im Gehirn einhergeht. Stellte Meyer sich bei geschlossenen Augen einen Steigbügel vor, so sah er das Bild desselben hell auf dunklem Grunde. Wenn er dann aber das Auge öffnete und eine weiße Wand betrachtete, so sah er jetzt dasselbe Bild dunkel auf hellem Grunde. Der dem Bilde entsprechende Teil des Sehnerven war also zugleich erregt und ermüdet, in derselben Weise, wie es während des Bestandes positiver Nachbilder reeller Objekte der Fall ist, welche sich ebenfalls durch Hinzukommen aktueller Lichtreize in negative Bilder umwandeln lassen.

Diese Gabe des willkürlichen sinnlichen Anschauens ist indessen eine sehr seltene; häufiger stellen sich dagegen unwillkürliche Reproduktionen ein, namentlich nach andauernder Betrachtung ruhender oder bewegter Objekte. So berichtet der Anatom Henle, daß er einstmals anhaltend die flimmernden Schläuche des Kiemenwurmes untersucht habe und daß ihm dann abends in der Dunkelheit die Streifen wieder erschienen seien, „leuchtend, scharf begrenzt und mit derselben lebhaft rieselnden Bewegung, wie sie ihm das Mikroskop gezeigt hatte." Mehrere ähnliche Beobachtungen sind von Fechner [1]) mitgeteilt worden.

Auch starke und lang andauernde Gehörs-

[1]) Psychophysik, Bd. II., wo überhaupt ein sehr interessantes und reichhaltiges Material über die Erinnerungsbilder und verwandte Erscheinungen zusammengetragen ist.

Digitized by Google

eindrücke erneuern sich oftmals mit sinnlicher Deutlichkeit. Der einen oder anderen meiner Leserinnen ist es vielleicht sogar aus eigener Erfahrung bekannt, daß sich in der Stille der Nacht zuweilen ganze Passagen aus einer rauschenden Ballmusik wiederholen und nochmals die Pulse schlagen machen.

Täglich empfangen wir Tausende von Sinneseindrücken, von welchen bei weitem die meisten dem Anschein nach spurlos verloren gehen; aber nichtsdestoweniger liegen sie alle im Gehirn treulich aufbewahrt und gelegentlich können sie alle wieder in ursprünglicher Stärke zum Vorschein kommen. Namentlich in gewissen krankhaften Zuständen stellt sich diese Wiederbelebung längst vergessener Eindrücke oftmals in ganz überraschender Weise ein. So wie auf der See, wenn sie vom Sturme aufgewühlt wird, versunkene Gegenstände an der Oberfläche flüchtig erscheinen und wieder verschwinden, so tauchen im Fieberdelirium längst verschollene Anschauungsbilder nochmals über die Schwelle des Bewußtseins empor, um dann vielleicht für immer zu versinken.

So begab es sich einstmals, daß eine sehr unwissende Frau, welche nicht einmal lesen konnte, von einer fieberhaften Krankheit befallen wurde und in diesem Zustande zum Erstaunen ihrer Umgebung lange Stellen aus lateinischen und griechischen Schriften rezitierte. Als sie nach ihrer Genesung hierüber befragt wurde, wußte sie anfangs keine Auskunft zu erteilen; schließlich aber stellte sich heraus, daß sie in ihrer Jugend bei einem Pfarrer gewohnt hatte, welcher nach Tisch auf einem an die Küche anstoßenden Gange herumzuwandern und dabei aus klassischen Autoren zu deklamieren pflegte. Diese unbeachtet gebliebenen und längst vergessenen Wortfolgen waren es gewesen, die das delirierende Gehirn nach langen Jahren mit voller Treue reproduziert hatte [1]). In einem solchen Falle geht die Rückerinnerung anscheinend zwecklos den Spuren eines einmal befahrenen Weges nach. Mit einer besseren Steuerung aber erweist sie sich, indem sie die gegenwärtigen und die vergangenen Eindrücke in tausendfältigen Kombinationen vergleichend zusammenstellt, als die Grundquelle von allen unseren Einsichten, als die Basis aller intellektueller Thätigkeiten, von der höchsten, welche weltumspannend in dem Kopfe eines Robert Mayer das oberste Naturprinzip zu erfassen trachtet, bis zu der niedrigsten, welche die Verrichtungen eines stiefelwichsenden Hausknechtes regelt.

Keine Begriffsbildung, kein Urteil wäre möglich ohne die Erinnerung. Das Gehirn als selbstthätig reproduzierender Mechanismus ist daher das größte Wunderwerk der Natur, mit dem verglichen alle anderen Einrichtungen der belebten Wesen, so staunenswert sie für sich betrachtet auch sein mögen, wie gewöhnliche Kniffe und Pfiffe gegen die denkbar höchste Weisheit zurücktreten.

Auch die Phantasiebilder sind in ihren Grundelementen noch als Leistungen des reproduzierenden Hirnmechanismus aufzufassen. Denn sie sind nichts anderes, als Umbildungen oder Zusammensetzungen von Erinnerungsbildern. Wenn die Einbildungskraft des Künstlers in entgegengesetzten Abweichungen von der Naturwahrheit Idealgestalten oder Karikaturen schafft, wenn sie in der Phantasievorstellung des Centauren oder der Chimära Erinnerungsbilder von menschlichen und tierischen Gestalten lose aggregiert, wenn der Dichter der „Mignon“ uns mit einem wohlgewählten Zuge die Szenerie eines italienischen Landschaftsbildes vor die Seele zaubert, so sind es immer Reproduktionen früherer Sinneswahrnehmungen, welche der schöpferischen Phantasie zum Ausgangspunkte ihrer verbindenden oder umgestaltenden Thätigkeit dienen.

Während sie sich im wachen Leben nur in schattenhaften Umrissen und mit einem äußerst lichtschwachen Kolorit darzubieten pflegen, gewinnen die Erinnerungs- und Phantasiebilder im Traume durchgängig die volle sinnliche Stärke. Hier treten sie nicht vereinzelt, sondern stets in zusammenhängenden dramatischen Darstellungen auf, welche den Gesetzen der künstlerischen Komposition freilich nur selten genügen. In seiner bunten Szenenfolge, die er uns, unbekümmert um die Einheit des Ortes und der Handlung, vorführt, stellt sich der Traum gewissermaßen als ein Marionettenspiel dar, worin die Erinnerungsbilder sich fügsam von den Trieben und Affekten des Träumenden lenken lassen.

Der sechzigjährige Magnifikus steht im

[1]) Taine, De l'intelligence. Paris 1870, T. I, p. 150. Von Siegfried ins Deutsche übersetzt unter dem Titel „Der Verstand“.

Digitized by Google

Traume wieder zagend vor seinem einstmaligen Präzeptor, welcher mit dem gefürchteten baculus in der Hand von dem schuldbewußten Sünder das lateinische Pensum einfordert. Der harrende Privatdozent sieht sich vor der Thüre eines wichtigen Geheimrats stehen, um die zum akademischen Fortkommen unerläßliche Proskynesis zu vollstrecken, und im Begriffe, einzutreten, bemerkt er zu seinem Schrecken, daß er lediglich mit der Epidermis bekleidet sei. Dem liebebedürftigen Jünglinge täuscht das Traumgesicht bereitwillig die Erfüllung seiner Wünsche, dem ehrgeizigen Geheimrat spiegelt es nicht minder willfährig den roten Adlerorden vierter Klasse vor. Aber auch in der tollsten und unwahrscheinlichsten Komödie, die das träumende Gehirn aufführt, sind es die Nachklänge früherer Sinneseindrücke, welche die eigentlichen Elemente der Traumerscheinung bilden.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, daß die Traumbilder nach dem Erwachen hin und wieder noch eine Zeitlang persistieren. So sah sich der bereits früher erwähnte H. Meyer im Traume einstmals von einem keifenden Mopse von gelber Farbe angefallen. Darüber erwachend erblickte er eine geraume Zeitlang das dunkle Nachbild des Hundes an der Wand des Zimmers. Ein anderes Mal sah er nach dem Erwachen das Nachbild eines Bedienten, welcher in vorgebeugter Stellung ein Theebrett hielt; ein drittes Mal einen Kapuziner, der eine Pistole in der Hand hielt.

Auch Spinoza hat eine ähnliche Erfahrung mitgeteilt.

„Als ich einstmals," erzählt er, „in der Frühe bei schon hellem Himmel aus tiefem Schlafe erwachte, da schwebten mir die Bilder, welche mir im Traume erschienen waren, so lebhaft vor den Augen, als wenn es wirkliche Gegenstände gewesen wären, vorzüglich das Bild eines Negers, welchen ich vorher niemals gesehen hatte. Dieses Bild verschwand größtenteils, wenn ich die Augen auf ein Buch oder auf etwas anderes heftete; wenn ich sie jedoch von einem derartigen Objekte wegwendete und achtlos auf etwas hinblickte, so erschien mir dasselbe Bild des Negers mit der gleichen Lebhaftigkeit, und zwar zu wiederholten Malen, bis es allmählich in der Kopfgegend zu verschwinden begann."

Diese Beobachtungen sind wieder deshalb wichtig, weil aus ihnen mit Evidenz hervorgeht, daß auch die Produktion des Traumbildes an einen materiellen Vorgang, eine aktuelle Erregung des Gehirns gebunden ist.

Wenn wir im Traume das Bild eines Objektes sehen, so befindet sich das Gehirn in demselben Zustande, wie wenn die gleiche Sinnesanschauung im wachen Leben durch das von dem reellen Objekte ausgehende Licht erweckt wird. Nur geht die Erregung in dem einen Falle von den peripherischen Enden und in dem anderen von den im Gehirne liegenden Fortsetzungen der Sehnervenfasern aus. Hat nun die Gehirnerregung eine genügende Stärke, um die Substanz des Sehnerven merklich zu ermüden, so erblickt man nach dem Erwachen auf einer weißen Wand das negative Nachbild der Traumerscheinung, weil das Tageslicht auf die ermüdeten Teile des Sehnerven minder stark einwirkt als auf die nicht ermüdete Umgebung derselben. So hat denn auch Spinoza während des Traumes wahrscheinlich eine lichte Figur gesehen, welche sich ihm nach dem Erwachen in ihrem dunklen Nachbilde darstellte und deshalb von ihm für die Figur eines Negers erklärt wurde.

Die ermüdeten Gehirnteile können sich nach dem Erwachen aber auch noch in dem Zustande der Erregung befinden. Denn die Leistung und die herabgesetzte Leistungsfähigkeit schließen sich nicht aus. So wie der heruntergekommene Kaufmann seine Gläubiger mit Prozenten abfindet und gleichzeitig noch durch kleine Luxusausgaben den Schein seiner Stellung zu wahren sucht, so beantwortet der durch vorgängige Erregung erschöpfte Sehnerv die Einwirkung eines äußeren Lichtreizes nur noch mit einem Bruchteil der gewöhnlichen Empfindungsstärke, während die aus inneren Gründen entspringende Erregung noch fortfließt. Daher kann der Fall eintreten, daß der Erwachende bei geschlossenen Augen das durch die andauernde Erregung verursachte positive und bei geöffneten das durch die herabgesetzte Erregbarkeit bedingte negative Nachbild der Traumerscheinung sieht. Bei sehr geringer Stärke der inneren Erregung wird das positive Nachbild aber auch schon durch das sog. Eigenlicht der Netzhaut umgekehrt [1]).

[1]) Hinsichtlich der Umkehrung der Traumnachbilder sind dieselben Verhältnisse maßgebend, welche den Uebergang der positiven Nachbilder reeller Objekte in negative bestimmen. Die genaueren Bedingungen, unter denen für die letzteren die Um-

zed by Google

In diesem Sinne ist die folgende Beobachtung von Gruithuisen zu deuten.

„Mir träumte, ich zeige einer Dame die schöne violettblaue Farbe des Flußspates auf glühenden Kohlen. Dieses Experiment gelang im Traume scheinbar so gut, daß mir davon die Augen wie im Sonnenlicht geblendet wurden. Darüber erweckte ich mich, und ich hatte im Auge einen gelben Fleck. Dieser Fleck wurde endlich violettschwarz, dann öffnete ich die Augen, da war er, gegen das Fenster gehalten, dunkler als die anderen Stellen des Auges und bewegte sich genau, wie andere Täuschungen (sc. Nachbilder) im Wachen, mit den Augen über die Gegenstände hin. Ein anderes Mal wachte ich am Morgen über einem geträumten Blitz auf, und da sah ich ein schwaches Licht an der Stelle desselben, welches langsam verschwand und die Stelle zuletzt dunkler machte als die übrigen waren." [1])

Ich selber habe nach dem Erwachen mehrmals positive Bilder im dunkeln Gesichtsfelde wahrgenommen, ein Stück eines Hauses, eine menschliche Figur, die rasch nacheinander verschiedene Gesichter annahm u. dgl. Diese waren jedoch — soviel ich weiß — keine Nachbilder vorher gesehener Traumerscheinungen, sondern reine Produktionen des wachend noch eine Zeitlang fortträumenden Gehirns.

Die Traumerscheinungen sind in der That nicht lediglich auf den Zustand des Schlafes beschränkt; sie treten häufig auch im wachen Leben auf, und zwar mit einer Deutlichkeit der Umrisse, einer Lichtstärke der Farben, welche den Traumbildern des Schlafes nur ausnahmsweise zukommt. Sehr gewöhnlich sind diese Erscheinungen bei Geisteskranken, bei Schnapstrinkern, fastenden Einsiedlern und anderen Subjekten, deren Gehirn durch mangelhafte Ernährung oder Krankheit in den Zustand erhöhter Reizbarkeit versetzt worden ist. Zeitweise aber kommen die Halluzinationen — so werden die Traumbilder des wachen Lebens genannt — bei dem größten Teile der Menschen vor. Wenn man kurz vor dem Einschlafen, wenn das Bewußtsein sich einzuengen beginnt, dem vor den geschlossenen Augen liegenden Sehraume die Aufmerksamkeit zuwendet, so wird man in der Regel bemerken, daß verschiedenartige Bilder von Personen und Gegenständen, zuweilen sogar von ganzen Landschaften oder anderen Situationen flüchtig und rasch verschwindend im Gesichtsfelde auftauchen.

Ganz überraschend ist — nach meiner eigenen Erfahrung zu urteilen — die Mannigfaltigkeit in diesen cerebralen Produktionen; niemals wird dasselbe Stück zum zweitenmal aufgeführt, das Programm ist an jedem Abend ein neues. Nur zuweilen sehe ich in dieser seltsamen Phantasmagorie einzelne noch wiedererkennbare Bilder aus den Erlebnissen des letztvergangenen Tages aufblitzen; bei weitem die meisten der sich darbietenden Erscheinungen machen den Eindruck des Fremdartigen, nie Erlebten. Doch dürften auch wohl diese letzteren eher den Erinnerungs- als den Phantasiebildern zuzuzählen sein; wenigstens sehe ich niemals Figuren, die in unzweifelhafter Weise aus Erinnerungsbildern komponiert wären, keine geschwänzten Menschen, keine Tiere mit menschlichen Gesichtern, sondern immer nur Dinge, welche im Bereiche der möglichen Erfahrung liegen. So erschien mir einstmals plötzlich ein Jagdhund, der mit den Vorderbeinen auf einem Stuhle stand; ein anderes Mal sah ich eine schwarzgekleidete Frau, die mit finsterem Gesichte an mir vorüberging; ein drittes Mal einen bewaldeten Höhenzug, der wie von einem milden und angenehmen Dämmerlichte beleuchtet war. Es scheint mir wahrscheinlicher zu sein, daß das Gehirn in derartigen Fällen vergessene Sinneseindrücke in treuer Nachbildung reproduziere, als daß es, gewissermaßen nach bekannten Mustern arbeitend, die Situationen als unwillkürliche Phantasiebilder schaffe. Eine ganz sichere Entscheidung läßt sich in dieser Beziehung aber doch nicht fällen, um so weniger, als es nicht zu bezweifeln ist, daß die Traumerscheinungen des Schlafes zum Teil keine einfachen Reproduktionen, sondern Zusammensetzungen oder Umbildungen von Erinnerungsbildern sind.

Bei einzelnen Menschen sind die erwähnten Halluzinationen ungewöhnlich stark und andauernd. Zu diesen gehörte der berühmte Physiologe Johannes Müller. Nicht nur bei Nacht, sondern zu jeder Stunde des Tages konnte er die Erscheinungen hervorrufen; er brauchte sich nur hinzusetzen, die Augen zu

---

kehrung eintritt, findet der Leser in dem „Handbuch der physiologischen Optik von Helmholtz", Leipzig 1867, S. 363, auseinandergesetzt.

[1]) Gruithuisen, Beiträge zur Physiognosie und Heautognosie. München 1812.

Digitized by Google

schließen und den Gedanken abzuwehren, so erschienen ihm unwillkürlich, wie er sich ausdrückte, die ihm seit früher Jugend freundlich gewohnten Bilder. Er sah dann hell erleuchtete Räume, Menschen, Tiere und viele andere Gestalten. „Die Figuren bewegten und veränderten sich; manchmal entstanden sie ganz zu den Seiten des Sehfeldes mit einer Lebendigkeit und Deutlichkeit, wie man sonst nie etwas in den Seitenteilen des Gesichtsfeldes zu sehen pflegt“ [1]).

Bei stärkerer Erregung des Gehirns können sich die Figuren auch in dem Sehfelde des offenen, lichterfüllten Auges behaupten. So war es der Fall bei dem bekannten Schriftsteller Nicolai, welcher nach einem ihn tief erschütternden Ereignisse während einer längeren Periode seines Lebens am hellen Tage Phantasmen der mannigfaltigsten Art sah. Meistens waren es Bilder von menschlichen Gestalten, die entweder Geschäfte miteinander zu haben schienen, oder ohne Verkehr, wie auf einem Markte, durcheinandergingen. Die Figuren erschienen in Lebensgröße, mit den natürlichen Karnationen der unbedeckten Teile; sie trugen Kleider von mannigfaltigen Farben; doch waren diese etwas bläßer als an wirklichen Objekten. Später fingen die Figuren auch an zu reden [2]).

Mit der Zeit verloren sich diese Erscheinungen bei Nicolai wieder vollständig.

Ich selber habe in jüngeren Jahren ein einziges Mal eine länger andauernde Halluzination gehabt. Wie bei Nicolai so trat auch bei mir die Erscheinung nach einem Ereignisse ein, welches einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Abends beim Lampenlichte bemerkte ich noch nichts Auffälliges; nur fühlte ich mich hin und wieder getrieben, nach der Seite zu blicken, weil es mir vorkam, als wenn jemand neben mir säße. Kaum aber hatte ich mich ins Bett gelegt und das Licht ausgelöscht, so sah ich mich auf einmal von einer Unzahl von Personen umgeben. Niemals habe ich Traumbilder mit derselben Lebhaftigkeit gesehen; in Form, Farbe, Größe und Bewegungsweise glichen die Figuren durchaus wirklichen Menschen. Nach einiger Zeit verschwanden sie, worauf dann gleich andere an ihre Stelle traten; mehrere erschienen zu wiederholten Malen. Noch jetzt, nach zwanzig Jahren, habe ich einzelne Szenen aus dieser Phantasmagorie in deutlicher Erinnerung. So sah ich einmal einen Tisch, an welchem mehrere Personen in ganz natürlicher Haltung saßen; darunter fiel mir namentlich ein mit einem grauen Filzhute bekleidetes Individuum auf, welches den Kopf bequem auf den Arm gestützt hielt. Dann erweiterte sich plötzlich die Szene zu einer mit dem Himmelsgewölbe überspannten Landschaft, worin in einiger Entfernung von mir verschiedene Personen im Kreise herumtanzten.

Die Erscheinungen waren unwillkürliche; Personen, die ich mir lebhaft vorzustellen suchte, erschienen nicht. Die meisten der Bilder hatten nichts Abschreckendes; einigemal sah ich sogar ein lachendes jugendliches Gesicht von ganz ungewöhnlicher Schönheit. Lästig waren nur einige Subjekte, welche sich in meiner unmittelbaren Nähe befanden; ich konnte sie durch Schütteln des Kopfes verscheuchen; gleich hinterher aber waren sie wieder da. Ein mit einem Kittel bekleideter Kerl machte fortwährend den Versuch, sich über mich zu legen; auffallend war es mir, daß ich ihn, während ich auf der linken Seite lag, sehr deutlich über meiner rechten Seite sehen konnte [1]). Als ich die Figur einmal, ohne den Kopf zu schütteln, ruhig gewähren ließ, breitete sie die Arme aus und legte sich vollständig über mich. Dann zerfloß sie; ich weiß jedoch nicht mehr, ob von selbst oder infolge einer Kopfbewegung.

Mir zu Häupten standen immer einige Personen mit recht tückischen und böswilligen Gesichtern; eine von diesen bemühte sich fortwährend, mir mit der Hand nach der Stirngegend zu greifen. Auch diese ließ ich einmal gewähren, ohne sie durch eine Kopfbewegung zu verscheuchen; ich sah, wie sie die Hand mit gespitzten Fingern bis dicht an meine Augenbrauen heranführte, dann zog sie dieselbe langsam zurück und zu meinem großen Erstaunen sah ich jetzt zwischen ihren Fingerspitzen ein Büschel Haare, gleich als ob sie diese aus meinen Brauen ausgezogen hätte.

---

[1]) J. Müller, Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen. Koblenz 1826, S. 21.

[2]) Neue Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von Biester. Erster Band. 1799.

[1]) Auch von J. Müller ist es, wie oben im Texte schon angeführt wurde, ausdrücklich hervorgehoben worden, daß ihm die Phantasmen in den äußersten Seitenteilen des Gesichtsfeldes, in denen man sonst nichts mehr zu sehen pflegt, vollkommen deutlich erschienen.

Digitized by Google

Diese letztere Erscheinung dürfte wohl schwerlich ein einfaches Erinnerungsbild gewesen sein; denn ein so auffallendes Ereignis würde wohl auch in der bewußten Rückerinnerung eine Spur hinterlassen haben. Auch unter den übrigen Gesichten gab es keines, welches ich als Erinnerungsbild erkannt hätte, aber auch keines, welches nicht ein solches hätte sein können. Würde man doch auch bei einer zweiten Begegnung nur die wenigsten von den Menschen, die man im Leben einmal gesehen hat, wiedererkennen! Auch sogar hinsichtlich der eben erwähnten Erscheinung bin ich nicht ganz gewiß, ob sie nicht vielleicht doch eine vergessene Szene aus den Kämpfen des Kindesalters darstellte. Die handelnden Personen erschienen mir allerdings als Männer; es ist jedoch zu berücksichtigen, daß sich der Abstand der Sehnervenfasern und ihrer im Gehirn gelegenen Fortsetzungen beim Wachsen des Menschen vergrößert; es würde sich daher noch fragen, ob nicht eine Szene aus der Kindheit, mit sinnlicher Stärke reproduziert, die Objekte bei gleicher Vorstellung der Entfernung vergrößert oder bei gleicher Vorstellung der Größe genähert darstellen würde. [1])

Gewiß ist es, daß es unter Umständen lediglich Erinnerungsbilder sind, welche dem Halluzinierenden in der Form und dem Kolorit der ursprünglichen Wahrnehmung erscheinen. Ich kenne keinen Fall, der in dieser Hinsicht so überzeugend wäre, wie der folgende, den Johannes Müller in seinem schönen Werke „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen" mitteilt:

„Professor N. kam nach einer sehr lebhaften Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände nüchtern und sehr hungrig nach Hause. Der Weg führte vom Lande über eine baumreiche Wiese nach der Stadt. Plötzlich sieht er in einiger Entfernung sich selbst in zwölf bis fünfzehn Exemplaren auf der Wiese umherwandeln. Die Figuren waren aus verschiedenem Alter des Beobachters und trugen die sonst fast vergessenen Kleider der verschiedenen Zeiten in mancherlei Farben. Die Gestalten einer und derselben Person gingen gleichgültig durcheinander auf der Wiese. Es bedurfte nur der Anstrengung des Gesichtssinnes, der Aufmerksamkeit und der Erinnerung, daß die Selbsterscheinung eine Halluzination sei, um die ganze Gruppe sogleich zu verscheuchen. Lichtflecke blieben nicht übrig."

Derartige Selbsterscheinungen haben gewiß schon häufig die abergläubische Furcht der Menschen erweckt; sie haben jedoch keine andere Bedeutung wie die gewöhnlichen Traumbilder und sie stehen ebensowenig in einer Beziehung zu den Ereignissen der Zukunft wie diese.

Wenn nun aber alle die Anschauungsbilder, welche die Außendinge in uns hervorzurufen vermögen, ebensowohl, ohne Vorhandensein von reellen Objekten, von innen heraus entstehen können, so dürften wir uns schließlich wohl auch einmal die Frage vorlegen, ob wir denn wirklich eine unwidersprechliche Bürgschaft dafür haben, daß es überhaupt außer uns eine Welt mit reellen Objekten gebe.

Einem mir wohlbekannten Dozenten träumte es einstmals, daß er beim Semesteranfang in sein Auditorium eintrete, um der wißbegierigen Jugend die Brüste der Weisheit darzubieten. Selbstbewußt bestieg er das Katheder und nicht ohne innere Befriedigung bemerkte er, daß das Haus bis zum letzten Platze ausverkauft war.

Als er sich aber jetzt anschickte, den Strom der Rede fließen zu lassen, da begab sich das Unerhörte, daß ihm schlechterdings nichts einfallen wollte. Er fühlte sich von einem ganz kompleten Stillstande des Verstandes befallen, und so sehr er sich auch anstrengen mochte, der Verstand war nicht in Gang zu bringen. Die Situation war begreiflicherweise eine höchst peinliche. Auf den Gesichtern der leider nur allzu spottlustigen Jugend sah er bereits den Ausdruck des Hohnes und der Schadenfreude. Seine Angst stieg von Augenblick zu Augenblick. Jetzt aber kam ihm in seiner Not plötzlich der beruhigende Gedanke, daß das Ganze am Ende doch wohl nur ein Traum sei, und, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, beschloß er, die Rednerbühne zu verlassen und einen seiner Zuhörer beim Schopfe zu ergreifen. Dabei, dachte er, muß es sich doch wohl herausstellen, ob du wirkliche Menschen vor dir hast oder nicht. Gedacht, gethan. Er verfügte sich stracks zu einem der vor ihm sitzenden jungen Männer und griff ohne weitere Umstände nach seinen Haaren, eine

[1]) Bei dieser Frage würde jedoch auch die gleichzeitige Verlegung des Knotenpunktes des Auges zu berücksichtigen sein.

Digitized by Google

Freiheit, die sich allerdings nur durch das Ungewöhnliche des Falles einigermaßen rechtfertigen läßt. Er sah, wie der verfolgte Jüngling sich höhnisch lächelnd zurückbog; als er aber schließlich den Schopf desselben glücklich erwischte, da erhielt er eine so lebhafte Tastempfindung, fühlte er die Haare des so ungerecht behandelten Epheben so deutlich in seiner Hand, daß er tief beschämt zurücktrat. Die Situation war offenbar eine reelle. Darüber erwachte er.

So außerordentlich folgerichtig, so konsequent durchgeführt sind die Halluzinationen des Traumes, daß für den Träumenden keine Möglichkeit des Entrinnens vorhanden ist. Du denkst im Traume an einen Bekannten: sofort steht er vor dir. Du gibst ihm die Hand: sogleich fühlst du den Druck der seinigen. Du redest ihn an: er gibt dir Antwort. Du beginnst mit ihm ein Gelage: so oft du dem Becher zusprichst, erhältst du eine Geschmacksempfindung. Dein Zechgenosse gibt dir ein Rätsel auf: du marterst dich vergeblich ab, die Lösung zu finden und schließlich gibt er dir zu deinem Aerger die Lösung selber. Und diese ganze Komödie wird, ohne daß du es merkst, von deinem eigenen Gehirn inszeniert!

Wie wäre es nun, können wir fragen, wenn auch die Zustände des wachen Lebens nichts anderes wären, als eine bloße Folge von konsequent durchgeführten Traumerscheinungen?

Ich weiß nicht, ob es schon jemals dagewesen ist, daß jemand in vollem Ernste eine solche Meinung verfochten hätte. Gewiß ist es aber, wenn dieser Fall einträte, so würden wir ganz außer stande sein, den Skeptiker zu widerlegen. Ein heißblütiger Gegner würde vielleicht sagen: Was, Sie glauben, daß nur Sie vorhanden seien und ich selber soll nicht existieren? Da will ich Sie doch gleich überführen! Und dabei würde er dem hartgesottenen Skeptiker vielleicht eine Mark und Bein durchdringende Ohrfeige versetzen. Das würde aber bei diesem doch nur wenig verfangen; denn es würde ihm ja immer noch die Ausrede offen stehen, daß der Traum ihm die Ohrfeige nur vorgegaukelt habe. Ueberhaupt würden alle unsere vermeintlichen Widerlegungen darauf hinauslaufen, daß wir die Realität der Sensationen selber darlegten, welche von dem Skeptiker gar nicht in Frage gestellt wird.

Mit dem Beweise von der Realität der Dinge ist es also recht schlecht bestellt. Wenn wir gleichwohl keinen Anstand nehmen, uns gegenseitig als objektiv existierende Wesen anzuerkennen, so wollen wir uns nicht verhehlen, lieber Leser, daß dieses nicht durch den Zwang der Thatsachen, sondern lediglich auf Grund der unter gebildeten Leuten üblichen Höflichkeit geschieht.

Auf der Morgenpromenade. Von Carl Rohde.

Digitized by Google

Römiſche Typen.

Von

Woldemar Kaden.

a, ja, es hat ſeine Richtigkeit und bei jedem neuen Beſuche, den wir der alten Stadt machen, tritt es uns deutlicher vor Augen, daß Rom ſein altehrwürdiges Prieſtergewand und die unter dieſem getragene antike Toga ablegen und dafür ein modernbürgerliches Kleid, ja ſogar den weltmänniſchen Frack anziehen will. Leider! ſagen die einen, deren am Alten ſich erfreuender künſtleriſcher Sinn mit der Einbuße von römiſchen Originalitäten einen entſetzlichen Verluſt zu erleiden befürchtet; Gott ſei Dank! die andern, die ein feines, auf Pariſer Fuße ſtehendes Hotel, gute Theater, elektriſches Licht und geputzte Herren und Damen jenen intereſſanten Reſten der Vergangenheit vorziehen.

Man konnte das Gras auf ſeinen Straßen, das Moos auf ſeinen Dächern wachſen laſſen, ſolange es noch die ſtille päpſtliche Landſtadt war; Roma capitale aber muß, um geachtet zu werden, ein modernes Geſicht annehmen und ſich kleiden wie die andern Hauptſtädte der Welt, und dieſen Lauf der Dinge hält kein Oh und Ach der Kunſtjünger und Kunſtfreunde, kein Seufzer konſervativer Poeten auf.

Und es iſt gut ſo, ſonſt hätten wir vielleicht in hundert Jahren kein Rom mehr gehabt. Wer vor zwanzig, vor fünfzehn Jahren noch nach Rom kam, mußte erkennen, daß die Stadt auf der Grenze des Verfalles ſtand; das zeigte die ſtaubgraue Mißfarbe der Häuſer, zeigten die Riſſe und Sprünge allüberall, die blinden, längſt nicht mehr geöffneten Fenſter, die morſchen, weichenden Thüren und Thore, die windſchiefen, oft allen Winden offenen Dächer. Ganz Rom beſtand nur noch aus uralten Ruinen, jenen antiken, aus mittelalterlichen, neueren und modernen; aber aus Ruinen überall, und das Volk, in dieſen Ruinen geboren, mit ihnen verwachſen, ließ verfallen, was verfallen wollte. Es rührte ſich niemand, dem allgemeinen Verfalle mit Nagel und Kalk entgegenzutreten.

Die Waſſer in den Höfen, den Gärten und Plätzen rauſchten ſo verführeriſch, ſie lullten die Seele ein, die Glocken der 365 Kirchen der Stadt vermochten ſie nicht zu wecken und ſo wandelte ſie im Schlaf unter den Ruinen dahin und friſtete ihr Daſein vegetierend wie Epheu auf den Trümmerſtätten. Nur einmal im Jahre wachte ſie auf zu einer luſtigen buntbewegten Stunde, das war, wenn Prinz Karneval die Schlafende auf den Mund geküßt, dann wurden auch die Fliegen an der Wand lebendig; bald aber, am Aſchermittwoch ſchon, ſank ſie in den antikehrwürdigen Staub zurück.

Mittlerweile drang die Wüſtenei immer weiter in die Stadt vor, die Vorſtädte rückten anſtatt hinaus, immer mehr dem Zentrum zu Leibe, die öde Bauernlandſchaft der Campagna legte ſich immer breiter um die Thore, wie eine Bettlerſchar vor marmorne Palaſttreppen, ſo daß die alte patriziſche Stadt nahe daran war, gründlich zu verſauern, unterzugehen unter plebejiſchem rauhem Hirtengeſchrei und Herdengetriebe. Der Büffel und weiße Stier lagerte frech ſchon und täglich frecher auf dem Forum, am Kapitol, die heiligen Ruinen in ſchnödeſter Weiſe entweihend. Das herdenährende Gras wuchs auf allen Plätzen, vor dem Lateran weideten die Ziegen, und überall, an jedem ihm gutdünkenden Orte lungerte und lagerte der faule Campagnabettler mit Weib und Kind, den Verkehr hemmend, Krankheiten verbreitend.

Ach ja, das mag ja richtig ſein, aber wie maleriſch waren dieſe Straßenbilder, wie intereſſant, originell und anziehend für den Fremden, dieſe Tier- und Menſchenfiguren, dieſer Verfall in Lumpen unter dem Schatten einſtiger Größe gelagert?

Aber Rom hat eine andere Aufgabe, denn die, ein Modellmarkt, ein Maleratelier für reiſende Künſtler zu ſein. Berlin, Wien nicht, auch

Digitized by Google

keine kleinere deutsche Stadt der Provinz würde sich zu solchem ausschließlichen Berufe hergeben. Will man eine Stadt aber modern frisieren, so muß man sie wohl vom Ungeziefer säubern, hinaus also mit solcher Staffage.

Rom wird und muß vom Zeitgeiste nivelliert werden, wird aber immer noch Rom bleiben, und seine Ruinen werden nie rot, grün und weiß angestrichen werden, sondern dieselbe altersgraue Farbe behalten, die wir zum Ueberfluß dann noch, wenn sie nun einmal die einzig wirklich malerische ist, in unzähligen kleinen Gäßchen und Gassen der Stadt noch manches Jahr bewundern können.

Das, was andere Schmutz nennen, sagt ein amerikanischer Bewunderer des alten Rom, jene Tinten und Flecke, möchte ich Farbe heißen; denn das Geleckte und Saubere ist in ewigem Kriege mit dem Malerischen. Allem dem, was die Hand des Menschen schuf, wird durch die Hand der Natur erst Grazie und Charakter verliehen und nichts ist prosaischer, als das Neue. Man stelle sich einmal vor, wenn alles geschwärzte und baufällige Mauerwerk Roms mit seinem abgefallenen Stuck, mit seinen tausend grauen und gelblichen Arabesken, zerbrochenen Ziegeln und Quadern, mit den hängenden Pflanzen und Gräsern darauf, Blumen oben und unten und in jedem Spalt, abgekratzt, geglättet und geweißt würde! Welchen Gewinn in Sachen der Reinlichkeit, aber welcher Verlust an Malerischem und Schönem. Setzt an Stelle der grauen und verwitterten Ziegel der Dächer Roms, bedeckt mit Moos und Flechten, die kalten, saubern Schieferplatten New Yorks, oder die Zinkplatten von Paris, was würde man gewinnen?

Sehr viel würde man gewinnen, die 250,000 Bürger würden unendlich viel gewinnen, wenn auch die etwa 300 Maler so manches verlieren würden. Das klingt alles sehr poetisch und romantisch, aber die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verträgt keine Moos- und Flechtenromantik mehr, diese Romantik ist unbequem und ungesund.

Noch haben wir sie trotzdem auch in Rom in der Nähe, denn hier gibt es noch Quartiere, wo die moderne Luft nicht hineingedrungen, in denen man nicht weiß, ist man in Rom oder in einem armseligen Nestchen der Volsker- oder Sabinerberge. Noch brauchen wir nicht mit den Herren Malern beschwerliche und kostspielige Wanderungen nach jenen Bergen zu unternehmen, um nach monatelanger Arbeit mit einer Mappe voll gemalter alter Hausthüren, verwinkelter Treppen, zerbrochener Fenster, hangender Thorflügel und anderer durch das Alter gestempelter Motivchen zurückzukehren.

Das Alles und noch manches andre dazu, haben wir viel näher, viel älter auch und gebrochener in diesen wilden Vierteln Roms und den gleichen volskischen und sabinischen — will man es recht sanft ausdrücken: Duft noch obendrein.

Auf schlüpfrigem holprichtem Pflaster strauchelt unser und der einheimischen Maultiere Fuß, mit Ekel wendet das Auge sich ab von den an unheimlichen Fensteröffnungen aufgehängten Wäschstücken und Lumpen, mit Schaudern streift es die höhlenähnlichen Wohnungen der Armut, die Löcher, die Bottegen, wo das Volk sich seine Nahrung, seinen Trank holt.

Das alles ist wohl ebenso malerisch wie die schmutzigen, säuebevölkerten Straßenwinkel Subiacos und Olevanos. Aber diese Viertel können gestürzt werden, Luft und Licht können auch hier einen fürstlichen Einzug halten, und Rom wird trotzdem das schöne, gewaltige, herrliche und malerische Rom bleiben.

Aber die Figuren? Die reichkostümierten Frauen, die brigantesken Männer, die gleich den Gefährten Romulus' auf knochigen Pferden dahinsprengenden lanzenschwingenden Campagnareiter, die Pifferari, die entzügelten Karnevalsrosse, und was da alles zu nennen wäre? Was wird aus denen?

So, wie ich die Leinwand für diese Figuren bereitet habe, ist wohl zu verstehen, daß auch für sie eine Wandlung anheben wird. Wird Rom ausgebessert, gefegt und getüncht, so müssen jene auch ein wenig gewaschen, gekämmt und neu gekleidet werden, und was von alter Sitte und Tracht dabei zu Grunde geht, läßt sich eben nicht halten; es ist Aufgabe der Herren Maler, uns das Alte, ähnlich wie Litteraten Volkslieder und Volksmärchen sammelten, ehe dieselben durch die moderne Zeitungslitteratur erstickt wurden, für die Ewigkeit aufzubewahren und dann auf neue Entdeckungsreisen auszugehen.

Trotzdem ich nun dieses Jahr schon einen in sehr bedenklicher Weise modern gekleideten Pifferaro — oder Zampognaro, wie sie in Neapel heißen — gesehen, dessen älterer Gefährte jedoch noch in konservativster Weise das antike

Digitized by Google

rauhe Gewand trug, trotzdem die Campagnafrauen an Markttagen scharenweis nach der Stadt kommen, um sich billige, anilingefärbte Kattune zu kaufen, trotzdem in vielen Ortschaften des Gebirges die Kleidertrachten in jenem Uebergange begriffen sind, wo sie, da das Moderne mit dem Antiken in Grenzstreitigkeiten liegt, anfangen, stillos zu werden, wo Kattune, Musseline, Seidenstoffe mit alten grellgefärbten und kräftigen Haustuchen um die Herrschaft ringen, so daß einige Kostüme schon aussehen wie dorische Bauart stark mit Rokoko verbrämt: trotz alledem wird es noch lange Jahre dauern, bis der römische Campagnuolo als Jokey ge-

Ochsenhirt aus der Campagna.

kleidet unter seine Stiere sprengt, bis der Piferaro-Zampognaro in Frack, weißer Kravatte und Cylinderhut vor den Madonnenbildern seine weihnachtlichen Weisen spielt, bis die spindelspinnende Bauernfrau im Gretchengewande an einer Singerschen Nähmaschine arbeitet.

Aber — in der Stadt haben wir sie bald nicht mehr zu suchen und da müssen wir uns begnügen, die Männer und Weiber, die weltbekannten Modellgesichter in ihren bunten Phantasiekostümen an der spanischen Treppe zu bewundern oder — in die Campagna hineinwandern. Denn das Munizipium von Rom rüttelt an dem alten Hergebrachten und die weisen Väter der Stadt wollen die alten Lappen von dem neuen Kleide reißen, und setzen sich und schreiben Verordnungen.

§. 1. Die Korsa der Barberi haben, weil allgemein gefahrbringend, in Zukunft nicht mehr statt.

Digitized by Google

§. II. Die Pifferari sind, da sie die Zahl der Bettler in der Stadt nur vermehren, dieser selbst aber keinen Vorteil bringen, aus Rom zu verweisen.

§. III. Das beliebte Schnellfahren der Kärrner und Kutscher ist auf den Straßen der Stadt, sowie auch an ihr zunächstliegenden Straßen bei Strafe von ... verboten.

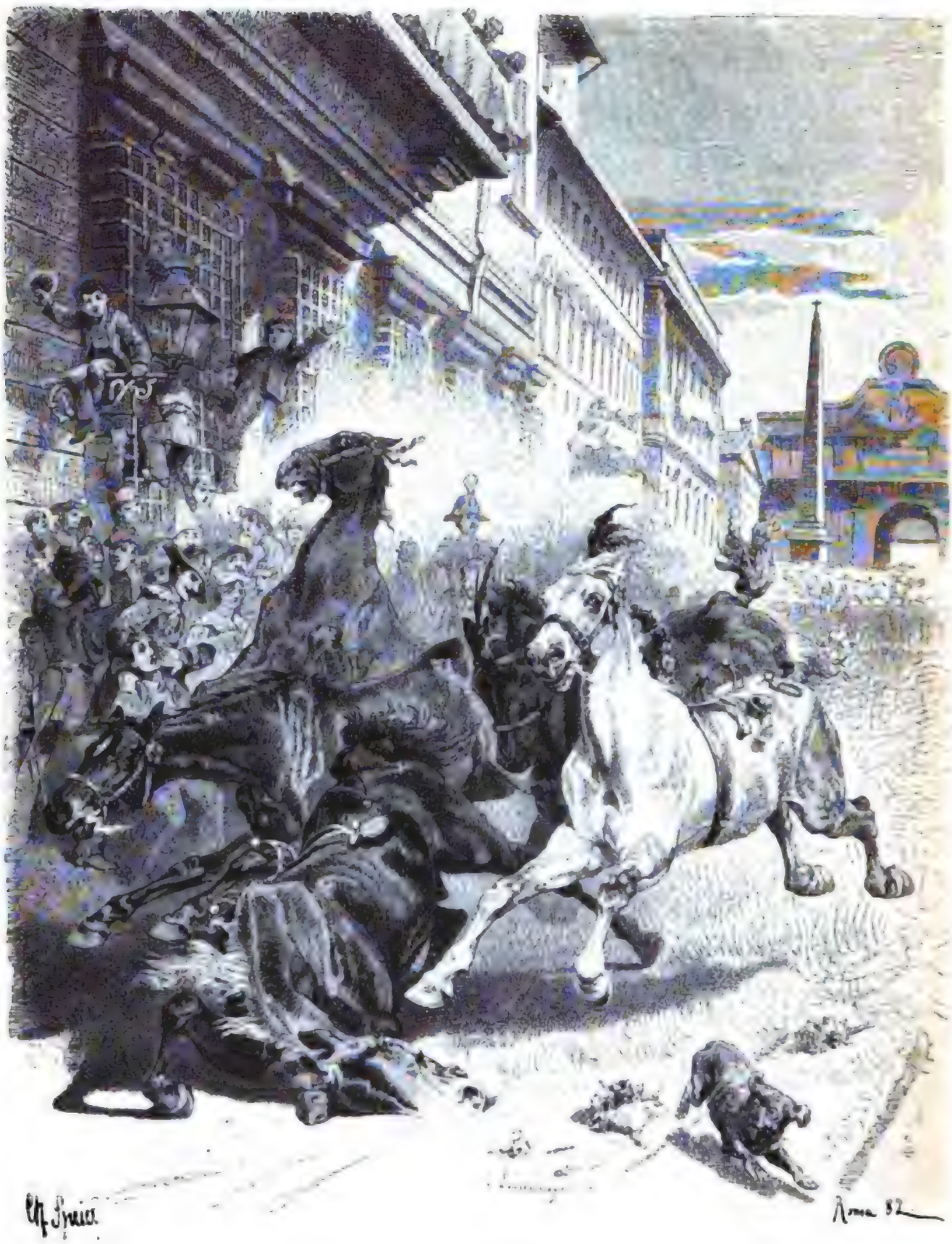
§. IV. Ist vorläufig noch offen gelassen, wird aber mit V., VI. und VII. u. s. w. noch manche andere römische Figur und Erscheinung treffen und vernichten.

Das prächtige Bild des Wettlaufes (Korsa) der Barberi ist gerade vor Thoresschluß noch aufgenommen worden, der Künstler des Karnevals von 1883 findet keine Gelegenheit mehr dazu: allgemeine Entrüstung über die bei dem diesjährigen Rennen vorgekommene Tötung zweier Menschen hat zur Abschaffung dieser alten barbarischen Sitte Veranlassung gegeben. Rom wird menschlicher, wird gesitteter. Unter den Päpsten liefen mit den Maultieren und Eseln auch die Juden, denen man in roher Weise den Bauch zuvor mit Speise vollgestopft hatte, um ihnen das Laufen desto beschwerlicher zu machen; die letzten beiden Päpste ließen sich dies Vergnügen sodann durch Gelder aus dem Ghetto abkaufen, die neue Regierung öffnete die Thore des Judenstalles und gab das eingepferchte Volk frei, aber die Barberi liefen noch nach dem allgemeinen Willen des Volkes. Diese Pferderennen, sie lagen im Blute eines Volkes, dem einst Panis et circenses alles waren: Brot für den Plebs und Spiele für das höhere Volk, beides aber in der Absicht, die Menge von der Politik zu entfremden. Heute, wo jeder Straßenjunge seine Zeitung liest und in Politik macht, wo sich jeder sein Brot selber verdienen muß, haben die einst durch den Festkalender, der sich breit wie ein Kirchenthor vor die Arbeit stellte, begünstigten Spiele und Spielereien keine Bedeutung mehr. Fort also auch mit alten Barbareien und vorwärts im Handel, Wandel, Arbeit und Industrie. Unsere Kindeskinder werden es nur in alten Reisebeschreibungen noch lesen, daß es einst in Rom einen Karneval, Pferderennen und Tombola gab, daß hier einst das Ballschlägerspiel, die Boccia, das Diskuswerfen, Mora und Saltarello in Blüte standen, ähnlich wie wir heute schon verwundert auf den vor 100 Jahren von Goethe beschriebenen Karneval als auf eine befremdende Erscheinung zurückblicken. Dort können wir auch nachlesen, was er von der Korsa der Barberi so wunderschön erzählt. Besser vermags ja niemand zu beschreiben.

Jugendlicher Bettler in Rom.

Das Pferd aber, und auch das ist ein von den Urvätern ererbtes Stück, wird immer des Römers Lieblingstier bleiben, so viel er ihm

Digitized by Google



Das Wettrennen der Barberi.

auch zumutet, ſo ſehr er es in oft grauſamſter Weiſe peinigt.

Sehen wir den Campagnareiter, wie er die weißſchimmernden Rinderherden über die braune Fläche treibt, ſo träumen wir uns weit in die Zeit Evanders hinein, als noch einzig

Digitized by Google

wildes Hirtenleben dieſe Fluren belebte. Man muß ſie geſehen haben, dieſe wilden Geſtalten, die als Hirten auf ihren kleinen hagern langmähnigen Pferden dieſe Steppe beleben. Ihr Geſicht iſt braun und lederhart, unbiegſam die Züge, die ſich nie zu einem Lächeln umbilden. Das ſind die Männer, die in Mühſal und Beſchwerde erſtarkten, die dem Teufel und dem Fieber Trotz bieten lernten. Sie ſprechen nicht, ſie denken vielleicht nicht einmal; wenigſtens iſt ihr Gedankenkreis ein äußerſt beſchränkter. Aber einen herrlichen Anblick gewährt es, wie ſie, verwachſen von früheſter Kindheit an mit dem Pferde, ſattellos oft, nur auf einem ſchwarzen Bocksfelle ſitzend, ohne Steigbügel meiſt, in Felle gewickelt und die Beine bis an die Schenkel mit harten Lederſchienen geſchützt, die Flinte auf dem Rücken, den Pungolo in der Hand, das gefüge Tier nur an der Halfter lenkend über die Heide ſtreichen, in eine wildweidende Pferdeherde hineinreiten oder die weißen ſtörrigen Ochſen zuſammentreiben.

Campagnabläſer aus den Abruzzen.

Das ſind wahre Nomaden, wie ſie Phantaſie und Gedicht nicht beſſer ſchildern können. Das ſind noch die ſchwarzhaarigen Räuber, wie ſie einſt dem verwilderten Königsſproß, dem antiken Abenteurer des Palatins, zu willkommenen Raub- und Beutezügen, zu Blut und Tod folgten. Man muß ſie ſehen, wenn ſie mutvoll und kühn, ohne den Applaus der ſpaniſchen Arena, den wilden Stier zwingen und dem wutſchäumenden furchtlos entgegenſprengen. Man muß ſie ſehen, wenn ſie das halbwilde dreijährige Pferd zur endlichen Bändigung über die Hügel jagen, es fangen und zähmen. Und das, ja das mag wohl ihre Freude ſein, eine andere kennen ſie nicht. Die wenigſten auch kennen die Liebe, denn dieſe Lebensblume will hier nicht gedeihen. Sie lachen nicht, ſie ſingen auch nicht und gleichen darin ihrem Lande, dem laut- und liederloſen.

Die Herden von ſchöngehörnten Rindern von grauweißer Farbe, ohne welche wir uns die Plätze Roms — jetzt wohl! — und die Flächen und Hügel des weiten Agro Romano nicht vorſtellen können, ſind nun halbgezähmt und gehorchen einzig der eiſernen Rauheit ihres Bändigers. Ihre Hörner ſind gefährliche Waffen, und wilde Kämpfe fechten die Führer der Herden, die mächtigen Stiere in der Einſamkeit miteinander aus. Aber auch der harmloſe Campagnawanderer wird von ihnen bedroht und iſt verloren, wenn er von einer daherſtürmenden Herde außerhalb eines Schutzes und Zufluchtsortes betroffen wird.

971252

Lieblichere Bilder, Bilder des Friedens und der Ruhe, gewähren oft die Schafhirten, die im ſtillen Nomadenzuge quer über die ſonnige Fläche ſchweifen. Sie ſind eine willkommene Staffage der Landſchaft und erfreuen das Auge in den verſchiedenſten Situationen. An der Via Appia ſteht der braune Knabe hoch auf einem trümmerreichen Totenhügel unter den Lentiskuszweigen, ſchneidet ſich eine Rindenpfeife zurecht und ſtimmt ſie in einfachen Tönen,

Pifferari während der Novena in Rom.

die er in melancholiſchem Einerlei den ganzen Tag erſchallen läßt. Die Schafe lagern in friedlichen Gruppen zwiſchen den Marmortrümmern oder weiden über die ſtille Fläche hin, wo der rote Mohn blüht und die Heidelerche ſchweift ...

Was ſonſt noch die Campagna bevölkert, ſind keine eingebornen römiſchen Campagnuolen; faſt alle kamen in Scharen, von der Armut, die in ihren fruchtloſen Bergen herrſcht, getrieben, im Frühling herbei, zu ſäen, im Sommer zu ernten. Eine trübſelige Armee ſehen wir dann aus Umbrien, von den fernen Abruzzen her und der Sabina durch die tote Ebene ſchweigend marſchieren. Hager und ausgehungert ſind ſie alle, mit harten, abgearbeiteten Fäuſten, in dürftige Lumpen gehüllt, die Jahrtauſende

alte Uniform der Armut, die nicht des Anziehens lohnen würde, weshalb ſie auch nimmer abgelegt werden. Sie tragen die ſchweren breiten Karſte auf den Schultern, greifen unter Aufſicht eines rohen unbarmherzigen ſogenannten Caporale das Land an; wenden eine dünne Schicht um, beſäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen ſich während des Wachſens und Reifens der Saat in den Weinbergen und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und

Campagnabauern auf dem Heimwege.

bleiern über den Fluren liegt, zurück, um eine dürftige Ernte einzuheimſen, deren Ertrag den reichen faulen römiſchen Prinzen oder Herzog oder ſonſtigen Beſitzenden mäſten ſoll.

Und ihre Wohnungen? Ja, glücklich noch jene, denen ein Unterkommen geworden in den feuchten niedrigen Höhlen des Tuffſteines, deren Wände vom Rauche des immerbrennenden Feuers geſchwärzt, ein elendes Daſein verſchließen. Hier ſtehen die rauhgezimmerten Betten mit Fellen gedeckt, noch ganz ſo bereitet, wie der göttliche Sauhirt Eumäus dem heimkehrenden Odyſſeus eins bot. Der Säugling liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von ſonſtigem Hausgeräte enthalten dieſe Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug, Milchgeſchirr und — den

freudebringenden Dudelſack. Noch andre kampieren in leichten Hütten aus Schilfrohr und Hanfſeilen errichtet, die meiſten aber übernachten unter dem offenen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Stätte ihres geſelligen Beiſammenſeins.

Mais und Moorhirſe, welche in einigen Vertiefungen des Hügellandes, wo etwas Feuchtigkeit zurückbleibt, wie von ſelbſt wachſen, Brot und Brei aus dieſem Getreide bereitet, bilden die hauptſächliche Nahrung der wenigen anſäſſigen Campagnabauern. Dazu kommt als Zierde der Tafel ein ſaurer freudloſer Wein und ranziges Oel, gepreßt aus den Oliven, die man von den dürftigen Oelbäumen am Fuße der umliegenden Berge ſammelt, und ein ſcharfer, trockener Schaf- oder Büffelkäſe.

Anſäſſige Bauern ſind es, die in den äußer-

Ein Campagnareiter.

ſten Vorſtadthäuſern Roms oder den kleinen Ortſchaften der Campagna wohnen und die wir allabendlich in ſtereotypen Bildern dahin zurückkehren ſehen: den Mann mit gekrümmtem müdem Rücken hoch auf dem beladenen Maultier, die Frau, die Wiege auf dem Kopfe oder ein Bündel Gras und Kräuter, im Gehen ſpinnend: ein poetiſcher Anblick voll nackter grauſamer Proſa.

Poeſie aber iſt der Dudelſack, die Cornamuſa jener Abruzzenleute, Poeſie die Zampogna oder Schalmei. Was ſind ihnen Violinen- oder Pianofortekonzerte? Cornamuſa und Zampogna machen ihre Seele jauchzen, und beleben die noch ſo müden Füße zu bäuerlichem Tanze. Nicht mit Flöten und Geigen, mit Harfen, Pauken und Trompeten feiert man die Gottesmutter und den weihnachtlichen Bambino, ſondern mit Dudelſack und Schalmei, wie es die Hirten in der heiligen Nacht ſchon vor 1800 Jahren thaten.

Einer kurzen Ruhe haben die immerwandernden Gebirgsmänner daheim genoſſen, aber was ſie im Sommer gewonnen, iſt ſo wenig und der Winter iſt ſo lang, daß ſie auf neuen Verdienſt ausziehen müſſen. Das Ackergerät hängt am Nagel, es mag roſten, jetzt muß die „Kunſt“ ihren Mann nähren.

Einige Tage vor dem 29. November, dem Beginn der Novena, der neuntägigen Feier der Immaculata, ſteigen die Pifferari von ihren Bergen herunter und erreichen erſt nach mehrtägigen Wanderungen die Stadt. In ſchwarzbraune Mäntel gehüllt, den Hut tief in die

Augen gedrückt, den Dudelſack unterm linken Arm, ſo ſieht man ſie dann an den meiſt regneriſchen Abenden beim Schein der Gaslaternen dahinhuſchen. Das iſt ein frohes Ereignis für die Kinderwelt, jubelnd verkünden ſie es zu Hauſe, wenn ſie den Abruzzenmann geſehen. Bald auch hört man ihn. Eines ſchönen Morgens wecken uns ſeltſam ſchnarrende, orgelähnliche, einſchneidend-ſcharfe, unvergeßliche Töne aus dem Schlaf ... Wir lauſchen: eine wildfremde Urwaldvogel-Melodie ſchallt an unſer Ohr, die, wenn wir ſie mit den Geſetzen der uns vertrauten Muſik meſſen wollen, nicht Stich hält.

Der geiſtreiche Louis Ehlert, der bekannte Muſikkritiker ſagt darüber: „Das Genre von Muſik kann man ſich am beſten als ein Duett denken, welches ein übergeſchnappter Dudelſack einer kranken Oboe anträgt. Die Motive ſind närriſch fidel und verſteigen ſich mitunter zu einer desperaten Laune, von der man nur nicht recht weiß, ob Hunger, Andacht oder Ehrgeiz dabei im Spiele ſind. Der quinkelierende Baß, welcher unter allen Umſtänden das Feld behauptet, iſt oft von einer ſchönen Innigkeit der Grundſätze. Ich glaube, eine gewiſſe Richtung unſrer Muſik, welche den basso ostinato zu ihrem Liebling erkoren, könnte hier nützliche Studien machen."

Ja, auch ich liebe Beethoven mehr als römiſche Pifferari und doch, ich will es nur geſtehen, hat mich dieſe Muſik in der vorweihnachtlichen Frühmorgenſtille oft tief gerührt und ich weiß, daß es jedem Fremden ſo geht, dem ſie durch lange Jahre in italiſchem Lande Verkünder des ſeligſten Feſtes waren. Oft wohl ſtören ſie einen ganz nachdrücklich, ſind ſie aber fort, ſo fehlt einem etwas. Am 7. Dezember endet die Novena der Immaculata, und nun ſchweigen ſie bis zu der am 16. Dezember beginnenden Novena des Geſù Bambino, die bis zum 24., der Vigilia des Weihnachtsfeſtes, dauert. Am Abend des 24. ſieht man keine Pifferari mehr in der Stadt. Früher ſangen ſie auch zu ihrer Muſik, die ſie übrigens als direkt von den Hirten Bethlehems geerbt ausgeben, ein ſolches Lied lautet:

O heilige Jungfrau, Tochter der Sankt Anna,
Die unterm Herzen trug den guten Jeſus!
In einem Hüttlein haſt du ihn geboren,
Das Ochs und Eſ'lein war zum Stall erkoren.
Die Engel ſangen: kommet all, ihr Heiligen!
Im Hüttlein hier iſts Jeſuskind geboren!
Sankt Joſeph war und Sankt Anaſtaſia
Zugegen jene Stunde bei Maria.
Ihr Hirten alle, wollet näher gehen,
Und kommen, Jeſus unſern Herrn zu ſehen! —
Die Weihnacht iſt gar eine heilige Zeit,
Dem Vater, Sohn und heil'gen Geiſt geweiht.
Und das Gebet, das wir Euch hier geſungen,
Es iſt zum Jeſuskind hinaufgedrungen! —

Ja, der §. II von wegen der Pifferari thut mir doch recht leid.

Der vergangene Auditor.

Von

Maximilian Schmidt.

I.

Im Hofbräuhauskeller zu München wurde der Genuß der schönen lauen Sommernacht mit dem Schlage Zwölf vorschriftsgemäß dadurch abgeschnitten, daß der Genuß des Münchener Nektars durch Einschlagen des Spundes für heute ebenfalls seinen Abschluß gefunden, und da die verehrten Stammgäste an dem runden Tische zum Schwärmen allein nicht gekommen, so verabschiedete sich einer nach dem andern, oder sie gingen partieenweise zurück nach der Stadt über die Brücken, unter welchen der schäumende, grüne Bergstrom den Heimkehrenden eine gute Nacht zurauschte. Und eine gute Nacht konnte es werden. Morgen war ja Sonntag — Ruhetag — Ausschlaftag! Der Regimentsauditor, den wir uns als Opfer dieser wahrheitsgetreuen Erzählung ausersehen und welchen wir auf Schritt und Tritt verfolgen werden, sperrte mit solch seligen Gefühlen die Hausthüre seiner Wohnung auf und stolperte infolge tiefer Finsternis über die zwei Treppen hinauf zu seinen Gemächern. Er kam selten zu so später Stunde nach Hause. Dieses mochte auch dem Pudel, der im ersten Stocke wohnenden alten Dame auffallen. Der Pudel war ein treues Tier, die Dame aber ebenso zuwider als häßlich, und ein Begegnen mit ihr hielt der Auditor immer für ein böses Omen. Jetzt bellte der Hund, als ob Räuber und Mörder vor der Thüre ständen. Der Auditor hatte inzwischen seine Hagestolzenwohnung erreicht und stolperte — er mußte sich diese Gattung von Fortkommen selbst eingestehen — in sein Zimmer, wo er erst nach Umwerfen einiger Stühle die Streichhölzchen fand. Noch bevor er Licht gemacht, klopfte es schon von unten herauf, daß sein Stubenboden erzitterte. Es war die alte Madame, welche sich die weiteren Störungen ihrer Nachtruhe verbat. Der Auditor lächelte. Dieses Klopfen war ihm nicht mehr fremd und zum Zeichen, daß er davon Notiz genommen, schlug er mit seinem Stiefelzieher gleichfalls dreimal an den Stubenboden, als wären es gleichsam drei Zeichen der heiligen geheimen Vehme.

Bald schlief er den Schlaf des Gerechten, wie dies nur immer in der süßen Nacht vom Samstag auf den Sonntag möglich ist. Nach einer anstrengenden Woche voll Arbeit wollte er so recht den biblischen Rat befolgen: sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst

Digitized by Google

du ruhen. Er ruhte auch köstlich, bis der Tag graute. Dieser graut aber im Sommer schon sehr bald und mit einem etwas verdrießlichen Gesichte blickte er nach dem Plafond seines Zimmers, über welchem die ein Stockwerk höher wohnenden Insassen auf und abtrabten, als wären sie als Krauteintreter angestellt, so daß das ganze Haus erzitterte.

Es währte nicht lange, da klopfte es auch schon wieder von unten herauf. Die so früh aus ihrem Morgenschlummer gestörte Dame mochte glauben, der Auditor mache auch diesen Spektakel, und ihr Klopfen wurde so hitzig, so vielsagend, daß der Auditor, von oben und unten gleichsam in einem Kreuzfeuer, mit beiden Füßen aus seinem Bette sprang, sich in den Schlafrock warf und zum Fenster eilte. Dasselbe öffnend, streckte er seinen Kopf so weit als möglich hinaus, um so seine Ohren vor dem inneren Tumulte zu verschonen.

Nach kurzem sah er seine Hausgenossen in Joppe und Hut, mit dem Gebirgsstocke bewaffnet, aus dem Hause treten und leichten Schrittes in der Richtung nach dem Bahnhofe forteilen.

Der Himmel war wunderschön blau, eine herrliche Frische kühlte ihm die Stirne und „ich mache auch eine Landpartie!“ war der sofortige Entschluß des aus seinen süßen Träumen gestörten Auditors.

Aber wohin? Er nahm seinen Taschengeschäftskalender zur Hand und suchte den heutigen Sonntag, den 8. Juni, der als der letzte Tag auf der Seite verzeichnet stand; er blätterte um und sah mit Vergnügen, daß der nächste Montag als „Benno, Stadt- und Landespatron“ ebenfalls rot verzeichnet war. — Er hatte aus Versehen ein Blatt überschlagen und gar nicht darauf geachtet, daß Benno auf den 16. Juni, also gerade um acht Tage später fiel und nicht auf den nächsten Tag, welcher erst der 9. Juni war.

Der Auditor trabte auch bald in seinem Zimmer auf und ab, dieses und jenes zusammensuchend; denn da sein Bedienter von dem plötzlichen Entschlusse seines Herrn nichts wußte und daher wie gewöhnlich erst um sieben Uhr kam, so hatte der Auditor für seine Toilette selbst zu sorgen.

Die alte Frau klopfte wohl wieder nachdrücklichst; dieses Mal konnte er nicht helfen, die Schuld lag an dem Baumeister, warum hatte er so miserabel gebaut.

Alsbald stand auch unser Auditor im bequemsten Kostüm fertig da und mit dem Schlage fünf Uhr verließ er das Haus, um nach dem ziemlich entfernten Bahnhof zu eilen. Vorsorglich blickte er noch zu seinem Fenster empor, ob er es zu schließen nicht vergessen — da, Entsetzen! bemerkt er den alten Klopfgeist vom ersten Stock in furienhafter Erscheinung in Miene und Bewegung am offenen Fenster.

„Recht guten Morgen!“ rief sie ihm grollend hinab, dann schlug sie das Fenster mit einem unverständlichen Fluche zu und — wanderte wahrscheinlich wieder ins Bett. Der Auditor aber eilte dem Bahnhofe zu und murmelte für sich selbst: „Das ist fatal, der erste Morgengruß von einem bösen, erzürnten, alten Weibe — das bedeutet Malheur!“

Doch schon nach wenigen Schritten hatte er es wieder vergessen, da ihn der Reiseplan jetzt vor allem beschäftigte. Dieser stand alsbald fest. Er wollte einen längst projektierten zweitägigen Abstecher zur Ausführung bringen, mit der Bahn über Rosenheim nach Oberaudorf fahren, von dort eine Gebirgspartie über Grafenherberg nach Bayerisch Zell machen, da übernachten, und andern Tages gemütlich über Schliersee wieder nach München zurückkehren.

Der Bahnzug nach Rosenheim schien auf seine Ankunft gewartet zu haben. Er hatte gerade noch Zeit, ein Billet zu lösen und in die Halle hinauszueilen, wo ihn der Kondukteur noch schnell in das nächste Koupee hineinschob, — und fort ging es, den blauen Bergen zu. Zwei Tage Freiheit — köstliches Gefühl!

Es war ein herrlicher Sommermorgen, kein Wölkchen war an dem tiefblauen Himmel zu sehen. Die Berge grüßten in scharfen, kantigen Umrissen bis zum Bahnhofe herein. Der Auditor suchte den Wendelstein, auf dessen südlicher Abdachung er noch heute herumkrabbeln sollte und mit wonnigen Gefühlen zündete er sich eine Zigarre an, die er aus seinem wohlgefüllten Etui entnahm.

Hie und da in Trautweins „bayerischem Hochland“ blätternd, das stets in seinem Reisetäschchen steckte, welches er nicht vergessen hatte umzuhängen, dann wieder die näherkommenden Gebirge bewundernd, kürzte er sich die Fahrt nach Rosenheim angenehm ab. Dort angekommen, nahm er ein frugales Frühstück zu sich, aus dessen Materie man hätte schließen können, daß das Taumeln der letzten Nacht nicht in

Digitized by Google

Folge eines vorübergehenden Schwindels, sondern von einem Kruge zu viel Hofbräuhauskellerbier herkam. „Saure Leber“ hieß seine Parole, und der Schoppen Rheinwein schien seinem Magen wieder zu schmeicheln.

Der nach Kufstein abgehende Zug gab sein Signal und schon führte er den Auditor in südlicher Richtung den herrlichen Innstrom entlang, zu beiden Seiten bewaldete Berge, über welche nackte Felshäupter herabblickten und dem Reisenden die frohe Kunde brachten, daß er in das Heiligtum der Bergwelt eingetreten sei. Neubeuern zur Linken, Brannenburg, das Eldorado der Münchener Künstler, zur Rechten kamen in Sicht; dann engt sich das Thal, und nahe dem Strome und der Hochstraße entlang, eingeschlossen von den mächtigen Gebirgsstöcken des hohen Kaisergebirges und dem zum Stocke des Wendelsteins in sanften Terrassen ansteigenden Mittelgebirge, braust der Zug der tirolischen Grenze zu.

„Oberaudorf!“ ruft der Kondukteur und unser Auditor verließ das Koupee. Er atmete frische Bergluft. Dieses Gefühl und das Bewußtsein, zwei Tage frei zu haben, bewirkte, daß unser Tourist mit geradezu elastischen Schritten hineinmarschierte in das schöne Gebirgsdorf, um beim „Hofwirte“ sein Ränzchen abzugeben, ein frugales Mittagsmahl zu bestellen und dann die ihm von früher her in angenehmer Erinnerung gebliebenen herrlichen Plätze, den Calvarienberg mit seiner prächtigen Aussicht, die Ruinen Auerberg und den unvermeidlichen „Weber an der Wand“ zu besuchen. Nach diesem schönen Spaziergange kehrte er in das Gasthaus zurück und nachdem er zu seiner Zufriedenheit diniert, sehnte er sich, Siesta zu halten, die ihm auf dem Sopha eines hübschen Zimmers auch zu teil ward, ohne daß von oben oder unten geklopft wurde.

Es war vier Uhr nachmittags, als er es an der Zeit hielt, seine Fußtour nach Bayerisch Zell über das Gebirge zu beginnen. Die größte Hitze war vorüber und bald nahm ihn ja die kühle Schlucht des Auerbaches auf, dessen tosenden Wasserfall er von der obern Brücke aus lange bewunderte. Dann stieg er den ihm noch wohlbekannten Weg zum Jagdhaus hinan und mit der ihm eigenen Orientierungsgabe und Trautweins Kärtchen war er zur Grafenherberg-Alm emporgestiegen, wo sich ihm eine wundervolle Aussicht eröffnete.

Die hübsche Sennerin grüßte ihn freundlich und lud ihn zu einer „Schalen Kaffee“ ein, da eben von einer kleinen Gesellschaft, welche das gleiche Reiseziel mit dem Auditor hatte, ein solcher fabriziert wurde. Dem Auditor war dieses sehr erwünscht, denn der Aufstieg hatte ihm warm gemacht. Er war angenehm überrascht als er, in die Almhütte eintretend, seine beiden Hausgenossen, die gleich ihm in Oberaudorf den Zug verlassen hatten, in Gesellschaft einer Familie mit zwei Töchtern erblickte. Er erzählte diesen lachend, daß sie die Verantwortung für seine heutige Partie zu tragen hätten, daß er ihnen aber unendlich dankbar sei, ihn unbewußt hierzu bewogen zu haben. Es wurde viel über die alte Madame gelacht, dann wurde gesungen, das herrliche Lied vom „Wendelstoa“ und anderes, man schlürfte den Mokka mit frischem Gebirgsrahm vermischt und war überselig.

„O heiliger Benno!“ rief da der Auditor, „wie froh will ich morgen deinen Namenstag mitfeiern in Geitau und Schliers!“

„Was?“ fragte einer aus der Gesellschaft, „den Bennotag wollen sie schon morgen feiern? Der ist ja erst morgen über acht Tage.“

„Warum nicht gar,“ entgegnete lachend der Auditor, „wissen Sie gar nicht, daß morgen Benno und Feiertag ist? Glauben Sie, ich könnte sonst noch hier auf der Grafenherberg-alm sitzen und gemütlich Kaffee trinken?“

„Sie irren sich,“ versetzte jetzt ein zweiter. „Morgen ist kein Feiertag, Benno ist am 16. Juni und morgen ist bekanntlich erst der 9. Juni.“

„Merkwürdig!“ rief der Auditor, „die Herren Künstler wissen halt nie, wie sie in der Zeit sind. Hätten sie Bureauzwang, wie unser einer, so wüßten sie ganz genau die rotgedruckten Tage im Kalender auswendig, wie ich. Ich will Sie nur überzeugen, daß ich dieses Mal recht habe.“

Lächelnd zog er seinen Kalender aus der Tasche und blätterte nach — da, o Schrecken! stand der morgige Tag schwarz auf dem Blatte — der 9. Juni „Primas und Felician“ schwarz — und schwarz wurde es vor seinen Augen, denn nebenbei stand: „Kriegsgerichtliche Verhandlung gegen den Soldaten Johann Pangerer wegen Verbrechens gegen die Subordination um 9 Uhr. Geladen zwanzig Zeugen.“

Der Kalender entfiel fast seinen Händen. „Jetzt ist's recht!“ stammelte er erblassend.

Digitized by Google

„Mir scheint, es ist unrecht," meinte ein anderer; „Sie haben die Woche verwechselt."

„Alle Teufel!" fuhr der Auditor auf, „so ist's! Ich muß heute noch nach München zurück!"

„Das wird nicht wohl möglich sein," meinte einer der Herren, „es ist jetzt halb sechs Uhr vorüber und der letzte Zug passiert Oberaudorf kurz nach sieben Uhr."

„Dann kann es noch gehen!" rief der Auditor. „Es bleibt mir nichts anders übrig — ich muß nach Audorf zurück. Es wäre entsetzlich, wenn ich das Kriegsgericht versäumte!" Und der Sennerin ein Geldstück reichend, empfahl er sich von der Gesellschaft und eilte auf dem soeben gemachten Herwege zurück. Sobald er aus dem Gesichtskreise der Alm war, begann er einen Dauerlauf die Schlucht des Auerbaches hinab und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er sich kaum mehr halten konnte und beinahe in den Bach selbst gestürzt wäre, wenn er sich nicht noch rechtzeitig an den herabhängenden Aesten einer riesigen Tanne gehalten hätte, wobei er sich den Daumen der rechten Hand blutig riß.

„Wenn nur diesen Johann Pangerer der Teufel holte!" rief er wütend aus. „Nu wart! Dir will ich's entgelten lassen!" setzte er unwillkürlich hinzu. Das ungewohnte Laufen, die Prellung beim Aufhalten, der verwundete Daumen, dieses alles bewirkte ein ungewohntes Echauffement, er konnte nicht in gleicher Gangart den weitern Weg verfolgen; den von ihm so viel bewunderten Wasserfall würdigte er jetzt kaum eines Blickes; vorwärts, vorwärts! war seine Parole. Er nahm sich nicht Zeit, nach der Uhr zu sehen; die Sonne stand ziemlich tief, aber die Hoffnung, den Bahnzug noch zu erreichen, gab ihm neue Kraft und ein Jubelruf ertönte aus seinem Munde, als er endlich das Thal erreicht hatte und Oberaudorf vor ihm lag. Auf dem nächsten Weg schlug er die Richtung zum Bahnhof ein. Aber schon sauste der von Kufstein kommende Zug heran. Noch hoffte er, im Laufschritte die Station erreichen zu können; er winkte, niemand achtete seiner. — Ein Pfiff — und der Zug sauste davon. Unser Auditor kam gerade an, als der letzte Waggon dieselbe verließ. —

Der Expeditor hatte sich bereits in sein Bureau zurückgezogen, ein Halten des Zuges war nicht mehr zu bewerkstelligen. Der Auditor hatte bloß das Nachsehen. Dieses geschah mit einem verzweifelnden Blicke. Was nun beginnen?

II.

Der Expeditor kam dem Auditor zu Hilfe und riet ihm, mit dem morgen früh halb fünf Uhr abgehenden Zuge nach München zu fahren, mit dem er um sieben Uhr 40 Minuten ankomme. Der Auditor atmete neu auf. Also war noch Hoffnung vorhanden, wenn auch erst morgen, doch noch zum Kriegsgerichte zu kommen. Aber er wollte nicht in Oberaudorf bleiben. Je näher er sich der Hauptstadt wußte, desto beruhigter fühlte er sich; auch war er von dem Laufen so erhitzt, daß es ihm Bedürfnis war, sich noch zu ergehen und er entschloß sich, auf der Landstraße so lange fortzugehen, bis er einen Platz erreiche, von welchem er mit einem Gefährte nach Rosenheim kommen konnte. Er achtete nicht der Nacht, welche ihn bald umgab, rüstig schritt er vorwärts über Flintsberg und Degerndorf und kam gegen zehn Uhr auf der Station Raubling an. Im dortigen Wirtshause machte er Halt.

Da ging es lustig her. Die Veteranen der ganzen Umgegend waren hier zur Fahnenweihe versammelt, im Saale war Musik und Ball, die übrigen Lokale vollgepfropft mit heiteren Gästen.

Ein Uebernachten dahier war unmöglich. Der Wirt lachte dem Auditor, als ihn dieser um ein Fuhrwerk nach Rosenheim anging, ins Gesicht.

„Heunt hat Neamad Zeit zum Fahr'n," sagte er lachend, „heunt woll'n ma lusti sei'!"

Ein Zimmer zum Uebernachten gab es, wie gesagt, auch nicht, und wenn auch, wer würde ihn rechtzeitig wecken? Er stärkte sich mit Bier und Fleisch und nahm sich dann vor, in Gottesnamen noch den Weg nach Rosenheim zurückzulegen.

Es war schon sehr spät, als er Pang erreichte. Außerhalb dieses Ortes begegnete ihm ein altes Weib, das ihm freundlichst „Gute Nacht" wünschte.

Es wollte heute schon so sein. Der erste Morgengruß kam von einem alten Weibe, die letzte „Gute Nacht" rief ihm ebenfalls ein solches zu. Doch er dachte, es möchte hier sein wie bei den Spinnen und wenn der Morgen-

Digitized by Google

gruß eines alten Weibes Unglück bringt, so könnte ja der Abendgruß vielleicht Glück bringen. Er fragte deshalb die Alte, wo sie noch so spät herkomme?

„Von Rosenheim," war die Antwort, „über's Pangerfilz; da schneid't ma' a guate Stund ab."

„Durchs Pangerfilz?" fragte der Auditor. „Kann man sich da bei Nacht nicht vergehen?"

„Bewahr' Gott!" sagte die Alte, „es is ja jetzt glöckelhell und wenn ma's woaß, so is 's der schönst Weg über Brucken und Steg, der Gaster laßt eam nöt aus."

„Und eine Stunde erspart man?" fragte der Auditor abermals.

„No' drüber," entgegnete die Alte. „Ja, je, ös werd's es schon sehgn. Guate Nacht; a guats Umikemma!" Und sie trippelte mit ihrem Korbe auf dem Rücken weiter.

„Wenn es eine „Rauhnacht", vielleicht die Johannisnacht wäre, könnte man wahrhaftig glauben, das wäre die Frau Percht gewesen," sagte der Auditor lächelnd zu sich selbst. „Wenn es eine Hexe, eine Drud wäre, die mich auf Irrwege leitete! Ein wenig Aberglaube, und das Abenteuer wäre fertig."

In diese Gedanken vertieft, hatte er bereits das Pangerfilz betreten. Es ging anfangs ganz schön dahin, der Fuß- oder Fahrweg war ziemlich breit; bald aber konnte er nur mehr mit Mühe den Weg von dem schwarzen, moorigen Grunde zu beiden Seiten unterscheiden.

Der Auditor hoffte, daß es bald wieder besser fortginge. Wußte er ja, daß hier die Künstler ihre Studien mit Vorliebe machten und so fürchtete er keine Gefahr. Allmählich wurde aber die Unterlage weicher. Es patschte und quatschte unter seinen Füßen bei jedem Tritt und er war jenen dankbar, welche an den bedenklichsten Stellen Bretter gelegt hatten. Braun wie Kaffeesatz zogen sich die Moorwassergräben durch die Gründe. Jetzt kamen Altwasser, über welche hohe Stege führten, dann ein fast unzugängliches Waldgestrüppe und jetzt — jetzt sah der nächtliche Wanderer weder Weg noch Steg mehr. Wohin? Kein menschliches Wesen weit und breit!

„Die Alte, die mir diesen Weg angeraten, war wahrhaftig eine Hexe," sagte der Auditor für sich und er überlegte, was nun weiter zu thun. Vorsichtig schritt er nach der Richtung, wo er den Weg verlor, aber Wassertümpel und Pfützen ließen ihn nur langsam vorwärts kommen und als er jetzt wieder an einem fließenden Altwasser zu sein glaubte, nahm er sich vor, dem Laufe desselben zu folgen.

Da plötzlich, durch ein Gestrüpp getreten, steht vor ihm ein Haus, ein Licht blendet ihn. Es kommt von einer Oellampe, die auf dem Fenstergesimse der untern Stube steht.

Freudig eilt der Auditor herbei — da ist sein Fuß wie gefesselt und sein Auge blickt starr nach der Erscheinung, die sich ihm hier darbietet. Vor dem Fenster sitzt ein steinaltes Mütterlein in einem langen, weißen Hemde, die Hände in den Schoß gelegt und den Kopf auf die Brust gesenkt. Sie schläft. Neben ihr steht ein Spinnrad mit Rocken und das Licht beleuchtet ihr altes, runzliges, vergilbtes Gesicht.

Der Auditor wußte im ersten Augenblicke nicht, was er aus dieser Erscheinung machen sollte. Die alte Spinnerin auf dem Turme in Dornröschens Schloß, Fausts Gretchen in antiker Auflage und weiß der Himmel was noch sich das erhitzte Gehirn des Auditors vergegenwärtigte; — er kneifte sich in die Nase, ob er nicht träume — aber nein, er wachte, und was er da sah, war Wirklichkeit.

„Heda!" rief er jetzt endlich ans Fenster tretend. Sofort schreckte die Alte auf, blies das Licht aus und tiefe Finsternis herrschte ringsumher.

„Heda!" rief er wieder. „Ich bitte um Auskunft."

In diesem Augenblicke hörte er in der Dachlucke ober ihm ein Geräusch und deutlich das Knacken eines Flintenhahns. Dem Auditor war es jetzt nicht mehr ganz geheuer. Er fand es für nötig, die weitere Initiative zu ergreifen.

„Ich habe mich verirrt," sagte er; „kann mir niemand für guten Lohn den Weg nach Rosenheim zeigen?"

„Ah so!" ließ sich jetzt eine Mannsstimme aus der Dachlucke vernehmen. „Bist nit von der hiesigen Gegend?"

„Nein," antwortete der Auditor in möglichst freundlicher Weise, „ich bin aus München und will heute noch nach Rosenheim."

„So, so, aus der Stadt bist. Wer hat di denn bei der Nacht ins Filz einaghoaßen?"

„Eine alte Frau, die mir bei Pang begegnete, sagte, ich könnte den Weg nicht verfehlen und ich war so ungeschickt, ihr zu glauben," entgegnete der Auditor.

„Tös war die alt Reiserwab'n," rief der

Digitized by Google

Mann; „dös Malefizluder hat uns schon mehr solche Leut bei der Nacht g'schickt. Wart, i kimm glei abi."

Der Auditor setzte sich auf die Bank vor dem Hause und wartete auf den Mann. Es währte lange, lange. Schon glaubte er, der Mann hätte ihn ganz vergessen; doch hörte er im Innern des Hauses auf und abgehen, Stiefel anziehen, jetzt erschien in der Wohnstube Lampenlicht und er sah, wie ein großer, kräftiger Bursche, von gedrungener Gestalt der bayrischen Oberländer, mit Hut und Stock vor der alten Frau stand, die nunmehr mit einem Unterrocke bekleidet war, und ihr die Hand zum „Pfüt Gott" reichte. Die Frau weinte, wie ein kleines Kind und machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne.

Der Auditor konnte die Gesichtszüge des Mannes nicht sehen. Er begriff nicht, was der Bursche von der Alten lang Abschied zu nehmen hatte für die kurze Zeit, wo er ihm als Führer diente.

„So, i bin g'richt," sagte jetzt der Mann aus dem Hause tretend. „Gehn ma halt in Gottsnam!"

„Ich werde schon erkenntlich sein," entgegnete der Auditor und ging an der Seite des Burschen von dannen. Dieser war sehr schweigsam, der Auditor war aber über dessen vermeintliche Gefälligkeit so entzückt, daß er nicht umhin konnte, ihm seine Dankbarkeit auszusprechen.

„Mein lieber Freund," sagte er, „Ihr thut mir einen ungeheuren Gefallen, daß Ihr mich aus diesem Labyrinth hinausführt."

„Dös kann leicht sein," entgegnete der Bursche. „Woaßt z'weg'n dir gang i um die Stund nit durch's Filz, aber i muaß selm in aller Fruah z' Rosenheim sein, weil i mit 'n Frühzug auf Münka muß. Es hängt gar viel davon ab, daß i den Zug nöt versäum', drum hat mei' Ahndl wachen woll'n, daß i mi ja nit verschlaf. I bin erst spat vom Raublinger Veteranafest hoamkomma und woaßt, da haut ma' halt diermal a bißl über d' Schnur — i mirk's scho', daß i no' a bißl dearll (unsicher gehe), aber wenn i a Weil geh, wird's scho' besser wern."

„O, ich merke gar nichts," entgegnete der Auditor, „du gehst ja ganz gerade. Gewiß bist du Soldat gewesen, weil du auf dem Veteranenball warst?"

„Freili bin i oana," erwiderte der Bursche, „leider Gottes! Sonst hättst mi no' nit dahoam troffen. Aber so hoaßt's auf Münka eini. Der Teufel soll die G'schicht hol'n! Gib acht, iätzt kimmt a schmaler Steg, der nit viel taugt, über a Altwasser. Schau nur g'rad vür di hin, daß d' koan Schwindel kriegst."

Der Auditor folgte seinem Begleiter etwas ängstlich auf dem hohen, schwankenden Gerüste.

„I wünschet mir bloß oans!" rief jetzt der Bursche, auf der Mitte des Steges anhaltend, „daß i den am Kragen hätt', der dran schuld is, daß i heunt auf Münka muß! Den werfet i eini in Tümpfel, daß er d' Haxen in d' Höh recket. — Der ließ 's Untersuchen bleib'n für Zeit und Ewigkeit."

„Von wem redst denn?" fragte der Auditor den bei der Erinnerung an seinen Feind erregten Burschen.

„Von an' Auditor red' i, der 's Nergeln nit aufg'hört hat, bis i weg'n Insubordination heunt vors Kriegsgericht g'stellt und wahrscheinli verurteilt werd'."

„Bist du der Johann Pangerer?" fragte der Auditor schnell und unbedachtsam, dabei von einem gelinden Entsetzen erfaßt.

„Du kennst mi?" fragte der Bursche zurück. „Pangerer Hans hoaß i. Wer aber bist denn du?"

Der Auditor wußte nicht sogleich zu antworten. Jetzt hieß es diplomatisch sein, denn er kannte das ihn erwartende Los. Endlich sagte er: „Ich kenne dich nicht, aber das alte Weib bei Pang hat mir gesagt, daß ich dich hier treffen könnte und daß du mir im Notfalle den Weg nach Rosenheim zeigen würdest."

Der Leser kann sich wohl in die Lage des Auditors hineindenken. Mitten in der Nacht im Pangerfilz allein zu sein mit dem durch vielen Biergenuß heute rabiaten Burschen, der auf seinen Antrag hin kriegsgerichtlich verhandelt wird. Er verspürte eine Erleichterung, als der Begleiter wieder weiter schritt.

„Dö alte Karnalli!" sagte dieser. „Woaßt, i hab die alten Leut nit ungern, hon ja selm an alt's Großmuatterl; aber die alt Reiserwab'n nimmt alle Nester in den Auen aus und treibt damit an Handel, so wern die Singvögel alleweil weniger und nix kann mi mehr ärgern, als so an arma Vögerl sei' Freiheit z' nehma."

„Da bin ich ganz deiner Meinung," stimmte der Auditor bei. „Einsperren soll man solche

Digitized by Google

Leute, und die dazu, die ſolche Singvögel kaufen und zeitlebens einkerkern."

„Wer biſt nacha du?" fragte der Burſche abermals.

„Ich?" entgegnete zögernd der Auditor, — „ich bin ein Beamter aus München."

„Am End aa ſo a Rechtsverdraher?" fragte Hans in ſcharfem Tone.

„O nein!" beeilte ſich der Auditor zu erwidern, denn ſie betraten ſoeben wieder einen ſchwankenden Steg — „ich bin angeſtellt bei — der Poſt".

„Bei der Poſt?" verſetzte Pangerer. „Nu, das laß i mir g'fall'n; aber die Gerichtsherrn mag i nit, nur weg'n dem krummnaſigen Auditor, weil der mir gar ſo aufſäſſig ſein kann."

„Du thuſt ihm vielleicht unrecht!" ſagte der Auditor in möglichſt gutmütigem Tone. „Jeder thut halt ſeine Pflicht, ſo gut er's kann."

„Wennſt mir den gut red'ſt," rief Hans erregt, „nacha laß i di mitten im Filz da ſtehn und geh alloa meine Weg!"

„Ja, ich weiß ja gar nichts!" verſicherte der Auditor nicht im beſten Wohlbehagen.

„Haſt koa Zigarrl?" fragte der Burſche. „I will dir nacha alles dazähl'n."

Der Auditor beeilte ſich, dem Führer alle Zigarren anzubieten, welche ſich noch in ſeinem Etui vorfanden.

„O, i dank," ſagte der Beſchenkte, „es langt oane ſchon. Aber du haſt g'wiß aar a Feuer bei dir?"

„Herzlich gern," entgegnete der Auditor ſeine Wachszündhölzchen hervornehmend; jedoch getraute er ſich nicht, dieſelben anzuzünden. Er reichte das Schächtelchen dem Burſchen und ging voran.

„Ja, die mußt ſcho' du anzünden," ſagte dieſer, „i verſteh mi nit d'rauf."

Unſer Auditor war in der peinlichſten Lage. Machte er Licht und wurde dadurch ſein Geſicht beleuchtet, ſo erkannte ihn ſein Begleiter und was daraus folgen konnte, das wußte er.

„Wenn er nur meine gebogene Naſe nicht ſieht," dachte er bei ſich, „dieſes Merkmal könnte mich verraten."

„Probier's nur," ſagte er zu dem Burſchen, „du haſt es gleich los."

„Sei nur du ſo gut," meinte der Pangerer Hans. „Bleib nur ſtehn — i möcht' gar ſo gern a Zigarrl rauchen."

Der Auditor konnte jetzt nicht mehr anders, er mußte ſtehen bleiben und das Wachskerzchen anzünden. Er war in Todesangſt. Mit abgewandtem Geſicht ſtrich er das Kerzchen an und überreichte es mit der rechten Hand ſeinem Begleiter, während er mit der linken ſein Geſicht verdeckte.

„Alle Teufel!" rief er, „iſt mir der Schwefel in Naſe und Mund gefahren!"

„An dem Wachskerzl is ja gar koa Schwefel," lachte Hans. „Du biſt a narriſcher Kampl!"

Die Zigarre brannte, und nun ging es wieder rüſtig vorwärts.

„Woaßt," fing jetzt der Pangerer Hans an, „du därfſt nit glaub'n, daß i a ſchlechter Menſch bin, weil i zum Kriegsgericht muß. I bin a fleißiger Arbeiter im Filz und nur diermal am Sunta ſiehg i a Bier. Mei' ganzs Verbrech'n is, daß i an Unteroffizier, Botſch hoaßt der Bazi, kurz vor i in Urlaub ganga bin, a Watſchn geb'n hab. Der Feldwebel is zufällig dazua kommen und hat die Sach anzeigt. I hab den Unteroffizier nit unglückli machen woll'n, ſonſt hätt' i den Sachverhalt klar g'macht. Die Offizier hätt'n ſi' a nit ſo viel draus g'macht, weil den Botſch koana leiden kann; da hat aber der Auditor die Vorunterſuchung g'führt, und hat ſo lang rumg'ſchnuffelt an der Sach und war mit mir ſo ſekant, daß i eam aa nit die ſchönſten Antworten geb'n hab'. Die Folg' war, daß ſ' mi wirkli vor a Kriegsgericht ſtell'n, und wenn's dem Auditor, dem Sakra nachgeht, ſperrn's mi a etli Monat ein, daß alles kracht. Wer ſorgt nacha während der Zeit für mei' alt's Großmuatterl im Filzlerhäusl? Die Paar Groſchen, die ihr z'rucklaſſen hab, ſan bal verbraucht und nacha verhungert's, wenn ihr nit die Maler, die öfter bei uns zurikehrn, an Almoſen geb'n."

„Das iſt freilich recht traurig," ſagte der Auditor, „aber weißt was, ich geb' dir was für deine Großmutter, das kannſt du ihr dann von München aus ſchicken. Die ſoll in keine Not kommen, wie's auch mit dir geht."

„No ſchau," rief der Burſche erfreut, „das hab i mir nit denkt, daß die Poſtbeamten ſo barmherzige Leut ſan."

„Was haſt du vorhin damit gemeint, als du ſagteſt, du wollteſt den Unteroffizier nicht unglücklich machen," fragte der Auditor. „Jeder iſt ſich doch ſelbſt der Nächſte und wenn du einen Milderungsgrund anzugeben weißt, ſo ſollſt du es nicht unterlaſſen."

Digitized by Google

„Mein Gott!“ erwiderte der Bursche, „i bring nit gern an andern ins Unglück“.

„Nun, mir kannst du es ja sagen, ich bin ja ein Postbeamter,“ meinte der Auditor.

„Ja, ja, dessel scho', bei Enka oan gilt's Postg'heimnis, dös woas i von unserm Briefträger. Was der woaß, woaß die ganz Welt. I will dir's sag'n, aber du därfst mi nit verraten und aa nit den Unteroffizier. Die Sach is so. Mein Schlafnachbar, 'n Soldaten Friesinger, is von sein Platz weg sei' silberne Uhr g'stohln worn, und dös hat neamad anders than, als der Unteroffizier Botsch. Der Friesinger hat 'n bei seiner Schlafstell rumschleicha sehgn und die Marketenderin, der er alleweil schuldi g'wesen is, hat er an demseln Tag zahlt. Dafür aber hat er mi in Verdacht bracht, als wär i der Dieb. Er hat si einbildt, an armer Filzler laßt sich alles g'falln. Da kimm i amal an an' Sunnta von der Wach ab und leg mi am Nachmittag schlafen. Mei' Uhrl, dös mir mei' Firmgöd amal g'schenkt hat, hängt ober mein Bett. Koa Mensch war im Zimmer. Auf einmal hör i d' Thür aufgehn und es schleicht sich der Unteroffizier zu mir hin. I stell mi als festschlafet, blinzl' aber dennast und seh, wie der Kampl in mein Bettgang schleicht und mit an' flinken Griff mei' Uhr in der Hand hat und damit Reißaus nehma will. I aber, nit faul, spring auf, reiß ihm d' Uhr aus der Hand und gib ihm a Watschen, an die er no' heunt denkt. In dem Augenblick macht der Feldwebel d' Thür auf.

„Um Gottswill'n,“ sagte der Unteroffizier, „mach mi nit unglückli!“ Und drauf meld't er dem Feldwebel, er hätt' nit leiden woll'n, daß i schlaf als Zimmertour und i hätt' ihm desweg'n die Watschen geb'n. I hab 'n nit verraten. I bin in Arrest komma und man hat mei' Ausred, als hätt i' halb in Schlaf ghandelt und den Unteroffizier gar nit glei dakennt, schier gelten lassen, da hat aber der Sakra von dem krummnasigen Auditor so lang einigstiert und mi Kreuz und Quer verhört, daß i halt dennast zum Kriegsgricht verwiesen worden bin. Natürli verurteiln's mi. Den Unteroffizier, der mi spater auf die Knie bitt hat, i soll'n nit verraten, woaßt, er is aus oana braven Familie, will i nit unglückli machen und für sein Leb'n schänden, und so muß i halt in Gottsnam in die hart Nuß beißen — von mir aus — mei' Ehr leid't nit drunter, aber halt mei' alt's Ahndl, um die is mir. — Schau, iätzt is mir's Zigarrl ausganga, mußt ma schon no' amal a Feuer geb'n.“

Der Auditor war in neuer Verlegenheit; er reichte dem Burschen das Feuerzeug hin.

Das geschah wieder mit halb verdecktem Gesichte; der Bursche achtete aber diesmal nicht darauf. Sie kamen jetzt an die Mangfallbrücke und vom Rosenheimer Bahnhof sah man die Gaslichter leuchten.

Der Auditor atmete leichter. Er freute sich schon auf den Augenblick, wo er dem Burschen für seine Begleitung danken konnte. In der Nähe des Bahnhofes angekommen, verabschiedete sich der Filzler, um dort bei einem ihm bekannten Wagenschieber noch einige Stunden auszuruhen.

Der Auditor gab seinem Begleiter einen Thaler, den dieser sich anfangs anzunehmen weigerte, den er aber dann doch für sein Ahndl bestimmen wollte. Ferner sagte ihm der Auditor, daß er ihn noch heute in München sehen werde. Er wolle sich selbst beim Kriegsgericht, das ja öffentlich sei, einfinden und vielleicht, meinte er, könne er ihm dabei nicht ohne Nutzen sein.

„Ja dös verstehst du nit,“ sagte der Filzler, „mit unsern Auditor laßt si nit red'n, der wenn's Verhör anfangt, nacha wird oan ganz damisch; der fragt schon so z'wider und allemal find' er was raus. Woaßt was, wennst mir an' G'falln thoa' willst, hau ihm a mal a rechte Watschen eini; du bist a Postbeamter, du wirst nacha nit wegen Subordinationsverbrechen eing'sperrt.“

„Nun, wir sprechen heut noch über die Sache,“ erwiderte der Auditor lächelnd. „Also auf Wiedersehen!“

Damit trennte er sich von dem Burschen, der sofort dem Bahnhof zueilte.

Der Auditor atmete hoch auf. Alle Strapazen dieses Tages und dieser Nacht vergaß er über dem Vergnügen, ein Abenteuer gehabt zu haben, das ihm zeitlebens in lebhafter Erinnerung bleiben mußte und das ihm Gelegenheit gab, im letzten Augenblicke einen wackern Burschen aus böser Lage zu befreien.

Es schlug zwei Uhr, als er im Gasthof zum „Kreiderer“ Einlaß begehrte. Der Hausknecht mußte ihm hoch und teuer beschwören, ihn nicht verschlafen zu lassen, sondern ihn rechtzeitig zu wecken zum Münchener Zug. Er bestellte eigens einen Wagen, um zum Bahn-

Digitized by Google

hofe zu fahren, damit er um so sicherer darauf rechnen konnte, daß man ihn gehörig wecke. Der Zug ging um 5 Uhr 50 Minuten ab, er hoffte also noch drei Stunden schlafen zu können. Aber schon im Bette, ließ es ihm doch keine Ruhe. Er durfte nicht zu spät kommen!

Wie aber wach bleiben? Er erinnerte sich an Mosers „Stiftungsfest", an die Szene, in welcher der alte Herr die Gießkanne in der Hand hält, um sich vor dem Einschlafen zu sichern, da ihn die fallende Gießkanne stets wieder aufweckte. Die Nutzanwendung dieses Schwankes war jetzt, daß er den großen gläsernen Wasserkrug in die Hand nahm, während er mit der andern Notizen in sein Buch machte, die auf die Erzählung des Filzlers Bezug hatten. Er schrieb lange — aber plötzlich klirrte es doch — der Wasserkrug lag zerbrochen auf dem Boden. Er hatte in der That einschlafen wollen. In dem Nebenzimmer hörte er über diese Nachtruhestörung fluchen.

Jetzt hielt es unser Auditor fürs beste, im Zimmer auf und abzugehen. Er vergaß jedoch, seine Stiefel auszuziehen. Zehn Minuten mochte er auf und abgewandelt sein, da klopfte es an der Nebenthüre.

„Sind Sie des Teufels? hörte er fragen; „lassen Sie wenigstens die andern Menschenkinder schlafen, wenn Sie das tolle Wandelfieber haben!"

Der Auditor fand, daß der Nachbar recht habe und zog seine Stiefel aus. In Strumpfsocken wandelte er dann weiter, oft mit geschlossenen Augen, aber wenn er an einem Tisch oder Stuhl anrannte, wachte er glücklich wieder auf, und so wandelte er in den grauenden Morgen hinein.

Um vier Uhr ging die Sonne auf und jetzt litt es ihn nicht länger mehr im Gasthofe. Er eilte fort zum Bahnhofe und setzte sich dort in der Restauration I. Klasse ganz versteckt in eine Ecke, damit er ja von seinem nächtlichen Begleiter nicht gesehen werden könne und löste sich ein Billet II. Klasse, um nicht zufällig im Waggon mit diesem zusammen zu treffen. Punkt 5 Uhr 55 Minuten ging der Zug ab, und jetzt schlief der vielstrapazierte Auditor, bis der Kondukteur in das Koupee hereinschrie: „München!"

III.

Das Kriegsgericht war Schlag neun Uhr versammelt. Der Auditor in Uniform, den Schiffhut in der Hand, sah auffallend blaß aus und seine Augen waren geschwollen.

„Sie sind krank!" sagte der dem Kriegsgerichte vorstehende Oberstleutnant zu ihm. „Sie sehen ja ganz schrecklich aus!"

„O, mir ist ganz wohl," entgegnete der Auditor. „Ich habe nur heute Nacht viel für die heutige Verhandlung nachzuarbeiten gehabt."

„Ah bah," machte der Oberstleutnant, „Sie wären derjenige, der auf die letzten Stunden etwas verschöbe. Wahrhaftig, wenn Sie krank sind, verschiebe ich das Kriegsgericht auf einen andern Tag."

„Warum nicht gar," sagte der Auditor. „Denken Sie nur, die vielen Zeugen — die Herren Richter. — Glauben Sie, ich möchte wegen einer kleinen Uebernächtigkeit so viele Umstände machen? Nein, nein, wenn es Ihnen gefällig wäre — ich erhielt soeben Meldung, daß sämtliche Zeugen und der Angeschuldigte gegenwärtig sind — so könnten wir beginnen."

„Wenn Sie aber über den Stuhl hinabfallen?" fragte der Oberstleutnant lächelnd.

„Ich werde fest sitzen," versicherte der Auditor, „und Sie werden sehen, wie ich meiner Funktion treu und gewissenhaft nachkommen werde."

Der Vorsitzende und die Richter nahmen ihre Plätze ein. Ersterer hielt eine kurze Ansprache, dann erfolgte die Beeidigung, die Zeugen wurden vorgeführt und dann in das Zeugenzimmer verwiesen. Der Angeklagte wurde durch eine Ordonnanz hereingeführt.

Der Auditor konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er den robusten Burschen vor sich hintreten sah. Aus dem feindlichen Blicke, den der Filzler auf ihn warf, merkte er, daß dieser kaum eine Ahnung habe, wen er heute Nacht durch das Pangerfilz geführt.

Der Auditor begann nun das übliche Verhör. Der Mann blieb bei seiner ersten Aussage, er behauptete, nur im Halbschlaf den Unteroffizier geohrfeigt zu haben. Mehrere Zeugen sagten dann aus, daß Pangerer auf den Unteroffizier schon längere Zeit einen „Pique" gehabt und öfters geäußert habe: „Der kriegt amal oane von mir, daß er an mi denkt!"

Fraglicher Unteroffizier Botsch selbst wurde nicht beeidigt. Er deponierte ebenfalls, wie in der Voruntersuchung, ließ aber in Zweifel, ob

Digitized by Google

Pangerer im Halbschlafe gehandelt habe oder nicht. Das Zeugenverhör ward beendigt und der funktionierende Staatsanwalt begründete die Klage und beantragte eine Schuldigsprechung des Verbrechers gegen die Subordination und eine einjährige Gefängnisstrafe.

Der arme Filzler wurde bei diesem Antrage kreideweiß. Der Auditor wußte, daß er jetzt an seine Großmutter denke. Bevor noch der Verteidiger seine Rede begonnen, bat der Auditor, da sich neue Umstände zum Vorteile des Angeklagten ergeben hatten, noch einige Fragen an den Hauptzeugen, den Unteroffizier Botsch, richten zu dürfen; ebenso an den Soldaten Friesinger.

„Unteroffizier Botsch," sagte er alsdann zu diesem, „Sie haben den Antrag des Herrn Staatsanwalts gehört. Der Soldat Pangerer soll zu einem Jahr Gefängnis verurteilt werden. Denken Sie darüber nach, ob Ihnen nichts einfällt, was die That dieses Soldaten mildern könnte."

Der Unteroffizier schüttelte verlegen mit dem Kopfe.

„Nichts?" fragte der Auditor weiter. „Es mag sein, daß Sie irgend eine Schuld ihrerseits verschweigen, um sich nicht zu kompromittieren und nicht selbst unglücklich zu werden. Aber das ist unmoralisch, das ist im höchsten Grade feig, wenn ein andrer ehrlicher Mann darunter leiden soll, ein Mann, der die einzige Stütze seiner alten Großmutter ist, die ohne seine Hilfe verhungert, der, wie sein Leumund uns sagt, noch keinerlei Strafe erhalten hat und nur als ein „hitziger" Bursche bezeichnet wird, ein Mann sage ich, der gewiß die Hochachtung aller verdient, wenn man erfährt, daß er sich für einen Unwürdigen aufopfert."

Der Auditor hatte dieses mit feierlicher Stimme gesprochen, der Pangerer Hans glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen. Bei Erwähnung seiner Großmutter konnte er sich der Thränen nicht erwehren.

„Ja, ja," sagte er, „für die arm Ahndl is's hart. Wie aber wißt's dös alles - i hab nix g'sagt?"

Im Kriegsgerichte machte sich eine große Unruhe bemerkbar.

„Sie sind doch gesünder, als ich gedacht habe," sagte der Oberstleutnant leise zu dem neben ihm sitzenden Auditor. „Schießen Sie nur los, wenn Sie etwas wissen. Der Duckmäuser von einem Unteroffizier macht ohnedies einen schlechten Eindruck auf mich."

Der Auditor nahm zur Stärkung eine Prise Tabak, dann wandte er sich wieder an Botsch und fragte abermals: „Also Sie haben nichts einzugestehen?"

„Nein," antwortete der Gefragte frech.

„Nun, so will ich Ihnen etwas erzählen," fuhr der Auditor fort. „Am Lichtmeßtag hat Sie die Marketenderin zur Zahlung einer Schuld geplagt und Ihnen mit Klage beim Herrn Hauptmann gedroht. Sie hatten morgens kein Geld, nachmittags aber bezahlten Sie die Frau. Wo nahmen Sie das Geld her?"

„Von meinen Verwandten," antwortete der Unteroffizier.

„Ich weiß es besser," sagte der Auditor; „Sie verkauften eine Uhr."

Der Unteroffizier wurde jetzt bleich bis in den Mund hinein.

„Warum werden Sie so bleich?" rief der Oberstleutnant. „Gestehen Sie ein, es ist so."

„Ja," sagte der Unteroffizier, „ich verkaufte meine Uhr."

„Also haben wir Sie schon auf einer Unwahrheit ertappt," fuhr der Auditor fort. „Erst sagten Sie, Sie hätten das Geld von Ihren Verwandten bekommen, jetzt gestehen Sie ein, daß Sie Ihre Uhr verkauften. Ich weiß aber, daß die Uhr nicht Ihr Eigentum war. Sie haben dieselbe dem Soldaten Friesinger weggenommen, wenn Sie wollen, gestohlen."

„Auf Ehr und Seligkeit, ja so is's!" rief Friesinger.

„Und weiters wollten Sie Ihre verwerfliche Industrie bei dem Angeklagten hier versuchen. Während Sie ihn schlafend glaubten, schlichen Sie sich an sein Bett, nahmen die Uhr von der Wand und sie wäre gleich derjenigen Friesingers versilbert worden, wenn nicht Pangerer Sie gepackt und Lynchjustiz an Ihnen geübt hätte. Ist es nicht so?"

Der Unteroffizier konnte kein Wort erwidern, er wankte, man mußte ihn zum Stuhle führen.

„Gestehen Sie!" rief jetzt der Oberstleutnant. „Es kann Ihre Sache nur mildern, wenn Sie ein offenes Bekenntnis ablegen. Ist es so?"

„Ja," sagte der Unteroffizier mit gebrochener Stimme, dann mußte er aus dem Saale geführt werden. Der Auditor beantragte dessen Verbringung in Untersuchungshaft.

Digitized by Google

Pangerer ſah den Auditor mit unendlich dankbaren Blicken an. Auf ſeinem Geſichte las man die Frage: „Woher weiß denn der alles?“

Der Staatsanwalt bat wieder ums Wort und motivierte ſeinen Antrag dahin, daß er wegen mildernder Umſtände die Strafe des Angeklagten auf einen Monat reduziere. Der Verteidiger aber nahm den Gedanken des Auditors auf und ſtellte den Charakter des Pangerer ſo ſchön und rührend hin, daß es gar nicht wunder nahm, als bei der Abſtimmung über Schuldig oder Unſchuldig die weitaus meiſten Stimmen das letztere verlangten, und der Oberſtleutnant dieſes dem Pangerer feierlich und freudig verkündete.

Der überglückliche Burſche trat jetzt zu dem Auditor hin und wollte ihm die Hand küſſen.

„Sagt's mir doch, woher's alles a ſo guat g'wußt habt's?“ fragte er.

„Woher?“ entgegnete der Auditor lachend. „Von dir ſelbſt.“

„Von mir? I hab zu Euk und zu neamad a Sterbenswörtl g'ſchnauft —“

„Zu gar niemanden?“ fragte der Auditor. „Ich hab' es erſt heute nacht erzählen hören.“

„Heunt nacht? Wo?“ fragte der Burſche, den Auditor ſcharf anſehend.

„Im Pangerfilz,“ erwiderte dieſer.

„Ja, dös is wahr,“ entgegnete überraſcht der Burſche. „I hab's an' Poſtbeamten anvertraut und ſchau, er hat mir's ſo gewiß verſprochen, daß er nixi plauſcht.“

„Er hat mir's ja nur als Poſtgeheimnis anvertraut,“ lachte der Auditor. „Wär' ich mit meiner krummen Naſe bei dir geweſen, du hätteſt mich wahrſcheinlich in deiner Wut in einen Tümpel geworfen.“

„Jeſſes!“ rief jetzt Hans ſich vergeſſend, „der Poſtbeamte biſt du ſelm g'weſen! Ja, ja, die krumme Naſen is mir heunt nacht ſchon aufg'falln! Verzeiht's mir halt! Daß 's Ös a ſolchener braver Mann ſein könnt's, dös hätt' i von an' Auditor nit denkt und der Pangerer Hans und ſei' Ahndl wern mit Dank und Freudigkeit an Enk denken.“

Der Auditor reichte ihm die Hand. Sämtliche Offiziere, voran der Oberſtleutnant, welche dieſe Unterhaltung höchlich ergötzte und die dann durch den Auditor noch das Nähere erfuhren, ſteuerten zuſammen, damit Hans ſeiner Ahndl einen Zehrpfennig heimbringen könne. Dann verließ er mit Thränen in den Augen, dem Auditor nochmals die Hand drückend, den Saal.

„Alſo von einer mißglückten Landpartie kommt Ihr ſchlechtes Ausſehen her?“ ſagte lachend der Oberſtleutnant zum Auditor. „Da kommen Sie nur gleich mit zu „Grodemange“ (Weinreſtauration), damit Sie bald wieder zu Kräften kommen.“

„Mißglückt nennen Sie die Landpartie?“ antwortete der Auditor. „Es war die glücklichſte Partie, die ich in meinem Leben gemacht: ich konnte einem ehrlichen, braven Menſchen Hilfe bringen und um dieſen Preis riskierte ich noch manche Wanderung in das Pangerfilz!“

Der Pangerer Hans wurde kurz darauf auf Verwenden des Auditors bei der Eiſenbahn angeſtellt, wo er ſich ſo viel verdiente, daß er um ſeine alte Großmutter nicht mehr in Sorge zu ſein brauchte. Oft äußerte er: „Bei mir is 's Glück im Schlaf komma und bracht hat mir's oana, den i niemals hab leiden könna, für den i aber iätzt jede Stund mei' Leb'n laſſet — der vergangene Auditor!“

Pangerfilz

Zu Schutz und Trutz.

„Zu Schutz und Trutz“ wie scharf und schneidig das klingt. Braucht's da noch weitschweifiger Erläuterungen über das was wir unter dieser Devise zu bringen gedenken? Kampf soll's sein, lustiger fröhlicher Kampf: zum Schutz des Guten, zum Trutz dem Bösen. Wo immer Gutes angegriffen wird, oder unterzugehen droht in bewegten Zeitläuften, an dieser Stelle soll es seine Knappen und Ritter finden, die mutig für seine Existenz vom Leder ziehen, wo immer das Schlechte oder Lächerliche sich breit macht, mit kräftigem Schwerthieb oder schallendem Pritschenschlag soll es an dieser Stelle bekämpft werden. Jedes Gebiet denken wir zu streifen, vom kleinsten bis zum größten, reinigend und helfend, fördernd und bessernd. An mutigen hiebgewandten Kämpen fehlt's nicht, eine stattliche Zahl der Besten hat sich zusammengethan, kampflustig und schlagbereit, alle für einen, einer für alle. Niemand soll wissen, wer sie sind, aber Jeder fühlen, daß sie das Beste wollen und wer nur immer eine Klage vorzubringen hat, die allgemeine Verhältnisse betrifft, er sei geladen, sie wird Gehör finden: dem Guten zum Schutz, dem Bösen zum Trutz!

Den „Besser-Unterrichteten“ zum Trutz!

Ihr kennt sie alle, die der Titel nennt, wenn Euch wohl auch der Name fremd ist, der dafür gewählt wurde. Aber ich weiß keinen bessern, als diesen, der freilich auch eine Auszeichnung sein könnte, während er doch eine Spezies von eitlen und ungebildeten Thoren bezeichnen soll. Nun, das ist ja nicht selten in dieser Welt, daß die Thoren und Narren zu besonderen Ehren kommen, die allerdings dadurch in den Augen der Verständigen meist ihren Wert verlieren. Wenn ich hier diese „Besser-Unterrichteten“ im bösen Sinne, diese Räuber vieler der besten Genüsse brandmarken und in ihrer Jämmerlichkeit kennzeichnen will, so muß ich vorher bekennen, daß ich nicht jene objektive Ruhe besitze, die von menschlichen Fischseelen als das Ideal der Geistesverfassung gerühmt wird. Nein, im Gegenteil, ich habe einen grimmigen Zorn auf die Genannten und als ich aufgefordert wurde, mich an den Beiträgen zu Schutz und Trutz zu beteiligen, da habe ich mir vorgenommen, sie zuallererst der verdienten Strafe teilhaftig werden zu lassen.

Die Gattung der „Besser-Unterrichteten“ ist teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts und entwickelt ihre unangenehmen Eigenschaften, von Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit und Ueberhebung getrieben, ohne jede Rücksicht auf das Alter. Zu ihren Lieblingsaufenthaltsorten gehören die Theater und Konzertsäle und wehe, dreimal wehe dem Unglücklichen, der sich in ihrer Nähe befindet. Je nach der größeren oder geringeren Prätension, mit der sie auftreten, sprechen sie vorzugsweise in Zischlauten oder mit gedämpftem Tone und gewichtigem Pathos.

Digitized by Google

Sie wissen alles, sie kennen alles, sie berichten über alles, sie nehmen dir jede Ueberraschung, lenken deine Aufmerksamkeit von dem Hauptsächlichen aufs Nebensächliche und ermüden dich durch ihren aufdringlich vorgebrachten Wissenskram.

Man spielt im Konzert ein Stück Wagners und du kannst sicher sein, Citate aus allen Schriften des Oesterlein'schen Wagnerkatalogs zu vernehmen. Du bist unglücklich genug, eine allgemeine Bemerkung darüber zu machen, in der vielleicht der Name Gluck vorkommt und ohne Zweifel zieht der „Besser-Unterrichtete" eine Parallele, die er spielend rückwärts verlängert und ehe du es merkst, bist du im Netz einer operngeschichtlichen Vorlesung gefangen, daß dir Hören und Sehen vergeht. Zwiefach Bedauernswerter, wenn du unbeteiligt dabei sitzest und all die schiefen Urteile, die falschen Daten mit hinnehmen mußt, mit der in kühner Unverfrorenheit der „Besser-Unterrichtete" seine armen Opfer martert.

Und erst im Theater! Saß ich neulich in Baireuth bei der ersten Parsifalaufführung, weit hergekommen, um nach langen künstlerischen Fasttagen ein köstliches Festmahl zu halten. Aber die Rechnung war ohne die in Fett und Entzückung zu gleichen Teilen schwimmende Dame vor mir gemacht, welche den Proben hatte beiwohnen dürfen und nun jedes Leitmotiv, jede Handlung, jeden Dekorationswechsel, jeden Beleuchtungseffekt mit einem „jetzt kommt das und das" signalisierte. Auf diesem monotonen Untergrund geistloser Bemerkungen führte sie dann noch zum Ueberfluß ein kühnes Arabeskenwerk persönlicher Erlebnisse, intimer Mitteilungen über die Künstler, bevorstehender fürstlicher Besuche und was weiß ich, in den grellsten Farben und mit einer dem Musikstücke angepaßten Modulation aus, welche die so glückliche Neuerung des gedeckten Orchesters aufrichtig bedauern ließ.

Aha! Ihr seufzt verständnisinnig und erinnert Euch zahlloser ähnlicher Erlebnisse. Aber wie diese „Besser-Unterrichteten" mundtot machen? Ich weiß kein anderes Mittel als sie gänzlich zu ignorieren, keinerlei Notiz von ihrem Geschwätz zu nehmen und wo das nichts hilft, ihnen derb die Wahrheit sagen und energisch den Mund verbieten.

Auf groben Klotz ein grober Keil!

Juvenalis Germanicus.

Unser Hausgarten.

Von Otto Hüttig.

Die Blumenpflege gehört zu den dankbarsten und lohnendsten Beschäftigungen, aber mit gutem Willen, Aufmerksamkeit und Sorgfalt allein ist es noch nicht gethan, es gehört auch eine Reihe ganz bestimmter Kenntnisse und Erfahrungen dazu, ohne die das Resultat ein unbefriedigendes wird. Besonders aber ist dies bei der Kultur vieler besseren Lieblingsblumen der Fall, über deren Pflege und Behandlung der Fachmann aus Laienkreisen oft mit Fragen angegangen wird. Einige dieser Fragen zu beantworten und auch sonst dem Blumenfreund nötige Winke zu geben, soll nun der Zweck nachfolgender Zeilen sein. Nicht besser aber glauben wir unsere Bemerkungen beginnen zu können, als mit einigen Nachrichten über die überall so gern gesehenen

Cyklamen

gewöhnlich Alpenveilchen genannt.

Der Name Cyklamen ist herzuleiten von den Wörtern Kiklamis oder Kiklaminon (Saubrot mit runden Knollen) und Kyklos (Kreis). Die Pflanzen gehört zur Familie der Primulaceae Vent. — Einige Arten dieser Gattung waren längst bekannt,

Edelweiß.

in den Gärten zog man aber gewöhnlich nur Cyclamen persicum Mill. von der Insel Cypern, mit weißen, auch wohl mit purpurroten oder weiß- und rotgefleckten Blumen; die mehr einheimischen Arten C. europaeum L., in Mitteleuropa wild wachsend, und C. Coum Mill. beachtete man kaum. — Neuerdings sind aber durch Kreuzungen und bessere Pflege herrliche Sammlungen entstanden, und die Alpenveilchen, wie der Volksmund sie nennt, sind Modeblumen geworden; sie verdienen das um so mehr, als ihre Kultur beinahe mühelos ist und sie auch als Zimmerpflanzen gut gedeihen.

Die Pflanze besteht aus einer scheibenartigen Knolle mit den Wurzeln, den meist schöngezeichneten Blättern und den zwischen letzteren hervorbrechenden Blüten. — Die Vermehrung geschieht leicht aus Samen, den man im September bis spätestens Januar in halbwarmem Beete oder Hause in flache Schalen mit sandiger Heide- und Lauberde auf gutem Wasserabzuge (Scherben-Unterlage) aussät, dünn mit Erde bedeckt, der feingehacktes Moos beigemischt ist, und stets feucht hält; die bald erscheinenden Pflänzchen werden wiederholt verstopft (pikiert), dann in kleine, später in mäßig große mehr flache als tiefe Töpfe gepflanzt, ohne sie im ersten Jahre zur Ruhe kommen zu lassen, was am besten gelingt, wenn man sie fortwährend auf nicht zu starker

Digitized by Google

Bodenwärme hält. Auch kann man einzelne Blätter mit kleinen Stückchen der Knollen herausschneiden: sie bilden unter einer Glasglocke im Warmhause oder warmen Zimmer, nahe am Fenster, schnell Wurzeln und sind im übrigen als Stecklinge zu behandeln.

Gewöhnlich nach Verlauf eines Jahres blühen die Knollen und zeigen nach der Blüte durch Welken der Blätter das Bedürfnis nach Ruhe an; sie müssen dann in den Schatten gestellt und ziemlich, aber nicht ganz trocken gehalten merden. Wenn die Knollen anfangen, von neuem Blätter zu treiben, gewöhnlich Mitte August, versetze man sie nach Entfernung aller toten oder beschädigten Wurzeln in größere Töpfe mit gutem Wasserabzug und in Heide- und Lauberde mit wenig Sand, denen man Kalksteinbrocken und auch ein wenig mürben Lehm beifügen kann; frische Düngerteile dagegen sind schädlich.

Bei den Cyklamen unterscheidet man Arten mit über der Erde wachsenden Knollen, wie C. persicum, Coum und latifolium, von denen, die sich oben und unterhalb der Knolle bewurzeln, wie hederaefolium und latifolium; die ersteren werden beim Verpflanzen auf, die letzteren in die Erde des Topfes bezw. des freien Landes gesetzt. — Während der Blütezeit und während des Wachstums älterer Pflanzen stelle man die Cyklamen halbschattig auf, im Winter dicht unter den Fenstern des Kalthauses, im Zimmer am Fenster oder zwischen den Doppelfenstern. Das Gießen geschieht am besten vermittelst eines Untersatzes.

Gewöhnlich werden die Cyklamen in Töpfen gezogen; wir möchten aber darauf aufmerksam machen, daß die aus dem südlichen Europa stammenden Arten bei uns, auch im nördlichen Deutschland, unter einer leichten Laub- oder Moosdecke den Winter ganz gut aushalten. Sie entwickeln im freien Lande einen ebenso prächtigen Flor als in Töpfen, und einige Arten bilden durch ihre schöngezeichneten, auch wohl silberbunten Blätter einen Teppich, der in kurzgehaltenem Rasen von wunderbarem Effekt ist. Man pflanze sie in halbschattiger Lage am Rande von Gesträuchgruppen, in besondere, im Rasen ausgeschnittene Gruppen oder auch auf der Nordseite künstlicher Felsen- und Steinpartieen, am besten in oben angegebene Erdmischung auf gut durchlässigem Boden.

Zur Verwendung im freien Lande empfehlen wir die Arten Cyclamen neapolitanum Ten., latifolium Sibth., repandum Sib. und Coum Mill; sie sind bei Herrn Otto Mann in Leipzig gut und preiswürdig abgebbar. Von den Arten für die Topfkultur ist C. persicum Mill. die beliebteste, und sind von ihr prachtvolle Varietäten erzielt worden, unter denen die oben dargestellte, splendens, eine der schönsten sein dürfte. Sie ist bei Kunst- und Handelsgärtner Volkmar Döppleb in Erfurt vorrätig, dessen neuestem Katalog auch die Abbildung entnommen ist.

Alpenveilchen.

In ähnlicher Weise wie das Alpenveilchen kann auch

das Edelweiß

Gnaphalium Leontopodium L. (Leontopodium alpinum R. Br.),

angezogen werden, indem man den Samen im September unter Glas aussät, die jungen Pflänzchen wiederholt pikiert und im ersten Winter unter Glas nicht zu kalt und nicht zu naß hält, denn sie sind gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich. Später ist die Pflanze, das Ziel und der Stolz der Touristen in den hohen Alpen der Schweiz, auch wohl im Salzburgischen, im Freien zu halten, am besten auf gut durchlassendem Boden, auf einer Gruppe von Kalktuff und dergl. auszupflanzen, wo selbstverständlich die Wurzeln reichlich mit kalkhaltiger Erde zu umgeben sind; auch im gewöhnlichen Gartenboden gedeiht das Edelweiß, obwohl es überall die schöne weiße Farbe bald verliert, wodurch es sich in den Alpen so sehr auszeichnet. — Die Anpflanzung geschieht am besten im September. — Samen und Pflanzen von Edelweiß sind bei der obengenannten Firma Volkmar Döppleb vorrätig, deren Katalog auch diese Abbildung entnommen ist.

Digitized by Google

Leiden eines Landschaftsmalers.

Auf der Bergspitze.

Vor der Stadt.

Digitized by Google

Humoreske von A. Oberländer.

Auf dem Lande.

Auf der Alm.

Digitized by Google

Trachten der Zeit.

Neues aus der Herbst-Saison.

Von Ida Barber.

Vorbei ist es gar bald mit dem üppigen Grün, dem Blumen- und Früchteschmuck der Natur, vorbei auch mit den leichten duftigen Hüllen, den blumendurchwirkten Bast- und Foulardkleidern, den leichten Spitzenhüten, den graziös geschlungenen Fichus und Schärpen, die unsre Damen so trefflich kleideten. Das am Boden raschelnde Laub, die leeren Felder, die in gelbrotem Blätterschmuck schillernden Wälder mahnen uns, da Mutter Natur bereits Herbsttoilette angelegt, auch an die unsrige zu denken; der Wechsel in der äußeren Erscheinung ist uns eine Art Lebensnotwendigkeit geworden, wir würden uns unschön und abgeschmackt vorkommen, wollten wir von Saison zu Saison gleiche Trachten behalten.

Fig. 1. Fig. 3.

Die Herbstmoden unterscheiden sich zwar in diesem Jahre nicht wesentlich von den im Sommer gültigen. Man trägt nach wie vor Schnebben- und Panzertaillen, enge Aermel, kurze, anliegende Röcke, vom Stoff der Robe gefertigte Fichus, freistehende Hüte, hohe Handschuhe; dennoch ist in der Stoffwahl, in der Art des Ausputzes eine nicht unwesentliche Veränderung bemerkbar, die sich vermutlich bei vorschreitender Saison noch mehr herausbilden dürfte.

Die im Frühjahr und Sommer so beliebten Stickereien sind durch seidenreiche Samte, durch gemusterte Moirees oder in Perlen glänzende Besätze fast ganz verdrängt. Leichte Posamenterieen mit länglichen Grelots, stufenartig gesetzte Samtbänder oder mit Soutache ausgenähte Bordüren werden mit Vorliebe zu Wollkleidern verwendet; für seidene Roben sind Spitzen und Samt in ihr altverbrieftes Recht wiederum eingesetzt worden. Die Blumen der Points d'aiguilles und spanischen Blonden umnäht man gern mit mattgeschliffenen Perlen; Atlasperlen in der Farbe des Stoffs werden dagegen dem Stoff der helleren Gesellschaftsroben in kleinen Pleinmustern aufgenäht.

Für Promenaden- und Hauskleider dürften sich die dicken seidenen Schnüre, mit denen man die Umrandungen, die Seitennähte und die abstehenden Lamballekragen abzugrenzen pflegt, empfehlen; farbig seidene Passepoils (rot, blau, goldgelb) werden dagegen mit Vorliebe zu schwarzen Woll- oder Seidenkleidern verwendet.

Fig. 6 zeigt uns eine moderne, aus havanafarbenem Tuch gefertigte Straßentoilette deren einfacher aber recht effektvoller Ausputz nur aus dunkelbraunen Brandenburgs besteht, die vorn zu beiden Seiten der herzförmig offnen Taille und rechts und links am Vorderblatt des Oberrocks angebracht sind. Das Unterkleid ist aus dunkelbraunem Seidenstoff gefertigt und nur da sichtbar, wo der Ueberwurf geschlitzt und durch Schnüre wieder zusammengehalten ist. Der Rock fällt nach unten weit aus und ist entweder mit steifem Roßhaarvolant oder mit 1—2 Stahlreifen unterstützt. — Man fängt ganz bescheiden und fast verschämt an, der Herrschaft der Krinoline vorzuarbeiten und wenn schon sie vielleicht in diesem Jahre noch nicht als Siegerin auftritt, so deutet doch alles darauf hin, daß das Jahr 1883 keine Modedame ohne Fischbein- oder Stahlrock sehen wird.

Fig. 2 zeigt uns ein gleichfalls mit etlichen

Digitized by Google

Roßhaarlagen unterſetztes Koſtüm, das, wie es die moderne Tracht erfordert, namentlich in der Hüftgegend ſtark gebauſcht iſt. Der Rock iſt bis hinauf in daumenbreite Quetſchfalten gelegt, deren jede in Entfernung von ½ Zentimeter mit erbſengroßen Knöpfen bis oben hin beſetzt iſt. Ueber den am Saume des Rockes ſitzenden Volants gleichartige Knopfreihen. Die Taille hat einen bauſchigen Schoß, der nach hinten den den Rock garnierenden Puffen eingereiht iſt; rechts und links ſind ſtark gekrauſte Anſatzteile, die der Figur die für dieſes Koſtüm erforderliche Rundung geben. Der die Taille deckende Schulterkragen iſt gleichfalls vorn gekrauſt und durch Schleifen gehalten.

Charakteriſtiſch für die diesjährige Herbſttracht iſt die auf Fig. 5 ſkizzierte Taille, die ſtatt der Knopflöcher Schnüröſen zeigt. Es iſt in der That eine kleine Geduldprobe, da rechts und links durch ca. zwanzig Schnürlöcher hindurchzufahren, hernach die Schnüre anzuziehen, doch was thut man nicht, wenn Dame Mode eine noch ſo widerſinnige Tracht als neu hinſtellt? Das Koſtüm iſt aus türkiſchem Wollſtoff gefertigt (unmoderne Shawltücher laſſen ſich ſehr gut in dieſer Weiſe verwerten), mit breiten, in Pliſſees gelegten und unten als Volant ausfallenden braunen Taftſtreifen beſetzt.

Fig. 1. Fig. 2.

Bequemer iſt der Taillenſchluß an dem in Fig. 4 dargeſtellten Koſtüm. Das mit quergehenden Faltendraperieen garnierte Jackett iſt vorn mit halbmondförmigen Eicheln geſchloſſen, denen ſich rechts und links ſogenannte ungariſche Schnüre anreihen. Letztere ſind ſehr beliebt und gelten als einfacher und gleicherzeit eleganter Taillenſchmuck.

Die Vorder- und Seitenbahnen des Rockes ſind bis oben hinauf mit ſchmalen, aufeinanderfallenden Pliſſees gedeckt, nach hinten iſt der Rock reich trouſſiert und mit unterſetzter Tournüre gearbeitet.

Eins der einfachſten und deshalb zumeiſt beliebten Straßenkoſtüme iſt das in Figur 3 dargeſtellte. Das Jackett, das ſich vorn auf einem weſtenartigen Einſatzteil öffnet, iſt ringsherum mit handbreiten Taftſtreifen, die mit ſchmalen dunklen Samtbändern beſetzt werden, garniert und zeigt einen halboffenen Kragen mit gleichem Ausputz. Der Rock iſt bis zur Kniehöhe mit breitem Pliſſee, das oben wiederum durch einen mit Samtbändern gedeckten Streifen abgegrenzt iſt, garniert; über dieſem Streifen iſt der Rock bis hinauf gefaltet.

Statt der Regenmäntel und kurzen Paletots trägt man heuer die in Fig. 1 veranſchaulichten Ueberröcke, zu deutſch — Redingotes genannt. Man fertigt ſie entweder vom Stoff des Kleides, aus hellem Sommertuch, klein karriertem Plaidſtoff oder ſchwerem Poult de soie. Die eleganten Formen ſind vorn offen und zu beiden Seiten der Vorderteile reich mit ſchwarzem Samt oder gezogenem Taft garniert. Den Taillenſchluß bildet eine große, mit langen Enden verſehene Maſche oder eine breite Metallſchnalle.

Mehr als ſonſt neigt man in dieſem Jahre dazu, den Umſchlagtüchern, den leichten Shawls, den wollreichen Plaids einen Platz in der modernen Toilette zu gönnen. Jahre hindurch trug man nur Paletots, Mäntel, Havelocks, jetzt ſieht man ſelbſt die eleganteſten Damen nicht nur wie ſeither in den Bädern abends, ſondern auch an kühleren, herbſtlichen Tagen in Tücher und Plaids gehüllt.

Die guten indiſchen und türkiſchen Shawls dürften gar bald wieder ein Modeartikel werden, nächſt dieſen die orientaliſchen, mit Gold- und Silberſtreifen durchwirkten bunten Wolltücher, wie auch die ganz aus farbigem Spitzenſtoff gefertigten großen ſeidenen Shawls, die das denkbar Vollendetſte ſind, das wir ſeither in dieſem Genre hatten. Sie ſind warm, anſchmiegend, laſſen jede Körperform zur Geltung kommen und ſind auf ein Minimum zuſammenlegbar, ſo daß man ſie, obgleich ſie 1½ Quadratmeter groß ſind, bequem in der Taſche bei ſich führen kann.

Im Maison au magnet, das ſeine Anziehungskraft für die elegante Wiener Damenwelt andauernd bewährt, da es die in Paris und London erſcheinenden Nouveautees gleichzeitig dem deutſchen Markte zuführt, ſahen wir dieſe „Draps zephyres“

genannten Hüllen zuerst. In purpurblau und purpurrot sind sie von wunderbarer Schönheit; in braun, violett, dunkelblau oder schwarz fallen sie weniger auf, zählen aber mit zu den elegantesten Neuheiten der Saison. In vorgenanntem Hause ist auch eine Kollektion orientalischer, mit Goldfäden durcharbeiteter Wollshawls ausgestellt, die sich allgemeinsten Beifalls erfreut. Von dem dunklen Fond heben sich die gut abschattierten Querstreifen äußerst wirkungsvoll ab. Dem solideren Geschmack dürften die aus feiner Angorawolle gewebten einfarbigen Doppelshawls mehr entsprechen; sie sind mit breiter à la macramé geknüpfter Franse umrandet und werden sowohl in Dreieck- wie in Shawlform getragen. Persische Tücher, vorwaltend in dunklen Mustern, sieht man zu reizenden Talmas verarbeitet, mit breiten Samtstreifen oder Grelots besetzt.

Fig. 5. Fig. 6.

Für die modernen Herbsthüte wird wiederum viel Perlen- und Federschmuck verwendet. Die solideren Formen sind vorn geschweift, hinten mit hochstehendem Samtbügel; die auffallenderen Façons haben einen weiten, dreifach eingebogenen Schirm, der mit farbiger Seide unterfüttert, mit Perlgehängen umrandet und in den Biegungen mit dicht garnierten Blumen gefüllt ist. Die Hutbarben werden meistenteils aus leichtem Spitzen- oder Gazestoff, auch aus Taffetas glacé, den man doppelt nimmt und unten ausfranst, gefertigt. Aus kleinen Streublümchen zusammengesetzte Fransen garnieren gar oft den Rand der Hüte, der Barben, der oben aufgarnierten Schleifen; eine eigentliche Modefarbe hat sich noch nicht geltend gemacht. Schwarze Tüllhüte mit hochroten, hellblauen, goldgelben Federn und echten Spitzen werden viel getragen; in Stahlperlen ausgenähte Façons sind gleichfalls beliebt, da sie zu jeder Toilette passen; die eigentliche Modedame legt indes auf den sogenannten Entoutcas wenig Wert, sie hat zu jedem Kleide ihren passenden Hut, Schirm, passende Handschuhe, Stiefeletten, ja selbst der Schmuck, die Farbe der Steine, muß sich harmonisch dem Ganzen einen.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **L. von Pröpper.**

Sardellen-Eier. Man schäle hart gekochte schöne große Eier, schneide sie der Länge nach durch und nehme vorsichtig, um das Weiße nicht zu verletzen, das Gelbe heraus; vermenge dieses mit etwas recht dicker Anschovis-Sauce und forme sie zu runden Kugeln wie Dotter, lege je eine zwischen zwei Eiweißhälften, schließe diese und serviere die Eier über einer konsistenten Mayonnaise-Sauce als Vorspeise (Hors-d'œuvre) oder benutze sie zum Garnieren von Salat, Spinat oder Sauerampfer-Püree.

Die Anchovis-Sauce kauft man meistens beim Delikatessenhändler, kann sie aber auch selbst bereiten, indem man fein gestoßene Sardellen mit etwas Wasser solang über dem Feuer rührt bis sie geschmolzen sind, streicht sie dann durch ein Sieb, vermischt sie mit ein wenig spanischem Pfeffer und bewahrt es in kleinen Fläschchen. Auf ein Dutzend Sardellen rechnet man einen Eßlöffel Wasser und eine Vierteldrachme (1 Gramm) Pfeffer.

Wildgeflügel-Suppe. Man brate eine Wildente in Butter, löse, wenn sie erkaltet ist, die Brust aus und stelle sie, mit butterbestrichenem Papier zugedeckt, beiseite; löse nun auch das übrige Fleisch ab und schneide und stoße dies fein; zerhacke die Knochen, koche sie in Fleischbrühe gut aus, seihe sie durch und gieße sie über ein paar in Butter hellbraun geröstete Weißbrötchen, womit man sie auch noch recht verkocht; streiche dann das Ganze durch ein Haarsieb, verdünne es mit Fleischbrühe und streiche es nochmals durch das Sieb in eine Kasserolle, salze es und gieße es kochend heiß über das länglich oder würfelig geschnittene Brustfleisch und kleine, rund ausgestochene Croutons.

Ebenso werden die Suppen von Feldhühnern, Haselhühnern, Birkhühnern und Fasanen bereitet.

Gestürzter Chaud'eau. Man nehme 200 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer Zitrone abgerieben hat, deren Saft, eine halbe Flasche weißen Wein und sechs Eier, verklopfe es wohl und lasse es unter fortwährendem starken Schlagen auf schwachem Feuer dick werden, jedoch nicht kochen, gieße 25 Gramm in einer Obertasse Wein aufgelöste Gelatine darunter, gieße es in eine mit Wasser ausgespülte, am besten kuppelartige Form und spicke es, wenn es erkaltet und gestürzt ist, mit zu Streifchen geschnittenem Zitronat (Sukkade), daß es wie ein Igel aussieht.

Digitized by Google

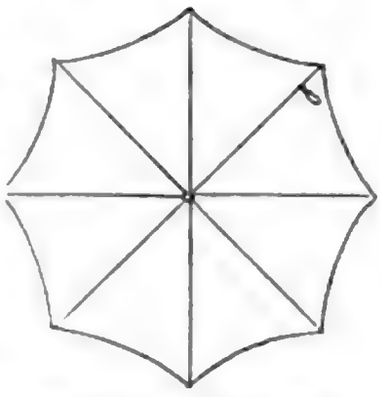
Zum Kopf-Zerbrechen.

Unsere Preis-Aufgabe

ist eine neue Art des Rösselsprunges, die sich von der bisherigen in Schachbrettform nur dadurch unterscheidet, daß die Felder um einen intakt bleibenden Mittelpunkt gruppiert sind. Man suche in einem ununterbrochenen Zuge jedes Feld einmal zu berühren, wobei der erste Zug nicht immer dem zweiten gleichen muß, wohl aber der erste und zweite dem dritten und vierten. Wir setzen 6 Preise aus, welche am 15. Oktober zur Verlosung kommen sollen: 1. Falke, Hellas und Rom. Prachtband (Preis 70 M.) 2. Scherr, Germania, Pracht-Ausgabe (Preis 70 M.) 3. Scherr, Germania, Volks-Ausgabe gebunden (Preis 20 M.) 4. 20 Bände der Collektion Spemann. 5. Eine Serie culturhistorischer Stammbücher (Preis 25 M.) 6. Hellwald, Die Erde und ihre Völker, 2 Bde. (Preis 33 M.).

Auflösung des Preisrätsels aus Heft 10.

Die Welt ist groß, du Mensch bist klein, — Und dennoch paß't du kaum hinein; — Du möchtest, wie die Welt so groß, — Und diese sollt' ein Staubkorn sein. — Du stießest sie mit Hohn in Stück', — Ins unumgrenzte Nichts zurück. — Doch weh, in deiner Hochmutspein — Haust du dir selbst den Leichenstein. —



Lösung der Zusammenleg-Aufgabe.

Auflösungen zu Heft 12.

Rätsel: Feuerwasser.

Silbenrätsel: Janhagel, Oberammergau, Hellas, Abt, Nicolini, Nanking, Sordine, Tiber, Rechteck, Adler, Uri, Sibylle, Sontag. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: Johann Strauß, die Endbuchstaben: Lustiger Krieg.

Rebus: Ein Hund ging lahm, denn drei Pfoten thaten ihm weh.

Logogryph: Rubinen — Ruinen.

Rösselsprung: Hüt' dich vor Wünschen, Menschenkind — Die guten flattern fort im Wind, — Und keiner ist, der taubenfromm — Zurück mit grünem Oelblatt komm'! — Die schlimmen haicht der Teufel ein, — Und stutzt nach seinem Sinn sie fein, — Erfüllt sie dir zu Leid und Last — Wenn du sie längst bereuet hast! —

Rätsel.

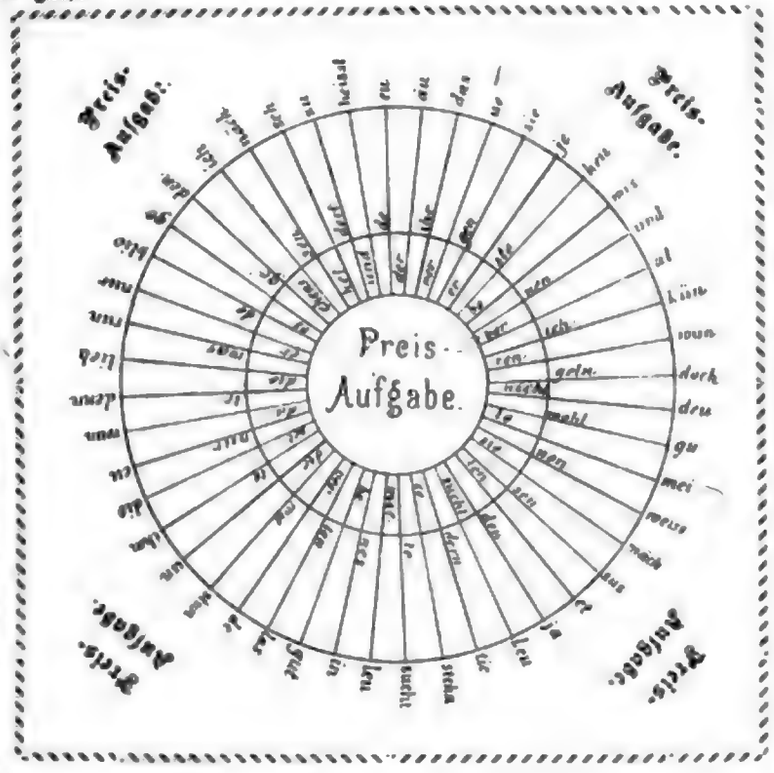
Legst du den Ton auf die zweite,
So ist es ein fließendes Wasser —
Gibst du der ersten den Ton,
Ists ein abstrakter Begriff!

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben werden 13 Worte gebildet, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Sprichwort ergeben:

apf, ard, bel, der, da, du, de, ē, e, fel, hel, i, il, la, le, la, lu, li, muk, mi, mi, ne, ni, ne, na, ni, na, ni, on, po, re, re, ro, st, se, sus, tich, tät, ti, stab, thyr, u, vers, wil, ya.

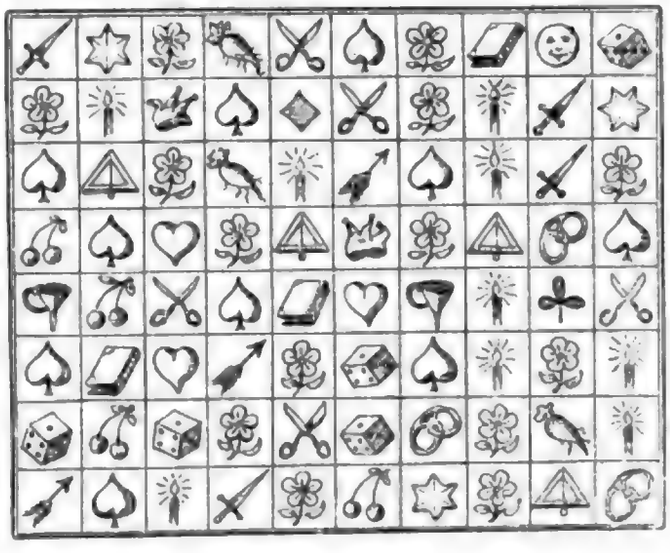
1) Name eines verstorbenen Dichters; 2) weiblicher Name; 3) eine Pflanze; 4) eine Frucht; 5) Lehr-Anstalt; 6) böhmische Eisenbahnstation; 7) mythologische Figur; 8) Müssiggänger; 9) öffentliche Freudensbezeugung; 10) männlicher Name; 11) ein Komponist; 12) musikalische Feier; 13) mythologisches Attribut.



Homonym.

In Rußland heißen zwei Flüsse wie ich,
Nur such du bei Groth und bei Reuter mich.

Schlüsselrätsel.



Worträtsel.

In dem nachstehenden Satze ist eine Stadt in Frankreich zu suchen:

Wo das Weib fehlt in der Mitte,
Da fehlt auch die gute Sitte.

Homonym.

Zu Boden tritt man's immerzu,
Der Kaufmann sucht's ohn' Rast und Ruh.

Silbenrätsel.

Die ersten Silben gibt es nicht mehr
In den letzten wie in dem Ganzen:
Doch für dies Ganze rat' ich dir sehr
Zu rüsten den Reiseranzen.

Digitized by Google

Das Kunstgewerbe im Dienste der Toilette.

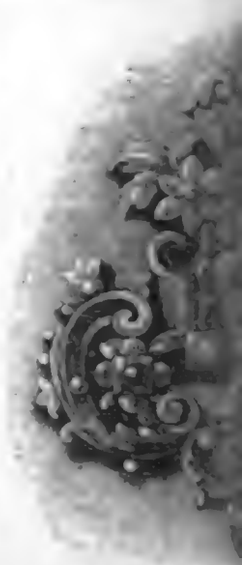
Von F. Luthmer.

Jedes Weib, das sich schmückt, das Bauernmädchen, welches eine Kornblume ins blonde Haar steckt, die Südseeinsulanerin, die einen Knochenpfeil durch die geschlitzte Oberlippe zwängt, die Fürstin, die um den üppigen Nacken sich die Brillanten Collier legen läßt, einer Provinz am Werte gleich — sie alle handeln nach des Dichters Wort: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Wenn in unserer Zeit die Gesetzgebung sich nicht mehr damit beschäftigt, der Frau die Unzen Goldes, dem Mann die Zahl der Knöpfe vorzuschreiben, die er auf seinem Körper tragen darf, so mag daran die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit dieser Verbote ebensoviel Anteil haben wie unsere Armut, die ein Extravagieren nach dieser Richtung von selbst verbietet.

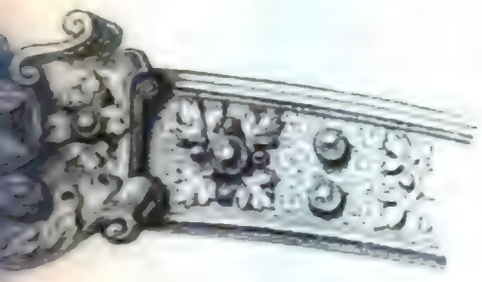
Aber nicht im Kampf mit Gesetz und Ordnung soll uns das Schmuckbedürfnis der Menschen hier beschäftigen. Betrachten wir es vielmehr als schöpferischen Anlaß zu einer Menge der reizvollsten Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes.

Leider ist nach keiner Seite hin die Grenzlinie des Kunstgewerbes bis jetzt so wenig bestimmt wie nach derjenigen der menschlichen Kleidung. Wohl finden wir in unsern Sammlungen Säle voll Kostümstücke, Spitzen, Lederarbeiten, Schmucksachen; aber wenn wir die Ladenfenster unserer modernen „Damen-Konfektionen" mustern, dürfen wir diese Leistungen auch in das Gebiet des Kunstgewerbes einreihen? Was nach meiner Meinung dort alten Arbeiten ihren kunstgewerblichen Charakter gibt, das ist dieselbe Eigenschaft, die sie uns überhaupt erhalten hat: ihre Dauerhaftigkeit. Ein in Gold getriebener, mit Email und Perlen gezierter Barett-Anhänger, den ein Meister des sechzehnten Jahrhunderts mit kunstreicher Hand gehämmert und geschmückt hat, ist unzweifelhaft ein Stück edelsten Kunstgewerbes: die Tombaknadel auf dem modernen Damenhut, deren Knopf von weitem auch so aussieht, als ob Perlen und Email zu seinem Schmucke herbeigeholt worden wären, ist es nicht. Dieselbe klägliche Rolle spielt die Maschinenstickerei auf dem „Pannier" und Besatz des modernen Damenkleides gegenüber der kunstvollen Nadelarbeit, die wir auf dem seidenen Rock unseres Urgroßvaters bewundern. Was ist es nun, was die schmückenden Teile unseres Kostüms so tief unter das Niveau des Kunstgewerbes herabgedrückt hat? Es ist erstens die Mode, die uns das Kleid vom vorigen Jahr verleidet und mit dem neuen Gewand auch selbstverständlich neuen „passenden" Schmuck an Stickereien, Spitzen, Knöpfen ꝛc. verlangt; zweitens der hohle Bettel-Luxus unsrer Tage. Diese Bettelpracht ist eben die Mutter all der Nachäffungen, der billigen Imitationen, die unser Kunstgewerbe so tief schädigen.



Wenden wir uns zu dem erfreulicheren Bilde der lohnenden Aufgaben, welche der Schmuck

Digitized by Google



unsres Kostüms den kunstgewerblichen Techniken stellt. Wir unterscheiden dabei generell die Arbeiten in Edelmetall und die Arbeiten der Nadel, die in fester Verbindung mit den Stoffen unseres Gewandes stehen: die Spitzen, Stickereien und Posamentier-Arbeiten. Für heute möge uns noch ein kurzer Blick auf den erfreulichen Umschwung beschäftigen, den der Geschmack auf dem Gebiete des Geschmeides in dem letzten Jahrzehent erfahren hat.

Auf der Stuttgarter Ausstellung des vergangenen Jahrs war Gelegenheit, ein für die Geschichte des modernen Geschmacks hochinteressantes Dokument kennen zu lernen: ein Musterbuch der Schwäbisch-Gmünder Goldschmiede, welches die gangbaren Muster, „immer das Neueste", von der Mitte vorigen Jahrhunderts an bis auf unsre Zeit enthielt. Die Gmünder hatten dasselbe nicht ohne berechtigten Stolz ihren in neuester Zeit so sehr veredelten Leistungen beigefügt. Heiliger Ben Akiba, was für Verirrungen! Die Pointe dieser alten Muster war, Dinge in Gold nachzuahmen, die zu diesem Metall nicht die entfernteste Beziehung hatten. Noch in unsere Tage reichen jene Schleifen, Knoten, Hufeisen von Gold, entsetzlich blank, in rohester Ausführung.

Reform kam in diese Zustände, als man die in Gräbern gefundenen Schmucksachen des griechischen und römischen Altertums beachtete und zum Vorbild nahm. Wie eine gesunde Tradition nie ganz ausstirbt, so hatte sich in dem Schmuck der italienischen Bauern, in den kleinen Dörfern der Apenninen und der Abruzzen noch ein Nachklang jener Arbeiten erhalten. Der Römer Castellani wußte die Verfertiger dieses Bauernschmucks an sich zu ziehen und bald gingen aus seinen Werkstätten jene schönen, in zierlicher Durchführung ausgezeichneten Arbeiten in reinem Gold, höchstens mit ganz diskretem Emailschmuck, hervor. Merkwürdigerweise kam von dem skandinavischen Norden ein auf fast denselben Motiven beruhendes Genre, das in Kopenhagen, ebenfalls nach altnordischer Tradition, vielfach fabriziert wird. Aber diese, auf den einfarbig gelben Effekt des Goldes beschränkten Arbeiten entsprachen bald nicht mehr einer Neigung unseres kunstverständigen Publikums, die als eine unmittelbare Folge unseres kunstgewerblichen Aufschwungs betrachtet werden darf: der Lust und Freude an der Farbe. Um diese zu befriedigen, mußte man bei der Renaissance in die Schule gehen. Nirgends können wir reichere Vorbilder und Motive erwarten als bei einer Zeit, deren Kostüm gar nicht ohne Geschmeide zu denken ist. Diese reichen Anhänger an Hut, Haube und Barett, dieser Kettenschmuck, der fünf- und sechsfach um Hals, Büste und Brust geschlungen, die Bezeichnung des alten Martial d'Auvergne rechtfertigt „qu'on s'harnachoit d'orfèvrerie". Diese Knöpfe und brocheartigen Besätze, die das ganze Gewand übersäen, endlich die Gürtel, die von der Mitte der Taille in langer, kostbar geschmückter Kette über den Rock herabfallen, um in einem zierlichen Flacon von Gold Filigran und Email zu endigen — sie bieten uns eine Fülle köstlichster Vorbilder. Smaragde und Rubinen sind die erklärten Lieblinge, weit mehr als der Diamant, der, in sogenannter Tafelform geschliffen, noch nicht den vollen Reiz entfaltet. Neben jenen farbigen Steinen leuchten die durchsichtigen, auf Gold aufgetragenen Emailfarben. Aber all diese Zusammenhäufung von Farben wirkt nicht unruhig und bunt, weil die Goldkonture in ver-

Digitized by Google

ſtändnisvollſter Weiſe nebſt dem milden Glanz der Perlen zur Auflöſung und Ausgleichung der Kontraſte angewendet ſind. Der Verfaſſer hat eine kleine Sammlung des Beſten zuſammengeſtellt [1]), deren buchhändleriſcher Erfolg den Beweis für die allgemeine Beliebtheit des Renaiſſance-Geſchmeides

Fürſtliches Frauenporträt (1550–1550).

erbracht hat. Wichtiger aber iſt es noch, daß in Berlin und Wien, München, Hanau, Pforzheim, Gmünd und anderwärts köſtliche neue Stücke geſchaffen werden, die ihren alten Vorbildern kaum noch nachſtehen und daß nach der offen ausgeſprochenen Vorliebe einer edlen Fürſtin auch unſere Damen dieſes farbige Renaiſſance-Geſchmeide zu ihrem Lieblinge erkoren haben. Freilich gibt es ja auch noch Kreiſe, die an den aus Brillanten gebildeten Sonnenblumen und Hufeiſen feſthalten und unſere Art für „Quincaillerie“ erklären.

[1]) Luthmer, Goldſchmuck der Renaiſſance. Berlin, Ernſt Wasmuth.

Digitized by Google

Litterarische Neuigkeiten.

Während wir schon die Flut der Prachtwerke glücklich verlaufen wähnten, wirft sie doch von Zeit zu Zeit noch ein neues Opus an den Strand. So vor kurzem „Bilder aus der Altmark" (Hamburg J. F. Richter), die Hermann Dietrich gezeichnet und Ludwig Parisius mit Text versehen hat. Die Altmark verdient, trotz ihres geringen Rufes, was landschaftliche Schönheit anlangt, eine künstlerische Ausbeutung und wir müssen anerkennen, daß Dietrich dafür der rechte Mann war. Wenn auch viele Blätter des vorliegenden Werkes einen harten, wohl selbst hölzernen und nüchternen Eindruck machen, so ist dieser Mangel doch unstreitig auf Kosten des Holzschneiders zu setzen, der die Wärme und Belebtheit der Zeichnung nicht immer wieder zu geben verstand. Dem Text wäre, soviel man nach dem ersten Heft beurteilen kann, eine einheitlichere und tiefere Durchführung zu wünschen gewesen. Wie uns der Prospekt verräth ist bei Abfassung des Textes mitthätig gewesen Oskar Schwebel, der jetzt auch „Kulturhistorische Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt" (Berl. Abenheimsche Verlagshandlung) veröffentlicht hat. Auch dieses Buch ist mehr populären als wissenschaftlichen Charakters, aber doch unter Benützung vortrefflicher Quellen verfaßt und mit der ganzen Lebendigkeit der Form geschrieben, die wohl den Lesern dieses Blattes bekannt ist. Es geht ein patriotischer Zug durch das Ganze und eine Wärme der Darstellung, die mit fortreißt. Während sich Schwebel mehr mit der Vergangenheit beschäftigt, mehr das Historische betont, sind die Kulturstudien, die Max Ring unter dem Titel „Berliner Leben" (Leipzig und Berlin, Schlicke und Nicolai) veröffentlicht, mehr kritischer Natur und meist der neuen und neuesten Zeit entnommen. Sie tragen in erster Linie zur Erkenntnis der Berliner, ihrer Eigenschaften und Gewohnheiten bei und behandeln neben sozialen, eine Reihe litterarische Stoffe, die näher kennen zu lernen Vielen von Interesse sein wird. Das Ganze ist eine Sammlung von Studienblättern, die ihrer letzten einheitlichen Verarbeitung zwar noch harrt, aber dem, der Berlin nicht kennt, viel Neues sagen und dem, der es kennt, so manches in konzentrierter Form und neuer Beleuchtung ins Gedächtnis zurückrufen wird. — Daß die „Römischen Schlendertage" von Herm. Allmers (Oldenburg, Schulze) eine neue und zwar die 5. Auflage erlebt haben, bedarf nur der Erwähnung, was sollte über dieses ewig frische, in seiner Art meister- und musterhafte Buch Neues zu sagen sein? — Von durchaus aktuellem Interesse ist das in der Serie der „Meyerschen Reisebücher" erschienene Werk „Der Orient" (Leipzig, Bibliographisches Institut), dessen erster Band „Aegypten", dessen zweiter „Syrien, Palästina, Griechenland und die Türkei" enthält. Diese handlichen, mit Karten, Plänen, Textbildern und Grundrissen sehr reich versehenen Bände, werden nicht nur dem Reisenden dienen, sondern können Jedem warm empfohlen werden, der sich über den Schauplatz der neuesten Ereignisse näher orientieren will. Land und Leute, Kultur, Geschichte, Kunst ꝛc., alles ist mit größter Ausführlichkeit und dabei klar und geeignet behandelt. Die Schilderungen der Städte ꝛc. sind von einer geradezu photographischen Treue und es gewähren diese Reisebücher nicht allein Belehrung, sondern vielfach auch wirklichen Genuß.

* * *

Eine hübsche Idee verkörpert das von E. Lausch herausgegebene „Hochzeits-Album" (Wittenberg Herrosé), das reich und prunkend ausgestattet, dazu dienen soll, Erinnerungen an den Tag der Hochzeitsfeier und auf die Familie bezüglichen Daten aufzunehmen. Das trotz seines ansprechenden Aeußern ungemein billige Buch dürfte für viele die Beantwortung der Frage sein: „Was soll ich zur Hochzeit schenken."

* * *

Bei Adolf Titze in Leipzig erscheint zu Weihnachten in der Art und Ausstattung wie das von P. Thumann illustrierte Werk „Liebe und Leben" von Chamisso ein Epos von Hamerling „Amor und Psyche", das von demselben liebenswürdigen und feinfühligen Künstler seinen künstlerischen Schmuck erhalten wird. Wir sind schon heute in der Lage, unsern Lesern eingangs dieses Heftes eine Stelle aus dem Gedicht mit mehreren Illustrationen vorzuführen, die den Beweis liefern werden, ein wie schönes und wertvolles Werk zu erwarten ist. Im Original, das im Großquart-Format und in einer von edlem Geschmack bestimmten Ausstattung erscheinen wird, sind die Vollbilder in Lichtdruck ausgeführt. Wir kommen nach dem Erscheinen des Weiteren auf das Opus zurück.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober.

Stellung und Lauf der Planeten.

Nachdem wir im vergangenen Jahre den Fixsternhimmel in seinen mit den Monaten verschiedenen Konstellationen kennen gelernt haben, können wir jetzt dazu übergehen, den Lauf der Planeten in den einzelnen Monaten am Himmel zu verfolgen. Wir führen diese Planeten nach der Reihenfolge ihrer Abstände von der Sonne auf, berücksichtigen aber im allgemeinen nur diejenigen, welche mit bloßem Auge leicht gesehen werden können, nämlich: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Uranus und Neptun sind im allgemeinen nur für das bewaffnete Auge sichtbar und sollen daher nur beiläufig erwähnt werden.

Merkur. Dieser Planet bleibt der Sonne stets sehr nahe, so daß er nur selten in den Morgen- oder Abendstunden auf kurze Zeit gesehen werden kann; ja, in früher Zeit gab es manche Sternkundige, die niemals das Glück gehabt hatten, diesen Planeten zu sehen. Kopernikus, der ein Alter von fast 70 Jahren erreichte, soll sich noch auf seinem Sterbebett beklagt haben, daß er trotz aller Mühe niemals den Merkur habe sehen können. Seit Erfindung der Ferngläser ist es natürlich leicht, diesen Planeten auch am hellen Tage zu sehen, wenn man ihn aber mit bloßem Auge aufsuchen will, so muß man sich Mühe geben. Im Oktober 1882 ist übrigens Merkur nicht sichtbar.

Venus. Der Planet Venus ist unzweifelhaft der glänzendste Stern des Himmels. Da er aber seine Laufbahn um die Sonne innerhalb des Umfangs der Erdbahn vollendet, so bleibt er für unsern Anblick stets in der Nähe der Sonne, d. h. Venus

Digitized by Google

kann nur Morgen- oder Abendstern sein, niemals aber auf der der Sonne entgegengesetzten Seite des Himmels wahrgenommen werden. Am 12. Oktober befindet sie sich von der Sonne gesehen in ihrer größten südlichen Breite, sie wird nun immer länger und besser sichtbar und erreicht am Ende dieses Monats ihren größten Glanz.

Mars. Dieser rötlich schimmernde Planet kann im Oktober nicht wahrgenommen werden.

Jupiter bietet im Oktober einen hübschen Anblick, denn er geht gegen 7 Uhr auf und glänzt in den späteren Nachtstunden hoch am Himmel. Sein Licht ist ruhig, nicht funkelnd, und wenn man ein etwas starkes Opernglas benutzt, so stellt sich Jupiter nicht als Punkt, sondern als kleines Scheibchen dar. Man erkennt aber dann noch weiter, daß rechts und links neben Jupiter kleine Lichtpünktchen stehen; es sind deren vier und sie wurden zuerst von Galilei entdeckt.

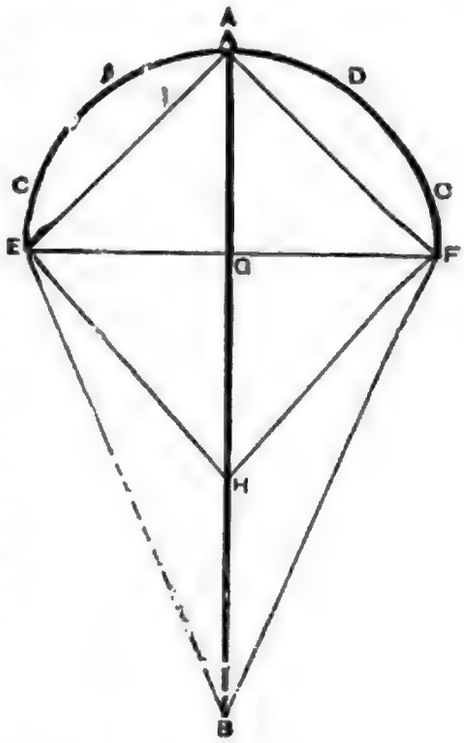
Saturn. Auch dieser Planet bietet einen schönen Anblick dar. Er ist zwar weniger hell als Jupiter, tritt aber noch immer unter den übrigen Sternen glänzend hervor. In der zweiten Hälfte des Oktober kann er die ganze Nacht hindurch gut wahrgenommen werden.

Sport-Freuden.

Von H. Vogt.

Im deutschen Vaterland ist körperliche Kraft und Geschicklichkeit von alters her geschätzt, gewürdigt und gepflegt worden und wie in unseren Tagen der regelmäßige Turnunterricht

die jugendlichen Kräfte des Knaben stählt und seine physische Entwickelung fördert, so legen die zahlreichen Männerturnvereine in ihrer Organisation als Gau- und Kreisverbände Zeugnis davon ab, daß auch der deutsche Mann sich mit Eifer und Lust der erfrischenden körperlichen Uebungen nach der abspannenden geistigen Arbeit des Tages hingibt. Wenn deutsche Turnerei den Zweck verfolgt, den Körper in seiner Gesamtheit harmonisch zu Kraft und Geschicklichkeit fortzubilden, so finden wir in einem gewissen Gegensatze dazu die stammverwandten Angelsachsen jenseits des Kanals, wie in der neuen Welt in ihren Sportbestrebungen bemüht, eine Einzelleistung zu besonderer Fertigkeit herauszuarbeiten. Wir huldigen nun zwar der Ansicht, daß eine allgemeine mittlere Ausbildung des Körpers der höchsten Einzelleistung vorzuziehen ist; das läßt sich nicht verkennen, daß auch die Art und Weise, wie Engländer und Amerikaner alle Leibesübungen und Fertigkeiten als Sport, nach gewissen Regeln, in öffentlicher Schaustellung betreiben, manche Vorteile im Gefolge hat. Solcher Gedankengang hat zu dem Versuche den Anlaß gegeben, die freundlichen Leser in kurzen Abrissen mit dem Wesen, der Bedeutung und hier und da auch mit der technischen Handhabung mancher Zweige solchen Sports bekannt zu machen, die vielleicht hier und da eine Anregung gewähren mögen.



Drachensteigen.

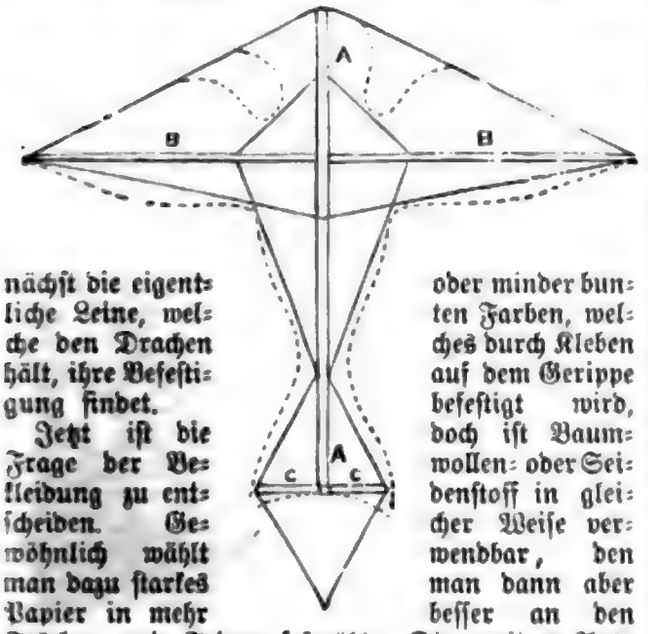
In mühseliger Arbeit hat der fleißige Schnitter das reifende Korn eingeheimst, der Wind rauscht zum beginnenden Herbste über die weiten Stoppelflächen, und wenn der beschauliche Philister beim sonntägigen Spaziergange der bräunlichen Färbung des fallenden Laubes keinen Geschmack abgewinnen kann, so feiert im Gegenteil der Sportsman, Jung wie Alt, den Herbst als die schönste Jahreszeit; die Schar der heranwachsenden Jünglinge sucht den geliebten „Drachen" aus dem Winkel hervor und vereinigt sich in Scharen, um das leichte Gebilde an möglichst langer Schnur mit der frischen Brise hoch in die Luft steigen zu lassen.

Wir sind nicht mit Unrecht gewohnt, die Kunst des Drachenfliegens als eine echt deutsche Geschicklichkeit zu betrachten, denn seit etwa drei Jahrhunderten ist sie bei uns bekannt und wird mit Vorliebe geübt. Sie stammt indes aus Asien, und wie das Volk der Chinesen mit seiner uralten Kultur wahrscheinlich zuerst dem Drachensteigen als Sport gehuldigt hat, so kann man dort jetzt noch abends nach Schluß der Arbeitsstunden viele Erwachsene sich mit dem Drachen belustigen sehen, und die Liebhaber vereinigen sich an mehreren Tagen des Jahres zu förmlichen Drachenfesten. Von China und Japan aus hat

Digitized by Google

das Drachensteigen seinen Weg auch nach andern Ländern, so zunächst nach der Südsee gefunden.

Vor allen Dingen kömmt es in bezug darauf, ob der Drache gut und hoch steigen wird, durchaus nicht auf seine Größe an; man kann den kleinsten, kaum halbfüßigen neben dem Riesen von acht oder zehn Fuß Höhe den Wolken zustreben sehen. Als Grundlage, gewissermaßen als Rückgrat wählt man einen gleichmäßig dicken, aber möglichst leichten Stock a b in derjenigen Länge, welche man seinem Drachen überhaupt geben will. Das zweite Erfordernis bildet dann der Bügel c d, zu welchem etwa in gleicher Länge wie der Langstock am besten ein einfaches Rohr oder aber eine starke, biegsame Eschen- oder Haselgerte gewählt wird. Die genaue Mitte des Bügels wird wenige Zoll unterhalb der Spitze von a b in einer Kerbe durch Binden mit dem Grundstocke fest verbunden und dann dem Bügel selbst die runde Form gegeben, in welcher er durch den Bindfaden e f festgehalten wird. Das Gerippe erhält die nötige Festigkeit durch weiteren starken Faden, welcher bei e anfangend nach b und von da über f, h, e, f, a, e gezogen und straff gespannt wird. Zur Befestigung desselben schneidet man in die Stöcke Kerben und darf nicht versäumen bei g den Faden fest um den Stock a b zu schlingen. Durch letzteren sind noch zwei Löcher, je ein Fünftel der Länge des ganzen Stocks, von den beiden Enden entfernt, zu bohren, durch welche eine lose Schnur gezogen wird, an welcher dem-



nächst die eigentliche Leine, welche den Drachen hält, ihre Befestigung findet.

Jetzt ist die Frage der Bekleidung zu entscheiden. Gewöhnlich wählt man dazu starkes Papier in mehr oder minder bunten Farben, welches durch Kleben auf dem Gerippe befestigt wird, doch ist Baumwollen- oder Seidenstoff in gleicher Weise verwendbar, den man dann aber besser an den Stöcken und Faden festnäht. Die weitere Ausschmückung in bezug auf Formen und Gestalten ist Sache der Phantasie.

Von praktischer Bedeutung indessen ist der aus einem langen Faden bestehende Schweif, welcher mit Papierstreifen verziert wird und meistens in einem derartigen Büschel endigt. Derselbe dient dazu, dem Drachen einen ruhigen gleichmäßigen Flug zu sichern und die Spitze desselben gegen den Wind zu halten. Der Schweif muß wenigstens zwölfmal so lang sein als der Drachen selbst und seine Länge findet ihre Begrenzung nur in dem Gewicht. Will der Drachen nicht steigen, so ist wahrscheinlich der Schweif zu schwer, während man diesen durch einen Stein oder dergleichen beschweren soll, wenn der Drachen in der Luft hin und her schwankt oder Neigung zeigt, sich zu überschlagen.

Wenn der Wind so recht gleichmäßig weht, so werden wir bald die Freude haben, ihn stundenlang hoch oben fest „stehen" zu sehen. Dann ist der Moment gekommen, durch Boten, die sogenannten „Apostel", dem frohen Spiele eine neue Würze zu geben, Papierringe, welche auf die lange Schnur, die den Drachen hält, geschoben werden und die mit großer Schnelligkeit, vom Winde getrieben, bis hoch hinauf zum Drachen laufen.

Technische Errungenschaften.

Von

H. W. Ubland.

Grusons Hartgußgeschosse und Panzerplatten.

Bei der heutigen Art der Kriegführung werden bekanntlich zum Schutz gegen die Kugeln des Feindes die Schiffe mit gewaltigen Panzerplatten versehen, wie man anderseits auch die am Lande liegenden Batterieen gegen die Geschosse der Schiffe durch sogenannte Panzerstände schützt.

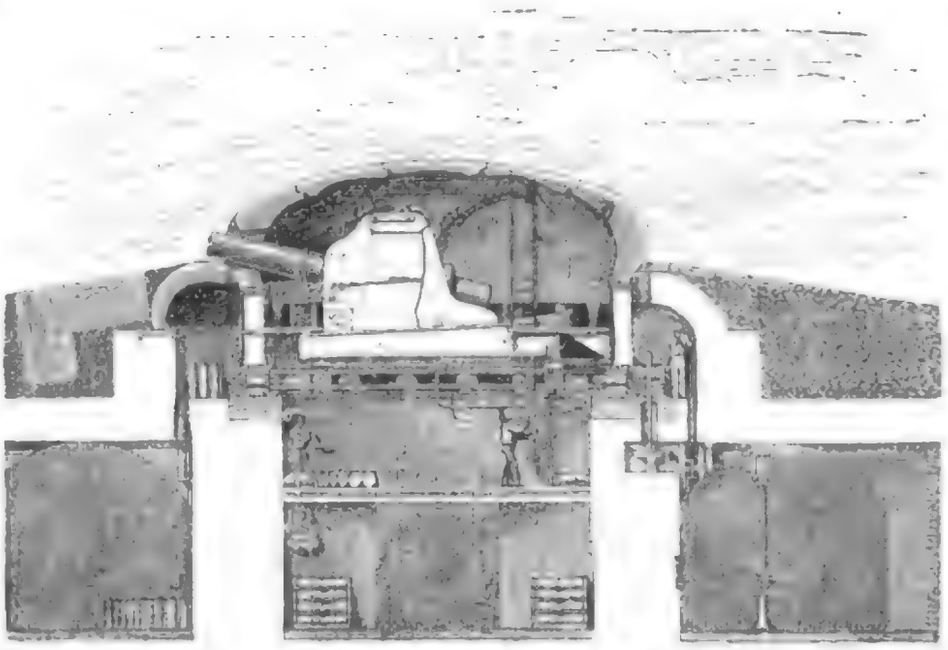
In neuerer Zeit hat sich immer mehr die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß nur ein Geschoß, welches bei außerordentlicher Härte zugleich eine große Zähigkeit besitzt, im stande ist, starke Panzerplatten zu durchbrechen, ohne selbst bedeutende Formveränderungen zu erleiden. In der Annahme, daß eine mit Zähigkeit gepaarte Härte nur dem Gußstahl eigen sei, wurden anfänglich nur aus diesem Material gefertigte Geschosse verwendet. Um so mehr mußte es Aufmerksamkeit erregen, als H. Gruson dem Königl. Preußischen Kriegsministerium das Anerbieten machte, Projektile liefern zu wollen, welche nur den vierten Teil der Gußstahlgeschosse kosten und dabei leistungsfähiger als jene sein sollten.

Gruson ging bei der Herstellung seiner Projektile von dem Gedanken aus, hartes weißes und weiches graues Roheisen derartig bei dem Guß zu verbinden, daß eine harte Oberfläche auf weicher, elastischer Unterlage erzielt würde. Selbstverständlich waren die neuen Projektile nicht sogleich vollkommen; dieselben sind vielmehr im Laufe der Zeit bedeutend verbessert worden.

Gegenwärtig sind die Vorzüge des Hartgußgeschosses vor dem Gußstahlgeschoß allgemein anerkannt. In umstehenden Abbildungen geben wir die Reproduktionen von Photographieen, welche Hartgußgranaten von H. Gruson und Gußstahlgranaten von Fr. Krupp vor und nach dem Schuß darstellen. Aus diesen Abbildungen ist deutlich zu

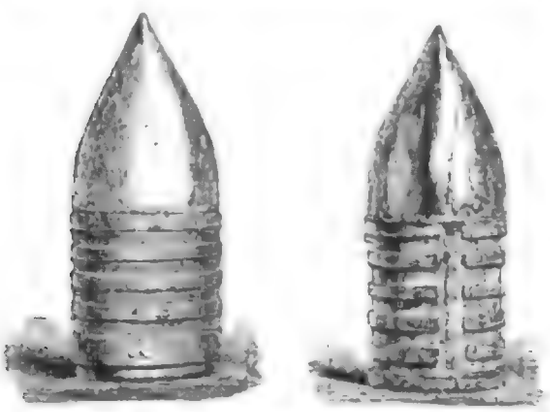
Digitized by Google

ersehen, um wieviel besser sich die ersteren erhalten haben. Ganz abgesehen vom Kostenpunkte besteht der Hauptvorzug des Hartgusses vor dem Gußstahl bei der Anwendung zur Geschoßfabrikation darin, daß die Hartgußgranate nach Durchbohrung des Panzers mit viel größerem Effekt explodiert. Durch diese Vervollkommnung der Angriffswaffen war man nun wiederum gezwungen, sein Augenmerk auf die Verbesserung der Verteidigungswaffen zu richten. Es wurden zuerst in England schußfeste Küsten-Batterieen und Türme aus Walzeisen hergestellt und obschon dieselben den berechtigten Anforderungen bei weitem nicht entsprachen, war das Königl. Preußische Kriegsministerium nach Versuchen mit einem Drehturme aus Walzeisen auf dem Schießplatz zu Tegel dennoch bereit, dieses System zu adoptieren und seine Küsten-Befestigungen aus England zu beziehen. Seltsamerweise war es derselbe deutsche Ingenieur, der durch die Leistungsfähigkeit seiner Projektile das Bedürfnis verstärkter Befestigungen hervorgerufen hatte, welcher jetzt für die notwendige Verstärkung der letzteren sorgte.

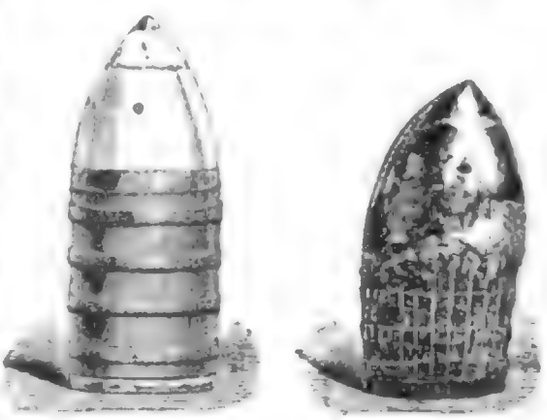


Drehbarer Panzerturm von H. Gruson.

H. Gruson machte dem Kriegsministerium das Anerbieten, Panzerplatten zu liefern, die bedeutend widerstandsfähiger als Walzeisenpanzer und dabei billiger als diese wären. Auf Grund dessen wurde ein Versuchsschießen gegen Grusonsche Hartgußpanzerplatten beschlossen. Unter den zahlreichen in der Folge ausgeführten Schießproben wollen wir einige Resultate hervorheben: Am 4. Mai 1874 begann auf dem Tegeler Schießplatz ein Versuchsschießen und wurde hierbei eine Platte beschossen, welche im ganzen 193 Treffer mit 15 cm Langgranaten, 20 Treffer von 17 cm Hartgranaten und 75 Treffer von 15cm Hartgranaten erhielt. Trotzdem diese Platte also von 288 Granaten getroffen war, zeigte dieselbe doch nur geringe Risse und Verletzungen.



Grusonsche Hartguß-Granaten vor und nach dem Schuß.



Kruppsche Gußstahl-Granaten vor und nach dem Schuß.

war aber noch keineswegs breschiert, sondern vollkommen verteidigungsfähig. Wenn man annimmt, daß es fast unmöglich ist, von einem Schiff aus eine solche Anzahl Treffer auf eine Platte zu bringen, so leuchtet die absolute Sicherheit dieser Panzerstände wohl jedem ein. Obenstehende Abbildung zeigt die Armierung eines Panzerturms, wie solche von H. Gruson schon vielfach geliefert worden sind. Es bleibt eine namentlich mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit unserer Kriegsmarine hoch interessante Frage, inwieweit nach den hier durch die deutsche Waffentechnik erreichten glänzenden Erfolgen dem Fortschritt auf diesem Gebiete noch Raum gelassen ist und nach welcher Seite — ob zu Gunsten der Angriffs- oder der Verteidigungsmittel — der seit Jahrzehnten eingeleitete Wettkampf zwischen Geschoß und Panzer sich schließlich entscheiden wird.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Wiederſehen.

Von

Emanuel Geibel.

Ich ſchritt mit meinem ſchönen Kinde
Den Fluß hinab im Morgentau.
Das Schilfrohr wogte ſacht im Winde,
Die Waſſer glänzten ſtill und blau.

Erſt geſtern war aus weiter Ferne
Ich heimgekehrt nach manchem Jahr,
Doch war mit mir gleich einem Sterne
Ihr Bild gezogen immerdar.

Und ob im Lande der Cypreſſen
Manch dunkles Auge mich gebannt:
Des blauen hatt' ich nie vergeſſen,
Das, als ich ſchied, in Thränen ſtand.

Und jetzt gedacht' ich's ihr zu ſagen,
Wie lieb ſie mir von Herzensgrund;
Allein ein nie gekanntes Zagen
Verſchloß mir, wie ich ging, den Mund.

Auch ſie ließ ſtumm das Köpfchen hangen,
Das ſonſt ſo munter umgeſchaut;
Doch lag's wie Glut auf unſern Wangen
Und unſre Herzen pochten laut.

Und als zum Lindenborn wir kamen,
Der unſrer Kindheit Spiel gekannt,
Nur leiſe nannt' ich ihren Namen
Und drückte feſter ihre Hand.

Da überkam ſie's: all mein Sehnen
War plötzlich wortlos ihr bewußt
Und heiß beſtrömt von ſel'gen Thränen
Barg ſie das Haupt an meiner Bruſt.

Der Frühling ließ Maiblumendüfte
Herüberweh'n vom Waldeshang
Und über uns im Blau der Lüfte
War nichts als Glanz und Lerchenſang.

Partie aus einer Villa.

Eine Spazierfahrt längs der Riviera.

Von

Ernſt von Heſſe-Wartegg.

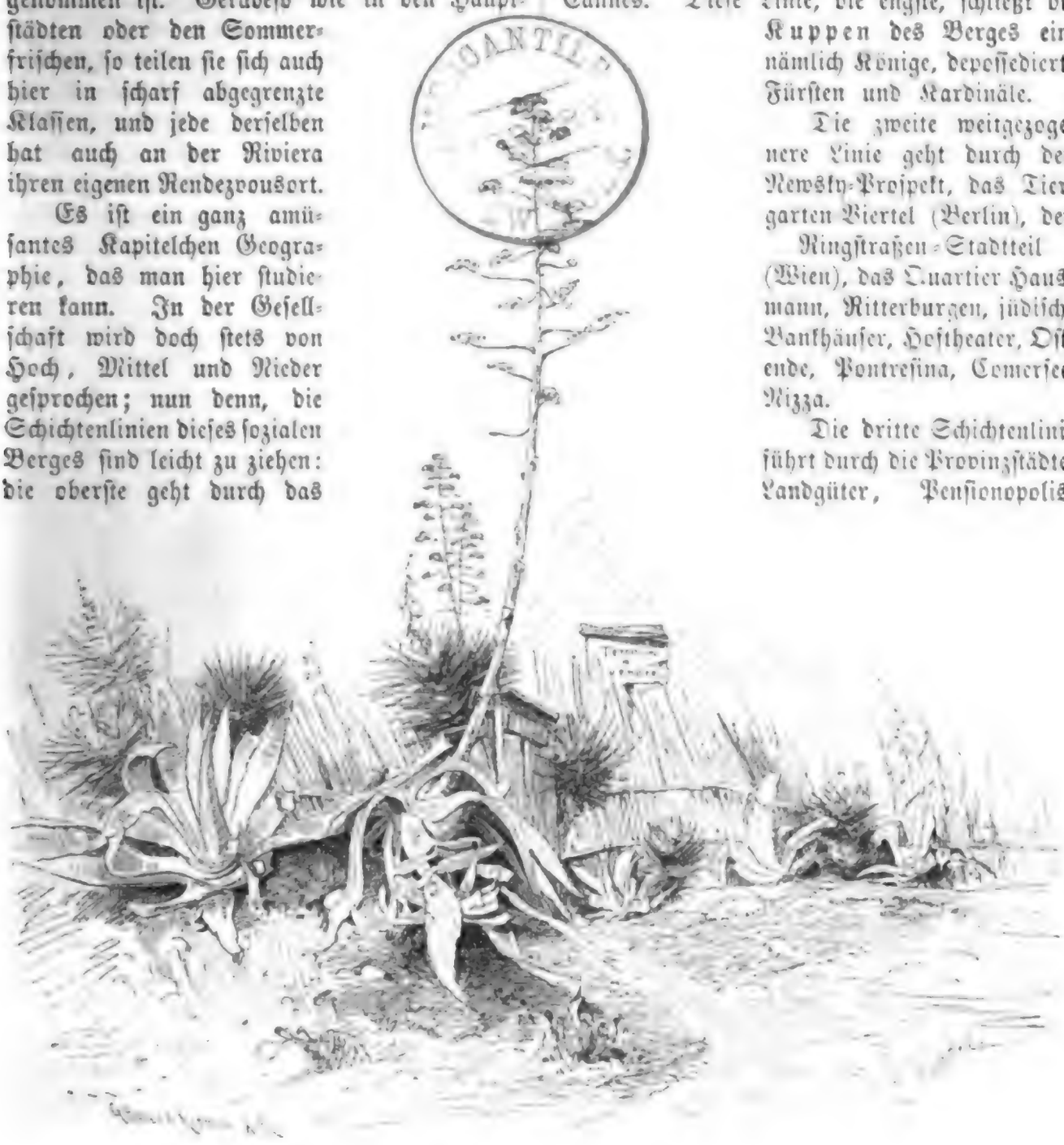
Mit Ausnahme des Schweizer Hochlands dürfte ſich kein Flecken der Erde eines größeren Zuſpruchs von ſeiten der beſitzenden Klaſſen aller Nationen erfreuen wie die Riviera. Dieſem ſchönen Küſtenſtriche zwiſchen Marſeille und Genua iſt auch noch nirgends ein Konkurrent erwachſen, denn an den ganzen Geſtaden des Mittelmeeres wird man vergeblich nach einer anderen Stelle ſuchen, welche, wie die Riviera beinahe ſubtropiſche Vegetation aufweiſt, deren Klima im Winter ſo mild, deren Lage ſo vortrefflich und windgeſchützt, deren Naturſchönheiten ſo großartige. Dieſelbe reiſende, leidende, geſättigte und darum deſto zerſtreuungsbedürftigere Menſchheit, welche ſich in den heißen Sommermonaten nach der Schweiz, dem Salzkammergut oder Schwarzwald und Gott weiß welch' andern Ländern begibt, wird ſich unfehlbar in den erſten Monaten des Winters an der Riviera wieder zuſammenfinden. Es ſind mit wenigen Ausnahmen dieſelben Geſtalten, dieſelben Exiſtenzen, und derjenige, der auf ſeinen Wanderungen durch die Sammel-

plätze der sogenannten fashionablen Welt, die Augen ein wenig offen gehalten, der wird überrascht sein, wie klein diese Welt im Grunde genommen ist. Geradeso wie in den Hauptstädten oder den Sommerfrischen, so teilen sie sich auch hier in scharf abgegrenzte Klassen, und jede derselben hat auch an der Riviera ihren eigenen Rendezvousort.

Es ist ein ganz amüsantes Kapitelchen Geographie, das man hier studieren kann. In der Gesellschaft wird doch stets von Hoch, Mittel und Nieder gesprochen; nun denn, die Schichtenlinien dieses sozialen Berges sind leicht zu ziehen: die oberste geht durch das Londoner Westend, das Pariser Faubourg St. Germain, durch Herzogssitze, Weltbanken, hochadelige Domänen, den Genfersee, Pau und Cannes. Diese Linie, die engste, schließt die Kuppen des Berges ein, nämlich Könige, depossedierte Fürsten und Kardinäle.

Die zweite weitgezogenere Linie geht durch den Newsky-Prospekt, das Tiergarten Viertel (Berlin), den Ringstraßen-Stadtteil (Wien), das Quartier Haussmann, Ritterburgen, jüdische Bankhäuser, Hoftheater, Ostende, Pontresina, Comersee, Nizza.

Die dritte Schichtenlinie führt durch die Provinzstädte, Landgüter, Pensionopolis,



Einzäunungen von Aloe.

Taunus- und Schwarzwaldbäder, Schweizer Pensionen, Mentone, San Remo.

Und noch eine vierte Linie gibt es, doch sie läßt sich in keine bestimmten Grenzen fassen; sie reicht durch alle Schichten hindurch, steigt bald in die höchsten Sphären, fällt wieder in die untersten herab. Ihre Bahn ist die eines Kometen und die Wanderer, die ihr folgen, sind die Bewohner des großen Empire des Bohémiens: Londoner Klubs, Boulevard Cercles; Bade-Kasinos, Wettrennen, Taubenschießen, Spielbanken; Champs Elysées, Vichy, Genf, Saxon, Monaco.

Ein Geograph, der die genannten Höhenunterschiede in einer hübschen Landkarte verzeichnen wollte, würde an dieser Schichten-

Digitized by Google

linie, jener der Bohémiens ſcheitern, denn nur an der Riviera gibt es einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt für ſie; das letzterwähnte Fürſtentum.

Aber auch in ethnographiſcher Beziehung ließe ſich die Riviera ganz gut einteilen. Von Weſten nach Oſten ziehend, iſt Hyères und San Rafael franzöſiſch; Cannes ſtockengliſch, Nizza und Monaco international, Bordighera italieniſch, San Remo und Mentone vorwiegend deutſch.

Wer von Genua aus auf einem der ſchönen bequemen Rubattino-Dampfer der Küſte entlang nach Marſeille fährt, dem wird es kaum möglich erſcheinen, daß zu Füßen der mächtigen kahlen Gebirgsketten, welche die Seeküſte gegen Norden begrenzen, auch nur ein Häuschen Platz haben könnte. Der Anblick dieſer Küſten iſt wohl recht impoſant und ehrfurchtserweckend, aber nichts weniger als anziehend. Graue Felsmaſſen erheben ſich faſt ſenkrecht aus der See und bilden, ſo zu ſagen, nur den Vor-

Ein Pinienhain in Cannes.

wall der mächtigen ſchneebedeckten Alpenketten, deren blendend weißer Grat auf viele Meilen in der Runde ſichtbar iſt. Die Wellen brechen ſich brauſend an den Granitklippen; nur an wenigen Stellen treten dieſe ein wenig von der Küſte zurück, doch iſt ihre Entfernung von unſerem Schiffe ſo groß, daß wir kaum etwas davon zu unterſcheiden im ſtande ſind.

Wie anders iſt der erſte Eindruck, den man bei der Landfahrt längs der Riviera von dieſer erhält! jener Teil der franzöſiſchen Eiſenbahn, Paris, Lyon und Méditerranée, welcher von Marſeille der Küſte entlang bis nach Genua führt, iſt ein Meiſterwerk. Etwa hundert mitunter meilenlange Tunnels mußten durch den Granit geſprengt werden; viele Stellen der Seeküſte durch ſtarke Mauern geſchützt, andere wieder überbrückt werden. Kaum auf irgend einer andern Bahnſtrecke waren ſtärkere Kurven und Steigungen zu überwinden, und die Erbauung dieſer Bahn koſtete deshalb mehr, als die dreimal ſo lange zwiſchen Marſeille und Paris.

Indeſſen werden die wenigſten Beſucher der Riviera ſich viel um die techniſche Vollendung der Eiſenbahn kümmern, auf welcher ſie gegen Nizza eilen, denn das Panorama, das ſich ihnen nach jeder Kurve, nach jedem Tunnel in immer größerer Pracht darbietet, wird ihre Aufmerkſamkeit wohl im höchſten Grade feſſeln.

Die Alpen einmal überſchritten, ſcheint

man in eine ganz neue Welt zu kommen. Man verläßt die kalten Schneegefilde, die kahlen farblosen Landschaften des Winters und überspringt innerhalb weniger Stunden die drei Monate, welche uns vom Frühling trennen. Der Himmel und mit ihm sein Spiegelbild, das Meer, prangen in ewigem, tiefem Blau; Gärten und Wiesen zeigen das üppigste Grün; fremdartige, in nördlichen Regionen nie gesehene Bäume tragen ihren vollsten Laubschmuck. In den Ortschaften, die man im Fluge passiert, sind die Fenster weit geöffnet, und die Bevölkerung lebt mitten im Januar auf der Straße, in den Gärten — ein kleiner Vorgeschmack unserer Antipoden.

In den ersten Stunden unserer Eisenbahnfahrt von Marseille tritt dieser südländische Charakter noch nicht so stark hervor; man passiert der Reihe nach Toulon, Hyères, Fréjus, mit seinen bedeutenden Römerruinen und gelangt endlich von der kleinen Bai von San Rafael an die „fashionable" Riviera. Wenige Minuten darauf fahren wir in den schönen Bahnhof von Cannes ein.

* * *

Cannes.

Eine herrliche Meeresbucht, ringsum von amphitheatralisch aufsteigenden Höhen eingeschlossen. Gegen Westen bilden die reichen, zackigen Felsmassen des vulkanischen Esterell-Gebirges den Abschluß des Bildes; gegen Osten hingegen streckt sich eine lange, niedrige Halbinsel, de la Croisette genannt, weit ins Meer hinaus. In der Mitte dieses, mit allerhand tropischen Gewächsen üppig bedeckten, weiten Amphitheaters hart am Strande des Meeres liegt Cannes, d. h. das alte Cannes, wie es noch vor Lord Broughams Zeiten war. Die moderne Zeitrechnung von Cannes datiert nämlich von diesem englischen Edelmann, der in den dreißiger Jahren in den aristokratischen Kreisen Englands dafür Propaganda machte und dessen Initiative der rasche Aufschwung des Kurorts zu danken ist.

Das eigentliche Cannes ist gar nicht in Cannes, sondern im Umkreis von mehreren Meilen auf den Anhöhen außerhalb des alten Fischernestes zu suchen: ein Labyrinth von Straßen, vielgewundenen Gartenwegen und Treppen, die sämtlich von hohen Mauern eingefaßt sind. Ueber diese letzteren ragen hohe Bäume, dichtes exotisches Gestrüpp und Laubwände hervor, welche die dahinter gelegenen Villen und herrlichen Schlösser dem Auge des Wanderers ganz entziehen und ihn leider nur zu deutlich fühlen

An den Felsen von Monaco.

Digitized by Google

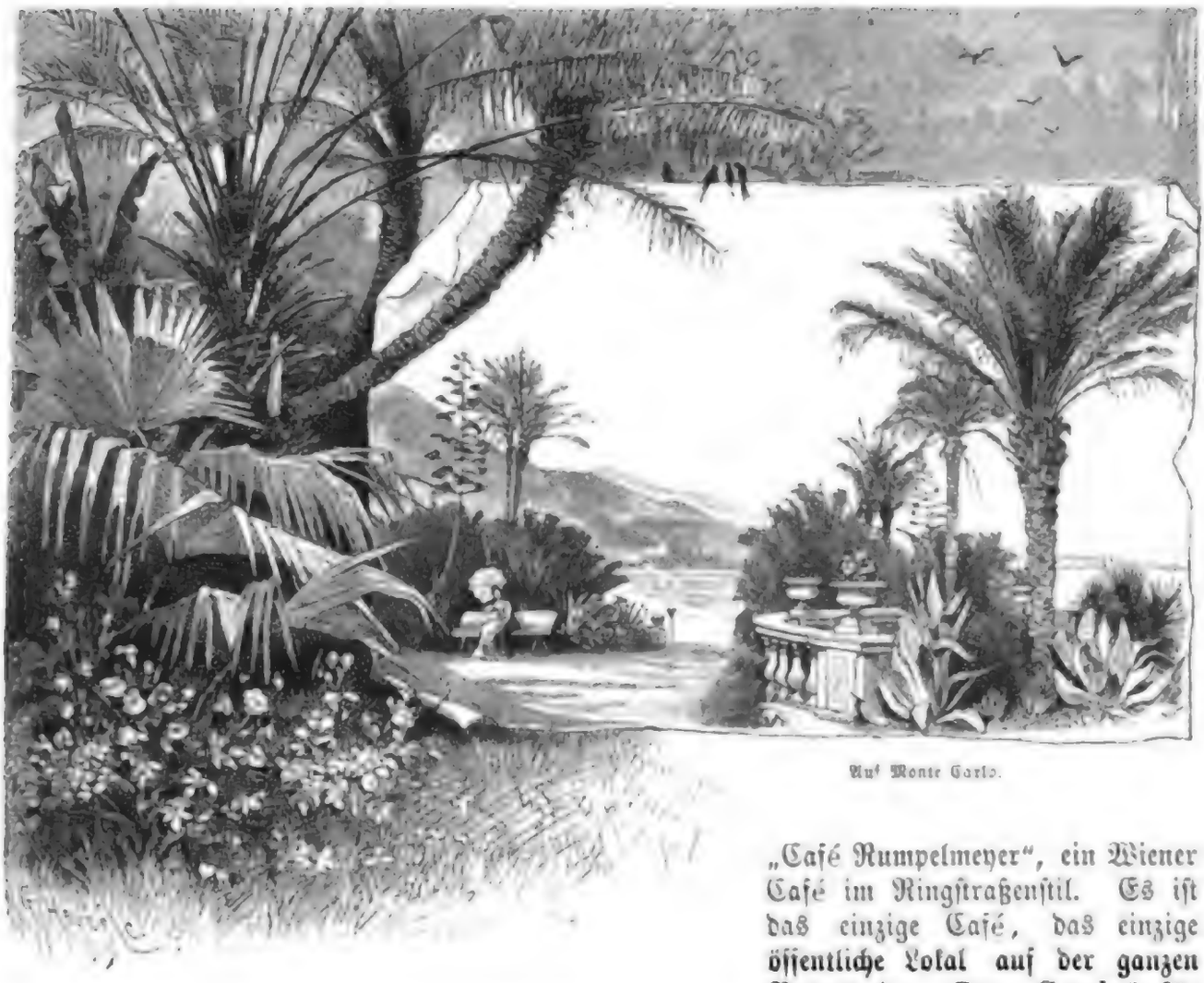
laſſen, daß er ſich in einer engliſchen Stadt aufhalte, deſſen Bewohner dem alten Worte: „My Home is my Castle“ huldigen. Ich würde deshalb Cannes am beſten mit einem Theater vergleichen, deſſen Zuſchauerraum das Meer, deſſen Bühne einen Garten darſtellt. Tritt man auf die Bühne ſelbſt, dann ſieht man nichts als die nackten Kuliſſenwände. Vom Meere betrachtet nimmt ſich jedoch Cannes unendlich lieblich und maleriſch aus, beſonders an ſonnigen klaren Tagen, wenn der italieniſche Himmel ſich über dem ſchönen, Neapel nicht unähnlichen Bilde wölbt, und ſich in tiefblauer Färbung in der weiten Meeresbucht wiederſpiegelt; wenn die weißen Mauern der unzähligen, auf den Anhöhen ringsum gelegenen Villen im Glanze der ſüdlichen Sonne leuchten und die dahinter

Die Stadt Monaco, links die Spielbank von Monte Carlo.

hoch emporſteigenden, ſchneebedeckten Alpenketten den Rahmen bilden.

Wandert man die Anhöhen hinauf und betrachtet das Bild zu ſeinen Füßen, ſo präſentiert es ſich, wenn möglich noch ſchöner. Aber das iſt für den Fremden auch der einzige Genuß, den er haben kann, denn betritt er die aus der Ferne ſo maleriſch winkenden Berghänge, ſo befindet er ſich in einem Labyrinth von kahlen abſtoßenden Mauern, auf vereinſamten, bald ſtaubigen, bald ſchlammigen Wegen, aus denen er ſich nur mit Mühe wieder herauswindet. Allerdings kann man ſich durch lange Pourparlers mit dem Thorhüter und inniges Antichambrieren in der Portierloge bei manchen Gärten die Erlaubnis zu ihrer Beſichtigung erwirken, aber ich frage, iſt das ein Vergnügen?

Cannes iſt eine ſtockengliſche Villenſtadt. Es hat keinen öffentlichen Park, keinen Square oder Garten, wo ſich die Menſchen ſehen und begegnen können; die Diſtanzen ſind ſo groß, daß man ohne Equipage kaum hier leben kann, und ſelbſt die Promenade am Meeresſtrande entlang wird einem häufig durch den Staub verleidet. Große Hotels und hübſche Villen



Auf Monte Carlo.

schließen sie auf einer Seite ein, während eine, allerdings erst im Werden begriffene Palmenallee den Fahrweg von dem knapp am Meeresstrande hinziehendem chemin des „piétons“ trennt. Viele Equipagen, wenig Fußgänger. Viele Familien mit Kindern und Bonnen, aber wenig Fremde, Junggesellen oder „alleinstehende Damen“. Für diese Bohémiens ist Cannes ein sehr unfruchtbarer Boden. Das Familienleben und speziell das englische „Home life“ hat hier zu sehr festen Fuß gefaßt, als daß sich ihnen ebensoviel Gelegenheit zur reichen Ernte darböte, wie in Nizza oder Monaco.

Je weiter wir auf der Promenade nach Osten schreiten, desto vornehmer und zugeknöpfter wird die Häuserfronte, desto mehr treten livrierte und pomadisierte Kammerdiener an die Stelle der Palmen- und Orangenbäume vor den Häusern. Hier erhebt sich der stattliche Bau des „Cercle nautique“ und daneben das an der ganzen Riviera bekannte, teure „Café Rumpelmeyer“, ein Wiener Café im Ringstraßenstil. Es ist das einzige Café, das einzige öffentliche Lokal auf der ganzen Promenade. Der „Cercle“ für die Herren, „Rumpelmeyer“ für die Damen. Hier eine kleine Portion Café oder Eis für einen Frank, dort eine Portion Ekartee oder Baccarat für mehrere Tausend Frank. Rumpelmeyer ist eine Art Klub für Damen, eine wahre Wohlthat für sie in diesem langweiligsten aller Kurorte. Hinter Rumpelmeyer beginnt das Prinzen-Viertel, denn in den schönen palastartigen Villen wohnen gewöhnlich ein paar der deposseedierten italienischen oder deutschen Fürsten, zuweilen auch regierende Häupter. Nahe der herrlichen Villa Henry IV. auf einer leichten Erhebung am Beginn des Boulevard de la Croisette (er wurde nicht etwa zu Ehren der bekannten Diva des „Théâtre français“ so getauft) sieht man zwischen herrlichen Palmen, Orangen und Eucalyptus die stattliche „Villa des Dunes“ hervorlugen, vor zwei Jahren die Residenz der Kaiserin von Rußland, im vergangenen Winter jedoch das „Buen Retiro“ Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Württemberg. Die Villa ist reizend ge-

Digitized by Google

legen, das Meer zu Füßen und ein ausgedehntes Fichtengehölz hinter ſich, deſſen Nadelgeruch der köſtlichen Meeresluft nur noch höhere Würze verleiht. Der Aufenthalt iſt wie für einen König geſchaffen. — Für den gewöhnlichen Touriſten gibt es in Cannes nur ſehr geringe Zerſtreuung. Von Theater, Konzertſaal, Kaſino, öffentlichen Parks oder Gärten, großen Cafés oder Reſtaurants iſt hier keine Spur vorhanden, und man iſt ganz auf die Spaziergänge längs des einzigen Boulevards angewieſen, der ſich bis ans äußerſte Ende der weit ins Meer vorſpringenden Halbinſel la Croisette hinzieht. Auch dort, an dieſem paſſendſten Punkte für ein Reſtaurant, befinden ſich ſtatt deſſen nur die Trümmer eines alten Forts und das Wachthaus der franzöſiſchen Douaniers.

Kaſino in Monte Carlo.

Auf der wilden Sanddüne ſtehend, gewahrt man in einer Entfernung von kaum fünfhundert Schritten, die ſteilen Felsmauern der Inſel St. Marguérite, welche den „Mann mit der eiſernen Maske“ feſter zu halten verſtand, als den franzöſiſchen Marſchall Bazaine. Wenn man die dräuenden Baſtionen, die ſtreng bewachten und kanonengeſpickten Feſtungswerke betrachtet, dann erſcheint einem die Flucht Bazaines als eines der verwegenſten Heldenſtückchen, welches dieſer intriguante Abenteurer jemals ausgeführt, als ein Pendant zu der berühmten Flucht Caſanovas aus den Bleidächern Venedigs, oder Silvio Pelicos aus dem Spielberg. Als ich mit dem Fernglaſe in der Hand, die dunklen Felſen muſterte, ſchritt eben ein franzöſiſcher Zollwächter vorüber. Ich frug ihn, ob er in jener denkwürdigen Nacht wohl in Cannes geweſen ſei? „Ei freilich“, meinte er, „ich ſtand gerade auf der Wache.“ ‚Nun ſagt mir doch, an welcher Stelle ließ ſich denn der dicke Marſchall herab?‘ „Allez donc,“ antwortete der Douanier ganz vertraulich, „thun ſie nicht ſo naiv, der ging ſchön gemächlich zum Hauptthore hinaus, und die Wachen ſalutierten ihm noch! Dieſer „gros bon homme“ hätte ſich niemals einem Strick anvertraut.“

Etwas weiter von St. Marguérite liegt mitten in der schönen Bucht die Insel St. Honorat mit den imposanten Ruinen des uralten befestigten Klosters, das im sechsten und siebenten Jahrhundert das berühmteste der Christenheit war. Es enthielt zu einer Epoche nicht weniger als 3700 Mönche, also ein ganzes Regiment von Betbrüdern, und dennoch war ihr Einfluß im Himmel nicht groß genug, um ihren geweihten Aufenthaltsort vor der Zerstörung zu schützen. 725 kamen die Sarazenen und massakrierten die ganze Gesellschaft.

Von der Spitze der Halbinsel Croisette konnte ich auch die jenseitige Bucht von Vallauris überblicken, deren Anhöhen in der ganzen Ausdehnung bis nach Antibes schon parzelliert und teilweise mit Villen bedeckt sind. So ist denn die englische Invasion schon um die Ecke gedrungen, und es ist dort ein ebenso schönes, aber ach! ebenso langweiliges Cannes im Entstehen begriffen.

Zwischen den Aloehecken.

* * *

Nizza.

Eine halbstündige Eisenbahnfahrt längs des, nunmehr bis nach Genua stets in Sicht bleibenden blauen Meeres, an Antibes und Cagnes vorbei und über das breite steinige Bett des wilden Bergstromes Var, führt uns nach dem vielberühmten und besuchten Nizza, dem Hauptpunkt der Riviera.

Wer Nizza einige Jahre nicht mehr gesehen hat, wird bei einem erneuten Besuch überrascht sein von den großen Veränderungen, welche die schöne Stadt binnen so kurzer Zeit erfahren. Das alte billige prosaische Nizza der Italiener ist zu dem unerschwinglich teuren, großstädtischen, abgelebten „Nice" der Franzosen geworden. Früher war die alte, sich an den steilen Schloßberg anlehnende Stadt ganz von Palmen- und Orangengärten eingeschlossen, man könnte sagen, eine afrikanische Oase, welche das weite Thal des Paillon-Flusses erfüllte. Heute durchschneiden große breite Boulevards und Avenüen den einstigen Naturpark, von dem kaum mehr irgend welche Reste vorhanden sind. Stattliche teure Hotels mit sumptuösen Preisen und unglaublichem Luxus drängen sich dem Besucher in jeder dieser neuen Straßen auf. Ueberall sieht man Steinmetz, Maurer und Zimmermann in voller Thätigkeit, als gälte es, alle noch übrig gebliebenen grünen Gartenflächen sorgfältig wegzuputzen und mit Mörtel zu verschmieren. Aus dem reizenden Winteraufenthalt von Anno dazumal ist eine Häuserwüste geworden, die sich von dem Pariser Quartier Hausmann nur durch das milde Klima unterscheidet.

Deshalb hat sich auch der Charakter der Besucher und Wintergäste von Nizza gewaltig geändert. Die vielen vornehmen Familien, die früher hierher kamen, fühlten sich in der nun zu einer luxuriösen Großstadt gewordenen Idylle nicht mehr heimisch und zogen Cannes, Bordighera, San Remo ꝛc. begreiflicherweise Nizza vor.

Dort sind sie ungestört, dort ist die Natur noch dieselbe geblieben; die Preise sind mäßig, die Toiletten einfach. Nizza aber wurde jenem Schwarm von Modedamen, Nichtsthuern, Bohémiens und Damen der Halbwelt überlassen, die sich stets im Gefolge der vornehmen Gesellschaft befinden und sozusagen den Troß der europäischen Wander-Aristokratie bilden.

Digitized by Google

Es iſt die alte Geſchichte, die ſich in jedem Bade, jeder Sommer- oder Winterfriſche wiederholt. Kein Geſchöpf, das ſich in Brehms Tierleben beſprochen findet, hat mehr Paraſiten als der Menſch! ſpeziell wenn er dem Geburts- oder Geldadel angehört. Kaum hat ein neues Bad, ein idylliſcher Landaufenthalt ſich einen Namen gemacht, als er auch ſchon von den Paraſiten, den Spielern, Sportsmen, Impreſarios, vagierenden Künſtlern jeden Genres und endlich von — der Halbwelt überfallen wird. Das nennt man dann „in die Mode kommen“, darum ſind Nizza, Trouville, Monaco, Oſtende, „modern“. An die Stelle des ſoliden, ruhigen, zurückgezogenen Lebens treten dann Wettrennen, Regattas, Konzerte, Taubenſchießen, Roulette, Bälle, Oper u. ſ. w. und die Kurgäſte, welche die großen Hauptſtädte eben ihrer geräuſchvollen aufregenden Vergnügungen wegen flohen, werden derart beläſtigt, daß ſie häufig nicht mehr wiederkommen. Indeſſen iſt das für die Badeorte, und am allerwenigſten für Nizza, von irgend welchem pekuniären Nachteil, denn „le monde qui

Blick auf Mentone, von der italieniſchen Grenze geſehen.

s'amuse“ iſt eben unendlich viel größer und zahlreicher als jene Gattung von Kurgäſten, die rein nur der Geſundheit wegen kommen. Deshalb iſt auch Nizza trotz aller Moralpredigten der Familienväter und Rekonvaleszenten beſuchter und faſhionabler denn je, eine der amüſanteſten, ſchönſten und angenehmſten „station d'hiver“ von Europa. Während der „haute saison“, das iſt, zwiſchen November und März, iſt Nizza mit Gäſten aller Nationen vollſtändig überfüllt, eine Art Durchgang, eine Paſſage, in der ſich die vornehme, oder zum mindeſten die elegante Welt jedesmal wenigſtens ein paar Tage lang aufhält, um auf der Höhe des „bon ton“ zu ſein.

Was der uralten Stadt noch aus früheren Jahrhunderten geblieben, das iſt das alte Schloß auf dem mitten im Thale des Paillon ſteil emporſteigenden Schloßberg. Die Terraſſe auf dem oberſten Gipfel dieſer mit ſchattigen Parkanlagen geſchmückten Anhöhe gewährt eine herrliche Ausſicht auf die zu beiden Seiten des Paillon ſich ausbreitende Stadt, auf die majeſtätiſchen Hotels und Paläſte, welche dieſen unſtäten, im breiten ſteinigen Bett daherfließenden Gebirgsſtrom einfaſſen, auf die ſchnurgeraden Boulevards der neuen Stadt und den ſchönen Meeresſtrand, der ſich im weiten Bogen auf mehrere Kilometer Länge dahinzieht. Das Thal wird von ziemlich hohen, doch ſanft empor-

tized by Google

steigenden Bergen umſchloſſen, deren üppige Vegetation gleichfalls ſchon vielfach von Villen und Schlöſſern unterbrochen wird. Noch darüber hin emporragend, ſieht man in weiter Ferne die ſchneebedeckten und vergletſcherten Alpenketten. Es iſt ein entzückendes Panorama, das durch die ruhige, tiefblaue Waſſerfläche des Meeres nur noch mehr Relief erhält.

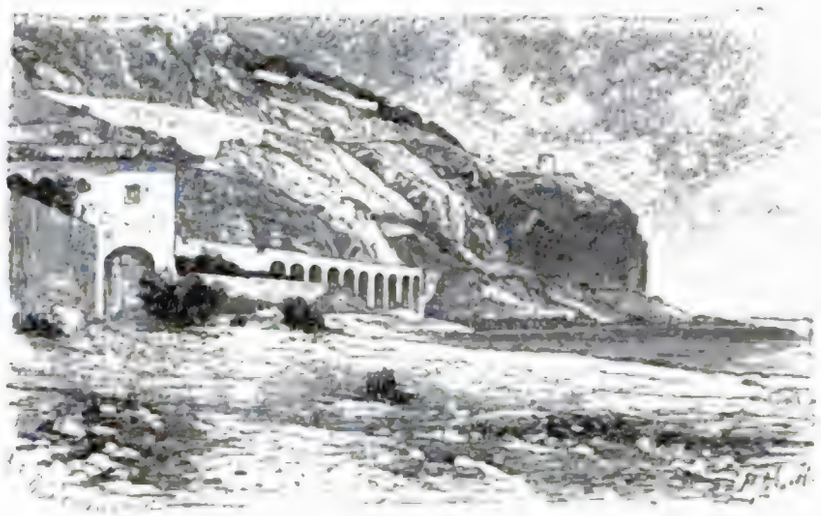
Das alte Nizza der früheren Jahrhunderte ſchmiegt ſich eng an den dräuenden Schloßberg an; hier ſind die ewig finſteren, ewig feuchten mit fünf- und ſechsſtöckigen Häuſern eingefaßten Gäßchen; Treppen auf und ab; Durchgänge; Sackgaſſen und auf der Oſtſeite des Berges auch das alte Hafenquartier mit einem geräumigen Baſſin. Neu- und Alt-Nizza ſind ſtreng voneinander geſchieden. Neu-Nizza iſt franzöſiſch, Alt-Nizza italieniſch, die neue Stadt reich, die alte arm, die neue vornehm, die alte verbauert. Es ſcheint, als ob die Grenze Italiens nicht erſt bei Ventimiglia begänne, ſondern hier, an den Ufern des waſſerarmen

Die Promenade du Midi in Mentone.

Paillon. Wäre dem ſo, dann könnte ſich der von Italien kommende Reiſende für Frankreich keinen ſchöneren Anfang denken als Nizza. Jenſeits des Paillon erheben ſich großartige Hotelpaläſte, der hübſche „Jardin public“, und endlich jene berühmte, längs der Meeresküſte ſich hinziehende Palmenallee die unter dem Namen „Promenade des Anglais“ bekannt iſt. Sie bildet ebenſoſehr einen Konzentrationspunkt der vornehmen Welt, wie der Boulevard des Capucins oder wie der Londoner „Rotten Row“. Toiletten, Equipagen, Pferde, Dienerſchaft ſind die gleichen, die man dort zu ſehen bekommt. Schöne Villen faſſen die Straße auf der Landſeite ein, während ſie auf der anderen von der See beſpült wird. Eine Stunde auf der Promenade des Anglais wird uns Vertreter des hohen Adels und der eleganten Welt aller Nationen zeigen; wird uns alle bekannten Sprachen hören laſſen, und ein ethnographiſches Mixtum Compositum vorführen, wie es uns kaum auf Weltausſtellungen begegnet.

Das ſoziale Leben dieſes ſchönen Ortes mit all den verſchiedenen Kategorieen, mit den Salons der vornehmen Welt, den Klubs und Kaſinos, Wettrennen und ſonſtigen Unterhaltungen bietet allein ſo viel Stoff, daß wir für diesmal mit der Schilderung gar nicht beginnen wollen, ſondern unſern Weg längs der Riviera fortſetzen.

Wenn uns irgend etwas den Abſchied von Nizza leicht macht, ſo iſt es das wechſelvolle Wetter. Nizza iſt in klimatiſcher Beziehung durchaus nicht jenes Paradies, als welches es verſchrieen; Sonnenſchein und Regen, Wärme und Kälte wechſeln einander ſo plötzlich und in ſo kurzen Zwiſchenräumen ab, daß man die größte Vorſicht anwenden muß, um nicht ewig verſchnupft zu ſein. Wie in Cannes ſinkt bei Hereinbrechen der Nacht die Temperatur ſehr ſchnell, ſo daß eine bedeutende Taubildung ſtattfindet, während anderſeits Nebel faſt ganz unbekannt ſind. Zu den Schattenſeiten Nizzas gehört auch der äußerſt läſtige Staub und der Gipsreichtum des Waſſers. Alles beachtenswerte Momente, aus denen erhellt, daß für Kranke oder Rekonvaleszenten Nizza gewiß nicht ein paſſender Aufenthaltsort iſt.



Der „rote Felſen" bei Mentone.

* * *

Monaco.

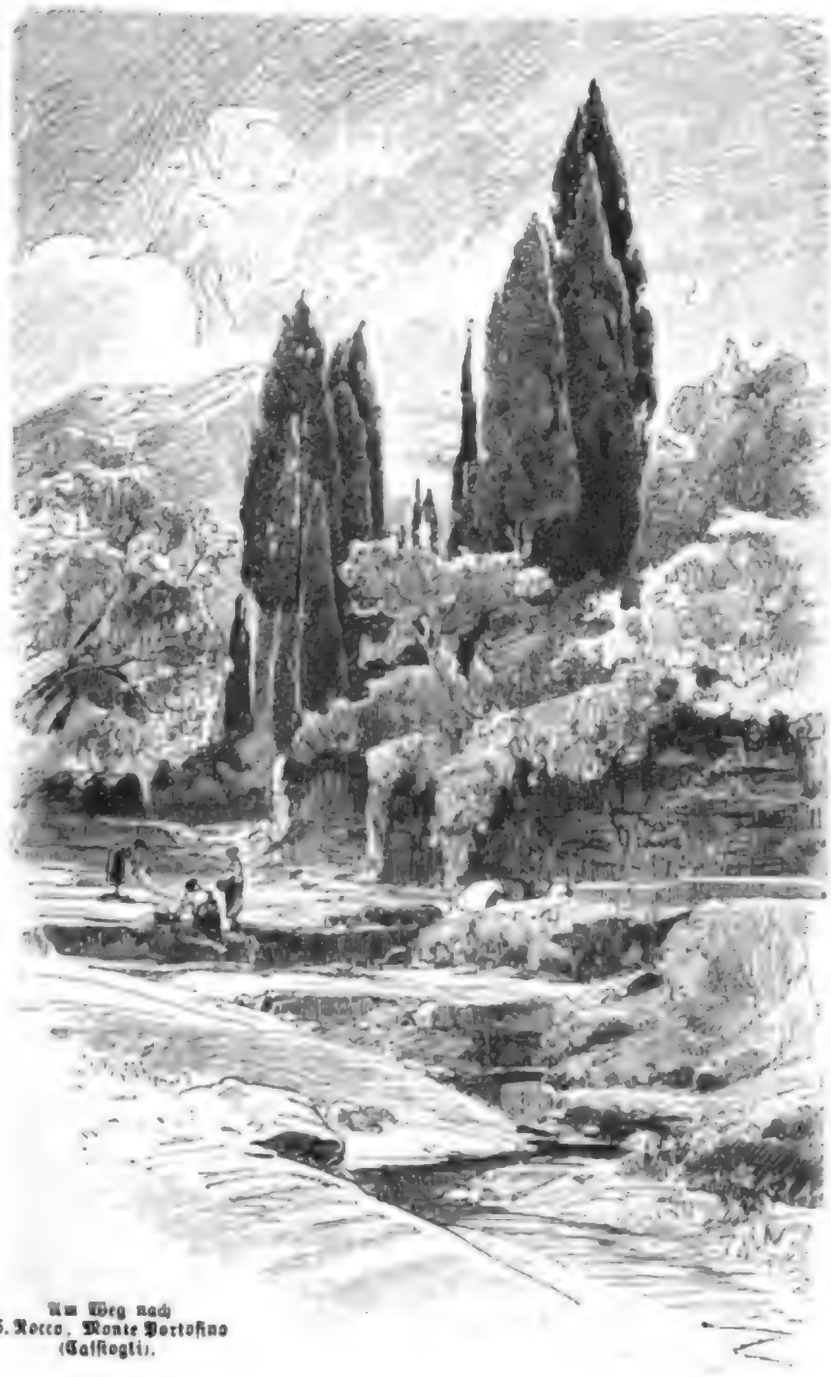
Die Eiſenbahn zwiſchen Nizza und Monaco iſt eine fortgeſetzte Reihe von Tunnels und man weiß in der That nicht, ob man ſich auf einem Schienenweg mit vielen Tunnels, oder auf einer unterirdiſchen Eiſenbahn mit Luftlöchern befindet. Kommt man aber aus den Eingeweiden dieſer Küſtenfelſen wieder ans Tageslicht hervor, dann wird man allerdings reichlich durch die herrlichen Ausblicke entſchädigt, welche ſich dem Reiſenden, ſofern er auf der rechten Seite des Waggons ſitzt, darbieten. Linker Hand begleitet uns ſtets der graue Fels, rechter Hand ſehen wir der Reihe nach die ſchöne Bucht von Villafranca mit dem hier ſtationierten amerikaniſchen Mittelmeergeſchwader, die Halbinſel Mala lingua, das Kap Roux und endlich das hoch auf den Felſen thronende Sarazenen-Raubneſt Eza; wieder fahren wir gerade an dem herrlichſten Ausſichtspunkt in den ſechſten langen Tunnel ein; um beim ſiebenten endlich den ſchönen weit ins Meer hervorſpringenden Felſen von Monaco zum erſtenmal gewahr zu werden.

Was über Monaco und Monte Carlo ſagen? Gibt es auf dieſem Felſen noch einen Stein, einen Baum, irgend einen Gegenſtand, der nicht ſchon hundertmal in allen Sprachen von begeiſterten oder — bezahlten Federn beſungen wurde?

Gibt es noch Jemanden, dem nicht bei Nennung des Namens Monaco im Geiſte den ſchönen Felſen, das Kaſino, die hellerleuchteten glänzenden Räume der Spielbank, die grünen Tiſche mit den gleichmütigen Croupiers und den dummen Gimpeln, die ihr Geld verlieren, vor Augen ſähe? Ja, Monaco wird ein entzückender Aufenthaltsort werden, ſobald die Abenteurer und modernen Briganten, die eleganten Damen der Halbwelt ꝛc. verſchwunden ſein werden. Mir erſchien es immer unbegreiflich, wie es überhaupt Menſchen geben kann, welche ſich von dieſen Beutelſchneidern und Bauernfängern an den Spieltiſch locken laſſen können! So oft ich auch Monaco beſuchte, niemals übte die Spielbank auch nur den mindeſten Reiz aus, niemals gelangte auch

nur ein Centime auf das grüne Tuch; Dante ſagt in einer Stelle ſeiner Comedia: „Doch ſtill von ihnen; ſchau und geh' vorüber.“ Leider wird dieſe gute Mahnung nicht genug beherzigt. Man könnte ſie ebenſogut Schmeißfliegen zurufen, die einen Honigkuchen vor ſich ſehen.

Laſſen wir alſo den paradieſiſchen Fleck Erde! Die Lokomotive führt uns in wenigen Minuten aus dem Reiche der Grimaldi in das Gebiet des alten Raubneſtes Roccabruna, das hoch über uns auf einem Felſenvorſprung thront, wie ein Adlerhorſt. Zwiſchen dieſer echt italieniſchen, inmitten reicher Orangen- und Zitronenpflanzungen liegenden Stadt und der Eiſenbahnſtation am Meere, ſieht man die berühmte Fahrſtraße Route de la Corniche, die, von Nizza längs des Gebirgskammes hinlaufend und die herrlichſten Ausſichten auf die ganze Küſtenſtrecke gewährend, nach Mentone führt.



Am Weg nach S. Rocco, Monte Portofino (Caſſoglio).

Hat man den großen, das Kap Martin durchſchneidenden, Tunnel paſſiert, ſo kommt auch ſchon

Mentone

in Sicht, das ähnlich wie Nizza und Cannes hart am Meeresſtrande liegt, und an der innerſten Stelle ſeiner Bucht, eine mit uralten Häuſern bedeckte Halbinſel ins Meer vorſchiebt. Am äußerſten Ende derſelben erhebt ſich ein gewaltiger maſſiver Turm, wahrſcheinlich ein Ueberbleibſel der alten Befeſtigung.

Das neue Mentone, die Stadt der Hotels und Logierhäuſer, Villen und Gärten zieht ſich teils längs des Meeres zu beiden Seiten der erwähnten Halbinſel hin, teils bedeckt es die ſanften Anhöhen hinter der alten Stadt, und man iſt im erſten Momente überraſcht von den zahlreichen Neubauten, den Rieſenhotels, den ſchönen Gärten und Zitronenpflanzungen. Mentone hat ebenſo wie die Mehrzahl der Rivieraorte in den letzten Jahren ſehr zugenommen und dies gewiß mit größerem Rechte, als die übrigen, denn das Klima iſt für Leidende das günſtigſte, das man an den Küſten des Mittelmeeres überhaupt treffen

Digitized by Google

kann. Nur darf man Mentone nicht im Herbſt oder Frühjahr beſuchen. Mentone beſitzt nur einen herrlichen Winter und einen angenehmen, wenn auch mitunter heißen Sommer, beide von langer Dauer und ſcharfen Uebergängen, die derart mit heftigen Stürmen, Regengüſſen und Temperaturwechſeln verbunden ſind, daß die Kurgäſte vor dem Beſuch des Ortes im November oder März nicht genug gewarnt werden können. Dagegen iſt, wie geſagt, der Winter hier angenehmer und milder, als ſelbſt in Neapel und Palermo. Die Kranken mögen ſich getroſt nach den Zitronen richten. Wo dieſe fortkommen, dort kann ihnen geholfen werden, und gerade in Mentone gedeiht die goldene Frucht beſſer als irgendwo anders.

Für den Geſunden wüßte ich indeſſen angenehmere Winterſtationen zu nennen, als es Mentone iſt, denn ſoviel auch in neuerer Zeit für die Unterhaltung Sorge getragen wird, es läßt in dieſer Hinſicht noch immer viel zu wünſchen übrig. Das Rendezvous der Fremdenwelt iſt in den Mittagsſtunden die Promenade du Midi und der mit ſeltenen ſüdlichen Gewächſen reich ausgeſtattete Jardin public. Am angenehmſten wird der Aufenthalt in Mentone durch die zahlreichen ſchönen Spaziergänge gemacht, die ſich teils längs der Küſte, teils in die gebirgige Umgegend der Stadt erſtrecken und weit über die franzöſiſche Grenze hinaus unternommen werden können. Folgen wir der über die Berge dahinführenden Landſtraße, ſo erreichen wir binnen wenigen Stunden Ventimiglia und in kurzer Entfernung davon auch

Am Strand bei Nervi.

Bordighera und St. Remo,

von denen beſonders das letztere zu einem ganz ſtattlichen, beinahe großartigen Winterkurort herangewachſen iſt. Von Ventimiglia, dieſer an römiſchen und mittelalterlichen Ueberreſten ſo reichen Stadt, führt außer der Eiſenbahn auch eine, wenn auch ſchlechte Landſtraße nach einſtündiger Fahrt nach Bordighera, dieſer Palmenoaſe auf europäiſchem Boden. Die Vegetation iſt hier in der That von tropiſcher Ueppigkeit, und an der ganzen Nordküſte Afrikas, ausgenommen in Alexandrien, fand ich nirgends mehr Palmen und größere Orangen- und Zitronenhaine vor, als auf dieſem geſegneten Stück Erde. Bordighera verſorgt denn auch Europa und ſpeziell Rom mit Palmzweigen, dieſem unerläßlichen Zubehör katholiſcher Kirchenfeſte. Das alte Bordighera liegt ähnlich

Digitized by Google

wie Roccabruna oder Ventimiglia auf einer Anhöhe, — ein mittelalterliches Raubneſt, deſſen Straßen ſo eng und dunkel ſind, daß man ſich in Katakomben glauben könnte. Zu Füßen dieſes mit Palmenhainen bedeckten Berges liegt Neu-Bordighera, wohl auch nur ein italieniſches Dorf mit einigen modernen Villen. Ein einziges größeres Hotel empfiehlt ſich hier den Wintergäſten, ein Beweis, daß Bordighera als station d'hiver noch in ſeinen Kinderſchuhen ſteckt. Was hier am unangenehmſten, iſt der große Schmutz und Unrat in den Straßen. Man merkt hier erſt, daß man ſich im Lande der Leierkäſten und der Tenore befindet. Deshalb zieht die Mehrzahl der Rekonvaleszenten das unferne San Remo vor, das in bezug auf ſein Klima, ſeine Hotels und Villen nur mit Mentone zu rivaliſieren braucht. San Remo iſt einer der großartigſten und beſuchteſten klimatiſchen Kurorte des Südens; vornehme Hotels, ſchöne Gärten, und Promenaden, Kurmuſik, angenehme Geſellſchaft, all das hat ſich unter den Fittichen des alten San Remo zuſammengefunden, das ausſieht wie eine verrunzelte Urgroßmama, umgeben von eleganten, jungen, bildſchönen Enkeln. San Remo iſt ſchon als Typus einer urwüchſigen italieniſchen Stadt höchſt

Strand-Szenerie zwiſchen Mentone und Bordighera.

Digitized by Google

sehenswert! Ein Labyrinth der absonderlichsten, engsten Gäßchen, hohen, verschlossenen, finstern Häusern, Treppen, Bogengängen, Brücken und Kanälen, als wäre die an elftausend Einwohner zählende Stadt von der cypressenumgebenen Anhöhe, auf welcher die weiße Kuppelkirche der Madonna della Corta steht, durch ein Erdbeben herabgeworfen worden; so groß ist die Unordnung, Planlosigkeit und Uebereinandertürmung dieser Häusermassen.

Die mitten in schönen Gartenanlagen ruhenden, neuen Stadtteile gewähren einen reizenden Anblick und müssen bei dem milden, angenehmen Klima, der herrlichen Umgebung und

Partie aus der Villa Pallavicini bei Pegli.

dem ewig blauen Himmel für den Kranken ein höchst angenehmer Aufenthalt sein. Der Gesunde jedoch wird kaum länger hier verweilen, als bis er den Ort und die Umgebung kennen gelernt. Denn an Unterhaltung mangelt es hier ebensogut, wie an allen anderen Orten, ausgenommen Nizza und Monaco.

Hinter San Remo folgt die Bahn stets den felsigen, rauhen Küsten, einer Reihe von kleinen kahlen Vorgebirgen, abwechselnd mit Meeresbuchten. Auch hier machen die zahllosen großen und kleinen Tunnels die Fahrt zu einer keineswegs angenehmen, denn der Wechsel zwischen der absoluten Dunkelheit und der grellen Sonnenhelle blendet das Auge und macht es unfähig, die wilde Schönheit dieser Küstenlandschaft zu genießen.

Man passiert der Reihe nach die Oliven- und cypressenreichen Städte Oneglia, Alassio, Albenga, Savona, und durchfährt endlich auch die schon im Bereiche von Genua gelegenen, in neuerer Zeit stark frequentierten Winterstationen Pegli und Sestri. Eine Viertelstunde darauf hat man Genua, und mit diesem auch das Ende der Riviera di Ponente erreicht. Die Eindrücke die man auf dieser Reise empfangen, sind unauslöschlich, besonders dann, wenn man dieselbe mittels Wagen unternommen hat. Es ist eben eine ununterbrochene Reihe der entzückendsten Landschaften, die sich dem

Digitized by Google

Reisenden mitten im Winter darbietet, ja sogar der materialistische Bädecker begeistert sich dafür und spricht uns aus der Seele, indem er die Szenerie mit folgenden Worten schildert: „Hier jähe Felsabstürze, deren Fuß die schäumende Brandung peitscht, altersgraue halbverfallene Türme zum Schutz gegen Piraten angelegt, auf meerumrauschten Klippen; dort ausgedehnte Olivenwälder mit ihren alten phantastischen Stämmen, lebhaft grüne Piniengehölze und eine höchst üppige südliche Pflanzenwelt; dann wieder ansehnliche Städte in reicher Umgebung, oder abenteuerliche Felsennester von Burgen und Schloßtrümmern gekrönt, Kirchlein und Kapellen unter dunklen Cypressengruppen, graue Felsgipfel die aus der Ferne in lachende Gefilde herabschauen, und endlich das Meer in den herrlichsten Farbenabstufungen: hier die blitzenden Sonnenlichter, dort das reine schöne Blau, mit weißen, sich überstürzenden Wellen, weiter die dunkle Purpurfarbe, und unten in der Tiefe die donnernde Brandung, deren schneeiger Schaum die Klippen überzieht."

Der „grause" Zar.

Von

Johannes Scherr.

Oh, du grauser Zar, Iwan Wassiljewitsch!
Lermontoff.

1.

Am 19. März von 1585 war die Stadt Moskau von großem Wehklagen voll. Wer auf den Straßen erschien, Vornehm und Gering, der Bojar wie der Muschik, trat in tiefer Trauer einher. Das Volk lief herum, weinend, schluchzend, ganz verstört, wie wahnsinnig. Männer zerrauften sich das Haar, Weiber zerschlugen sich die Brust. In den Cerkwien (Kirchen) drängte sich die Menge, Gebete stammelnd, Klagelieder heulend. Als stöhnte die „weiße" Stadt selbst, die „heilige Matuschka" Moskau auf in tiefster Seelenpein, scholl überall der Schmerzensschrei: „Weh' uns Armen! Was soll aus uns werden? Unser gutes Väterchen, der Zar Iwan, des Wassilji Sohn, ist tot!"

So wurde der betrauert und — wohlverstanden! — ganz zweifellos aufrichtig von seinem Volke betrauert, welcher ohne Frage der scheusäligste Tyrann gewesen, den der Erdball je getragen hat, ja geradezu ein zum zweitenmal nicht vorhandenes Schauderexemplar von Menschenbestie, Iwan der Vierte, vom moskowitischen Volkslied mit scheuer Ehrfurcht genannt der „grause" Zar, im Buch der Geschichte Rußlands blutstarrend stehend als der „Grausame", der „Schreckliche".

Schon seinen Zeitgenossen, d. h. seinen nichtrussischen Zeitgenossen, erschien der grause Zar als etwas noch nie Dagewesenes. So schrieb der Kanzler von Polen, Graf Zamoiski, i. J. 1579, Iwan der Schreckliche überböte alle Tyrannen, welche jemals gewütet hätten, an Grausamkeit. In späterer Zeit hat ein Landsmann dieses Urteilers, Adam Mickiewicz, der genialste Dichter und Seher, welchen die slavische Rasse bislang vorgeschickt, in seinen am Collège de France 1840 gehaltenen Vorlesungen seine Betrachtungen über den Zaren zusammengefaßt in die Aeußerung: „Iwan der Grausame war unfehlbar der vollendetste Tyrann von allen der Weltgeschichte bekannten. Er vereinigte in sich alle Spielarten oder, besser gesagt, er besaß eine besondere Gabe, eine ungemeine Leichtigkeit, der Reihe nach alle Spielarten der Tyrannei sich anzueignen. Jetzt erschien er frivol und ausgelassen wie Nero, dann wieder finster, stupid und wild wie Caligula. Mitunter zeigte er sich in Miene und Haltung phlegmatisch-kalt wie Ludwig der Elfte, ein andermal gebrauchte er in seinen Briefen die Redewendungen des Tiberius. In seinen mündlichen und schriftlichen Auslassungen kann man da das weitschweifige und verworrene Hin- und Herreden eines Cromwell, dort den schneidigen, aber überzuckerten Stil eines Robespierre finden."

Mickiewicz legte sich auch die Frage vor, woraus sich wohl die unzweifelhafte Popularität erklärte, welcher der grause Zar bei seinem Volke genossen und die so groß gewesen, daß bei seinem Tode sogar die Familien seiner zahllosen Opfer aufrichtig um den Wüterich getrauert hätten, und der große polnische Poet fand auf diese Frage nur die Antwort, der Pöbel zeige immer Hang zur Grausamkeit, liebe die blutigen Schauspiele, sei unfähig, eine andere Kraft als die vernichtende zu würdigen und zolle nach Maßgabe der eigenen Niederträchtigkeit dem Vernichtungsprinzip Vergötterung.

Digitized by Google

Daran ist schon etwas Wahres, viel sogar. Aber es geht doch wohl nicht an, das gesamte russische Volk am Ausgange des 16. Jahrhunderts in allen seinen Abstufungen und Schichten ohne weiteres für eine Pöbelmasse auszugeben. Selbst zugestanden, daß die politischen und socialen Zustände Rußlands dazumal im Vergleich mit den gleichzeitigen mittel-, west- und südeuropäischen noch erzbarbarische gewesen seien, wäre eine solche Annahme unstatthaft. Wir müssen uns daher nach einer andern Erklärung des absonderlichen Phänomens umsehen.

Da ist der russische Historiker Karamsin, der es zur Zeit Alexanders des Ersten unternahm, zum erstenmal eine auf Quellenforschung basirte Geschichte seines Landes im großen Stile zu schreiben, — ein für dazumal vortreffliches Werk, das aber der höfisch-geschmeidige Mann nur bis zum Aufkommen der Dynastie Romanow herabzuführen aus naheliegenden Gründen für geraten fand. Darüber, was *vor* den Romanows in Rußland geschehen war, hat er sich mit allem Freimut ausgesprochen. Darum auch über den „Schrecklichen". Und zu welchem Ergebnis kam er? Wie erklärte er es, daß die Russen eine so beispiellose Greuelherrschaft nicht nur mit einer ebenso beispiellosen Geduld ertrugen, sondern auch das Ende der Marter mit aufrichtigem Schmerze beklagten? Streng und strikt im Geiste des Zarismus erklärte er es und daraus ist zu ersehen, daß dieser Geist selbst den gebildetsten Russen ins Fleisch und Blut übergegangen war. „Die Geduld von Iwans Unterthanen" — sagt Karamsin — „hatte keine Grenzen. Denn sie sahen die Herrschaft des Zars für die Herrschaft Gottes an und hielten jeglichen Widerspruch für eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Sie zwar gingen dabei zu Grunde, aber sie retteten für ihre Nachkommen die Macht Rußlands; denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches."

Hat nun der moskowitische Geschichtschreiber damit weiter nichts beabsichtigt als eine Glorificierung des Despotismus auf dieser und der Sklavenhaftigkeit auf jener Seite? Oder wollte er etwas andeuten, was spätere Historiker deutlicher ausgesprochen und weiter ausgeführt haben? Nämlich, der grause Zar sei nicht bloß um der Grausamkeit willen grausam gewesen, sondern auch aus Berechnung. Er habe sich nicht nur aus Wollust an den unerhörten Qualen geweidet, welche er seinen Mitmenschen einzeln und in Masse anthun ließ, sondern auch aus Politik. Der Wahnwitzige — denn für einen solchen würden Irrenärzte, Geschworene und Richter unserer Tage den grausen Zaren selbstverständlich ausgeben — sei nur scheinbar ein solcher, in Wirklichkeit aber ein Systematiker des Schreckens gewesen, ein vorweggenommener Saint-Just so zu sagen. In Iwans Wahnsinn wäre demnach wie in dem Hamlets Methode gewesen und seine blutdürstige Raserei hätte den „Principe" Machiavelli's in Szene gesetzt, obzwar es höchst unwahrscheinlich, daß dem „Schrecklichen" der Name des florentinischen Staatssekretärs oder der Titel von dessen „wie mit Teufelsfingern geschriebenem" Buch jemals zu Ohren gekommen. Schade übrigens, daß der große Florentiner den grausen Zaren nicht erlebt hat. Hätte er ihn erlebt und sein Regiment gekannt, so müßte das „Buch von Fürsten" eine wesentliche Bereicherung erfahren haben.

Es darf als geschichtlich feststehend angesehen werden, daß eine wilde Leidenschaft der Grausamkeit den „Schrecklichen" zu vielen seiner Unthaten getrieben habe. Die Lust am Bösen, als an solchem, war unbändig stark in ihm. Das Aechzen und Röcheln Gemarterter war Musik in seinen Ohren und das von Schafotten strömende Menschenblut brachte seinen Augen Erquickung. Aber geschichtliche Thatsache ist auch, daß der vierte Iwan dem moskowitischen Zarismus die Form und Norm gegeben hat, welche stehend geblieben ist, bis der zarische Revolutionär Peter, genannt der Große, auftrat, um dem asiatischen Moskowitertum die eiserne Zwangsjacke der europäisch-civilisierten oder wenigstens europäisch-dressierten Autokratie anzuthun. In mehr als *einer* Hinsicht konnte übrigens der Iwan dem Peter zum Vorbilde dienen. Beide waren Schreckenssystemler. Peter allerdings der geschultere, wissendere und folgerichtigere. Er handhabte sein Schreckenssystem mit klarem Zweckbewußtsein, während sein Vorgänger mehr nur instinktmäßig verfahren war.

Eine genaue Prüfung erweist jedoch diesen Instinkt auch als einen auf ein bestimmtes Ziel gerichteten. Das war kein anderes als die Geltendmachung des zarischen Willens als des *Alleinwillens* in Rußland. Darum

Digitized by Google

ging Iwan darauf aus, das Ansehen und die Macht der beiden vermöge großen Grundbesitzes und sonstiger Reichtümer unabhängigen Stände, also des Bojarentums und der hohen Klerisei, vollständig zu brechen und die ganze Existenz der Aristokratie und der Hierarchie von der zarischen Gnade oder Ungnade abhängig zu machen. Diese Absicht klingt bald mehr bald weniger deutlich als der Grundbaß aus dem infernalischen Konzert der Regierung des „Schrecklichen". Sie kann auch, mit Ernst Herrmann, dem deutschen Geschichtschreiber des russischen Staates zu sprechen, „einerseits eine so unerhörte Energie der Grausamkeit und anderseits die Möglichkeit der Durchführung erklären", weil eben der herrscherische Einzelwillen mit einem allgemeinen, ob auch noch so despotischen Staatszweck zusammenfiel. Und auch die Popularität des grausen Zaren mag sich daraus erklären. Die knechtische Menge fühlte sich, so zu sagen, geschmeichelt, daß ihr bluttriefender Herr nicht allein die geringen Leute peinigte und vernichtete, sondern auch und noch lieber die vornehmen, die großen und reichen.

Daß Iwan das Ziel, worauf sein wilder Instinkt sich richtete, wirklich erreichte, unterliegt keinem Zweifel. Er war es, der an die Stelle der alten Groß- und Teilfürstensessel den Zarenthron setzte. Er war der erste ganze, fertige, regelrechte Zar, wie er denn auch diesen Titel, welchen allerdings schon sein Vater und sein Großvater neben dem großfürstlichen zeitweilig geführt hatten, für die Inhaber der höchsten Gewalt über Rußland zu dem bleibenden und ausschließlichen machte. Charakteristisch genug war „Zar" ein reinasiatischer Titel. Er bezeichnete einen Gebieter, der keine über der seinigen stehende Gewalt und eben so wenig nach unten zu irgendeine Schranke seines Willens anerkannte. Zarismus bedeutet also Souveränität im allerbarbarischsten Sinne des Wortes. Darum hatten die Herrscher der Mongolen-Tataren, deren Knechte die Moskowiter zwei Jahrhunderte lang gewesen, die Khane der „Goldenen Horde" den Titel „Zaren" geführt. In Peter dem Großen regte sich dann aber, wie bekannt, der Europäismus so kräftig, daß er nicht mehr Zar, sondern Kaiser aller Russen heißen wollte.

Und nun laßt uns den „Schrecklichen" und sein Thun etwas näher ansehen.

2.

Iwan war ein Kind von drei Jahren, als sein Vater, der Großfürst Wassilji, im Dezember von 1533 zu Grabe ging. Der Knabe folgte dem Toten im Zarentum oder, genauer gesprochen, im moskowitischen Großfürstentum, weil, wie schon erwähnt worden, erst dieser vierte Iwan den Titel „Zar" zum stehenden machte.

Mit der Legitimität des dreijährigen Großfürsten hatte es freilich nicht nur ein Häkchen, sondern einen richtigen Haken. Sein Vorgänger Wassilji hatte seine erste Gemahlin Salomeh nach zweiundzwanzig Jahren einer kinderlosen Ehe in ein Kloster verstoßen und derselben gewaltsam den Nonnenschleier umbinden lassen. Der Lehre griechisch-russischer Rechtgläubigkeit zufolge hätte er nun ebenfalls ins Kloster gehen sollen, zog es aber vor, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und zwar mit Helene, der Nichte des aus Lithauen nach Rußland verzogenen Fürsten Glinski, einer schönen, aber keineswegs im Geruche der Heiligkeit stehenden jungen Dame. Auch diese großfürstliche Ehe schien unfruchtbar bleiben zu wollen. Nachdem aber die schöne Großfürstin viele Wallfahrten gethan und in verschiedenen heiligen Klöstern große Gelübde erfüllt hatte, gebar sie nach fünf Jahren im August von 1530 ihren Sohn Iwan. In Moskau ging das Gemurmel um, weder die gethanen Wallfahrten noch die erfüllten Gelübde hätten das glückliche Ereignis herbeigeführt, sondern vielmehr der junge Knäs (Fürst) Iwan Owtschina-Telepnew Obolenski, mit welchem die Großfürstin nach dem Tode ihres Gemahls allerdings in einem geradezu skandalhaften Liebesverhältnisse stand. Wassilji hat jedoch seine Gemahlin nicht beargwohnt und die Echtheit des Prinzen Iwan nicht angezweifelt. Sonst hätte er, als es ans Sterben ging, die Großfürstin nicht zur Vormünderin Iwans und während der Minderjährigkeit desselben zur Regentin des Reiches bestellt. Freilich blieb wie zur Beihilfe, zur Zügelung und Ueberwachung dieser weiblichen Reichsregentschaft der Bojarenrat bestehen, in welchem die Häupter der hohen Aristokratie, sowie besonders verdiente Staats- und Kriegsmänner Sitz und Stimme hatten. Dieser Bojarenrat stellte also im altrussischen Zarentum so ungefähr das vor, was im neurussischen Kaiser-

Digitized by Google

tum der Senat bedeutet. Die Regentin kümmerte sich jedoch wenig um die ihr gesetzte Schranke, sondern vergewaltigte mit Hilfe ihres Liebhabers Obolenski, der ebenfalls dem Bojarenrat angehörte, diese Behörde nach Belieben und herrschte leichtsinnig und willkürlich bis zum Jahre 1538, wo die allgemein Verhaßte plötzlich starb. Wie es hieß, an Gift. Dabei ist als sehr charakteristisch zu erwähnen, daß das urväterlich-barbarische Bartrussentum an der Witwe Wassiljis viel weniger ihren lockeren Lebenswandel als ihre Vorliebe für „westliche", d. h. europäische Bildung getadelt und gehaßt hat. Man sieht, nicht erst der „Panslavismus" des 19. Jahrhunderts hat im Zarenreiche den Kulturhaß aufgebracht und gepredigt.

Nach Helenes Tod bemächtigte sich der Bojarenrat der Herrschaft und der Person des jungen Iwan, d. h. die verschiedenen Fraktionen der hohen Aristokratie zerrten den Knaben zwischen sich hin und her. Der Knäs Telepnew-Obolenski behauptete den Besitz des Prinzen, welcher ja für seinen Sohn galt, nicht länger als sieben Tage. Denn schon am achten wurde der Liebhaber Helenes durch den Knäs Wassilji Schuiski und dessen Anhang gestürzt und ins Gefängnis geworfen, wo er den Hungertod sterben mußte. Die Schuiskis sind dann durch die Bielskis beseitigt worden, hierauf wieder diese durch jene, weiterhin die Schuiskis durch die Glinskis — kurz, auch hier, wie anderweitig und anderzeitig so häufig, erhielt die bekannte Goethesche Quintessenz der sogenannten Weltgeschichte:

„Einer von den Lumpenhunden
Wird vom andern abgethan" —

ihren thatsächlichen Kommentar.

In solchen Trubeln, allwo Brutalitäten aller Art zum täglichen Brote gehörten, wuchs der junge Großfürst auf und gewöhnte sich frühzeitig an den Anblick von Gewaltsamkeit, Blut und Schrecken. Von Versuchen, die ihm angeborenen wilden Triebe zu hindern, daß sie zu wüsten Leidenschaften auswüchsen, war gar keine Rede. Ueberhaupt nicht von Erziehung. Denn das Beibringen von Elementarkenntnissen und das Eintrichtern von kirchlichen Dogmen konnte doch wohl nicht so heißen. Die Herren Bojaren, welche abwechselnd den Knaben bevormundeten, lachten dazu, wenn sie sahen, daß er seine Freude daran hatte, Tiere zu Tode zu martern. Bald war er ein vollendeter Jagdwüterich und überhaupt als siebzehnjähriger Junge schon ein ganzer Unhold, zu dessen Ergötzlichkeiten es gehörte, im rasenden Rosseslauf durch die Gassen von Moskau zu sprengen, Kinder, Weiber und Greise niederzureiten und das Wehgeschrei derselben zu vernehmen. Auch in anderem großfürstlichen Zeitvertreib übte er sich schon fleißig, will sagen in ekelhafter Völlerei, in wüster Unzucht und in grotesk-grausamen Späßen, wovon einer war, daß er die Bärte seiner Zechgenossen mit Spiritus begoß und dann anzündete. Mit solcher Kurzweil wechselten nicht minder groteske Uebungen von Frömmigkeit, als da waren tumultuarische Wallfahrten, das Verrichten von Sakristansdiensten in den Cerkwien, das allerhöchsteigenhändige Läuten der Kirchenglocken und anderes dieser Art mehr. Sein Lebenlang hat der „Schreckliche" darauf gehalten, einen rechtgläubigen und frommen Zaren darzustellen, und er hat sich zweifelsohne ebenso aufrichtig für einen solchen gehalten, als ihn sein Volk dafür hielt. Freilich hat ihn das nicht verhindert, die Klerisei gerade so zu brutalisieren wie die übrigen Stände.

Derweil ging den Moskowitern eine Hoffnung auf, daß die bösen Anfänge ihres Herrn und Gebieters nur Auswüchse seiner Flegeljährigkeit gewesen seien. Denn in seinem Gebaren trat eine unverkennbare Besserung ein. Im Dezember von 1546 ließ sich der junge Mann mit aller Feierlichkeit in der Kirche zur Himmelfahrt Marias zum Zaren krönen und von dieser Krönung datiert der russische Zarismus als die bleibende Herrscherbenamsung. Im Februar von 1547 vermählte er sich mit der Bojarenenkelin Anastasia Romanowna, einer Sprossin desselben Geschlechtes, aus welchem nach dem Erlöschen des Hauses Rurik, nach dem Verderben des Usurpators Boris und nach Abspielung der Tragödie des falschen Dmitry die Dynastie Romanow hervorging. Es schien, daß sein junges Eheglück den Zaren für sanftere Regungen empfänglich gemacht habe. Dazu kamen dann Eindrücke und Einflüsse von anderer Seite, welche mitsammen den jungen Despoten auf bessere Bahnen lenkten. Da war zuerst die furchtbare Schickung, daß Moskau durch ungeheure, im April und im Juni von 1547 ausgebrochenen Feuersbrünsten verheert, ja zerstört wurde. Denn die ganze

Digitized by Google

Stadt war ein Flammenmeer, deſſen Wogen nicht weniger als 1700 Männer und Weiber verſchlangen. Dann die Erſcheinung eines asketiſchen Mönches, Sylveſter geheißen, welcher, aus Nowgorod gekommen, den Zaren auf dem Hofgut Worobiewo, wohin ſich Iwan aus der brennenden Hauptſtadt gerettet, mit ſtrafenden Worten antrat und mittels Entrollung von allerhand Viſionen dem abergläubiſchen Autokraten, der eigentlich doch noch ein läppiſcher Junge war, die Hölle gehörig heiß machte. Endlich gewann gerade jetzt einer der beſſeren oder beſten Hofherren des Zaren, der junge Alexei Adaſchew, einen beſtimmenden Einfluß auf Iwan. Die vereinten Ratſchläge Sylveſter und Adaſchews vermochten den Zaren, für die Zukunft gute Entſchlüſſe zu faſſen und die Vergangenheit öffentlich zu verleugnen und zu bereuen.

Dieſe Verleugnung und Reuebezeigung führte einen Auftritt herbei, welcher in der Geſchichte Rußlands — und nicht nur Rußlands — ganz einzig daſteht. Freilich ging es dabei in echtzariſchem Stile zu und her. Iwan entbot nämlich Abgeordnete aller ruſſiſchen Städte auf die Brandſtätte von Moskau und hier richtete er unter freiem Himmel an den Erzbiſchof-Metropoliten, das Haupt der ruſſiſchen Geiſtlichkeit, angeſichts der Städtedeputationen eine Rede, in welcher er ſeine Regierung, wie ſie bislang geweſen, verurteilte, aber — wohlverſtanden, — alle Schuld von ſich ab- und auf ſeine früheren Ratgeber hinüberwälzte. Dann fuhr er, unmittelbar an das verſammelte Volk ſich wendend, fort, das Geſchehene wäre bedauerlicherweiſe nicht ungeſchehen zu machen, und ſchloß mit der Verſicherung, daß er gewillt ſei, fortan gut und gerecht zu herrſchen. Ein Seitenſtück zu dieſer zariſchen Beichte im 16. Jahrhundert könnte etwa jenes „Sündenbekenntnis“ abgeben, welches der Herzog Karl von Wirtemberg an ſeinem fünfzigſten Geburtstag, am 11. Februar von 1778 von allen Kanzeln ſeines Herzogtums verleſen ließ, mit dem daran gefügten Verſprechen, daß er „die Zukunft einzig zum Wohle ſeiner Unterthanen verwenden wollte und würde.“ Der Herzog hat ſein Verſprechen nicht übel erfüllt, natürlich im Sinn eines „aufgeklärten“ Deſpoten ſeiner Zeit. Wie der Zar ſein Gelöbnis einlöſte, werden wir bald ſehen.

Zwar in der Zeitſpanne von etlichen Jahren ſchien ſich alles gedeihlich anlaſſen und entwickeln zu wollen. Der dem ruſſiſchen Zarismus durch das Mongolentum eingeimpfte Ausbreitungs- und Eroberungstrieb regte ſich energiſch und griff nach überallhin nimmerſatt aus. Rußland, wuchs beträchtlich an Umfang und Macht. Das tatariſche Zartum Kaſan wurde 1552 erobert, ebenſo wenige Jahre ſpäter das Zartum Aſtrachan. Schon ſtreckte das Moskowitertum auch gegen Litauen, wie gegen die Oſtſeeländer und gegen das Schwarze Meer und den Kaukaſus hin drohende Hände. Die ſpätere Regierungszeit des „Schrecklichen“ ſah die Eroberung Sibiriens für Rußland durch den kühnen Koſakenhäuptling Jermak.

Während ſo der junge ruſſiſche Koloß nach außen hin ſchon ſeine Glieder ſtets weiter und weiter zu dehnen und zu recken befliſſen war, machte ſich im inneren Leben des Reiches eine eigentümliche Erſcheinung bemerkbar. Nämlich den denkenden und einigermaßen unterrichteten Ruſſen, alſo einer kleinen Minderheit, wurde es in ihrer aſiatiſchen Haut nachgerade zu eng und unbehaglich. Sie merkten, daß ſie der europäiſchen, folglich zunächſt der deutſchen Bildungselemente und demnach auch der deutſchen Lehrer, Bildner und Werkmeiſter bedürftig wären, wenn ſie in den Kreis der Ziviliſation eintreten und ihr Land zu einem europäiſchen Staat machen wollten. Auch der Zar verſchloß ſich, während ſeiner „guten“ Zeit, dieſer Erkenntnis nicht und that Verſchiedenes zur Herbeiziehung von fremden Kulturträgern, ſo daß er einigermaßen als ein Vorläufer von Peter dem Großen anzuſehen iſt, welcher anderthalb Jahrhunderte ſpäter das Werk der Europäiſierung Rußlands freilich mit ganz anderer Energie in Angriff nahm. Wie aber das in ſeinem innerſten und eigenſten Weſen aſiatiſch gebliebene Stockruſſentum der durch Peter unternommenen Vereuropäerung der Moskowiterei noch heutzutage unverſöhnlich grollt, ſo erregten ſchon die zu Iwans des Schrecklichen Zeiten ſchüchtern unternommenen ziviliſatoriſchen Verſuche und Anläufe den ganzen Groll und Zorn aller Bartruſſen und der Größenwahn des Barbarismus erboſte ſich aufs heftigſte gegen die „Heiden des Weſtens.“ Hätte es dazumal ſchon ruſſiſche Zeitungen gegeben, ſie würden ſich nicht weniger, aber ſicherlich auch nicht mehr barbariſch-brutal gegen

Deutschland, die Deutschen und alles Deutsche ausgelassen haben, als die russischen Zeitungen in den 70ger und 80ger Jahren des 19. Jahrhunderts thaten. Es war dies die Heimzahlung der Kulturanleihen, von welchen Rußland, als europäischer Staat betrachtet, bis dahin gelebt hatte. Ja wohl, es gibt noch etwas Undankbareres als die Menschen, nämlich die Völker.

3.

Bis zum Jahre 1560 schlummerte der Dämon in dem Zaren, obzwar das Ungetüm schon 1553 ein Vorzeichen von seinem Erwachen gegeben hatte.

Da nämlich, im letztgenannten Jahre, war Iwan von einer schweren Krankheit befallen worden und hatte, dem Tode nahe, seinen nur erst halbjährigen Sohn Dmitry (den älteren) zu seinem Nachfolger bestimmt. Als aber die Bojaren dem Kinde den anbefohlenen Treueschwur leisten sollten, entstanden Weiterungen, welche dem kranken Zaren deutlich zeigten, daß es, falls er stürbe, mit dem Zartum seines Sprößlings schlecht bestellt sein würde. Das merkte sich der unverhofft wieder Genesende und es mag sich von jetzt an langsam aber stetig wachsend der Gedanke und Entschluß in ihm ausgebildet haben, alles niederzudrücken, zu zermalmen, zu vertilgen, was auf russischer Erde seinem zarischen Alleinwillen zu widerstreben wagte oder auch nur möglicherweise zu widerstreben wagen könnte.

Man darf sagen: jahrelang noch, bis 1560 hielt eine Frauenhand, die Hand der Zarin Anastasia, den Dämon nieder. Nach dem im August genannten Jahres erfolgten Tod dieser Beschwichtigerin sprang das Untier wütend auf. Alle die wilden Instinkte, welche schon an dem Knaben und Jüngling Iwan spürbar gewesen, rasten jetzt mit verdoppelter Wut in dem Manne. Das Leben des Zaren war fortan nur noch *eine*, von seltenen Pausen unterbrochene Orgie der Wollust und der Grausamkeit. Er schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, alles, was jemals die religiöse Fieberphantasie von Höllenqualen erträumt hatte, zu entsetzlicher Wirklichkeit zu machen — zu einer um so grausigeren Wirklichkeit, als die teuflischen Marterungen, die massenhaften Hinschlachtungen so zu sagen inmitten der tobenden Bacchanale, welche den Zarenpalast erfüllten, vor sich gingen, gleichsam als notwendiges Zubehör der wüsten, ekelhaft rohen Szenen von Völlerei und Unzucht, welche den Kreml zu einer Stätte gemeinster Ausschweifung machten. Denn sofort nach dem Hingang Anastasias war die Lüderlichkeit in Gestalt von Gauklern und Schnurranten aller Art, von Kupplern und Dirnen, Schmeichlern und Schmarotzern jeder Sorte in den Palast eingezogen. Auch Fürsten und Bojaren, alte und junge, wie nicht minder zu jedem Laster bereite Mönche mischten sich sklavenhaft dienstbeflissen unter diese verworfene Bande.

Der Knäs Andrei Kurbski, der Eroberer von Kasan, der geschickteste General Iwans und ein um das Reich vielverdienter Magnat, hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche mit Recht für eine der Hauptquellen der Geschichte des „Schrecklichen" gelten. In diesen Denkwürdigkeiten hat ihr Verfasser das Walten und Schalten des Wüterichs treffend bezeichnet als eine „Feuersbrunst der Grausamkeit".

Das Signal zum Aufschlagen dieser Feuersbrunst gab die plötzliche Ungnade und Verbannung der beiden bisherigen vertrautesten und einflußreichsten Berater des Zaren, des „Bettmeisters" (Oberkammerherrn) Adaschew und des Beichtvaters Sylvester. Der Zar schien durch die Erinnerung, daß er sich von diesen Beiden jahrelang hatte beraten und leiten lassen, in eine sinnlose Wut hineingestachelt zu werden. Diese Wut fiel vernichtend auf die Verwandten und Freunde der Verbannten. Die Adaschews wurden geradezu ausgerottet, Männer, Weiber, Kinder. Die furchtbarste Episode in diesem Blutbade bildete der Tod von Maria Adaschew, einer um ihrer Schönheit, Tugend und Frömmigkeit willen hochangesehenen Frau. Als Hexe verklagt, welche mittels Zauberkünsten zur Bestrickung des Zaren durch Alexei Adaschew beigetragen hätte, wurde sie gezwungen, die Hinschlachtung ihrer fünf Söhne mitanzusehen, bevor sie selber einen qualvollen Tod erleiden mußte. Der Tyrann begnügte sich aber nicht mit der Wegtilgung der Adaschews und ihrer Sippe. Der Tiger hatte Blut geleckt und das schmeckte nach mehr. Als der junge Fürst Dmitry Obolenski-Owtschinin an der Tafel des „Schrecklichen" dem Buhlknaben desselben, Fedor Bas-

Digitized by Google

manow, zu ſagen wagte: „Wir dienen dem Zaren durch nützliche und rühmliche Thaten, du aber dienſt ihm mit dem Laſter Sodoms!" ergriff Iwan ein Meſſer und ſtieß es dem freimütigen Knäſen ins Herz. Der Fürſt Repnin, ein Greis, mußte ſterben, weil er auf einem im Kreml veranſtalteten Ball nicht tänzen wollte und es für ſündhaft erklärte, eine Maske vorzuſtecken. Der Obmann des Bojarenrates, Fürſt Wolkonski, wurde zum Hungertode verdammt. Ein Bojar, welcher als der ſchwache Trinker, der er war, ſich geweigert hatte, einen großen ihm vom Zaren dargereichten Humpen zu leeren, wurde in den Keller geſchleppt, wo man ihm ſo lange gewaltſam Meth in die Kehle goß, bis er erſtickte. Den Fürſten Kurletew ließ der „Schreckliche" zuerſt mit Gewalt als Mönch einkleiden, dann aber mit Weib und Kindern und Sippen erwürgen. Nach der Schuld oder Unſchuld der Opfer wurde gar nicht gefragt. Scharen von Aufpaſſern und Angebern verklatſchten heute dieſen, morgen jenen, heute dieſe Familie, morgen jene Sippſchaft beim Zaren und der ſprach dann, ohne daß die Angeſchuldigten auch nur einem Verhör unterzogen wurden, die „große Acht" (Opala) über die Unglücklichen aus, d. h. das Vertilgungsverdikt.

Der Schrecken fiel auf die Moskowiter wie ein Wölferudel auf eine Schafeherde. Von Widerſtand keine Spur. Alle fühlten ſich bedroht, aber nur die Mutigſten wagten, zu fliehen: ſo ſehr hielt knechtiſche Furcht ſie gebannt. Der Flüchtigen einer war der Knäs Alexei Kurbski, welcher ſich nach Litauen in den Schutz des Königs von Polen rettete. Aus ſeinem Exil richtete er ein Mahn- und Warnſchreiben an den Zaren und ein treuer Knecht nahm das Wagnis auf ſich, dieſes Schreiben nach Moskau zu tragen und dem Zaren zu übergeben. Auf der roten Treppe des Palaſtes trat der Bote den von einem Höflingsſchwarm umgebenen „Schrecklichen" an, nannte den Namen ſeines Herrn und überreichte den Brief. Zum Dank dafür nagelte der Zar den treuen Mann an den Boden feſt.

Das iſt wörtlich zu nehmen. Unter anderen niedlichen Gewohnheiten hatte nämlich Iwan auch dieſe, die ſcharfe Spitze ſeines ſchweren Stabes aus Elfenbein, den er beſtändig trug, ſolchen, welche ihm Botſchaften brachten oder auch ſolchen, mit welchen er ſonſt ſprach, auf den Fuß zu ſetzen und ſich mit aller Wucht auf den Stab zu lehnen, ſo daß die Spitze den Fuß des Betreffenden durchdrang und alſo denſelben an den Boden nagelte. Wehe dem Feſtgenagelten, welcher ſich einen Schrei oder auch nur eine Gebärde des Schmerzes entwiſchen ließ, während ſich der Feſtnagler an dieſem krampfhaft verhaltenen Schmerze weidete. Der Bote Kurbskis ertrug die Qual ohne zu zucken, was aber den zariſchen Wüterich doch nicht abhielt, den treuen Mann auf die Folterbank zu ſchicken, um alle etwaigen Geheimniſſe des entflohenen Knäſen aus dem Armen herauszumartern. Dann ſetzte ſich der Quäler hin, um die Klagen, Vorwürfe und Ermahnungen zu beantworten, welche das Schreiben Kurbskis enthielt, und von dieſem Brief des grauſen Zaren könnte man allerdings vollberechtigt ſagen, daß er „mit Teufelsfingern" geſchrieben ſei. Die ganze höchſt langwierige Epiſtel iſt ein abſonderlicher Miſchmaſch von Theologie und Politik, von Heuchelei und Brutalität, durchſpickt mit Citaten aus der Bibel. Hinter allen den krauſen Redeſchnörkeln taucht aber doch immer wieder das hervor, was man die Staatsidee des Schrecklichen nennen könnte, der Gedanke einer argwöhniſchen und grauſamen Alleinherrſchſucht. Auch ſchlägt häufig das Schwefelfeuer eines infernaliſchen Hohnes auf. So an der Stelle, wo der Zar ſchreibt: „Oh, armer Kurbski, warum willſt du deine Seele verderben, indem du deinen elenden Leib mittels der Flucht zu retten trachteſt? Wäre es dir nicht beſſer, auf Befehl deines Herrn zu ſterben und dir den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was iſt denn das Leben? Was ſind menſchliche Ehren und Reichtümer? Nur Vergänglichkeiten und Schatten. Glücklich jeder, welcher mit dem Tode des Leibes das Heil ſeiner Seele erkaufen kann."

Im Winter von 1564 verbannte ſich der Zar, ſo zu ſagen, ſelber aus ſeiner Hauptſtadt. Denn am 17. Dezember fuhr er mit der Zarin — er hatte im Auguſt von 1561 ſich zum zweitenmal vermählt und zwar mit einer tſcherkeſſiſchen Prinzeſſin — mit ſeinen beiden Söhnen, ſeinen Günſtlingen, ſeinem geſamten Hofſtaat, ſeinen Trabanten und Garden, mit allen ſeinen Schätzen, kurz, mit Sack und Pack und einem ungeheuren Troß von Moskau weg, zunächſt in das Dorf Kolomenskoje, von dort in das Dorf Trimiskoje und von da

in die Einöde der alexandrowschen Sslobode. Von hier richtete er am 3. Januar 1565 ein Schreiben an den Metropoliten in der Hauptstadt, worin er den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Prälaten und Bojaren, ein langes Sündenregister vorhielt, sie der Verderbtheit und des Verrates bezichtigte. „Ihr ekelt mich an — schrieb er — ich hasse euch, weil ihr gegen mich Ränke schmiedet. Ich will nichts mehr mit euch zu thun haben, ich geb' euch das Regiment zurück. Mögt ihr zusehen, wie ihr damit zurechtkommt." Ein zweites zarisches Schreiben war an die Bürger- und Kaufmannschaft der Hauptstadt gerichtet und ging aus einer andern Tonart. Denn da hieß es, die „guten" Moskauer sollten sich getrost auf die Gnade des Zaren verlassen. Das „Volk" hätte von seinem Zorne nichts zu besorgen, das Volk würde von der zarischen „Opala" nicht getroffen werden.

Diese beiden Sendschreiben versetzten die Bewohner von Moskau in eine unbeschreibliche Angst. „Besnatschalie", d. i. Regierungslosigkeit, schien allen, sagt Karamsin, ein noch furchtbareres Uebel als Tyrannei. Die Großen des Reiches bestürmten den Metropoliten, um jeden Preis den Herrscher zu besänftigen. Das Volk lief heulend durch die Gassen, stöhnte und klagte: „Der Zar hat uns verlassen und darum müssen wir zu Grunde gehen. Wer wird uns schützen gegen die Fremden? Was wird aus uns armen Schafen werden ohne den Hirten?"

Nun, sie erhielten ihren geliebten Hirten wieder, die armen Schafe. Der Zar hatte die wohlberechnete Selbstverbannungskomödie nur durchgeführt, um jeden allfälligen Widerstandsgedanken, ja sogar jeden Widerspruchswunsch ein für allemal zu zertreten.

Eine große Abordnung, zusammengesetzt aus Bischöfen und Archimandriten, aus Knäsen und Bojaren, aus Kaufleuten und Bürgern, machte sich nach der alexandrowschen Sslobode auf, um vor dem Zaren „die Stirnen auf den Boden zu schlagen, zu jammern und die Rückkehr des Herrschers zu erflehen." Iwan gab dem Drängen nach, wie er sagte, aus Ehrfurcht vor dem Metropoliten und vor den Bischöfen, aber nur unter der Bedingung, daß die Klerisei fortan sich nicht mehr einfallen ließe, irgendwie dazwischen zu treten, so er die „Verräter" mit der Acht belegte, mit dem Tode und der Einziehung ihres Vermögens bestrafte. In dieser Ankündigung trat, kaum noch etwas verhüllt, die Absicht des Zaren zu Tage, den Stand der großen Grundbesitzer, welcher Stand bislang der zarischen Autokratie noch immer gewisse Schranken gezogen hatte, die alten Knäsen- und Bojarengeschlechter vollständig zu vernichten.

Daraufhin kehrte Iwan am 2. Februar 1565 nach Moskau zurück, und als er am folgenden Tage die hohe Klerisei und die Bojarenschaft, die obersten Beamten und Richter, sowie die Spitzen der Bürgerschaft zu einer großen Versammlung berief, um vor dieser die Grundsätze seines künftigen Regiments darzulegen, da ergriff die Versammelten Schrecken vor dem wahrhaft schrecklichen Aussehen des „Schrecklichen". Sie hatten ihn früher gekannt als einen Mann von stattlicher Gestalt, muskelkräftigem Gliederbau, breiter Brust, regelmäßigen Zügen, durchdringendem Blick, starkem Haar- und Bartwuchs. Das alles hatte sich während der 40 Tage seiner Selbstverbannung traurig verändert. Grimm und Groll mußten furchtbar in ihm gewühlt haben. Es schien, als hätte seine Gestalt sich verkleinert, sein Gesicht wies verzerrte Züge, seine Augen blickten glasig, Haar und Bart waren ihm ausgefallen. Führwahr eine Prachtausgabe von einem Zaren, das muß man sagen!

(Schluß folgt.)

Sommers Scheiden!

Von

Anna Haverland.

Der Sommer ist im Scheiden,
Bald kehrt der Winter ein.
Schon tragen Blatt und Blüte
Den fahlen Todesschein.

Die Sonne blickt so müde,
So traurig wie das Grab.
Und von den Rosen fallen
Die letzten Blätter ab.

Der Sommer ist im Scheiden,
Bald kehrt der Winter ein.
Fahr wohl, du Blütenleben
Du goldner Sonnenschein

gitized by Google

Ein unheimlicher Gast des menschlichen Auges.

Von

Hugo Magnus.

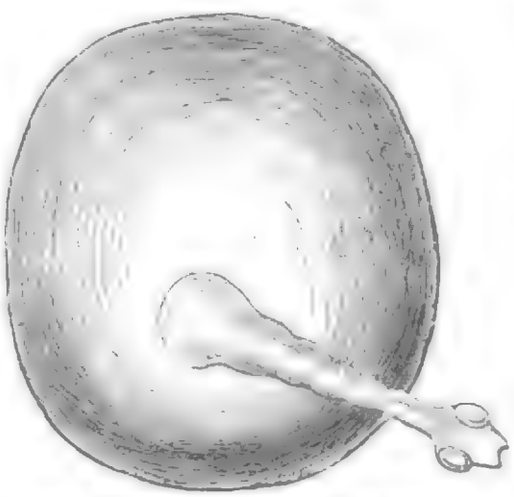
Bekanntlich bietet der menschliche Körper einer nicht geringen Menge von Schmarotzerorganismen einen sehr willkommenen Aufenthaltsort, sowie eine gedeihliche Stätte ihrer ferneren Entwickelung. Von den kleinsten, nur mittels schärfster mikroskopischer Vergrößerung nachweisbaren Organismen bis herauf zu den gewaltigen Tierkolonieen des Bandwurms finden sich die verschiedenst gearteten Schmarotzerindividuen im menschlichen Körper. Kaum ein Organ des menschlichen, oder besser gesagt, des tierischen Körpers überhaupt dürfte eine vollständige Immunität gegen die Ansiedelung solch ungebetener Gäste besitzen. Im Gehirn, in den Muskeln, in den Lungen, der Leber, dem Darmkanal, kurz in jedem, selbst dem versteckteſten Winkel des Körpers finden die Keime organischer Wesen eine ihnen zusagende Wohnstätte und einen geeigneten Platz, um ihr parasitäres Leben in gedeihlicher Weise entwickeln zu können. So verschieden aber auch der Formenreichtum dieser Schmarotzerwelt sein mag und so verschieden ihre Existenzbedingungen sich auch gestalten mögen, eines haben sie alle gemeinsam, sie leben alle auf Kosten des menschlichen Organismus. Während aber die einen von ihnen, sei es durch ihre eigene körperliche Individualität, oder sei es durch die Schnelligkeit und Massenhaftigkeit ihrer Vermehrung, ihren Wirt, den menschlichen Körper, auf das schwerste beeinträchtigen oder ihn sogar einem baldigen sicheren Untergange entgegenführen, verhalten sich die anderen weniger feindselig, indem sie den Menschen eigentlich mehr belästigen, ohne ihn in seinen elementaren Lebensprozessen wirklich zu schädigen. So ist z. B. der Riese der menschlichen Parasiten, der Bandwurm, im Grunde genommen ein relativ harmloses Geschöpf, das seinen Träger wohl genugsam belästigen und quälen kann, ihm aber wohl nur in den seltensten Fällen eine wirkliche schwere Beeinträchtigung seiner Existenzbedingungen zufügen wird. Ein wesentlich bösartigerer Geselle vermag dagegen der Blasenwurm zu werden. Cysticercus cellulosae nennt ihn die Wissenschaft, während er im Volke unter dem Namen der „Finne“ bekannt ist. Denn wenn dieser Parasit auch in einzelnen Organen, wie z. B. in den Muskeln, verhältnismäßig nur wenig Schaden anzurichten pflegt, so ist sein Aufenthalt in anderen Körperteilen dafür um so verhängnisvoller, indem er deren funktionelles Leben nicht allein in der rücksichtslosesten Weise stört, sondern das ganze Organ selbst über kurz oder lang einem sicheren Tode entgegenführt. Wie verderblich die Wirksamkeit gerade dieses Tieres sich gestalten kann, davon gibt uns eines der edelsten Organe unseres Körpers, das Auge, ein sehr beredtes Beispiel. Denn gerade das Auge wählt sich der Cysticercus mit ganz besonderer Vorliebe zum Schauplatz seiner Thätigkeit aus. Ist aber die Einwanderung eines solchen Wurmes in das Auge einmal erfolgt, so geht dasselbe, vorausgesetzt, daß es der ärztlichen Hilfe nicht gelingen sollte, den unheimlichen Gast zu entfernen, sicher zu Grunde. Das lebhafte Wachstum des Tieres ruft die schwersten entzündlichen Erscheinungen von seiten des Sehorgans hervor, welche schnell genug zu sehr erheblichen Sehstörungen führen, um schließlich in unheilbare Blindheit auszuarten. Aber selbst wenn auf diese Weise das funktionelle Leben des Auges unrettbar erloschen ist und ewige Nacht dasselbe umfängt, so ist mit diesem betrübenden Ergebnis doch das Trauerspiel noch keineswegs zu Ende geführt. Oft genug ist das erblindete Auge der Sitz so hartnäckiger, schmerzhafter Entzündungen, daß sich die operative Entfernung des gesamten Augapfels, die sogen. Enukleation, als unabweisbar herausstellt.

Glücklicherweise ist nun aber die moderne Augenheilkunde in der Lage, diesen Leidensweg eines mit Cysticercus behafteten Auges erheblich abzukürzen, indem sie über eine operative Methode verfügt, welche eine Entfernung des bösartigen Wurmes mit Erhaltung des schwer erkrankten Sehorganes ermöglicht. Um aber dem Gang unserer Darstellungsweise nicht vorzugreifen, sei es uns zuvörderst gestattet, über die Lebensschicksale dieses Parasiten die erforderlichen Mitteilungen machen zu dürfen.

Was zunächst die Körperbeschaffenheit des Cysticercus anbelangt, so besteht derselbe, wie

Digitized by Google

dies das beigegebene Bild zeigt, im ausgewachsenen Zustand aus einer rundlichen Blase, an welche sich ein länglicher, den Kopf tragender Halsteil ansetzt. Die Blase erscheint, beobachtet man das Tier mittels des Augenspiegels im Augeninnern, leicht bläulich gefärbt, während sie außerhalb des Auges halbdurchsichtig und mit einer gelblichen oder blaßrötlichen Flüssigkeit sich angefüllt zeigt. Der lange Hals ist äußerst beweglich und je nach Laune und Belieben streckt ihn das Tier bald weit hervor, bald zieht es ihn wieder in die Körperblase zurück. Gelingt es, einen solchen Gesellen gerade in den Momenten einer munteren Stimmung zu beobachten, so kann man sehen, wie sich die Körperblase einschnürt und wieder ausdehnt, wie der kopftragende Halsteil bald sich in die Blase einstülpt, bald wieder aus derselben heraustritt und tastend sich hin und her bewegt. Vermag man es mit seinem Geschmack zu vereinbaren, so kann man diesen beweglichen, schlanken Hals des Cysticercus wohl gar auch mit einem Schwanenhals vergleichen, wie dies einzelne, von den körperlichen Vorzügen des Blasenwurms gewiß ganz besonders entzückte Forscher gethan haben. Der den Hals krönende Kopf ist rundlich, besitzt vier an seinen Seiten befindliche Saugnäpfe (zwei derselben sind auf der Figur sichtbar) und eine Hakenbewaffnung. Die Größe dieses abenteuerlich genug gestalteten Tieres ist etwa die einer Erbse, kann aber auch bis zu dem Umfang einer Bohne heranwachsen.



Cysticercus cellulosae in bedeutender Vergrößerung.

Es kann nun der Cysticercus keineswegs den Anspruch erheben, für den Repräsentanten einer wohlbegrenzten Tierspezies gelten zu wollen, vielmehr stellt er eigentlich nichts weiter dar, als eine bestimmte Phase in dem morphologischen Entwickelungsgang, welchen die Blasenbandwürmer durchzumachen haben, bevor sie die Stufe eines völlig entwickelten Individuums ihrer Art erreichen können. Der Cysticercus ist, sprechen wir streng wissenschaftlich, die geschlechtslose Jugendform des Bandwurms. Und zwar gestalten sich diese eigentümlichen Entwickelungsvorgänge in folgender Weise. Der völlig ausgewachsene, im menschlichen Darm lebende Bandwurm produziert Eier, welche, ohne die Verbindung mit dem mütterlichen Körper zu lösen, allmählich sich zu Embryonen entwickeln. Haben sie diese Phase erreicht, so verlassen sie sowohl ihren Erzeuger, den Bandwurm, sowie überhaupt den menschlichen Körper und gelangen ins Freie. Von hier werden sie nun durch irgend ein zufälliges Ungefähr, meist mit der Nahrung oder dem Trinkwasser, in den Magen eines anderen Menschen befördert. Sobald dies geschehen und der Bandwurmembryo im Magen angelangt ist, beginnt er auch seine unheilvolle Thätigkeit; und zwar ist es seine nächste Arbeit, sich in die Adern des Magens einzubohren, um in die Blutbahn zu gelangen. Hat er dies bewerkstelligt, so läßt er sich von dem ruhelos kreisenden Blutstrom eine Zeitlang hin- und hertreiben, bis er dieses vagabundierenden Lebens überdrüssig sich in irgend einem Organ des menschlichen Körpers, wohin ihn gerade die Blutwelle getragen und wo es ihm besonders gefällt, ansässig macht. Sobald der Embryo einmal die Stätte seines Wohnsitzes gefunden, beginnt er auch in ziemlich lebhafter Weise auf seine weitere körperliche Entwickelung zu denken und bildet sich dann auch binnen kurzem zu jener eigentümlichen Gestalt aus, welche wir als Cysticercus cellulosae in den verschiedensten Organen des Körpers und leider oft genug eben auch im Auge finden. Ganz besonders häufig tritt der Cysticercus im Muskelfleisch des Schweines auf, wo er als Finne wohl den meisten meiner Leser schon einmal zu Gesicht gekommen sein mag. Genießt man nun ein solches von Finnen durchsetztes Stück Fleisch, so gelangt der Cysticercus natürlich aufs neue in den Magen eines Menschen, um sich hier nunmehr zum Bandwurm zu entwickeln. Und zwar geschieht dies in der Weise, daß die große Leibesblase des Wurmes durch den scharfen Magensaft zerstört

Digitized by Google

wird und sich nur der Kopfteil erhält. Dieser setzt sich mit Hilfe seiner Saugnäpfe und seines Hakenkranzes an der Darmwand fest und aus ihm sproßt allmählich die gewaltige Gliederkette hervor, welche wir als Bandwurm bezeichnen. Und damit ist alsdann der morphologische Entwickelungsgang, welchen jedes einzelne Individuum der Blasenwürmer zu durchlaufen hat, zum Abschluß gediehen.

Nachdem wir nunmehr den Cysticercus als ein Glied in der Entwickelungsreihe des Bandwurmes erkannt und uns über seine körperliche Beschaffenheit genügend unterrichtet haben, dürfen wir zu den Beziehungen, in welche dieser Parasit zum Auge treten kann, zurückkehren.

Der in den Magen eines Menschen gelangte Embryo des Bandwurmes läßt sich, wie wir das soeben besprochen haben, vom Blutstrom forttreiben, um in irgend einem Organ des menschlichen Körpers zu landen und sich darin anzusiedeln. Und zwar geschieht dies verhältnismäßig häufig im Auge. Im allgemeinen kann man sagen, daß unter tausend Augenkranken immer ein mit Cysticercus behafteter Patient sich findet; wenigstens beobachtete v. Gräfe in Berlin unter 80 000 Augenleidenden den okularen Cysticercus etwa 90mal und Prof. Gräfe in Halle konstatierte ein ähnliches Verhältnis. Uebrigens scheint der Süden und Westen unseres Vaterlandes viel weniger von diesem unheimlichen Gast heimgesucht zu sein, als wie Norddeutschland. So gelangen z. B. in den großen Augenkliniken in Wiesbaden, München, Heidelberg okulare Cysticercen ziemlich selten zur Beobachtung.

Fragen wir nun, aus welchem Grunde gerade das Auge sich des bevorzugten Besuches von seiten dieses Parasiten erfreuen mag, so finden wir eine Erklärung in dem anatomischen Verhalten des Sehorgans. Das Auge besitzt nämlich einen ganz besonderen Reichtum an Blutgefäßen; einzelne Gewebsschichten desselben stellen eigentlich nichts weiter dar, als ein mächtiges Konvolut zahlreicher Gefäße. Natürlich wird der Embryo des Blasenwurmes, der, von der Blutwelle getragen, die einzelnen Organe unseres Körpers durchstreift, viel eher und viel leichter in einem Teil haften bleiben, der reich, als in einem solchen, der arm an Gefäßen ist. Die zahlreichen dicht geknäulten und vielfach verschlungenen Blutgefäße des Auges bilden ein Labyrinth, aus dem der embryonale Cysticercus, ist er erst einmal in dasselbe gelangt, nicht so leicht wieder herauskommt. Hat aber der Parasit in den Tiefen des Sehorgans ein Plätzchen gefunden, welches ihm einladend genug erscheint, um sein ruheloses, vagabundierendes Reiseleben im Blutstrom mit der beschaulichen Seßhaftigkeit eines festen Ansiedlers zu vertauschen, so geht er auch alsbald rüstig daran, die Kinderschuhe seiner anatomischen Entwickelung abzulegen und aus dem embryonalen Zustand in den eines wohl ausgebildeten Blasenwurms überzutreten. Er beginnt schnell und lebhaft zu wachsen und aus dem kleinen, winzigen Embryo wird in wenig Wochen ein stattlicher, erbsengroßer Wurm. Natürlich kann dieser Wachstumsprozeß für die Gewebe des Auges, in welche sich der Parasit eingebettet hat, keineswegs gleichgültig sein. Die Anwesenheit des sich zum Cysticercus entwickelnden Embryo bildet vielmehr einen sehr energisch wirkenden Reiz, auf welchen die Gewebselemente des Sehorgans mit entzündlichen Erscheinungen antworten. Die unmittelbare Umgebung des Wurmes erleidet zunächst eine erhebliche Blutüberfüllung, an welche sich die Ausschwitzung eines entzündlichen Exsudats anschließt; zugleich erfahren die den Parasiten zunächst umlagernden Teile des Auges durch das Wachstum desselben eine mehr oder minder ausgiebige Dehnung und Zerrung, mechanische Momente, die ihrerseits wieder den schon durch die Anwesenheit des Wurmes gegebenen entzündlichen Reizzustand des Auges noch erhöhen. Untersucht man zu dieser Zeit ein derartig erkranktes Auge mit dem Augenspiegel, so findet man häufig eine mehr oder weniger scharf begrenzte, kugelförmige Abhebung der Netzhaut und hinter der blasenförmig von ihrer Unterlage abgelösten Netzhaut die bläulich schimmernde, sich mehr oder weniger deutlich bewegende Leibesblase des Cysticercus. Fühlt nun der Parasit mit fortschreitender Entwickelung seine körperlichen Kräfte wachsen, so wird ihm sein ursprüngliches Nest zu eng, und er beginnt auf die Wanderschaft zu sinnen. Entweder kriecht er nun zuvörderst aus seiner ersten Einlagerungsstelle heraus und begibt sich, unter der Netzhaut fortwandernd, an eine andere Stelle des Augengrundes, oder er durchbricht die ihn umhüllende Netzhaut und tritt in das Augen-

Digitized by Google

innere, in den Glaskörper, ein. Beobachtet man jetzt das betreffende Auge, so sieht man an irgend einer Stelle des Augengrundes einen weißlichen Fleck, welcher das ursprüngliche zur Zeit aber bereits verlassene Lager des Wurmes ist, und im Glaskörper den munter sich bewegenden Cysticercus. Wird der Parasit zu dieser Zeit nicht aus dem Auge operativ entfernt, sondern kann er ungestört in demselben sein Wesen weiter treiben, so verursacht er zunächst starke Trübungen des Glaskörpers, an welche sich eine chronische Entzündung der Aderhaut anreiht, um als schließliches Endresultat zu vollständiger Erblindung zu führen. Unter allen Umständen wird der funktionelle Tod des Sehorgans durch die dauernde Anwesenheit des Wurmes bedingt; aber oft genug hat es bei diesem immerhin sehr traurigen Resultat nicht sein Bewenden, sondern die entzündlichen Erscheinungen belästigen den Patienten durch die heftigsten Schmerzen so sehr, daß sich der Arzt zu einer vollständigen Entfernung des zerstörten Auges genötigt sieht. Weniger tragisch gestaltet sich der gesamte Verlauf, wenn der Wurm nicht gerade die innersten Teile des Auges zur Niederlassung erwählt, sondern sich in den oberflächlichen, dem Einblick, wie dem Eingriff des Arztes leichter zugänglichen Partieen ansiedelt, wie z. B. in der Augenschleimhaut oder in den Lidern u. s. w.

Es bedingt also die Einwanderung des Cysticercus in das Innere des Auges eine sehr schwere Erkrankung des Sehorgans, und da dieselbe, sich selbst überlassen, zu einem unrettbaren Verlust des Sehvermögens führt, so mußte der Arzt natürlich darauf bedacht sein, ein möglichst verläßliches Operationsverfahren zu ersinnen, mittels dessen eine Entfernung des Parasiten und Erhaltung des Sehorgans zu bewerkstelligen wäre. Es war dem Genie des großen Gräfe beschieden, die operative Entfernung des Schmarotzers nicht allein zuerst gedacht, sondern auch praktisch ausgeführt zu haben. Allerdings war die von ihm befolgte Methode insofern bedenklich, als sie dem Auge sehr erhebliche Schädigungen seiner anatomischen Integrität zufügte. Gräfe machte nämlich einen Einschnitt in die Hornhaut, entfernte sodann ein Stück der Regenbogenhaut und schließlich auch die Linse. So umfassend diese operativen Eingriffe aber auch sein mögen, so sind sie eigentlich doch nicht mehr als die Vorbereitungen zu der jetzt erst folgenden Entfernung des Wurmes. Denn erst nach Beseitigung der Linse ging von Gräfe mit einem Häkchen in den Glaskörper ein und versuchte, den Parasiten herauszuziehen, und dies gelang ihm wirklich in einigen Fällen auch in der glücklichsten Weise. Allerdings war bei diesem Verfahren, ganz abgesehen von den sehr eingreifenden ersten Akten der Operation, meist ein mehr oder minder erheblicher Verlust, sowie eine Zertrümmerung des Glaskörpers unvermeidlich, zwei Faktoren, welche für die fernere Existenz des Auges von schwerwiegendster Bedeutung sind. Aus diesen Gründen hat denn auch diese Gräfesche Methode keine rechte Verbreitung bei den Augenärzten gefunden und ein mit Cysticercus behaftetes Auge galt bis vor kurzem meist für verloren. Wesentlich anders haben sich die Aussichten für die Erhaltung eines an Cysticercus leidenden Auges gestaltet, seit Prof. Gräfe in Halle eine viel einfachere und verläßlichere Entfernungsweise des Parasiten angegeben hat. Dieses Verfahren, das versuchsweise wohl schon einmal von dem einen oder anderen kühnen Operateur probiert worden sein mag, aber zu dem Rang einer wirklichen Methode doch erst durch die Genialität Gräfes erhoben worden ist, besteht darin, daß entsprechend dem Sitz des Wurmes ein Schnitt in den Augenapfel gemacht wird; durch diese in der Bulbuskapsel angelegte Oeffnung gelingt es nun meist, den Wurm zum Austreten zu bringen. Wenigstens hat Gräfe in verhältnismäßig kurzer Zeit 12 derartige Operationen mit glücklichem Erfolg gemacht und auch andere Aerzte haben ähnliche günstige Resultate berichten können. Natürlich ist dieses Verfahren keineswegs absolut sicher, und der sorgsamste Operateur kann es erleben, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die er beobachtet hat, doch der Parasit aus der in die Bulbuswandung gemachten Schnittöffnung nicht austreten will; aber trotzdem ist mit dieser neuen Gräfeschen Operation eine sehr bedeutsame Erweiterung des augenärztlichen Könnens geschaffen und die Hoffnung, ein mit Cysticercus behaftetes Auge bei leidlicher Sehkraft erhalten zu können, ist bei weitem größer, als sie es bisher war.

Digitized by Google

Der Sommer in Paris.

Eine Plauderei

von

Theophil Zolling.

Im Pariſer Leben entſpricht jede Jahreszeit einem Vergnügen. Der Winter iſt dem Theater, den Bällen und den Salons gewidmet, der Frühling kündigt ſich mit der Eröffnung

der alljährlichen Kunstausstellung an — dem „Salon“ — und schließt mit dem Wettrennen um den Hunderttausend-Frank-Preis. Der Sommer verscheucht die Pariser in die Seebäder, Kurorte und Sommerfrischen. Der Herbst aber bedeutet den Rückzug der vornehmen Gesellschaft in die Provinz, wo auf den mehr oder minder großartigen Landsitzen das „Schloßleben“ beginnt. Mit anderen Worten: der Pariser der oberen Zehntausend verlebt nur zwei Jahreszeiten, Winter und Frühling, in den Mauern seiner Stadt; gehört er aber zur Bürgerschaft, die ihre Schäfchen noch nicht ins Trockene gebracht, so wird die Stadtflucht für ihn nur einen bis höchstens zwei Sommermonate dauern, aber jedenfalls: „geschieden muß sein“. Der Pariser gleicht im Punkte der sommerlichen Zentrifugalkraft ganz genau seinem deutschen Wahlverwandten, dem Wiener, welcher seinem Lieblingswalzer von der schönen blauen Donau und seiner gesungenen Beteuerung, daß es nur „a Kaiserstadt“ gibt, zum Trotz, in den heißen Monaten plötzlich Reißaus nimmt, um fern „am Land“ über so viel Schönheit nachzudenken. So folgt denn in Paris auch jeder, dem es seine Mittel, seine Geschäfte und seine Gesundheit irgendwie gestatten, dem rätselhaften Drang in die Ferne; rätselhaft, weil der Sommer in Paris nicht heißer ist, als in Plombières, nicht langweiliger als in Aix-les-Bains, nicht reizloser als in Saint-Germain.

Der Sommeranfang in Paris läßt sich jedenfalls leicht ertragen. Wer die ländliche Natur liebt, findet vor den Thoren weite Fluren, große rauschende Wälder und tausend lachende Dörfer und Städte, welche sich in der majestätischen Seine spiegeln. Aber auch im Weichbilde der Stadt genießt man die schöne Jahreszeit. Der Sommer, halb noch Frühling, lacht hoch herein vom Himmel und verklärt die unendliche Steinwüste. Die Blumen sind nirgends erfreulicher, denn ein künstlerischer Geschmack flicht sie zum Kranze und bindet sie zum Strauße. In allen Straßen und Gassen werden sie feilgeboten und zieren ein jedes Fenster. Man besuche die Blumenmärkte bei der Madeleine-Kirche und am Kai! Welche Fülle, welche Farbenpracht! und ein jeder kauft sich seinen Topf, sein Bouket oder seinen Kranz, denn der Frühling läßt uns auch unserer lieben Toten gedenken. Sogar die Pavillons, wo man die Tagesblätter verkauft, sind mit Blumen geschmückt, und die Journal-Fee schenkt wohl ihren Kunden einen duftenden Strauß von gefüllten Veilchen — die Lieblingsblume der Bonapartisten im besonderen und der Pariser im allgemeinen. Man züchtet diese liebliche Blume in großen Mengen, und ich kann mich keiner Jahreszeit besinnen, wo sie auf den Boulevards fehlen. Selbst im Winter, bei Eis und Schnee, kommen die Violettes de Parme aus Nizza, Angers und namentlich den vorstädtischen Treibhäusern in die Stadt. In den öffentlichen Gärten aber, da zeichnen die Blumenarchitekten ihre farbenprächtigsten Arabesken mit Rosen, Tulpen und Pensees auf die Beete, und der Zuschauer erquickt sich am Dufte dieser lebendigen Malerei. Was Wunder, daß auch die Menschen wie neugeboren sind? Forscht nur in den Gesichtern, welche Winter und Weltleid gebleicht und gefurcht, und aus jedem Auge strahlt eine sonnige Stimmung und neue Lebensfreude. Man geht besseren Mutes seinen Geschäften nach. Die Arbeit läuft flinker von der Hand und ermüdet nicht, und selbst die vornehme Welt vergißt die winterliche Langeweile, den Ueberdruß, den Spleen. Welch ein Hin und Her, welches Rufen und Drängen, welche Geschäftigkeit und Freude auf den Boulevards, sobald einmal die Sommersonne debütiert! Der glatte Makadam wimmelt von Menschen, Pferden und Wagen, und auf den Trottoirs haben die Schutzleute ihre liebe Not, um in die sich jeden Augenblick stauende Masse der Spaziergänger Bewegung zu bringen. Denn es sind wirkliche und wahrhaftige Bummler, Flaneurs. Der Ernst des Lebens scheint vergessen, selten hört man ein Wort von Geschäft, man schlendert und plaudert harmlos und vergnügt und freut sich der schönen Jahreszeit. Selbst der eifrigste Geschäftsmann, dessen erster und letzter Gedanke Geldverdienen ist, macht sich auf ein Stündchen frei, und die armen Teufel, die Blinden, die Bettler, die Krüppel, die Zeitungsjungen, wissen wohl, daß er jetzt guter Laune und freigebig ist, und drängen sich heran mit Bitten und Anerbietungen. Und wie erst die Damen der schönen Saison Ehre zu machen suchen! Sie zeigen ihr liebenswürdigstes Lächeln, ihren kleinsten Fuß, ihre feinste Taille, ihren graziösesten Gang. Niemals ist die Pariserin

Digitized by Google

so verführerisch, als wenn ihr vielliebendes Herz unter dem Zauber des schönen Wetters schlägt. Sie wirft sich in ihre raffinierteste Toilette, von der sie am besten weiß, daß sie sie vorzüglich kleidet. Freilich ist die neue Mode recht wenig de saison, gar nicht sommerlich, wenig praktisch. Früher hüllten sich die Pariserinnen in die von Sardou schwungvoll

Boulevard Montmartre.

gepriesene Musseline, setzten den breitkrämpigen Florentiner Strohhut auf und entblößten Hals und Schultern. Vielleicht war die Zeit der Rosen damals beständiger als jetzt, wo die Auskühlung des Erdballs wirklich im Fortschritt begriffen scheint. Jedenfalls hat die neueste Mode eine eigene Art, den Sommer zu feiern. Eine elegante Pariserin trägt nämlich jetzt im Juli wie im Dezember ein hochzugeknöpftes Seiden- oder Kachemierkleid, eine Visitenmantille und einen mit Satinbändern um das Kinn gebundenen Hut. Selbst wenn sie sich zu Grenadine oder Musseline herabläßt, so ist alles zu- und keineswegs ausgeschnitten. Rechnet man hierzu noch den dicht übers Gesicht gezogenen Schleier, so erhellt klar, wie praktisch diese Toilette in den Hundstagen sein muß. Gerade so zweckmäßig ist die echt sommerliche Schmuck- und Puddermanie, der rote Sonnenschirm, der seiner Besitzerin und den Vorübergehenden Augenweh verursacht, und die Mode, die Haare blond oder vielmehr gelb zu färben. O wie mag doch Frau Sonne über die Pariserinnen lachen!

Pilgern wir einmal mit dem Menschenstrom hinaus vor die Thore der Stadt, in den Park von Vincennes oder noch besser, in das Boulogner Wäldchen! Wir mieten uns einen Stuhl am Carrefour des Lacs, unfern dem kleinen See, dessen Fluten menschenüberfüllte Kähne tragen. Harmlose Bürger haben gleich uns die Mietstühle besetzt und betrachten und lorgnettieren die Tausende von Karossen und Reitern, welche da hinter- und nebeneinander vorübereilen. Welch reizende Erscheinung ist die Pariserin zu Pferde: das schlanke, kleine, graziöse Geschöpf! Die in einem Zopf geflochtenen Haare unterm blanken Zylinder, das lang hinwallende Kleid, der schlanke Hals, die feine Taille — die verkörperte Poesie! Manchmal hält eine Equipage; die Insassen — steife Aristokraten oder aufgedunsene Börsianer mit ihren Frauen und Töchtern — steigen aus und schlagen einen schattigen Waldweg ein, an dessen Ende sie dann der mittlerweile auf dem Fahrweg

Digitized by Google

vorausgeeilte Wagen wieder aufnimmt. Die Toiletten sind reich aber nicht auffallend; ebenso verschmäht es die feine Pariserin, auf der Promenade in Brillantenschmuck zu erscheinen. Nur die Fremden, zumal die Amerikanerinnen, und dann die zahlreichen herausfordernden Schönen von nicht mehr zweifelhaftem Ruf und Beruf sind mit glitzernden Steinen behangen, als kämen sie geradenwegs aus einem Bijouteriegeschäft, um dafür Reklame zu machen. Manchmal sieht man auch glänzende Equipagen mit tadellos kostümierten Kutschern, die eine aufgedonnerte Dame oder einen extravagant fein gekleideten Herrn spazieren fahren. Dann strecken die Besucher aus der Provinz und die Fremden ihre Köpfe zusammen. „Gewiß ein Minister! — Gewiß eine Primadonna von der Großen Oper! — Wohl eine Marquise! — Oder ein fremder Prinz!“ Ach, ihr guten Leute, wenn ihr wüßtet, daß die Dame eine Probiermamsell und daß der Herr ein Ladenschwengel ist, welche ihre funkelnagelneuen Kostüms, die sie eben hier zur Schau stellen, in Kurs setzen, „lancieren“, und nachher fein säuberlich wieder ins Schaufenster hängen müssen! Ja, ja, man muß sein Pariser Leben kennen, um Menschen und Dinge auf ihren wahren Wert zu schätzen!

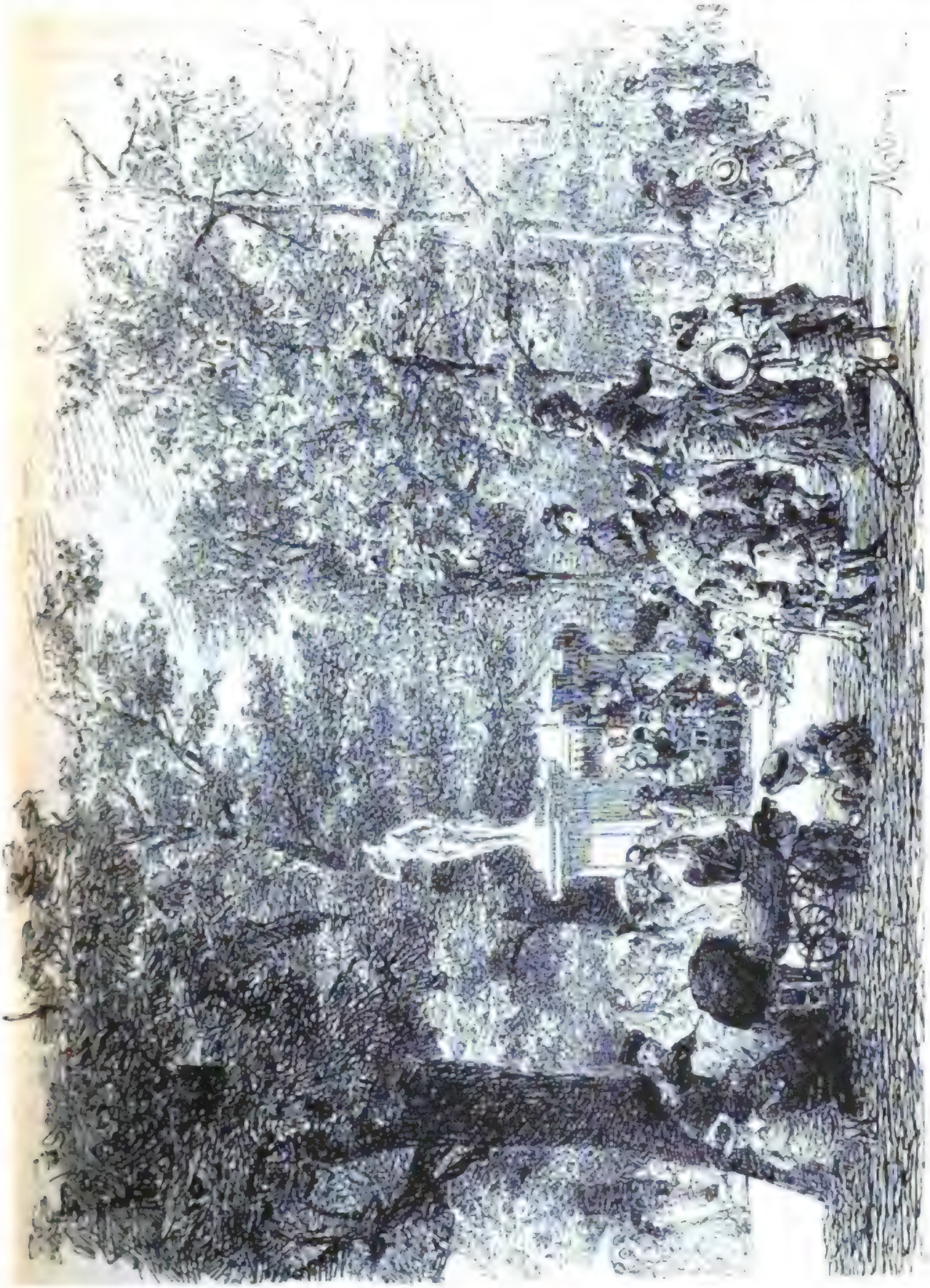
Und die Abende im beginnenden Sommer? Dann füllen sich nach dem Diner abermals die Boulevards, die Kaffeehäuser, die Konditoreien, die Wein- und Bierstuben. Die fast ausnahmslos schlecht ventilierten Theater werden nur von Fremden und Provinzlern besucht, ebenso die Zirkusse. Die Gartenwirtschaften mit Tingeltangel sind voll fröhlicher Menschen. Auch die Lustbarkeit des Familienlebens blüht noch einmal. Nach der neuesten Mode dauern die Empfangsabende, Salons, Soireen bis über den Monat Mai hinaus. Es wird getanzt, musiziert und Komödie gespielt. Nichts reizender, als solche halb winterliche, halb sommerliche Geselligkeit, zugleich Salon und Picknick. Die Blumen grünen und blühen nicht mehr in der Stickluft der Behausung. Man öffnet die Fenster und Thüren gegen den Park und ladet sozusagen die Natur zu Gaste. Die Polonäse windet sich durch die Säle und treppenab in den taghell erleuchteten Garten. Die Musik dringt hinaus zu der Quadrille im Freien. Erst wenn die kühlere Mitternacht herannaht, flüchten die dekollettierten Tänzerinnen in den Saal und wiegen und drehen sich weiter bis in den Morgen. Die Tanzlust ist unersättlich. Die Ruhe der erschöpften Hausfrau rettet nur die Sonne, die wie ein ungeladener Gast mit kritischem Blick und maliziösem Lächeln die entschminkten Gesichter, zerrissenen Spitzen und welken Blumen bescheint, so daß die fröhliche Welt, vom eigenen Bilde entsetzt, auseinanderfährt.

Allein nicht nur die Erwachsenen freuen sich der Zauberin Sonne, auch die Welt der Kleinen zeigt sich in Jugendlust und Seligkeit. Welch ein disharmonisches und doch so liebliches Kinderkonzert erhebt sich da unter den Linden und Kastanien des Tuileriengartens! Hier sieht man zumal die Kinder der

Carrefour des lacs im Bois de Boulogne.

Digitized by Google

beſſeren Stände mit ihren Müttern, Schweſtern, Ammen und Bonnen. Namentlich die Spiele



Aus dem Tuilerien-Garten

im Sand, das Ziehen kleiner Puppenkarren, das Haſchen, das Ringelreihen ſind viel beliebt und geübt; aber auch der Kreiſel und der Reif, die dem harmloſen Spaziergänger regel-

Digitized by Google

mäßig zwischen die Beine fliegen, haben eifrige Anhänger. Die Kinder sind hier nicht rotbäckig und harmlos, wie die unsrigen; sie haben fast alle die echt pariserische bleiche Gesichtsfarbe mit den dunkel umränderten Augen und sind von einem gewissen graziösen Selbstbewußtsein. Es sind weniger Kinder, als kleine Leute, namentlich die Mädchen. Man spricht sie mit „Sie" an und nennt sie schon „Mademoiselle", dafür behalten sie immer etwas Reserviertes, Gerngroßes, Erwachsenes. Besonders die Koketterie zeigt sich frühzeitig. „Mademoiselle" will wohl gern mit dem kleinen Loulou spielen, aber er darf ihr ja nicht den feinen Kragen verrücken, das Samtkleidchen nicht schmutzig machen und die gebrannten Locken — oft sind die Haare falsch!! — beileibe nicht zerzausen. Da muß alles immer comme il faut sein,

Vor dem Marionettentheater in den Champs Elysées.

gut sitzen, hübsch aussehen, damit die Mama stolz sein kann und desgleichen der kleine Nachbarssohn, Charles, mit dem wir so gern Braut und Bräutigam spielen. — „Tata aime plaisir, mais faut pas être laide — toujours si jolie, na!"

Und wenn sich die Kinder besonders gut amüsieren wollen, dann führt Nounou oder Bobonne (Amme oder Kindermädchen) sie hinüber in die Champs Elisées, wo die Karussells mit den schön bemalten Pferden und Wagen kreisen und die Marionettentheater aufgeschlagen sind. O der lustige Guignol, der Hans Kasperle! Da sitzen die Kinder mit ihren Eltern und Bonnen im Halbkreis vor der kleinen Bühne, und selbst sehr ernste und traurige Leute machen auf ihrem Spaziergange hier Halt, gewiß weniger, um über die tollen Streiche des Monsieurs Guignol zu lachen, als um sich am Anblick dieser staunend aufgesperrten Augen und frischen Mäulchen und ihrem herzlichen Lachen zu erlaben. Man braucht nicht selbst Kinder zu haben, um sich daran zu erfreuen. Im Gegenteil!

Die höchste Freude aber kann man draußen im Jardin d'acclimatation sehen. Da sitzt Jujules mit einer Peitsche in der Hand stolz und kühn zwischen den Höckern des Dromedars; Nounou und Bobonne haben mit ihrer Kinderschar in dem zierlichen Wagen Platz genommen, den ein langbeiniger, dicker Strauß im schnellsten Trab zieht, und hoch oben aus

Digitized by Google

dem Türmchen, das des indischen Elefanten breiten Rücken ziert, gucken entzückende Kinderköpfe, ängstlich staunend, oder ausgelassen schreiend, aber immer strahlend vor Jugendlust und Unschuld. Und Miß Baba streckt den Rüssel empor, um die Nüsse, das Zuckerbrot, die Gerstenzuckerstengel, die Schokoladenplätzchen, die Bonbons zu empfangen und hernach abwärts in dem breiten Rachen verschwinden zu lassen. Wohl bekomm's dem armen Tier! Es hat einen guten und großen Magen, und verdient es, daß die kleinen Leckermäuler auf seinem breiten Rücken auch an den guten Kameraden denken, der mit ihnen so geduldig durch den prächtigen Tiergarten humpelt.

Und dann kommt der Sommer, der eigentliche heiße, unerbittliche Sommer mit seiner glühenden Luft, seinem erstickendem Staub, seinem schlechten Wasser. Dann bevölkern sich die Straßen mit einer seltsamen Menge: sentimentale Liebespärchen, die nur sich selber sehen und für ganz Paris blind sind; Ver-

Aus dem Jardin d'acclimatation im Bois de Boulogne.

gnügungszügler, die auch „dagewesen" sein wollen, und nun im Schweiß ihres Angesichtes alle im roten Bädeker oder braunen Murray verzeichneten Sehenswürdigkeiten im Laufschritte durchschmarutzen; naive Provinzler, die für echte Pariser gehalten sein wollen, wobei es nicht selten geschieht, daß sie sich gegenseitig als solche bewundern und kopieren; wissenschaftliche und künstlerische Studienreisende, angelockt von den Bibliotheken, Sammlungen, Gemäldegalerieen und Ausstellungen; journalistische Weltbummler, die auf Schritt und Tritt willkommenes Feuilleton-Futter wittern; Zivilisationswüteriche aus Halbasien, welche auf dieser abendländischen Hochschule der Kultur lernen sollten; exotische Gäste aus Südamerika mit märchenhaft rollenden Augen und phantastisch bunten Ordensbändern; amerikanische Temperenzler, die überall mit Schrecken bloß die moralische Fäulnis der Halbwelt, nicht das große arbeitsame Paris sehen, und endlich die stereotypen Engländer, aber keineswegs die legendären Mylords, sondern meist berüchtigte anglais à prunes, die ein Jahr lang zu Hause gespart und gedarbt haben, um sich eine Kontinentalreise erlauben zu können, und welche jetzt ihr frugales Mittagsmahl bei den pflaumenverkaufenden Hökerweibern des Naschmarktes zu halten pflegen ... Diese friedliche Invasion, die sämtliche Fuhrwerke requiriert und auf Omnibussen und Dampfschiffen, in Konzerten und Theatern, auf der Vendome-

Digitized by Google

und Juli-Säule und den benachbarten Schlachtfeldern und überall, wo nur halbwegs etwas Interessantes, angetroffen wird, ist umschwärmt von den Hyänen der Fremden-Industrie: den Lohndienern, Agenten, Dolmetschern, Führern, Portiers, Kellnern und Bauernfängern, und alle Sprachen der Welt schwirren durch die Luft. Schmunzelnd reiben sich die Hotel-, Kaffee- und Ladenbesitzer die Hände und üben ihren geschmeidigen Rücken in den unterthänigsten Kurven, und nur der Boulevardier, durch diese lärmvolle Völkerwanderung verdrängt, entflieht grollend und klagt, daß das Paris der Pariser eine schöne Mythe geworden sei.

Ja, der Pariser räumt dem Fremden das Feld. Nur die Opfer der Pflicht und der Armut bleiben zurück. Das Volk geht an sein gewohntes Tagewerk. Kommt dann die Abendkühle, dann nimmt der Vater Frau und Kind mit, etwa auf die Buttes Chaumont, den Park des Arbeiterviertels, oder einfach

Ein Boulevard extérieur.

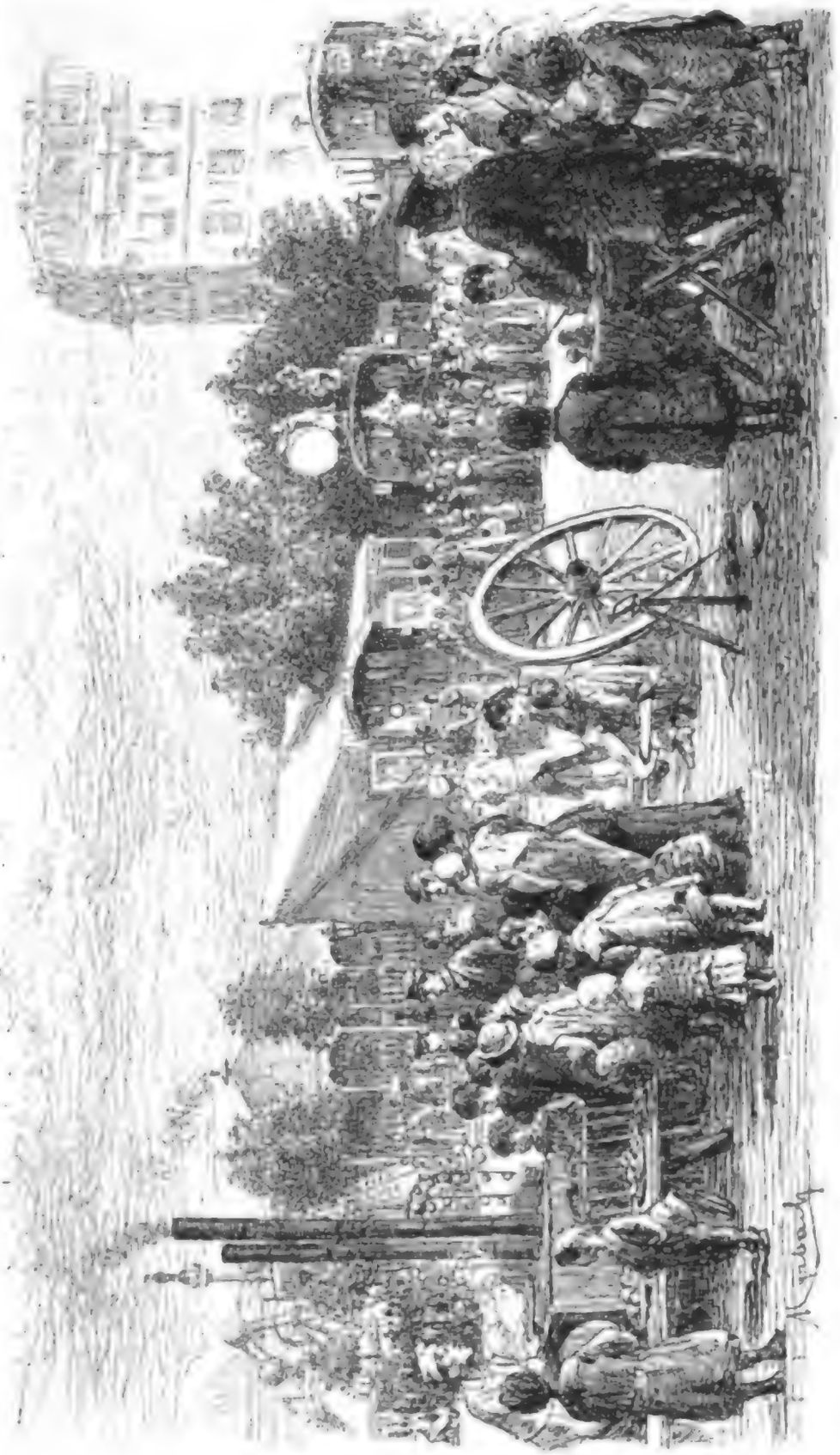
auf die Boulevards extérieurs, welche von den weltberühmten Boulevards der inneren Stadt so grundverschieden sind. Da findet man keine Paläste, keine großen Hotels, keine glänzenden Verkaufsläden, keine lichterfüllten Cafés. Hier verkommen die Bäume in der kohlenstauberfüllten Luft. Die Häuser sind entweder große, unwirtliche Mietkasernen oder kleine, dürftige Vergnügungslokale. Weite Bauplätze, die keine Käufer finden, reißen klaffende Lücken in die Häuserzeile und machen die unsäglich breite, traurige Straße noch einsamer und unheimlicher. Und die Menschen, welche diese Straße bevölkern! Todmüde Arbeiter mit ihren abgehärmten Familien belagern die Bänke, hagere Kinder spielen im Sand und Kot, lärmende Gesellen wanken von einer Schnapsbude zur anderen, und wenn der Mond aufgeht, so beleuchtet er in dieser breiten Straße nur um so greller die zerlumpten Gestalten des Elends und des Verbrechens.

Doch das Volk hat auch seine Stunden des Glückes. Am Sonntag füllen sich die Straßen und die Fenster dieser Plebejerviertel mit einer fröhlichen Menge. Auf Schusters Rappen zieht man mit Kind und Kegel hinaus vor den Festungsgürtel. Die Gartenwirtschaften widerhallen alsdann von fröhlichen Stimmen. Die Billards sind belagert, die Kegelbahnen erdröhnen unterm An-

Digitized by Google

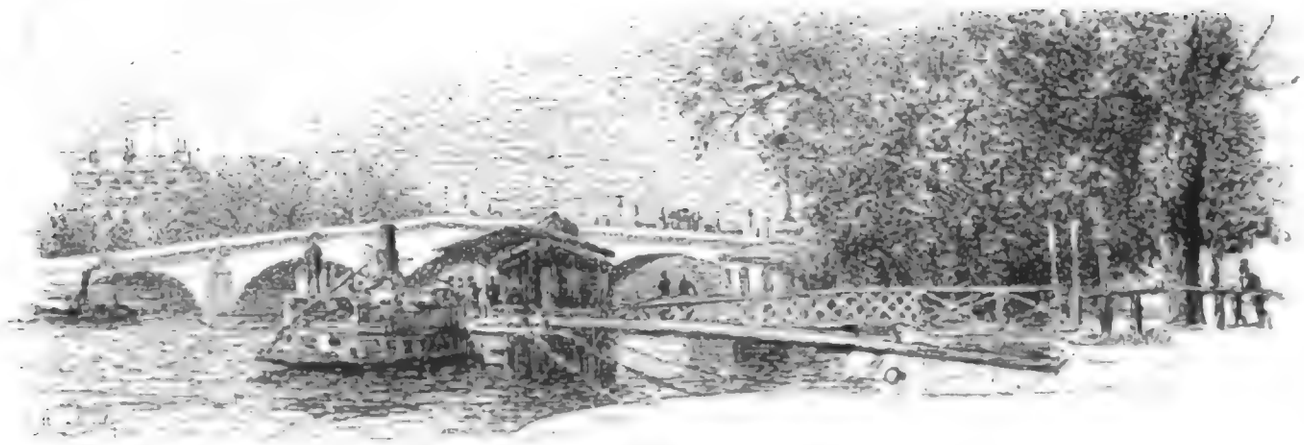
prall der Kugeln, die Drehorgeln und die Handharmonikas ſpielen zum Tanz auf, und in den Wäldern von Meudon und Vincennes lagern luſtige Picknickier. Namentlich beſucht ſind die Kirchweihfeſte, die Fêtes de village, in den benachbarten Städten und Dörfern, vor allem die Kirmes von Saint-Cloud, mit ihren unzähligen Pfefferkuchenbäckern, Zauberern, Wahrſagern, Menagerieen, Rieſendamen, Mißgeburten, Schaukeln und Karuſſells. Da vergißt das Volk an einem einzigen Sommertage ein ganzes Leben voll Entbehrungen, Mühen und Sorgen.

Aber wo ſind mittlerweile die ausgewanderten Pariſer hingeraten? Man trifft ſie in Sommerfriſchen, an Kurorten und in Seebädern, wobei ſie immer unendliche Anſtrengungen machen, ſich himmliſch zu amüſieren. Das gelingt ihnen freilich nicht immer, aber — „in großen Dingen gewollt zu haben, genügt", behauptet ja der ſentenziöſe Properz. Viele ſchlagen mit den Ihrigen das Sommerwigwam einen erfahrungsmäßigen Kruppſchen Kanonenſchuß weit vom Feſtungsgürtel auf, nämlich in Saint-Cloud oder Meudon oder Asnières.



Das Feſt von Saint-Cloud.

Es ſind meiſtens Geſchäftsleute, die den Tag oder gar die Woche über in Paris



Eine Landungsstelle der Omnibus-Schiffe.

bleiben und ihre Angehörigen nur immer auf kurze Zeit draußen in der Sommerfrische besuchen. Namentlich den Sonntag pflegen diese Ehemänner bei ihren Familien zuzubringen; am Montag früh schlägt dann die unerbittliche Stunde des Abschieds, wo der Pariser Hektor sich von seiner Andromache wendet und den vielbespöttelten, aber sehr gefüllten Train des Maris, den Zug der Ehemänner, besteigt. Wer in die Ferne schweift, läßt sich nieder etwa in Trouville, in Vichy, in Biarritz. Die Lieblingsbeschäftigung des Parisers im Seebad und Kurort besteht im Hasardspiel. Die Kasinos sind oft nichts weiter als verkappte Spielhöllen. Freilich geht man dabei zumal in den Pyrenäenbädern sehr raffiniert zu Werke. So ist z. B. das ziemlich abgelegene Kasino von Luchon stets von einer Kette Aufpasser umgeben, die durch ein Telephonnetz mit der Kurhausdirektion in Verbindung steht. Sobald nur der Napoleonshut eines Gendarmen oder ein Zipfel der Schärpe des Herrn Maire in weiter Ferne in Sicht kommt, so sind die Spieler längst davon benachrichtigt. Die Roulette samt kreisender Kugel verschwindet in einer Versenkung, die Spieltischplatte wird umgeklappt und im Nu, zu einem regelrechten Billard verwandelt, die Harken machte man durch einen einzigen Handgriff zu trefflichen Queues, der Partiechef funktioniert ohne Unterbrechung plötzlich als Markeur, und wenn die Diener der heiligen Hermandad mit siegestrunkenen Mienen „im Namen des Gesetzes" hereinstürmen, so ist die erste harmlose Billardpartie fast schon zu Ende. Man denke sich das erstaunte Gesicht der Magistratspersonen vor diesem Triumphe der Wissenschaft! Natürlich haben sich die französischen Dramatiker diesen überraschenden Theaterkoup, der schon seit Jahren geübt wird, nicht entgehen lassen, und wir finden ihn als effektvollen Aktschluß z. B. in Meilhac und Halévys ergötzlicher Komödie: „Der Prinz".

Auf solche Weise übersteht der Pariser die Hundstage. Sind diese vorüber, so zieht sich die vornehme Gesellschaft in die Provinz zurück, wo die sogenannte Vie de Château beginnt. Wer mit einem solchen Schlosse gesegnet ist, ladet weniger glückliche Freunde als Gäste ein und empfängt die Besuche der Gutsnachbarn. Die goldene Zeit der Gastfreundschaft und Geselligkeit bricht an. Der Hausherr lebt nur seinen Gästen, und was seine Ehehälfte anbetrifft, so behauptet die sachverständige Madame de Girardin: die Durchschnitts-Pariserin sei in Paris egoistisch, eitel, und auf den Effekt erpicht; erst auf dem Lande werde sie einfach, liebenswürdig und bloß von dem einen Wunsche beseelt, eine gute Hausfrau zu sein. Und nun betrachten wir den echten, in der Wolle gefärbten Pariser in seiner Eigenschaft als Schloßgast! Wahrlich, er macht eine traurige Figur, denn niemand ist weniger für das Landleben geschaffen, als dieser verwöhnte Neubabylonier, dessen Gangwerk bloß an den Makadam der Boulevards, dessen Gaumen nur an die pikante Kost der Pariser Köche, dessen Atmungsapparat einzig an die zweifelhafte Atmosphäre der Seine-Ufer gewöhnt ist. Aber gleichviel, die Mode will's und ihrem Befehle folgt ja niemand gehorsamer, als dieser angeblich vorurteilslose Mitteleuropäer. So verläßt er denn das Seebad oder den Kurort, wo er die heißen Monate zugebracht und eben erst anfing, sich

Digitized by Google

etwas weniger zu langweilen. Er bezwingt ſeine Sehnſucht nach der lieben Heimatſtadt, wo er ſich ohne Gefahr für ſeinen faſhionablen Ruf gar nicht ſehen laſſen darf und folgt der Einladung eines verwandten oder klubfreundlichen Schloßherrn. Im Anfang geht es noch leidlich. Man ſpielt Komödie und endloſe Karten- und Billardpartieen; man iſt gegen die anweſenden Damen galant und vielleicht auch ein bißchen verliebt in ſie; man läßt den Schabernack der „artigen“ Kinder geduldig über ſich ergehen; man hackt ſogar ganze liebe lange Tage Klavier, damit die anderen walzen und polken können;

Man freut ſich baß der Küche,
Der Zerſtreungen tauſendfach,
Die Seufzer und die Flüche,
Die kommen hintennach —

nämlich genau am erſten September, wenn die Jagd eröffnet wird. Nun muß der Pariſer ehrenhalber ſeinen liebſten Gewohnheiten entſagen. Er, den der Herrgott entſchieden nicht zum Frühaufſtehen veranlagte, er wird durch das Gebelfer der Rüden und das Getute

Eine Omnibus-Haltestelle.

talentvoller Jagdhorniſten aus ſeinen beſten Träumen aufgeſchreckt, muß ſich ſofort in ein ſchweres, unbequemes, aber waſſerdichtes Eskimokoſtüm werfen, hat die obligatoriſchen Gamaſchen um die Waden zu ſchnallen und darf ſich noch obendrein mit einem Schießprügel ſchleppen. Und dies alles nur um den Herren und namentlich den Damen als brillanter Nimrod zu imponieren. Ach, in den meiſten Fällen iſt der gewaltige Jäger vor dem Herrn ein bloß ins Franzöſiſche überſetzter Herr Petermann. Wer nennt all das Mißgeſchick, dem er, düſterer Ahnung voll, entgegenſieht?! Stundenlang reitet oder ſpringt er hinter einem armen Vieh her, dem er doch beileibe nichts Böſes gethan, und wenn er dann endlich todmüde und hungrig iſt und nicht etwa ſeinen Hund oder einen Nebenmenſchen oder ſich ſelber angeſchoſſen hat, ſo begleitet ihn der ſogenannte frohe Hörnerklang — o Ironie! — nach Hauſe zurück, wohin er als einzige Beute eine tüchtige Migräne mitſchleppt, die ewige Krankheit des Pariſers auf dem Lande. Jetzt aber hagelt es noch obendrein ſtachliche Epigramme auf ihn, und die Dame des Herzens wirft ihm einen Blick voll unſäglicher Verachtung zu. Ach, man muß viel Geiſt haben, um ein unglücklicher Jäger ſein zu dürfen!

Allein es gibt auch Leute, die zur Geſellſchaft gehören und dennoch — hört! hört! — in Paris überſommern. Es ſind meiſtens verſchämte Arme, geldentblößte Spieler, welche die Ebbe in ihrer Börſe verbergen wollen. Da es ihnen aus obbemeldetem Grunde nicht möglich iſt, auf Reiſen zu gehen und ſie ſich anderſeits doch, ohne ihren faſhionablen Ruf ſchwer und auf immer zu kompromittieren, unmöglich auf den Boulevards oder gar im Klub ſehen laſſen dürfen, ſo mieten ſie entweder in einem abgelegenen Stadtteil ein be-

Digitized by Google

ſcheidenes Zimmerchen oder ſie ſchließen in ihrer Wohnung die Thüren und Fenſterläden und führen dahinter bei nächtlicher Lampe ein verborgenes Leben. Kommt dann die milde Tröſterin Nacht, ſo knarren die doppelt verſchloſſenen Thore und rätſelhafte Geſtalten mit aufgeſtülptem Kragen, tief verſenkten Angſtröhren und hochgeſchlungenen Halstüchern huſchen hervor, um etwas friſche Luft im Lungenreſervoire anzuſammeln, womit ſich die 12 Stunden des nächſten Tages, der ihnen in ihrem Troglodytendaſein zur Nacht wird, leidlich überſtehen laſſen. Und ſo wird man oft in Theatern und Konzertſälen durch die Anweſenheit von verlegenen Bekannten überraſcht, die man ſeit Wochen am Strande der Bretagne oder mindeſtens auf der Terraſſe von Saint-Germain vermutete. Gerade dieſe Reiſenden zwiſchen vier Mauern reden alsdann im Oktober, wenn ſie ihr Verſteck verlaſſen, mit dem unbändigſten Enthuſiasmus von den Monſtre-Kotillons, die ſie in Vichy während der Saiſon angeführt, von dem hölliſchen Bac (Baccarat), das ſie in Aix-les-Bains geſpielt, von den himmliſchen Kavalkaden, die ſie in Trouville organiſiert, und von den paradieſiſchen Treibjagden, denen ſie auf dem Schloſſe des Grafen X. beigewohnt haben — ſollen. Daraus ergeben ſich nun oft die drolligſten Verlegenheiten.

„Ach, wo warſt du heuer, Saint-Erneſt?“

„In Dieppe, mein Lieber.“

„Ich auch. Aber wie kommt es nur, daß ich dich nicht geſehen habe?“

Sothaner Saint-Erneſt, der auch den Höhlenbewohner geſpielt, möchte nun gerne ſeine Lüge wahrſcheinlich machen.

„Das glaub ich gern . . . (Geheimnisvoll.) Ich hielt mich verborgen . . . Eine Dame der großen Welt iſt in mich vernarrt . . . Ihr Mann — ein weißer Othello . . . Du begreifſt alſo wohl, daß ich mich nicht ſehen laſſen konnte . . . Ich zähle auf deine Diskretion, nicht wahr?“

Der Kniff iſt gelungen, und der junge Mann ruft aus: „Ein verwünſchter Kerl, dieſer Saint-Erneſt! Und dabei ſieht er doch gar nicht ſo verführeriſch aus!“

Und ſo ſchreibt man Geſchichte.

Bei der Arbeit. Von Fritz Berger.

Digitized by Google

Die Gäste der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

anny, die ganz andere Dinge im Sinne hatte, konnte es sich doch nicht versagen, den neuen Ankömmling an sich heranzuziehen. Es war dies vielleicht nicht sowohl die reine Koketterie, als vielmehr eine gewisse Rastlosigkeit ihrer Natur, welche immer beschäftigt sein wollte.

Und sie hatte es an sich, auch andere zu beschäftigen. Buchner wurde durch ihre Gegenwart, die kühlen, sicheren Bemerkungen, das Lachen mit den weißen Zähnen, die raschen Blicke der braunen Augen völlig hingenommen, als müßte das alles so sein. Gegen Ende des Abends, da er sich ganz zu Hause fühlte in dem lichterfüllten Zimmer mit den Teppichen und weichen Kissen, durch dessen Fensterjalousieen die milde italienische Abendluft hineinzog, zwischen den hübschen Frauen mit ihrer graziösen Haltung und ihren langen Schleppen, zwischen Gesang, Lachen und den Klängen dreier verschiedener Sprachen — da fiel ihm plötzlich seine letzte deutsche Heimat, die ungemütlichen Junggesellenstuben und der Aerger über die schmutzige Magd und das schlechte Wirtshausessen ein, und er kam sich wie umgetauscht vor.

Am anderen Morgen begleitete Doktor Buchner auf den Wunsch der Dame vom Hause Nanny und Mademoiselle de Quincenet hinunter nach Florenz, wo in der Academia delle belle Arti eine Ausstellung von Bildern moderner Meister veranstaltet war. Die Santinessche Equipage führte die drei in die Stadt. Die Fahrt war sehr vergnüglich. Ferdinand Buchner, den beiden anmutigen Mädchen gegenüber, schien sich selber immer noch in einer angenehmen Verzauberung befindlich. Ein feiner Duft, unbestimmbar, von den Toiletten der beiden ausgehend, füllte den Wagen. Hermione, ihren kleinen Kopf mit dem schwarzen unberechenbar teuern Spitzenhütchen gegen die weißseidenen Wagenkissen gelehnt, die merkwürdig schmalen Hände lässig im Schoße gefaltet, mit dem einfachen Sichgehenlassen ihres Millionenbewußtseins, sah wie ein wahres Bild der Vornehmheit aus. Ohne ihre Stellung zu verändern, begleitete sie freundlich die Unterhaltung mit ihren Augen und einzelnen Bemerkungen.

Um so lebhafter war Nanny. Auch sie hatte sehr sorgfältig Toilette gemacht, und daß der Effekt des schwarzen Halbschleiers, der gerade den lachenden Mund frei ließ, der dunkeln Perleneinfassung des Hütchens, mit welcher die Augen um die Wette strahlten, der einen dunkelroten Rose seitwärts in der schwarzen Spitzenumhüllung des Halses, daß dies alles etwas nach Koketterie aussah, das verzieh ihr der solide Doktor, weil er im verschwiegenen Herzensgrunde glaubte, es sei mit all diesen kleinen Künsten hauptsächlich auf ihn abgesehen.

Zu seinem Erstaunen hielt der Wagen in der Via del Maglio nicht vor dem Gebäude der Akademie, sondern hinter einer ganzen Reihe anderer Equipagen, die nur langsam am Portale vorfahren konnten. Der Doktor drehte sich halb ärgerlich um nach dem Kutscher, welcher seinerseits zu ihm gewendet die Achseln zuckte. Erstaunt sah Buchner die prächtigen Gespanne, die eleganten Livreen und aus den Wagen die luxuriösesten Toiletten sich entwickeln. Die ganze vornehme Welt von Florenz schien gerade heute hier sich ein Stelldichein gegeben zu haben.

Hermione rührte sich nicht in ihrer Wagenecke, nur daß sie, um sich vor den neugierigen Blicken des zu Fuße passierenden Publikums zu schützen, oder um ein wenig dahinter zu

Digitized by Google

gähnen, ihren großen Fächer aufspannte. Nanny hatte sich lebhaft vorgebeugt und hielt die Lorgnette vor die etwas kurzsichtigen Augen. Eine Bemerkung, die Doktor Buchner machte, überhörte sie: sie grüßte gerade und war rot dabei geworden. Hastig fuhr er herum, um zu sehen, wem der Gruß gegolten hatte. Eine große, schöne Frau, in schillernde, schleppende Seide gekleidet, die eben den von einem gepuderten Bedienten offen gehaltenen Schlag verlassen hatte, winkte noch einmal lächelnd nach Nanny hinüber, ehe sie, am Arm eines schlanken dunkeln Herrn, unter dem Portale verschwand. „Fahren sie zu, François," rief Nanny hastig zu dem Kutscher hinauf, da er den freien Raum, den die nächste eben vorrückende Equipage ihm ließ, nicht gleich benutzte. „Langweilig, auch die dicke Torriglioni haben wir noch vor uns! Ehe die sich aus dem Wagen wickelt, können wir hier sterben vor Hitze."

„Il faut pourtant attendre," sagte Hermione mit äußerster Gemütsruhe. „Wen grüßten sie eben?" fragte seinerseits der Doktor, dem Nannys plötzliche Ungeduld auffiel.

„Grüßte ich? Oh, es wird die Gräfin Mozzi gewesen sein," sagte Nanny, durch die Lorgnette hinaus blickend, „Gott sei Dank, die Torriglioni ist auf den Erdboden angelangt. Nun dauert es nicht mehr ewig."

Es dauerte in der That nur noch zwei Minuten, dann hielt der Wagen und es kam der Augenblick, die Damen herauszuheben, auf welchen der Doktor sich sogar ein wenig gefreut hatte. Hermiones spitzenumhüllte Gestalt wehte, von seinem Arm leicht berührt, wie ein Federflöckchen heraus. Nannys Hand wußte er kräftiger zu fassen und sogar einen Augenblick länger, als gerade nötig gewesen wäre, zu halten. Ohne daß sie dies — wie es ihm vorkam — beachtet hätte, legte sie hastig ihren Arm in den seinen, ihre Blicke flogen voran, die Marmortreppe hinauf, wo die Ankommenden hinter einer roten Draperie verschwanden.

Die Bildersäle waren, wie man hatte erwarten können, dicht gefüllt und zwar von einem Publikum, welches augenscheinlich meist den vornehmen Kreisen angehörte. Da standen und saßen die Eigentümerinnen der prächtigen Equipagen unten, viele unter ihnen schöne Frauen, ausnahmslos in tadellosen Pariser Toiletten und ebenso ausnahmslos begleitet von eleganten Kavalieren. Das glitt und rauschte über den marmorglatten Boden, das fächelte, duftete, lächelte, grüßte mit Augen und ausdrucksvollen Handbewegungen, dazu die reichen, tiefgefärbten Draperien der Säle, die Goldrahmen, die Bilder, viele mit lebensgroßen Figuren, in kräftigen, warmen Tönen gehalten — das Auge wußte kaum, wo es unter all dem Verlockenden zuerst haften sollte.

Den Anziehungspunkt der Ausstellung bildete das große Gemälde eines sienesischen Künstlers, eine Episode aus der reichen mittelalterlichen Geschichte seiner Vaterstadt darstellend. Das Bild hing in einem der letzten Säle; Buchner wollte seine Begleiterinnen hinführen, aber Nanny meinte, es sei noch zu voll dort. Ueberhaupt schienen die beiden Damen ihre Aufmerksamkeit zunächst nicht auf die Wände des Saales mit ihrem Bilderschmuck zu richten. Hermione hatte sich auf einen Diwan geworfen — stehen war ihre Sache nicht — von wo sie nur auf die zuoberst gehängten, also gewiß nicht besonders ausgezeichneten Nummern einen Blick gewinnen konnte; Nanny, mit rastlos umherfliegenden Augen, musterte unverhohlen das Publikum, unter dem sie viel Bekannte zu haben schien. Mit einer Contessa und mehreren Marchesinnen hatte sie schon Begrüßungen ausgetauscht, und der Doktor bewunderte ihre Sicherheit und ihr geläufiges Italienisch. Sie stellte auch ihren Begleiter vor, und Buchner erhielt von diesen Damen nach italienischer Art die liebenswürdigsten Komplimente über die Vortrefflichkeit seiner Tante, der Madame Santines, über die Gastlichkeit ihres Hauses, die herrliche Lage desselben, über die Gebildetheit der Deutschen, die Schönheit der deutschen Sprache und noch manches andere; außerdem war er ehe eine Viertelstunde verging, in vier adelige Häuser, die an vier verschiedenen Abenden der Woche empfingen, angelegentlich eingeladen.

Man war nun doch allgemach in das zweite Zimmer gelangt; Buchner, der Betrachtung des vorüberdrängenden eleganten Publikums herzlich müde, hatte sich zu einem sehr mittelmäßigen Schlachtenbild gewendet und begann dasselbe mit Verwunderung zu studieren. „Sehen Sie nur, Fräulein Merlin, will die Kavallerie jene Mauer umreiten? und wie kommt Pulverdampf dahin?" wendete er sich zu der vermeintlich

Digitized by Google

neben ihm Stehenden. Aber Nanny war gar nicht da. Doch, eben trat sie heran, legte dem Doktor vertraulich die Hand auf den Arm und stellte ihn einer imponierenden Gestalt vor, deren schöner Leib von grünlich schimmernder Seide fast wie von einer Schlangenhaut nach moderner Weise eng umspannt war. Es war die Dame, die dem Doktor beim Aussteigen aufgefallen war. „Die Contessa Mozzi! entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Herr Doktor; ich möchte die Mutter der Frau Gräfin begrüßen, dort im Nebenzimmer. Ich finde Sie schon wieder."

Sie waren beide verschwunden. Von der schönen Contessa hatte Buchner keine Komplimente und keine Einladung erhalten; sie hatte sogar etwas hochmütig und ganz leise das Haupt geneigt bei der Vorstellung. Ferdinand Buchner fühlte sich etwas unangenehm berührt, auch von der kurzen Art Nannys; und mit einer Art Beschämung dachte er daran, wie wenig er sich heute noch Hermionen gewidmet hatte. Er hatte es ihr meist überlassen, ihm und Nanny nachzukommen, wenn es ihr beliebte, und die anspruchslose Millionenerbin, meist durch das Gegenteil von Vernachlässigung geplagt, war damit ganz zufrieden gewesen.

In seinem Schuldbewußtsein hielt er sich jetzt dicht neben ihr. „Sind Sie müde, Mademoiselle de Quincenet? kann ich Ihnen einen Sitz verschaffen?"

Sie dankte freundlich ablehnend. „Jetzt hab' ich auch endlich ein Bild entdeckt, welches des Ansehens wert ist;" sagte sie. „Sehen Sie hier, den Vinea — die Landsknechte in dem Klosterkeller. Das ist hübsch."

Er bewunderte ihren guten Geschmack, denn sein Kunstverständnis reichte hin, um ihn bemerken zu lassen, daß man es hier meist mit einem geringeren als Mittelgut zu thun habe, mit Sachen, die auf deutschen Kunstausstellungen gar nicht zugelassen worden wären. Das Bild dagegen, auf welches sie ihn aufmerksam gemacht hatte, stand weit über dem übrigen Material der Ausstellung. Er machte die Bemerkung, daß es an die Meissonniersche Manier erinnere. Sie stimmte bei, mit einiger Lebhaftigkeit. Sie konnte darüber sehr wohl mitreden; „Papa" hatte kürzlich einen Meissonnier gekauft, gleich von der Staffelei des Künstlers. „Papa wollte das Bild für mich haben, bon petit papa." sie lächelte vor sich hin — „Und es war einem englischen Herrn, einem Lord Houghton, versprochen, aber Papa hat es doch bekommen"

„Ein solches Bild repräsentiert ein kleines Vermögen," meinte Buchner lächelnd zu seiner Begleiterin niederblickend.

Ja, sie hatte davon gehört, daß Meissonnier hoch bezahlt werde. Wie hoch, darum kümmerte sich die kleine Millionärin nicht. Sie hatte übrigens, wie es sich für die Tochter des Besitzers einer wertvollen Bildergalerie ziemte, einen gebildeten Geschmack, und von ihr geführt sah Buchner nun das wenige, was unter den ausgestellten Gemälden allenfalls Freude machen konnte.

Aus dem Augenblick, für welchen Nanny sich verabschiedet hatte, war eine halbe, waren dreiviertel Stunden geworden. Buchner begriff nicht, daß man in der Menge, die sich beständig durcheinander schob und ihre Plätze wechselte, keinmal einen Blick auf sie gewann. Er betrat eben mit Fräulein von Quincenet den letzten Saal; die Gruppen von dem wandgroßen Bilde des Sieneſers hatten sich gelichtet: Nanny war auch nicht hier. Da bemerkte der Doktor am fernen Ende des Zimmers eine niedrige Thüröffnung, die wahrscheinlich in die außerdem nur vom ersten Saale aus zugänglichen Nebenräume führte. Einem plötzlichen Impulse folgend ging er rasch hin und betrat das kleinere Zimmer neben dem großen. Dasselbe enthielt noch einige wenige Bilder und ein paar Skulpturen, von Besuchern war es leer. Eine zweite Thüre desselben, oder vielmehr eine nicht verschließbare Thüröffnung führt weiter, in eine Reihe von Kabinetten. Buchner durchschritt das erste, das zweite: im zweitnächsten von hier befanden sich zwei Personen, auf welche die einander gegenüber befindlichen Thüren ihm gerade den Blick frei ließen. Es waren ein Herr und eine Dame; die letztere stand mit dem Rücken nach dem Doktor; dem Herrn vor ihr konnte er ins Gesicht sehen und aus dem Ausdruck dieses Gesichtes auf eine gewisse Intimität zwischen den beiden sich eifrig Unterhaltenden schließen.

Es war ein schönes Gesicht, zu welchem die Dame jetzt, wie aus der Haltung ihres Kopfes abzunehmen war, unverwandt aufschaute, eine echt italienische Physiognomie, deren Prägung weniger dem Geiste als den lebhaften Sinnen obgelegen. Augen und Mienen sprachen

Digitized by Google

eine Sprache, die der Doktor sogar auf diese Entfernung hin nicht mißverstehen konnte; „unverschämter Hund", murmelte er zwischen den Zähnen, beinahe für die Frau errötend, auf welche diese lächelnd begehrlichen Augen gerichtet waren.

Und nun brachte der Italiener das schwarze Bärtchen ganz nahe zu dem Antlitz der Dame nieder, da wendete sie, sich ihm entziehend, den Kopf zur Seite. Buchner fuhr zurück; es war Nanny, an die er, während er halb unwillkürlich die ihm fatale Szene beobachtete, gar nicht mehr gedacht hatte.

Rasch wendete sich der Doktor zurück von wo er gekommen war. Er fand Fräulein Hermione noch vor dem großen Bilde: er war kaum zwei Minuten fortgewesen, aber sie schien ihn vermißt zu haben, denn sie blickte ihm halb fragend entgegen. Da konnte ihr nun eine Bewegung auf seinem Gesicht, die schwerlich von der Betrachtung von Bildern herrührte, nicht entgehen. Doch that sie, als merke sie davon nichts. Sie machte ihn auf Vorzüge und Mängel des Bildes, vor dem sie standen, aufmerksom und war gesprächiger, als sie noch gewesen. Und der Doktor, während er ihren verständigen Bemerkungen mit halbem Ohr zuhörte, aber — aus Lust am Gegensatz — jetzt einmal mit ganzer Seele ihr mageres, unsinnliches Gesichtchen betrachtete, empfand plötzlich eine wahre Ehrfurcht vor der kleinen Millionärin, welche zur Koketterie viel zu vornehm schien.

Das Bild stellte eine Szene dar, da bei großem Notstand des Gemeinwesens die Frauen von Siena dem Gonfaloniere der Stadt ihr Geschmeide zur Wiederfüllung der erschöpften Kassen darbringen, und war virtuos und mit auffallendem Realismus gemalt. Buchner zwang sich, die Augen von den Eingängen des Saales, durch welche Nanny eintreten konnte, abgewendet zu halten und seine Aufmerksamkeit auf das Bild zu richten. Auf die Technik desselben zu achten, wie Hermione that, war er zu zerstreut; er gewann es über sich, einige Worte mit bezug auf den Gegenstand zu sagen. Sie fielen ziemlich albern aus. „Würden Sie sich auch dazu verstehen, gnädiges Fräulein, zu einem solchen Zwecke Ihre Ringe, Broschen und Armbänder zu opfern?" fragte er.

„Das wäre für mich kein Opfer", sagte sie einfach. „Aber Sie wären im stande, sich eine wirkliche Entbehrung aufzuerlegen für Ihr Vaterland."

„Für das Vaterland?" wiederholte sie sinnend. „Ich hoffe es. Man hat mich nicht gewöhnt, Opfer zu bringen; meiner Erziehung hat diese Richtung sehr fern gelegen. Dennoch aber hoffe ich die Fähigkeit der Aufopferung nicht eingebüßt zu haben."

Die Augen der jungen Dame glänzten bei den letzten Worten, an die sich für sie ein besonderer Sinn knüpfen mochte. Beide schwiegen eine Weile, dann sagte Mademoiselle de Quincenet „Nanny ist uns untreu geworden. Wir müssen sie aber jetzt aufsuchen, denk' ich, denn es wird jetzt Zeit zur Rückfahrt."

„Fräulein Merlin scheint sehr gute italienische Bekannte zu haben", bemerkte der Doktor etwas bitter. Hermione sah ihn aufmerksam an und nickte. „Ja, mit Italienern befreundet man sich leicht bis zu einem gewissen Grade —" sagte sie. „Ah, da kommt Nanny."

„Ja, da kommt sie. Ich dachte, wir fänden uns gar nicht wieder. Wo habt Ihr denn gesteckt?" bemerkte Fräulein Nanny kaltblütig.

„Die Frage könnten wir Ihnen zurückgeben?" sagte Buchner so beherrscht, wie er vermochte. „Wir haben fortwährend nach Ihnen ausgeschaut."

„Wirklich? dann müssen Sie mich übersehen haben. Ich ging mit der Gräfin Mozzi durch die Seitenzimmer und bin schon lange wieder im vordern Saale. Dort traf ich Bekannte. Man findet ja heute hier ganz Florenz."

Dem Doktor war es, als würde er viel gegeben haben für das leiseste Anzeichen von Verlegenheit auf Nannys Gesicht, während sie jene Unwahrheit aussprach. Sie dagegen, ohne eine Ahnung dessen, was man in dieser Beziehung von ihr erwartete, log mit der vollkommensten Leichtigkeit und Selbstbeherrschung.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Bild, Nanny?" fragte Fräulein von Quincenet.

„Scheint ja sehr hübsch zu sein," sagte Nanny, flüchtig hinblickend. „Aber ich glaube wir müssen fort. Es ist zwölf Uhr."

„War es nicht dieses Bild, um dessentwillen Sie hierherkamen, Fräulein Merlin?" konnte Buchner sich nicht enthalten, zu sagen. Sie sah ihn etwas erstaunt an. „Nun ja, und ich habe es gesehen," sagte sie, seinen Blick erwidernd, und ihr Ton war auch nicht gerade friedfertig.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie. Ich dachte, Sie wären während Sie uns entschwunden waren, in den Nebenzimmern gewesen."

Er hat etwas gemerkt, dachte Nanny. Gleichviel. „O, Sie Inquisitor!" sagte sie laut. „Kommen Sie, Hermione," und sie schob ihren Arm in den des Fräulein von Quincenet, „ich habe genug von diesem Bilde und von den übrigen. Und wir werden zu spät zum Lunch kommen, wenn wir uns nicht eilen."

Trotz dieser Befürchtung kam man nicht gerade rasch vorwärts, denn die Säle waren noch immer dicht gefüllt. Doktor Buchner ging hinter den beiden Damen. Bei einer lebhaften Gruppe im ersten Saale wurden sie noch einmal angehalten. Unter den Herren, die zu derselben gehörten, stand auch der Lange von vorhin, aus dem Seitenzimmer. Buchner mußte sich gestehen, daß er unter seinen meist kleinen und wenig imponirend aussehenden Landsleuten eine auffallende Erscheinung war, eine ritterlich schöne, kräftige Gestalt. Er war mit tadelloser Eleganz, vielleicht ein wenig stutzerhaft, gekleidet, aber mehr nach dem englischen als dem italienischen Dandy. Dem deutschen Doktor kamen die ziegelroten Handschuhe, die bloßgelegte Kehle und der kleine mattgelbe Schlips dieser ausgesucht korrekten Morgentoilette lächerlich vor, aber darin irrte er sich: die übrigen Männer der Gesellschaft sahen ähnlich aus und waren in ihrem Kreise nicht auffällig.

Der Doktor beobachtete seinen Mann, wie er, ehe er zum Abschiedsgruße nach italienischer Sitte leicht den Hut hob, die Hand an sein Bärtchen brachte und dabei die Finger mit den Lippen berührte, die Augen auf Nanny geheftet. Nanny grüßte mit ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit; sie verzog keine Miene, als ihre Augen den seinen begegneten.

Mit vielen a rivederci, mit Hände- und Tücherwinken und Umarmungen sogar hatte der Kreis sich endlich gelöst, Buchner war glücklich draußen mit seinen Begleiterinnen, und der Wagen fuhr alsbald vor.

Da saßen sie sich nun gerade so gegenüber, wie vor zwei Stunden, aber wie ganz anders kam einem von den dreien jetzt das alles vor. Die Atmosphäre im Wagen war noch immer die des Luxus und der Verfeinerung: draußen wehte noch immer eine glückliche, sorgen- und grillenverscheuchende Luft von den Oliverhängen herab, aber verzaubert war er von dem allem nicht mehr.

Hermione war freundlich wie immer, Nanny von einer, man hätte sagen können triumphierenden Erregtheit. „Nun, wie gefallen Ihnen die Italienerinnen?" fragte sie den Doktor.

Dieser zuckte die Achseln. „Ich habe vor Toiletten von den Damen selber wenig gesehen und ein charakteristisches Merkmal der Nationalität an keiner wahrgenommen. Ich denke mir, daß man diese um die Kniee zusammengebundenen Röcke, diese Schleppen, diese Hüte und Chignons überall sehen kann, wo die Verhältnisse den Luxus begünstigen."

„Ah, Sie erwarteten die Nationaltracht der Italienerinnen, deren Bilder man von Pfeifenköpfen her kennt: das Kopftuch, die römische Schürze und die mit Leder umwickelten Beine," sagte Nanny.

„Die Männer freilich gefielen mir noch weniger," fuhr er ohne den Ausfall zu beachten fort. „Auffallend klein. Ich habe nur einen gesehen, der preußisches Militärmaß hatte. Der hätte aber auch einen Flügelmann von der Garde abgegeben. Wer war wohl der große Herr — wir sahen ihn eben im ersten Saale: er schien die Damen zu kennen. Sehr hübscher Mensch."

Nanny konnte nicht ganz verbergen, daß sie sich ärgerte. Mademoiselle de Quincenet antwortete statt ihrer: „Sie werden den Principe della Rocca meinen," sagte sie. „Er ist allerdings sehr groß für einen Italiener. Er hat manches von einem Engländer und liebt es, wenn man ihn dafür hält. Ein großer Sportsman."

„Ein Prinz," sagte Buchner gedehnt und mit einer Miene, die ziemlich deutlich ausdrückte: „Einen Prinzen habe ich mir anders gedacht."

„Der älteste und beste Adel von Toscana," sagte Nanny, in einem herausfordernden Tone angelegentlich zum Fenster hinaussehend.

„Wirklich?"

Nanny streifte ihn mit einem dunkeln Blick. Wenn er es darauf angelegt hatte, sie zu reizen, so war ihm das gelungen. Jetzt antwortete sie, mehr auf die trockene Kürze seines Tones, als auf seine Worte. „Um die Leute nach ihrem Stande richtig zu taxieren, muß man wohl in der großen Welt gelebt haben," sagte sie.

Wie sie für den Burschen ins Zeug geht! dachte der Doktor. „Das gebe ich zu," antwortete er, ohne Empfindlichkeit für ihre Unart

Digitized by Google

zu zeigen. „Uebrigens braucht man, dünkt mich, auch in dieser Beziehung für jede Nation einen besondern Maßstab, der sich eigentlich nur im Lande selbst erwerben läßt. Hier bei den Italienern muß man sich, wie es scheint, daran gewöhnen, daß die Rassenphysiognomie vorwiegt, die individuelle Ausarbeitung — wenn ich so sagen darf — der Gesichter weniger vollkommen ist — an ein unleugbares Zurücktreten des geistigen Ausdrucks, gerade in den höhern Ständen . . ."

Nanny ließ sich noch einmal fortreißen. „Wollen Sie damit etwa sagen, daß die Deutschen intelligenter aussehen als die Italiener?" fragte sie.

„Allerdings; ich glaube, das kann man behaupten."

„Nun, wahrhaftig, das ist gut! Hermione, haben Sie dergleichen schon mehr gehört?"

Hermione lächelte und gestand ein, daß ihr im Anfang alle italienischen Männergesichter eines gewissen Alters einerlei erschienen wären, comme les brebis einer Herde, die nur der Schäfer voneinander unterscheiden könne. Der Doktor lachte, wollte aber dann seine Behauptung in der Fassung, die Nanny ihr gegeben, eingeschränkt wissen. Die Angehörigen der untern Stände, meinte er, sähen in Italien geweckter aus, als in Deutschland: bei den höhern Ständen trete, mit gehöriger Modifikation, das umgekehrte Verhältnis ein.

Zu einer gewissenhaften Erörterung der Sache zeigte Nanny so wenig Lust, daß das Gespräch erlahmte. Es war im Wagen stille geworden, lange ehe derselbe das Gitterthor der Villa in Paese erreichte.

Zu eben dieser Zeit gingen im Golzowschen Garten, der gerade unterhalb des Santinesschen, durch einen ziemlich steilen Hügelhang von diesem getrennt, gelegen war, Litka Panikoff mit dem Doktor Salviero und ihre Schwester Amalie an der Seite des Hausherrn, Aristides Golzow, langsam auf und ab.

Garten und Landhaus waren vornehm angelegt, aber in letzter Zeit nicht mehr so gehalten, wie es der Idee der Anlage entsprach; besonders schien der Ziergarten dicht am Hause von der wilden Kinderschar des Besitzers stark mitgenommen. Die schönen Thonvasen an den beiden Seiten der Stufen, die zur Glasthüre des Salons führten, waren zerstoßen und henkellos; sogar die Aloe darinnen zeigte wundengleiche Risse und Schmarren in den fleischigen Blättern, und in den Blumeneinfassungen der Rabatten hatten die kleinen Füße unbarmherzig herumgetreten. Jetzt sah man nichts von ihnen, aber aus dem tiefer gelegenen Teile des Gartens tönten Kinderstimmen mit großer Lebhaftigkeit herauf, die sich dann und wann zu einem Wehgeschrei des einen oder des andern verschärften. Ihre Mutter, Madame Golzow, lag in einem Schaukelstuhle im offenen Salon, wo diese Stimmen sehr deutlich zu ihr drangen, ohne daß sie ihnen, auch wenn sie noch so laut wurden, die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Sie hatte ein französisches Buch im Schoße, aber sie las nicht, noch auch that sie irgend etwas andres: höchstens daß sie, wenn die Paare draußen gerade in einiger Entfernung an ihrer offenen Thüre vorbei kamen, die lang und dunkel bewimperten Augenlider ein ganz klein wenig hob und einen schläfrigen Blick über die Vorüberwandelnden gleiten ließ.

Die Unterhaltung zwischen Fräulein Amalie Panikoff und Herrn Aristides Golzow war sehr ruhiger Art, wie denn Amalie überhaupt für eine schwächere Wiederholung ihrer Schwester gelten konnte. Von dem Zwange, unter dem nicht ganz nahe Bekannte stehen, die in ihren Zwiegesprächen das Entstehen von Pausen ängstlich zu vermeiden suchen, schienen diese beiden frei zu sein: sie redeten oder schwiegen, je nachdem es dem einen oder dem andern beliebte. Herr Aristides Golzow, mit seinem schmalen, ernsthaften, vermöge der langen Oberlippe etwas hölzern aussehenden Gesicht und dem glatthaarigen dunkeln Kinnbart rauchte Zigarretten und beschäftigte sich außerdem angelegentlich damit, den Dampf derselben vom Gesicht seiner Begleiterin fernzuhalten, bis Amalie meinte: „Geben Sie mir lieber auch eine, das ist das beste Mittel gegen den lästigen Rauch," wonach er willfahrte und die beiden friedfertig um die Wette dampften.

Salviero und Litka hatten keine Zeit zum Rauchen; sie führten eine nicht laute aber eifrige Unterhaltung. „Sie sind sehr vorsichtig, Salviero," sagte Litka eben. „Ich habe das schon öfter bemerkt; zu vorsichtig, fürcht' ich, um jemals in unseren Kreisen, in die doch Ihre Neigung Sie treibt, eine Rolle zu spielen."

„Meinen Sie?" sagte er, sie etwa mit dem Ausdruck eines mürrischen Hundes, der nicht

Digitized by Google

zu beißen wagt, von der Seite ansehend. „Sie mögen von Mangel an Mut reden . . was haben Sie zu verlieren?“

„Eine Existenz, wie Sie, nicht mehr und nicht weniger,“ gab sie ihm ruhig zur Antwort. „Aber darum handelt es sich hier gar nicht. Ich weiß nicht, was Sie wollen. Sie sollen Ihren Namen unter einen kleinen Aufruf Golzows setzen, wie wir sie dann und wann zur Stärkung des Parteigeistes im engern Kreise der Unsrigen handschriftlich zirkulieren lassen. Wir wünschen diesmal besonders unsern Zusammenhang mit ausländischen Gesinnungsgenossen darzuthun. Ich wüßte nicht, was Sie damit riskierten. Selbst den alleräußersten, unwahrscheinlichsten Fall angenommen, daß das Schriftstück in Rußland der Polizei in die Hände fiele, so könnte man Ihnen nicht das mindeste anhaben . . dasselbe wird in Ausdrücken gehalten, die dem Strafgesetze keine Handhabe bieten.“

„Aber man denunziert mich meiner Regierung hier als ein unruhiges und gefährliches Subjekt.“

Sie öffnete ihre Augen weiter als gewöhnlich. „Ihrer Regierung? Was wollen Sie von der? Ich dachte, Sie wären als Arzt so unabhängig von ihr, wie ein Steuerzahler nur sein kann.“

„Man ist nicht nur Arzt für jeden, der kommt. Es gibt Staatsstellen . . .“

„Und Orden,“ höhnte sie.

Hierauf hatte er eine Antwort. „Wenn es mir um einen solchen zu thun wäre, würde ich mich wahrscheinlich hüten, mit unsern Freunden hier und — mit Ihnen zu verkehren.“

Sie sah ihn rasch an mit einem ihrer seltenen warmen, ja leidenschaftlichen Blicke. „Aber Sie thun es, weil Sie zu uns gehören. Und — ich mache kein Hehl daraus — es liegt mir daran, Sie enger mit uns zu verknüpfen.“

„So enge, daß ich nicht zurück kann,“ sagte er, sie scharf ansehend.

„Davon ist noch keine Rede. Ich wollte, wir wären erst so weit. Ihr Schade würde es nicht sein. Ich möchte Sie in einer einflußreichen herrschenden Stellung sehen — innerhalb unserer Partei einstweilen — das wäre der richtige Platz für Sie. Aber Sie werden ihn nicht erreichen, wenn Sie niemals einen festen, sichern, einen von uns aus nicht zu mißdeutenden Schritt vorwärts thun.“

„Und diese Unterschrift wäre ein solcher Schritt?“

„Einer, aber noch keineswegs der letzte.“

„Sie sind sehr genügsam,“ lachte Salviero kurz. Dann blieb er stehen, um das andere Paar herankommen zu lassen. Sie wandelten alle zusammen noch einige Male hin und her; das Gespräch zwischen Litka und dem Italiener war dadurch unterbrochen und sie blieb im Unklaren über seine Absichten und der Wirkung ihrer Worte.

Das hatte er gewollt; er liebte dies Sichverstecken in Kleinigkeiten. Als sie nach einiger Zeit bei ihrem Promenieren an der Thüre zu dem Arbeitszimmer Golzows, welche an der Schmalwand des Hauses ebenfalls direkt in den Garten führte, vorüber kamen, legte Salviero dem Hausherrn seine Hand auf den Arm. „Kommen Sie einen Augenblick mit hinein.“ Litka horchte auf. „Ich denke, das geht mich auch an,“ sagte sie in hartem Ton. „Meinetwegen.“ — Sie trat hinter den Männern ein; man schenkte sich in diesen Kreisen die Zeremonie, den Frauen unter allen Umständen den Vortritt zu lassen: innerhalb des revolutionierenden Elements gibt es keine Geschlechter.

Das Arbeitszimmer Golzows war ein geräumiges, in seinen Verhältnissen prächtiges Gemach, welches der berühmte Vater sich mit einer gewissen Großartigkeit, wie sie seiner Stellung und seinem Geschmack entsprach, hatte einrichten lassen. Die Bücherschränke von kostbarem Holz, die Büsten auf Säulen von schwarzem Marmor, der gewaltige Schreibtisch, das alles war noch da, die Bücherreihen standen in guter Ordnung, der Tisch war mit Papieren beladen. Aber dennoch zeigte ein schwer zu beschreibendes Etwas an, daß das Gemach jetzt anders benützt werde, als früher, es fehlte darin die bedeutsame Persönlichkeit, welche diese Umgebung geschaffen, welche sie sich unterordnete und gebietend daraus hervortrat. Herr Aristides Golzow nahm sich unter den hohen Bücherwänden und unter den Büsten berühmter Männer ziemlich klein aus.

„Lassen Sie mich Ihren Aufruf noch einmal lesen, Golzow,“ sagte der Italiener jetzt. Litka horchte auf. Sie wechselte einen Blick mit Golzow, der an seinen Schreibtisch trat. Sie schien dort gut Bescheid zu wissen. „Im dritten Fach links,“ sagte sie, als er einen Augenblick zögerte.

Digitized by Google

Salviero las, dann rückte er sich Golzows Arbeitssessel zurecht und setzte mit seiner eigentümlich gezogenen Schrift, von der er sagte, daß sie der Napoleons des ersten gleiche, seinen Namen unter das Schriftstück. „Sind Sie nun zufrieden?“ fragte er, geflissentlich nur zu Golzow gewendet und Litka ignorierend. Golzow dankte erfreut und faltete das Papier sorgfältig, um es wieder in das Fach zu legen, in dem es gewesen war. Die dunkeln Augen des Italieners folgten seinen Bewegungen. „Ist dies nicht ein etwas unsicherer Aufbewahrungsort für wichtige Papiere?“ sagte er mit einem sprechenden Blick nach der in den Garten führenden Glasthüre. Golzow zuckte die Achseln. „Die Thür wird abends gut verwahrt. Mein Vater hatte seine ganze Korrespondenz in diesem Zimmer.“

Salviero murmelte etwas, was wie „echt russischer Leichtsinn“ klang. Er müsse darauf bestehen, meinte er dann, daß das jetzt seinen Namen tragende Papier besser aufgehoben werde, als in einem Schubfach eines Zimmers ebener Erde.

„Wie Sie wünschen,“ sagte Golzow gelassen und schickte sich an, mit dem Papier aus dem Zimmer zu gehen. „Und darf ich fragen, wo Sie solchen Dokumenten ihren Platz anweisen?“ fragte Salviero noch.

„In einer eisernen Kassette in meinem Schlafzimmer. Sie kennen das Kästchen, Litka, auf dem Betttischchen. Sind Sie nun zufrieden, Doktor?“

Der Italiener verbeugte sich zustimmend, und Golzow verließ das Zimmer. Als die beiden allein waren, trat Litka zu dem Zurückgebliebenen und streckte ihm die Hand hin. Er nickte ihr flüchtig lächelnd zu, dann griff er mit einem Finger in den Hemdkragen und bewegte den langen Hals hin und her, wie um zu sehen, ob demselben dazu die völlige Freiheit geblieben sei. „Ich will nicht hoffen,“ sagte er, „daß ich da meinen Kopf in eine Schlinge gesteckt habe.“

„Wir legen keine Schlingen,“ bemerkte Fräulein Panikoff dagegen. „Wir sind eine in der Minorität befindliche Partei, die sich zu stärken sucht, das ist alles.“

Salviero, der selbst hinterhaltig war, hatte bei jeder Annäherung an die Gesinnungsgenossen Litkas ein Gefühl, als ob man ihn zu überlisten suche. Da er sich aber für klüger zu halten geneigt war, als die meisten andern Menschen, fürchtete er solche Versuche eben nicht sehr; er glaubte, sie parieren zu können. Litka durchschaute ihn völlig; nicht weil sie ihm geradezu geistig überlegen war, sondern weil sich gegenwärtig ihre Interessen in ihm konzentrierten.

Fräulein Amalie Panikoff, allein draußen zurückgeblieben, beschränkte gleichmütig ihre Promenade auf den Pfad um die mittleren Rabatten des Gartens, die sie wieder und wieder umkreiste. Sie kam dabei ganz in der Nähe der offenen Thüre des Zimmers vorüber, in welchem Frau Golzow in ihrem Sessel lag, und es wäre sehr natürlich gewesen, wenn die beiden Damen sich jetzt miteinander unterhalten hätten. Dazu aber machte Amalie keine Anstalten, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht an Madame Golzow dachte. Diese nahm in den Erwägungen der Gäste ihres Gemahls niemals eine hervorragende Stelle ein.

Es war daran zunächst das große Phlegma der Dame schuld. Dieselbe hatte eine so apathische Art, daß man niemals dahinter kam, ob sich der politische Umgang ihres Gemahls, die Männer und Frauen nach Art der Salvieros und Panikoffs, ihrer Gunst erfreute oder nicht. Sie brachte den größten Teil ihrer Zeit in ihrem Schaukelstuhl in dem kühlen Gartenzimmer zu, wo sie alle ihre Kinder, eines nach dem andern, gesäugt hatte. Man sagte ihr nach, daß wenn sie nicht gerade eines an der Brust habe, sie nicht wisse, was sie mit dem langen Tag anfangen solle. Denn waren ihre Küchlein erst einmal flügge, so bekümmerte sie sich nicht mehr viel um dieselben: sie hatte mit der untersten Volksklasse, aus der sie stammte, noch immer die ausschließliche Zärtlichkeit für die ganz kleinen Kinder, die stets zunehmende Gleichgültigkeit gegen die heranwachsenden gemein.

Gegen die heranwachsenden mit einer Ausnahme. Diese bildete der zweite Knabe, der etwa sechsjährige Alexander, der den Namen von seinem Großvater, die innere und äußere Bildung aber von seinem Vater geerbt hatte, als dessen Miniaturausgabe er gelten konnte. Dieser kleine ernsthafte, nicht eben liebenswürdige Junge war der Liebling seiner Mutter.

Wie schon gesagt, ignorierte Amalie Panikoff die Dame des Hauses vollständig und anscheinend in aller Aufrichtigkeit. Madame

Digitized by Google

Golzow dagegen konnte, wenn sie die Augen erhob, nicht umhin, die steife, gerade Gestalt des Fräuleins umherwandeln zu sehen. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, richtete die Dame sich aus ihrer halb liegenden Stellung etwas in die Höhe, faßte die beiden Armlehnen ihres Stuhles und schob ihn mit einem Ruck herum, so daß sie jetzt statt der Thüre eines der Fenster vor sich hatte. Durch das Fenster aber sah sie von den im Garten Promenierenden nichts.

Es war nun die Zeit, wo man die kleine Gesellschaft, welche die Akademie in der Stadt besucht hatte, zurückerwarten konnte. Madame Santines ging mit der Baronin Palm auf der Terrasse vor dem Hause auf und ab und blickte öfters nach der in einigen weißglänzenden Windungen sichtbaren Chaussee hinunter, auf welcher der Wagen nun bald zum Vorschein kommen mußte. „Wenn doch Salviero eher käme, als die übrigen," sagte sie; „ich könnte dann zuvor noch einmal mit ihm reden."

„Natürlich wirst du das," meinte die Baronin. „Er kann ja gar nichts dagegen haben, daß wir noch einen Arzt zuziehen: und daß dieser zweite dein gerade hier anwesender Neffe ist, ist zu natürlich, als daß man ein Wort darüber zu verlieren brauchte. Wir werden doch nicht mit Uebergehung Ferdinands noch einen zweiten Italiener hier herauf bekomplimentieren sollen!"

„Und du meinst, ein anderer Arzt wäre nötig? Sie kommt dir wirklich so krank vor?" sagte Frau Santines zögernd.

Die Baronin blieb stehen. „Ich würde mich gar nicht in dich finden können, Karoline," sagte sie nachdrücklich, „wenn ich nicht deine sonderbare Vorliebe für Salviero —" Madame Santines machte eine abwehrende Handbewegung — „deine Furcht, ihn zu verletzen, kennte. Dies alles wird mich aber nicht hindern, dir immerfort zu wiederholen, wie ich glaube, daß Salviero die Sache falsch behandelt. Von solchen komplizierten Nervenleiden haben die Italiener, mein' ich, gar keine Ahnung. Die sind im Norden zu Hause, woher unsere Kranke das ihrige auch mitgebracht hat. Da muß auch aufs Gemüt, auf den Willen gewirkt werden, das sagt mir mein einfacher Verstand, während es der subtile Kopf des Herrn Salviero nicht einsieht. Laß Buchner zu ihr und ich wette mit dir, was du willst, wir erleben eine Besserung."

„Das wollt' ich von Herzen wünschen," seufzte Frau Santines, „denn dieses Elend ist ja kaum noch mit anzusehen. Sowie es sich aber mit ihr bessert," fuhr sie in ihrer sanguinischen Art fort, „soll auch die Kleine einmal zu Tisch herüber zu uns. Ich hätte ihr schon lange eine Erholung gegönnt."

„Ich glaube, wir kommen zu spät damit," meinte die Baronin unmutig. „Das arme Geschöpf ist gewiß schon jetzt menschenscheu. Monatelang in einem verdunkelten Zimmer zu sitzen, bei einer gemütskranken Person . . nichts als Stöhnen zu hören . . ."

„Sie ist daran gewöhnt," sagte Frau Santines, die nach Art gutmütiger Personen die Härte eines Geschickes, das sie nicht ändern konnte, am liebsten vor sich selber wegleugnete.

„Um so schlimmer für sie," beharrte die Baronin. „Ein schönes Leben für ein Geschöpf von sechzehn oder siebzehn Jahren. Ich möchte einmal eine andere, Fräulein Nanny zum Beispiel, an ihrer Stelle sehen."

Sie deutete leicht mit dem Kopfe nach der Einfahrt hin, wo der Wagen hielt. Nanny mit dem kühlen Selbstbewußtsein der vornehmen Dame raffte eben ihre Schleppe zusammen nach dem leisesten Nicken des Dankes gegen Buchner, der ihr aus dem Wagen geholfen hatte, und kam auf Madame Santines und die Baronin zu. Dann folgte Hermione am Arm des deutschen Doktors, ein Paar, dem Frau Santines mit leisem Befremden entgegen sah. Zu gleicher Zeit hatten sich Salviero und die beiden Panikoffs auf der Terrasse eingefunden; sie waren durch eine kleine Privatthür direkt aus dem Golzowschen Garten gekommen.

„Nun, Nanny?" sagte Madame Santines, indem sie ihrem Schützling fragend in die Augen sah.

„O, es war sehr hübsch," sagte Nanny mit einem flüchtigen Kusse, zu dem sie sich herabneigte, indem sie beide Hände auf die Schultern der guten Dame legte. „Sie müssen sich alles von Hermione und dem Herrn Doktor erzählen lassen; ich bekomme vom Bildersehen immer Kopfweh."

Sie war gleich darauf im Hause verschwunden. Während Hermione mit den beiden Panikoffs weiter die Terrasse hinabschritt — ganz

Digitized by Google

zufällig, wie sich denn ein jedes Zusammentreffen dieser Damen vor aller Augen ganz ungesucht zu begeben pflegte — war Salviero zu Madame Santines getreten, und diese, der Baronin mit den Augen winkend, nahm ihn beiseite.

Die Baronin hatte den Wink verstanden; sie legte dem Doktor Buchner die Hand auf den Arm. „Auf ein Wort, lieber Doktor."

„Was steht zu Diensten?" fragte Buchner mit einiger Verwunderung, die sich beträchtlich steigerte, als sie fortfuhr: „Wir haben eine Kranke hier — schon seit längerer Zeit. Eine alte Dame, natürlich auch eine entfernte Verwandte Karolinens, da drüben im Hause . ." Sie unterbrach sich, da sie sein erstauntes Gesicht sah. „Sie wundern sich, daß sie davon noch kein Wort gehört haben. Ja, sehen Sie, wir sprechen nicht mehr darüber; es ist eine traurige Geschichte und schon seit längerer Zeit ist sie immer beim alten geblieben. Erst seit Sie hier sind —" Sie stockte und warf einen flüchtigen Blick nach Madame Santines hinüber, die eifrig mit Salviero sprach. „Mir kam gleich der Gedanke, Sie müßten die Patientin einmal sehen und uns Ihre Meinung über den sonderbaren Zustand derselben sagen."

„Wer behandelt die Kranke?" fragte Buchner.

Die Baronin deutete mit dem Kopfe hinüber. „Salviero dort."

Buchner trat einen Schritt zurück. „Dann würde ich vorziehen, mich nicht einzumischen."

„Das habe ich mir vorher gedacht, lieber Buchner; aber ich glaube, wir werden Sie dennoch darum bitten. Bedenken Sie doch, wenn Sie etwa wirklich helfen könnten . . ich meine, da müßte manche andere Rücksicht schwinden. Uebrigens will ich dem italienischen Herrn als Arzt nicht zu nahe treten, ich glaube, er ist recht tüchtig. Ob er aber dies Uebel richtig erkennt . . Sehen Sie, da ist er, die Zuvorkommenheit selber. Bitte, sprechen Sie mit ihm."

Salviero ließ es gar nicht dazu kommen. Er trat lebhaft auf den deutschen Arzt zu. „Auf den Wunsch unsrer gütigen Freundin hier, dem ich schon ein paarmal im Begriffe war, zuvor zu kommen, möchte ich Sie, Herr Kollege, um Ihre Mitwirkung ersuchen. Wir haben hier einen sonderbaren Fall, eine Apheſis aller Hauptorgane, bei einer noch keineswegs bejahrten Person. Sie haben von der Kranken gehört?"

„Vor wenigen Augenblicken zuerst."

„Ich werde Sie hin begleiten, wenn Sie mir eine Viertelstunde schenken können. Wann würde es Ihnen genehm sein?"

„Sobald Sie wollen. Ich bin jederzeit bereit."

„Dann begeben sich die Herren vielleicht jetzt vor Tisch hinüber? Ich werde vorangehen und Sie anmelden." Damit entfernte sich die Baronin eilig; sie war offenbar froh, die Sache in ein anderes Stadium gerückt zu sehen. Madame Santines trat indessen zu ihrem Neffen. „Verzeihe, Ferdinand, daß ich dir bisher von der Kranken nichts gesagt habe," bat sie. „Es ist nicht aus Mangel an Vertrauen zu dir geschehen, das wirst du mir doch glauben? Ich — ich — du weißt, man hat so vielerlei im Kopf —"

„Und da hattest du deine Kranke auf eine Weile vergessen," ergänzte er mit ernstem Lächeln.

„Nun ja, beinahe trifft das zu," sagte Madame Santines, die übrigens niemals vergaß, die der Patientin dienlichen Speisen für jeden Tag anzuordnen. „Wenn du doch helfen könntest! Die Trott kam vor etwa zwei Jahren hierher — sie ist eine Jugendbekannte und entfernte Verwandte von mir — gemütsleidend infolge schwerer Schicksalsschläge. Ein von ihr sehr geliebter Bruder hatte sich kurze Zeit vorher unter besonders traurigen Umständen das Leben genommen. — Hier wurde sie bettlägerig und ist nach und nach in diesen lethargischen Zustand verfallen, dem gegenüber wir ratlos sind. Doktor Salviero thut sein möglichstes für sie — aber du wirst ja sehen. Komme doch nachher in mein Zimmer," rief sie ihm noch nach, „und erstatte mir Bericht!"

Doktor Buchner folgte seinem italienischen Kollegen durch das Gartenthor hinaus über den Fahrweg. Gerade dem Thore gegenüber stand auf der andern Seite des Weges ein kleines gelbes Haus, bis zu halber Höhe von steifblätterigem Lorbeergebüsch umgeben. Man befand sich noch innerhalb des Santinesschen Grundstückes, welches sich etwa hundert Schritt weiter den Abhang hinab erstreckte. In dem engen, sauber mit Wachstuch belegten Flur trat ihnen die Baronin Palm entgegen. Man war im Erdgeschoß zur Stelle: ehe die Herren hier eintraten, deutete sie auf die schmale, steil aufwärts führende, aber glänzend braun lackierte

Digitized by Google

Treppe. „Dort oben wohnen Teresa und ich, wenn Sie uns einmal besuchen wollen, Doktor Buchner!“

Salviero schritt ohne anzuklopfen durch ein paar Thüren. In einem kleinen Vorzimmer blieb er stehen und winkte, ehe er die letzte öffnete, seinem Kollegen bedeutsam mit den Augen zu. Ein auf den ersten Blick völlig finster erscheinender Raum that sich auf. Aus der starken italienischen Tageshelle kommend, mußte das Auge sich allmählich an diese tiefe Dämmerung gewöhnen, und es dauerte eine Weile, bis man in derselben irgend etwas unterscheiden konnte. Salviero, mit der Zimmereinrichtung vertraut, war zu dem am fernen Ende des Gemaches stehenden Bette hingetreten und überließ es seinem Begleiter, sich zurecht zu finden.

Befremdet hörte Buchner jetzt die Stimme des Italieners. Leise, und in den weichsten Mitleidstönen, die er ihr gar nicht zugetraut hätte, erkundigte dieselbe sich nach dem Befinden der Kranken. Noch viel leiser lispelte oder hauchte vielmehr die im Bette befindliche Person eine Antwort. Buchner unterschied jetzt auf dem Kissen einen Kopf, welcher wie der einer Mumie dicht mit weißen Binden umhüllt war, die auch Stirne und Kinn bedeckten. Was man vom Antlitz noch sah, schien blutlosweiß und das waren auch die Hände, die regungslos auf der Decke lagen.

Als spräche er zu einem kranken Kinde, hatte Salviero noch einige Fragen an die Patientin gerichtet und darauf nur eben hörbare kurze Antworten erhalten. Er hatte deutsch gesprochen; als er jetzt eine französische Bemerkung machte, war Buchner, in der Meinung, daß ihm dieselbe gelte, näher getreten. Aber eine andre Stimme kam ihm mit der Antwort zuvor, und der Deutsche wurde jetzt erst gewahr, daß noch eine vierte Person sich im Zimmer befand. Sie mußte am Fußende des Bettes, hinter einem dort befindlichen Schirm sitzen und der Stimme nach ein jugendliches, dem geringen Raume nach, den sie mit ihrem Platze einnahm, ein sehr schmächtiges Wesen sein.

Salviero richtete sich jetzt vom Lager seiner Patientin in die Höhe und lud mit einer Handbewegung seinen Kollegen an dasselbe ein. Die Kranke hatte die Augen geschlossen, öffnete die schlaffen Lider aber sofort, als Buchner ihre Hand in die seine nahm. In dieser kräftigen Manneshand pulsierte ein so warmes Leben, daß es, während ihre schmale Rechte in seinem festen Griff lag, wie ein magnetischer Strom durch ihre Adern ging.

„Eine Landsmännin, wie ich höre,“ sagte er jetzt mit dem freundlichen Ernste des Arztes. Sie zuckte zusammen; er hatte seine Stimme nicht besonders gemäßigt; langsam brachte sie ihre linke Hand an die Stirne, als empfinde sie Schmerzen, während so rücksichtslos die langgewohnte Stille ihres Krankenzimmers unterbrochen wurde.

„Haben Sie Kopfschmerzen?“ fragte er, noch ganz ebenso laut wie zuvor. Sie sah ihn mit einem Leidensblick an; er hatte sorgfältig den Puls beobachtet; jetzt tippte er mit dem Finger auf die Binde um die Stirn. „Wir müssen dies alles einmal entfernen;“ er schob ihr sanft die Hand unter den Kopf und versuchte die Hüllen zu lösen. Das wollte aber nicht gleich gelingen. „Bitte!“ in dem Worte lag eine etwas scharfe Aufforderung zur Hilfe an die mutmaßliche Pflegerin der Kranken, die sich bisher ganz passiv verhalten hatte. Zögernd kam sie jetzt hervor, ein blasses Mädchen von dürftiger Figur. Ein dunkler Kopf beugte sich über das Bett; ein paar braune Hände machten sich mit den weißen Tüchern zu schaffen, da stöhnte die Kranke und schob die Hände des Mädchens von sich zurück. Dieses hielt inne und sah fragend an beiden Männern auf. Salviero stand etwas beiseite, die Hände auf dem Rücken, mit einer schwer zu entziffernden Miene. Buchner nickte ihr mit einem halben Lächeln zu, fortzufahren. „Sie dürfen das alles nachher wieder umbinden, wenn Sie wünschen,“ sagte er. „Aber der Arzt muß sehen. So. Bitte, Fräulein, ziehen Sie nun auch die Fenstervorhänge zurück und öffnen Sie die Läden.“

Jetzt schien sich der Kranken Angst und Aufregung zu bemächtigen. „Um Gotteswillen — kein Licht in dies Zimmer — kein Tageslicht ... ich kann es nicht ertragen ... ich bin so lange schon davon entwöhnt ... laß, Marie ... ich flehe dich an ...“

Buchner sah sie aufmerksam an, während sie in aufgeregtem Flüstertone sprach. „Beruhigen Sie sich ... die Läden sollen zubleiben. Aber die Vorhänge müssen Sie mir bewilligen ... die ziehen Sie zurück, mein Kind ... So — das ist doch etwas besser. Und ich muß darauf

Digitized by Google

Der Angler.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von

on A. Leloire.

Verlage in Stuttgart (G. Lecadre u. Co., Paris).

Digitized by Google

bestehen, daß das Zimmer nicht wieder so völlig verdunkelt werde. Sie sind zu krank für solche Spielereien.“ Er blickte dabei forschend in ihr Gesicht, welches allerdings deutliche Spuren des Leidens trug. Es lag darin jener eigentümliche Ausdruck fortwährend nagender Unruhe, der bei Gemütskranken bemerkt wird, aber auch körperliche Zerrüttung. Die wachsartige Blässe des faltigen Gesichts, dazu das spärliche, ergraute Haar, welches jetzt der mitleidig bergenden Hülle bar war, das ganze Aussehen der Leidenden machte einen wunderlichen Eindruck, den ihre augenscheinliche Pein, da sie sich dem helleren Licht, der rücksichtslosen Stimme des neuen Arztes ausgesetzt fand, noch verstärkte.

Buchner, hiervon unbeirrt, richtete noch mehrere Fragen an sie. Eine derselben war: „So fühlen Sie sich also nicht im stande, außer Bette zu sein? Nein? Und warum nicht?“

Dies „warum nicht?“ auf welches er ruhig die Antwort erwartete! Die einfache Frage war dazu angethan, ihr ihren ganzen Zustand in einem neuen Lichte zu zeigen. Warum sie nicht auf sein konnte? Sah man ihr denn nicht sofort an, daß sie zu krank dazu war? War denn da ein Zweifel nur möglich?

Das schien so, denn er ließ sich sehr genau alle Symptome ihres Leidens beschreiben, besonders diejenigen, die sich gezeigt hatten, als sie noch zu gehen versuchte. Ein paarmal blickte er, wie um eine Bestätigung zu erhalten, nach der Pflegerin, das Mädchen aber hatte sich gesenkten Hauptes in ihre Ecke zurückgezogen, als ob die Sache sie nichts mehr angehe. Auch direkte Fragen beantwortete sie so kurz, daß er einige Male ärgerlich die Achseln zuckte. Er verabschiedete sich endlich, ohne sich vor der Kranken über ihren Zustand irgendwie geäußert oder ihr eine Verhaltungsmaßregel gegeben zu haben. Salviero bedeutete er, daß er ihn draußen erwarten werde.

Im nächsten Zimmer fesselte ein Frauenbildnis auf einige Augenblicke seine Aufmerksamkeit. Es war ein kleines Brustbild in Pastellfarben und stellte eine ganz junge Frau von unregelmäßigen aber eigentümlich einnehmenden Zügen in der zu Anfang unseres Jahrhunderts herrschenden Tracht dar. Sie hatte etwas Kindliches, um nicht zu sagen Unreifes in Gesicht und Gestalt, und doch trug der Anzug einige Anzeichen matronenhafter Würde, über welche die großen dunkeln Augen des Bildes sich selber zu wundern schienen.

Buchner stand noch davor, als er von drinnen die Stimme Salvieros in jenem schonend beschwichtigenden Tone hörte, der ihm vorhin aufgefallen war. Seine Brauen zogen sich zusammen; er drehte sich rasch um und verließ das Zimmer.

Als Salviero aus der Thüre des kleinen Hauses trat, fand er den deutschen Kollegen draußen seiner wartend. Die beiden Männer ließen das hohe eiserne Gartenportal der Villa Santines rechts und schritten auf dem Fahrwege hinunter, wo sie hoffen konnten, ungestörter zu bleiben, als auf der Terrasse vor dem Santinesschen Hause.

Der Italiener mochte erwartet haben, daß Buchner ihn mit seiner Ansicht über den Krankheitsfall hier sofort gewissermaßen angreifen werde, aber er hatte sich getäuscht. Buchner überließ es ihm, die Konsultation zu beginnen. Er sah sich dadurch in den Nachteil versetzt, geradezu fragen zu müssen, was jener von der Sache halte.

Doktor Buchner entwickelte nun in Kürze seine Ansicht. „Natürlich,“ schloß er, „ist das nur eine Vermutung, zu deren Bestätigung ich die Kranke eine Zeitlang beobachten müßte. Es ist sehr möglich, daß ich mich täusche. Sie scheinen andrer Meinung zu sein, wie ich, was ich aus Ihrer Behandlung der Leidenden schließe. „Darf ich Sie bitten, mir das Ergebnis Ihrer letzten Untersuchung mitzuteilen?“

Doktor Salviero war gerne bereit hierzu. Er hatte die Leidende allerdings früher untersucht, hatte sie seitdem, als ihr Hausarzt, unausgesetzt beobachtet und neigte sich der Ansicht zu, daß in der That eine abnorme Unthätigkeit mehrerer Hauptorgane, deren eigentliche Ursache er nicht erklären könne, vorliege. Er vermute — nun folgte eine gelehrte Auseinandersetzung, welcher der Deutsche zuhörte, ohne eine Miene zu verziehen. „In diesem Falle wäre allerdings wenig zu thun,“ sagte er, als jener geendet hatte.

„Ich muß gestehen, daß ich von dieser Ansicht ausgehe,“ entgegnete Salviero. „Ich beschränke mich darauf, die Kranke, die seit längerer Zeit mit einer minima vita existiert, zu erhalten. Ob sie in einem dunkeln oder hellen Zimmer liegt, scheint mir bei dem Prozesse, der mit ihr vorgeht, und den wir

Digitized by Google

nicht aufhalten können, ohne besondere Bedeutung."

Die letzten Worte waren zwar von einem Lächeln begleitet, aber sie verloren ihre kleine Schärfe dadurch nicht, umsoweniger, da des Doktors Lächeln selten etwas angenehmes hatte. Der deutsche Arzt schien dies nicht zu bemerken. „Ich bin anderer Ansicht," sagte er ruhig. „Ich kann den Ausschluß von Luft und Licht bei einer Person in diesem Zustande nicht für so unwichtig halten, wie Sie. Ich würde überhaupt, wie sich aus meiner Auffassung des Falles schon von selbst ergibt, eine mehr stimulierende Behandlungsweise einschlagen. Nach Ihrer Diagnose würde eine solche, wenn sie nichts nützte, doch auch wenigstens nichts schaden. Wollen Sie, Herr Doktor, mir daher den Versuch gestatten?"

Salviero überlegte blitzschnell. Eine Zurückweisung des Vorschlags war außer Frage. „Natürlich, natürlich," entgegnete er einstweilen, während seine Gedanken hastig arbeiteten. Er empfand heftigen Aerger auch über sich selber. Er hatte die verrückte alte Person, wie er sie bei sich selber titulierte, stark vernachlässigt. Er hatte so viel wichtigere Dinge zu denken: die Besuche bei ihr waren ihm nur Mittel zum Zweck gewesen. Sollte sie nun sein ärztliches Renommee in dieser Familie gefährden und einem andern vielleicht eine Wendung in ihrem Zustande verdanken? Wenn sie doch lieber —! Aber daran war nicht zu denken: ein tödlicher Ausgang des Leidens stand, wenn man sie sich selber überließ, außer aller Wahrscheinlichkeit. Das wußte er sehr gut. Zunächst handelte es sich darum, das Spiel nicht völlig aus der Hand zu geben. „Ich werde gern mit Ihnen gemeinsam verfahren," sagte er. „Ich komme täglich hinauf nach Paese und bin dann bereit, mit Ihnen zu konferieren."

„Wenn sie auf meinen Vorschlag eingehen, wird dies zunächst nicht nötig sein," sagte Doktor Buchner ruhig. „Ich möchte Sie bitten, die Kranke auf eine Weile mir ausschließlich zu überlassen."

Das war stark und konnte, wenn man das sonst unter Aerzten übliche kollegialische Verfahren dagegenhielt, für ein so entschiedenes Mißtrauensvotum gelten, daß es einer mit deutlicher Absicht ausgesprochenen Beleidigung gleich kam. Salviero erblaßte, aber er gab sich den Anschein, als fasse er die Sache anders auf, vielleicht als eine Ungeschicklichkeit des plumpen Deutschen, einen Formfehler, den man einmal bei Gelegenheit rügen müsse. Er verzog die Lippen zu einem Lächeln und sagte:

„Mein ärztliches Gewissen erhebt keinen Einspruch dagegen, die Kranke auf eine Weile einer andern Behandlung zu überlassen, und ich werde die Gelegenheit benutzen, eine kleine Reise zu machen, die ich längst schon gern unternommen hätte. Nur wußte ich, offen gestanden, gerade keinen Kollegen — Rossi ist selber krank, Villaris zu enorm beschäftigt — dem ich meine Stellvertretung dort im Hause gerne anvertraut hätte. So erledigt sich die Sache von selbst und ich bin Ihnen sehr dankbar." Die beiden waren indessen in den Santinesschen Garten eingetreten; mehrere von den Damen des Hauses lustwandelten auf der Terrasse. Salviero blieb stehen. „Ich reise morgen früh; experimentieren Sie in der Zeit! Auf Wiedersehen!" mit den zweideutigen, lauter als nötig gesprochenen Worten und einer herablassenden Handbewegung ging er ins Haus.

Buchner sah ihm nach, kaum wissend, ob er sich ärgern oder lachen sollte. „Gönnen Sie ihm die kleine Rache," sagte da eine Stimme neben ihm; auffahrend blickte er in das Gesicht der Frau Eva, deren klare Augen auf ihm ruhten. „Ich hörte, was Salviero sagte," bemerkte sie zur Erläuterung; „es war ja auch für uns bestimmt. Er räumt Ihnen drüben das Feld, nicht wahr? sie deutete leicht mit dem Kopf nach dem Hause über dem Weg. „Gott sei Dank."

Er sah sie fragend an und folgte ihr, als sie einige Schritte weiter ging, von der Thüre sich entfernend. „Ich will offen und indiskret reden," sagte sie rasch. „Ich bin sozusagen eine Fremde hier. Das Gewebe von Rücksichten, welches die hier miteinander Lebenden umspannt hält, soll mich nicht fesseln. Ich glaube, an der Kranken drüben ist großes Unrecht geschehen. Mißverstehen Sie mich nicht; unsere Wirtin trifft dabei nur der Vorwurf allzugroßen Vertrauens zu jenem Italiener; vielleicht auch einer gewissen Sorglosigkeit. Wenn Sie dort gewesen sind, wird alles ins Geleise kommen. Sie haben sofort gemerkt, was versehen worden ist . ." sie sah ihm dabei rücksichtslos forschend ins Gesicht. „Sie reden darüber nicht, natürlich . . Nun, mir ist ein Stein vom Herzen. Der Gedanke an die

Digitized by Google

verhängten Fenstern da drüben, das freiwillige Siechtum, das verkümmern dahinter, hat mir hier eigentlich die Freude an allem verdorben."

Buchner sah sie von der Seite an. Er mochte sie nicht merken lassen, wie sehr ihn ihr Ausdruck „freiwilliges Siechtum" frappiere. „Ich bewundere Ihre Diagnose, gnädige Frau," sagte er, so trocken er vermochte. Die Kranke muß weniger menschenscheu sein, als ich annahm, da sie Ihnen hinreichende Gelegenheit zur Aufstellung derselben gegeben hat."

„Ich bin nur einmal dort gewesen, aber durch das, was ich da sah und außerdem von der Baronin hörte, empfing ich den Eindruck, als sei sie eigentlich gemütsleidend."

„Ich wollte, Doktor Salviero hätte soviel Scharfblick bewiesen, wie Sie," fuhr Buchner heraus.

„Lassen Sie ihn nicht mehr hin," flüsterte Frau Eva hastig, denn in diesem Augenblick trat jemand von der Dienerschaft heran. Die Dame vom Hause schickte nach dem Herrn Doktor.

Nicht nur Madame Santines war während des zweiten Frühstücks, welches bald darauf den größten Teil der Hausbewohner vereinte, um einen Schatten ernster als sonst. Es ging überhaupt still her; zu den allgemeinen, eifrigen Unterhaltungen, wie sie sich zuweilen entspannen, schien heute niemand so recht aufgelegt.

Nanny hatte erwartet, Buchner sehr übler Laune zu finden, hatte er ihr doch schon am Morgen in der Akademie eine kleine Eifersuchtsszene, wie sie die Sache benannte, gemacht. Dergleichen verschlug ihr aber gar nichts; im Gegenteil, es amüsierte sie. Heute mittag wollte sie ihn sich wieder zähmen, das hatte sie sich vorgenommen. Ihr unruhiges Wesen verlangte Beschäftigung, und sie freute sich darauf, dem Deutschen mit Liebenswürdigkeit so zuzusetzen, daß er gar nicht wissen sollte, wie ihm geschehe.

Natürlich war dazu vor allem nötig, daß er bei Tische seinen Platz, wie gewöhnlich, neben ihr habe. Die Tischgesellschaft hielt zwar beim zweiten Frühstück keine bestimmte Sitzordnung ein, aber man fand sich gewöhnlich nach Wunsch zusammen.

Nanny kam spät zu Tisch, wie immer. Dennoch war Buchner, den unwillkürlich ihr Blick gleich suchte, noch nicht da. Er kam erst nach einer Weile und schien den leeren Stuhl an ihrer Seite nicht zu bemerken, sondern er setzte sich ihr gegenüber einige Plätze weiter unten an den Tisch.

Lieber Himmel, wie empfindlich diese Deutschen sind! Nanny, als hübsches, gefeiertes Mädchen, konnte für den Umstand, daß der Doktor sich nicht neben sie setzte, natürlich nur einen Beweggrund zulassen: er that es, um sie zu strafen für die Vernachlässigung von heute morgen. Daß er in diesem Augenblick an etwas anderes, als an sie denken könne, kam ihr nicht im entferntesten in den Sinn.

Aber sie war nicht umsonst scharfsichtig und unbeirrt von allzuviel Gefühl. Sie mußte sich im Verlauf der Mahlzeit mit einigem Aerger sagen, daß die Zerstreutheit des deutschen Doktors eine aufrichtige zu sein, und zu ihr in geringer Beziehung zu stehen schien.

So war es in der That. Das Gefühl peinlicher Enttäuschung, welches Fräulein Nanny ihm am Morgen zu kosten gegeben hatte, war zurückgedrängt, fast vergessen über demjenigen, was seitdem der Arzt erlebt hatte. In dem Gedanken, daß Frau Eva zu dieser neuen Erfahrung in einer gewissen Beziehung stehe, wenigstens um dieselbe wisse, hatte er halb unwillkürlich den Platz an ihrer Seite eingenommen, und sie hatte, als er kam, mit unverhohlenem Interesse zu ihm aufgeblickt. Die beiden sprachen dann zusammen; besonders sie schien angelegentlich und leise auf ihn einzureden. Nannys Mundwinkel zuckten spötisch: „Welche Mühe sie sich gibt! Und er — hört zu. Er hat noch kaum aufgesehen. Ob das alles Malice gegen mich ist? er weiß, daß ich den Blaustrumpf nicht leiden kann! Sehen Sie, Hermione," wandte sie sich an Mademoiselle de Quincenet, der sie aus solchen kleinen Erfahrungen kein Geheimnis zu machen pflegte, „mit dem deutschen Doktor habe ich es verdorben."

Mademoiselle Hermione blickte nach Buchner hinüber. „Ich dächte, Sie hätten kaum etwas Besseres um ihn verdient," bemerkte sie gelassen.

Nanny begnügte sich damit, die Achseln zu zucken. Der Platz an ihrer Seite, an dem sie Buchner zu sehen nun schon gewohnt geworden, war nicht mehr leer; Salviero hatte ihn eingenommen. Sie hatte nicht darauf geachtet, bis sie ihn ziemlich dicht an ihrem Ohr,

Digitized by Google

wie er gewöhnlich zu sprechen pflegte, zischeln hörte: „Werden Sie bald geruhen, sich auch einmal zu mir zu wenden, Fräulein Nanny?“

Sie drehte ruhig den Kopf zu ihm herum. „Ich wußte gar nicht, daß Sie da waren,“ sagte sie.

Er verzog die Lippen zu einem Lächeln. „Noch immer einzig. Sie wissen doch, daß Ihre Art, Unarten zu sagen, zum Verlieben ist.“

Nanny erwiderte hierauf nichts anders, als daß sie kaum merklich die Schulter auf Salvieros Seite in die Höhe zog.

Er fuhr fort. „Früher, vor der deutschen Invasion, wurde mir dieser Platz öfter zu teil. Es scheint das Schicksal der Italiener, den Barbaren weichen zu müssen.“

„Sie sprechen von den Landsleuten Ihrer Wirtin, außerdem von den meinigen, Herr Doktor Salviero.“

„Bah, Sie sind keine Deutsche, Sie sind international. Auch Madame Santines ist fast zur Französin geworden.“

Anstatt diese Behauptungen zu widerlegen, sagte Fräulein Nanny nachdenklich vor sich hin: „Eins möchte ich wissen: sind Sie schon einmal mit Doktor Buchner aneinander geraten, oder steht uns dies Renkontre noch bevor?“

„Wie kommen Sie auf solche Ideen,“ lachte Salviero etwas gezwungen.

„Nun, Sie können keinen Menschen leiden und zanken sich mit jedem, der dazu aufgelegt ist. Buchner ist dazu noch eine Art Rival —“

Er fuhr auf. „Rival? wie meinen Sie das?“

„Oder Kollege, wie Sie wollen. Man braucht nicht viel Scharfblick, um zu sehen, daß seine Gegenwart Ihnen Wermut im Becher ist.“

Salviero lachte kurz. „Allerdings müßte ich lügen, wenn ich behaupten wollte, daß er mir übermäßig angenehm wäre. Sie wissen, einem so klugen Mädchen, wie Sie sind, gegenüber gebe ich mich, wie ich bin.“

Er bohrte dabei die dunkeln Augen in ihr Angesicht. Es war dies seine Art so. Nanny errötete langsam; Buchner hatte eben hinüber gesehen, unbefangen und ernsthaft, und sie konnte wahrnehmen, wie eine Veränderung in seinem Gesichte vorging, als er die vertrauliche Weise des Italieners bemerkte. Sie hatte hierauf gewartet; wie oft hatte sie dergleichen Symptome beobachtet bei Männern, mit denen sie verkehrte. Und nun wurde es ihr nicht schwer, da sie sich erst einmal seiner Aufmerksamkeit sicher wußte, dasjenige in ihr Benehmen gegen Salviero zu legen, was dem beobachtenden dritten zeigen mußte, daß sie eigentlich mehr mit ihm, als mit dem Manne neben ihr beschäftigt sei.

Kurz zuvor, ehe man sich vom Tische erhob, sagte ihr Salviero, daß er abreisen werde. „Wirklich?“ fragte sie zerstreut. In diesem Augenblicke trat Litka hinzu, welche ihren eifersüchtigen Groll bisher mühsam gezügelt hatte. Sie hatte die letzten Worte gehört: „Doktor Salviero wird verreisen?“ fragte sie mit leicht bebender Stimme: „Wohin?“

„Das fragen Sie ihn selber,“ sagte Nanny, sich gleichgültig abwendend. „Sie würden es ohnedies von mir erfahren haben, Litka,“ sagte Salviero in einem ziemlich unsicheren Tone, der begütigend sein sollte. Er streifte ihr Gesicht mit den Augen. Sie hatte die Lippen aufeinander gepreßt, und die sonst fahlen Wangen waren ungleich gerötet. Er wußte nicht, ob er dies Mädchen, mit dem ihn eine gewisse Gewohnheit verband, hassen sollte, oder nicht, das aber wußte er, daß er sie in diesem Augenblicke zum Teufel wünschte. Doch nahm er sich zusammen. „Ich gehe nur auf ein paar Tage, nach Sesto .. Sie wissen, daß Campanella, der mit seinem Pamphlet gegen die Minister beschäftigt ist, mich erwartet.“

„Wie ist dieser Entschluß Ihnen so schnell gekommen?“ fragte sie.

Salviero warf einen bösen Blick nach der Fensternische, wo Buchner und Fräulein Merlin standen, und Nanny, in einer allerliebsten Pose, die Hände auf dem Rücken, das Köpfchen im Nacken, gerade mit lächelnder Herausforderung zu ihrem Gegenüber aufschaute. „Man muß zu gehen wissen, wenn man überflüssig wird,“ sagte er. „Monsieur dort wird sein Heil drüben versuchen ..“

„Wie, er war im Hause .. ohne Sie?“

„Nein, mit mir. Man forderte ihn dazu auf.“

„Das ist das Werk der Baronin,“ murmelte Litka. „Aber ich verstehe doch nicht; wer heißt Sie gehen?“

„Hätt' ich mit ihm zusammenbleiben sollen, wozu er mich natürlich aufforderte? Alle Tage mit dem widerwärtigen Menschen über die absurde Person und ihren Zustand konsultieren? Ich gestehe ..“ er zuckte mit der ausdrucks-

Digitized by Google

vollen Gebärde des Italieners die Achseln .. „die Sache wurde mir langweilig .. zur rechten Zeit fiel mir Campanella und seine Broschüre ein."

Litka schaute mit zusammengezogener Stirne seitwärts zu Boden. „Das ist diese italienische Art, oder vielmehr Ihre Art, dies leichte Fahrenlassen," sagte sie. „Ich wäre nicht gewichen und gewankt von meinem Platze. Sehen Sie nicht ein: was sie drüben bei der Kranken an Boden verlieren, verlieren Sie hier im Hause auch."

„Bah, wie ernsthaft Sie die Sache nehmen. Ich gehe auf drei Tage, das ist alles. Der Arzt der Alten bleibe ich nach wie vor. Komme ich zurück, so nehme ich meinen Platz wieder ein .. sie wird dann der neuen Experimente müde sein, und wir schieben ihn hinaus. Und lasse ich nicht die beste Vertreterin aller meiner Interessen hier zurück?"

Er faßte leicht ihre Hand. Sie verfärbte sich bei der Berührung, und aus ihren Augen traf ihn der Blick einer Leidenschaft, die in diesem Gesicht etwas Drohendes annahm. Derselbe fand auf seinem Antlitz kein Verständnis, denn die unruhigen Augen waren schon von ihr fortgeschweift. Sie preßte seine Rechte hart, „Ich sehe Sie noch. Sie müssen Golzow sprechen, ehe Sie reisen."

„Die große Reise!" sagte er unwirsch. „Ich bin in drei Tagen wieder da."

„Gleichviel. Er hat etwas für Sie. Sie kommen."

* * *

Eine Woche war seitdem vergangen. Doktor Salviero hatte sich noch nicht wieder auf der Villa in Paese blicken lassen. Sein Fernbleiben fiel nicht besonders auf. Der Hausherr, zerstreut und in sich versunken, außerdem viel mit dem Bilde der Komtesse Thera beschäftigt, wußte kaum, wer ging und kam, und selbst Madame Santines beruhigte sich dabei, daß ihre Kranke in guten Händen sei und dachte der verlängerten Abwesenheit des Italieners nicht weiter nach. Sie hatte gerade viel zu thun; es wurde in Florenz ein glänzendes Konzert für einen wohlthätigen Zweck veranstaltet und Madame Santines, die Seele des Ganzen, warb Künstler an, leitete Proben, übte Dilettanten ein und fuhr außerdem bei den ersten Familien der ganzen Umgegend umher, um ihre Billets abzusetzen. Gräfin Thera und Nanny, welche beide auch singen sollten, waren ihre Adjutantinnen, Mademoiselle de Quincenet, durch ihre Verbindungen in der besten Gesellschaft bei solchen Gelegenheiten sehr wichtig, that in ihrer ruhigen Weise das Ihrige und wurde von Madame Santines fast auf den Händen getragen, seit sie die Principessa Sanmimiatelli für das Unternehmen gewonnen hatte, eine streng kirchlich gesinnte Dame des höchsten Adels der Provinz, die sich sonst von der als freisinnig bekannten Familie Santines fernzuhalten pflegte.

„Wir unmusikalischen Leute gelten jetzt nicht viel," sagte Frau Eva lächelnd zu Buchner, als Madame Santines nach hastig eingenommenem zweiten Frühstück sich mit den drei jungen Damen in das Musikzimmer zurückgezogen hatte, wo Probe gehalten werden sollte. Die Tafelrunde der Zurückgebliebenen war freilich klein genug. Der Hausherr hatte sich dispensiert; Monsieur Letourdi war abgereist; die Panikoffs speisten jetzt häufig bei Golzows. „Wir unmusikalischen Leute gelten jetzt nicht viel —" dabei leuchteten ihre schönen Augen in so herzlichem Behagen zu ihm hinüber, daß er wohl merken konnte, es sei ihr so wohl wie ihm in dem kleinen Kreise der letzten Tage, in dem stilleren Leben, welches ihn und sie jetzt häufig aufeinander anwies. Baronin Palm war mit von der Partie, so oft sie nicht von Madame Santines in dem alles verschlingenden Konzertinteresse in Anspruch genommen wurde; die gesprächige Wienerin hatte eine besondere Zuneigung zu der Schriftstellerin gefaßt, welche so gut zuzuhören verstand.

Die drei waren wieder einmal zusammen allein geblieben. Beim Dessert plauderte es sich sehr behaglich; die Baronin kam auf das alte Wien zu reden und da Frau Eva an ihren Erinnerungen ein aufrichtiges Interesse zeigte, vertiefte sie sich immer mehr. „Sie hätten Karoline" — das war Madame Santines — „sehen sollen, als Chloris in der Schäferoper, die der alte Fürst Esterhazy für sie komponiert hatte! Der König von Preußen war damals in Wien und schickte ihr am Morgen nach der Aufführung eine Brillantnadel und ein Distichon, welches eine seiner geistreichen Wendungen enthielt. Er wünschte sie nach Berlin zu ziehen. Er war ein angenehmer Herr, nur seine Sprechweise fiel den Wienern auf. Der alte Esterhazy sagte von ihm —"

„Frau Baronin, kommen Sie doch einen Augenblick," — es war Nanny, die den Kopf durch die Thüre steckte — „Haben Sie denn noch nicht fertig gegessen?"

„Doch, doch," die Baronin erhob sich rasch und eilte der schon wieder Verschwundenen nach. Buchner atmete auf, in einer so auffälligen Weise, daß Frau Eva ihn fragend und halb lächelnd ansah. „Hat unsere Unterhaltung Sie gelangweilt, Herr Doktor? Das thut mir herzlich leid."

Er sah sie an und nickte langsam mit dem Kopfe. „Das glaube ich Ihnen." Dann erhob er sich, mit einer unmutigen Bewegung und trat ans Fenster. Sie ging ihm unbefangen nach.

„Was ist es? was hat Sie gestört oder verdrossen?" fragte sie.

„Ach, das wäre schwer zu sagen." Er hatte sich halb abgewendet; sie blieb ruhig neben ihm stehen. „Ihr Zuhören ist's," brach er endlich aus. „Ihr Sichverlieren an alte Geschichten, an allerhand außer Ihnen, Ihre übermäßige Objektivität. Sind Sie selber denn gar nichts, keine Person, nur ein rezipierendes Etwas, dessen Bestimmung es ist, Eindrücke zu empfangen und zu verarbeiten."

„Ich glaube fast, daß es so ist," sagte sie leise. Er versenkte die beschatteten Augen in ihre ruhigen Züge, über die es wie ein Lächeln glitt. „Ich weiß nicht, soll ich Sie ganz selbstlos oder völlig egoistisch nennen," fuhr er sie rücksichtslos betrachtend fort. „Persönliches Empfinden scheint Ihnen zu fehlen, insofern wären Sie selbstlos . . , aber unwillkürlich betrachten Sie alles, was Sie umgibt, als zu Ihrem Studium dienend, als Material zu künftigen Arbeiten, oder was weiß ich — und ist das nicht der krasseste Egoismus?

Frau Eva, die das mit vielen geistreichen Menschen gemein hatte, daß ihre Züge einen völlig kindlichen Ausdruck annehmen konnten, blickte auf in das Antlitz, welches in seinem Unmut ihr unendlich wohl gefiel und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie recht haben, aber mein persönliches Empfinden reicht wenigstens aus, um mich fühlen zu lassen, daß —" Sie stockte einen Augenblick und fuhr dann fort: „daß es süß ist, so gescholten zu werden."

Es schoß ihm dunkel in das Angesicht. Er wußte nicht, was er that. „Liebe Eva," sagte er weich, beugte sich nieder und ergriff ihre beiden Hände. Sie blickte zu ihm auf; in ihren wunderschönen Augen schimmerte es wie Edelgestein. Aber die Lippen lächelten, während sie seinen Händedruck erwiderte.

„Ich wußte, daß Sie nicht immer ungerecht sein würden," sagte sie. „Nicht wahr, jetzt verzeihen Sie mir, was ich bin."

Er sah sie einige Augenblicke an, sich in ihre klaren Züge vertiefend, bis seine Gedanken zu ihren letzten Worten zurückkehrten. „Ach, das Schreiben," sagte er dann mit leicht zusammengezogener Stirn. „Lassen Sie es, Eva! — Ich habe Sie noch nicht gelesen, deshalb kann diese Bitte Sie als Schriftstellerin nicht beleidigen. Schriftstellerin! Das Wort ist mir so verhaßt. Ein wie anderes Bild ruft es gewöhnlich hervor, als Ihr liebes, trautes. Sie thun sich Unrecht. Leben Sie, anstatt zu schreiben."

Er wußte selber kaum, wie tief dies Wort war; Eva fühlte es. Freundliche, zärtliche Neigung sprach aus den Augen, die von ihrem Antlitz, von ihrer Gestalt sich nicht lösen konnten. Eine kurze Minute lang an dem kräftig schlagenden Herzen zu ruhen, Lippe liebevoll auf Lippe zu pressen, das wäre Leben gewesen, ein volles Auskosten des Daseins.

Aber das war verwehrt. Sie schüttelte leise den Kopf. „Lassen Sie mich bleiben, was ich bin. Ich danke Ihnen, daß Sie mir gut sind —"

„Zu gut, Eva, fürcht' ich — zu gut . ." Diese Worte, mit seltsam gepreßtem Tone gesprochen, drangen noch an ihr Ohr, dann unterbrachen laute, lachende Stimmen von draußen das Gespräch, und gleich darauf trat nun Frau Santines mit den jungen Mädchen ein. Den Reiz, den Nanny anfänglich auf den deutschen Gast ausgeübt hatte, wirkte nicht mehr, durch ihre eigene Schuld. Sie selber war der Mühe, ihn im Atem zu halten zum Zeitvertreib für ihre müßigen Stunden, bald müde geworden. Aber aufmerksam auf ihn war sie noch immer, und jetzt störten ihn ihre lebhaften, dreist forschenden Augen, denen er beinahe zutraute, daß sie ihm auf dem Gesicht ablesen könnte, was er soeben empfunden hatte. Er verließ das Zimmer und das Haus, da es ohnedies die Zeit war, wo er seine Kranke zu besuchen pflegte. —

Um diese Zeit huschte etwas aus dem Zimmer der Patientin drüben im kleinen Hause

Digitized by Google

durch das vordere Zimmer und kehrte bald darauf in dieses zurück. Es war die Pflegerin der Kranken, die sich bei dieser ihrer Beschäftigung den Gang eines nahezu körperlosen Wesens angewöhnt zu haben schien. Sie war so schmächtig und klein gebaut, daß es jetzt aussah, als sei die große Vase mit Blumen, die sie herbeigetragen brachte, viel zu schwer für sie. Sie stellte dieselbe auf einen kleinen runden Tisch unter dem Frauenbildnis, vor dem Doktor Buchner am ersten Tage stehen geblieben war. Es war, so frühe man noch im Jahre war, ein üppiger Strauß, stark duftende Jonquillen, sternblütige Tacetten, Zweige mit gewürzigen Sträucherblüten, alles, was der Garten nur irgend bot. Sie rückte die Vase ein paarmal zurecht, ehe sie ihr zu Danke stand, warf noch unter der Thüre einen Blick darauf, in ihrer raschen, scheuen Weise und glitt dann in das Krankenzimmer zurück.

Hier war mehr als eine Veränderung vorgegangen. Vor allen Dingen war die Stube nicht mehr dunkel, wenn auch das Tageslicht durch herabgelassene Vorhänge noch immer gedämpft wurde. In der Nähe des Bettes stand eine Chaiselongue und auf dieser lag das alte Fräulein, zwar immer noch eine ausgeprägte Leidenserscheinung, aber doch nicht mehr den fremdartigen Anblick einer von kreidigem Weiß umwickelten Mumie bietend.

So leise das Mädchen auch eingetreten war, die Kranke hatte sie gehört. Sie wendete kaum merklich den Kopf und hauchte mehr als sie sprach eine Frage. Ihre Pflegerin war sofort neben ihr: „Zwei Uhr, Tante."

„Wie kannst du um diese Zeit das Zimmer verlassen," klagte die Patientin, immer in ihrer kaum hörbaren Leidensstimme. „Hast du dir denn immer noch nicht gemerkt, daß er" — diese Bezeichnung der in Frage stehenden Person schien beiden völlig zu genügen — „um diese Zeit kommt."

Das Mädchen nahm den Vorwurf stillschweigend hin. Als draußen eine Thüre ging und dann ein kräftiger Tritt in der Vorderstube fiel, entwich sie in den hintersten Winkel des Zimmers, wo sie sich etwas zu schaffen machte.

Die Kranke fuhr zwar bei dem energischen Klopfen ihres Arztes zusammen, schien ihm aber diese Erschütterung ihrer Nerven weiter nicht nachzutragen, denn ihre erblaßten Augen unter den wachsbleichen Lidern richteten sich ihm, da er sich freundlich grüßend an ihr Lager setzte, mit einem stummen Willkommen entgegen.

Die Besuche Buchners bei seiner Patientin waren ihrer Zeitdauer nach nicht eben kurz bemessen. Der junge Doktor hatte ja Muße hier. Aber selbst wenn er viel beschäftigt gewesen wäre, hätte er diese Kranke, der Behandlungsart gemäß, die er mit ihr eingeschlagen, nicht kurz abfinden dürfen. Denn seine Weise mit ihr zu reden, war auch eine Arznei, oder vielmehr ein Stärkungstrank.

Was sie ihm heute über ihre körperlichen Zustände berichtete, schien ihn zu befriedigen. Er hörte aufmerksam und geduldig auf jede Kleinigkeit und überzeugte sich durch eingehende Fragen, daß alle seine Anordnungen genau befolgt worden waren. Dabei nickte er zuweilen eine kurze Anerkennung nach der Ecke hinüber, wo das Mädchen saß. Sie hatte sich bei seiner Ankunft nicht von ihrem Platze gerührt, und er schien ihr Verweilen dort schon für selbstverständlich hinzunehmen.

Heute wünschte er, der Patientin auf dem Sofa eine andere Lage zu geben, die sich mehr dem Sitzen näherte. Während er sie in seinen Armen aufrichtete, winkte er kaum hinblickend, nach der Ecke hinüber. Das Mädchen kam, brachte Kissen herbei und half sie so zu ordnen, wie er wünschte. Sie machte alles aufs genaueste, wie er es haben wollte, war dann aber so rasch verschwunden, daß er etwas scharf rief: „Hier noch eine Rolle, oder jenes kleine Kissen, wenn ich bitten darf. Es thut mir leid, daß ich Sie viel bemühen muß!"

Nach dieser Zurechtweisung blieb das Mädchen, gewärtig, daß man ihrer noch einmal bedürfen würde, in der Nähe stehen, aber ohne nur ein einzigmal die Augen vom Teppich aufzuschlagen.

Buchner blieb noch eine ganze Weile. Er erzählte allerhand, meist vom Hause drüben und was seine verschiedenen Insassen und Gäste gerade beschäftigte. Das alte Fräulein schien davon kein Kopfweh zu bekommen; einmal warf sie sogar, mit matter Stimme freilich, eine Frage ein, die ihr Interesse am Konzertprojekte bekundete.

Als der Doktor sich erhob, zog er ein paarmal prüfend den Atem durch die Nase. „Was ist das für ein starker Blumengeruch? Ist es möglich,

Digitized by Google

daß der von draußen kommt? es sind doch keine Blumen im Zimmer?"

Die Kranke hob die Hand an die Stirn. „Es war mir auch schon so . . ein paarmal während des Vormittags kam es wie Betäubung über mich. Marie, du wirst doch nicht . ."

Das Mädchen wollte eben ins Vorzimmer, da hatte Buchner mit einem Schritt, schon vor ihr die Thüre desselben erreicht und nach kaum sekundenlanger Umschau die Ursache des starken Duftes entdeckt.

An ihm vorbei schlüpfte Marie, um ihre verzierte Vase nun schnell fortzuschaffen. Als aber Buchner an dieselbe hintrat, ließ sie die Arme sinken und stand da in linkischer Scheu, wie gewöhnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die neuesten Errungenschaften im Gebiete der Photographie.

Von

H. W. Vogel.

In keiner Periode ihres hochinteressanten Entwickelungsganges hat die Lichtzeichenkunst oder Photographie so großartige Fortschritte gemacht als im Laufe der zurückgelegten vier Jahre.

Länger als ein Vierteljahrhundert bedienten sich die Photographen zu ihren Aufnahmen der nassen Kollodiumplatten, die wegen ihrer schnellen Zersetzung und ihrer für lichtschwache Objekte nicht ausreichenden Empfindlichkeit den Praktiker oft genug im Stiche ließen, und durch die unsaubere Handhabung manchen Amateur von der Ausübung der interessanten Kunst, die ein Naturselbstdruck im weitesten Sinne des Worts ist, abschreckten.

Lange wurde dieser Prozeß als der vollkommenste angesehen, den zu übertreffen kaum möglich sei. Da zeigte die Neuzeit diese Möglichkeit durch Entdeckung der interessanten Thatsache, daß Bromsilber unter gewissen Umständen — fein verteilt in Leimauflösung und auf Glasplatten gegossen und getrocknet — eine Empfindlichkeit zeigt, die die Empfindlichkeit der alten, Jodsilber enthaltenden Kollodiumplatten um das Fünffache überragt und daß man in dieser Weise „Trocken-Platten" erhält, welche sich durch jahrelange Haltbarkeit den Kollodiumplatten weit überlegen zeigen, und nunmehr, fabrikmäßig für den Handel hergestellt, Photographen und Liebhabern der Photographie gleichmäßig zu gute kommen.

Hand in Hand damit wurde das elektrische Licht nach zahlreichen, älteren, wenig gelungenen Versuchen mit Erfolg der Photographie dienstbar und diese dadurch vom Tageslichte unabhängig gemacht. Neue Apparate wurden konstruiert, welche die Anwendung der Photographie erheblich erleichtern und ihre Leistungsfähigkeit steigern, zahlreicher anderer Verbesserungen zu geschweigen, deren Besprechung, als den Fachmann allein interessierend, hier zu weit führen würde.

Ich will versuchen, einige dieser wichtigsten Errungenschaften an einzelnen Beispielen zu schildern.

Schon lange spricht man von Momentbildern und in der That muß zur Ehre des alten „Kollodiumverfahrens" betont werden, daß die Aufnahme solcher Bilder bereits früher möglich war, wenn auch nur unter besonders günstigen Lichtverhältnissen (Sonnenbeleuchtung im Freien) und Anwendung sehr „lichtstarker" Apparate.

Bereits im Jahre 1863 äußerte der Abgeordnete Faucher im preußischen Abgeordnetenhause:

„Wir haben jetzt Momentbilder. Durch dieses Verfahren können die Porträts gestohlen werden und man wird sich vielleicht dagegen verwahren müssen, durch die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln; vielleicht wird man zuletzt eine Maske anlegen müssen." Diese Angabe erwies sich freilich als Uebertreibung. Man übersah, daß solche Aufnahmen zwar möglich sind in der kräftigen Sonnenbeleuchtung, aber nicht in dem beschatteten Atelier, aus welchem man die Sonne grundsätzlich ausschließt, um die grellen

Digitized by Google

Schlaglichter und die häßlichen Schlagschatten zu vermeiden. Die Helligkeit im photographischen Atelier, in dem durch zweckmäßiges Verhüllen mit Gardinen eine „künstlerische" Beleuchtung hergestellt ist, ist wohl an sechzigmal geringer als die Helligkeit im Freien, und wenn demnach hier 1/4 Sekunde zur Aufnahme genügen sollte, so würde, wie leicht zu ermessen, in dem sechzigmal lichtschwächeren Atelier eine sechzigmal längere Zeit, d. i. 15 Sekunden nötig sein.

Dann übersah man aber auch, daß selbst die besten Momentbilder jener Zeit nur die Lichtseite der Gegenstände d. h. die Sonnenseite, deutlich abgebildet zeigen, während die Schattenseite nur Spuren der Details enthält, die unser Auge mit leichter Mühe erkennt.

Bei der Kleinheit der Figuren (meist sind es Stereoskopbilder mit Straßenszenen) stört solches wenig; die Figur dient eben hier nur als Nebensache, als Staffage in dem Architekturbilde — ein großes Porträtbild aber, in gleicher Weise aufgenommen, würde schwerlich den Beifall des Originals finden. Nicht wenige dieser Momentbilder der älteren Zeit sind in der That nur Silhouetten. Diesen Charakter zeigen u. a. die erst vor vier Jahren aufgenommenen Momentbilder rennender Pferde und Kühe, springender Hunde, Salto mortale schlagender oder sich boxender Athleten, aufgenommen von Muybridge in San Francisco; Bilder, die überall großes Aufsehen, namentlich unter Sportsmen, erregten. Beifolgender Holzschnitt (Fig. 2) ist eine treue Wiedergabe eines dieser Bilder, das durch die seltsamen Stellungen der Pferdebeine ganz besonders auffällig ist.

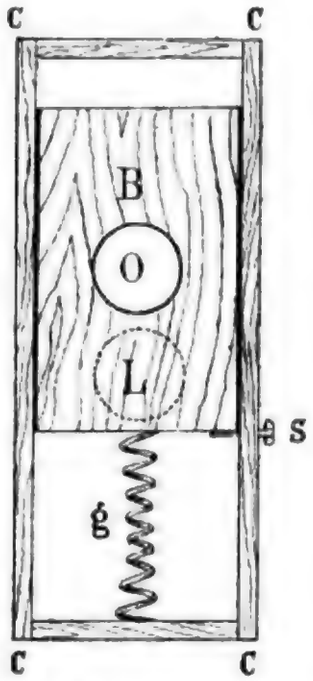


Fig. 1. Moment-Verschluß.

Diese Bilder wurden aufgenommen nach einem in vollster Geschwindigkeit an einer blendend weißen, von der heißen Sonne beleuchteten Wand einer Rennbahn entlang laufenden Rennpferde. Mehrere photographische Apparate

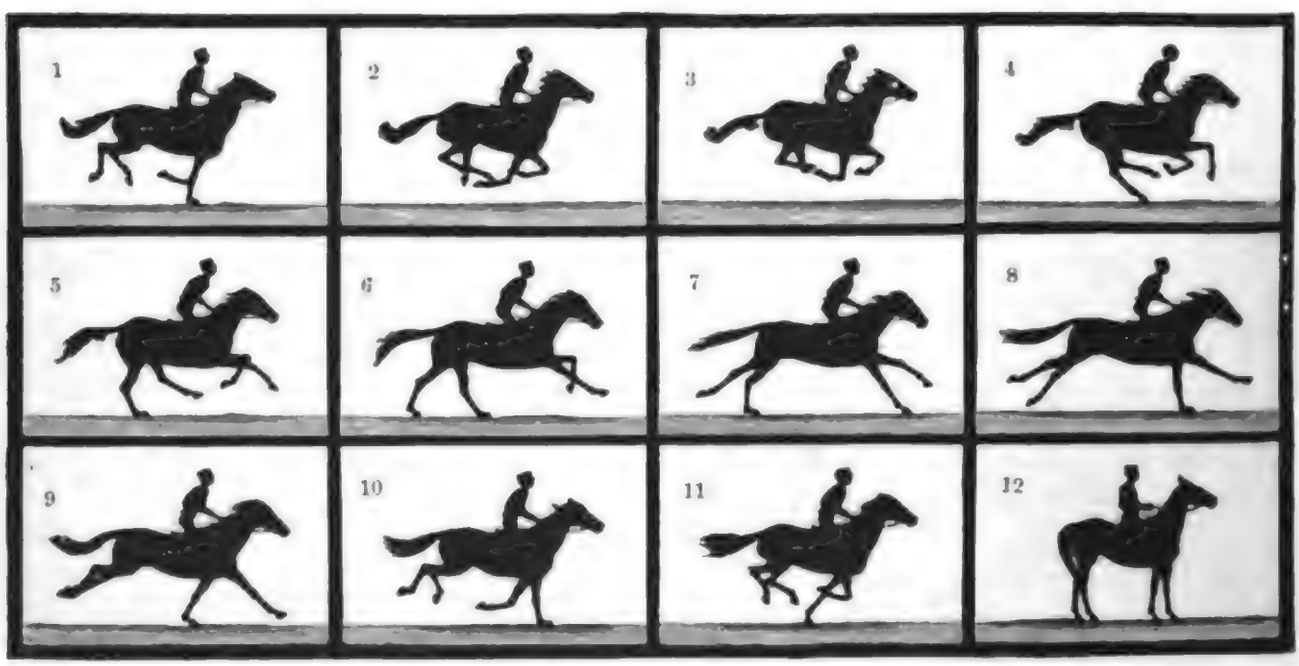


Fig. 2. Momentbilder rennender Pferde, aufgenommen von Muybridge.

waren zu dem Zwecke hintereinander aufgestellt. Das Objektivglas eines jeden derselben war mit einem Momentverschlusse versehen, der sich in dem Augenblick in Bewegung setzte, wo das Pferd das Gesichtsfeld des betreffenden Apparates passierte.

Fig. 1 stellt einen solchen Verschluß in seiner einfachsten Form dar. B ist ein Brett,

Digitized by Google

welches in dem Rahmen c c ſenkrecht verſchiebbar iſt. Der Rahmen ſitzt mit ſeiner Rückſeite auf dem Objektivglas L des photographiſchen Apparats (letzterer iſt in der Figur hinweggelaſſen, das Glas nur durch den punktierten runden Kreis L angedeutet). In der in der Figur angegebenen Stellung iſt das Glas durch den untern Teil des Brettes B gedeckt. g iſt eine Spiralfeder, welche, ſobald der Stift s weggezogen wird, das Brett mit großer Geſchwindigkeit nach unten zieht, ſo daß das Objektivglas in dem Moment frei wird, wo die Oeffnung O dasſelbe paſſiert, um dann ſofort wieder durch den obern Teil des Brettes B zugedeckt zu werden.

Es iſt erſichtlich, daß der Augenblick, in welchem das Inſtrument für den Zutritt des Lichts frei wird, um ſo kürzer iſt, je ſchneller das Brett ſich bewegt. Durch Anwendung kräftiger Stahlfedern iſt es in der That möglich, den Moment auf $^1/_{1000}$ Sekunde zu reduzieren.

Solche „Momentverſchlüſſe“ wandte Muybrydge bei ſeinen nebeneinander aufgeſtellten Apparaten an, und ſind die von ihm gefertigten Bilder in Zwiſchenräumen von $^1/_{25}$ Sekunde aufgenommen.

Die Bilder des Pferdes und des Reiters erſcheinen nun in dieſen Momentaufnahmen abſolut ſchwarz und detaillos, ein Beweis, daß

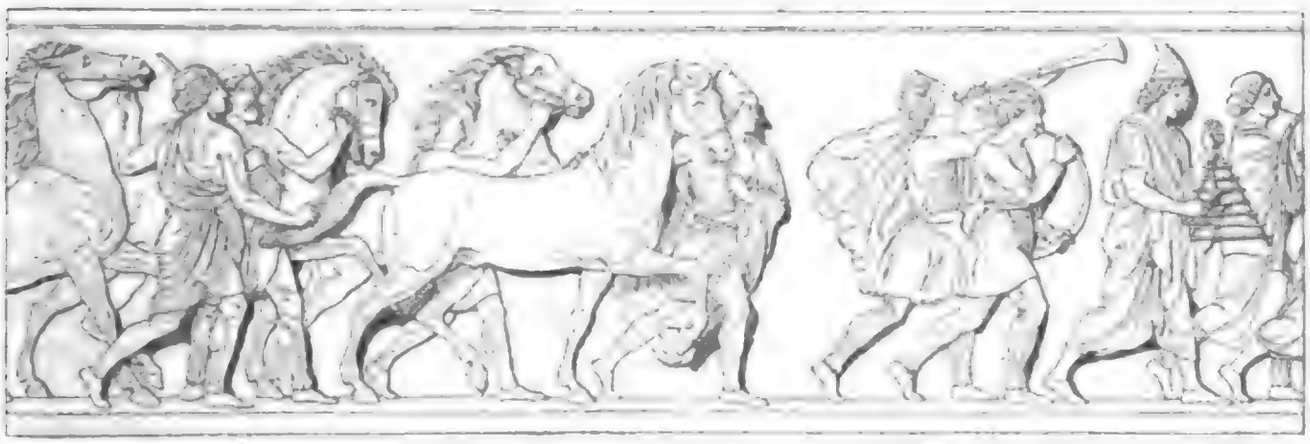


Fig. 3. Thorwaldſens Alexanderzug.

in der kurzen Zeit der Aufnahme Pferd und Reiter nicht den geringſten Lichteindruck auf die Platte gemacht haben. Nur die Umriſſe ſind kennbar. Dieſes wurde aber einzig und allein durch die blendend helle, weiße Wand ermöglicht, an welcher ſich Pferd und Reiter entlang bewegten.

Dieſe weiße Wand wirkte innerhalb des kurzen Moments genugſam auf die photographiſche Platte; ſie bildet ſich ab bis auf die Teile, welche in der gegebenen Zeit durch Pferd und Reiter zugedeckt waren. Dadurch erhielt man die Silhouette der letzteren, welche in dieſem Fall jedoch vollkommen ausreicht, um die einzelnen Phaſen der Laufbewegung zu fixieren. Die Beinſtellungen in denſelben erſcheinen zum Teil ſo unnatürlich, daß man an der Naturtreue der Bilder gezweifelt und behauptet hat, dieſelben ſeien nach Zeichnungen aufgenommen. Es iſt aber leicht zu zeigen, daß die Bilder vollkommen naturgemäß ſind. Man braucht ſie nur auszuſchneiden und mittels eines Zootrops anzuſehen (d. i. jenes bekannte Kinderſpielzeug, welches durch ſchnelles Drehen eine Reihe Bilder, welche einen Läufer, einen ſpringenden Hund u. dgl. in verſchiedenen Bewegungsphaſen darſtellen, als eine einzige, ſich ſcheinbar bewegende Figur erſcheinen läßt), um ſofort den Eindruck eines Pferdes in vollem Laufe zu erhalten. Muybridge war kürzlich in London und zeigte ſeine Bilder in ausgewählten Kreiſen mit Hilfe eines verbeſſerten Zootrops, welches die einzelnen Bilder bei der Drehung des Inſtruments nacheinander mit Hilfe einer Laterna magica auf eine weiße Wand warf. Dadurch wurden ſie einer großen Zahl von Zuſchauern zugleich ſichtbar gemacht. „Einer ſeiner Vorſtellungen wohnte der Prinz von Wales bei. Nachdem das oben abgebildete galoppierende Pferd, ein laufen-

Digitized by

des Reh, ein trabender Bulle, ein hinkendes Schwein und mehrere Jagdhunde die Revue passiert hatten, sagte der Prinz: Jetzt möchte ich einmal Ihre Boxer sehen, und sofort erschienen dieselben auf der Bildfläche und führten einen lustigen Boxkampf nach allen Regeln der Kunst aus zum unendlichen Ergötzen des Prinzen und der ganzen Versammlung! So berichten die englischen Zeitungen.

Ein nicht minder großes Erstaunen erregten

Fig. 4. Moment-Photographie der Leipziger Straße in Berlin.

die Bilder in Paris, wo sie im Salon des berühmten Malers Meissonier vor einem Publikum von Künstlern und Wissenschaftsmännern gezeigt wurden. So interessant nun aber auch diese Bilder für Künstler sind, so werden diese sich schwerlich veranlaßt fühlen, dieselben für ihre Gemälde nachzuzeichnen. Es könnte hier leicht der eigentümliche Fall eintreten, daß das Bild um so unnatürlicher und unmöglicher erschiene, je naturwahrer es in Wirklichkeit ist. Namentlich gilt es für die Bilder Fig. 2, Nr. 1, 2, 3, 8 u. 9.

Künstler pflegen bei Darstellung sich bewegender Gestalten keineswegs jede beliebige

Digitized by Google

Phaſe der Bewegung zu benutzen, ſondern in der Regel nur diejenige, welche die relativ längſte Dauer hat und ſich dadurch am erſten dem Auge, welches den ſchnellen Bewegungen nicht folgen kann, einprägt. Das Fragment von Thorwaldſens Alexanderzug, z. B., welches Figur 3 (S. 193) darſtellt, enthält eine Anzahl gehender Menſchen. Man ſollte glauben, daß der Künſtler ſchon der Abwechſelung halber, verſchiedene Momente der Gehbewegung (z. B. Aufheben und Vorſetzen des einen Fußes, oder das Niederlaſſen des andern) zur Darſtellung gewählt haben würde. Das iſt aber nicht der Fall. Nur eine einzige Phaſe der Gehbewegung hat der Künſtler angewendet, diejenige, bei welchem beide Füße den Boden berühren. Dieſe erſcheint in der That von allen als die charakteriſtiſche, während die anderen, oben in Parentheſe erwähnten mehr den Eindruck eines Tanzpas machen.

Fig. 5. Strandpartie auf Sylt mit fliegenden Möwen.

Selbſtverſtändlich erfuhr die „Momentphotographie“ einen bedeutenden Aufſchwung durch Einführung der oben erwähnten hochempfindlichen Gelatinplatten; ſie machten das Arbeiten bequem und leicht, geſtatteten ſelbſt Moment-Aufnahmen bei weniger günſtigen Lichtverhältniſſen und lieferten dabei nicht nur Silhouetten, ſondern detaillierte Bilder.

Fig. 6. Möwe im Flug.

Freilich iſt man noch nicht ſo weit gekommen, im photographiſchen Atelier Momentbilder machen zu können. Doch iſt es für unruhige Perſonen ſchon ein großer Fortſchritt, ſtatt 15 Sekunden jetzt nur 4 Sekunden ſtill halten zu brauchen. Früher bedurfte man zu Momentaufnahmen ganz beſonders lichtſtarker, teurer Objektive, die bei großem Durchmeſſer doch nur kleine Bilder lieferten. Jetzt reichen lichtſchwächere Inſtrumente, die billiger ſind und größere Bilder „zeichnen,“ aus. Momentaufnahmen von mehr als Stereoſkopenbildgröße kannte man früher kaum. Jetzt hat Obernetter in München treffliche Momentbilder des Münchener Schützenfeſtes vom Jahre 1881 in zwei verſchiedenen Größen von 10 bis 12 Zoll gefertigt.

Figur 4 (S. 194) ſtellt eine Moment-Aufnahme der Leipziger Straße in Berlin von Th. Prümm daſelbſt dar; das Originalbild hat die Größe 5 mal 8 Zoll, die Aufnahmezeit betrug $^1/_{20}$ Sekunde. Ein anderes Momentbild, welches uns derſelbe Künſtler gütigſt zur Dispoſition ſtellte und welches in erheblich kürzerer Zeit aufgenommen wurde, ſtellt eine Strandpartie auf Sylt mit fliegenden Möwen dar (Fig. 5). Hier war die Expoſitionszeit noch kürzer, ſie betrug höchſtens $^1/_{100}$ Sekunde.

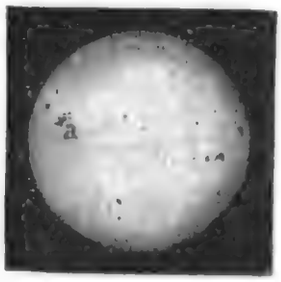
Fig. 7. Möwe im Flug.

Dieſe Reſultate beweiſen alſo, daß die Aufnahme eines Vogels im Fluge kein Humbug iſt. Man bedarf ſogar dazu keiner „photographiſchen Flinte“, wie ſie Marey in Paris konſtruiert hat. Dieſe Flinte iſt nichts als eine photographiſche Kamera in etwas ab-

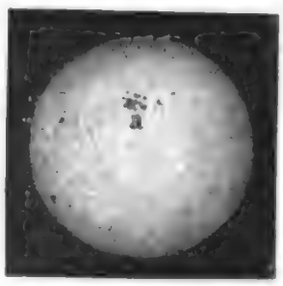
Digitized by Google

sonderlicher, einem Revolver-Gewehr ähnlicher Form. Im Laufe sitzt das Objektiv und in der drehbaren Revolvertrommel eine kleine photographische Platte. Zielt man mit diesem Instrumente auf einen fliegenden Vogel und drückt ab, so wird ein Uhrwerk ausgelöst, das die Revolvertrommel mit der Platte einmal in der Sekunde in 12 Absätzen herumdreht und nach jeder Zwölftelumdrehung einen Momentverschluß auf nur $^1/_{700}$ Sekunde öffnet. Diese reicht bei der Anwendung hochempfindlicher Gelatinplatten vollständig hin, um ein Bild des fliegenden Vogels zu erhalten und so zeigt die Platte zwölf Bilder in zwölf aufeinander folgenden Flügelstellungen, die in einem „Zootrop" betrachtet, deutlich den Eindruck des fliegenden Vogels hervorbringen.

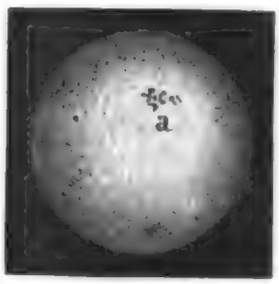
Freilich sind die so erhaltenen Bilder klein, sehr klein, nicht größer als in dem umstehenden Strandbilde, Fig. 5, und wegen der äußerst kurzen Exposition erscheinen sie im Gegensatze zu den Vögeln in Prümms Bilde schwarz wie die Pferdebilder von Muybridge. Dieser Umstand stört weniger als die Kleinheit; aber die Photographie gestattet mit leichtester Mühe von solchen kleinen Bildern Vergrößerungen zu machen. Man steckt dieselbe in eine sehr vollkommen eingerichtete, mit chemisch wirksamem Licht beleuchtete Laterna magica (jetzt auch Sciopticon



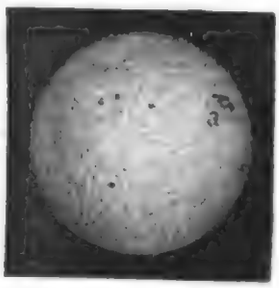
Nr. 1.



Nr. 2.



Nr. 3.



Nr. 4.

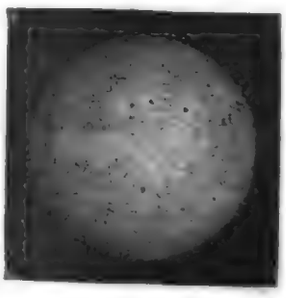

Nr. 5.

Fig. 8. Momentaufnahmen der Sonne an verschiedenen Tagen.

genannt), und fängt das vergrößerte Bild mit einer lichtempfindlichen Platte auf. Die Figuren 6 u. 7 (S. 195) sind 2 Vergrößerungen nach Mareyschen Aufnahmen des Möwenfluges.

Geben uns diese Bilder Auskunft über ein interessantes Phänomen: die Tierbewegung, deren Studium allein mit Hilfe der Photographie ermöglicht wurde, so sind die nachfolgenden geeignet, die hohe Bedeutung der Photographie für ein anderes wissenschaftliches Gebiet: die Astronomie, zu zeigen.

Schon zur Zeit des Kollodiumprozesses war die Photographie ein wertvolles Hilfsmittel des beobachtenden Astronomen. Die mühsame und Augen anstrengende Beobachtung der seltsamen, sich unaufhörlich bildenden und erneuernden Flecken des großen Zentralfeuers unseres Planetensystems, der Sonne, wurde spielend leicht durch Anwendung der Photographie; ein Tausendstel einer Sekunde war auch für die älteren, wenig empfindlichen Platten hinreichend, die Details des hellsten Objektes der Natur mit aller Schärfe zu fixieren.

So sehen wir in den vorstehend (Fig. 8) reproduzierten bereits 1867 am 11., 14., 15. und 19. März erfolgten Momentaufnahmen der Sonne, gefertigt von dem ausgezeichneten Liebhaber der Astronomie und Photographie Rutherford in New York einen Flecken a (1) am östlichen Sonnenrande sich bilden, in 2, 3, 4 sich vergrößern und mit der Rotation der Sonne fortschreiten, um endlich am westlichen Rande (5) zu verschwinden.

Digitized by Google

Gleich wertvolle Aufzeichnungen erlaubt die Lichtzeichenkunſt bei Sonnenfinſterniſſen. Die kurze Dauer derſelben (bei totalen Sonnenfinſterniſſen nur wenige Minuten) macht das treue Nachzeichnen der ſeltſamen, nur während der gänzlichen Verfinſterung ſich zeigenden Phänomene der Protuberanzen (Hervorragungen) und des die Sonne umgebenden Glorienſcheins der Korona ſo gut wie unmöglich. Hier trat die Photographie als unſchätzbares Beobachtungsmittel ein. Nebenſtehendes Bild (Fig. 9) zeigt die von der Norddeutſchen Sonnenfinſterniserpedition (welcher Verfaſſer angehörte) in Aden in Arabien am 18. Auguſt 1868 aufgenommenen Protuberanzen. Am auffallendſten daran ſind die feuersbrunſtartigen Gebilde auf der einen und das gewaltige Horn auf der andern Seite. Letzteres zeigt deutliche ſchraubenförmige Struktur und erreicht die koloſſale Höhe von 18,000 deutſchen Meilen, alſo etwa die zehnfache Länge des Erddurchmeſſers. Zu bemerken iſt, daß während der Aufnahme die Sonne teilweiſe durch Wolken bedeckt war, ſo daß nur einzelne Teile des

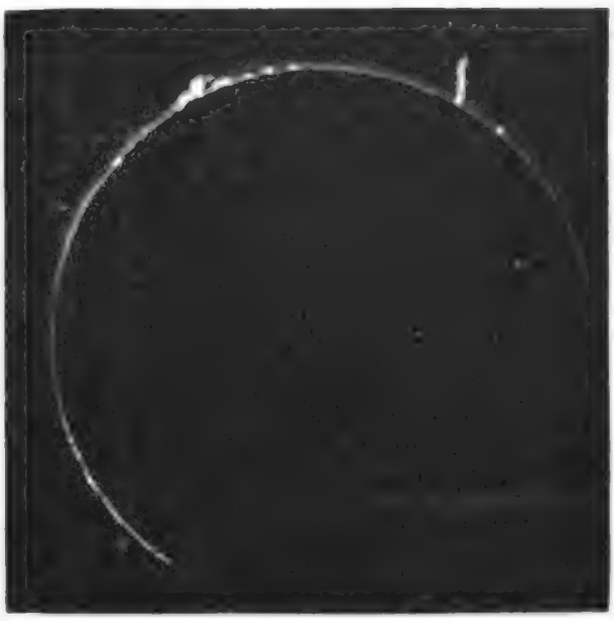


Fig. 9. Sonnen-Protuberanzen, aufgenommen am 18. Auguſt 1868 in Aden.

Sonnenrandes durch Wolkenlücken photographiert werden konnten. Der obere Teil des Bildes wurde bei der erſten Aufnahme, der untere mit den perlenſchnurartigen Protuberanzen bei der dritten Aufnahme erhalten. Im ganzen wurden 4 Aufnahmen während der etwa 3 Minuten dauernden Totalität gemacht. (S. Vogel, „Vom Indiſchen Ozean bis zum Goldlande", Berlin bei O. Hofmann.)

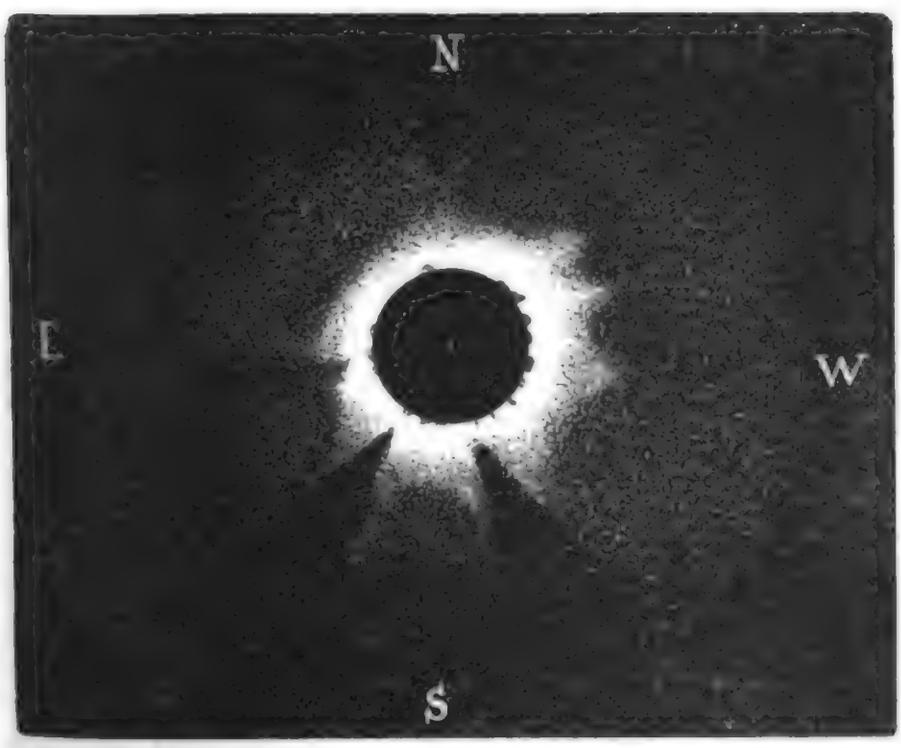


Fig. 10. Die Korona, aufgenommen am 22. Dezember 1870 in Sizilien.

Von der Korona zeigen dieſe Bilder nichts, die Expoſition war zu kurz, als daß ſich dieſes relativ lichtſchwache Phänomen abbilden konnte. Die Fixierung desſelben gelang erſt bei ſpäteren Finſterniſſen, als man längere Belichtungszeiten wählte.

Nebenſtehendes Bild ſtellt die von der engliſchen Sonnenfinſterniserpedition am 22. Dezember 1870 aufgenommene Korona dar.

Die Protuberanzen, welche in der Zeichnung durch Höcker angedeutet ſind, erkennt man in der Original-Aufnahme nicht; ihre Details gingen durch zu lange Lichtwirkung verloren; ſie wurden aber bei gedachter Finſternis beſonders aſtronomiſch beobachtet und danach in das Bild eingetragen. Solches Verlorengehen heller Details bemerkt man bei photographiſchen Auf-

Digitized by Google

nahmen nicht selten, wenn man so lange belichtet als nötig ist, um die dunkleren Teile irgend eines Gegenstandes photographisch zu fesseln.

Schwieriger als diese Aufnahmen sind diejenigen sehr lichtschwacher Himmelserscheinungen, wie der Kometen und der Nebelflecke; an diese konnte man erst mit Erfolg gehen nach Entdeckung der neuen, hochempfindlichen Trockenplatten. Mit ihrer Hilfe gelang es dem ausgezeichneten Astronomen Janssen, dem Direktor des astronomisch-photographischen Observatoriums zu Meudon bei Paris, den zweiten Kometen von 1881 (von den Astronomen zum Unterschied von dem ersten in jenem Jahr sichtbaren mit b bezeichnet) photographisch zu fesseln. Wie lichtschwach dieser Körper ist, geht aus Janssens Angabe hervor, daß die Helligkeit des Kometen 300,000 mal geringer ist, als die Helligkeit des Vollmonds. Nebenstehendes Bild zeigt eine Kopie nach Janssens Photographie (Fig. 11).

Fig. 11. Komet von 1881 nach einer Aufnahme Janssens.

Man erkennt den hellen Kopf mit dem runden Kern und den davon ausgehenden allmählich sich verlierenden Strahlenbündeln des Schweifes. Das mittlere derselben, welches sich am weitesten erstreckt, erscheint nach Janssens Ausspruch fast wie ein Rückgrat; es liegt genau in der geraden Linie, die von der Sonne durch den Kopf des Kometen gehend gedacht werden kann. Die lichtempfindliche Platte lieferte aber nicht nur das Bild des Kometen, sondern auch der ihn umgebenden Fixsterne. Selbst die lichtschwachen, dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Sterne haben sich abgebildet, darunter mehrere, die bisher der Beobachtung gänzlich entgingen und in keinem Sternkatalog zu finden sind.

Noch wichtiger, aber auch noch schwieriger als das Studium der Gestalt der Himmelskörper, ist das Studium ihres Spektrums.

Es ist schwieriger, weil von dem Gesamtlicht, welches der Himmelskörper uns zusendet, nur der kleine Teil benutzbar ist, welcher durch einen feinen in eine Metallplatte geschnittenen Spalt aufgefangen werden kann. Das durch diesen gehende Licht wird durch ein oder mehrere Glasprismen besehen und zeigt hier entweder ein System dunkler Linien wie bei der Sonne (die sogenannten Fraunhoferschen Linien), oder eine Reihe heller, wie bei den Protuberanzen.

Diese hellen Protuberanzenlinien sah zuerst der oben erwähnte Astronom Janssen bei Gelegenheit der Sonnenfinsternis von 1868. Genau dieselben Linien erkennt man in mit verdünntem Wasserstoffgas angefüllten Glasröhren (sogenannten Geißlerröhren), wenn man dieselbe durch Elektrizität zum Glühen bringt, und daraus geht unzweifelhaft hervor, daß jene Protuberanzen im wesentlichen aus glühendem Wasserstoffe bestehen.

Die Fixsterne geben nicht helle, sondern dunkle Linien, gleich unserer Sonne. Aber die dunklen Linien jener Milliarden Meilen weit entfernten Sonnen weichen erheblich von den Linien des Sonnenspektrums ab. Die Beobachtung solcher Spektra bietet wegen der relativ geringen Lichtstärke jener Sterne dem Auge nicht geringe Schwierigkeiten dar. Hier trat die Photographie als willkommenes Hilfsmittel ein, um die Linien aufzuzeichnen. Freilich gibt die Photographie die Linien

Digitized by Google

im Rot und Gelb nur unter günſtigen Umſtänden; dafür aber zeigt ſie ſehr deutlich die Linien im Blau, Violett und Ultraviolett, d. h. den jenſeits des Violett gelegenen Teil des Spektrums, für welchen unſer Auge nur wenig oder gar nicht empfindlich iſt.

Der engliſche Aſtronom Huggings verſuchte zuerſt die photographiſche Fixierung der Sternſpektra in ſtundenlanger Expoſition, und erhielt zu ſeiner Ueberraſchung beim Siriusſpektrum neben den bekannten Linien des Waſſerſtoffs I, II, III, die im untern Teil der nebenſtehenden Figur 12 dargeſtellt ſind, noch eine Reihe neuer, bisher nie beobachteter Linien IV, V, VI, VII, in dem violetten und ultravioletten Teil, von denen man nicht wußte, welchem Körper ſie angehören.

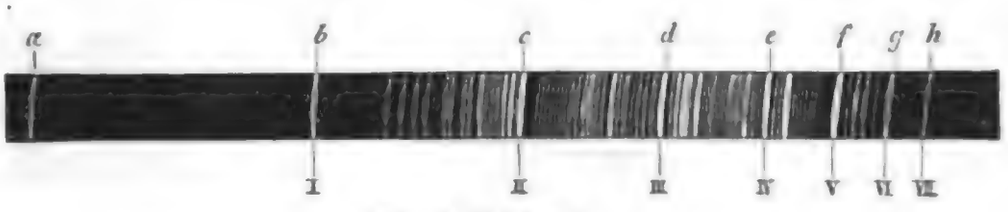


Fig. 12. Sirius-Spektrum.

Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich Verfaſſer dieſes mit den photographiſchen Beobachtungen des Spektrums des glühenden Waſſerſtoffs und erhielt dabei neben den ſichtbaren Linien des Waſſerſtoffs, die in vorſtehender Figur mit a, b, c, d bezeichnet ſind, eine Reihe neuer, dem Auge unſichtbarer Waſſerſtoff-Linien e, f, g, h. Bei genauerer Vergleichung ergab ſich, daß dieſe dieſelbe Lage hatten, wie die neuen Linen in Huggings Sternſpektra und war dadurch der Beweis geliefert, daß auch die letzteren dem Waſſerſtoff angehören (vergleiche Fig. 12).

Neuerdings iſt es Huggings ſogar gelungen, das Spektrum der äußerſt lichtſchwachen Nebelflecken und des neuerdings aufgetauchten Kometen „Wells“ zu photographieren. Hierbei haben ſich rätſelhafte Linien gezeigt, deren Deutung noch vorbehalten bleiben muß.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der nächſte aller Himmelskörper, der Mond, ſchon oft Verſuchsobjekt photographierender Aſtronomen geweſen iſt. Die Helligkeit bietet hier keine Schwierigkeiten. In der That reichen zur Aufnahme des Mondes mit lichtſtarken Inſtrumenten Bruchteile von Sekunden hin. So liegen denn bereits ſeit längerer Zeit ausgezeichnete Mondphotographieen von Warren de la Rue, einem hervorragenden Amateur der Aſtronomie in England und dem ſchon erwähnten, ebenſo verdienſtvollen amerikaniſchen Amateur Rutherford vor. Schwieriger aber als die Aufnahme dieſes Himmelskörpers ſelbſt erſcheint die Aufnahme von ihm beleuchteter irdiſcher Objekte, ſagen wir kurz der Mondſcheinlandſchaften. Verſuche der Art mußten früher ſcheitern wegen der geringen Empfindlichkeit und geringen Haltbarkeit der photographiſchen Platten. Mit den neuen, haltbaren, hochempfindlichen Emulſionsplatten konnte man die Aufnahme wagen, und in der That gelang es einem meiner Schüler, Jahr aus Frankfurt a. O., am 3. März dieſes Jahres das Mauſoleum des ermordeten Präſidenten Garfield auf dem Friedhof zu Cleveland, Ohio, in einer Belichtungszeit von 7 Stunden (8 Uhr abends bis 3 Uhr morgens) aufzunehmen.

Umſtehender Holzſchnitt ſtellt das erhaltene Bild, welches nicht blos der Herſtellung, ſondern auch des Gegenſtandes wegen Intereſſe erregt, dar.

Vom Mondſcheincharakter zeigt ſich freilich in dieſem Bilde wenig. Die dunkeln ſchweren Maſſen der Bäume erinnern noch am eheſten daran; an dem Gebäude ſind die Schatten nur unbeſtimmt, weil der Mond während der langen Aufnahme einen großen Bogen am Himmel beſchrieb und infolgedeſſen die Seite des Gebäudes, welche zu anfang Schattenſeite war, zur Lichtſeite wurde.

So Großes und Intereſſantes die Photographie in Fixierung bewegter Geſtalten und in Aufnahme Millionen reſp. Milliarden weit entfernter Kometen oder Nebelflecken aber auch geleiſtet hat, ſo würde ſie niemals durch dieſe Leiſtungen zu ihrer ungeheuren Popularität gelangt ſein. Letztere verdanken ſie einzig und allein ihrer Eigenſchaft als billiger Porträtierkunſt; denn die übergroße Mehrzahl der gelehrten und ungelehrten, der kultivierten und nichtkultivierten Menſchheit beſitzt mehr Intereſſe für das Konterfei des höchſteigenen Ichs oder des heißgeliebten Dus, als für die Porträts von Sonne, Mond und Sternen. War doch ſelbſt der mit der dreifachen Krone geſchmückte

Digitized by Google

Beherrscher von Millionen Gläubigen Leo XIII. in dessen Gottesreich die Sonne nie untergeht, von der Aufnahme seines Porträts von Seite eines ketzerischen, englischen Photographen im Jahre 1879, so entzückt, daß er die edle Lichtschreibekunst in folgenden begeisterten, lateinischen Strophen besang:

Expressa solis speculo
Nitens imago quam bene
Frontis decus vim luminum
Refert et oris gratiam.
O mira virtus ingeni!
Novumque monstrum! imaginem
Naturae Apelles aemulus
Non pulchriorem pingeret[1]).

In Verbindung mit Astronomie mag die Photographie den Himmel erobern, als Porträtierkunst aber hat sie schon längst von der menschenbewohnten Erde Besitz ergriffen. Selbst der Australneger und Pescherä erfreut sich seines, wenn auch noch so dürftigen Abbildes. Nicht nur Angehörige kultivierter Nationen üben die Photographie aus, sondern auch Mitglieder halbzivilisierter Rassen. In Nangasaki gab es nach Berichten des englischen Konsuls bereits vor 15 Jahren 49 eingeborene Photographen. Im Chinesenviertel San Franciscos fand ich 1876 photographierende Angehörige des himmlischen Reichs und in Kalkutta zahlreiche photographierende Hindus, die natürlich nicht Sonne, Mond und Sterne, sondern „die Zier der Stirn, des Auges Macht, des Angesichtes Reiz und Pracht" zum Zielpunkte ihrer Thätigkeit machen, wenngleich das Resultat derselben nicht derart war, um in lateinischen oder deutschen Versen besungen zu werden.

Ich kann deshalb nicht umhin, zum Schluß meines Artikels auch über die Fortschritte des populärsten Zweiges der Phototechnik, d. i. der Porträtphotographie zu sprechen.

Zu keiner Zeit ist die Neigung zum Photographiertwerden — obgleich dasselbe keine angenehme Operation ist — größer, zu keiner Zeit aber auch das dazu nun einmal nötige Tageslicht schlechter, als beim Herannahen „der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit".

Mit sinkender Sonne wird die photographische Kraft des Lichts in bedenklichem Maße geschwächt (sie ist am 21. Dezember selbst bei heiterem Himmel um die Mittagszeit nicht größer, als am 21. Juni eine Stunde vor Sonnenuntergang) und mit dem Vorrücken der Jahreszeit werden die Tage kürzer und kürzer, so daß dem Photographen, der großen Zahl der Weihnachtskunden gegenüber kaum die halbe Aufnahmezeit zur Disposition steht, als im Hochsommer, wo oft niemand kommt. Dazu gesellen sich jene atmosphärischen Trübungen, die fürchterlichen Novembernebel, die oft den letzten Rest wirksamen Lichtes vernichten, so daß ein Londoner Photograph einem Kunden, der bei solchem Nebel partout aufgenommen sein wollte, die Ordre gab: „Gut, so sitzen Sie still! Ich werde die Klappe abnehmen und dann Mittagessen gehen, wenn ich wiederkomme, werde ich die Sitzung schließen."

Diese Uebelstände sind natürlich seit Einführung der hochempfindlichen Gelatinplatten, durch welche die Sitzung auf $^1/_3$ bis $^1/_5$ der Zeit reduziert wird, wesentlich gemildert worden, aber ganz umgehen lassen sie sich dadurch nicht. Expositionszeiten von einer Minute sind an trüben Novembertagen auch bei Anwendung von Gelatinplatten keine Seltenheit und nicht allen Menschen gelingt es, so lange still zu sitzen, oder gar während 60 Sekunden ihren Ausdruck unverändert fest zu halten.

So sind denn findige Lichtkünstler auf die Anwendung künstlichen Lichtes gekommen, um sich vom Tageslicht unabhängig zu machen. Freilich ist nicht jegliches künstliche Licht für ihre Zwecke brauchbar. Das Gaslicht z. B. enthält zu wenig chemisch wirksame Strahlen. Nur das intensive Licht der Siemensschen Generatorlampe liefert einen hinreichenden photographischen Effekt, aber dabei auch so starke Wärmeeffekte, daß es auf den zu Porträtierenden nicht angenehm wirkt[1]).

---

[1]) Dr. Freitag gab in den photographischen Mitteilungen, Zeitschrift des „Vereins zur Förderung der Photographie" in Berlin, Band XV. eine gelungene Uebersetzung dieser Zeilen, die ich hier folgen lasse:

Es glänzt das Bild, zurückgestrahlt
Vom Sonnenspiegel und es malt
Die Zier der Stirn, des Auges Macht,
Des Angesichtes Reiz und Pracht.
O Geistesstärke, zauberhaft!
O wundervoll! Apelles Kraft
Kam der Natur gleich: aber nie
Ein schönres Bildnis malte sie.

[1]) In der That verwendet ein Photograph in Newcastle Gaslicht zum Porträtieren. Näheres siehe: „Die Fortschritte der Photographie seit dem

Beſſer eignet ſich für dieſen Zweck das Licht des indianiſchen Weißfeuers, und in der That wird dieſes, in einem Reflektor mit Laterne verbrannt, die zugleich einen Abzugskanal für den ſich entwickelten, ſtarken Rauch beſitzt, in London zum Porträtieren „bei Nacht“ verwendet. Ein Photograph daſelbſt macht ſogar ein beſonderes Geſchäft daraus, mit ſeinem Apparat, „Luxograph“ genannt, auf den Maskenbällen herumzuziehen, um dort in einem Seitengemache poſtiert, derer zu warten, die ihr, nur für den kurzen Abend angelegtes, ungewohntes Narrenkoſtüm „luxographiſch“ verewigen wollen. Das mehrfach empfohlene, chemiſch ſtark wirkſame, aber zu teure Magneſiumlicht, hat neben dem billigen Weißfeuer nur teilweiſe Beachtung gefunden.

Aber alle dieſe Hilfsmittel zur Entwickeluug photographiſch wirkſamen Lichtes ſind in den Schatten geſtellt worden durch das elektriſche Licht, das in der That an chemiſcher Kraft alle anderen künſtlichen Lichtquellen übertrifft.

Fig. 13. Mauſoleum Garfields, bei Mondlicht aufgenommen.

Die Einführung desſelben in die Photographie wurde aber erſt allgemeiner ermöglicht, als deſſen Erzeugung eine einfache geworden war; ſie datiert von der Einführung der dynamoelektriſchen Maſchine [1]).

Es war Van der Weyde, ein Photograph der upper ten thousand Londons, der ſich zuerſt in dieſer Weiſe vom Tageslicht unabhängig machte. Eine im Keller ſeines Hauſes in der Regentſtreet aufgeſtellte, von einer Gaskraftmaſchine getriebene Siemensſche dynamoelektriſche Maſchine, liefert ihm den nötigen elektriſchen Strom, der zwiſchen Kohlenſpitzen übergehend, einen intenſiven galvaniſchen Lichtbogen von mehr als 4000 Kerzen Stärke erzeugt.

Freilich würden die direkten Strahlen dieſes intenſiv blendenden Lichts zur Aufnahme von Porträts unbrauchbar ſein; die Geſichtsmuskeln würden ſich unwillkürlich zuſammenziehen, die Augen verkleinern und häßliche ſchwarze, ſcharf begrenzte Schatten das Antlitz fleckig erſcheinen laſſen.

Dieſem Uebelſtande begegnet Van der Weyde dadurch, daß er alle direkten Strahlen von der Perſon abſchließt, und dieſe nur beleuchtet von dem milden weißen Lichte eines mit weißem Papier ausgekleideten halbkugel-

Jahre 1878“, von H. W. Vogel, Berlin, bei Oppenheim 1882.

[1]) Siehe des Verfaſſers Artikel über elektriſches Licht in dieſer Zeitſchrift Band I, Heft 5, S. 513.

Digitized by Google

förmigen Reflektors. Beifolgende Figur 14 stellt das Innere seines elektro-photographischen Ateliers dar.

Man sieht den dunkeln, an einem Hängegerüst angebrachten, und an diesem drehbaren resp. nach oben und unten, rechts und links beweglichen Reflektor A, in dessen Mitte das elektrische Licht bei R brennt. Unmittelbar vor dem Licht befindet sich eine kleine handgroße, undurchsichtige Metallscheibe, welche verhindert, daß die blendenden Strahlen direkt auf die Person fallen. Diese wird demnach nur von dem von dem Innern des Reflektors zurückgeworfenen mildem Lichte getroffen. Die Größe der reflektierenden Fläche (der Reflektor hat 5 Fuß Durchmesser) verhindert die Bildung scharfer, schwarzer Schatten, außerdem dienen noch Reflektschirme zur „Auflichtung" der Schattenseite.

So ist es in der That gelungen, das

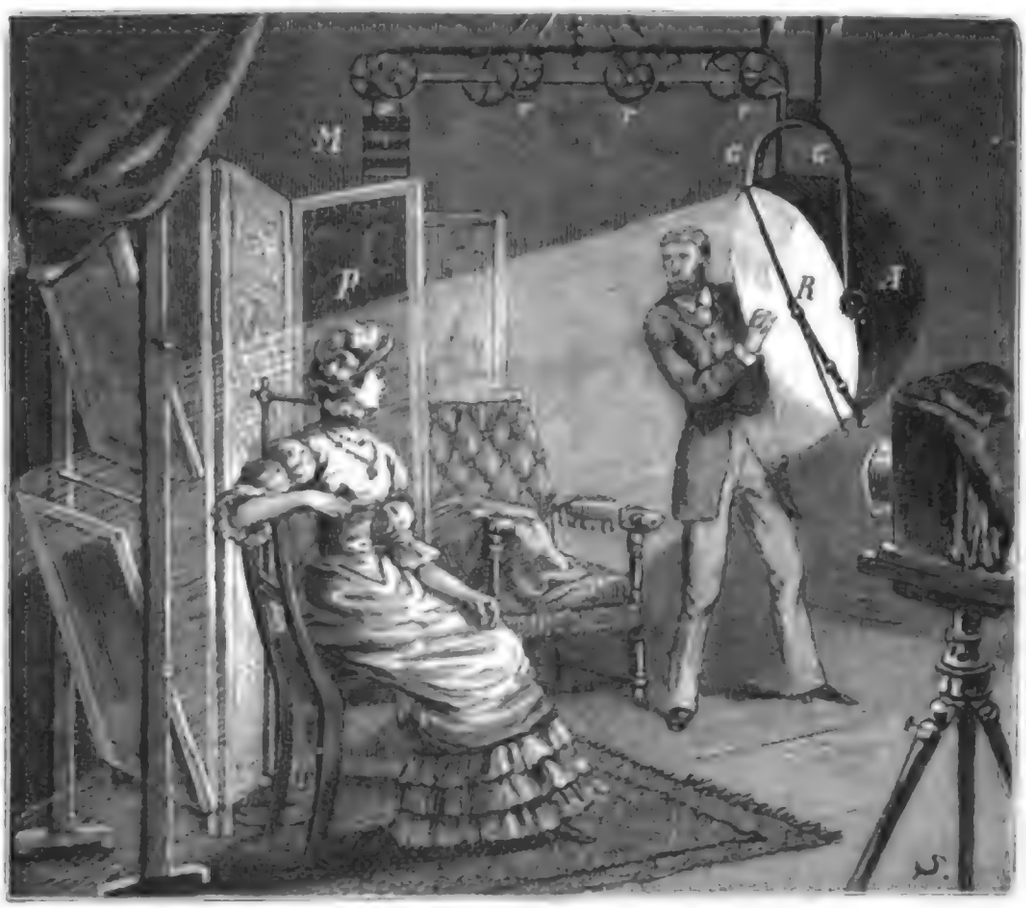


Fig. 14. Inneres eines elektro-photographischen Ateliers.

Tageslicht bei Porträtaufnahmen vollständig zu ersetzen, und damit ist zugleich der Vorteil verbunden, daß der Photograph seine Werkstatt nicht mehr hoch oben auf den Dächern aufzuschlagen braucht, sondern jede selbst fensterlose Parterreräumlichkeit, sogar einen Keller, wenn es sein muß, zu seiner Aufnahme benutzen kann.

Freilich erfordert das elektrische Licht eine ganz besondere Geschicklichkeit in der Beleuchtungskunst, ohne diese werden die Bilder flach und monoton. Van der Weyde in London hat aber bewiesen, daß man damit Porträts fertigen kann, die den Tageslichtbildern an Schönheit nicht das Geringste nachgeben, und selbst von Kennern nicht von letzteren unterschieden werden können.

Nicht geringes Aufsehen erregte vor drei Jahren die Nachricht in englischen Zeitungen, daß der Prinz von Wales nach Schluß der Oper (nachts 12 Uhr) Herrn Van der Weyde zu einem Porträt gesessen habe.

Nächst England hat Rußland und namentlich Petersburg das elektrische Licht für photographische Zwecke in Anwendung gebracht. In der That nötigt hier der lange, nordische

Digitized by Google

Vier Albumblätter.

IMPROMPTU.

J. Moscheles.

Allegro agitato.

Piano.

p *cresc.* *p*

ff *cresc.*

pp

pp *calando*

Andante.

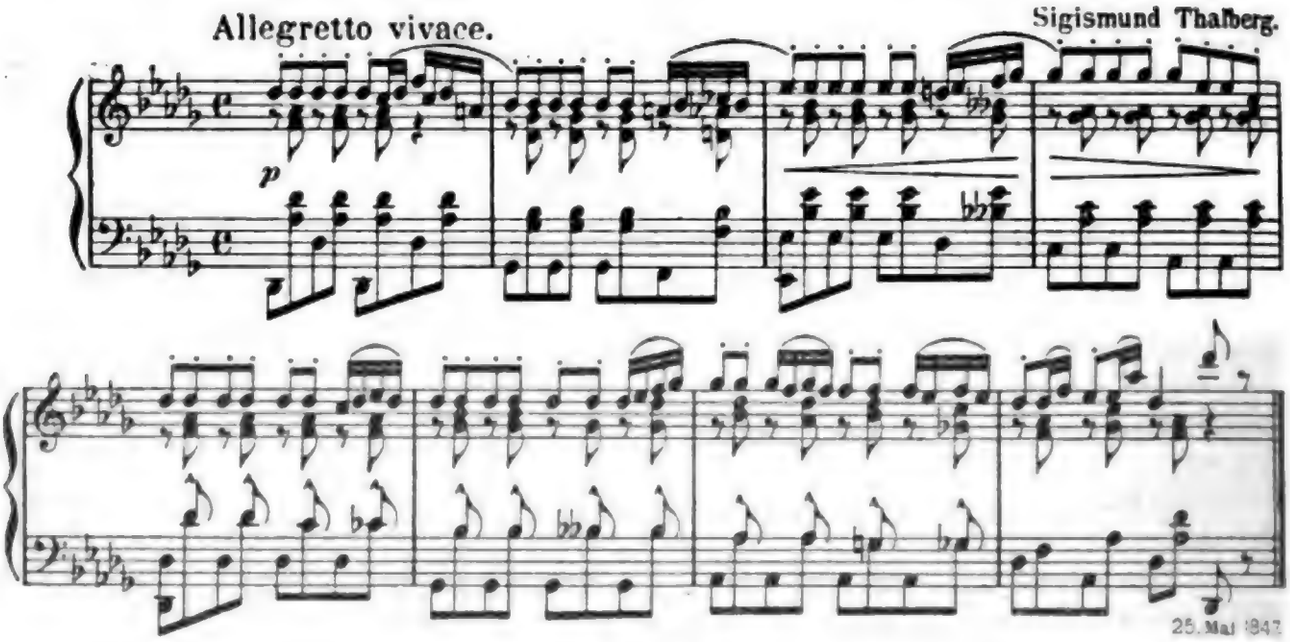
H. W. Ernst.

p

Digitized by Google

Allegretto vivace.

Sigismund Thalberg.

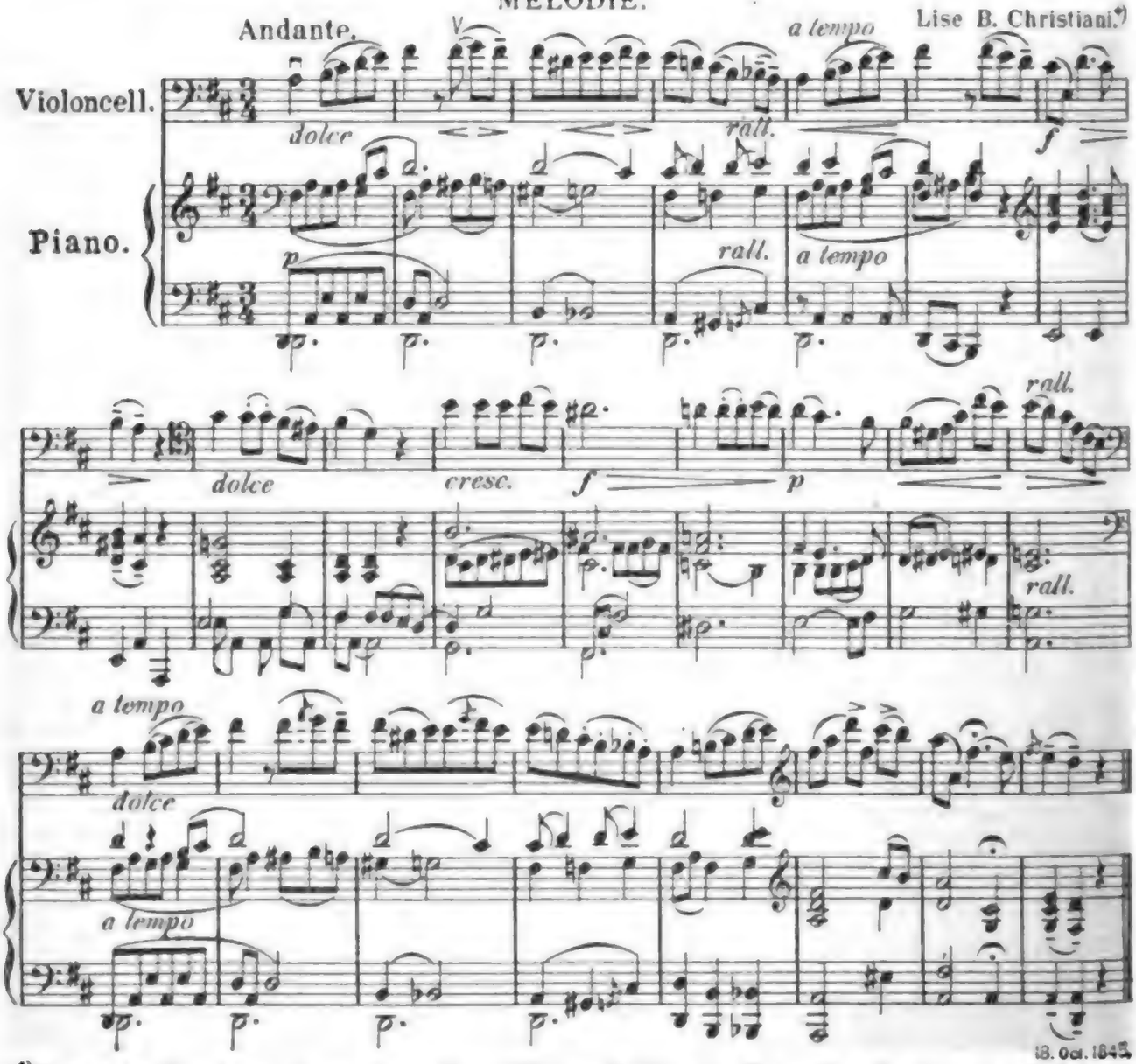


25. Mai 1842.

MÉLODIE.

Andante.

Lise B. Christiani.*)



18. Oct. 1843.

*) Eine in den Vierziger Jahren sehr gefeierte Violoncell-Virtuosin, für welche Mendelssohn sein bekanntes Lied ohne Worte für Violoncell componirte. Geb. 1827 zu Paris, gest. in Tobolsk 1853.

Digitized by Google

Winter, in welchem der kürzeste Tag nur $5^1/_2$ Stunden dauert, zu solchem Aushilfsmittel. Es wird dasselbe bereits seit drei Jahren von dem Hofphotographen Levitzky mit ausgezeichnetem Erfolg verwendet, und die von ihm edierten, auch in unseren Kunsthandlungen käuflichen Bilder der Mitglieder der russischen Kaiserfamilie sind fast sämtlich bei elektrischem Lichte gefertigt.

In mehr südlich gelegenen, nebelfreien und tageslichtreichen Orten ist das elektrische Licht noch nicht in dem Grade Bedürfnis, so daß der hohen Anlagekosten wegen sich erst wenige Photographen zur Anlage desselben entschlossen haben. Die allgemeine Einführung desselben dürfte aber rasch erfolgen, wenn erst elektrische Kabel durch unsere Straßen gezogen werden, welche von gewissen Zentralpunkten aus Elektrizität, teils zur Beleuchtung, teils als Triebkraft, teils für chemische Zwecke (Galvanoplastik) liefern und dadurch den Photographen die Selbstanlage elektrischer Maschinen ersparen.

Künstliche Blumen.

Von

J. von Falke.

Ich weiß nicht, ob die Blumenzucht von heute oder die Liebhaberei natürlicher Blumen größer ist als jemals in früheren Zeiten. Mag die Anzahl fremdartiger Gewächse durch den Verkehr mit der neuen Welt und den Tropenländern gestiegen sein, so werden sich kaum Holländer finden, welche etliche tausend Gulden für eine Tulpenzwiebel zu zahlen geneigt sind. Viele Helden der Börse zwar werden Blumenfreunde oder treiben den Sport der Gewächshäuser — gewiß ein hübsches Vergnügen! — aber wir haben nicht gehört, daß sie in Blumen spekulieren, wie vor zweihundert Jahren ihre Vorgänger in Amsterdam. London und Paris haben ihren Blumenmarkt, aber keine moderne Großstadt kann im Massenverbrauch von Rosen und Veilchen es mit der alten Kaiserstadt Rom aufnehmen

Aber das ist gewiß, niemals hat die Fabrikation künstlicher Blumen eine solche Ausdehnung gewonnen wie heute. Immer neue Tausende weiblicher Hände zieht sie alljährlich in ihren Dienst und immer neue Fabriken entstehen, nicht bloß für Blumen, sondern sogar für Blätter allein. Die Blumenfabrikation ist in jüngsten Jahren ein Zweig der Kunstindustrie geworden und ein Item in der Ernährung der großstädtischen Bevölkerung. In Wien allein beschäftigt und ernährt sie mehr denn sechstausend Frauen und Mädchen, Dilettantenhände nicht mitgerechnet. Künstliche Blumen braucht die Kirche in großen Mengen, massenhaft ist der Verbrauch vom Putzmachergeschäft, und nunmehr, seit wenigen Jahren, ist auch die Wohnung in die Konsumtion eingetreten und verlangt künstliche Blumen, künstliche Blütengebüsche zu ihrem Schmucke. Es hilft nichts, daß man achselzuckend auf die levis notae macula hindeutet, welche der künstlichen Blume im Gegensatz zur natürlichen noch anhängt. Sie ist einmal da, die künstliche Blume, sie empfiehlt sich durch Dauerhaftigkeit und damit durch Billigkeit, und sie nimmt tagtäglich an Bedeutung zu.

Grund genug, einmal einen prüfenden Blick zu werfen auf das, was sie thut und leistet, und auf das, was sie leisten sollte und könnte.

Vielleicht erinnert sich der eine oder der andere unserer Leser, der die Pariser Weltausstellung von 1867 gesehen hat, noch des reizenden Winkels, welcher die künstlichen Blumen Pariser Fabrikats enthielt, und darin eines Kastens, welcher mit achthundert Rosen gefüllt war. Diese Rosen, die Arbeit einer hohen Dame am Kaiserhofe, aber einer echten und geborenen Künstlerin, der Herzogin von Castiglione, welche vor nicht langem der Tod dieser Erde entrissen hat, — diese Rosen waren das Ideal dessen, was die Blumenfabrikation unsrer Tage anstrebte. Sie hatten an Frische, an Freiheit, an Natürlichkeit der Erscheinung die Natur selber erreicht. Jeder, der eine dieser Rosen in die Hand nahm, führte sie unwillkürlich empor, ihren Duft einzusaugen, und nur der Mangel desselben überzeugte ihn seines Irrtums.

Das ist es, was die heutige künstliche Blume zu erreichen strebt, die größtmögliche Natürlichkeit. Die Fabrikation macht lediglich

Digitized by Google

Kopieen. Sie sucht sich die natürlichen Originale, wie sie ihr recht sind oder wie sie gerade dieselben erhalten kann, und ist bemüht, dieselben mit allen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten, mit allen Flecken, selbst welche das Wetter ihnen zugefügt hat, zum Verwechseln ähnlich nachzubilden. Um diese Kunst oder vielmehr diese Geschicklichkeit zu zeigen, wählt sie dann auch mit Vorliebe solche Exemplare zum Vorbilde, welche nicht die Regelmäßigkeit der Jugend, sondern die volle Reife, die volle Entfaltung, ja die beginnende Entblätterung zeigen, denn bei dieser herrscht die größere Zufälligkeit, die größere Mannigfaltigkeit in Farbe, Form und Bewegung des einzelnen Blattes.

In dieser Richtung hat die Fabrikation mit der einzelnen Blume oder dem Blütenzweige angefangen, wie aber Brauch und Liebhaberei fortgeschritten, ist auch sie zu ganzen Gewächsen, selbst Sträuchen und Bäumen übergegangen. Heute sieht man blühende Fliedergesträuche, Oleandergebüsche, Palmen und blühende Obstbäume, und wilder Wein mit roten Blättern und blauen Beeren rankt in dichten Massen an den Wänden hinauf.

In der Menge solcher Fabrikate bleibt nun freilich die Kunst weit hinter der Natur zurück; mit ihr verglichen erscheint die Masse steif in der Form, grell und hart in der Farbe, und sie verrät damit ihre Herkunft auf den ersten Blick. Gerade das Leichte und Freie, bei aller Aehnlichkeit das ewig Verschiedene, worauf ein Hauptreiz der Schöpfungen der Natur beruht, fehlt den Bildungen der Kunst, an deren Herstellung ja die Maschine mit dem langweiligen Einerlei ihrer Produkte so vielen Anteil hat Die Maschine schneidet die Blätter nach einer Reihe von Formen eines wie das andere, und die nachfolgende Hand erst soll ihnen den Charakter der Zufälligkeit, der Freiheit geben.

Eines und das andere, auch wohl sehr vieles mag unter glücklichen Umständen auf diese Weise und auf diesem Wege gelingen. Wenn sich ein rechter Natursinn mit künstlerischem Geschmack und geschickter Hand vereinigt, so mögen Produkte zu stande kommen, welche uns völlig täuschen können, wie das bei den Rosen der Herzogin von Castiglione geschehen war, ja welche durch ihre Leichtigkeit, Freiheit, natürliche Grazie selbst eine gewisse künstlerische Befriedigung gewähren. Dieses letztere war z. B. eine Reihe von Jahren hindurch in Wien bei jenen Blumen, Bouketts, Gewächsen und Gesträuchen der Fall, welche aus den Händen der Gräfin Baudissin oder unter ihrer Leitung aus ihrer Anstalt hervorgingen.

Die Masse des Fabrikats wird das aber niemals erreichen. Ihr ist schon das Material, der leichtgewebte, mit Wachs überzogene Stoff, dem eine gewisse Starrheit niemals wird genommen werden, ein Hindernis. Die Sache wird — aus diesem Gesichtspunkt der Naturnachahmung — nicht besser, wenn Seide oder Samt, von Wolle zu geschweigen, zum Materiale dient. Solche Blumen, wie sie heute mehr in der Putzmacherei zum Aufputz der Kleider, der Hüte, der Coiffuren verwendet werden, haben gewöhnlich auch nicht sowohl den Schein der Natürlichkeit, die Täuschung zum Ziele, als nur den Zweck der Dekoration. Sie kümmern sich daher auch wenig um die Größenverhältnisse der Natur, die sie nach Belieben übertreiben, gerade wie es ja die Stickerei, die Weberei, die Teppich- und Tapetenfabrikation mit ihren Blumen im ganzen bisherigen neunzehnten Jahrhundert gemacht haben.

Und in gewissem Sinne ist dagegen auch nichts einzuwenden. Wer lediglich dekorative Zwecke verfolgt, der erhält die Freiheit über das Material, welches die Natur ihm darbietet; wer aber anderseits die Natur nachahmt und sie bis zur Täuschung erreichen will, der bindet sich die Hände für die Dekoration. Beide Ziele lassen sich schwer miteinander vereinen. In den meisten Fällen werden sie sich ausschließen, und mindestens erschwert oder verhindert die eine Absicht die andre.

Dies führt uns zu dem Vorschlage, wie es mit der Blume und dem Blatt in der ornamentalen Kunst fast zu allen Zeiten der Fall gewesen ist, so nun auch die künstliche Blume rein dekorativ, d. h. frei nach künstlerischem Ermessen oder, wie wir sagen, stilvoll zu behandeln.

Die stilvolle, d. h. die eigentliche, wirkliche, echte und wahre Ornamentik entlehnt der Natur nur die Motive, die Typen der Blumen, Blätter und Ranken, und verwendet dieselben nach ihrem Ermessen. Sie zeichnet sie regelmäßig und in regelmäßiger Wieder-

Digitized by Google

holung ganz im Gegenſatz zu den Zufälligkeiten der Erſcheinung, wie uns die einzelnen Exemplare in der Natur begegnen; ſie gibt ihnen die Farbe, welche gerade in der koriſtiſchen Abſicht liegt, unbekümmert, ob ſie in der Natur vorkommt oder nicht; ſie gibt ihnen plaſtiſches Leben, hoch oder flach, aufſteigend und abſteigend, ſchroff abfallend oder langſam ſich verlaufend, je nachdem ſie eben ſanftere oder ſtärkere Kontraſte von Licht und Schatten erzielen will.

Solches freie und ſouveräne Verfahren widerſpricht nicht unſerer modernen Blumen- und Naturfreude. Beweis deſſen ſind die Indier, unter denen ſich vielleicht die größten Blumenfreunde befinden. Wenn dem reichen Parſen in Bombay — ſo erzählt uns ein Buch über Indien — ſich eine ſchöne und ſeltene Blume eröffnet, ſo ladet er ſeine Freunde dazu ein; man verſammelt ſich um die Blume, genießt unter Singen und Geſprächen ihres Anblicks und erfreut ſich ſo desſelben lange Stunden der hellen Nacht hindurch. Nichtsdeſtoweniger geht der indiſche Ornamentiſt völlig ſouverän mit der Blume um. Sie iſt ihm nur Motiv, aus dem er eine freie, von ihm erfundene Neubildung ſchafft. Der indiſche Knabe ſchon, ſtatt zu zeichnen, zerpflückt die Blume und ſtellt ihre Blätter zu neuen und regelmäßigen Geſtalten wieder zuſammen.

Aehnliches, meinen wir, könnte auch mit der künſtlichen Blume geſchehen. Laſſen wir ihr die Naturnachahmung, wo ſie hingehört, d. h. in Vaſen, in Körben, meinetwegen als Pflanzen in Jardinieren, wenn ſie wirklich als billige und dauerhaftere Vertreterin der natürlichen Blume dient. Wir haben gerade kein Herz dafür, aber ſie iſt nun einmal da und ſteht in wachſender Mode. Und ſo gut, als man heute ausgetrocknetes, verſtaubtes, farbloſes exotiſches Heu und Stroh in die Ecken oder hinter den Spiegel oder über den Kamin ſteckt, eine Sitte, welche in der maleriſchen Unordnung eines Ateliers vielleicht am Platze iſt —, ebenſo gut kann man ſich auch künſtliche Gewächſe im Salon gefallen laſſen. Wo aber nicht Naturnachahmung in der Abſicht liegt oder vielmehr liegen muß, d. h. wo die Blume rein dekorativen Zwecken dient, und ſelbſt da, wo ſie eine Zierde des Zimmers ſein ſoll, da mag die Phantaſie ihr Recht üben und ſich Blumen nach eigener Erfindung, nach eigenem Geſchmack und Belieben ſchaffen — nur, daß das Werk gefällig ſei. Das verſteht ſich allemal. Was der Indier mit den einzelnen Blumenblättern auf der Fläche macht, das ſoll der Blumenfabrikant plaſtiſch ausführen.

Der Vorzüge dieſes Verfahrens ſind mehrere. Erſtens iſt es doch für einen phantaſievollen und erfinderiſchen Kopf ein weit größeres Vergnügen, ſelber ſich ſeine Gebilde zu ſchaffen, als einfach zu kopieren. Jenes iſt künſtleriſche Arbeit und gewährt die Luſt, welche ſolche Arbeit begleitet; das Kopieren, das ſklaviſche Nachbilden, iſt Handwerk. Zum zweiten liegt damit die Erreichung dekorativer Wirkung viel ſicherer in der Hand des Fabrikanten, denn ſeine Arbeit iſt gänzlich unabhängig in Farbe, Form und Größe. Endlich drittens iſt die Fabrikation auch nicht an das beſchränkte Material von Papier oder gewebtem Stoffe gebunden; Gold und Silber, insbeſondere in der Form von Filigran, ſtehen nebſt glänzender Seide zur Verfügung, wodurch die Wirkung ſich in eminenter Weiſe erhöhen läßt.

Der Orient, dem wir ſo manche Anregung zu richtiger Dekoration verdanken, hat auch dieſe Vorzüge längſt erkannt. Wir kennen künſtliche chineſiſche Blumen aus Silber und farbiger Seide, welche höchſt ſtilvoll gehalten ſind und als freie Erfindungen einer geiſtreichen Phantaſie erſcheinen. Auch die Pariſer Blumenfabrikation hat hier und da Aehnliches verſucht, aber nur zu den Zwecken des Putzmachergeſchäfts, jedoch die Mode iſt über dieſe Verſuche ſtets wieder zur ſklaviſchen Naturnachbildung zurückgekehrt. Wir bedauern das, denn es wäre gerade der Weg geweſen, einen reinlichen, hübſchen Arbeitszweig, der ſo leicht zum Handwerk herunterſinkt, der frei ſchaffenden Kunſt zu nähern. Es wäre gerade auch der Weg, wie feiner gebildete Frauen und Mädchen, deren Phantaſie und Geſchmack mehr gepflegt und entfaltet ſiud, an dieſer Fabrikation mit großem Erfolg ſich beteiligen könnten. Vielleicht gelingt es dieſen unſeren Worten, der Sache neue Anregung zu geben. Das iſt wenigſtens ihre Abſicht.

Digitized by Google

Männliche Handarbeiten.

Von

A. Lammers.

Die Frauen birschen heutzutage in so manchen Gebieten, die bisher für ausschließliches Jagdrevier der Männer galten — und was das schlimmste ist: man kann es ihnen bei der demokratischen Tendenz der Zeit weder wehren noch auch nur recht übelnehmen —, daß sie sich nicht werden beschweren dürfen, wenn die Männer ihnen ebenfalls einmal ins Gehege kommen. Sie wollen ihnen das Vorrecht der „Handarbeiten" nicht länger lassen. Nicht zwar in dem Sinne, daß das Beispiel jenes ehemaligen österreichischen Minister-Präsidenten durchgeschlagen hätte, dessen bedeutendste von der Geschichte aufgenommene That gewesen sein soll, einer Wallfahrts-Kirche eine große eigenhändige Stickerei zu liefern! Auch ist noch nicht ruchbar geworden, daß Männer sich zu Kaffees oder Thees oder sei es auch zu Bier und Wein zusammengefunden hätten, um ihre Handarbeiten nach beliebtem weiblichem Muster gemeinsam zu treiben. Solche Ausbildung des neuen Zeitvertreibs bleibt der Zukunft vorbehalten. Einstweilen handelt es sich noch um die erste persönliche Aneignung.

Mit dieser aber sind wir, wie mit so manchem anderen gemeinnützigen Betriebe, hinter den Nachbarvölkern sogar schon etwas zurückgeblieben. Unter günstigeren Umständen wäre Deutschland statt Skandinaviens die Musterstätte für den modernen Handfertigkeits-Unterricht der Knaben und darauf gegründeten männlichen Hausfleiß geworden; denn als Rousseau, Pestalozzi und Fellenberg vom Süden her ein neues Erziehungs-Evangelium verkündeten, da war es ein deutscher Fürst, der im Norden unseres Vaterlandes der Lehre durch Anschauung das Lernen durch Machen, Herstellen, Anfertigen greifbarer nützlicher Dinge hinzufügte. Herzog Peter von Oldenburg richtete auf den ausgedehnten holsteinschen Gütern, welche das Privateigentum seiner Familie bilden, zuerst schon am Ende des vorigen Jahrhunderts den in Preußen gegenwärtig erst allgemein durchgeführten Handarbeits-Unterricht für Mädchen ein, und dann dreißig Jahre später auch sogenannte Klüter-Schulen für die Dorfknaben. Klütern heißt nämlich im Plattdeutschen soviel wie aus Holz oder andern mit der Hand zu verarbeitenden Stoffen allerlei brauchbares herzustellen wissen. Die Mädchen von den oldenburgischen Gütern in Holstein sind heute noch für den häuslichen Dienst besonders gesucht, weil sie mit ausgebildeter Handfertigkeit die Schule verlassen; dagegen hat sich die gleichartige Anleitung der Knaben bis auf die letzte Spur verloren, so daß der dermalige Güterverwalter des Großherzogs, Oekonomierat Petersen in Eutin von auswärts Muster und Vorbilder entlehnen mußte, um diesen gemeinnützigen Unterrichtszweig zu erneuern.

Weshalb aber mag er da verdorrt sein? Ohne Zweifel, weil die allgemeine Entwickelung der Pädagogik und des öffentlichen Lebens in Deutschland ihm keinen frischerhaltenden Saft zuführte. Vor einem halben Jahrhundert war es überhaupt wohl noch zu früh, bei der ganz anderswohin gewendeten Lehrerwelt mit einer so nach außen und unten hin, auf das Alltägliche und Gemeine führenden Neuerung durchzudringen; und als dann die Geister hierfür empfänglicher wurden, trat Deutschland in die Epoche krampfhafter politischer Umgestaltungen ein, welche alle Kraft auf die Kämpfe im Mittelpunkt des Staatenlebens sammelte. So kamen uns die an sich ruhigeren oder (wie Dänemark) durch überlegene Gewalt zur Ruhe gebrachten skandinavischen Länder damit zuvor.

Von ihnen suchen wir es seit einigen Jahren nun wieder abzusehen. Ein dänischer Rittmeister außer Diensten, aber in Deutschland erzogen, Herr Clauson v. Kaas, hat 1873 auf der Wiener Weltausstellung neben dem schwedischen Muster-Schulhause und den Schulgarten-Plänen von Dr. Erasmus Schwab Aufsehen gemacht mit kleinen Handarbeiten, welche Knaben unter seiner Leitung angefertigt hatten, und dann in Berlin und mehreren anderen norddeutschen Städten öffentliche Vorträge über dieses sein System gehalten. An einen solchen Vortrag auf dem nordwestdeutschen Bildungsvereinstage zu Harburg im September 1879 knüpfte sich eine kleine Agitation in Hannover und Bremen, aus welcher ein sechswöchiger Lehr-Cursus des genannten dänischen Pädagogen im September und Oktober 1880 zu Emden

Digitized by Google

hervorging, deſſen ſechzig Zöglinge in der ihnen zugemeſſenen kurzen Friſt zwar nicht alle Meiſter des da getriebenen halben Dutzend von Handwerken geworden ſind, wohl aber faſt alleſamt begeiſterte Verkünder des im Handfertigkeits-Unterricht ſchlummernden reichen Segens. Eine preußiſche Miniſterialkommiſſion ging dann unter dem doppelten Impuls dieſes Vorganges und der nach Abhilfe verlangenden oberſchleſiſchen Notſtände im November 1880 nach Dänemark und Schweden zu näherer Unterſuchung. Sie fand weniger und mehr zugleich als ſie erwartet hatte: in Dänemark namentlich an Schulen nicht ſo viel, wie das Hervortreten eines däniſchen Agitators in Deutſchland dort hatte annehmen laſſen; in Schweden dagegen eine mannigfaltige und höchſt lehrreiche Entwickelung ſchulmäßigen Betriebes des Slöjd, wie dort der Handfertigkeitsbetrieb mit einem dem Klütern ähnlichen kurzen Volksausdruck genannt wird. Ein ſchwediſcher Gutsbeſitzer, Herr Abrahamſon, hat auf ſeinem Gute Nääs bei Floda, nicht weit von Gothenburg, auf eigene Koſten ein Seminar errichtet, welchem ſein Neffe Otto Salomon als Direktor vorſteht, und das Volksſchullehrer zur Unterweiſung im Slöjd befähigt, mit einer Knabenſchule als Uebungsfeld daneben. Im vorigen Sommer wurde da ein Lehrer aus Bremen, auf Herrn Abrahamſons großmütiges Anerbieten hin, unentgeltlich und mit freier Station obendrein ausgebildet; in dieſem Sommer iſt dieſe ſchöne internationale Freigebigkeit ſogar verdreifacht, zu gunſten eines Poſener, eines Leipziger und eines Osnabrücker Lehrers.

Osnabrück nämlich, das vor zwei Sommern eine Zeitlang mit Emden um den Lehr-Kurſus des Herrn Clauſon v. Kaas konkurrierte, iſt ſeitdem durch das Verdienſt des Konſiſtorialrats Brandi der Platz geworden, wo das Syſtem von Nääs ſich in Deutſchland ſozuſagen akklimatiſiert. Sein Werkzeug iſt vor allem die Hobelbank; Tiſchlerei allein wird da, wie in Nääs, betrieben, — allenfalls mit Drechslerei als der hinzuzufügenden höhern Stufe. Zunächſt aber die reine Tiſchlerei, ſo daß die auf Schnitzarbeit berechneten oder mit gedrehten Stücken verſehenen Modelle aus der gleichfalls von Herrn Abrahamſon geſchenkten Sammlung vorläufig noch nicht an die Reihe kommen.

Betritt man die dortige Schüler-Werkſtatt im Winter zwiſchen 6 und 8 Uhr abends, ſo findet man die jugendlichen Arbeiter, Leinenſchürzen vor, in voller Thätigkeit. Der eine hobelt; der andre ſägt; ein dritter prüft eine gehobelte Fläche mit dem Lineal, ein vierter eine mit der Rauhbank bearbeitete ſchmale Seite mittels des Winkels. Während der Meiſter — ein Tiſchler von Fach, kein Lehrer — einem Schüler die Herſtellung eines Halbkreiſes mit Schweifſäge, Raſpel und Feile erläutert, und der Nachbar ſein Streifmaß an ein noch zu breites Holz legt, vergleicht wieder ein andrer Schüler ſeine faſt fertige Arbeit mit dem Modell. Nach den erſten fünf Abenden hatten die Knaben, zwölf- bis fünfzehnjährige, drei Stücke vollendet: ein Putzbrettchen mit halbkreisförmigem Abſchluß, ein Brett zum Trocknen von Socken, und einen kreisrunden Schinkenteller; dieſer von Lindenholz, jene beiden von Tannenholz. Nach den einfachen Brettern kommen Gegenſtände mit mehreren gleichen Leiſten an die Reihe, dann die Verbindung auf dem Grat, dann die rechtwinkelige Aneinanderfügung von Brettern durch Verzahnung, womit dann die Herſtellung von Käſtchen, Doſen u. dgl. angebahnt iſt. Vielleicht ſoll im zweiten Winter aus den vorgeſchritteneren Schülern eine beſondre Abteilung für Holzſchneiden und Stechen gebildet werden, für jeden Schüler aber die Tiſchlerei immer Grundlage und Hauptſache bleiben.

Als Zwecke des ſo betriebenen Unterrichts ſtellt Herr Brandi in der Wochenſchrift „Nordweſt“, dem Organ der deutſchen Bewegung für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß, folgende Abſichten hin: 1. Ergänzung der geſamten Ausbildung durch Entwickelung körperlicher Geſchicklichkeit und Bildung des Auges, ſo daß damit die Lücke zwiſchen Zeichen- und Turn-Unterricht ausgefüllt wird (Arbeiten nach Modell); ferner Gewöhnung an Bedeutung und Sauberkeit, Anleitung zu praktiſcher Einſicht und Anſtelligkeit (ſorgfältigſte Ausführung jeder einzelnen Arbeit); 2. nicht Konkurrenz mit dem Handwerkerſtande durch eigne Produktion, aber Förderung des tüchtigen Handwerks durch Ausbreitung der Fähigkeit, eine Arbeit richtig zu beurteilen und eine wirklich ſchöne Arbeit auch gebührend wertzuſchätzen; 3. Förderung der Geſundheit, der körperlichen wie der geiſtigen (ſtehend arbeiten mit der nötigen Abwechſelung). Die Gewinnung einer

Digitized by Google

trefflichen Liebhaberei für das Leben ist ein vierter, aber mehr nebensächlicher Zweck.

Hier herrscht also strenge Beschränkung auf ein einzelnes Fach; die man indessen besser nach Nääs allein als nach Schweden im allgemeinen, oder allenfalls als finnisch-schwedisches System bezeichnet, denn in Gothenburg z. B. stehen bei allen Volksschulen Lehrwerkstätten, welche mehrere Handwerke nebeneinander beizubringen suchen, und zwar als unmittelbare Vorschule für die Berufs-Praxis.

Mancherlei Handwerk ist auch in die Kurse von und nach Clauson v. Kaas aufgenommen: Verarbeitung von Holz, von Pappe, von Stroh und Rohr, Bürstenbinden u. s. f. Aber es ist ein irriger Eindruck, wenn man annimmt, der dänische Naturpädagog wähne binnen sechs Wochen beliebige Lehrlinge in Meister für ein halbes Dutzend Handwerke ausbilden zu können. Er hat sich nur anheischig gemacht, nicht länger abkömmlichen angestellten Lehrern in dieser Frist bei womöglich einiger Vorschulung, einiger Anlage, ausgemachtem Eifer und völliger Widmung so viel Begriffe davon mitzuteilen, daß sie mit eigner fernerer Fortbildung Knaben ersprießlich unterrichten können. Dies ist auch allem Anschein nach keineswegs mißlungen. Zur weiteren Selbstvervollkommnung seiner Schüler greift er ihnen mit Anleitungs-Heften unter die Arme, von denen das erste, das über die Bildschnitzerei handelt, unlängst im Nordwestdeutschen Volksschriften-Verlag zu Bremen erschienen ist. Mag seine Methode bis jetzt minder streng durchdacht und durchgebildet sein als die von Nääs, so besitzt er jedenfalls einen ansteckenden Enthusiasmus für die Idee und eine ungewöhnlich ernste Hingebung an einen übernommenen Auftrag. Es werden vornehmlich diese Eigenschaften sein, welche die gemeinnützigen Vereine zu Dresden und Leipzig veranlaßt haben, ihre Regierung zur Veranstaltung eines neuen Lehrer-Ausbildungs-Kursus durch Herrn Clauson v. Kaas zu Dresden in diesem Sommer zu bestimmen.

Tischlern, das wird man zugeben müssen, ist an sich die beste Handfertigkeits-Uebung für Knaben, aber doch nur für ältere Knaben, — zwölf- bis fünfzehnjährige wie in Osnabrück. Sollen die jüngeren noch gar keine Handarbeiten vornehmen? Das ist nicht die Meinung der einsichtsvollen Persönlichkeiten, welche in Berlin zuerst die Sache einzubürgern suchten. Sie arbeiten, wenn auch bisher nur im stillen, an einem lückenlosen Uebergang von den Spielen Fröbelscher Kindergärten zu dem Handfertigkeits-Unterricht fast erwachsener Knaben an der Hobelbank. Dasselbe, nämlich die notwendige Berücksichtigung der kleineren Buben, hebt unser dänischer Agitator zu gunsten seines vielseitigeren Programms hervor, ebenso wie die stete und allgemeine Anwendbarkeit der einfacheren Handwerke, während die Hobelbank sich lange nicht in jedem Hause erwerben und aufstellen läßt, so daß ein eifriger Schüler an ihr daheim die Arbeit fortsetzen könnte. Dresden ist übrigens durch Frau v. Marenholtz-Bülow auch ein Hauptsitz der kunstgerechten Kindergärtnerei; und so könnte es am Ende sein, daß gerade dort in diesem gesegneten Jahre 1882, wo Friedrich Fröbels hundertjähriger Geburtstag gefeiert ward, die Verknüpfung des Kindergarten-Spiels mit der Knaben-Handarbeit gelänge!

Thätigkeit der Hand, d. h. selbständige, stoffgestaltende, nicht bloß solche der Geistesarbeit dienende, untergeordnete wie Schreiben, leitet das Blut vom Kopfe ab, und empfiehlt sich dadurch allen, die berufsmäßig ihr Gehirn anstrengen müssen. Entwickelung von Lust und Freude an hervorbringender Arbeit kann ein Beamten- und Gelehrten-Volk wie das deutsche besonders gut brauchen; nicht minder eine gewisse zeitige Hinabführung aus den Höhen abstrakt-ideellen Studiums zu den Dingen, deren das tägliche Leben bedarf. Daß in den Massen der Fleiß noch einige Aufmunterung vertragen kann, hat sich in den letzteren Jahren nur zu empfindlich herausgestellt, und dann muß sie eben doch, gerade wie für Sparsamkeit und für Mäßigung im Genuß, schon bei der Jugend beginnen. Wird aber der Knabe während seiner Schulzeit mit dem einen oder andern Handwerk vertraut gemacht, so erweitert und füllt sich auch der Gesichtskreis, aus welchem er die Beweggründe für die Wahl seines Berufs zu entnehmen hat. Ein verständig geleiteter Handarbeits-Unterricht und noch mehr mit der Zeit dessen Einfluß auf die herrschenden Anschauungen werden viel dazu thun, daß die Väter und Mütter mit ihren Söhnen nicht immer zu hoch hinauswollen, sondern auch das Handwerk als Versorgung wieder schätzen lernen. Es ist ja für den tüchtigen Menschen durchschnittlich unzweifelhaft eine bessere, als welche die schreiben-

Digitized by Google

den Berufszweige hoch und niedrig jetzt bieten. Früh erlernte Handgeschicklichkeit wird auch dem fertigen Manne noch im Notfalle jenen Wechsel des Gewerbes erleichtern, zu welchem Marktveränderungen bei seinen Lebzeiten drängen mögen.

Zunächst sind es ja fremde Lehrer und Vorbilder, an die wir uns bei dieser Aufnahme eines gehaltvollen neuen pädagogischen Gedankens gelehnt haben. Aber von einer sklavischen Nachahmung kann heute schon keine Rede mehr sein. Mit Freiheit wählen an jedem Orte die Urheber der Aneignung, welches der skandinavischen Systeme ihnen besser passe und behage; ja sie arbeiten stellenweise sogar schon etwas zu früh und eilig in spezifisch-nationalem Geiste an deren Umbildung. So wenigstens, wenn der theoretische Klassifikations-Trieb in diesem Augenblick bereits aus den Staubfäden kaum hervorgedrungener Blüten erkennen will, welche verschiedene Richtungen der junge Trieb in Deutschland einschlage. Fruchtbarer ist auf jeden Fall die Beschäftigung des Vereins von Lehrern in Leipzig, der eigens zusammengetreten ist, um die Nutzbarkeit des Handfertigkeitsbetriebes für die sonstigen Unterrichtszwecke der Schule herauszuarbeiten, und ihm dadurch seine organische Stellung im öffentlichen Gesamtunterricht wissenschaftlich zu erobern. Diese Vereinigung ist auch ein weiterer Beweis, welches edle Feuer in der Seele der dieser Sache sich widmenden praktischen Pädagogen glüht. Ihre Zahl wächst; das Netz der über Deutschland verbreiteten Schulen wird beständig dichter: so können die Freunde der Sache es in Geduld erwarten, bis die staatlichen Schulverwaltungen sie in den Lehrplan ihrer Seminare aufnehmen. Das würde ja allerdings der entscheidende Schritt sein; er liegt aber auch wohl nicht mehr ganz so fern, nachdem andre Anstalten, die zugleich Schule und Haus sind, insbesondre Waisenhäuser, die Handarbeiten für Knaben bei sich eingeführt haben, z. B. in Berlin, Bremen und Aschaffenburg.

Denn was endlich und zuguterletzt noch eine Hauptsache ist: Stadt und Land reichen sich hier die sonst so oft widereinander erhobenen Hände. Wenn im Winter die Feldarbeit ruht, hat der Bauer wie der Knecht gefährlich viele müßige Stunden, die wieder, wie einst, mit nützlicher Handarbeit auszufüllen, ihnen viele Spiel- und Schnapsgroschen samt dem was folgt ersparen würde.

Spätherbst.

Von

E. Paulus.

Nach dieses Herbstes wildem Toben
Strömt nun in lauer Lüfte Hauch
Der letzte Sonnenschein von oben
Und wärmt das Laub an Busch und Strauch.

Vergoldet glüh'n des Waldes Säume
Herunter in mein stilles Thal,
Es kommen nun die Frühlingsträume
Voll sel'ger Rührung noch einmal.

Die Vöglein fangen an zu schlagen
Von Liebesglück und Maienlust,
Sanft quillt, wie in der Jugend Tagen,
Das eigne Lied dir aus der Brust. —

So wird an deines Lebens Scheide,
Nach Jahren voller Kampf und Müh'n,
Durchtränkt vom ew'gen Sehnsuchtsleide,
Dein Haupt im Gotteslichte glüh'n.

Da wird nach diesen tausend Schmerzen
Ein wunderbarer Friede dein,
Ein Glück, unfaßbar deinem Herzen,
Und alles wird vergessen sein.

Digitized by Google

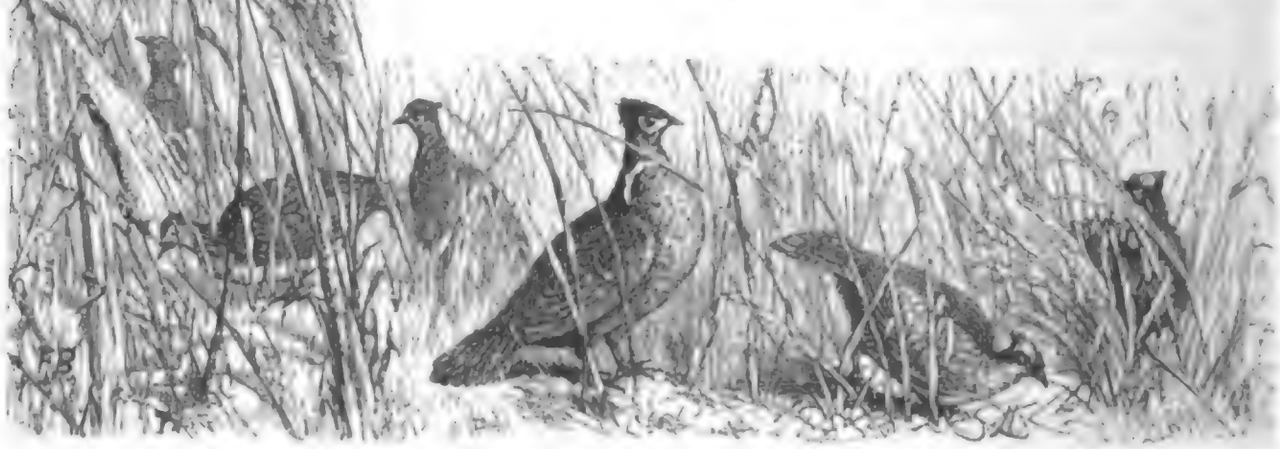
Amerikaniſches Federwild.

Von

V. Hermann.

Wir wollen den freundlichen Leſer nicht mit der Aufzählung des ſämtlichen Flugwildes ermüden, wie die weiten unerſchloſſenen Ebenen und die Wälder des nördlichen Amerika es dem leidenſchaftlichen Jäger als Jagdbeute liefern, ſondern uns heute, namentlich auch mit Ausſchluß des vielbegehrten Weihnachtsvogels, des „turkey“ oder Truthahns, darauf beſchränken, im engen Anſchluß an die charakteriſtiſchen und lebenswahren Skizzen, welche der Zeichner aus langjähriger Kenntnis ſeiner Lieblinge an Ort und Stelle entworfen und vom „Fels über das Meer“ uns zugeſandt hat, einige knappe Mitteilungen über die verſchiedenen Arten der in Nordamerika heimiſchen „grouse“, des Birk- und Haſelwildes zu machen.

Wenn das müde Roß des Minengängers den Reiter über die baumloſe Ebene langſam dahin trägt, unterbricht plötzlich der kurze geräuſchvolle Flügelſchlag eines hellgrauen Vogels von der ungefähren Größe eines Truthahns die totenähnliche Stille der Natur. Raſch fliegt die in ſteter Schußbereitſchaft quer über den Sattel getragene Büchſe an die Wange und vom ſichern Schuſſe noch im Abſtreichen getroffen, ſtürzt die infolge der langen Schweiffedern einem Faſan nicht unähnliche Beute verendend auf das trockene Gras der Prärie herab. Die Freude des glücklichen Schützen und die Hoffnung auf den ſaftigen Abendbraten werden aber arg enttäuſcht. Zwar kann er ſich eines ſcharfen Auges und einer ſicheren, ruhigen Hand rühmen, denn die „sagehen“ iſt ihres ſcheuen Weſens und des raſchen Fluges wegen ſchwer zu ſchießen, pflegt nach dem erſten Aufſtehen auch bald wieder einzufallen und wird dann, da die Farbe ihres Gefieders von dem umgebenden



Digitized by Google

Erdboden ſich kaum abhebt, in vielen Fällen gar nicht wieder gefunden, ihr Fleiſch hat aber infolge der vorwiegend aus den Beeren des Salbeiſtrauches beſtehenden Nahrung einen ſo unangenehm bittern und durchdringenden Geſchmack, daß ſelbſt der hungrige Trapper in den meiſten Fällen auf ſeinen Genuß verzichtet. Seine Nahrung hat dem Vogel auch den Namen gegeben, ſo daß wir denſelben im Deutſchen etwa als Salbeihuhn bezeichnen können. Die sage-hen iſt über die großen öſtlich der Rocky-mountains ſich ausdehnenden Flächen verbreitet, und brütet auf ebener Erde im roh zuſammengetragenen Neſte über 12—16 dunkelbraunen, chokoladefarbig geſprenkelten Eiern. Wenn ſie als menſchliche Nahrung auch wenig

Brütendes Präriehuhn.

begehrt iſt und deshalb in jenen Gegenden, wo Pulver und Blei einen erhöhten Wert haben, verhältnismäßig nur ſelten geſchoſſen wird, ſo iſt ihre, die großartige und bedrückende Einſamkeit unterbrechende Erſcheinung dem pirſchenden Jäger doch nicht unwillkommen, da das harte Geräuſch der kurzen Flügelſchläge beim Aufgehen oft den Präriehaſen aus geſchütztem Verſtecke aufjagt und ſeinem ſicheren Verderben zutreibt.

Eine weit begehrtere Jagdbeute bildet die „ruffed grouse“, das Birkhuhn mit der Halskrauſe, ſo genannt nach einem Halbdutzend ſchwarzer glänzender Federn zu jeder Seite des Halſes, welche ſich von dem übrigen dunkelbraunen, rotbraunen, oder mehr aſchgrauen Gefieder ſcharf abheben, und welche das Wild, wie den ſchwachen Federkamm, willkürlich ſpreizen oder anlegen kann. Nach dieſer Verſchiedenheit in der Färbung des Gefieders des kleinen, 18 Zoll in der Länge meſſenden Vogels, deſſen Gewicht 22 Unzen nicht überſteigt, wollen Naturforſcher vielfach eine Zahl von Spezies dieſer ruffed grouse unterſcheiden, doch ſcheint es dem Jäger, als ob nach den verſchiedenen Lebensbedingungen und dem wechſelnden Klima nur die Färbung des ſonſt gleichartigen Wildes eine wechſelnde wäre, welches in großer Zahl faſt auf der ganzen nördlichen Hälfte des nordamerikaniſchen Kon-

Digitized by Google

tinents, von Neubraunſchweig bis zu den weſtlichſten Prärien, wie von Kanada bis zu den Südſtaaten herunter ſich vorfindet. Der ganze Bau, wie die Haltung des Kopfes dieſer edelſten Abart des Birkwildes, deuten auf große Ausdauer im Laufe, wie im Fluge, deſſen Schnelligkeit durch die kurz abgerundeten Flügel und den raſchen, energiſchen Flügelſchlag gewährleiſtet wird. Die ruffed grouse iſt ein ſcheuer Vogel, deſſen Lieblingsaufenthalt an ſteilen Bergabhängen ſich befindet, wo das rollende Geſtein den Tritt des Menſchen unſicher und leicht hörbar macht, oder in jenen swamps genannten Niederungen, welche knietief mit Laub und Moos bedeckt ſind, und die in ihren Dickichten von Schierlingstannen und amerikaniſchen Fichten Deckung und Nahrung gewähren. Zuweilen findet man ihn paarweiſe auf der Wanderung durch den offenen Hochwald in eifriger Suche nach Inſekten oder Buchnüſſen, wie denn die Weizenfelder mit ihren goldgelben Aehren, inſofern ſie in der

Auf der Suche.

Nähe der Niederungsverſtecke ſich befinden, von dem Wilde gern aufgeſucht werden. Im tiefen Schnee zieht dasſelbe ſich näher an menſchliche Wohnungen heran und hält Nachleſe unter dem liegengebliebenen Fallobſte der Baumgärten, während im ſcharfen Winter ihm ſelbſt die Beere der Schierlingstanne und des Lorbeerbuſches genügen, welche indes dem Fleiſche einen bittern, nicht ſelten giftigen Beigeſchmack verleihen.

Für die Balzzeit wählt der Hahn einen möglichſt abgelegenen trockenen Platz und von dem hohen Sitze eines umgeſtürzten Baumes herab, auf dem er ſich in der wohlbekannten Art unſres „Hausputers“ bläht, den runden Schweif zum Fächer ausbreitet und mit den niedergeſchlagenen Flügeln den Boden ſchleift, läßt er den dumpf trommelartigen Lockruf erſchallen, der oft bis zu einer engliſchen Meile weit hörbar iſt. Langſam und unregelmäßig beginnt der Ruf, welcher dem Tone des Waſchbären ähnelt, nur daß dieſer nachts durch die Stille der Wälder tönt, während die ruffed grouse am Tage balzt, folgt in immer raſcheren und lauteren Schlägen aufeinander und endigt in einem langgezogenen Roller. Langſam und wie kokett folgt die Henne der Lockung, macht Kreuz- und Widergänge, pickt dort nach einem Korn und hier nach einer Beere, bis der Hahn ihr entgegenfliegt. Oft aber geht es nicht ſo friedlich ab. Wenn ein andrer Hahn den Ruf des Rivalen vernommen, ſo eilt er wohl mit

der Henne herbei und ein erbitterter Kampf muß über den Beſitz entſcheiden. Die Henne legt in ein flüchtig aus Reiſern und Grashalmen an verſteckter Stelle zur ebenen Erde erbautes Neſt 10—12 gelblich braune Eier. Im Juni, und nur, wenn ein langandauernder ſtrenger Winter die Balzzeit ungewöhnlich lange hinausgeſchoben hat, ſpäter, kriechen die jungen Vögel aus dem Ei und haben mit Beginn des Oktober ihre volle Größe erreicht. Ganz beſonders entwickelt iſt die Mutterliebe der Henne, der Eifer und die Umſicht, mit welcher ſie das

Jagdbeute.

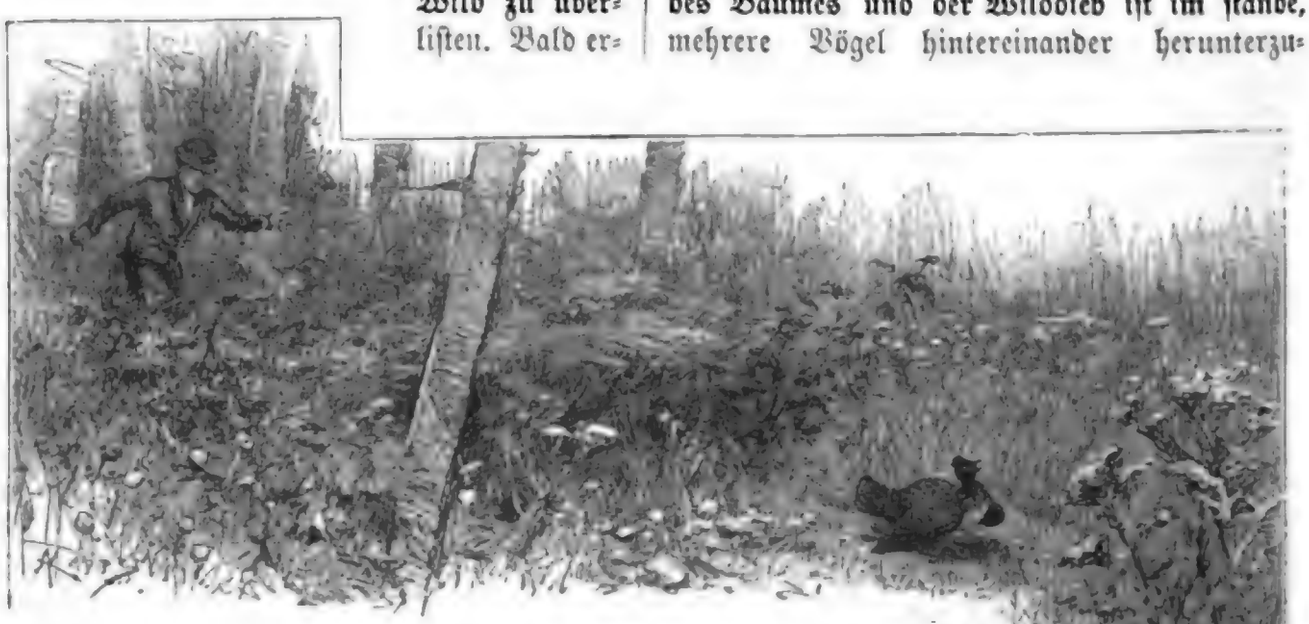
Futter für die Küken herbeiſchafft, wie die Kühnheit, welche ſie zur Verteidigung derſelben entfaltet. Eigentümlich vor allem bleibt aber die oft beobachtete Art und Weiſe, wie ſie einen menſchlichen Verfolger von den Jungen abzulocken weiß. Auf den Warnungsruf drücken ſich dieſe eng und ruhig zuſammen, während die Mutter anſcheinend flügellahm auf der Erde fortkriecht. Näher und näher kommt der Verfolger, ſchon ſtreckt er die Hand aus, das „kranke“ Wild zu ergreifen, da ſtreicht dasſelbe geſund und friſch mit einem übermütig jubelnden Laute ab. In den April geſchickt!

Die Jagd auf das ſcheue Wild, deren beſte Zeit in die warmen Herbſttage fällt, erfordert ein raſches Auge und eine ſichere Hand. Weit vor dem fernen Vorſtehhund, welcher trotz ſeiner Naſe kaum beginnt, ſein Wild anzuziehen, ſteht dasſelbe auf, um raſchen Flugs dem drohenden Loſe zu enteilen. Der Jäger ſchießt ſtets, wenn die Diſtanz auch ſo groß iſt, um das Treffen zu einer Unmöglichkeit zu machen,

Digitized by Google

und wiederholt, indem er dem eingefallenen Wilde folgt, dieſes Manöver. Nach zwei oder drei derartig ohne Erfolg auf ihn abgegebenen Schüſſen, pflegt der Vogel nicht mehr aufzuſtehen, ſondern verſucht ſich zu verſtecken. Die ſcharfe Naſe des Pointers indes weiß ihn aufzuſtören; dicht vor dem einſpringenden Hunde ſtreicht er ab, um nun des Jägers ſichere Beute zu werden. Aber die ruffed grouse hat noch andre Feinde zu fürchten, als den regelrechten Weidmann. Der barfüßige halberwachſene Schlingel aus jener Farm dort hat im ſteten Umherlungern im Walde einen Balzplatz entdeckt und verſucht nun, in ſchlau geſtellter Schlinge das Wild zu überliſten. Bald erlangt er darin eine große Fertigkeit und wenn er viel zu krank ſcheint, um den kurzen Weg zur Schule zu gehen, iſt er doch im ſtande, meilenweit zu laufen, um nach ſeinen Schlingen zu ſehen. Mit der Zeit lernt er auch die Flinte handhaben und „halb Wilddieb, halb Fallenſteller“ erlegt er mehr Vögel, als alle Füchſe, Wieſel und Eulen der Gegend zuſammengenommen. Dabei kommt ihm die eigenartige Gewohnheit des Wildes zu ſtatten, aufzubäumen, wenn ein bellender Hund das Gebüſch abtreibt. Ein kleiner, möglichſt in rötlicher Farbe dem Fuchs ähnelnder Kläffer ſtellt das in ſcheuer Haſt ſich auf den unteren Zweigen zuſammendrängende Wild am Fuße des Baumes und der Wilddieb iſt im ſtande, mehrere Vögel hintereinander herunterzuſchießen, ohne daß die übrigen in der Furcht vor dem Hunde es wagen würden, abzuſtreichen.

Schlingenſteller.



Der gefoppte Hühnerfänger.

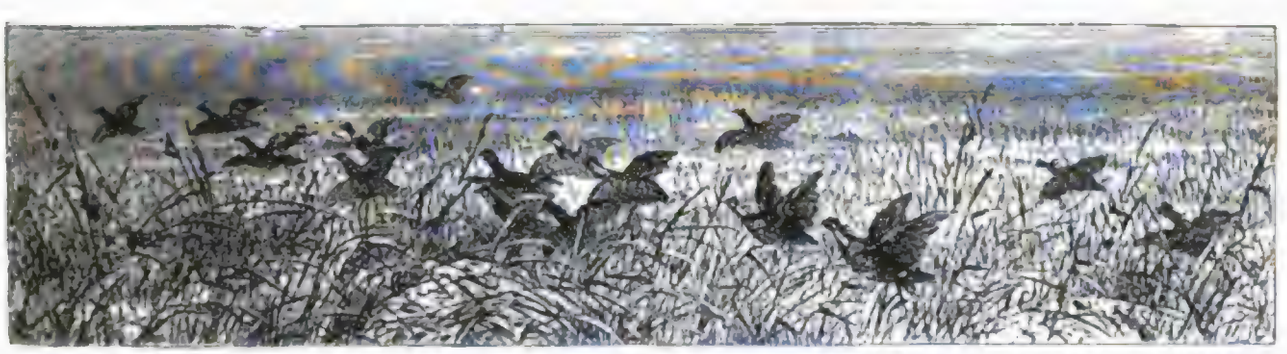
Die ruffed grouse verläßt auch im ſtrengſten Winter nicht die heimiſche Gegend und duckt ſich vor dem fallenden Schnee in irgend eine Furche oder anderweitig geſchützte Stelle. Oft fällt ſie dabei dem Waldläufer zum Opfer, wenn es ihr nicht ge-

Digitized by Google

In der Balzzeit.

lingt, noch rechtzeitig den deckenden Schnee abzuſchütteln, um eine andere Lagerſtätte aufzuſuchen.

Eine etwas kleinere Abart der ruffed grouse iſt die spruce grouse, oder Canada grouse genannt, deutſch am Beſten als kanadiſches Huhn bezeichnet. Die Länge beträgt 16 Zoll, das Gewicht 16 Unzen und man findet dieſes Wild, wie ſchon der Name andeutet, in ganz Kanada bis zur Baffinsbai hinauf, ebenſo aber auch im Staate New York und überhaupt nördlich des Mohawkfluſſes. Der Hahn iſt braun oder dunkelgrau mit ſchwarzen Punkten und trägt auf der Bruſt einen größeren ſchwarzen, eckigen oder halbmondförmigen Fleck; die einförmig rotbraune Henne niſtet auf den Boden, meiſtens unter einem Immergrünſtrauche, über 15—20 rötlichen, braungeſprenkelten Eiern. Die Vögel ſind ebenfalls ſehr ſcheu und ſcheinen nur bei

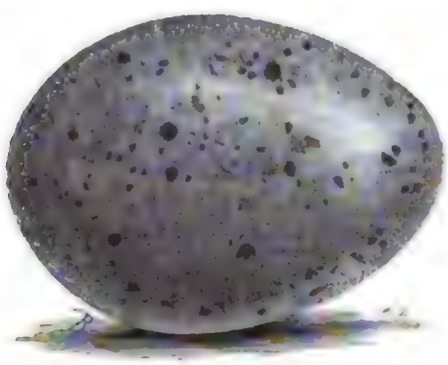


Ein aufgeſcheuchtes Volk junger Präriehühner.

sehr tiefem Schnee in ihrer einsamen Hilflosigkeit zutraulicher zu werden. Wenigstens nähern sie sich dann öfter den einsamen Waldhütten der Jäger und man hat beobachtet, wie ganze

Im Schnee.

Völker des kanadischen Huhns in Abwesenheit der Herren durch irgend eine Oeffnung in die Behausung gedrungen waren und es sich bei



Ei des Schneehuhns.

den Speiseresten, wie eine ursprüngliche Wirtschaft sie auf Tisch und Stuhl umherstreut, wohl sein ließen. Der kanadische Jäger pflegt die Vögel übrigens nicht zu stören. Er betrachtet sie als Genossen seiner Einsamkeit und hält die Anwesenheit derselben, wie das Erscheinen der kleinen grauen Holzmaus, welche allabendlich daherhuscht, um die abfallenden Brosamen zu verzehren, für ein glückbringendes Zeichen.

Das zahlreichste und bekannteste Wild dieser Gattung indes ist die pinnated grouse, dem

Ei des Schneehuhns.

Europäer unter dem Namen Präriehuhn bekannt. Größer, als die vorher geschilderten Abarten, unterscheidet sich das Präriehuhn mit

Digitized by Google

ſeinem hellbraunen, ſchwarzgeſtreiften Gefieder von denſelben auch durch das dunkle Fleiſch. Man will auch hier einzelne Abarten mit verhältnismäßig ſehr geringen Unterſcheidungsmerkmalen voneinander trennen, doch hat wohl wie bei der ruffed grouse lediglich Klima und Ernährungsweiſe auf den in großer räumlicher Ausdehnung, über die ganze nordamerikaniſche Prärie, heimiſchen Vogel kleine Verſchiedenheiten in der Farbe des Gefieders hervorgebracht. Während der Balzzeit ſind die Hähne ſehr ſtreitſüchtig und es kommt zu häufigen Kämpfen in der Luft, welche ſo lange fortgeſetzt werden, bis ein Teil unterliegt, oder

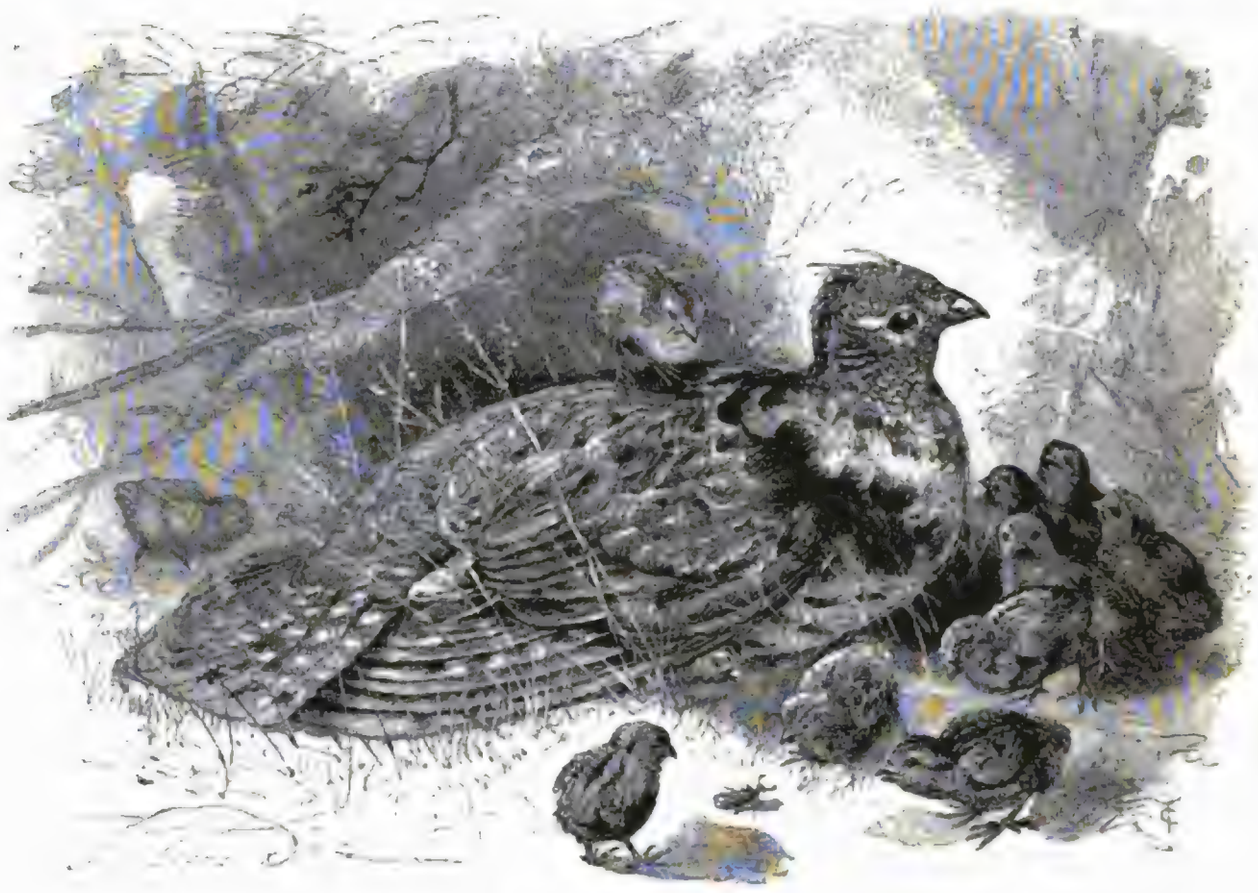
Gefehlt!

das Weite ſucht. Die 10 oder 12 hellen, mit unregelmäßigen braunen Flecken bedeckten Eier ſind im Juni angebrütet und am 15. Auguſt, dem Termin, zu welchem die Geſetze der meiſten weſtlichen Staaten die Jagd auf das Präriehuhn eröffnen, haben die jungen Vögel etwa ſiebenachtel ihrer vollen Größe erreicht. Noch bleibt die Brut als Volk zuſammen, wird mit Hilfe eines Hundes leicht geſprengt und dann einzeln abgeſchoſſen. Später im Jahre vereinigen ſich mehrere derartige Völker zu großen Ketten von 50—100 Hühnern. Jetzt werden ſie ſcheu und wachſam und es gelingt ſelten, anders als auf große Diſtanz einen gelegentlichen Schuß auf ſie anzubringen. In einem Fluge legt die Kette bis zu 10 engliſchen Meilen zurück und macht damit die Verfolgung zu einer Unmöglichkeit. Zuweilen halten ſie indes auch in den ſonnig warmen Tagen des Spätherbſtes noch und es gelingt dem ruhigen Jäger, ihrer mehrere zu erlegen. In den Staaten Illinois, Jova oder Wisconſin, wo das Wild am zahlreichſten, trägt in der erſten Zeit nach dem Aufgange der Jagd ein geübter Schütze nicht ſelten 60 oder 80 Hühner als Jagdbeute heim und der be-

Digitized by Google

gleitende Burſche, der gillie-boy, ſtöhnt und ächzt unter der ihm aufgebürdeten Laſt.

Die beliebteſte und erfolgreichſte Jagd auf das Präriehuhn geſchieht im leichten Jagdwagen, welcher langſam über die weite Fläche dahinrollt, während rechts und links die Pointer bis auf eine halbe engliſche Meile das Terrain abrevieren. Auf die erſte Witterung ſteht der ſichere Hund aus der raſchen Bewegung mit einer Plötzlichkeit, daß er häufig dabei faſt einen Purzelbaum nach vorn ſchießt. Jetzt verlaſſen die Schützen das Gefährt, der Hund ſpringt ein, und ſichere Schüſſe folgen den aufgehenden Hühnern. Meiſtens geſchieht das Aufgehen einzeln, namentlich die alten Hühner bleiben am längſten liegen und während des Einſammelns des geſchoſſenen Wildes pflegt noch hier und da ein vereinzeltes Huhn dem ſicheren



Präriehuhn mit Jungen.

Rohr als Beute zuzufallen. Der Wagenführer hat indes die Stellen ſich gemerkt, wo die zerſtreuten Hühner wieder eingefallen ſind, und die weitere Verfolgung beginnt, welcher oft das ganze Volk zum Opfer fällt. Viel kommt auf die Ausdauer und Schnelligkeit der Hunde und ihre Fähigkeit an, lange ohne zu ſaufen in der waſſerloſen Prärie arbeiten zu können.

Wie aber die Zahl der Präriehühner nicht gering iſt, welche im Fluge gegen die Telegraphendrähte prallen und mit gebrochenem Genick niederfallen, ſo droht die unabläſſige Verfolgung auch von andrer als der weidmänniſchen Seite, dies ſchöne und nützliche Wild geradezu auszurotten. Schon iſt das Präriehuhn von Long Island, aus New Jerſey und Maryland gänzlich verſchwunden und auch in den übrigen Staaten nimmt ihre Zahl bedenklich ab. Im Winter, durch Kälte und Schnee gezwungen, pflegt ſich das Wild der Nahrung wegen näher an die Wälder und die Weizenſchober bei den menſchlichen Wohnungen heranzuziehen und wird dort mit Schlingen in ſolchen Mengen gefangen, um nach New York und den übrigen großen Städten geſandt zu werden, daß es nichts Ungewöhnliches ſein ſoll, wenn ein einziges Schiff Hunderte von Ballen

Sage-hen und Präriehahn.

ſolcher Fracht in einer einzigen Konſignation thalwärts fährt. Schlingenſteller, wie Händler, ſind nur auf den augenblicklichen pekuniären Vorteil bedacht und kümmern ſich wenig darum, ob eine ganze Wildgattung durch ihr Verfahren dem vollſtändigen Untergange entgegengeführt wird. Hier könnte alſo nur ein vollſtändiger Umſchwung in der öffentlichen Meinung helfen, welche ſich etwa ſolchem Maſſenfang widerſetzen würde. Ohne denſelben würde ſich vorausſichtlich das Wild in kurzer Zeit wieder ſehr vermehren, da mit der fortſchreitenden Ausrottung des blutgierigen Präriewolfes, des coyote, einem ſeiner weiteren Hauptfeinde das Handwerk gelegt wird.

Dieſer pflegt in unabläſſig ruheloſem Suchen namentlich gern das Neſt anzuſchleichen und mit tödlichem Sprunge neben der brütenden Henne auch die Eier zu zerſtören.

Das zierliche Wild in ſeinen verſchiedenen Arten eröffnet dem beobachtenden Weidmanne den Einblick in eine Anzahl ganz eigenartiger Züge und Gewohnheiten, von denen einzelne ſchon oben angedeutet ſind. Namentlich bietet ſich dem vorſichtig anſchleichenden Zuſchauer häufig in den ſpäteren Abendſtunden während der Herbſtmonate das intereſſante Schauſpiel, wie auf entlegenen Hügelrücken ein Volk Präriehühner zur geſelligen Beluſtigung ſich vereint, ſo daß das Hüpfen, Verbeugen und Kullern vollſtändig den Eindruck eines nach gewiſſen Regeln aufgeführten Tanzes macht, bei dem trotz der Teilnahme von Hähnen aber weder Balzen noch Kämpfen die Einigkeit ſtört. Beſtimmte

Präriewolf auf der Jagd nach Hühnern.

Digitized by Google

Ketten scheinen nach dem Zeugnis alter Farmer derartige Zusammenkünfte wiederholt auf demselben Platze abzuhalten. Darauf deuten auch die deutlich im niedergebrochenen Grase an solchem Orte sichtbaren Fährten, welche demselben in der Jägersprache die Bezeichnung als „chicken's stamping ground", den Tummelplatz der Kücken, eingetragen haben.

In den Rocky mountains und den Ausläufern derselben bis nach dem Pacifischen Ozean findet sich die „dusky grouse", welche ihren Namen von der dunkeln Farbe des Gefieders führt, welches oft tief schwarz, vielfach blauschwarz, oder von einer dunkeln Schieferfarbe, aber stets mit einzelnen weißen Punkten durchsetzt ist. In der Furcht vor den Verfolgungen des Präriewolfes pflegt dieses Wild beim leisesten Geräusche aufzubäumen und wird dann

Zutrauliche kanadische Hühner.

leicht geschossen. Das Fleisch wird von den Jägern sehr geliebt und hat mit der schottischen grouse, welcher sie überhaupt am meisten ähnelt, die Eigentümlichkeit gemeinsam, daß auf der Brust zwei Arten Fleisch, weißes und dunkles sich vereinigen. In den Cascade mountains herrscht die blauschwarze Farbe vor und hat dem Wilde hier den Namen der „blue grouse", des blauen Huhnes, eingetragen. Mit dem beginnenden Winter zieht sich das blaue Huhn von der ebenen Erde, wo es leicht einschneien und mancher Stärkere ihm den Platz streitig machen kann, in die höchsten Wipfel der riesigen Tannen zurück. 200 Fuß und mehr vom Boden entfernt, findet der Vogel dort Schutz in dem jahraus jahrein mit dichtem Grün bekleideten Geäst, vor den Unbilden der Witterung, wie vor dem Auge des spähenden Jägers; die vorhandenen Beeren und Knospen liefern ausreichende Nahrung; nur der Sturm oder der Blitz ist im stande, das sicher geborgene Wild zu erreichen, dessen Stimme schon früh den anbrechenden Tag verkündet, wenn der Fuß des Baumes und die dort lebende Kreatur noch in völliger Dunkelheit sich befindet, und das sich beeilt, mit dem kommenden Sommer seinerseits wieder in das Getümmel hinabzusteigen.

Die Gattung des von uns beschriebenen Wildes in Nordamerika schließt ab mit drei verschiedenen Arten von Schneehühnern, dem weißen, dem weißgeschwänzten und dem Felsen-

Digitized by Google

Ptarmigan, welcher letztere ganz den arktiſchen Regionen angehört. Die beiden erſtgenannten unterſcheiden ſich in der Farbe dadurch, daß das weißgeſchwänzte Schneehuhn völlig weiß erſcheint, während die äußeren Schweiffedern des weißen Ptarmigan ſchwarz ſind. Alle drei bilden aber einen heißbegehrten Leckerbiſſen für das Mahl des Nordpolfahrers, wie in den Hütten der vorgeſchobenen Jagdpoſten der Hudſonsbaikompanie. Mit der Jahreszeit wechſeln dieſe Vögel die Farbe ihres Federkleides, denn wie auf den weiten winterlichen Schneegefilden ein dunkles Wild die Augen von Fuchs und Eule auf ſich zieht, ſo würde der ſcharfſichtige Falke ein helles Huhn in den farbigen Tinten des Sommers um ſo eher entdecken.

Eine Kampfesſzene.

Allen verſchiedenen Spezies der nordamerikaniſchen grouse iſt gemeinſam ein federloſer, lebhaft aber verſchieden gefärbter Strich über dem Auge und die befiederten Ständer. —

Allen gemeinſam iſt ferner die ſcheue Aufmerkſamkeit, das Geräuſch des Flügelſchlagens beim Aufſtehen und der raſche, pfeilgeſchwinde Flug im Abſtreichen. Je ſchwieriger deshalb der Schuß, deſto begehrter iſt das Wild als Jagdbeute, ſelbſt da, wo in einzelnen Fällen dasſelbe für die einfache Küche des jagenden Trappers nicht brauchbar ſcheint.

Abendliche Verſammlung von Präriehühnern.

Digitized by Google

Deutsche National-Litteratur. [1])

Es ist immer eine mißliche Sache, an einem öffentlichen Ort von sich selbst oder einem Werke zu sprechen, das einem nahe steht. Nun ist aber das Selbstanzeigen nicht nur heute, sondern auch früher in der Litteratur Mode gewesen, und da will ich es denn auch wagen, um so mehr, als „Vom Fels zum Meer" für mich ja kaum mehr ein öffentlicher Ort ist, sondern eine trauliche Stelle, an der ich fast nur zu Bekannten und Freunden spreche — und denen darf man schon sagen, wie's einem ums Herz ist. Denn die „Deutsche National-Litteratur", um die es sich hier handelt, ist wirklich eine Herzenssache, die nicht nur den Autor, sondern auch den Menschen angeht, und ich möchte durch diese Zeilen gern beitragen, daß sie auch weitern Kreisen eine solche Herzenssache würde, wie sie es um ihres Inhalts willen verdient. Bilden doch diesen all jene herrlichen und vorzüglichen Schätze, welche Jahrhunderte auf dem Gebiete der deutschen Litteratur aufgespeichert haben, von denen aber leider nur zu viele mehr bekannt als gekannt sind. Daran ist nun nicht allein das Publikum, sondern sind zugleich die Verhältnisse schuld, die es nicht jedem ermöglichen, sich alles zugänglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß wirklich nicht von allen bedeutenden Werken Ausgaben existieren, welche auch dem weiteren Kreise der Gebildeten gerecht werden. In diese Lücke will nun die „Deutsche National-Litteratur" treten und nicht nur die Schätze zusammentragen, sondern auch so aneinander reihen, daß sie sich gegenseitig ergänzen, gegenseitig verständlich machen. Sie gibt zum erstenmal unter einheitlichen Gesichtspunkten die gesamte deutsche National-Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart und in einer Verbindung mit kritisch-historischem Material. Den Werken jedes Autors geht dessen Biographie, jeder Epoche und jedem zusammengehörigen Kreis von Schriftstellern eine entsprechende Einleitung voraus. Sorgfältig durchgeführte Register werden dann auch als Wegweiser in dem gewaltigen Material dienen, eine besondere Litteraturgeschichte den Gang der ganzen litterarischen Entwickelung mit Rücksicht auf die Ausgaben der „Deutschen National-Litteratur" schildern, eine Fülle authentischer Illustrationen [1]) charakteristische Aeußerlichkeiten vor Augen führen. Es ist natürlich nicht möglich und würde auch dem Zweck der Sammlung widersprechen, ja die Möglichkeit ihrer Vollendung geradezu illusorisch machen, wenn alle Erzeugnisse der deutschen Litteratur darin Aufnahme finden sollten. So werden denn zum Teil nur einzelne Werke eines Autors gegeben werden, selbstredend die am meisten charakteristischen, die Einleitungen aber auch über die sonstigen genügend orientieren. Dichter, deren sämtliche Werke zum Abdruck gelangen, sind u. a.: Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Körner, Hauff ꝛc. ꝛc., und bei diesen, wie bei allen andern setzen Herausgeber und Mitwirkende ihren Stolz darein, das Beste zu liefern, eine Vollständigkeit zu erreichen, wie sie bisher nicht erreicht wurde. Zufall und Spürsinn haben es ermöglicht, daß die deutsche National-Litteratur manches wird bringen können, was bisher noch niemals gedruckt wurde. Welche Autoren überhaupt vertreten sein werden, sagt der Prospekt, der dem Leser, ebenso wie das erste und zweite Heft von jeder Buchhandlung auf seinen Wunsch zugänglich gemacht werden wird.

Was dem Unternehmen am meisten entgegen zu stehen scheint: das Vorhandensein zahlreicher Klassiker-Ausgaben und eine ins Unendliche gesteigerte Konkurrenz, hat weder Autor noch Verleger davon abhalten können, ihr Vorhaben auszuführen. Sie dachten dabei an den gesunden Sinn unserer Gebildeten, die Urteil genug haben werden, die Vorzüge unserer Ausgabe zu erkennen, der in ihrer Ein-

---

[1]) Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, Cand. L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. E. Lemcke, Dr. K. Freiherr v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Prof. Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. R. J. Schröer, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. E. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. A., herausgegeben von Joseph Kürschner.

[1]) Titelblätter erster Ausgaben, Dichterporträts nach beglaubigten Vorlagen, Nachbildungen von Handschriften, Theaterzetteln, Manuskripten, Original-Vignetten, Kupfern, Schnitten ꝛc.

Digitized by Google

heitlichkeit und Zusammengehörigkeit nicht leicht Gleiches an die Seite gesetzt werden kann. Dazu kommt die Mitwirkung einer Reihe der vortrefflichsten Germanisten, eine Ausstattung, die sich von der Prunksucht, nicht aufs Lesen, sondern aufs Beschauen gerichteter Ausgaben, ebenso fern hält, wie von der Aermlichkeit vieler privilegierter und rein gelehrter Ausgaben, und der Umstand, daß das Werk sein Entstehen nicht der Absicht verdankt, feiernder Pressen in Bewegung zu setzen, sondern aus einer nach Jahren zählenden Idee hervorging, die unter besonders günstigen Verhältnissen ausreifte und sich verwirklichte. Ich denke, daß in den Familien schon vorhandene Klassikerausgaben der neuen Sache bei denen kein Hindernis sein werden, die jene Vorteile erwägen und sich sagen, daß ihnen hier eine zusammengehörige Bibliothek geboten wird, die das Beste und Vollkommenste anstrebt, für deren Ernst und Würde die gefeierten Namen der Mitwirkenden bürgen, die nie zu einer oberflächlichen und wertlosen Spekulation die Hand gereicht haben würden, und von deren gediegener und würdiger Ausstattung jedes Heft Zeugnis ablegt. Die Gelegenheit, sich anderer Ausgaben zu entledigen, um die neueste und vollständigste Sammlung zu erwerben, ist überall und zu jeder Zeit geboten, und auch wer sich nicht gern von seinem alten Besitztum trennt, wird gewiß noch Platz finden für die neue Sammlung, die nur zum kleinen Teil schon Verbreitetes enthält.

Einer unserer verdientesten und bekanntesten Litterarhistoriker, dem der Plan vor der Veröffentlichung vorgelegt wurde, schrieb: „Ich staune freudig über Ihren großen Plan und wünsche ihm das beste Gedeihen. Ich sehe darin eines von den sich mehrenden Zeichen, daß für unser Volk eine neue, gesunde, große Zeit anbricht, in der die jetzt vielfach gebundenen besten Kräfte zu freiem Spiel und Schaffen kommen."

Möchte die gute Sache überall Freunde und Förderer finden, möchte es ihr namentlich beschieden sein, die treuen Gönner und Stützen dieser Zeitschrift sämtlich und ohne Ausnahme auch zu den ihrigen zählen zu dürfen, ich hoffe es, ja ich habe die Ueberzeugung, daß ihr Interesse sie niemals reuen wird.

Joseph Kürschner.

Im Gebirgsstädtchen.

Von

E. von Schwartzkoppen.

MERCANTILE LIBRARY
OF NEW YORK.

Und wieder war es Frühling geworden. Und wieder setzte die alte Weide an der Buschmühle ihre grauweißen Kätzchen an — und wieder gruben die Einwohner der kleinen Stadt Mückenheim im Schweiße ihres Angesichts ihre Gärten um, und ein angenehm kräftiger Erdgeruch stieg aus der gelockerten Scholle empor — und wieder stürzte sich der von den letzten Regengüssen ungewöhnlich angeschwollene Gebirgsbach in toller ausgelassener Lustigkeit durch die Straßen, Weg und Steg überschwemmend zum großen Jubel der versammelten Mückenheimer Gassenjugend.

Der neue Amtsrichter, Herr Elimar Stein, sah aus einem Fenster der niedrigen und im Sommer gewiß von Fliegen arg durchsummten Gaststube des „Roten Ochsen" mit unverhohlenem Mißvergnügen auf die mehr ländlich als städtisch belebte Szene hinaus. Wie hätte er aber auch anders hinaussehen sollen? Man denke sich einen eleganten jungen Mann mit wohlgepflegtem Schnurrbart, eine Art Löwen der Berliner Geheimeratskreise, der, an allen Reiz und Komfort der Hauptstadt gewöhnt, plötzlich wider Wunsch und Willen in solch eine lächerlich kleine abgelegene Gebirgsstadt verschlagen wird. Verschlagen auf unbestimmbare Zeit! Denn Elimar kannte bereits genug von der Welt, um zu wissen, daß die wohlgemeinten Trostworte und halben Versprechungen, mit denen seine Berliner Freunde und Gönner ihn entlassen hatten, nicht wörtlich zu nehmen seien.

Digitized by Google

Zehn Jahre in Mückenheim — ohne geistige Anregung, ohne gebildeten Umgang, ohne eine andere Aussicht als dort auf die erbärmliche Dorfgasse! Elimar schauderte vor der trostlosen Perspektive. Plötzlich aber belebten sich seine Züge. Sah er denn recht? Eine Amazone im knappen dunkelblauen Reitkleid mit wallender Straußenfeder auf dem Hut, die, von einem Diener gefolgt, die Straße heraufritt. Wie eine Märchenerscheinung hob sie sich ab von der trivialen Umgebung. Ein edler Wuchs, eine tadellose Haltung, ein kleiner hochmütiger Zug um den Mund, der sich in dem etwas bleichen, fein und aristokratisch geschnittenen Gesicht zum Entzücken ausnahm. Woher kam sie? Wer konnte sie sein?

„Strobel!"

Der Wirt „Zum Roten Ochsen", der im Hintergrunde des Zimmers herumgeschäftert hatte, kam auf diesen Ruf dienstfertig herbei.

„Die Komtesse Eleonore Henner, die Tochter des alten Grafen," beantwortete er den fragenden Blick seines Gastes. „Sie kehrt von ihrem Morgenspazierritt nach dem Schlosse zurück. Das Schloß haben Sie ja doch wohl gestern im Vorüberfahren liegen sehen, Herr Amtsrichter? Kaum eine Viertelstunde vor der Stadt, ein stattliches Gebäude auf vorspringender Felsterrasse —"

„Nein," sagte Elimar, „die Gegend war bei meiner Ankunft in dichte Regenschleier gehüllt."

„Ach, ich vergaß — na freilich, da konnten Sie es nicht sehen. Aber es ist ein Schmuck für die Gegend und könnte mit seinen dazu gehörigen ausgedehnten Ländereien auch ein Nutzen für dieselbe sein, wenn — Diener, gnädigste Gräfin!"

Die Dame hatte von ungefähr nach dem offenen Fenster gesehen, an welchem die beiden Männer standen. Als sie aber neben der wohlbekannten und sich höflich vor ihr verneigenden Gestalt des rundlichen Wirtes einen ihr fremden Herrn erblickte, der sie mit einem vielleicht allzu deutlichen Ausdruck bewundernder Neugier betrachtete, flog es wie eine Unmutswolke über ihr Gesicht. Sie wandte den Kopf und trieb, ohne den Gruß des Wirtes auch nur durch das leiseste Senken der Augenwimpern zu erwidern, ihr Pferd zu einer rascheren Gangart an.

„Eine stolze Dame, die Gräfin Lore, obgleich sie eigentlich keine Ursache hätte, es zu sein," sagte Herr Strobel zu dem beschämt zurücktretenden Elimar. „Denn, sagen Sie selbst, Herr Amtsrichter, was ist heutzutage ein Titel wert ohne die dazu nötigen Mittel? Meine Rose, die einmal den „Roten Ochsen" von mir erbt — ein nahrhaftes Tierchen, wie ich selbst bekennen muß — ist ja hundertmal besser daran als die gnädige Komtesse, welcher kaum mehr die Dachziegel auf ihres Vaters Schloß gehören werden. Aber das lebt und wirtschaftet in den Tag hinein, ich meine hier zunächst natürlich nur den Herrn Grafen, obgleich auch die Komtesse ihm wacker dabei hilft. Das macht Reisen ins Ausland, das bringt den Winter in Berlin zu, hält sich schmucke Reitpferde und denkt, der liebe Gott habe die Welt einzig und allein zu Ihro Gnaden hochgräflichem Plaisir erschaffen. Und derweil können die Wiesen versumpfen, die Felder werden schlecht bestellt, der prächtige Hochwald wird niedergeschlagen, daß einem ehrlichen Menschen, der seine Heimat liebt, bei jedem fallenden Baumstamm das Herz im Leibe weh thut."

Der Mann hielt inne und kehrte, nachdem er einige Sekunden vergeblich auf eine Aufmunterung zur Fortsetzung der Unterhaltung gewartet hatte, an seine Beschäftigung zurück.

Elimar hatte nur flüchtig zugehört. Er hielt das Geschwätz für übertrieben oder von dem gewöhnlichen Volksneid gegen das Thun und Treiben der höheren Stände diktiert und verfolgte in Gedanken die Gestalt der anmutigen Reiterin. Sie hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, trotz der herben kleinen Zurechtweisung, welche er von ihr empfangen. Eitle Menschen sind selten stolz. Und Elimar war eitel. Er hegte in diesem Augenblick keinen brennenderen Wunsch, als die begangene Indiskretion wieder gut zu machen und sich der Dame im Lichte eines gebildeten Weltmannes zu zeigen.

Aber wie und wo? Daß er seine Aufwartung im Schlosse machte, war eigentlich angezeigt. Auf dem Lande, und man war ja hier sozusagen auf dem Lande, rücken die wenigen gebildeten Menschen, die sich erreichbar sind, selbstverständlich aneinander heran. Dennoch fühlte er sich eines freundlichen Empfanges nicht ganz sicher. Man kennt ja die Art hochmütiger Aristokraten einem armen bürgerlichen Beamten gegenüber. Ja wenn er ein anderer

Digitized by Google

wäre, etwa sein reicher vornehmer Halbbruder, der Freiherr Wolf Roden, dessen Besuch er in den nächsten Tagen erwartete.

Ein leiser Stich wie von vorahnender Eifersucht ging ihm durch die Seele. Er liebte und beneidete zugleich diesen Halbbruder, mit dem er unter einem gemeinsamen Dache, aber unter sehr verschiedenen Glückssternen, aufgewachsen war. Wolfs Vater war ein großer Grundherr von altem Geschlecht, der Elimars dagegen nur ein armer Hauslehrer gewesen, welcher sich durch sein hübsches Aeußere und gefälliges Wesen zwar Herz und Hand der adeligen Witwe erworben hatte, aber keinerlei Anspruch auf ihr durch Familienverträge stark verklausuliertes Vermögen. Dem entsprechend hatte sich natürlich auch das Los der Brüder gestaltet. Glänzend und unabhängig das des einen — in enge oft nicht ganz leicht einzuhaltende Schranken gewiesen das des andern. Sie waren sich aber trotzdem allezeit gute, herzliche Freunde geblieben. Das bewies schon das Versprechen des Freiherrn, den Bruder so bald wie möglich in seinem neuen Wohnort zu besuchen.

Elimar unterbrach seine Gedanken und trat vom Fenster weg. Er hatte heute noch viel zu thun, um aus dem „Roten Ochsen" in die von ihm gemietete Privatwohnung zu übersiedeln. Mit fast frauenhafter Zierlichkeit und Akkuratesse richtete er sich in derselben ein.

Gegen Abend machte er einen Spaziergang in die ihm noch unbekannte Gegend hinaus. Er hatte sich dieselbe so schön und frisch nicht gedacht. Wald und Berge — Berge und Wald. Auf mäßiger Höhe lag das Schloß; Renaissancestil mit vielen vorspringenden kleinen Erkern und Altanen. Eine breite Terrasse davor mit Goldfischteichen und mythologischen Sandsteinfiguren, mit einem stolzierenden, glänzend gefiederten Pfau und einem Schwarm junger Damen, die sich mit Reifenspiel vergnügten.

Elimar blieb beim Anblick der letzteren überrascht und gefesselt auf dem Fußwege stehen, welcher hart am Schlosse vorüber in den Wald hinaufführte. Er war ein großer Freund des schönen Geschlechts, wo sich dasselbe als zur guten Gesellschaft gehörig präsentierte. Und hier in dieser ländlichen Einöde hatte er in so reicher Auswahl dasselbe gar nicht zu finden geboffst. Er zählte drei Blondinen und zwei Brünetten, dazu noch ein niedliches Stumpfnäschen mit rötlichem Gelock. Wo aber war die Komtesse? Ihren biegsamen, eidechsenhaft schlanken Wuchs und das reiche braungoldene Haar, das er heute morgen unter ihrem zierlichen Reithütchen hatte hervorschimmern sehen, konnte er nirgends entdecken. Doch waren auch die andern Damen hübsche bewegliche Gestalten, die sich in dem verklärenden Schein der Abendsonne, welche eben jetzt die ganze Terrasse beleuchtete, anmutig genug ausnahmen. Lachend und scherzend, warfen und fingen sie ihre Reifen. Hui! da flog einer unversehens über die Walstatt hinaus und blieb jenseits des Weges an dem noch unbelaubten Ast einer alten Eiche hängen. Sogleich stürmte die Schar der jungen Mädchen bis an den Rand der Terrasse vor.

„Da oben hängt er," hieß es in bedauerndem Chor.

Und da man Elimar bemerkte:

„Ach mein Herr, wenn Sie uns wieder zu unserm Flüchtling verhelfen könnten!"

Es war der kleine Rotkopf, welcher diese direkte Anrede wagte. Die andern Mädchen drängten sich neugierig und verstohlen kichernd hinter jener her.

Elimar lüftete artig den Hut vor den Damen und sah dann mit etwas bedenklichem Blick nach der Höhe des räuberischen Astes empor. Aber die Situation war drängend. Sechs Paar hübsche Mädchenaugen erwartungsvoll auf einen jungen Mann gerichtet, der nicht zu den Unempfindlichsten seines Geschlechtes gehörte! Da mußte der alte Vorturner aus der Gymnasiastenzeit noch einmal daran.

Mit kühnem Sprunge einen der unteren Aeste des Baumes ergreifend, schwang er sich geschickt zu einem höheren Stand- oder vielmehr Haltepunkt empor und brachte von dort aus durch kräftiges Schütteln der Zweige den Reifen glücklich zu Falle.

„Bravo, das haben Sie gut gemacht!" sagte der Rotkopf, die mühsam errungene Beute aus seinen Händen empfangend. „Man sieht doch, zu was die Männer nütze sind in der Welt. Wir Mädchen hätten hier in alle Ewigkeit stehen und gaffen können, ohne unsern Reifen wieder zu bekommen. Darf ich fragen, wem wir zu danken haben?"

„Amtsrichter Stein," stellte sich Elimar vor.

„Fast habe ich es mir gedacht. Ich bin

Digitized by Google

Else von Schmerlitz, Schmerle von Schmerlitz, ein Name, der schon ein wenig nach unsern Gebirgswassern schmeckt, werden Sie denken. Wir sind auch hier zu Hause. — Dies meine Schwestern, Agnes und Liddy — Fräulein Melanie von Kampen — Fräulein Armgert von der Pilse — Fräulein Bertha Streit —"

Elimar mußte sich immer wieder verbeugen.

„Und hier kommt auch noch unsere liebe Komtesse mit der Frau Hauptmann von Muschwitz," fuhr die unermüdliche kleine Zeremonienmeisterin fort. „Herr Amtsrichter Stein, teuerste Gräfin! Er hat uns einen großen Ritterdienst geleistet und erwartet zum Dank die Erlaubnis, in Ihren Zaubergarten eintreten zu dürfen."

„Aber, mein gnädiges Fräulein! Eine solche Kühnheit ist mir ja gar nicht in den Sinn gekommen," verteidigte sich Elimar ganz erschrocken. „Verzeihung, gnädigste Gräfin! Ich bin nicht einmal im passenden Anzug. Ich wollte mir in den nächsten Tagen erlauben —"

„Nun, da meine kleine Freundin Sie einmal eingeladen hat, so müssen Sie ihr schon den Willen thun und uns die Freude Ihrer Gegenwart schenken," entgegnete Eleonore Henner, dem verlegenen jungen Manne mit einem liebenswürdigen Lächeln zu Hilfe kommend.

„Fräulein Else von Schmerlitz tyrannisiert uns alle mit dem glücklichen Vorrecht ihrer unbefangenen sechzehn Jahre —"

„Siebzehn, teure Komtesse, seit vorigem Donnerstag siebzehn," korrigierte die Kleine mit lachendem Eifer.

Elimar befand sich wirklich im „Zaubergarten", ehe er sich dessen versah. Wer ihm das heute morgen gesagt hätte, als er so trostlos auf die langweilige Dorfstraße hinausstarrte! Oder auch beim Anblick der stolzen Amazone, die ihm so mächtig imponiert hatte! Da promenierte er nun wie selbstverständlich neben ihr — die aber nicht mehr Amazone, sondern ganz und gar artige Wirtin war — ließ sich von ihrem Diener Erfrischungen reichen und von ihren jungen Freundinnen in liebenswürdigster, zuvorkommendster Weise den Hof machen.

Ja, liebe Leserin, ich kann nichts dafür, aber sie machten ihm wirklich samt und sonders den Hof. Urteile nicht zu streng, sondern versetze dich in die Situation. Denke dir einen Flug mehr oder minder hübscher und mehr oder minder lebenslustiger pensionierter Offizier- und Beamtentöchter, in ein abgelegenes Gebirgsstädtchen versprengt, in welchem es nur einen einzigen heiratsfähigen gebildeten jungen Mann gibt. Auch den nur in guten Jahren. Denn der Pastor ist natürlich immer steinalt, der Kandidat verlobt, der Doktor verheiratet und der Amtsrichter — nur zuweilen noch zu haben. Und nun laß diesen letzteren — falls er wirklich noch ledig ist — einmal einen so ausnahmsweise hübschen, feinen und gefälligen Mann sein, wie der unsere, und frage dich, ob man es den armen Kindern verdenken kann, wenn sie ihre so häufig brachliegenden, munteren kleinen Evakünste vor ihm spielen lassen? — Lachend, neckend, schmeichelnd waren sie um Elimar herum. „Herr Amtsrichter" hier und „Herr Amtsrichter" dort! Er mußte sich wirklich vorkommen wie weiland Ulysses unter den dienenden Nymphen der Kalypso. Aber so ist das Leben! Eben noch eintönig hoffnungsloses Grau — und im nächsten Augenblick flattert aus irgend einem unbeachteten Winkel eine Schar lachender Genien empor, um uns mit einem vollen Blütenregen zu überschütten.

Elimar kam in einem gelinden Taumel nach Hause. Man hatte sich gar so lebhaft für ihn interessiert und ihm in einer einzigen Stunde mehr angenehme Dinge gesagt, als er am Berliner Theetisch — welch gern gesehener Gast er auch dort war — in einem ganzen Jahr zu hören bekam. Nur eine — eine von allen — hatte sich auf das übliche Maß konventioneller Liebenswürdigkeit gegen ihn beschränkt. Und doch war es grade die eine, deren Bild ihn am süßesten beschäftigte und bis in die stillen Träume der Nacht hinüberfolgte.

O Kalypso — Eleonore!

* * *

Es war merkwürdig, wie schnell der neue Amtsrichter im gräflichen Schlosse heimisch wurde, nachdem er seine feierliche Antrittsvisite natürlich so schleunig wie möglich nachgeholt hatte. Er war von dem Grafen und seiner Tochter aufs freundlichste eingeladen worden, sich des öftern bei ihnen sehen zu lassen, hatte zuerst einen diskreten, dann aber, als er sah, daß seine Besuche wirklich willkommen waren, einen ausgiebigeren Gebrauch von dieser Erlaubnis gemacht und schritt nun schon über das

Digitized by Google

geheiligte Schloßparkett mit der angenehmen Sicherheit eines Vertrauten, vor dem die Lakaien in selbstverständlicher Dienstbeflissenheit die Thüren aufreißen.

Die Wahrheit zu sagen, man würde ihn nicht ganz so zuvorkommend empfangen haben, wenn man sich in seinem gewohnten großstädtischen Train befunden hätte. Aber die Langeweile eines gezwungenen Landaufenthaltes — es war wirklich etwas von einer finanziellen Nötigung dabei im Spiel — hatte die Herrschaften in ihren geselligen Ansprüchen etwas heruntergestimmt. Der Graf war erfreut, in Elimar einen geübten Schachspieler zu finden, mit dem er sich auch über Politik und Tagesneuigkeiten unterhalten konnte, Eleonore ließ sich von ihm zum Gesange begleiten, fragte ihn nach den jüngsten Erscheinungen der Litteratur, die ihr in ihrer Zurückgezogenheit noch nicht zugänglich geworden waren, und hatte nichts dawider, sich mit allem schuldigen Respekte ein wenig von ihm bewundern zu lassen.

Ob ihm dieses kühl zugemessene Glück für die Dauer genügt haben würde, wollen wir nicht entscheiden. In jedem Falle aber war er für den Augenblick vollständig davon erfüllt. Er ließ die bunten Seifenblasen seiner angeregten Phantasie munter steigen, freute sich jedes neuen Tages, welcher ihm eine Begegnung mit der Gräfin versprach und sah nicht nur sie selbst, sondern auch alles, was zu ihr gehörte, in rosig verklärendem Lichte. Das Schloß, die Gegend, die im Städtchen wohnenden Freundinnen, ja sogar die bereits etwas stark vergilbte ältliche Hauptmannswitwe, welche das Amt einer Gesellschafterin bei Eleonoren bekleidete.

In dieser Stimmung traf ihn ein Brief seines schon erwähnten Halbbruders, welcher dessen Ankunft — er hatte dieselbe erst später erwartet — schon für den nächsten Tag in Aussicht stellte. Einen Augenblick fühlte er sich fast unangenehm dadurch berührt. Es gibt Zeiten, in denen selbst ein an sich erfreuliches Ereignis wie eine Art Störung erscheint, indem es eine Kette angenehmer Gewohnheiten zu unterbrechen droht. Elimar kannte die spöttische Geringschätzung des Freiherrn für gewisse kleine gesellschaftliche Interessen, in denen er selbst sich mit Vorliebe bewegte, und fürchtete zudem für seine aufkeimende Herzensneigung einen allzu feinen Beobachter. Aber die brüderliche Liebe siegte doch bald über alle engherzigen Bedenken. Er hatte Wolf in Jahren nicht gesehen, derselbe hatte inzwischen große Reisen ins Ausland und sogar in fremde Weltteile gemacht, es war doch hübsch von ihm, daß es ihn so bald nach seiner Heimkehr zu dem Bruder trieb.

So ging er denn eifrig daran, seine Wohnung für den Empfang des Gastes zu rüsten. Da der Freiherr einige Wochen bleiben wollte, empfahl es sich, ein zweites Schlafzimmer zu mieten, welches glücklicherweise an das Wohnzimmer anstoßend zu haben war. Das letztere blieb in der Mitte als gemeinschaftlicher Salon.

Rechtzeitig am andern Nachmittag war alles bereit, die Stuben aufgeräumt, der Kaffeetisch sauber gedeckt, die Kommode mit einem schönen Fliederstrauße geschmückt.

Elimar machte sich auf den Weg dem Postwagen entgegen. Rätselhaft war es ihm freilich, wie ein Mann in des Freiherrn glänzenden Verhältnissen eine so vulgäre Reisegelegenheit benutzte und sich mit allem möglichen Volk zusammenpferchen mochte. Aber er war derartige kleine Wunderlichkeiten schon an demselben gewöhnt. War es doch auch schon vorgekommen, daß Wolf seinen Einzug in einem Orte gehalten hatte, nicht *in*, sondern *auf* der gelben Kutsche sitzend, zwischen allerlei Kisten, Kasten und einem wütend bellenden Spitzhunde. Er war eben ein Mensch, der sich niemals genierte, und während Elimar sich immer wie mit einem unsichtbaren Claque in der Hand bewegte, saß ihm das Leben wie ein bequemer Hausrock, in welchem er nach eigenem fröhlichem Belieben zu hantieren verstand.

Elimar begegnete dem Postwagen unweit der Stadt, erfuhr aber von dem Postillon, daß der Herr, nach welchem er fragte, denselben kurz nach der letzten Station verlassen hatte, um den Fußweg durch den Wald einzuschlagen. Seufzend ergab er sich in sein Geschick, dem Bruder noch weiter entgegen zu gehen. Es war noch eine gute Strecke bis zur Mündung des Waldweges und just kein Vergnügen, sich bei der brennenden Junihitze zwischen drei und vier Uhr nachmittags auf der schattenlosen Landstraße umherzutreiben.

Da hörte er abermals das Heranrollen eines Wagens. Diesmal war es ein herrschaftliches Gespann. Er erkannte die mutig ausgreifenden Rappen und den weißen wehenden Schleier der Gräfin und wollte eben mit ehr-

Digitized by Google

erbietigem Gruße zur Seite treten, als er — o des unbegreiflichen Anblicks! — auf dem Bock neben dem Kutscher der Komtesse seinen Bruder in einem bestäubten und nichts weniger als eleganten Reisekostüm entdeckte.

Er starrte einige Augenblicke wie betäubt. Als er wieder zu sich kam, sah er den Wagen nur noch wie ein verschwindendes Pünktchen in der Ferne und Wolf, der ihm den Arm vertraulich um die Schulter gelegt hatte, ging plaudernd neben ihm her.

„Aber um Himmelswillen, wie kamst du nur da hinauf?“ sagte er, sich noch immer nicht beruhigend.

Der Freiherr ließ ein kurzes leises Pfeifen hören, wie einer, der sich selbst auspfeift ob eines thörichten Streiches.

„Wie ich — da hinauf gekommen bin?“ sagte er etwas gedehnt. „Hm! Ich bin mir selber noch nicht ganz klar darüber. Aber ich sage dir, Eli, bitte nie in deinem Leben eine vornehme Dame um die kleinste Gunst. Sie hat eine Art des Gewährens —“

„Kanntest du denn die Gräfin Henner?“

„So, so — ein wenig. Das heißt, ich sah sie vor etlichen Jahren in der Berliner Hofgesellschaft. Es war gerade der Winter, wo ich die Hoffeste mitmachte. Du kennst mein Prinzip: Einmal muß der Mensch alles probieren, was auf seinem Wege liegt. Nachher hat die liebe Seele Ruhe.“

„Aber so erzähle doch!“

„Komtesse Eleonore war damals eine viel gefeierte Schönheit. Aber hochmütig wie Luzifer. Ihre Toiletten machten von sich reden. Unter uns — ich finde sie etwas verblüht.“

Verblüht! Elimar glaubte seinen Bruder mit Blindheit geschlagen. Aber es drängte ihn, den Zusammenhang der heutigen Situation zu erfahren.

„Das erklärt aber doch nicht —“ sagte er ungeduldig.

„Wie ich auf ihren Bedientensitz kam! Höre also: Ich war, wie der Postillon dich ganz recht berichtet, kurz nach der letzten Station ausgestiegen, um den Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen. Es war mir so schwül in der alten Karrete geworden — drei schwatzende Weiber und ein schreiendes Kind! Der Außenplatz war besetzt —“

„Warum hattest du auch keine Extrapost genommen?“

„Weil ich nicht gern unnütze Umstände mit meiner Person mache. Heute hätte ich vielleicht doch besser daran gethan. — Anfangs ging alles gut. Ein schattiger Waldweg nahm mich auf. Weicher Moosboden, sickernde Quellen, alte Baumriesen, Vogelgesang in den Zweigen. Bruderherz, es geht nichts über den deutschen Wald! Ich habe das große Bilderbuch, Welt genannt, nun doch schon nach mancher Richtung durchblättert. Aber was sind Zedern- und Palmenwälder, Myrten- und Orangenhaine gegen ein Stück deutschen Buchenschatten, der noch obenein alle alten Jugenderinnerungen wachruft! Weißt du noch, Eli, wenn wir mit dem Ränzel auf dem Rücken unsere Ferienwanderung machten? Ich mußte dich immer beschützen, denn du warst so ein zierlicher kleiner Prinz, während ich schon über die derben Gliedmaßen meiner pommerschen Vorfahren gebot. Jetzt bist du mir doch um ganze paar Zoll über den Kopf gewachsen.“

„Aber, Wolf, so komm doch zur Sache. Du gingst durch den Wald —“

„Und kam auf der andern Seite wieder heraus. All Ding ein Weil! wie Johann Cicero, der weise Markgraf von Brandenburg, sagt. Mir aber wollte die heiße Landstraße nach dem kühlen Waldweg nicht schmecken. Zudem hatte ich mir einen Dorn durch den Stiefel getreten, dessen Stich mich noch nachträglich schmerzte. Mein Mut wurde bedenklich kleiner. Da höre ich hinter mir das Schnauben von Rossen. Eine elegante offene Chaise rollt heran. Zwei Damen im Fond, der Rücksitz unbesetzt. Ein übermütiger Gedanke erfaßt mich, ich ziehe den Hut, trete heran: „Ein armer müder Reisender, der nach Mückenheim will, bittet um ein bescheidenes Plätzchen.“

„Wolf, du warst toll!“

„Vielleicht hatte mich die Waldluft vorher mit ihren fröhlichen Knabenreminiszenzen ein wenig trunken gemacht. Das brach nun wieder hervor. Der verständige Rosselenker hielt denn auch seine Tiere unwillkürlich ein wenig an. Aber die verschrumpfte Fee in der linken Wagenecke wandte sich mit einer halblaut gemurmelten bissigen Bemerkung über ‚unverschämte Handwerksburschen‘ und dergleichen an die neben ihr sitzende Gräfin. Diese —“

„Diese?“ fragte Elimar gespannt.

„Gräfin Eleonore mochte im Fahren etwas geschlummert haben. Sie öffnete erstaunt ein

Digitized by Google

Paar schöne, mandelförmig geschnittene Augen, starrte mich an, als glaubte sie noch immer irgend ein interessantes Gespenst aus dem Traumlande vor sich zu haben, verzog plötzlich den Mund zu einem unbeschreiblich spöttischen Lächeln und ‚Kutscher, lassen Sie den Mann neben sich aufsteigen', hörte ich es wie einen vernichtenden Urteilsspruch, aber im aller gleichgültigsten Tone von ihren rosigen Lippen fallen."

„Sie hat dich natürlich nicht erkannt," sagte Elimar erregt. „Dein Aussehen ist auch wirklich kaum von dem eines gewöhnlichen Wanderburschen zu unterscheiden. Der dicke Staub auf deinen Kleidern und Stiefeln —"

„Nun ja, dazu kann man kommen, wenn man auf der Landstraße wandert," meinte Wolf gutmütig. „Aber beruhige dich, Bruderherz, und lehre mich den Dämon hinter der kühlen Marmorstirn Eleonore Henners nicht kennen. Sie hat mich erkannt."

„Und dennoch nahmst du jenen elenden Platz von ihr an?"

„Zurückweichen ist nicht meine Sache, auch nicht vor einer boshaften Frau. Nach einem Kampf von höchstens zwei Sekunden, in welchem sich der beleidigte Gentleman ein wenig in mir bäumte, saß ich neben dem ehrlichen Johann auf dem Bock, sah mit möglichster Unbefangenheit in die köstliche Gegend hinaus und wandte den Damen einen trotzigen Rücken zu."

Elimar hatte der Erzählung mit wachsendem Unbehagen zugehört.

„Jedenfalls hast du dich und mich arg kompromittiert," sagte er. „Ich stehe in Beziehungen zu der Hennerschen Familie, die mir sehr wert sind —"

„Nun natürlich führst du dieselben fort. Man wird deine fromme Unschuld doch nicht für meine Unart büßen lassen."

„Das läßt sich bestimmt nicht sagen. Ich werde mir allerdings Mühe geben, die Sache beizulegen. Vorstellen mußt du dich ja doch —"

Der Freiherr blieb stehen.

„Um Gotteswillen, Eli, keine geselligen Anknüpfungen!" sagte er nachdrücklich. „Ich bin hierher gekommen, abgesehen von meinen brüderlichen Gefühlen natürlich — um in euren Wäldern zu jagen, in euren Bächen zu fischen, mir Land und Leute zu betrachten. Aber der erste Versuch, mir einen konventionellen Lasso über den Kopf zu werfen, würde mich unfehlbar in die Flucht treiben."

Elimar wußte, daß auf diesem Punkt mit seinem Bruder schwer streiten war und ließ daher das Thema vorläufig fallen. Aber auch als er bei späterer Gelegenheit darauf zurückkam, hatte er kein Glück. Wolf blieb bei seinem Programm und ihm ward die undankbare Aufgabe zu teil, dasselbe gegen die Angriffe seines Mückenheimer Bekanntenkreises zu verteidigen.

Diese Angriffe waren ziemlich lebhafter Art. Man hatte sich auf die interessante neue Bekanntschaft gefreut, man hatte dieselbe nach Kräften gesellig auszubeuten gehofft und sollte sich nun an ein paar dürftigen Straßenbegegnungen genügen lassen! Freilich war der Freiherr ein Mann, der sich schon des Ansehens lohnte. Die frisch ausschreitende, kräftige Gestalt in bequemer grauer Joppe und hohen Stiefeln, mit der Flinte über dem Rücken und von einem großen Jagdhunde gefolgt, konnte so leicht niemand mißfallen. Aber, daß derselbe besagte graue Joppe zuweilen auch trug, wenn er nicht auf die Jagd ging, und dazu sogar aus einer kurzen Pfeife rauchte, war etwas, was doch gar zu sehr gegen die Etikette der gebildeten Gesellschaft verstieß. Und mehr noch als durch diese Aeußerlichkeiten fand man sich durch sein sonstiges Benehmen verletzt. Mochte er denn Mückenheim als Dorf betrachten und seine guten Röcke für anderwärts schonen — man war sich ja schließlich seines Wertes bewußt und würde sich auch darüber trösten. Was aber sollte man dazu sagen, wenn ein Mann, der in keinem anständigen Hause, nicht einmal im Schlosse seinen Besuch zu machen der Mühe wert fand, auf der Straße mit jedem beliebigen Bürger fraternisierte, mit dem Wirt zum „Roten Ochsen" plaudernd vor dessen Thür stand und mit der hübschen dreisten Lehrerlotte schlankweg über den Gartenzaun Gruß und Rede wechselte?

Die letztere, die Lotte nämlich, war ohnehin schon ein Stein des Anstoßes für die Mückenheimer Damen. Ein armes, fröhliches Ding, das sich seiner ihm von der Natur verliehenen Reize vielleicht ein wenig allzu deutlich bewußt war. Dem Freiherrn hatte ihre kecke jugendliche Anmut gefallen. Er erbat sich eine Rose von ihr, als er einmal auf seinem Spaziergang an ihrem Garten vorüber kam und sie hinter der Hecke an ihren Blumenstöcken beschäftigt sah. Unglücklicherweise mußte

Digitized by Google

gerade die Komteſſe mit Frau von Muſchwitz des Weges kommen. Sie verzog nur ein wenig den Mund, während jene nachher mit vollen Backen in die Poſaune blies. Der Freiherr grüßte die Damen artig, ohne ſich jedoch von der Hecke zu entfernen. Von da ab datierte man ſein „Verhältnis“ zu der Lehrerlotte, mußte ſich aber aus Mangel an deutlicheren Beweiſen auf ungewiſſe Vermutungen beſchränken.

Es war nur natürlich, daß Wolfs Charakter unter dieſen Umſtänden nach allen Seiten ſcharf interpretiert und auch Elimar gelegentlich für denſelben verantwortlich gemacht wurde. Wenn der ältere Bruder keine Lebensart beſaß, ſo mußte der jüngere ſie ihm beibringen. Er mußte ihm ſagen, wer man war und welche Rückſichten man zu fordern hatte.

Der unglückliche Elimar bekam unzählige mehr oder minder deutliche Stichelreden über ſeines Bruders Rückſichtsloſigkeit und Unkultur zu hören. Die kleine Elſe Schmerlitz nannte den letzteren geradezu einen „wilden Mann“ und fragte, ob er auch lebendige Hühner zu ſeinem Frühſtück verſpeiſe.

Nur Gräfin Eleonore erlaubte ſich keine Bemerkung und ſchien es nicht einmal gern zu ſehen, wenn in ihrer Gegenwart die Rede immer wieder auf den Freiherrn kam. Das kleine Abenteuer auf der Landſtraße ſchien ſie ganz vergeſſen und begraben zu haben, nachdem ſie Elimars wohlgemeinten, ſchüchternen Erklärungsverſuch durch ein paar kurze, gleichgültige Worte abgeſchnitten hatte. Selbſt die Muſchwitz wagte dasſelbe nicht zu erwähnen.

Sollte ſich Elimar nun ein ſolches Benehmen zu ſeinen Gunſten oder Ungunſten auslegen? War es Schonung oder Gleichgültigkeit gegen ihn ſelbſt? Er dachte zuweilen recht ernſthaft darüber nach. Seine heimliche Liebe für Eleonore begann ſeit kurzem in ein neues Stadium zu treten. Er hatte ſie bis dahin nur als eine ſüße thörichte Schwäche empfunden, jetzt begann ſie auf einmal als treibende Kraft ſich in ſeinem Herzen zu entwickeln.

Es hatten ſich neuerdings wieder Gerüchte über die unhaltbaren Verhältniſſe der Hennerſchen Familie verbreitet. Der Graf, hieß es, würde nicht abgeneigt ſein, bei dem erſten annehmbaren Gebot Schloß und Gut zu verkaufen, aber die Komteſſe widerſetzte ſich einem ſolchen Entſchluß aus einer Art abergläubiſcher Furcht, mit dem Aufgeben des alten Familienbeſitzes den letzten ſicheren Boden unter ihren Füßen zu verlieren und in eine unbeneidete dunkle Exiſtenz hinabzuſteigen.

Elimar begriff die Empfindungen des ſtolzen Mädchens und fühlte inniges Mitleid mit ihr. Aber es lag doch in alledem etwas, was ſeine eigenen ſchüchternen Hoffnungen belebte. Er ſah die Kluft der Verhältniſſe zwiſchen ſich und Eleonore geringer werden, er überſchlug ſein redliches Wollen und Können, er fragte ſich, ob die Wärme ſeiner Neigung nicht im ſtande ſein werde, die ihre zu entzünden, und ob ein ſicheres bürgerliches Dach ihr nicht Erſatz bieten könne für den ſorgengetrübten Glanz ihrer jetzigen Verhältniſſe.

Dem Freiherrn, der mit einer guten Beobachtungsgabe ausgeſtattet war, konnten dieſe innerlichen Vorgänge nicht entgehen. Er ſuchte Elimar abzuleiten und auf andere Gedanken zu bringen. Er forderte ihn auf, ſich an ſeinen Jagd- und Angelfreuden zu beteiligen, er erinnerte ihn an Berlin und an die hübſche blonde Geheimratstochter mit dem feinen Profil und dem ſittſam geſcheitelten Haar, der Elimar im vergangenen Winter den Hof gemacht haben ſollte. Aber nichts von allem verfing. Elimar ging immer eifriger und befliſſener nach dem Schloſſe hinauf und kam immer nachdenklicher und zerſtreuter zurück.

Eines Tages fand ihn Wolf in die Lektüre eines Buches vertieft.

„Was lieſt du denn da, Eli?“ fragte er.

„Goethe.“

„Das iſt ein weiter Begriff. Laß doch ſehen! Die natürliche Tochter — Wie kommſt du nur gerade zu der?“

„Zufällig. Aber da wir einmal dabei ſind, ſage mir Wolf: Glaubſt du, daß Eugenie den Gerichtsrat lieben wird?“

Der Freiherr ſah den Bruder mit raſchem, forſchendem Blicke an.

„Nein,“ ſagte er dann mit großer Beſtimmtheit. „Sie täuſcht ſich und ihn, indem ſie ihm eine ungegründete Hoffnung macht.“

Elimar legte das Buch verſtimmt bei Seite, „du urteilſt natürlich wie ein Ariſtokrat.“

„Wie ein vernünftiger Menſch, Eli, der zu ſein ich mich wenigſtens immer befleißigt habe. Sei auch du einmal vernünftig“ — Wolf ſah ihn dabei mit gewinnender Herzlichkeit an — „und denke dir den ungeſchriebenen ſechſten Akt zu dieſem Drama hinzu: Die ſtolze Eugenie

„eimkehr. Von Hugo Salmſon.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von D. Schleſinger in Stuttgart (E. Lecadre u. Co., Paris).

Digitized by Google

als Frau Gerichtsrätin ihres Mannes Hemden sortierend —"

„Nun," fiel ihm Elimar ins Wort, „Goethe, den du immer als besonderen Menschen- und Herzenskenner rühmst, scheint es doch nicht für ganz unmöglich gehalten zu haben. — Aber laß uns von etwas anderem reden. Wo warst du eigentlich heute nachmittag?"

„Im Schloß beim Grafen Henner."

„Du scherzest."

„Keineswegs. Ich hielt es nun doch an der Zeit, dem Grafen meinen Besuch zu machen. Die Komtesse ist auf ein paar Tage verreist, es war also zugleich eine gute Gelegenheit, meine Neugier in betreff der Guts- und Wirtschaftsverhältnisse zu befriedigen, deren Verwilderung man mir gar arg geschildert hatte. Aber in der That, diesmal hat Fama nicht übertrieben. Wenn da nicht bald eine tüchtige Ordnung schaffende Faust dazwischen fährt, so ist der Ruin des Gutes unvermeidlich."

Elimar interessierte sich nicht für diese ökonomischen Verhältnisse. Seine Gedanken nahmen einen andern Gang.

„Du wirst es nun aber nicht vermeiden können, auch der Gräfin deinen Besuch zu machen, nachdem du dich bei ihrem Vater eingeführt hast," sagte er nach einer Pause.

„Meinst du, Eli?"

„Ja, die bisherige Versäumnis ist schon merkwürdig genug."

Wolf überlegte. Es zuckte ihm etwas über das Gesicht, er öffnete die Lippen und — schwieg.

Endlich sagte er:

„Meinetwegen denn! Wenn es dir recht ist, so gehen wir in den nächsten Tagen auf das Schloß und machen der Schönen gemeinsam unsere Reverenz."

* * *

Es war Eleonorens Geburtstag. Elimar hatte schon in der Frühe einen prachtvollen Treibhausstrauß, den er aus einer berühmten Gärtnerstadt hatte kommen lassen, nach dem Schlosse geschickt und dafür eine Einladung zur Nachmittagsschokolade erhalten. Der ganze im Städtchen verstreut wohnende Hofstaat der Komtesse sollte sich zu derselben versammeln, und da man in Erfahrung gebracht, daß auch der Freiherr diese Gelegenheit zu seiner allerdings sehr verspäteten Einführung benutzen wollte, so herrschte keine geringe Aufregung und Spannung unter den betreffenden Damen.

Elimar machte sich rechtzeitig in feinster Besuchstoilette auf den Weg, um seinen freiwilligen Vasallenpflichten nichts zu vergeben. Wolf versprach ebenfalls eine schickliche Toilette zu machen und ihm zu folgen, sobald einige vorher notwendig abzuwickelnde Geschäfte es ihm gestatteten.

Es war aber doch schon ziemlich spät geworden, als er seine Wanderung antrat. Er war heute sehr in Gedanken und bemerkte es nicht einmal, daß der bis vor kurzem heitere Himmel sich finster umzogen hatte. Eine drückende Schwüle lag in der Luft, die Vögel saßen lautlos auf den Zweigen, nur von Zeit zu Zeit machte sich ein leiser Windhauch auf, wie um kommende Unbill zu verkünden.

Da plötzlich, als er kaum die Mitte des sanft ansteigenden, waldeingefaßten Schloßweges erreicht hatte, brach ein heftiges Unwetter los. In seinem leichten Gesellschaftsanzuge, ohne Schirm und Paletot, sah er sich in einer bedenklichen Lage. Er trat Schutz suchend unter eine große Eiche und hoffte dort wenigstens den schlimmsten Regenguß abwarten zu können.

Aber der Himmel schien gar keine Lust zu haben, sobald seine Laune zu ändern. Blitz und Donner machten sich nur aus weiter Ferne bemerklich, doch um so dichter und heftiger stürzte, rauschte und prasselte der Regen nieder. Die Zweige der alten Eiche waren bald nicht mehr im stande, ihn abzuhalten.

Da kam es tripp! trapp! des Weges mit festen, kleinen zierlichen Schritten. Eine muntere Singstimme versuchte sogar gegen Wind und Wetter zu kämpfen — Die Lehrerlotte! Hoch aufgeschürzt, den Strohhut am Arm, ein dreieckiges Tuch um den Kopf gebunden und über sich ausgespannt einen großmächtigen Regenschirm von blauem Kattun mit feuerroter Kante — so sah sie der Freiherr herankommen. Seine Stimmung belebte sich. Hier war vielleicht Hilfe in der Not.

Das scharfe Auge des Mädchens hatte ihn denn auch kaum unter seinem Baume entdeckt, als sie ihm munter zurief:

„Ei, Herr Baron, wenn Sie noch länger da stehen bleiben, so werden Sie windelweich werden. Unter meinem Dach ist Platz für zwei — kommen Sie geschwind."

Wolf ließ sich das nicht zum zweitenmale

Digitized by Google

sagen. Er trat rasch zu Lotten unter den Schirm, nahm ihr denselben aus der Hand und zog ihren Arm unter den seinen.

„Das nenne ich aber Gastfreundschaft am rechten Ort," sagte er, indem sie tapfer mit einander vorwärts schritten. „Wo wollen Sie denn eigentlich hin, Fräulein Lottchen?"

„Nach dem Schloß, eine Bittschrift abgeben an den Herrn Grafen. Er hat für die Lehrerwohnung zu sorgen und unser Dach ist schon lange defekt."

„Sorgt er nicht gut?"

„Ach bewahre! Man muß ihn zehnmal bitten und sich noch grob anfahren lassen. Es ist allemal ein saurer Gang."

„So nehmen Sie doch die Vermittelung der Komtesse in Anspruch. Damen pflegen freundlicher zu sein."

Lotte verzog ihren hübschen Mund zu einer kleinen Grimasse.

„Ach, die Komtesse! Ich habe nie zu ihren besonderen Lieblingen gehört und seit —"

„Seit —?"

„Seit der Herr Baron sich damals von mir die Rose schenken ließen und sie gar noch vor den Augen der Gnädigen in Ihrem Knopfloch befestigten, seitdem habe ich auch für meinen allerunterthänigsten Knix keinen Dank mehr von ihr bekommen."

Sie lachte und es war schade, daß der Freiherr seitwärts ging und die beiden Reihen blitzender kleiner Perlzähne nicht sehen konnte, welche dabei zum Vorschein kamen. Aber es flog auch ohnedies ein Lächeln heiterer Befriedigung über sein Gesicht. „Ich gehe auch nach dem Schloß," sagte er, „und wenn Sie mich bis dahin unter Ihrem Schirm gütigst geleiten wollen, so will ich die Bittschrift statt Ihrer abgeben und Ihnen einen guten Erfolg im voraus garantieren."

Lotte war es wohl zufrieden, sich eines fatalen Geschäftes in so billiger Weise zu entledigen. Sie gab dem Freiherrn die Schrift und hing nun mit erleichtertem Herzen um so fester und vertraulicher an seinem Arm. Allerlei lustige Schnurren wußte sie ihm dabei aus ihrem einfachen Leben zu erzählen. Auch daß die Liebe ihren versteckten kleinen Zauber bei ihr im Spiel habe und ein hübscher feiner Kommis aus der Nachbarstadt — ja, da waren sie schon am Ziel! —

Indessen hatte man oben im Schlosse den Freiherrn bereits mit einiger Ungeduld erwartet. Die festlich geschmückte Geburtstagsgesellschaft war in Eleonorens Salon und dem dazu gehörigen Erker versammelt, welcher nach dem Schloßweg hinauslag. Kuchen und Schokolade waren serviert, die Geburtstagsgeschenke genügend bewundert worden, der übliche Gesprächsstoff fing an sich zu erschöpfen.

„Nun könnte er aber doch endlich kommen!" sagte die kleine Schmerlitz, ihre Ungeduld nicht länger zügelnd, und sprach damit eigentlich nur aus, was in den Gesichtern der andern schon lange zu lesen war.

Eleonore atmete bei diesen Worten wie aus beklommener Brust. Sie sowohl wie Elimar hatten sich den ganzen Nachmittag in einer wunderbaren Verfassung befunden. Aeußerlich unter den Gästen anwesend, waren sie doch im Herzen mit so ganz andern Dingen beschäftigt gewesen. Elimar zumal fühlte sich wie in eine traumhafte Sphäre entrückt. Zum erstenmale hatte er bei Eleonoren Anzeichen wahrgenommen, die seines Herzens Hoffen belebten. Sie hatte bei seinem Kommen rasch und errötend nach der Thür gesehen, sie hatte seinen Glückwunsch mit einem leisen Händedruck erwidert, sie hatte seinen Strauß wiederholentlich mit sinnendem Blicke betrachtet. Wie sollte ihm da nicht das Blut in den Kopf steigen und das lang zurückgehaltene Geständnis ihm, wenn auch noch nicht auf die Lippen, so doch in die Augen treten? Eleonore mußte diese Sprache verstehen. Und sie hatte ihm nichts zu verweisen? Er zitterte fast, indem er es dachte. So nahe war er seinem Ziel gewesen, ohne es selbst zu wissen? —

Plötzlich entstand im Erker ein auffallendes Kichern und Flüstern, die Köpfe der jungen Mädchen drängten sich eifrig an die Fensterscheiben heran.

„Das ist zu komisch," sagte die eine.

„Ich finde es schamlos," entgegnete halblaut die andere.

Else Schmerlitz klatschte ausgelassen in die Hände. „O liebe Gräfin, das müssen Sie sehen! Der fürchterliche Regenschirm und — das seltsame Pärchen darunter."

Eleonore war in halb mechanischer Neugier zu den andern ans Fenster getreten. Sie kam eben recht, um zu sehen, wie der Freiherr sich von der Lehrerlotte mit einem Händedruck verabschiedete. Er dankte ihr für sicheres Geleit und sie antwortete ihm mit einem ihrer

Digitized by

dreisten schelmischen Blicke. Von oben, wo man die Worte nicht verstand, sah sich das ziemlich gefährlich an.

Elimar, welcher der Komtesse über die Schulter sah, war bei diesem unvermuteten Anblick bis über die Stirn errötet. Er kannte des Bruders ungenierte Art, aber er wußte auch, wie man in diesem Kreise nach allem Vorhergegangenen eine so gröbliche Verletzung der guten Sitte beurteilen würde und fühlte sich über Wolfs Takt- und Rücksichtslosigkeit aufs äußerste erbittert. Dennoch war er weit entfernt, die Wirkung zu ahnen, welche ihm die nächsten Minuten offenbaren sollten.

Mit sprühenden Augen trat Eleonore wieder aus dem Erker heraus. Einen Augenblick sah sie sich wie rat- und sprachlos im Zimmer um. Dann drückte sie mit nervöser Hast auf eine silberne Glocke.

Ein Diener erschien.

„Wenn der Freiherr von Roden nach mir fragt — ich bin nicht für ihn zu sprechen."

Die Worte wurden scharf und klar vor allen Anwesenden hervorgestoßen. Elimar trat tief bestürzt an die Gräfin heran:

„Eleonore, er ist mein Bruder!" sagte er, sich selbst vergessend.

Ein Blick maßlosen Erstaunens war die Antwort. Sie kehrte ihm kalt den Rücken und sagte zu dem harrenden Diener:

„Worauf warten Sie noch?"

„Ich wollte nur melden, daß der Herr Baron bloß nach dem Herrn Grafen gefragt haben und auch sogleich vorgelassen worden sind. In Geschäften, wenn ich recht verstanden habe."

„Es ist gut, Sie können gehen."

Eleonore stöhnte förmlich auf. In Geschäften! Das Wort hatte für sie schon lange einen unheimlichen Klang. Es war gleichbedeutend mit Mahnungen, Kaufgeboten, Prozessen. Aber was konnte der Freiherr —? Ein Gedanke durchblitzte sie. Wenn er es wagte — er — Elimar hatte schweigend seinen Hut genommen. Es war zwar nur ein einziger Blick der Geliebten gewesen, der ihn getroffen hatte, aber dieser Blick war wie ein eisiger Hauch über die blühenden Felder seiner Hoffnung gegangen. Er sah mit einemmale ganz klar. Ein Spielzeug, ein Zeitvertreib war er für Eleonoren gewesen, aber nicht einmal den Bruder seinetwegen zu schonen, hatte sie für nötig gefunden.

„Sie wollen fort?" fragte Eleonore zerstreut.

„Gnädige Gräfin werden selbst einsehen, daß ich nicht bleiben kann, wo man meinem Bruder den Empfang verweigert."

Er verbeugte sich Abschied nehmend vor den anwesenden Damen.

„Nun bekommen wir keinen Baron und verlieren unsern liebenswürdigen Amtsrichter," sagte Else Schmerlitz fast weinerlich, nachdem sich die Thür hinter Elimar geschlossen hatte. „Ich wollte, daß ich den abscheulichen Regenschirm niemals gesehen oder doch meinen Mund darüber gehalten hätte."

Eleonore gab sich Mühe, ihre Fassung wieder zu gewinnen und die gestörte Stimmung in der Gesellschaft herzustellen. Sie forderte eines der jungen Mädchen zum Singen auf und beorderte Frau von Muschwitz nach dem Wetter zu sehen, ob dasselbe noch einen späteren Spaziergang auf die Terrasse hoffen ließe. Aber die zitternde Aufregung, in der sich ihre ganze Seele befand, blickte immer wieder durch die zur Schau getragene Gelassenheit hindurch und wirkte auch auf die Gäste beunruhigend zurück.

„Der gnädige Herr Graf mit dem Freiherrn von Roden," meldete der Diener, der unter dieser unvorhergesehenen Konjunktur nicht gewagt hatte, den ihm von der Komtesse gewordenen Auftrag zu vollziehen.

Eleonore hatte nicht Zeit zu antworten. Schon stand der Vater mit dem Gaste vor ihr.

„Ich stelle dir hier den neuen Besitzer von Hennersburg vor, Eleonore."

Sie war tief erblaßt.

„Ich habe es seit einer halben Stunde geahnt," sagte sie, den Freiherrn mit einem festen Blicke betrachtend. Er gab ihr denselben forschend zurück.

Der Graf wurde von allen Seiten mit Ausrufen der Teilnahme und des Erstaunens bestürmt. Wie das nur möglich wäre! Und wie man ihn und die teure Komtesse vermissen würde! Er war liebenswürdig und aufgeräumt oder gab sich doch wenigstens den Anschein, das letztere zu sein. Er neckte die jungen Damen, daß sie den grauköpfigen Nachbarn nicht ungern gegen einen jungen galanten vertauschen würden.

„Na, was die Galanterie betrifft —!" meinte Else Schmerlitz, indem sie mit einem

Digitized by Google

ſehr bedenklichen Blick nach der Stelle hinüber ſah, wo ſie den neuen Schloßherrn vermutete.

Dieſer aber hatte inzwiſchen Eleonoren veranlaßt, mit ihm in den von der übrigen Geſellſchaft verlaſſenen Erker zu treten. In tiefer Erregung ſtanden ſich die beiden gegenüber.

„Sie zürnen mir, Komteſſe, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht," begann Wolf mit gedämpfter, aber männlich klangvoller Stimme. „Der heutige Akt ſieht einer Ueberrumpelung ſehr ähnlich. Aber Ihr Herr Vater hat es nicht anders gewollt."

„Er fürchtete meinen Widerſpruch, und da mußten Sie ihm natürlich behilflich ſein, denſelben zu umgehen. Warum auch nicht?" antwortete Eleonore mit unverhülltem Hohn.

Ein ernſter Schatten flog über ſein Geſicht.

„Eleonore, wenn Sie mich doch nicht immer verkennen wollten! Nicht um die Welt würde ich etwas thun, was Ihnen zum Schaden gereichte. Sie ſträubten ſich gegen den Verkauf des Gutes, Sie glaubten dadurch nicht nur aus dem heimatlichen, ſondern überhaupt aus dem Ihnen zukommenden Boden entwurzelt zu werden. Niemand wird dieſe Gefühle beſſer verſtehen und würdigen, als ich. Aber bedenken Sie die Situation. Wenn ich heute Hennersburg nicht gekauft hätte, ſo würde es in ein paar Wochen dem erſten beſten Makler in die Hände fallen."

„Möchte es das!" rief Eleonore, durch die ruhige ſachgemäße Vorſtellung nur noch mehr aus der Faſſung gebracht. „Der erſte beſte Makler würde mir als Käufer willkommener geweſen ſein, als Sie. Haben Sie denn keinen andern Maßſtab für Ihr Thun als die elende kümmerliche Berechnung? Wir waren arm und verſchuldet, alſo vogelfrei auf unſerem angeerbten Beſitz. Stand es aber Ihnen darum zu, uns aus demſelben zu vertreiben? Jeder andere hätte es gedurft, ohne Ritter- und Menſchenpflicht zu verletzen. Sie aber, Wolf — Sie durften es nicht! O wie ich Sie haſſe!"

Von ihrer Leidenſchaft überwältigt, war ſie auf einen Stuhl geſunken. Ueber Wolfs Züge aber ging es plötzlich wie ein leuchtendes Verſtändnis. „Und wie ich Sie liebe, Eleonore!" ſagte er, ſich auf ein Knie vor ihr niederlaſſend, mit einer Weichheit und Innigkeit des Tones, die man ſeiner markigen Stimme niemals zugetraut haben würde.

* * *

Es war wenige Stunden ſpäter. Der Himmel hatte ſich entwölkt und der Mond ſah voll und friedlich auf Berg und Thal, auf Schloß und Wald und auf die kleine Stadt am Fuße des Waldes hernieder.

Elimar ſaß in der Stube vor der noch unangezündeten Lampe. Er barg das Geſicht in den Händen, nicht einmal der Mond brauchte die jämmerliche Enttäuſchung zu ſehen, die ſich in ſeinen Zügen malte.

Da fühlte er eine warme Hand auf ſeiner Schulter.

„Elimar, alter Junge, gräme dich doch nicht um eine zerplatzte Seifenblaſe! Sieh, die Welt iſt voll hübſcher, liebenswürdiger Mädchen, und wenn du nur erſt wieder in Berlin oder in einer andern größeren Stadt biſt — und wir wollen ſchon ſorgen, daß dies bald geſchieht — ſo wirſt du nur die Wahl haben. Aber die Lore Henner hätte nimmer für dich gepaßt. Sie iſt ſtolz und leidenſchaftlich und — eigentlich auch zu alt für deine jungen Jahre. Für mich aber iſt ſie die eine, die einzige, die ich je in meinem Leben geliebt. Und wenn ich mich heute mit ihr verlobt habe —"

„Du haſt dich mit Eleonore verlobt?" rief Elimar voll unbeſchreiblichen Staunens.

„Ja, Eli, es ging wirklich nicht anders. Wir haben uns ſieben Jahre geliebt und ſieben Jahre ein grauſames Necken und Verſtecken miteinander getrieben. Wie und warum? Das ſind ſo ſeltſame Launen der Menſchennatur, die ich dir ein andermal erkläre. Doch was half es, daß ich zuletzt bis in die afrikaniſche Wüſte vor meinem launiſchen Fatum entfloh? Ich kam ja doch wieder zurück und hier in dieſer unbekannten kleinen Gebirgsſtadt mußte es mich ereilen."

Elimar ſtand auf und reichte dem Bruder die Hand.

„Ich wünſche dir Glück, Wolf, und ich denke, es ſoll unſere Freundſchaft nicht ſtören. Jetzt aber laß uns zur Ruhe gehen. Es gibt Dinge, die der Menſch für ſich allein niederkämpfen muß."

Digitized by Google

Herbst.

Von

J. Trojan.

O, wie so lustig die Welt,
Herbstliches Gold in den Zweigen,
Lasset den Drachen jetzt fliegen,
Leer ist geerntet das Feld.

Prangend mit Früchten der Baum,
Breitet die schimmernden Aeste,
Ladet gemüthliche Gäste
Hoch in den sonnigen Raum.

Wanglein und Aepfel so rot',
Lüfte so klar und so milde,
Leise doch auf dem Gefilde
Küsset die Blumen der Tod.

Zu Schutz und Trutz.

In der Kunst, sich und andren das Leben zu verbittern, leistet die Menschheit das denkbar Mögliche und foltert und martert die armen Geschöpfe mit einer ausgesuchten Grausamkeit, die einem spanischen Inquisitor alle Ehre gemacht haben würde. Ich denke dabei nicht an die Radikalmittel, mit denen das sehr ehrengeachtete Schicksal uns zu kurieren versucht: an Existenzsorgen, oder unglückliche Liebe, die angeblich schon manchem das Herz gebrochen, nicht an die Qualen des Ehrsüchtigen, in dessen Sonne ein Mächtigerer tritt, nicht an den Jammer des Himmelanstrebenden, der bis über die Kniee im Schlamme waten muß — an alles das nicht, wohl aber an jene tausend und abertausend Nadelstiche, angesichts derer ich im Zweifel bin, ob nicht tief einschneidende Unglücksfälle mit raschem hilflosen Verlauf als kleinere Uebel zu betrachten sind. Am meisten hat hierbei das Ohr zu leiden, durch dessen Pforte alle möglichen Folterinstrumente eingeführt werden, um das arme überangestrengte Gehirn auch noch zu quälen. Schlechte Gerüche kann man verbannen, die Augen wegwenden von dem, was sie kränkt, stehen lassen, was einem nicht schmeckt, unberührt lassen, was zu fühlen einem unangenehm ist — aber dem Ton, dem Geräusch kann man nur selten entfliehen und der dickste Baumwollenpfropfen ist auf die Dauer nur eine unhaltbare Festung. O Zeitalter der Telephone und Mikrophone und des geschwätzigen Phonographen, dir wäre besser gewesen, du hättest mit deinem Erfindungsgeist ein Imprägnirungsmittel erfunden, das Wände undurchdringbar macht und die Schallwellen schon vor dem Ohr sich verlaufen läßt. Gegen diese Wände wäre noch ein besonders kräftiges Wörtlein zu reden, gegen diese jammervollen modernen Zinshäuser, bei denen man nachts im Parterre geweckt wird, wenn im fünften Stock ein Kind nießt — aber mein Ziel ist diesmal ein anders, mein Trutzruf gilt — — dem Kinderspielzeug. Warum so erstarrt? Es sind freilich keine Bemerkungen zu machen über explosible Stoffe, giftige Farben oder gefahrdrohende Mechanismen, davor schützt uns und unsere Kinder meistenteils die Polizei; der Bannstrahl zielt vielmehr auf alle die ohrenzerreißenden Instrumente, mit denen uns die Spielwarenindustrie beglückt hat. Es braucht gar nicht einmal Jahrmarkt gewesen zu sein, um alle Furien einer regelrechten Katzenmusik loszulassen vom Brummteufel bis zur Trommel, von der Pfeife bis zur krächzenden Schnarre. Die Zeiten, in der hoffnungsvolle Musiktalente der Familie auf einem mit Seidenpapier belegten Kamme die ersten bewunderten Exerzitien machten, sind vorüber, dafür findet man fast überall, wo Kinder sind, ein ganzes Orchester möglicher und unmöglicher Instrumente. Ich bin so beneidenswert nur ihrer drei im Hause zu haben, aber auch dieses Trio bringt leider recht Beachtenswertes zu Tage. Sobald der Sohn des Hauses im untersten Stock auf einer unvollkommenen Ziehharmonika die Treu und Redlichkeit musikalisch und zugkräftig übt, entlockt eine angehende Abcschützin unter mir die musterhafteste Disharmonie auf einem Glasklavier, während über mir der dritte hoffnungsvolle Sprößling sich den etwas verbrauchten Luxus der Occarina gestattet. Mag nun auch nicht überall das Orchester gleich reich besetzt sein, so fehlt es doch kaum irgendwo, wo Kinder sind, an derartigen Genüssen, die vielleicht die Eltern ergötzen mögen, für Fremde aber geradezu unerträglich sind. Wird doch schon dem Baby in der Wiege mittels der berüchtigten Klapper der erste Beweis von der Harmonielosigkeit der Welt beigebracht. Den kleinen Wesen ihre Freude zu verkümmern, ist gewiß nicht Absicht dieser Zeilen, aber würde denn irgend ein die gebildeten Ohren der Nachbarschaft weniger verletzendes Spiel ihnen geringere Freude machen? Jeder sollte es zunächst im eigenen Kreis als ein Gebot der Nächstenliebe ansehen, diesem geräuschvollen Unfug zu steuern; der Einfluß der Lehrer es zu ermöglichen suchen, die Straßen von solchem Lärmen frei zu halten, wir haben auch ohne dieses an Geräuschen aller Art gerade genug zu leiden, so daß man des Oeftern jeden Tauben als einen Glücklicheren beneiden möchte.

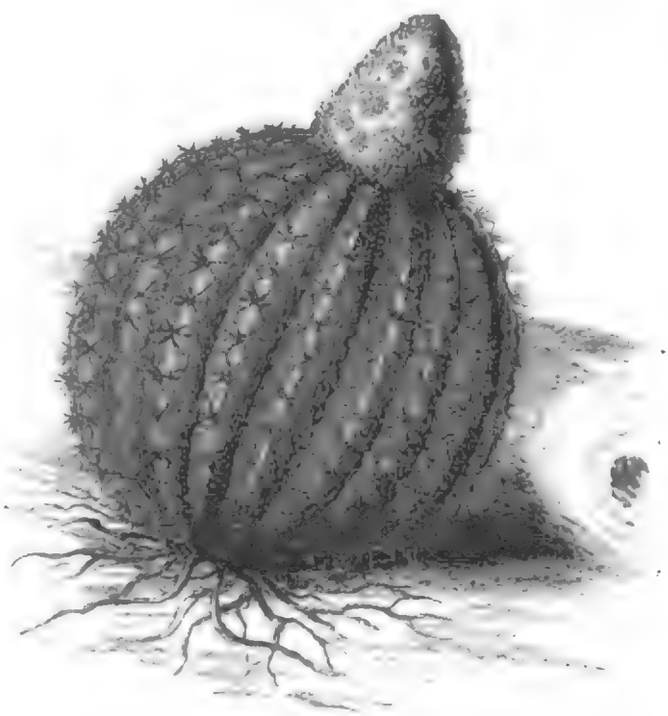
Digitized by Google

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Zimmerpflanzen und Kakteen im Winter.

Bei beginnendem Herbste soll man seine Pfleglinge aus der Pflanzenwelt von Neuem aufstellen, einige, die härteren, im kalten Raume, andere im warmen Zimmer, wo man sie auf dem Blumentische geschmackvoll gruppiert, etwa wie unser Bild es deutlich macht, und nahe dem Fenster plaziert, wo man, den Tisch öfter drehend, jeden Tag andere dem Licht zuwendet; die kleineren Pflanzen stellt man zwischen den Doppelfenstern auf, wo sie durch, an der Außenseite angebrachte, Vorrichtungen gegen etwaige harte Nachtkälte geschützt werden können.



Melocactus communis.

Im allgemeinen wird im Zimmergarten während des Winters wenig gegossen, doch soll der Wurzelballen kaum jemals ganz und gar austrocknen, und werden Wasserpflanzen auch jetzt noch verhältnismäßig naß zu halten sein. Wir empfehlen, die Erde nach der Mitte des Topfes oder Kübels um den Stamm der Pflanze herum ein wenig zu erhöhen, um das Innere des Ballens mehr trocken, das Aeußere mit den allein zehrenden Faserwurzeln mehr feucht zu erhalten; übrigens gieße man nicht eher, als bis die Oberfläche wirklich trocken geworden ist. Bei Wurzelballen, die nie austrocknen, ist der Wasserabzug verstopft; man nehme dann die Pflanze vorsichtig aus dem Topf, reinige das Abzugsloch und bedecke es mit einem oder mehreren Scherben; gewöhnlich wird jetzt auch ein regelrechtes Verpflanzen und eine Erneuerung der versauerten Erde gute Dienste leisten.

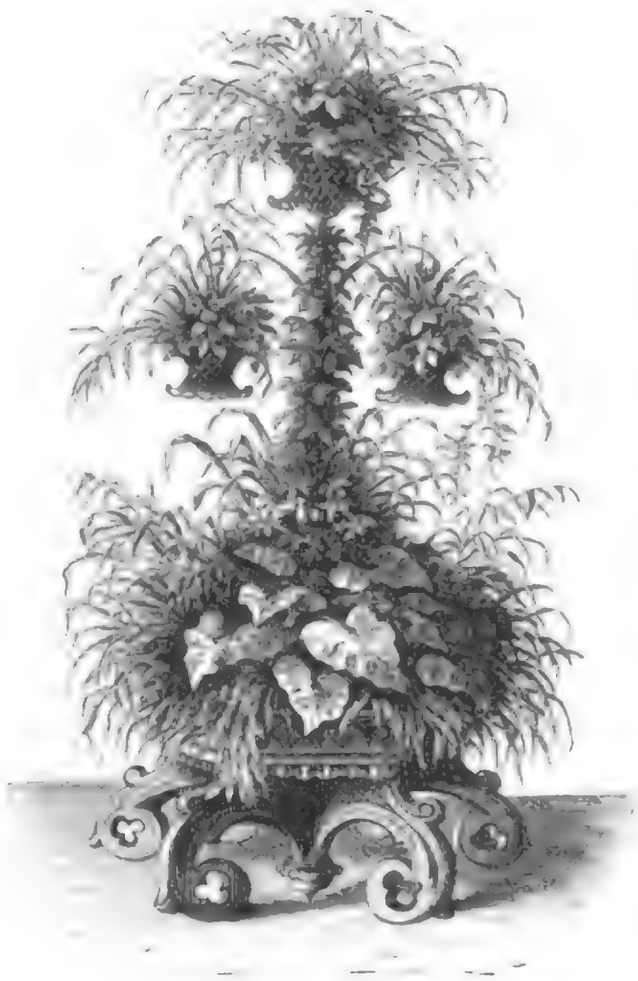
Die Zimmerpflanzen bedürfen zuweilen frischer Luft, Zugluft aber suche man stets zu vermeiden; man überspritze auch die Blätter dann und wann und wische den Staub mit einem trockenen und weichen Schwamme ab — das oft empfohlene Abwaschen würde den Schmutz in die Poren drücken, diese verstopfen und dadurch das Atmen der Pflanzen unmöglich machen; auch lockere man mit einem Hölzchen den Erdboden öfter auf, um das Austrocknen zu befördern, beseitige Moos, gelbe Blätter und alles Ungeziefer.

Von letzterem sind besonders folgende gefährlich: die rote Spinne (Acarus telarius), die namentlich im trockenen Zimmer mit ihrem feinen Gewebe die Blätter überzieht, sie ansticht und aussaugt; man wasche sie mit einem feinen Schwamme ab, den man in eine Wasserlösung von schwarzer Seife getaucht. Die Blattläuse (grüne Aphis) finden sich meist auf den Spitzen geilgewachsener Zweige ein; diese schneidet man am einfachsten weg und verbrennt sie mit den Läusen. Wo es nicht angeht, da reinigt man die Pflanzen mittels eines Pinsels und Seifenwasser oder verdünnter Insektenpulver-Tinktur, oder mit der von dem berühmten Chemiker Reßler zusammengestellten Mischung, die man sich nach folgendem Rezept beim nächsten Apotheker herstellen läßt, oder die man sich in der Löwenapotheke in der Jerusalemerstraße Nr. 16 zu Berlin fertig kauft: Man verdünne 40 Gramm Schmierseife, 60 Gramm Tabakextrakt, 50 Gramm Fuselöl und 2 Deziliter Weingeist mit Regen- oder Flußwasser auf 1 Liter, und zwar in folgender Weise: die Schmierseife wird an die innere Wand eines Glases gestrichen, dieses letztere mit Wasser gefüllt und stehen gelassen; die Seife löst sich so sehr leicht, weil die gelösten Teile sich immer nach unten senken. Diese Lösung wird dann mit den übrigen Stoffen gemischt und mit Wasser auf ein Liter verdünnt. Mit dieser Mischung, die beinahe ganz geruchlos ist, betupft man vermittels des sparsamen Nähmaschinenölers oder eines feinen Pinsels die Läuse, die sofort davon sterben, ohne daß die Pflanze davon leidet. Selbstverständlich muß die Flüssigkeit vor dem Gebrauch umgeschüttelt werden. Die Schildläuse (Coccus), deren Weibchen sich wie Schilder an die Pflanzen heften, denen sie an Blättern und Stengeln den Saft aussaugen, entziehen sich wegen ihrer den Pflanzen zuweilen ganz gleichen Farbe oft der Beobachtung, sollten aber bei naturgemäßer Pflege eigentlich nie vorkommen; sie lassen sich durch Abwaschen mit Seifenwasser, von lederartigen Blättern durch eine weiche Bürste leicht vertilgen; feinere Gewächse legt man während 24 Stunden in nicht zu kaltes Wasser, das mit einer Abkochung von Tabaksblättern vermischt wurde; die toten Tiere entfernt man dann

Digitized by Google

durch Abwischen mit einem weichen Schwamme. — Die schwarze Fliege (Thrips haemorrhoidalis) saugt die Blätter auf der untern Fläche an und wird vertilgt durch Abwaschen mit Tabaksdekokt, ¼ Kilo Tabaksblätter in 1 Liter Wasser, oder mit 300 Teilen Wasser in 1 Teil Insektenpulver-Tinktur. — Durch Bepudern mit Schwefel, Abwaschen u. dergl. vertilgt man den Kanker oder die Webermilbe (Trombidium telarium), welche die Pflanze mit einem filzartigen Gewebe überzieht. Die Kellerassel (Oniscus asellus), die Stengel und Blattstiele anfrißt, wird in ausgehöhlten Kartoffeln gefangen. — Den Regenwurm (Lumbricus terrestris) treibt man aus den Töpfen, wenn man diese bis zwei Drittel ihrer Höhe in 40° R. warmes Wasser einsenkt; auch durch anhaltendes Anklopfen bringt man sie empor und kann sie dann vertilgen.

Zu den interessantesten Zimmerpflanzen gehören die Mitglieder der Familie der Kakteen; sie sind meist von der Hochebene Mexikos zu uns gekommen und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit der Formen und durch ihre zahlreichen niedlichen oder auch großen und prachtvollen Blüten vor andern Gewächsen vorteilhaft aus. Sie werden gewöhnlich im warmen Zimmer oder warmen Gewächshause gezogen, wo sie aber viel von Ungeziefer und Krankheit heimgesucht werden und dann nur selten in Blüte kommen.



Arrangement eines Blumentisches.

Wir empfehlen dagegen, sie im Sommer in ein frei gegen Süden gelegenes sonniges Beet mit sandiger Heide-, Mistbeet- und Lauberde auszupflanzen oder sie hier in Töpfen mit eben solcher Erdmischung aufzustellen, ihnen auch reichlich Wasser, zuweilen selbst mit ein wenig Guano, zu geben und sie im Winter auf der hellsten, aber auch trockensten Stelle des kalten Zimmers oder kalten Gewächshauses aufzustellen und sie hier ganz trocken zu halten.

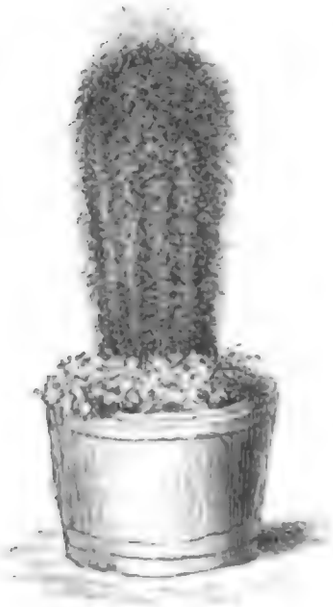
Die Vermehrung sämtlicher Gattungen dieser Familie kann durch Samen geschehen, die man in Schalen mit sandiger Erde und reinem Sand als Oberfläche dünn ausstreut, nur schwach bedeckt und halbwarm aufstellt, wonach sie in 10—14 Tagen aufgehen werden. Eine andere Vermehrung ist die durch Schößlinge und Stecklinge; sie geschieht vom März bis September auf Bodenwärme, am besten zur Zeit des vollen Wachstums. Die Stecklinge müssen, seien es Sprossen-, Zweig-, Wurzel-, Warzen- oder Blättersteckinge, nach der Trennung von der Mutterpflanze einige Zeit zum Abtrocknen der Wunde an der Luft liegen bleiben, ehe sie in den Sand ganz flach gesteckt und, damit sie feststehen, durch 2—3 Stäbchen gestützt werden. Die meisten Arten der Gattung Mammillaria können durch Warzen vermehrt werden, die man an ihrer Basis herausschneidet, im Schatten abtrocknet, in einen Napf mit sehr sandiger Mistbeet- und Lauberde mit wenig Lehm setzt, etwas festdrückt, mit einer Glasglocke bedeckt und in ein warmes Mistbeet stellt. Wenn nötig, überspritze man den Napf mit den Stecklingen ein wenig und lockere die Erde zuweilen auf, damit die sich bildenden Wurzeln leicht eindringen können. Nach etwa vier Wochen wird eine Wurzel sich zeigen und ein junger Trieb wächst in nächster Nähe heraus, der bald eine vollständige Pflanze bilden wird.

Die Veredlung wird bei den Gattungen Cereus, Epiphyllum u. a. angewendet, namentlich bei letzterer, die, ursprünglich Schmarotzerpflanze großer Bäume, einen kriechenden oder hängenden Habitus besitzen, durch den sie, auf Pereskia aculeata Mill. kopuliert oder auf Cereus speciosissimus DC. gepfropft, zu hängenden Stamm- oder Trauerbäumchen werden, die mit ihren im angetriebenem Zustande, also im warmen Raume, im Winter erscheinenden prachtvoll roten Blüten eine reizende Erscheinung sind. Zu diesem Zweck wird ein Blattglied des Epiphyllum wie ein Pfropfreis zugeschnitten, in die gespaltene Unterlage eingesetzt und durch eine Stecknadel festgehalten. Beim Kopulieren wendet man die gewöhnlichen Handgriffe an.

Die Gattungen der Kakteen sind alle schön, jede in ihrer Weise, die Mammillaria Haworth. Malacocarpus Salm, Echinocactus Link et Otto, Echinocereus Englm., Epiphyllum Pfeiff., Cereus Haw. u. s. w. Unter letzteren zeichnen sich besonders aus: C. Ackermanni H. Ber., coccineus Salm, flagelliformis Mill., bekannt unter dem Namen Schlangengewächs, grandiflorus Mill., die

Digitized by Google

Königin der Nacht, die gewöhnlich ihre schön duftenden Blüten nur in der Nacht entfaltet, aber, am Tage des voraussichtlichen Aufbrechens in den Keller gestellt, auch am andern Tage blühen wird; die Cereus phyllanthoides DC. (Cactus alatus), speciosissimus DC. mit großen purpurviolett schimmernden Blumen, C. hypogaeus Weber mit brauner Blumenröhre; die Blumenblätter sind blaßpurpurn und am Rande gelb; die Bastarde C. Maynardii. Jankinsoni u. a.; Melocactus communis Link et Otto, der Melonen-Kaktus; Pilocereus Dautwitzi Seitz. und Pilocereus senilis Lem. sind bekannt als Greisenhaupt-Kaktus; die dichte, spinnenwebenartig anliegende Behaarung, aus welcher die hellgelben, 2 bis 5 cm langen Stacheln hervortreten, zeichnet namentlich P. Dautwitzi vor allen andern aus, während bei P. senilis die ganze Pflanze durch die weißen Haare eingehüllt wird.[1])



Pilocereus Dautwitzi.

Trachten der Zeit.

Gang durch eine Ausstellung.

Von Ida Barber.

Im Laufe der letzten Jahre haben die größern Modefirmen, die da und dort stattfindenden Industrie-Ausstellungen reichlich beschickt; Berlin hatte sogar im letzten Jahre eine separate Kostümausstellung, in München veranstaltet gegenwärtig Alfred Thiel, der Herausgeber der Blätter für Kunst in der Mode eine eigene Modeausstellung, auch die Triester Exposition bietet viel des Neuen und wahrhaft Schönen, von dem ich den geehrten Leserinnen heute berichten möchte. — Zwar haben nicht viele Modefirmen ausgestellt, einige Wiener und Triester Häuser sind indes durch überraschend schöne Fabrikate vertreten, die in den glänzend ausgestatteten Schaukästen die Bewunderung der Damenwelt erregen.

Wir sehen Kleider, Mäntel, Mantillen, Hüte, Korsetts, Waschgegenstände, Rüschen, Spitzen, Federn, Blumen, Stickereien, Posamenterieen, Knöpfe — kurz alle zum Kostümfach gehörigen Artikel in denkbar elegantester Ausführung.

Besondere Aufmerksamkeit erregen die von dem Triester Hause Figli di Luigi Leban ausgestellten Kleider, Mäntel und Wäschgegenstände, die in bezug auf stilvolle Ausführung und feinen Geschmack den besten Pariser und Wiener Fabrikaten vollkommen ebenbürtig erscheinen. Da z. B. (Figur 1) eine aus feinstem rosendurchwebten Damast-Velour gefertigte Diner-Toilette, die mit rotem Atlas und feinen Posamentierbordüren, Fransen von Irisperlen und Spitzen garniert ist. Die Schleppe ist mit vielem Chic gearbeitet, reich gepufft, doch so, daß man kaum weiß wie die wellenartig sich deckenden Falten ineinander übergehen. Die Dekoration der Taille und Aermel ist eine durchaus geschmackvolle, reich und elegant ohne überladen zu sein. Es ist dies eine Eigenschaft, die im Allgemeinen den von Leban ausgestellten Kostümen eigen zu sein scheint.

Figur 2 zeigt uns z. B. eine auch in diesem Genre gehaltene aus hellblauem Taffet gefertigte Empfangstoilette, die sehr apart mit weißem Dentelles de Saxe verziert ist. Der Rock ist bis oben hinauf mit Volants gedeckt, die Taille mit Brandenbourgs besetzt, eng anliegend und wie der Schoß mit Spitzen abgegrenzt.

Einfach doch sehr kleidsam ist eine (Figur 3)

Fig. 1.

aus modegrauem Vigogne gefertigte Besuchstoilette, die mit breiter, eine Schärpe bildenden Stickerei drapiert ist. Etliche Straßenroben aus karriertem Surrah und glattem Satin, aus dunklem mit

[1]) Die Firmen Haage & Schmidt in Erfurt und H. Hildemann in Berlin N, Schulstraße 41, haben ein großes Sortiment Kakteen vorrätig.

Digitized by Google

Seidensamt und Ecru-Stickereien garnierten Kaschemiere sind eine Genre Pompadour gefertigt und scheinen sich sowohl für schlanke, wie korpulente Damen trefflich zu eignen. Die Mäntel-Ausstellung vorgenannter Firma macht uns schon mit einigen Winter-Konfektions vertraut, die, da sie viel kopiert und nachbestellt werden, vielleicht nicht ohne Einfluß auf die im Winter giltige Tracht sein dürften. Figur 4 zeigt uns einen aus schwarzer Sizilienne gefertigten mit Posamenterieen und Skunks besetzten eng anliegenden Mantel, dessen Garnitur hinten weit aufgebauscht ist, um der demnächst unumgänglich nötigen Tournüre Raum zu gewähren, Figur 5 ist ein aus braunem Velours frappé gefertigtes, durchweg soutaschiertes Mantelet, in der That ein kunstvoll gefertigtes Toilettenstück, das in diesem Genre kaum schöner gedacht werden kann. —

Neu und apart sind auch die dort ausgestellten Hüte. Wir sehen viel gerauhte, farbige Filzfaçons in rosa, hellblau, russisch grün, modegrau. Samt und Peluche-Capotes sind zumeist mit abstechenden Federn geputzt, ein in Fächerform gearbeiteter grauer Velours Hut mit rosa Marabouts, eine aus hochrotem Samt gefertigte Façon Niniche mit weißen Straußfedern, Garibaldiformen in dunkelblau oder braun mit goldgelben Reiherbouketts. Ueberraschend schön in

Fig. 3. Fig. 2.

Fig. 5. Fig. 4.

bezug auf Farbenwirkung, Ausführung und Stoffwahl ist ein aus mattgrauem Seidensamt gearbeiteter anliegender Hut, dessen Diadem und äußerer Rand mit kunstvoll in Stahlperlen gestickte Cluny-Spitzen garniert ist. Die aus gefalteten Samtstreifen bestehenden Kinnbänder sind gleichfalls mit derart gestickten Spitzen umrandet und werden seitwärts zu einer Benoiton-Schleife geschlungen. —

In Federn, Blumen, vorzugsweise den jetzt beliebten groß aufgeblühten Naturblumen, die so wohl zum Schmuck der Hüte, der Kleider, wie auch statt der Busenschleife verwendet wurden, sieht man namentlich was die Färbung anbelangt, viel Neues. Die meisten der ausgestellten Blumen sind parfümiert, in lebhaften, fast glühenden Farbentönen, reich mit Laub oder hängendem Gras umgeben. Eine Pester Firma (Halazdy Novérek) hat gefüllte Rosen, Nelken, Veilchen und diverse Feldblumen in so trefflicher Arbeit ausgestellt, daß diese getrost die Konkurrenz mit den besten Pariser Fabrikaten aufnehmen können. —

Die heimische Spitzenindustrie ist diesmal reichhaltig und glänzend durch die von Franz Vollarth (Wien) ausgestellten Fabrikate vertreten. Wo so treffliche Sachen im Inlande fabriziert werden, haben es unsre Modedamen wirklich nicht nötig, dem Auslande ihre Kundschaft zuzuwenden. Tausende und Abertausende, die unsern armen Gebirgs-Arbeiterinnen trefflich zugute kämen, wandern alljährlich für Spitzen-Einkäufe nach Belgien, Spanien, Italien. — Wahrhaft künstlerisch schön ist eine vom Kaiser von Oesterreich bei oben genannter Firma bestellte und in der Ausstellung viel bewunderte Garnitur in Point à l'aiguille, bestehend

aus zwei Volants, Kragen, Fächer, Manschetten, ꝛc. Ein Kragen in venezianischer Arbeit (nach Zeichnung des um Hebung der inländischen Spitzenindustrie hochverdienten Regierungsrat Stork) ist ein Unikum in seiner Art. Ich habe in den ersten Spitzenschulen Venedigs keine gediegenere Arbeit gesehen. —

Neuerdings hat sich die Mode auch der Wäschmanufaktur bemächtigt. — Wir tragen unsre Hemden, Kamisols, Jacken ꝛc. nicht mehr wie zu Mutters und Großmutterszeiten, das muß jetzt alles stilvoll, anliegend, kleidsam mit Spitzen und Stickereien durchwebt sein. Auf gute Stoffe, speziell auf haltbare Leinen wird heute weniger gesehen, mehr auf elegante Ausführung, Gefältel, Rüschen und Volants, die so schön sie sind, sich doch in der Wäsche mehr als unpraktisch erweisen.

Eine vorteilhafte Ausnahme von der jetzt giltigen Mode machen die von Frau Regina Heller (Wien) ausgestellten ebenso dauerhaft wie praktisch und bei aller Einfachheit elegant gefertigten Leib-, Bett-, Tisch- und Putzgegenstände. Wir sehen eine ganze Ausstattung, in der alles Handnäherei, Handstickerei ist, die Leinwand von tadelloser Güte, das Arrangement derart, daß selbst das geübteste Kennerauge mit Befriedigung auf diesen selten schönen Gegenständen verweilt. Die Leibwäsche ist zumeist in Ornamenten gestickt, die Tisch- und Bettwäsche in altdeutscher oder japanesischer Art. Das Entzücken aller jungen Mütter bildet ein aus Spitzen und Handstickereien gefertigtes Tauffkleidchen, das wie von Feenhänden gefertigt erscheint. — Selbst der Bademäntel hat sich jetzt die Mode angenommen. Sie sind aus weißem orientalischen Wollstoff gefertigt, halbanliegend, mit breiten in Flachstickerei gearbeitetem Revers, doch so elegant, daß sie selbst der Kaiser, der sie, als sie bereits im österreichischen Museum ausgestellt waren, mit Interesse betrachtete und hernach fragte: „Wer soll denn so etwas tragen?“ Es zeigt sich gar oft, daß Gegenstände, die den höchstgestellten Persönlichkeiten zu luxuriös sind, im Mittelstande guten Absatz finden. — Der Mittelstand kann's ja! gilt auch hier. —

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Hasensuppe. Man nehme Herz, Lunge und Leber, dann Kopf, Hals, Vorderläufe und was sonst beim Dressieren des Hasenbratens abfällt, wasche es, zerhacke es ein wenig und setze es mit Wasser, Salz, zwei Lorbeerblättern, einer großen, mit Gewürznelken besteckten Zwiebel, etwas Thymian und einigen gequetschten Wachholderbeeren aufs Feuer und gieße, sobald das Fleisch weich ist, die Brühe durch ein Sieb; röste dann in 90 Gramm zerlassene Butter zwei Eßlöffel Mehl hellbraun, dämpfe darin eine fein geschnittene Schalotte und gebe die Brühe daran, lasse es noch ein wenig kochen und thue beim Anrichten in Butter geröstete Weißbrotwürfelchen hinein.

Teltower Rüben mit Hammelskoteletten oder Gansbrust. Man lasse zwei Eßlöffel gestoßenen Zucker in 60 Gramm frischer Butter unter stetem Rühren lichtbraun werden, gebe etwas Bouillon daran und, wenn es aufgekocht hat, einen gehäuften Suppenteller voll gut geputzte und gewaschene, nicht zerschnittene Rübchen hinein, bestreue sie mit Salz und dämpfe sie langsam, bis sie weich und braun sind.

Hammelskoteletten. Man tauche die wohl geklopften Koteletten in zerlassene Butter, bestreue sie mit Salz, Pfeffer und danach mit geriebenem Weißbrot und brate sie acht Minuten auf dem Rost, vier Minuten auf jeder Seite. Der Rost wird dazu über das Loch des Herdes gelegt und man muß sorgen, daß man ein gutes frisches, jedoch ja nicht flammendes Feuer habe.

Geräucherte Gansbrust. Man schneide sie roh in feine glatte Scheiben, mit einem schmalen Streifchen Fett daran und garniere sie mit Petersilie.

Kramtsvögel-Salmy. Man pflegt auf die Person drei Vögel zu rechnen, die man in Butter mit Wachholderbeeren und etwas Rotwein recht saftig bratet, dann gleich die Brüstchen auslöst, ein gebuttertes Papier darüber deckt und sie zur Seite stellt. Alles übrige, mit Ausnahme des Magens, wird im Mörser gestoßen und nebst der Sauce der Vögel und nach Bedarf Bouillon oder etwas Rotwein, durch ein Sieb getrieben und zu einer dicken Sauce aufgekocht, in der man die Brüstchen vor dem Anrichten eben heiß werden läßt. Indessen hat man so viele Weißbrotschnitten als man Vögel hatte, geröstet (Toasts), lege sie der Runde nach auf eine Schüssel, auf jede die Brüstchen eines Vogels und gieße die Sauce kochend heiß darüber.

Gebackene Weißbrotschnitten (Er und Sie). Man habe ein langes, nicht zu frisches, feines Weißbrot, schneide es in fingerdicke Scheiben und tauche die eine Hälfte (Sie) in mit ein paar Eiern, etwas Zucker und eine Prise Salz verklopfte Milch; die andere Hälfte (Er) in mit Zucker, feinem Zimt, etwas auf Zucker abgeriebener Zitronenschale und zwei Eiern verklopften Rotwein; wende die Milchschnitten (Sie) in Mehl, Zucker und etwas Zimt um, die Weinschnitten (Er) in Mehl, Zucker und abgeriebener Zitronenschale, backe sie in voller Schmelzbutter goldbraun, besiebe sie mit Zucker, richte sie kranzförmig und paarweise an und serviere gleich. Statt Brot kann man Zwieback nehmen; es ist noch kräftiger, zierlicher und dabei einfacher.

Eingelegte Kramtsvögel. Man bereite sie wie zum gewöhnlichen Braten, nehme sie aber aus, binde ein Scheibchen Speck über die Brust und brate sie in reichlich Butter beinahe gar; schichte sie nun in einen hohen, schmalen Steintopf dicht neben- und aufeinander, übergieße sie mit ihrer Butter und sollte diese sie nicht gehörig bedecken, noch mit lauwarmer Schmelzbutter, daß es Querfinger hoch darüber stehe und binde den Topf,

Digitized by Google

wenn sie erkaltet sind, mit Schweinsblase zu. Sie halten sich so mehrere Monate und beim Gebrauche hebe man die Butter oben ab und brate die Vögel langsam in ihrer Sauce, bis sie recht heiß sind, wo man sie dann wie frische Kramtsvögel behandelt, denen sie sehr ähnlich sind. Hat man nicht alle Vögel gebraucht, so muß man den Rest mit der erwärmten Butter wieder übergießen und vorher zubinden, thut aber wohl, nicht zu große Töpfe zu nehmen.

Eingelegte Wachteln. Man überbinde sie, wenn sie ausgenommen und dressiert sind, mit Speck, übergieße sie reichlich mit heißer Butter und lasse sie darin nur eben durch und durch heiß werden, nicht braten, denn sie müssen weiß bleiben und nur steif geworden sein. Dann legt man sie in einem Steintopf, gießt so viel geklärte Butter darüber, daß sie einen Querfinger hoch damit bedeckt sind und bindet sie gleich den Kramtsvögeln zu; sie müssen ganz frisch und dürfen nicht viel zerschossen sein. Benützt werden sie gerade wie frische, besonders zum Garnieren von Sauerkraut.

Holzschnepfe eine Weile zu bewahren. Wenn man diesen köstlichen Braten vielleicht für einen bestimmten Tag bewahren möchte, so lasse man sie möglichst lange, sechs bis acht Tage etwa, in den Federn hängen, dann, nicht ausgenommen, in Butter eben anbraten und stelle sie, mit einem gebutterten Papier bedeckt, an einen kühlen Ort. Auf diese Art behandelt, hält sie sich ein paar Wochen.

Verbesserter Eisspalter.

In Amerika, wo man ein Jahrzehnt früher als bei uns Roheis für hauswirtschaftliche Zwecke verwandte, bedient man sich schon seit langer Zeit zu dessen Zerkleinerung eines nützlichen, kleinen Handinstruments, ice-picker genannt. Dasselbe stellt je nach Bedürfnis für den Haushalt, für die Tafel u. dergl. kleinere Eisstücke aus größeren Blöcken, die bekanntlich weit weniger als die ersteren schmelzen, her; hieraus erwächst neben dem Vorteil der Eisersparnis, für die Hausfrau die Annehmlichkeit, daß sie jederzeit Eisstücke, wie solche gerade gebraucht werden, zur Verfügung hat. Neuerdings sind diese Apparate in Deutschland wesentlich und zwar dahin verbessert, daß sie ganz leicht und geräuschlos arbeiten. Der Apparat ist im Magazin des Kgl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin S. W. Leipzigerstraße 88 vorrätig.

Unsre Skizze zeigt den verbesserten Eisspalter; derselbe wird auf den Eisblock gesetzt und ein Schlag mit der Hand auf den Knopf genügt, um ersteren zu zerteilen.

Litterarische Neuigkeiten.

Martin Greifs Gedichte. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1882. 368 S.

Als vor etwa fünfzehn Jahren im Cotta'schen Verlag ein kleines Büchlein mit dem Titel: Gedichte von Martin Greif, erschien, frug man sich! Wer ist Martin Greif? Wieder ein lyrischer Dichter: seufzte man in bedauerndem Tone. Denn bange wurde es uns schon im deutschen Dichterwald — Zwergholz und Gestrüpp sperrt alle Wege, selten nur erfreuen uns hoch aufstrebende, schlanke Stämme durch Schöne des Wuchses und reiche Blätterfülle. Zu solchem frischen Trieb von hoffnungerweckendem Wesen gehören auch Greifs Poeme. Die wenigen, die anfangs in die Blätter jenes Büchleins blickten, fühlten sich reichlich belohnt für ihr Wagnis; sie fanden in ihnen einen echten Lyriker, mehr noch, eine wahre Dichternatur! Endlich einmal wieder Naivität mit Ausdrucksfähigkeit und Gestaltungskraft verbunden, endlich einmal wieder die Art Walthers, Uhlands, Lenaus, seine Gefühle in ungekünstelter Form zum Ausdruck zu bringen, weil man nicht anders kann, weil man muß. Endlich wieder Naturlaute des Herzens, frank und frei, innig und voll und nicht erpreßte Gedankenlyrik voll gemachter Geistreichelei. — Aus den wenigen Lesern wurden viele, und heutzutage ist der Name M. Greif nicht bloß als der eines beliebten Liederdichters, sondern auch als Dramatiker zu Ehren gekommen.

Die zweite Auflage der Gedichte M. G's, der wohl bald eine dritte folgen dürfte — so beliebt ist das Buch schon geworden — ist um Bedeutendes vermehrt; durch diesen Umstand wird wohl der Versuch einer Besprechung des vielen Schönen, das sich darin vorfindet, begreiflich. Die Gedichte gruppieren sich in Lieder (1—69), Naturbilder (69—137), Balladen und Romanzen (137—230), Deutsche Gedenkblätter (235—277), Widmungen (277—321), Sinngedichte (321—357).

Sagen wir es heraus, die Stärke G's liegt im Lied, das schönste und fesselndste ist in der ersten Abteilung dieser Gedichte zu finden. Ich meine dies auch im musikalischen Sinne, denn wahrhaft melodieenreich klingt diese Sammlung uns entgegen. Da ist alles aus dem reichen Borne eines tiefen und doch im besten Sinne kindlichen Herzens emporgestiegen, man wird erhoben, gerührt, man wird besser bei dieser Lektüre!

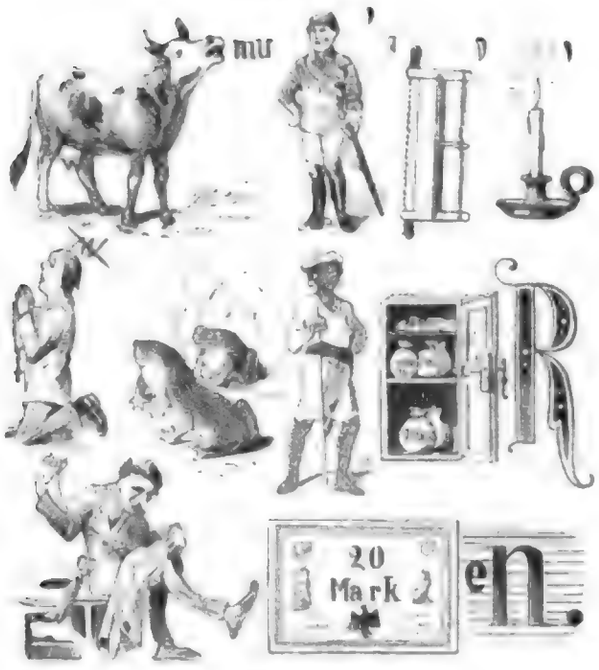
Am wenigsten sprachen mich die „Naturbilder" an. Unter den Balladen ist das klagende Lied in seiner Volkstümlichkeit und Naivität ein Gedicht von gewaltiger, poetischer Kraft. In den Vaterlandsliedern sucht der Dichter Stellung zu nehmen zu all dem Großen und Erhabenen, das in unseren Tagen die Brust schwellte und unser Herz bewegte. Weniger allgemeines Interesse dürften die Gelegenheitsgedichte beanspruchen, unter den Sinngedichten findet sich dagegen vieles Treffliche.

Faßten wir alles zusammen, wir müßten das im Eingange Gesagte wiederholen, wir überlassen aber getrost das Finden des Urteils dem Leser, der sehr bald den Dichter in sein Herz schließen und für immer lieb gewinnen wird. A. Horawitz.

Digitized by Google

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Charade.

Zwei Silben nennen dir, o Freund, den Mann,
Der ruhmvoll einst ein mächtig Volk regierte;
Den Großen nennt die Nachwelt ihn, deß Thaten
Sie ehren wird bis in die fernste Zeit.

Doch nennt dies Silbenpaar dir auch den Freund,
Den Bruder deines Herzens, den du liebest,
So weine, seufze, denn ein andres klaget
Der, den du liebst war dein, er ist's nicht mehr.

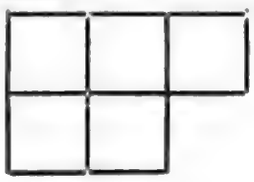
Vereinst du nun dies Lieben, diesen Schmerz,
So hast du einer starken Feste Namen,
Zu deren Füßen rauscht voll blauer Fluten
Ein mächt'ger Strom, der treu sie wieder strahlt.

Geographische Aufgabe.

Eine sächsische und vier preußische Städte sollen so miteinander verbunden werden, daß eine Figur entsteht, die einem Papierdrachen gleicht, dessen Schwanz der Lauf der Oder bildet.

Zusammenlegspiel.

Von nachstehenden aus 16 Streichhölzchen gebildeten 5 Quadraten sollen drei Hölzchen weggenommen werden, so daß 3 Quadrate übrig bleiben:



Auflösungen zu Heft 1, Seite 123.

Rätsel: Einfluß. — **Silbenrätsel:** Wilhelmi, Irene, Latich, Lederapfel, Universität, Nepomuk, Danaë, Lazaroni, Illumination, Eduard, Bellini, Serenade, Thyrsusstab: „Will' und Lieb' stiehlt kein Dieb". — **Worträtsel:** Auch. — **Homonym:** Absatz. — **Silbenrätsel:** Riesengebirg. — **Homonym:** Ist. — **Schlüsselrätsel:**

Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merk:
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk.

Arithmetische Aufgabe.

$$
\begin{aligned}
a + f + l + q &= 34\\
d + g + k + x &= 34\\
f + k + g + r &= 34\\
b + o + k + h &= 34\\
e + i + p + m &= 34\\
r + h + l + o &= 34\\
g + m + p + r &= 34\\
o + r + m + h &= 34\\
b + f + o + p &= 34\\
e + d + g + a &= 34
\end{aligned}
$$

In den nebenstehenden Formeln, die aus den Buchstaben von a bis q zusammengesetzt sind, soll jeder Buchstabe eine bestimmte Zahl aus der Zahlenreihe von 1—16 vertreten. Welche muß es sein, damit, wenn sie an die Stelle des ihr entsprechenden Buchstabens gesetzt werden, die Additionsexempel stimmen?

Scherz-Rebus.

$$\frac{k}{\pi}$$

Buchstabenrätsel.

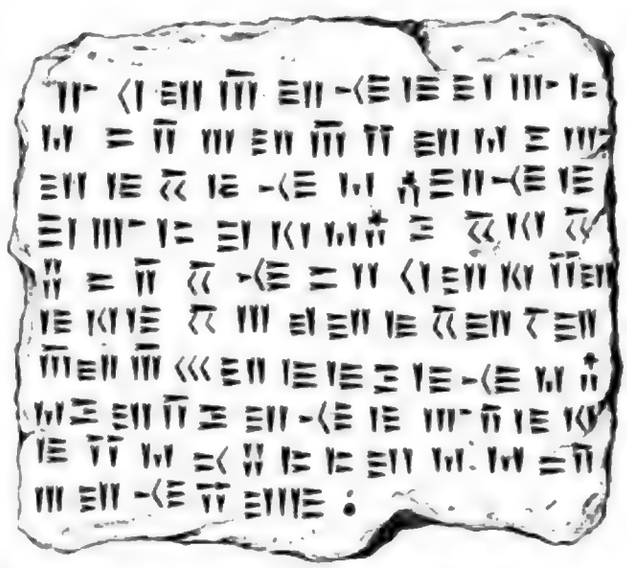
Als ein schönes reiches Land
Bin ich weit und breit bekannt.
Fällt das letzte Zeichen aus,
Wird ein Mädchenname draus.

Charade.

Zuerst ein halbes Väterlein,
Am Schluß ein halbes Mütterlein,
Inmitten nur ein kleines Wort
Hier ungeduldig, fragend dort.
Was Menschengeist zu planen weiß
Und auszuführen Menschenfleiß,
Das zeigt in großart'ger Gestalt
Von Neuem uns das Ganze bald. —

Keilinschrift.

Unser Spezialforscher auf dem Gebiete der Rätsel, Rösselsprünge ꝛc. hat auf einem Streifzuge in Asien unter den Ruinen von Persepolis eine Steinplatte mit einer neuen, selbst den gewiegtesten Fachmännern unbekannten Keilschrift entdeckt. Vielleicht vermag es der eine oder andere unserer geehrten Abonnenten, die rätselhaften Zeichen, die ohne Frage wichtige historische Enthüllungen enthalten, zu entziffern.



Digitized by Google

Ballade von **Lothar Meggendorfer.**

Eine Nonne zieht am Glockenſtrang',
Die Glocke tönt: „geling — gelang";
Was hat die Maid wohl angefang',

Ein Ritter hat ſie einſt umfang'
Vor der Kapell' am Waldeingang.

Da wurde ihr ſehr angſt und bang',
Als auf die Pfort' des Kloſters ſprang.
Aebtiſſin ſtand im Kloſtergang
Und nahm die Maid gleich in Empfang.

Daß ſie als Nonn' am Glockenſtrang'
Die Glock' muß ziehen ſtundenlang,
Damit ſie tönt: „geling — gelang".

Der Klausner ſah's, nahm ſie gefang' —
Und iſt mit ihr zum Kloſter 'gang'.

Seitdem als Nonn' am Glockenſtrang'
Die Glock' muß zieh'n ſie ſtundenlang,
Damit ſie tönt: „geling — gelang —
Geling — gelang — geling — gelang" ꝛc.

Digitized by Google

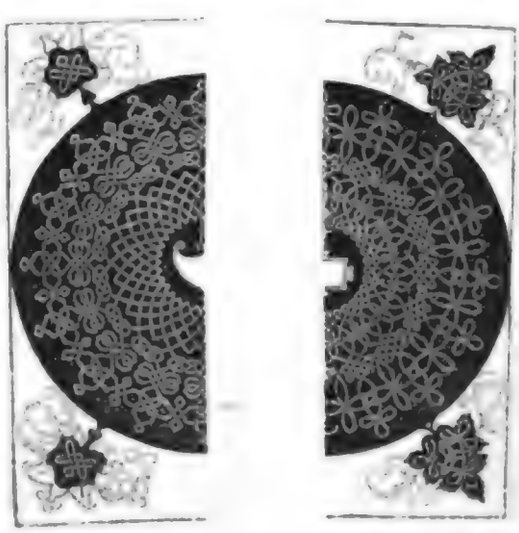
Das Kunstgewerbe im Dienste der Toilette.

Von F. Luthmer.

Beschäftigte sich die vorige Besprechung mit den Arbeiten aus Edelmetall und andren wertvollen Stoffen, die wir unter dem Namen von Geschmeide oder Schmuck im engeren Sinne verstehen, so sei heute ein kurzer Blick auf das große Gebiet von Schmuckmitteln gestattet, die in fester Verbindung mit unsrem Gewande, als Stickereien, Posamentier- und Flechtarbeiten getragen werden.

Auch hier hat das Kunstgewerbe schon in den ersten Kulturepochen des Menschenlebens Gelegenheit gefunden, verschönernd und veredelnd in dasselbe einzugreifen. Unsere ethnographischen Museen sind überreich an Erzeugnissen der Südseeinsulaner, der Bewohner von Innerafrika, die uns durch die kunstverständige Verwendung der Pflanzenfaser, der Tierhaut-Lamelle zu Flecht- und Knotenwerk, zu kunstvoll gefügten Quasten und Troddeln geradezu in Erstaunen setzen. Aehnlich haben wir uns ohne Zweifel den Schmuck an der primitiven Bekleidung der Urbevölkerung unsrer asiatischen und europäischen Kulturländer zu denken. Was uns China und Japan in dieser Hinsicht liefert, dem wir ja, wohl mit Recht, eine Jahrtausend alte Uebung zuschreiben, ist bekanntlich derart, daß wir unsern heutigen Geschmack mit Vorliebe nach diesen Urbildern richten.

Aber auch aus den uns näher liegenden Ländern Vorderasiens haben wir unzweifelhafte Ueberlieferungen, die uns beweisen, daß die Anwendung von Fransen- und Troddelwerk, Schärpen und Quasten in der Galakleid[ung] der Mesopotamischen Großen eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Jene Königslegenden, in deutlicher Bilderschrift auf den Alabastertafeln von Korshabad uns überliefert sind, [zeigen] uns das Gewand des Herrschers längs des ganzen Saumes, besonders schräg über die [Brust] herunter, mit einer breiten, schwerfa[llenden] Franse besetzt. Auch die Mitra, [die] königliche Kopfbedeckung, entbehrt [nicht] lichen Schmuckes nicht.



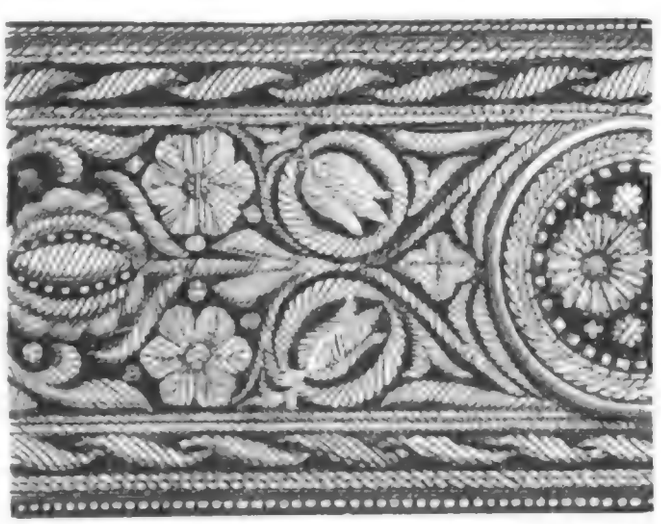
Um aus dieser leichten Plaud[erei] keine Kostümgeschichte werden zu la[ssen], dürfen wir dem Leser nicht zumu[ten], durch alle die mannigfachen Aenderun[gen] der Mode bis auf unsre Tage herab [die] Anwendung des uns beschäftigen[den] Schmuck-Genres zu verfolgen. Im[mer] drückt dies lose gefügte, bewegliche [Zier]werk des Kostüms, Troddeln und Qua[sten], „und der Gewänder flatternde Bänd[er]" einen fröhlichen, leichtbewegten Reich[tum] aus.

Wollen wir uns der analysierend[en] Gewohnheit unserer Zeit getreu, [uns] darüber klar werden, in welchen ä[sthe]tischen Gesetzen dieser Effekt ber[uht], so müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Skala von Ausdrucksmitteln die Bekleidu[ngs]kunst besitzt.

Die Mode schwankt zu allen Zeiten zwischen den beiden Extremen: entweder [den] Menschenkörper in knappester Weise zum Ausdruck zu bringen, oder, indem die Kleidform [die] Körperform, gleichsam parodierend übertreibt, denselben zu verhüllen. Je mehr letz[tere]

geschieht, um so mehr wird die Tracht das Bedürfnis haben, durch bedeutende Linien in der Kleidung die organische Entstehung, die Körperform, in Erinnerung zu bringen. Es ist dabei einerlei, ob diese Linien in aufgenähten Bändern und Litzen, Streifen von Stickerei, Knopfreihen, oder worin sonst bestehn.

Betrachten wir nun diese Mittel, welche die Bekleidungskunst zur Erreichung des angedeuteten Zweckes aufwendet, im Einzelnen und beginnen dabei mit den Knöpfen, die noch ein Mittelding zwischen den, zum Kleide gehörigen und dem selbständigen Schmuck bilden, da sie wenigstens in früherer Zeit aus kostbarem Material angefertigt wurden und, als kleine Leistungen der Bijouterie, mehrere Kleider-Generationen überdauerten. Wenn unsre Zeit, bei dem überaus schnellen Wechsel des Gewandes auch die Besatzteile ebenso vergänglich bildet, wie das Kleid selbst, so sucht sie doch in der Form und Erscheinung noch die aus der Hand des Juweliers, des Edelsteinschleifers hervorgegangenen Knöpfe des 16. und 17. Jahrhunderts festzuhalten. Wir haben hier wieder ein Beispiel der wohlfeilen Imitation, die uns freilich gerade bei der Knopffabrikation unsrer Tage oft durch die virtuose Handhabung billiger Effekte in Erstaunen setzt. Doch gilt dies im Wesentlichen nur von den aus hartem Material, aus Metall und Glas, Steinnuß, Knochen und Perlmutter hergestellten Knöpfen. Die eigentlichen Produkte der Posamentierkunst, die besponnenen Knöpfe, gehören weit mehr in selbständigem Sinne in das Gebiet des Kunstgewerbes. Wenn sich dieser Charakter auch heute durch die Maschinenarbeit verwischt zeigt, so sind uns doch aus alter Zeit Musterstücke der Posamentierkunst erhalten, denen wir einen Platz in unsren Museen einräumen. Immer werden für den aufmerksamen Beobachter diese Arbeiten einen besondern Reiz dadurch haben, daß ihre Effekte auf den kleinen Raum und mit den bescheidensten Mitteln erzielt werden müssen; denn auch hier gilt das Wort: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Ein reiches Feld von Formen [illegible] sich uns, wenn wir [illegible] weiteren Leistungen des Posamentierers, die Fransen und [illegible], die sogen. Agreements [illegible] das ganze Gebiet der zur [illegible]verzierung dienenden [illegible], Schnüre und Litzen [illegible]. Die beiden ersteren [illegible] eine freie Endigung be[illegible]nden Arten finden aller[illegible] ihre Hauptverwendung [illegible] Stoffbezügen der Möbel [illegible] werden nur ausnahmsweise, [illegible] aber mit bestem Erfolg [illegible]erung des Gewandes [illegible] — wir erinnern nur [illegible] reizenden Bildungen [illegible] Art, die uns die Mode [illegible]79 brachte. — Jene [illegible]chenen Besätze, die den [illegible]baren Namen Agreements führen, und auf mehr oder minder kunstreichen Faden[illegible]ungen beruhen, oft durch Einfügung von Schmelzperlen bereichert, lassen sich am [illegible] mit den Spitzen in eine Klasse stellen. Was sie von diesen unterscheidet, ist die [illegible] Steifigkeit des Fadens und damit zusammenhängend größere Derbheit und Einfach[illegible] der Zeichnung.



Digitized by Google

Die sogen. Soutacheverzierung, die durch Aufnähen von schmaleren und breiteren, oft in sich selbst gemusterten Litzen und Kordeln gebildet wird, ist eine Dekorationsweise, deren Wiederaufnahme als jüngstes Kind der Mode uns im Interesse einer wahrhaft stilvollen Erscheinung unsrer Damentracht erfreuen muß. Man wendet sie bekanntlich zur Dekoration der Taillen, sowie aller Arten von Ueberwürfen und Mäntel an. Dieser Schmuck hat den Vorzug, daß er immer klar und deutlich in seiner Linienführung bleibt. Die derben, sich nicht allzu willig biegenden Litzen schließen von selbst eine kleinliche Zeichnung aus So dürfen wir hoffen, in nächster Zeit einer das Auge wirklich erfreuenden Verzierung unsrer Damentoiletten zu begegnen — vorausgesetzt, daß die Damenschneider das Verständnis haben, sich von berufenen Kräften die Muster für diese Soutachearbeiten zu verschaffen. Zum Beweis, wie wenig dieselben gerade hierbei zu entbehren sind, mag daran erinnert werden, daß der große Albrecht Dürer, dem nicht leicht eine Seite menschlicher Kunstbethätigung entging, vortreffliche Muster für Litzenaufnähung erfunden hat.

Wie diese Soutachearbeiten, so findet auch das ganze große Gebiet der Stickereien seine stilistisch richtige Verwendung nur auf einfarbigen, oder wenigstens nur ganz klein, und Ton in Ton gemusterten Stoffen. Es würde weit über die Grenzen dieses Versuchs hinausgehen, wenn wir die verschiedenen Arten der Stickerei, die zum Schmuck unsrer Kleidung verwandt werden, auch nur aufzählen wollten. Kaum eine Verzierungsweise ist so beliebt wie diese. Durch Stickmaschinen hat auch hier die Industrie sofort dazu geholfen, ein an sich kostbares Genre allgemein zu machen und zu entwerten. Mit Ausnahme der Applikation und der Reliefstickerei, die ihres schweren Charakters wegen für Möbel- und Dekorationsstoffe vorbehalten bleiben, findet eine jede der unzähligen Techniken der Nadelarbeit ihre Verwendung bei der Toilette — am meisten gegenwärtig wohl die Perlstickerei und die Arbeit in Platt- und Kreuzstich. Daß die letztere, meist auf waschbare Stoffe angewendet, sehr bald ihre billige Imitation durch Druck fand, ist bei der mehrfach erwähnten Tendenz nicht zu verwundern. Ein interessantes Surrogat für farbige Stickereien dagegen, das sich zum Rang eines eigenen Dekorationszweigs der Toilette hätte entwickeln lassen, wenn die Mode nicht gar so flüchtig wäre, ist die Malerei auf Kleiderstoffen, besonders auf Seide. Bekanntlich war dieselbe in den letzten Jahren, namentlich in Paris so beliebt, daß namhafte Blumenmaler sich damit beschäftigten. In Deutschland scheint sie weniger Anklang gefunden zu haben — als eines der schönsten Beispiele erinnern wir uns einer gemalten Atlasrobe, die eine Frankfurter Firma in Düsseldorf zur Ausstellung brachte.

Mehr noch als die Stickerei, bezeichnet die Spitzenarbeit ein Gebiet, dessen eingehendere Behandlung weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen würde. In dieser graziösesten, duftigsten Schöpfungen der Nadel beruht ein Reichtum der Erfindungen und Formen, der sie mit Recht zum Liebling aller Zeiten gemacht hat. In der Männer- wie in der Frauentracht haben sie namentlich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert eine große Rolle gespielt. Daß sie eine besondere Litteratur für sich haben, daß die bedeutendsten kunstgewerblichen Lehranstalten eigene Fachklassen für das Studium der Spitzen einrichten, ist Beweis für den hohen künstlerischen Wert, den man ihnen beilegt. Leider werden sie von der gegenwärtigen Mode im allgemeinen vernachlässigt — eine bestimmte Sorte von Guipüren aus Rohseide scheint die einzige Art zu sein, die neuerdings allgemeiner beliebt wird.

Technische Errungenschaften.

Von

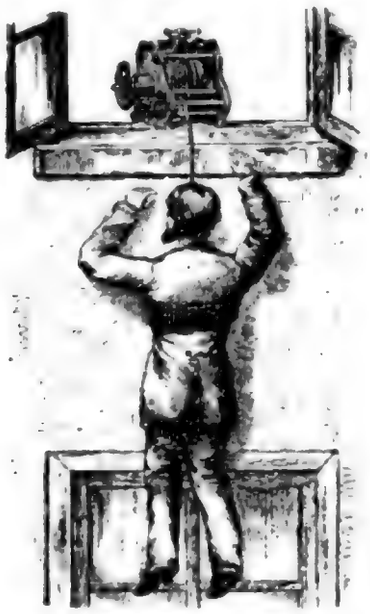
W. H. Uhland.

Automatischer Apparat zur Selbstrettung bei Feuersgefahr.

Dank dem humanitären wie dem technischen Fortschritt der Gegenwart, ist in den letzten Jahren das Bemühen der Mechaniker immer eifriger darauf gerichtet gewesen, außer andern Rettungsapparaten auch Vorrichtungen zu erfinden, mittels deren bei Feuersgefahr die Bewohner hochgelegener Stockwerke, nachdem die Benutzung der Treppe unmöglich geworden, ohne Zeitverlust und ohne Aufwand besonderer Kraft oder Geschicklichkeit ihr Entkommen zu bewirken vermögen. Eine vorzüglich zweckmäßige Vorrichtung dieser Art stellt der den Mechanikern Kamin & Egberts in Bremen patentierte, höchst sinnreich konstruierte und solid gearbeitete Apparat dar, dessen Vertretung die Firma Kraas & Comp. in Hamburg übernommen hat und der in Konstruktion und Anwendung durch die beistehende Illustration veranschaulicht ist. Für gewöhnlich kann der wenig über 30 cm im Geviert haltende Apparat, da er seiner Form nach weder belästigt noch verunziert, an irgend einer Stelle des Zimmers aufbewahrt werden. Im Augenblick der Gefahr ist derselbe durch Einhaken der an ihm befindlichen Kette in einen Ring am Fenstergesims zu befestigen, worauf der in Gefahr Befindliche sich mit dem für jeden Körperumfang verwendbaren Gurt umgibt und an dem mit Wasserglas getränkten, mithin feuerfesten Seil, dessen Tragfähigkeit bei 30 Meter Länge bis zu 500 Kilogramm beträgt, aus dem Fenster hinabgleiten läßt. Da der Gebrauch des Apparats Hände und Füße vollständig freiläßt, ist es dem sich Rettenden leicht, sich mit Hilfe derselben über Vorsprünge (breite Gesimse, Balken ꝛc.) fortzubewegen. Durch die Belastung des Seils wird der Hemmungsmechanismus in Thätigkeit gesetzt. Das Seil rollt sich infolgedessen mit mäßiger, nach unten abnehmender Geschwindigkeit ab, so daß ein Aufstoßen des angehängten Körpers auf dem Erdboden nicht stattfinden kann. Durch Umdrehung der am Apparat angebrachten Handkurbel wird das Seil nach dem Gebrauch so-

Digitized by Google

fort wieder ordnungsmäßig aufgewickelt, worauf in schneller Aufeinanderfolge die übrigen Personen sich retten können. Ein wichtiger Vorzug dieses Apparats, zahlreichen andern, dem gleichen Zweck dienenden Konstruktionen gegenüber, besteht auch darin, daß sich das Rettungsseil im Apparat selbst befindet und im gegebenen Augenblick nicht ausgeworfen zu werden braucht, daher nicht in Unordnung geraten kann, und daß die hemmende Wirkung nicht auf Reibung beruht, sondern vollkommen selbstthätig erfolgt, wodurch die zu befördernde Last, ob größern oder geringern Gewichts, völlig gleichmäßig zu Boden sinkt.



Der gestirnte Himmel im Monat November.

Stellung und Lauf der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate Morgenstern; man kann ihn eine halbe bis dreiviertel Stunde vor Tagesanbruch im Südosten sehen. Am 8. erreicht er seine größte westliche Entfernung (Elongation) von der Sonne.

Venus steht im Skorpion und geht abends zwischen 5 und 6 Uhr unter; sie wird gegen Ende des Monats unsichtbar. Am 13. steht sie in Konjunktion mit dem Monde.

Mars bleibt auch in diesem Monate unsichtbar.

Jupiter geht immer früher auf, zuletzt schon während der Abenddämmerung und ist die ganze Nacht hindurch sichtbar. Am 26. steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn ist ebenfalls die ganze Nacht hindurch sichtbar und kommt am 24. mit dem Monde in Konjunktion. Sein Ring bietet durch das Fernrohr einen sehr hübschen Anblick.

Sport-Freuden.

Von H. Vogt.

Boxen und Ringen.

Auf den Spielplätzen, wie in den Turnsälen unsrer Jugend wird der Ringkampf als Kraftmesser wohl geübt und der „gleiche Griff“ spielt dabei eine Hauptrolle, während der „Untergriff“ dem betreffenden Kämpfer von vornherein ein Uebergewicht über seinen Gegner sichert, welcher zum „Obergriff“ Zuflucht nehmen muß. Ringübungen bleiben aber fast immer lediglich eben Uebungen, denn wo es sich darum handelt, ein vermeintliches Recht mit materieller Gewalt durchzusetzen, da bedient sich der deutsche Knabe aller Stände der Faust und oft bildet in solchen Fällen selbst für den Jüngling und den Mann eine ordentliche „Keilerei“ oder „Holzerei“ die ultima ratio.

Nach ganz verschiedener Richtung hat sich bei den uns verwandten Angelsachsen auf dem meerumspielten Eilande Albions mit der Entwickelung des Volkscharakters die Art und Weise ausgebildet, wie der Engländer von seiner Körperkraft Gebrauch macht. Während die heimische Jugend im Ausbruche mutiger Thatkraft wild und ungeregelt darauf losschlägt, ohne der eigenen Schmarren und Quetschungen zu achten, hat die kühle bedächtige Ruhe und systematische Denkweise des insularen Briten sämtliche körperliche Uebungen und Kraftäußerungen nach bestimmten Gesetzen unter gewisse Regeln zu Angriff und Verteidigung gebracht. Der Deutsche „haut“ und „prügelt sich“, der Engländer boxt auch in der Erregung des Augenblicks nach allen Regeln der Kunst.

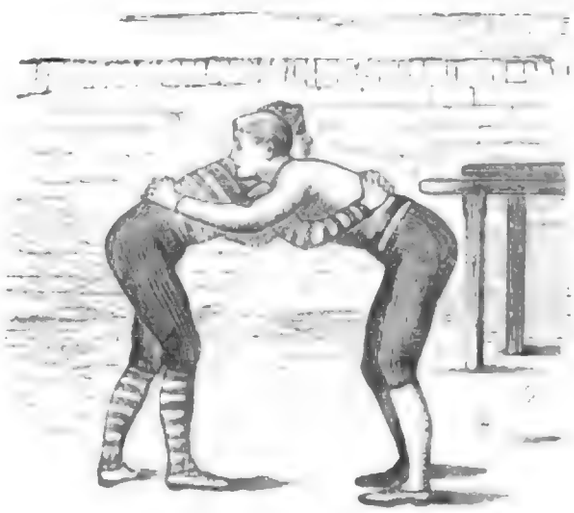
Aus der regelrechten Handhabung des Faustkampfes in Verbindung mit der sprichwörtlichen Wettlust der Engländer hat sich denn ganz naturgemäß im Laufe der Zeit ein vollständiger „pugilistischer Sport“ entwickelt. Neben den Amateurs, die einander in öffentlichen Wettkämpfen begegneten, bildete sich eine Zahl professionierter Boxer heraus, die dann öffentlich um hohen Geldeinsatz, wie um die „Championship“, die Meisterschaft in solcher Kunst rangen. Wie jeder Mann des englischen Volks seine Fäuste boxergerecht zu brauchen versteht, so lag es auf der Hand, daß derartige Preisboxer die allgemeinen Lieblinge der Nation waren. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat das öffentliche Preisboxen, wohl infolge der gegen die damit verbundene Roheit erlassenen gesetzlichen Bestimmungen, mehr und mehr ein Ende gefunden und scheint in England wenig oder gar nicht mehr getrieben zu werden. Amerikanische Blätter dagegen bringen noch ab und zu Mitteilungen über die „Arbeit“ einzelner Pugilisten, welche jedoch meistens auch mit Andeutungen über die Schwierigkeit verbunden sind, die der öffentlichen Ausübung dieser Sport entgegenstehen.

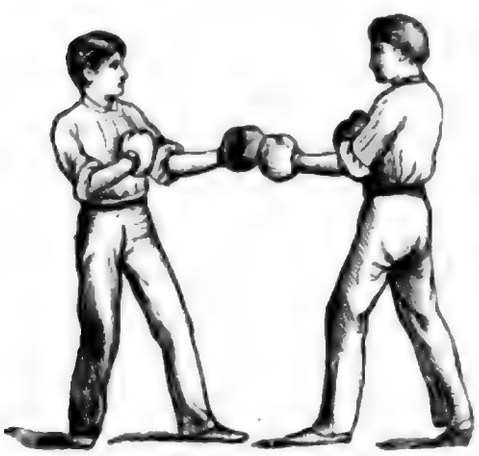
Wenn aber auch von einem „pugilistischen Sport“ Englands nicht mehr, oder so gut wie nicht mehr die Rede sein kann, so steht das Boxen der

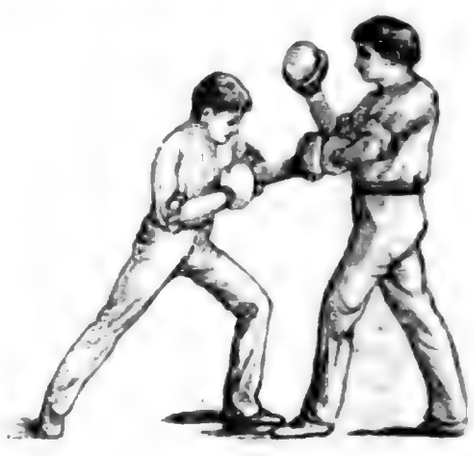
Digitized by Google

Leibesübung doch dort fortwährend in solchem Ansehen, um nicht selten der allen Ernstes aufgestellten Behauptung zu begegnen, nach welcher die Erziehung eines Briten durchaus unvollkommen ist, so lange er nicht schwimmen und boxen kann.

Zum Faustkampfe gehören dick gepolsterte Handschuhe für beide Hände, welche jedoch das Ballen der Faust gestatten müssen. Auf eine solche fest geschlossene Faust kommt es wesentlich an. In leichter natürlicher Haltung treten sich die lediglich mit diesen Handschuhen bewaffneten Kämpfer gegenüber. Den linken Fuß voran, den rechten etwa einen halben Schritt zurück, so daß der Körper in gutem Gleichgewichte, wie dies auch beim Fechten erforderlich, auf beiden ruht. Der rechte Arm wird über den Körper gekreuzt, der linke im rechten Winkel gekrümmt nach vorn gehalten. Auge in Auge bewegen sich die Gegner nun vorwärts, rückwärts oder seitwärts umeinander herum, bis der eine die Blöße des Gegners erspäht zu haben meint, und in blitzartiger Bewegung der linken Faust mit einem energischen Ausfall den Stoß mitten gegen das Gesicht desselben führt. Aber dieser war wohl vorbereitet. Der mächtige Stoß gleitet an dem wenig geneigten Kopfe vorbei, indem der rasch erhobene rechte Arm die Parade vervollständigt, und im scharfen Nachstoß die linke Hand mit ganzer Wucht auf die Nase des Unglücklichen trifft, welcher zu so ungelegenem Momente den Kampf begonnen. Der ganze Brustkasten darf im regelrechten Boxerkampf nicht getroffen werden; er ist durch den Rippenkorb nach englischer Auffassung auch so gut geschützt, daß der Schlag eines Pferdes dazu gehören würde, einen Mann umzuwerfen, ebenso ist es verpönt, nach dem eigentlichen Unterleib zu stoßen, dagegen hat der Boxer außer nach dem Gesichte seinen Stoß auch auf die in der Boxersprache „body“ oder „mark“ genannte Magengegend seines Feindes zu richten, um ihm so den Atem zu benehmen und dadurch zu Fall zu bringen. Natürlich endet der Kampf zweier geübter Boxer nicht im ersten Stoß, sondern besteht aus einer Folge von Finten, Stößen, Paraden und Nachstößen, bis es dem Einen gelingt, seinen Gegner zu fällen, oder allgemeine Erschöpfung eine Ruhepause bedingt. Unter den mancherlei Kampfesregeln, wie sie in Wort und Schrift dem Boxer eingeimpft werden, nimmt die mit gesperrten Lettern gedruckte Vorschrift: „Keep your temper“, die erste Stelle ein: Behalte deine Ruhe und Besonnenheit, um dem Gegner keine Blößen zu geben.



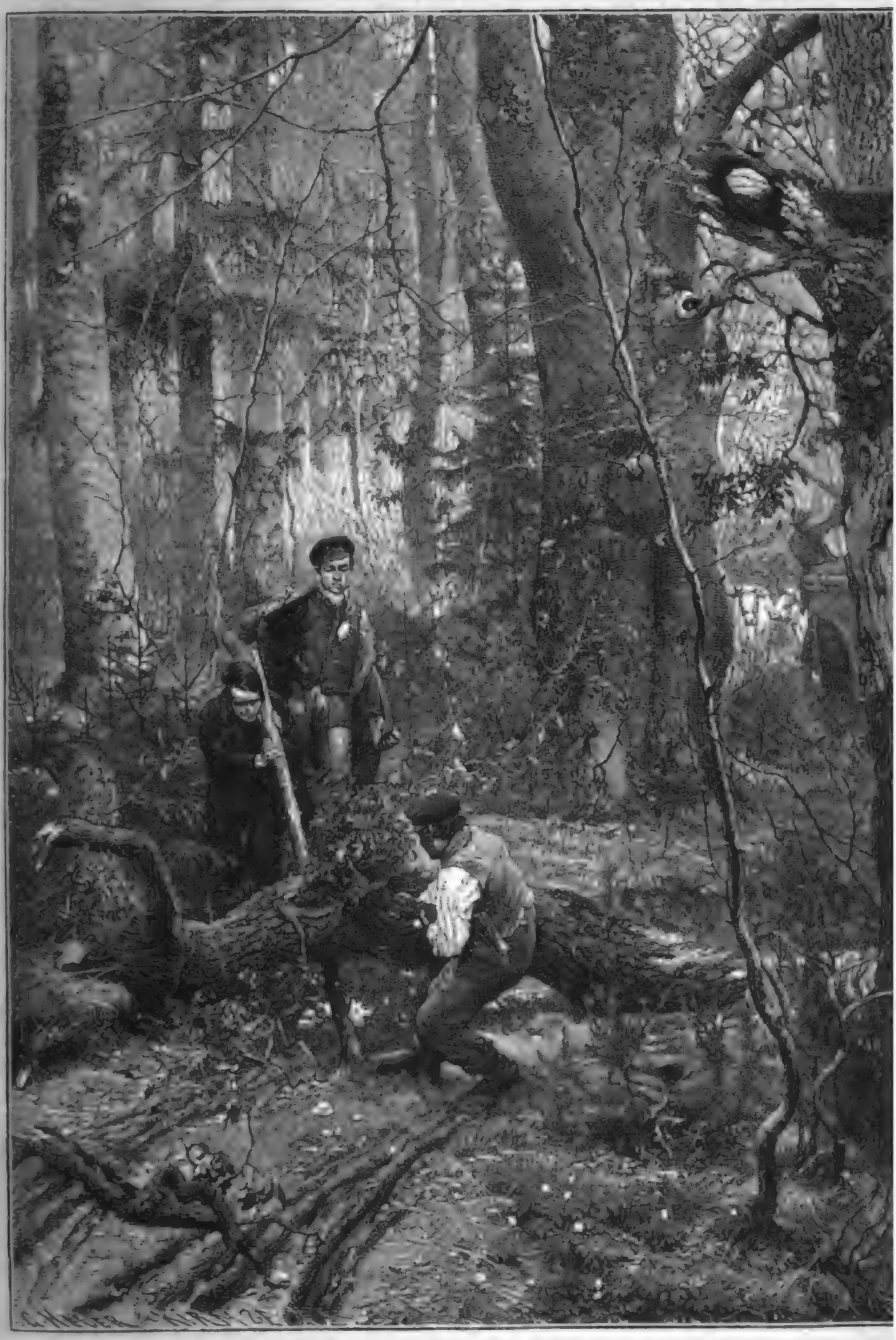




Für den Ringkampf gilt als erste Bedingung ein gleicher Griff, indem jeder Kämpfer sein Kinn auf des Gegners rechte Schulter legt, mit dem rechten Arm über dessen linke Schulter greift und seine beiden Hände im festen Griffe hinter des Feindes Rücken vereinigt. Vornübergeneigt, um auf den gleichmäßig zurückgestellten Füßen möglichst fest zu bleiben, ist es nun die Aufgabe, durch alle Mittel mit alleiniger Ausnahme des Tretens, den Gegner auf die Erde zu werfen, mag dies geschehen, indem man ihn unterläuft und über den eigenen Kopf hinüberwirft, oder durch Umklammern seiner Beine ihn rückwärts zu Fall bringt, oder endlich ihn durch den Druck der Arme in die Höhe hebt und niederwerfen kann. In England gibt es verschiedene „Schulen“ in bezug auf die bei den Ringkämpfen inne zu haltenden Regeln, in unsrem Vaterlande hat man sich bislang mit der empirischen Ausübung dieser Fertigkeit begnügt und erst in neuester Zeit hat ein Fechtlehrer im Anhange zu seinem der edlen Fechtkunst gewidmeten Buche für „die besten Ringerkniffe“ sechsundzwanzig Lektionen zusammengestellt, bei denen er es indes wohl hauptsächlich auf die Erweckung des Humors seiner Leser abgesehen hat.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google



Im herbstlichen Wald. Von K. Ziermann.

Aus dem überschwemmten Südtirol.

Ich habe vorige Woche das südtirolische Ueberschwemmungsgebiet von der Drauquelle im Hochpusterthal bis hinab zur Veroneser Klause durchwandert. Es sieht entsetzlich aus in diesen Landstrichen „an der Etsch und im Gebirge", die vor einem Monate noch die Tausende von Touristen entzückt, welche die Dolomiten des Ampezzo, die waldgrünen Thalgründe an und seitwärts der Rienz, die Felsschluchten an dem Eisak, die Rebenhänge und Weingärten von Bozen auf ihrer Rundreise durch die Alpen, auf ihrer Fahrt nach Italien durchstreift haben. Zerstörte Dörfer, verheertes Kulturland, kahle Felswände und Erdbrüche, wo früher Eisenbahn und Straßenzug den Verkehr vermittelt, weite stein- und geröllübersäte Muren, aus denen Hausdächer, Baumkronen, Rebengeranke und Maiskolben hervorlugen, miasmatische Tümpel, schwammiges Grasland und feutschschwarz verschlammter Ackergrund, dann wieder stundenlange Seeflächen, aus denen vereinzelte Meierhöfe, Fragmente eines Eisenbahndammes, halbzerstörte Brückenpfeiler hervorragen, weisen den Weg, den die einbrechenden Wildwasser genommen. Biegt man von dem Flusse in eines der Seitenthäler ein, aus denen die Bergbäche ihre Steinlawinen herausgewälzt, so begegnet man auf Schritt und Tritt einer noch wüsteren Zerstörung. Wo der Weg nicht in den Felsen gesprengt oder wenigstens auf sichernder Felsenunterlage hoch oben am Hang, außerhalb dem Bereich des Torrente hinläuft, ist derselbe weggerissen; die Brücken sind fortgeschwemmt, die Dorfgassen bald ausgefressen, wie ein Hohlweg im Hochgebirg, durch den die Schneewasser zur Föhnzeit sich Bahn gebrochen, bald mit Geröll und Steinblöcken übermurt, die Häuser im Steinschutt halb vergraben, Wiesland und Ackerfeld hier weggespült, dort überschlammt und überschüttet. Vereinzelte Mauerreste am Bachrand zeigen, wo die Mühlen, das Genossenschafts-Sennhaus, dies und jenes behäbige Gehöfte gestanden. Frischaufgeworfene Grabhügel im Friedhofe decken die Leichen der im Hochwasser Verunglückten; in Heuschuppen, unter eilfertig zusammengezimmerten Notdächern kampieren auf feuchter, faulender Streu die Frauen und Kinder der armen Familien, welche das Wasser von ihrer Heimstätte verdrängt, während die Männer draußen am Bache noch wuhren und wehren, damit nicht abermals beim nächsten starken Regenguß das tückische Wasser einbreche, das jetzt doppelt gefährlich wäre, nachdem die Uferschutzbauten weggefegt worden.

Dies ist in seinen Umrißlinien das Bild das allerwärts in dem weiten Ueberschwemmungsgebiete sich zeigt; nur daß je nach Ortslage, geologischer Beschaffenheit und kultureller Ausnützung des Bodens, Eigenart seiner Bewohner und Bauweise ihrer Ansitze das Detail ein verschiedenes ist, daß die Schraffierung, welche die Konturen ausfüllt, mitunter noch einzelne freundliche Partieen der sonst so düstern Zeichnung aufweist. Man stößt im Pusterthale, am Ufer der Rienz, auf saftige Wiesgründe, in denen das stattliche Braunvieh des dortigen Landschlages weidet, im Etschland auf Oasen inmitten der übersandeten Gärten, in denen noch die Traube violblau aus dem vergilbenden Weinlaube, das Edelobst vom Geäst der Birn- und Apfelbäume herauslugt, hellgrün die Igelhüllen der Edelkastanie sich von dem dunkleren Laube massenhaft abheben, während Wurzelstock und Stamm im Murschutt eingebettet stehen. Man mag hieraus entnehmen, welch reichen Herbstsegen heuer die mühsame Arbeit der Winzer gelohnt hätte; nach einer Reihe von Mißjahren wieder das erste übervolle im Wein- und Obstgarten. Südtirol führt in mittleren Jahren für zwei Millionen Gulden Wein, und für mehr als eine halbe Million Tafeltrauben und Edelobst aus. Diesmal standen, bevor Mitte September die wolkenbruchartigen

Digitized by Google

Regen länger als eine Woche ununterbrochen niedergingen, Weingründe und Apfelplantagen so viel versprechend, wie kaum seit Menschengedenken, und jetzt ist von all der Herrlichkeit nur ein spärlicher Rest geblieben. Wo die Trauben nicht im Wasser und Schlamm erstickt sind, faulten sie am Stocke und lohnen kaum mehr der Lese; die Aepfel, welche nicht weggeschwemmt worden, haben alle Haltbarkeit verloren und vertragen den Transport nicht mehr. Insbesondere gilt dies von jenen extrafeinen Sorten, welche der Händler in Bozen am Stamme mit 6 bis 8 Kreuzer das Stück bezahlt. Und was noch gerettet werden konnte, verdirbt auf dem Lager, weil es an Transportmitteln fehlt; insbesondere sind deshalb Tafeltrauben im Werte von vielen tausend Gulden in ihrer Verpackung abgestanden und in faulende Gährung übergegangen. Zu dem kommt noch der Verlust an der übrigen Ernte, im Etschland am Mais und Buchweizen, im Pusterthale am Korn, Weizen und Hafer, denn im Hochpusterthal reift der rauhen Lage wegen das Getreide erst im September. Als ich letzten Sonntag vor acht Tagen von Brunecken aufwärts gegen Toblach und Inichen ging, sah ich noch grünes Getreide auf den Halmen; allerwärts aber, wo dasselbe bereits geschnitten war, standen noch die Mandeln im Stoppelfeld, und mitunter recht fest, im Sande der Muren eingebettet bis zur obersten Deckgarbe, so auf einer umfangreichen Ackerbreite unterhalb Niederndorf. Dort hat die am Mattenhang niedergehende Mure eines kleinen Quellbächleins, dessen Ursprung kaum zwei Büchsenschuß weit oberhalb der Unglücksstelle im Lärchenwald sichtbar ist, den Sandgrus des lockeren Boden durchweicht und allgemach abgeschwemmt, so sanft, daß die Garben nicht verschoben, nur eingebettet wurden, gerade wie ein Busch bei einem ausgiebigen, windstillen Schneefall.

Die wenigsten Muren treten aber so leise auf. Die richtige und echte Mure bringt eine unsagbare Masse von grobem Sand, Kies, Geröllstücken und wuchtigen Steinblöcken von den Höhen herab. Wer je im Alpenland gewandert, wer nur im Eilzug über deren Jochpässe nach dem Süden gefahren, der erinnert sich an wüste Stellen, die vor Thaleinbuchtungen, am unteren Rande einer Wasserrunse, oberhalb der Mündung von Seitenbächen und Bächlein liegen; eine weite, noch aufwärts sich ins Rinnsal verlierende Steinödnis gibt da Kunde von früheren Verheerungen. Die Geschichte derselben ist so alt, wie die des Landes. Ein kundiges und spürsicheres Auge liest sie an Hunderten von Stellen mit unverwischbaren Zügen in den Boden geschrieben, an den alten Bauwerken markiert. Steckt doch die Hälfte des mittelalterlichen Trient in einer Mure des Fersinabaches, deren Schutt wegzuräumen über die Kräfte der bischöflichen Herrschaft ging. Der Chor des Domes, in welchem das Konzil getagt, ist heute noch, nach Jahrhunderten, zwei Meter hoch verschüttet und in den von welschem Schmutze starrenden Winkelgassen hinter der Stadtmauer sieht man prächtig gearbeitete Marmorportale in dem besten Stile des Cinquecento, zu deren Thorschwelle man von der angemurten Straße auf einer klaftertiefen Steiltreppe hinabsteigen muß. So wird es binnen etlichen Jahren im oberen Teile des Dorfes Toblach, im pusterthalischen Welsberg aussehen, wenn es dort überhaupt sich der Mühe verlohnt, die Gebäude zu „retten". In Welsberg, diesem früher so reizenden Neste, dem Lieblingsausflugsort der Sommerfrischler in Niederndorf, Toblach und Brunecken, sind von achtzig Häusern kaum ein halbes Dutzend standfest geblieben. Im oberen Teil des Ortes sind die Häuser und Scheuern bis zur Dachtraufe hinauf im Schutt begraben, in der Mitte des Dorfes bis zum oberen Stockwerke und im unteren wenigstens metertief. Alle Gartengründe und Hausanger der Dorfschaft liegen dort in Schutt und Geröll, das mit zwei, drei zentnerschweren Rollstücken übersät ist. Die Gewalt des kleinen Gsieser Bächleins, das diese Unmassen von Gesteinwust aus dem kaum zwei Stunden langen Thale herausgewälzt, war so groß, das seitlich in Hausfluren von fünf Klaftertiefe Trümmerstücke, die drei Männer nicht zu heben vermöchten, bis an die Rückwand hineingeschoben wurden. Man darf sich da nicht wundern, wenn man in Niederndorf hört, daß dort einunddreißig, in Brunecken, daß an vierzig Gebäude von dem Wasserschwall weggespült wurden und an sehr vielen anderen Orten wenigstens ein viertel oder ein halbes Dutzend. Ich sah in der Fersina oberhalb Trient, das nur durch unglaubliche vereinte Anstrengung zweier Infan-

Digitized by Google

terieregimenter, deren eines durch das Hochwasser an der Weiterfahrt verhindert war, gerettet worden, kompakte mit Beton verbundene, auf der Krönung noch klafterbreite Quadermauern quer in das Bachbett geschoben und auf die Kante gestellt. Wären dort auch noch die Thalsperren der Fersina oberhalb des Wasserfalles am Ponte alto geborsten, so würde Trient heute aussehen wie Welsberg und wie die ebenfalls völlig vermurten Orte im unteren Valsugana: Grigno und Castelnuovo.

Und doch ist der Schaden, den die Wildwasser und Flußeinbrüche in den Ortschaften verschuldet, ein relativ geringer im Vergleiche mit den Zerstörungen an Kulturland. Dieser Schaden ist ein so intensiver, daß er kaum in einem halben Menschenalter bei angestrengter umsichtiger Arbeit, und da nur bei nachhaltiger Unterstützung von außen wieder gut gemacht werden kann, wo überhaupt noch etwas zu retten ist, wo die Ackerkrume, der Humusgrund nicht weggeschwemmt oder allzuhoch mit Geröll übermurt ist. Schon oben im Pusterthale beziffert sich der Schaden auf Millionen. Wie hoch er im Etschland anzuschlagen, auf der langen Strecke von den Eisakklausen, wo den nordischen Gast die ersten Cypressen grüßen, bis hinab nach Peri, wo das schlampige kahle Bahnwächterhaus ohne Gartenumgebung, ohne Blumenzier auf den Fenstergesimsen, ohne Rankenschmuck und Grünhag an der Umfriedung die italienische Landmarke charakteristisch repräsentiert, wie hoch er in dieser früher so unendlich fruchtbaren Vega sich beziffert, wird erst zu ermessen sein, wenn die Wasser sich verlaufen haben. Nur wem die intensive und ergiebige Kultur dieses Tagereisen lang sich erstreckenden Gartens näher bekannt, nur wer vertraut ist mit den dortigen Bodenpreisen und Anlagekosten, kann sich auch eine beiläufige Vorstellung von den Verlusten machen. Bei Bozen, ich versichere ausdrücklich, daß meine Angaben völlig authentisch und neuerdings an Ort und Stelle von mir verifiziert sind, kostete in der Etschebene die Quadratklafter durchschnittlich dritthalb Gulden; ertragreiche Weingärten und Obstpflanzungen wohl auch bis zu fünf Gulden und in nächster Nähe der Ortschaften noch mehr. Diese nach cisalpinischen Begriffen enormen Grundpreise erklären sich aus dem Erträgnis, das der Wein, sowie die Tafeltrauben und das Luxusobst, welche beide als Exportware bis zum Ural gehen, in mittelguten Jahren abwerfen. Diese kostspieligen und wertwürdigen Felder sind nun überschlammt und übermurt. Die Wein-Pergolen, die Apfelbaumzeilen stehen metertief in Sand, Schlamm und Geröll. Will man den Boden wieder nutzbar machen, muß das Gestein vorerst weggeschafft und der Grund rigolt werden; dann muß durch ein oder zwei Jahre Anbau von Klee oder Hackfrucht bei intensivster Düngung folgen und erst hierauf kann von neuem ein Weingarten, eine Apfelpflanzung angelegt werden; ersterer wirft bei der hierzulande üblichen Zucht der Rebe in Laubengängen (Pergeln, ital. Pergola) erst im fünften, letztere erst nach dem zehnten, zwölften Jahr wieder einen Ertrag ab. Mittlerweile muß der Besitzer Arbeit und Bodenzins zusetzen, muß er die Hypothekenzinsen, die Ernährung seiner Familie aus leerer Tasche bestreiten.

Ist dies schon mehr, als dem verhältnismäßig behäbigen Etschländer zugemutet werden kann, so läßt sich nicht absehen, wie die blutarmen Leute in den Bergthälern seitwärts ihre Rückeroberung des ererbten Besitzes ohne fremde Beihilfe durchfechten sollen. Wohl thut Land und Reich das möglichste, sie hierbei zu unterstützen und wenigstens die momentane Not zu lindern; auch die private Mildthätigkeit ist nicht lässig. Was aber bisher gespendet, reicht nicht aus, es sollte, es muß noch nachdrücklicher geholfen werden. Wenn ich auch in Deutschland mit dieser knappen Schilderung warmblütige und werkthätige Teilnahme habe anregen helfen, so ist ihr Zweck erfüllt. Wer draußen im Reich sein Scherflein für die Ueberschwemmten in Südtirol spendet, erfüllt nicht bloß eine Pflicht der Menschenliebe, er hilft damit auch in guter Bundesgenossenschaft mit uns Oesterreichern eine alte Grenzmarke gegen das Welschtum verteidigen, denn geben die Tiroler einmal ihren Heimatboden im Kampfe mit den Elementen preis, ergreift auch sie das Auswanderungsfieber, das man bisher in unsren Alpen kaum dem Namen nach kennt, so rückt in die freigewordene Halbwüstenei der Landproletarier aus dem Süden vor. Dann aber ist das Italia fin al Brennero, ethnographisch wenigstens, binnen etlichen Menschenaltern fertig.

Wien, 5. Oktober. Z. K. Lecher.

Digitized by Google

Aus Hendschels Bildermappe.

Von

J. E. Wessely.

Nicht immer findet der Künstler, auch der begabteste, sogleich den rechten Weg; oft hat er eine Richtung eingeschlagen, die ihn, nach seinem Glauben, zum Ziele führen müßte; er setzt seine besten Kräfte ein, da er die frei gewählte Thätigkeit für seinen Beruf nimmt, bis ihn ein glücklicher Zufall überzeugt, daß er irre gehe. Glücklich, der noch auf den rechten Pfad einlenken kann. Einen Beleg für das Gesagte liefert der Künstler, mit dem wir uns hier einige Augenblicke beschäftigen wollen.

Albert Hendschel, zu Frankfurt a. M. am 9. Juli 1834 geboren, ist im Atelier des tüchtigen Malers Jakob Becker zum Künstler herangebildet worden. Der Kunstjünger fühlte sich frühzeitig von der romantischen Richtung in der Kunst bezaubert und da der weise Lehrer, der ein anderes Genre kultivierte, seinem Kunststreben kein Hindernis in den Weg legte und keine Einsprache gegen diese Wahl that, mußte er glauben, auf dem rechten Wege vorwärts zu schreiten. Seine Jugendarbeiten tragen darum wesentlich den Charakter der Romantik: einer Ballade von Uhland ist „Der Wirtin Töchterlein“ und dem Justinus Kerner die reizende Sage „Der Geiger von Gmünd“ nachgedichtet und im vollen Jugendfeuer im Gemälde verkörpert. Auch „Aschenbrödel“ und „Der zerbrochene Krug“ gehören derselben Richtung an.

Die Bilder fanden Beifall, namentlich von Freunden der Romantik und um der Dichter willen, die unseren Künstler begeistert haben. Und trotzdem war dieser Weg nicht der rechte, dem innersten Charakter des Künstlers entsprechende. Merkwürdig, daß er diese Wahrheit nicht entdeckte, obwohl er bereits jahrelang — freilich geheim und ohne Ahnung — bestrebt war, den Pfad zu ebnen, der ihn zum Ruhme führen sollte. Neben seiner offiziellen Kunst — der Malerei — betrieb er nämlich noch eine private zu seinem Vergnügen. Und in dieser offenbarte er, vielleicht weil er von der Kritik der öffentlichen Ausstellungen unbeobachtet und unbehelligt blieb, seinen eigensten, innersten Kunstcharakter, die Befähigung in das volle Leben kühn hineinzugreifen und es da zu packen, wo es Interesse bietet für die Kunst. Was er auf seinen Reisen auf der Straße oder in der Stube Charakteristisches fand, das sah er mit geübtem Künstlerauge an und trug es — nicht als sklavische Kopie der Wirklichkeit, sondern im Geiste künstlerisch verarbeitet in sein Skizzenbuch ein. Diese Studien nach der Natur waren nicht etwa bestimmt, in Gemälden verwertet zu werden; die Figuren, die sein Skizzenbuch belebten, waren aller Romantik bar und fanden in seinen Bildern keinen Platz. Sie waren Selbstzweck; und dies mußte dem Künstler ein Zufall plötzlich begreiflich machen.

Mehr als zwanzig Jahre notierte der Künstler seine Studien in das Skizzenbuch; so entstand nach und nach eine förmliche Bibliothek von Skizzenbüchern, die einen Schatz der herrlichsten Gedanken, des gesundesten Humors im Bilde bargen. Niemand hatte eine Ahnung von dem Werte dieses verborgenen Schatzes — der Künstler selbst vielleicht am wenigsten.

Es war im Jahre 1871, als der Photograph Hutt, in dessen Hause sich das Atelier unseres Künstlers befand, diesen um einige Zeichnungen ansprach, die er photographisch nachbilden wollte. Hendschel lieh ihm eins der Skizzenbücher, die Reproduktion gelang und fand alsbald in immer weiteren Kreisen so viel Anklang, daß sich der Künstler endlich entschloß, eine Auswahl aus dem vorhandenen Schatze zu treffen, deren Verlag Kunsthändler Prestel in Frankfurt übernahm. Der Erfolg war ein unverhoffter und der Absatz fabelhaft groß; die ersten Weihnachten absorbierten allein an zehntausend Blätter. „Hendschels Skizzenbuch“ heißt naturgemäß die Publikation, die bereits mehrere Mappen füllt. Wem wäre noch Hendschels Skizzenbuch oder doch wenigstens einzelne Blätter daraus unbekannt geblieben? Auch über Deutschlands Grenzen, ja über das Meer verbreiteten sich die unscheinbaren, oft nur flüchtig hingeworfenen und doch inhaltreichen Zeichnungen. Kosmopolitisch wie sie sind, brauchen sie keine Unterschrift; denn das rein Menschliche, das mit naiver und doch auch genialer Kunst betont wird, versteht jeder leicht, das Kind wie der Greis, der Arme wie der Reiche; sie bilden eine Musterkarte

Digitized by Google

der verschiedensten Regungen des menschlichen Herzens; alle Stände und Lebensalter finden Beachtung. Man kann sie wiederholt in trüben Stunden des Mißmutes oder in hellen Augenblicken freudiger Erregung durchmustern, sie bleiben sich gleich, immer neu, immer fesselnd. Das ist der Probierstein eines echten Genies. Oft ist ihr Inhalt ernst, wehmütig, geht zu weilen in eine poetische Stimmung über oder spitzt sich zu einer reizenden Idylle zu, um im nächsten Augenblick durch die treffendste Ironie oder witzigste Pointe die Lachmuskeln unwillkürlich in Bewegung zu setzen. Und über alles ist die natürlichste, echt deutsche

Gemütlichkeit ausgegossen! Deshalb sind auch die Szenen aus der Kinderwelt so köstlich gelungen; die braven wie die ausgelassenen stehen leibhaftig und wahr vor uns, und wohl jeder wird versucht sein, für die einzelnen Figuren lebende Exemplare seiner Bekanntschaft zu nennen, die dem Künstler zum Modell gedient haben könnten.

Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern drei bis jetzt noch wenig bekannte Blätter aus Hendschels unerschöpflicher Quelle vorzuführen. Sie gehören alle der Kinderwelt an und werden sicher eine Bestätigung dessen geben, was wir oben gesagt haben.

Sehen wir uns recht die drei Schulmädchen an, auf ihrem vielleicht weiten Gange zur oder aus der Schule. Dies läßt sich nicht genau bestimmen, denn die Mädchen dieses Alters machen vor wie nach der Schule dasselbe fröhliche Gesicht, besonders wenn der Schnee unter ihren gut verwahrten Füßchen knistert und ein Schirm sie im Schneegestöber

zu einem ſich ganz anſchließenden Kleeblatt vereint. Was haben ſie ſich alles zu erzählen! was ficht ſie Kälte und Geſtöber an; die Flocken jagt der Wind am Rande des ſchützenden Daches vorbei, die Wangen röten ſich — es iſt, als ob die Roſenknoſpen mitten im Winter ihre Köpfchen aus der ſchneeigen Decke hervorlugen ließen. Wie wird die warme Stube wohlthun. Was erwartet ſie zu Hauſe? Vielleicht wird einer derſelben ein Amt anvertraut, deſſen Beſorgung uns der Künſtler auf dem zweiten Blatte ſo köſtlich geſchildert hat. Hatte die Schule dem Mädchen geiſtige Nahrung geboten, ſo mußte es zu Hauſe auf das Geheiß der Mutter dem jüngeren Bruder die leibliche reichen. Bei einem ſo lebenskräftigen Bürſchchen iſt es keine leichte Arbeit, beſonders wenn der kleine Weltbürger

ſich vielleicht ſchon beim Grieskoch übereſſen hat und partout nicht eſſen will. Aus Mutwillen hat der Junge ſchon halb ſeine Strümpfe ausgezogen und wehrt ſich mit allen Kräften gegen das Menü: toujours perdrix — toujours bouillie de gruau! Wir bedauern die Pflegemutter, die keine leichte Arbeit hat, von ihrer Suppe etwas an den kleinen Mann zu bringen. Und wie ſinnig ſieht der Spitz dabei, als ob er ſich verwundern würde, wie das Herrchen den Leckerbiſſen abweiſen kann, dem er ſelbſt mit Freuden zuſprechen würde.

Das ſind viele Worte, die wir zum Beſchreiben brauchen; der Künſtler hat es mit wenigen Strichen hingeworfen und was wir ſagten, gibt uns ein Blick auf das Bildchen ſogleich kund.

Dasſelbe gilt von der dritten Kompoſition; wir überraſchen ſieben Dorfkinder in ihrer Turnſchule, die natürlich ſehr primitiv eingerichtet iſt. Ein Geländer, das ſich um ein Gebäude (einen runden Turm?) herumzieht, bietet der Jugend einen willkommenen Tummelplatz für ihre turneriſchen Uebungen. Die balancierenden Jungen ſind meiſterhaft der Wirklichkeit abgeſehen und auch das Kind, das, von

der Schwester geführt und behütet, es den Großen nachmachen will, ganz herzig. Das Ganze ist ein Stück Kinderleben und Kinderfreude, wie es nicht einfacher und wahrer erzählt werden kann.

Wenn wir unseren Künstler mit irgend

einem zweiten deutschen Künstler in Parallele stellen sollten, so würden wir Ludwig Richter nennen. Auch dieser hat mit Gemälden seine Künstlerlaufbahn begonnen und er wäre vielleicht nie das geworden, was er dem deutschen Volke ist und bleiben wird, wenn er nicht zeitlich genug seinen wahren Beruf in der Illustration erkannt hätte.

Digitized by Google

Künſtler und Fürſtin.

Von

Max Ring.

I.

Vor dem Schloßpark einer kleinen deutſchen Fürſtenreſidenz ſtand an einem ſchönen Sommerabend ein Knabe von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, dürftig mit einem ärmlichen, aber ſauberen Kittel bekleidet, barhäuptig und barfüßig, ein echter, junger Proletarier.

Das trotz aller Not und Entbehrung friſche Geſicht mit den blonden, wirren Locken an das vergoldete Gitter gedrückt, blickte er ſehnſüchtig mit den klaren, graublauen Augen in den verſchloſſenen, von der auf- und abgehenden Schildwache gehüteten Garten, in dem die Kinder des regierenden Landesherrn unter der Aufſicht ihrer Erzieherin ſpielten.

Der arme Burſche glaubte in der That das geträumte Paradies zu ſehen. Um die Kronen der hohen Lorbeerbäume und ſchlanken Palmen ſchwebten die Strahlen der untergehenden Sonne; die grünen, ſorgſam gepflegten Raſenplätze glichen koſtbaren Teppichen von geſchorenem Samt; in den Blumenbeeten blühten und dufteten Roſen und Granaten; die rauſchenden Springbrunnen ſprühten Perlen und Demanten; weiße Marmorbilder glänzten roſig im Abendlichte wie verklärte Geiſter, und die großen Spiegelfenſter des dahinter liegenden Schloſſes flammten wie rieſige Rubinen und feuriges Gold.

Auch in die Seele des jungen Proletariers fiel ein Strahl jener göttlichen Schönheit, die ſich ſeinen Blicken offenbarte und den armen Knaben alle ſeine Not und das irdiſche Elend vergeſſen ließ.

Mehr als alles aber entzückten und begeiſterten ihn die ſpielenden Fürſtenkinder, beſonders die jüngſte Prinzeſſin, mit den goldenen Locken und den feinen, ariſtokratiſchen Zügen, die gerade in dieſem Augenblick ihrem älteren Bruder einen großen Lederball mit angeborener Grazie zuwarf.

Von dem weißen, geſtickten Sommerkleid, wie von einer leichten Silberwolke umflattert, erſchien ſie ihm wie eine jener Elfen oder Engel, von denen er in ſeinen Märchenbüchern oder in der alten geleſenen Hausbibel ſeiner frommen Mutter geleſen hatte.

Er konnte nicht die Augen von ihr abwenden und wurde nicht müde, das liebliche Bild, jede ihrer Bewegungen und Mienen ſeinem empfänglichen Herzen einzuprägen. Gern hätte er einen Finger, ſelbſt ſeine ganze Hand darum gegeben, in den Garten eintreten und die reizende Prinzeſſin anſprechen zu dürfen; was jedoch ſtreng verboten war und ihm ſelbſt wie ein ſchweres Verbrechen vorkam.

Aus dieſen kindlichen Träumen und Gedanken wurde der arme Junge, der Friedrich hieß, durch einen unſanften Schlag am Kopf geweckt. Von der ſchönen Hand der kleinen Prinzeſſin geſchleudert, flog ihr Ball über das Gitter an ſeine Stirn und rollte abprallend zu ſeinen Füßen nieder.

Als er ſich nach dem Ball bückte, um ihn aufzuheben, rauſchte es in den Büſchen, aus denen der blonde Lockenkopf des Fürſtenkindes emportauchte und ihn mit den glänzenden dunkelblauen Augen freundlich bittend anſchaute.

„Willſt du mir nicht den Ball reichen?“ fragte ſie lächelnd.

„Das Gitter iſt zu eng. Das geht nicht.“

„So bring ihn mir herein.“

„Das darf ich nicht.“

„Warum denn?“

„Weil es verboten iſt.“

„Das thut nichts,“ erwiderte ſie ungeduldig. „Ich erlaube es dir.“

„Aber das Thor iſt ja verſchloſſen.“

„Warte nur einen Augenblick! Ich werde dir aufmachen.“

Digitized by Google

Im nächsten Moment schob sie den Riegel zurück und öffnete ein Seitenpförtchen, durch das sie den glücklichen Knaben in das ersehnte Paradies eintreten ließ.

Es war ihm in der That zu Mut, als ob sich der Himmel vor ihm aufgethan hätte. Sein Herz pochte vor nie gekannter Seligkeit und unbeschreiblicher Wonne, in die sich eine leichte Angst mischte.

Stumm vor Bewunderung und Verlegenheit reichte er ihr den Ball; bei der Berührung der kleinen, weißen Hand durchzuckte ihn ein elektrischer Schlag, daß er förmlich zusammenfuhr.

„Ich danke dir," sagte sie freundlich. „Aber warum zitterst du so? Was fehlt dir denn?"

„Nichts, gar nichts," murmelte er verwirrt. „Der Kopf thut mir nur etwas weh."

„Deine Stirn ist auch ganz rot und geschwollen. Gewiß schmerzt dich der harte Schlag. Ich will dir etwas Wasser oder Eau de Cologne holen. Das hilft immer, wenn man sich gestoßen hat oder fällt. Im Augenblick bin ich wieder zurück. Du kannst dich unterdes auf die Bank hier setzen und mich erwarten."

„Sehr gern, aber ich fürchte mich vor der Schildwache. Wenn man mich hier im Garten findet, wird man mich einsperren und schlagen."

„Das soll sich keiner unterstehen!" versetzte sie, die kleine, trotzige Stirn runzelnd. „Wenn du dich aber fürchtest und nicht allein bleiben willst, so erlaube ich dir, mich zu begleiten."

Einer solch verlockenden Aufforderung konnte Friedrich nicht widerstehen. Wie im Traum schwankte er an der Seite seiner hohen Führerin, ganz berauscht von seinem unverhofften Glück und der nie zuvor gesehenen Herrlichkeit. Er selbst kam sich wie bezaubert, wie der Held eines Märchens aus „Tausend und einer Nacht" vor, der die seltsamsten Abenteuer erlebte.

Diese schattigen Laubgänge und lichten Alleen, von dem Gold der Abendsonne durchflutet, die seltsamen, exotischen Pflanzen und phantastischen Schlinggewächse mit ihren großen Purpurblüten, die flüsternden Fächerpalmen und schimmernden Fontänen, die zierlichen Pavillons und Volieren mit den bunten Papageien, den ausländischen Finken und Seidenschwänzen versetzte ihn in eine unbekannte Wunderwelt, in das Reich der Genien und Feen; unter denen seine freundliche Beschützerin ihm die schönste und beste schien

Bei jedem Schritte stieß Friedrich auf ein neues Wunder, stieg seine Begeisterung. Nichts aber entzückte ihn so sehr, als die herrlichen Marmorbilder, mit denen der kunstsinnige Fürst den Park geschmückt hatte.

Wenn auch die mehr oder minder gelungenen Kopieen des Apoll von Belvedere, der Venus von Milos, der Diana des Louvre und die Laokoongruppe sich nicht entfernt mit der klassischen Schönheit und Vollendung der Originale vergleichen ließen, so genügten sie mehr als hinreichend, um die empfängliche Seele des Knaben zu fesseln.

Wie festgebannt starrte er mit leuchtenden Blicken die Meisterwerke der antiken Kunst an, von einer plötzlichen Ahnung ihrer Göttlichkeit erfaßt. Ganz versunken in die Betrachtung der herrlichen Statuen, die er heute zum erstenmal in der Nähe sehen durfte, vergaß er alles um sich her, selbst seine holde Begleiterin, bis ihn das Geräusch nahender Schritte und laute Stimmen aus seiner Begeisterung rissen.

Als er, wie aus einem tiefen Traum erwachend, verwirrt sich umwendete, bemerkte er eine ältliche, stattliche Dame mit auffallend scharfen, spitzen Zügen, umgeben von einer Schar vornehmer Kinder, die ihn mit halb neugierigen, halb mißtrauischen Blicken anstarrten.

„Was thust du hier?" fragte die fürstliche Erzieherin streng. „Wie bist du in den Garten gekommen?"

„Ich," stotterte Friedrich bestürzt, „ich wollte —"

„Weißt du denn nicht, daß der Eintritt jedem Fremden streng verboten ist und bestraft wird. Ich werde die Schildwache rufen und dich einsperren lassen, du Taugenichts!"

Friedrich schwieg und blickte nur seine kleine Beschützerin an, fest entschlossen, sie nicht zu verraten und lieber die härteste Strafe zu dulden, als ihr eine Unannehmlichkeit zu verursachen.

„Warum redest du nicht?" fuhr ihn die Dame in heftigem Ton an. „Du scheinst mir ein verstockter Bursche, eine durchtriebene Range, ein gefährlicher Herumtreiber zu sein!"

Bei diesen unverdienten Beschuldigungen röteten sich seine Wangen und eine Thräne rollte über das Gesicht des armen Knaben. Wie ein Märtyrer stand er jedoch stumm da,

Digitized by Google

bereit für ſeinen Gott oder für ſeine Göttin zu leiden und die Schuld der kleinen Prinzeſſin auf ſich zu nehmen, obgleich es nur eines Wortes bedurfte, um ſich zu rechtfertigen.

„Auf der Stelle,“ drohte die erzürnte Erzieherin, „geſtehſt du mir, wer dich in den Garten gelaſſen hat, oder ich übergebe dich der Schildwache.“

„Nein, nein!“ rief plötzlich eine ſüße Kinderſtimme. „Der Junge iſt unſchuldig; ich habe ja die Thüre geöffnet.“

„Sie, Prinzeſſin Sophie!“ verſetzte das Fräulein überraſcht. „Um des Himmelswillen! Wie kommen Sie zu dieſer ordinären Geſellſchaft? Habe ich Ihnen nicht ſtreng jeden Verkehr mit der Populace unterſagt? Ich bin gezwungen, ihrer Hoheit der Frau Fürſtin Ihr unverzeihliches Betragen zu melden. Was wird Hoheit ſagen, wenn ſie erfährt —“

„Ach!“ ſchluchzte die Prinzeſſin. „Er hat mir ja nur meinen Ball gebracht, der über das Gitter geflogen war und ihn an der Stirne getroffen hat. Ich wollte ihm dafür danken und etwas Eau de Cologne für ſeine Beule holen. Das kann doch keine Sünde ſein?“

„Schweigen Sie, Durchlaucht! Ihr Benehmen iſt, um mich höchſt gelind auszudrücken, äußerſt unpaſſend. Zur Strafe werden Sie ſich ſofort auf Ihr Zimmer begeben und fünfzig franzöſiſche Vokabeln lernen. — „Du aber,“ fügte ſie, zu dem Knaben gewendet, hinzu, „entferne dich ſo ſchnell als möglich und laſſe dich niemals wieder in dem Garten blicken; ſonſt wird es dir ſchlecht gehen.“

Während Prinzeß Sophie, von dem Fräulein und ihren Geſchwiſtern begleitet, ſich nach dem Schloß mit ſchwerem Herzen begab, um ihre Strafe anzutreten, ſtürzte der arme Friedrich traurig aus dem verlorenen Paradieſe, von der ſtrengen Gouvernante wie Adam von dem Engel mit dem feurigen Schwerte fortgejagt.

Mit Thränen ſchied er von dem neuen Eden, von ſeinem Zauberreich und von ſeiner holden Fee. Der Traum war verſchwunden und die gemeine Wirklichkeit, die ganze Miſere des Lebens, die jämmerliche Proſa einer kleinen deutſchen Reſidenz und die Armut des elterlichen Hauſes trat wieder an ihn heran.

Sein Vater, ein armer, heruntergekommener Drechsler und Tauſendkünſtler, empfing ihn an der Thür mit Vorwürfen wegen ſeines Herumtreibens und zerrte ihn ſcheltend in die dumpfe Werkſtätte, wo ihn die verhaßte, mechaniſche Arbeit erwartete.

Noch nie hatte Friedrich den Druck einer geiſtloſen Beſchäftigung, den Zwang der traurigen Verhältniſſe, die Qual der Armut ſo tief und ſchmerzlich empfunden, als an dieſem Abend, wo er ſo Schönes und Herrliches zum erſtenmal geſehen hatte.

Bei dem Schein der grell leuchtenden Glaskugeln ſtarrten ihn die grauen, kahlen Wände des ärmlichen Stübchens wie die Mauern eines Kerkers an. Wenn er um ſich ſah, fielen ſeine Blicke auf ſeine traurige Umgebung, auf das finſtere Geſicht des ſorgenſchweren Vaters, auf die ſanften, aber kummervollen Züge der kränkelnden Mutter, auf die gutmütige, immer fleißige Schweſter, die in einer Ecke ſaß und die zerriſſene Wäſche der Familie beim Lampenſchein ausbeſſerte.

Bei dem eintönigen Schnurren der Räder, dem Kreiſchen der Meißel und dem Knirſchen des Bohrers mußte Friedrich fortwährend an ſein heutiges Abenteuer, an den ſchönen Park, an die hohen Palmen, die bunten Papageien, an die ſchimmernden Springbrunnen und herrlichen Marmorbilder, vor allem aber an die reizende Prinzeſſin zurückdenken.

Wenn die Arbeit darüber ſtockte, ſchalt der Vater und verſetzte ihm von Zeit zu Zeit einen aufmunternden Hieb mit dem langen Weichſelrohr in ſeiner Hand.

„Was träumſt du ſchon wieder?“ rief er ärgerlich. „Aus dem Jungen wird ſein Lebtag kein ordentlicher Drechsler.“

„Ich habe auch keine Luſt zu dem Handwerk,“ erwiderte Friedrich ſchüchtern.

„Ich werde dir ſchon Luſt machen, du Schlingel!“

„Ach! Ich möchte ja gern etwas Ordentliches lernen. Aber die Drechslerei gefällt mir nicht. Du weißt am beſten, daß man dabei auf keinen grünen Zweig kommt.“

„Das iſt leider wahr,“ ſeufzte die Mutter. Wir verdienen kaum das Salz zum Brot.“

„Aber was ſoll aus dem Jungen werden?“ fragte der beſorgte Vater.

„Ein Bildhauer!“ rief Friedrich, „ſo einer, der die ſchönen Steinfiguren macht, wie ſie im Schloßgarten ſtehen.“

„Du biſt wohl nicht bei Sinnen! Den Gedanken laß dir nur vergehen. Dazu muß

Digitized by Google

man gut zeichnen können und etwas gelernt haben."

„Zeichnen kann ich ganz gut. Ich war immer der Beste in der Schule und habe auch einen Preis bekommen."

„Und der Herr Rektor," bestätigte die Mutter, „hat mir erst neulich gesagt, daß es jammerschade um Friedrich wäre, wenn sein schönes Talent verkommen sollte."

„Mir wär' es schon recht," entgegnete der Drechsler nachdenklich, „wenn er Bildhauer würde. Aber das kostet Geld und ist eine teure Geschichte. Woher nehmen und nicht stehlen?"

„Wenn du mit dem Gevatter Steinmetz reden und ihm ein gutes Wort geben wolltest, würde er vielleicht den Jungen ohne Lehrgeld nehmen."

„Das läßt sich hören, aber ich kann ihn nicht leicht entbehren. Wer hilft mir bei meiner Arbeit?"

„Allzuviel hast du leider Gottes nicht zu thun. Unsere Luise versteht sich darauf und kann dir, wenn es nötig ist, an die Hand gehen."

‚Gewiß!" sagte das frische, resolute Mädchen. „So gut wie der Friedrich mache ich noch meine Sache und zur Not gebe ich einen ganzen Gesellen ab."

„Nun! Ich will es mir noch überlegen."

„Einziger, bester Vater!" bat der Sohn, die Hand des Vaters ergreifend. „Thu' mir den Gefallen und laß mich ein Bildhauer werden. Du sollst es gewiß nicht bereuen."

„So schnell geht das nicht," erwiderte der Drechslermeister freundlicher. „Guter Rat kommt über Nacht. Erst muß ich mir die Geschichte beschlafen. Jetzt marsch ins Bett!"

Bald ruhte der junge Proletarier auf seinem harten Lager, aber er war zu aufgeregt, um sogleich zu schlafen. Vor seinen Blicken schwebten noch immer die schlanken Palmen und Lorbeerbäume, die herrlichen Götterbilder und seine kleine Fee, bis er endlich spät nach Mitternacht in einen tiefen Schlaf versank, von wunderbaren Traumbildern umgaukelt.

II.

Einige Jahre nach diesem Ereignisse trat eines Tages ein junger Mann in das Atelier des berühmten Bildhauers Rauch in Berlin und erkundigte sich schüchtern bei einem der darin beschäftigten Schüler, ob und wann er den Herrn Geheimrat sprechen könne.

Nachdem er den gewünschten Bescheid erhalten hatte, zog er sich bescheiden in eine Ecke des großen Saals zurück, um das Erscheinen des großen Meisters zu erwarten, von dessen Ausspruch sein Schicksal, seine ganze Zukunft abhing.

Trotzdem der Fremde seinen besten Anzug für den so wichtigen Besuch angelegt hatte, verriet der schwarze, etwas abgetragene, unmoderne Leibrock und die zwar höchst saubere, aber grobe Wäsche, daß der Träger derselben mit äußeren Glücksgütern keineswegs gesegnet war.

Deshalb mochten ihn auch die ab- und zugehenden Schüler für einen gewöhnlichen Arbeiter oder Gipsformer halten, deren sich die Bildhauer bei den Abgüssen ihrer Werke zu bedienen pflegen. Nur die freie, stark gewölbte Stirn und die klaren, graublauen Augen, mit denen er jetzt so aufmerksam eine eben vollendete Statue der Siegesgöttin betrachtete, verliehen dem schlichten, nicht uninteressanten Gesicht einen eigentümlich geistigen Adel.

In seinen Händen hielt der junge Mann eine schwarze unscheinbare Mappe, mit Skizzen, Entwürfen und Zeichnungen gefüllt, die er dem Geheimrat vorzulegen gedachte, in der Hoffnung, dadurch die Erfüllung seines sehnsüchtigen Wunsches, seine Aufnahme in die Schülerzahl des berühmten Meisters zu erreichen.

Außer diesen Arbeiten besaß er nur noch einen Empfehlungsbrief von dem ihm freundlich gesinnten Leibarzt des Fürsten, einem Landsmann und Verwandten des Geheimrats.

Je näher aber der Augenblick heranrückte, wo er von Angesicht zu Angesicht den berühmten Künstler sehen sollte, desto ängstlicher pochte ihm das Herz, desto gewagter schien ihm sein kühnes Vorhaben. Bei der Betrachtung der unsterblichen Schöpfungen in dem Atelier sank ihm der Mut und seine eigenen Arbeiten, besonders sein Entwurf zu einem Relief der „Hermannsschlacht im Teutoburger Wald", kamen ihm so unbedeutend und stümperhaft vor, daß er an seiner Begabung zweifelte.

Am liebsten hätte er sich wieder heimlich fortgeschlichen, wenn nicht gerade in diesem Moment der Geheimrat erschienen wäre. Der arme Friedrich — denn er war der junge

Digitized by Google

Mann — vermochte nur mit Mühe ſeine erklärliche Aufregung zu beherrſchen, als der hohe, impoſante Meiſter auf ihn zuging und ihn mit den ſcharfen Adleraugen forſchend anblitzte.

„Sie wünſchen mich zu ſprechen," ſagte Rauch, den Gruß des Fremden mit einer leichten, würdevollen Neigung des olympiſchen Zeuskopfes erwidernd. „Was bringen Sie mir?"

„Einen Brief von dem fürſtlichen Leibarzt meiner Vaterſtadt," verſetzte Friedrich ſchüchtern.

„Von meinem Vetter!" erwiderte Rauch freundlicher, indem er das ihm überreichte Schreiben erbrach und aufmerkſam durchlas. „Wie ich ſehe, wollen Sie mein Schüler werden; auch ſoll es Ihnen nicht an Talent fehlen. Woher kommen Sie und welche Akademie haben Sie zuletzt beſucht?"

„Keine!" entgegnete Friedrich errötend. „Ich habe bis jetzt nur bei einem Steinmetz als Geſelle gearbeitet und für mich nach der Natur gezeichnet."

„Das thut mir leid. Mein Atelier iſt keine Werkſtatt und Anfänger kann ich nicht brauchen. Zum Unterrichten von Lehrlingen habe ich keine Zeit. Da müſſen Sie ſich an einen andern Bildhauer wenden."

Mit dieſem Beſcheid wollte ſich der Geheimrat entfernen, als Friedrich ſich ein Herz faßte und ihn mit dem Mut der Verzweiflung zurückhielt, indem er ihm die ſchwarze Mappe, ſeine beſte Hoffnung, entgegenhielt.

„Was ſoll ich damit?" fragte Rauch verwundert.

„Herr Geheimrat!" rief flehend der junge Mann. „Haben Sie wenigſtens die Güte, ſich dieſe Zeichnungen anzuſehen. Vielleicht finden Sie dann, daß ich nicht ganz unwürdig bin, Ihr Schüler zu werden."

Mit mißtrauiſchen Blicken betrachtete der eilige Geheimrat die ihm aufgedrängten Blätter, im voraus überzeugt, eine wertloſe Dilettantenarbeit zu erblicken. Nach und nach jedoch erhellte ſich das ſtrenge Geſicht des Künſtlers und verriet eine zunehmende Ueberraſchung und Teilnahme.

„Haben Sie das ſelbſt gezeichnet?" fragte er zweifelnd. „Iſt das Ihre eigene Arbeit?"

„Ja! Ich werde doch den Herrn Geheimrat nicht belügen."

„Wirklich das iſt gar nicht übel; die Kompoſition noch etwas ſchülerhaft und verworren, aber kühn und originell. Sie beſitzen ein entſchiedenes Talent und können mit der Zeit ein tüchtiger Bildhauer werden, wenn Sie ſich Mühe geben und recht fleißig ſind."

„Daran werde ich es gewiß nicht fehlen laſſen, wenn der Herr Geheimrat mir geſtatten wollen —"

„Das verſteht ſich. Sie können gleich hier bleiben und Beſchäftigung finden. Ein ſo geſchickter Schüler iſt mir ſtets willkommen."

Das war mehr, als Friedrich gehofft hatte; Rauch hatte ſein Talent anerkannt und ihn unter ſeine Schüler aufgenommen. Er fühlte ſich ſo glücklich, daß er in dieſem Augenblick mit keinem König getauſcht hätte.

Leider dauerte das Glück nicht allzulange, da die weite Reiſe und der Aufenthalt in der großen Stadt ſeine geringen Erſparniſſe ſchnell aufzehrte, obgleich er ſich ſo ſehr als möglich einzuſchränken ſuchte.

Dazu kam noch, daß er ſeine immer mehr verarmten Eltern mit dem kleinen Gehalt, den er von dem Geheimrat erhielt, unterſtützen mußte, ſo daß er in ernſte Verlegenheit geriet und ſelbſt mitunter Not litt.

Mit dem Mut der Jugend ertrug Friedrich jedoch die ſchwerſten Entbehrungen, kämpfte und rang er mit der Sorge, die ihn zuweilen zu erdrücken drohte. Während er ſich die nötigſten Lebensbedürfniſſe verſagte, oft hungerte und darbte, verfolgte er ſein Ziel mit unerſchütterlichem Fleiß und Eifer, arbeitete er unermüdlich an ſeiner künſtleriſchen Ausbildung, verdoppelte er ſeine Thätigkeit.

Wenn er unter der Laſt der Verhältniſſe verzweifeln wollte, richtete ihn ein freundliches Wort des großen Meiſters, die Erinnerung an ſeine armen Eltern und die Hoffnung auf eine ſchönere Zukunft wieder auf.

In dieſer Weiſe verfloſſen Wochen und Monate unter ſchweren Kämpfen und ſchmerzlichen Leiden, die ſich unwillkürlich in ſeinem bleichen Geſicht und ſeinem gedrückten Weſen verrieten; was den ſcharf beobachtenden Blicken des ſich für ihn intereſſierenden Geheimrats nicht entging.

„Was fehlt Ihnen?" fragte dieſer teilnehmend eines Tages, als er ſich mit ſeinem Schüler allein im Atelier befand. „Sie kommen mir ſeit einiger Zeit verſtimmt und leidend vor. Sagen Sie mir offen, was Sie bedrückt? Vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Geheimrat!“ erwiderte Friedrich verlegen. „Ich fürchte jedoch, Ihnen mit meinen Klagen lästig zu fallen. Sie haben bereits so viel für mich gethan.“

„Das ist wirklich nicht der Rede wert. Sie haben meine Hoffnungen bei weitem übertroffen und sind einer meiner besten und fleißigsten Schüler, der mich für meine Mühe reichlich lohnt. Deshalb schmerzt es mich, daß Sie so wenig Vertrauen zu mir haben.“

„O! Daran fehlt es nicht,“ murmelte er. „Ich wage nur nicht —“

„Fassen Sie Mut, mein lieber Friedrich! Sie dürfen mit mir wie mit einem älteren Freunde unumwunden reden und auf meine Verschwiegenheit rechnen.“

Länger vermochte Friedrich nicht, dem herzlichen Drängen seines berühmten Lehrers zu widerstehen, so schwer es ihm auch fiel, diesem seine traurige Lage und den Grund seiner Sorgen mitzuteilen.

„Deshalb,“ sagte Rauch freundlich, „brauchen Sie sich nicht vor mir zu genieren. Ich kenne manchen wackeren Künstler, der wie Sie mit der Not kämpfen mußte. Wie Sie wissen, war ich selbst in meiner Jugend nur ein armer Hoflakai bei der seligen Königin Luise, ein gewöhnlicher Diener, der hinten auf dem Trittbrett der Equipage stand, bis die unvergeßliche Fürstin von meinem Talent hörte und mir großmütig die Mittel gewährte, ein Künstler zu werden.“

„Nicht jedermann ist so glücklich und so würdig, eine so hohe Beschützerin zu finden.“

„Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Ich bin zwar kein König, aber besitze einigen Einfluß. Vielleicht gelingt es mir, etwas für Sie zu thun. Jedenfalls können Sie auf meinen Beistand rechnen.“

In der That ließ der Geheimrat schon nach wenigen Tagen seinen Schüler zu sich rufen, um ihn zu benachrichtigen, daß Friedrich auf seine Empfehlung die künstlerische Oberleitung der königlichen Porzellanmanufaktur erhalten sollte, womit ein für seine Verhältnisse ansehnlicher Gehalt verbunden war.

Trotzdem das Anerbieten höchst verlockend war, konnte Friedrich eine leichte Enttäuschung nicht verbergen. Sichtlich kämpfte und überlegte er, ob er die einträgliche Stellung annehmen oder ablehnen sollte.

„Nun,“ fragte Rauch, ihn scharf beobachtend, „was meinen Sie? Sie erhalten jährlich zwölfhundert Thaler und freie Wohnung. Die Arbeit ist nicht allzuschwer und Sie können ein sorgloses, angenehmes Leben führen.“

„Herr Geheimrat!“ erwiderte Friedrich zögernd. „Ich bin Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten sehr dankbar, aber ich weiß nicht —“

„An Ihrer Stelle würde ich mich nicht besinnen und mit beiden Händen zugreifen. Eine so gute Versorgung findet sich so bald nicht wieder.“

„Das sehe ich auch ein, aber ich will lieber Sorge und Not dulden, als der Kunst entsagen.“

„Die Kunst geht nach Brot und läßt leider nur zu oft ihre Jünger darben, wie Sie aus eigner Erfahrung wissen.“

„Dafür gewährt sie ihnen auch die höchste Seligkeit, die Freude des Schaffens, das Glück der inneren Befriedigung und die Hoffnung auf Unsterblichkeit. So arm ich auch bin, möchte ich mit keinem andern Beruf tauschen.“

„Sie werden doch nicht so thöricht sein und eine so gute Gelegenheit zurückweisen?“

„Nein, nein, Herr Geheimrat! Sie können unmöglich von mir verlangen, daß ich der Kunst untreu werde, die Herrliche für ein Linsengericht verkaufe. Haben Sie nicht wie ich gekämpft und gerungen, bis Sie Ihr hohes Ziel erreichten und alle Hindernisse durch Ihr Genie und Ihre Ausdauer besiegten? Und wog der Augenblick, wo Sie das Bild Ihrer unvergeßlichen Beschützerin schufen und den bewundernden Blicken der Zeitgenossen enthüllten, nicht alle Ihre Leiden, alle gemeine Sorgen des Lebens auf? War die Thräne und der Dank Ihres Königs, die Begeisterung des seine Fürstin anbetenden Volkes Ihnen nicht mehr wert, als alle Schätze der Welt? Um einen solchen Preis würde ich gern das Schwerste ertragen und selbst mein Leben dafür hingeben.“

Mit steigendem Interesse und sichtlicher Bewunderung blickte der Meister auf den armen Schüler, der mit geröteten Wangen und glänzenden Augen vor ihm stand, bereit, seiner Kunst das größte Opfer zu bringen.

„Bei Gott!“ sagte Rauch, ihm die Hand reichend. „Ich habe mich nicht in Ihnen geirrt. Sie sind in der That zu Besserem berufen, als Porzellanvasen zu entwerfen und Tafelaufsätze zu komponieren. Es freut mich, daß

Digitized by Google

Sie die Probe so gut bestanden haben. Ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihren Entschluß nicht bereuen. Von heute ab sind Sie nicht mehr mein Schüler, sondern mein Freund, der Gehilfe bei meinen Arbeiten. Sie erhalten ein eignes Meisteratelier in meiner Nähe und an Aufträgen soll es Ihnen nicht fehlen, dafür stehe ich Ihnen."

In wahrhaft großmütiger Weise hielt Rauch sein Wort, indem er seinen früheren Schüler mit Rat und That unterstützte und ihn in jeder Beziehung zu fördern und zu empfehlen suchte. Vor der Not des Lebens geschützt und aufgemuntert durch die Teilnahme und Freundschaft des berühmten und einflußreichen Künstlers, entfaltete Friedrich immer schöner und glänzender sein angeborenes Talent.

Eine Reihe bedeutender Werke und genialer Schöpfungen, besonders eine „Madonna mit dem Kinde" und das Bild einer herrlichen „Charitas", fanden die verdiente Anerkennung der Kunstkenner und verschafften ihm verschiedene, einträgliche Bestellungen von hohen Gönnern.

Der kunstsinnige König kaufte auf Rauchs Empfehlung die von Friedrich in Marmor ausgeführte Charitas und ließ dieselbe in der von ihm erbauten, neuen Kirche aufstellen. So gestaltete sich die Lage des jungen Künstlers immer freundlicher und seine Verhältnisse mit jedem Tage günstiger.

Wenn auch sein Einkommen nicht glänzend war, so war dasselbe mehr als hinreichend für seine bescheidenen Wünsche und Bedürfnisse. Am meisten freute ihn, daß er seine armen Eltern unterstützen und ihnen ein sorgenfreies Leben bereiten konnte.

Leider aber war es dem seit einiger Zeit kränkelnden Vater nicht lange vergönnt, den pietätvollen Beistand des guten Sohnes zu genießen und sich an Friedrichs Erfolgen zu erfreuen. Ein plötzlicher Herzschlag machte dem Leben des heruntergekommenen Drechslermeisters ein unerwartet schnelles Ende.

Sobald Friedrich die betrübende Nachricht erhielt, eilte er sogleich nach seiner Heimat, um dem Begräbnis seines Vaters beizuwohnen und seine verlassene Mutter und Schwester zu trösten.

Erst nachdem er dem Toten die letzte Ehre erwiesen und jeder kindlichen Pflicht genügt hatte, suchte er die alten Freunde und Bekannten auf, vor allem den fürstlichen Leibarzt, seinen freundlichen Gönner, von dem er auf das Ehrenvollste empfangen wurde.

Während er durch die stillen Straßen der kleinen Residenz ging, die er seit langen Jahren zum erstenmal wiedersah, dachte er unwillkürlich an die Vergangenheit, an die Tage seiner freudenlosen Jugend. Bei dem Anblick des Schloßparkes, an dem sein Weg ihn vorüberführte, erinnerte er sich lebhaft an das Abenteuer mit der kleinen Prinzessin, die er im Lauf der Zeit fast vergessen hatte. Plötzlich stand das Bild der reizenden Fee mit dem blonden Lockenkopf und den blauen, glänzenden Augen so deutlich vor seiner Seele, daß er sie zwischen den Bäumen zu erblicken glaubte.

Eine ihm unerklärliche Gewalt zog ihn in den Park, der zu seiner Verwunderung offen stand und nicht mehr von der einst so gefürchteten Schildwache gehütet wurde, so daß er ungehindert eintreten konnte. Es war ein trüber, düsterer Herbsttag; an dem bewölkten Himmel schien die Sonne bleich und fahl. Wegen der vorgerückten, kalten Jahreszeit waren die Palmen und exotischen Gewächse in das Treibhaus gebracht und die Volieren mit den bunten Papageien und ausländischen Vögeln verdeckt.

Das fröhliche Rauschen der Springbrunnen war verstummt, die Rosen und Granaten verblüht; nur hier und da stand noch eine kränkelnde Aster oder eine einsame Georgine. Die weißen Götterbilder blickten traurig von ihren hohen Postamenten herab und schienen in der rauhen, nordischen Luft zu frieren.

Von Zeit zu Zeit fuhr ein starker Windstoß durch das welke Laub und warf die verdorrten Blätter zu den Füßen des einsamen Wanderers nieder. Der Park war wie ausgestorben und in den Gängen und in den Alleen zeigte sich kein menschliches Wesen.

Rings um das Schloß herrschte eine fast unheimliche Stille, als ob alles Leben daraus entflohen wäre. Die Thüren waren verschlossen, die Jalousieen herabgelassen, die Fenster verhängt.

Was hatte das alles zu bedeuten? Was war aus dem Paradies seiner Kinderträume geworden? Wo weilte die holde Fee, die ihn einst bezauberte? Hatte er nur geträumt, eine Illusion ihn getäuscht?

Von solchen Gedanken bewegt und von

Digitized by Google

einer ihm sonst fremden Melancholie ergriffen, irrte Friedrich immer weiter durch den menschenleeren Park, bis er endlich einen Gärtnerburschen fand, den er nach dem Grund der auffallenden Verlassenheit fragte.

„Seine Hoheit," versetzte dieser, „sind verreist. Seit dem Tode der Frau Fürstin leben die Herrschaften in Rom und werden da den ganzen Winter bleiben."

„In Rom!" wiederholte Friedrich überrascht. „In Rom!"

Wie ein Zauber weckte das Wort die in seiner Brust schlummernde Sehnsucht nach Italien. Es war ihm, als ob ihm sein Genius winkte, als ob eine geheime Stimme ihm zuriefe: „Nach Rom, nach Rom! Dort erwartet dich das gesuchte Glück!"

III.

Seit mehreren Wochen weilte Friedrich bereits in Rom, wo er, von Rauch und anderen einflußreichen Notabilitäten empfohlen, in der besten Gesellschaft, besonders in den Künstlerkreisen verkehrte. In der Nähe der Bäder Diokletians fand er auch eine passende Wohnung und, woran ihm am meisten lag, ein geräumiges Atelier mit einer entzückenden Aussicht auf die ewige Stadt und die herrliche Umgebung.

Umgeben von den Abgüssen der schönsten Antiken und von seinen eignen jüngsten Schöpfungen, arbeitete er mit angestrengtem Fleiß an der Gruppe eines in den Armen der Siegesgöttin sterbenden Kriegers, die er im Auftrag des Königs in Marmor ausführen sollte.

Begeistert von den hier aufgehäuften, unsterblichen Kunstschätzen schuf er ein Werk, das den höchsten Beifall der ihn besuchenden Kenner und auch, was ihn vor allem freute, die Anerkennung des berühmten Thorwaldsen fand, der den jungen Künstler mit seiner nicht leicht zu erwerbenden Freundschaft beehrte.

Ganz mit seiner neuen Arbeit beschäftigt, hatte Friedrich noch keine Gelegenheit gefunden, den Fürsten zu sehen, der, wie er hörte, in Folge der Trauer mit seiner Familie in tiefster Zurückgezogenheit lebte und einen alten Palast in der Strada del Babuino bewohnte.

Nur einmal im Vorübergehen erblickte er flüchtig auf dem Balkon eine hohe, schlanke Dame in tiefer Trauer, die ihn unwillkürlich an die kleine Prinzessin erinnerte. Als er wieder zu ihr emporschaute, war sie verschwunden.

Sein Begleiter, ein bekannter deutscher Maler, stieß ihn an, indem er Friedrichs Vermutung bestätigte.

„Hast du die schöne Prinzessin gesehen?" fragte dieser.

„Meinst du die Dame auf dem Balkon im schwarzen Kleide?"

„Wen denn sonst? Es gibt keine zweite in Rom, die sich mit ihr vergleichen läßt. Ich wundere mich, daß du sie nicht gegrüßt hast."

„Das würde sich nicht schicken," erwiderte er verlegen. „Sie kennt mich nicht."

„Aber sie ist doch die Tochter deines Landesherrn, die du gewissermaßen zu grüßen verpflichtet bist."

„Ich habe sie nur einmal flüchtig gesehen, als sie noch ein Kind war. Sie wird sich schwerlich einer so unbedeutenden Person, wie ich bin, erinnern."

„Wer weiß? Du bist jetzt ein berühmter Künstler. An deiner Stelle würde ich den Fürsten aufsuchen und mich ihm vorstellen. Wie ich höre, ist er ein großer Kunstfreund und wird dich gewiß als sein Landeskind freundlich empfangen."

„Ich möchte nicht zudringlich erscheinen, noch dazu, da er sich in Rom inkognito aufhält und um seine verstorbene Gemahlin trauert."

„Ich glaube, daß dein Besuch ihm nur angenehm sein wird, da er die Absicht hat, der Fürstin ein Denkmal zu errichten. Eine so gute Bestellung würde ich mir nicht entgehen lassen."

„Um so weniger kann ich den Fürsten aufsuchen. Das sähe so aus, als wäre es mir nur um die Arbeit zu thun. Ein solcher Schritt widerstrebt meinem Gefühl; auch hat der Fürst gewiß das Monument schon vergeben."

„Keinesfalls kann es dir schaden, wenn du dich ihm vorstellst. Wenigstens bekommst du bei dieser Gelegenheit die schöne Prinzessin zu sehen, von der ganz Rom entzückt ist. Das allein würde sich der Mühe lohnen. Darum rate ich dir, dich in den Frack zu werfen und Seiner Hoheit deine unterthänigste Aufwartung zu machen. Du wirst es gewiß nicht bereuen."

Obgleich Friedrich zu stolz oder vielleicht

Digitized by Google

auch zu ſchüchtern war, den Rat ſeines Freundes zu befolgen, weckte doch das Geſpräch in ſeinem Herzen den Wunſch, die ſchöne Prinzeſſin wiederzuſehen und ſeine Bekanntſchaft mit der kleinen Fee zu erneuern.

Von ſolchen Gedanken erfüllt, ſaß er eines Tages in ſeinem abgelegenen Atelier, in ſeine neue Arbeit vertieft, als ſein Faktotum Giuſeppe, der in ſeiner Perſon die Stelle eines Modells, Handlangers und Dieners vereinte, ihn aus ſeinen Träumen riß, indem er ihm einen vornehmen Beſuch ankündigte, deſſen Namen Friedrich in ſeiner Zerſtreutheit überhörte oder wegen der kauderwelſchen Ausſprache des italieniſchen Dieners nicht recht verſtand.

Im nächſten Augenblick erſchien vor dem überraſchten Künſtler ein hoher, ſtattlicher Herr, deſſen ariſtokratiſches Geſicht ihm bekannt vorkam, in Begleitung einer auffallend ſchönen jungen Dame in tiefer Trauer, die nur den Zauber der edlen Erſcheinung noch erhöhte.

Aus dem reizenden Kinde war eine vollendete Jungfrau geworden, deren keuſche, reine Züge mit den ſeelenvollen, blauen Augen und dem goldenen Haar, das ſich wie ein Heiligenſchein um die klare, weiße Marmorſtirn ſchlang, ihn unwillkürlich an ſein Ideal der höchſten Weiblichkeit, an die Madonna des jüngeren Holbein erinnerte.

Wie im Traum, keines Wortes mächtig, begrüßte Friedrich ſtumm, mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung die hohen Herrſchaften, die den beſcheidenen Künſtler durch ihren unerwarteten Beſuch überraſchten.

„Wir haben," ſagte der Fürſt, nachdem er ſich auf den von Giuſeppe ihm angebotenen Lehnſtuhl niedergelaſſen hatte, „uns ſchon längſt vorgenommen, unſern berühmten Landsmann in ſeinem Atelier aufzuſuchen —"

„Hoheit verzeihen! Aber ich wagte nicht —"

„Der Künſtler bedarf keiner Entſchuldigung. Sie haben Beſſeres zu thun, als zu antichambrieren. Auch werden Sie wiſſen, daß wir hier in Rom inkognito leben, ohne alles Zeremoniell. Je weniger Sie ſich genieren, deſto angenehmer wird es mir ſein. Außerdem kommen wir zu Ihnen mit einer Bitte."

„Eure Hoheit haben nur zu befehlen."

„Sie werden," fuhr der Fürſt in demſelben Ton fort, „bereits unſern großen Verluſt erfahren haben. Ich wünſche meiner verſtorbenen Gemahlin ein Denkmal in unſerer Schloßkapelle zu errichten und habe mich deshalb an den berühmten Thorwaldſen gewendet, der Sie mir dringend empfohlen hat. Ich würde mich doppelt freuen, wenn Sie den Auftrag übernehmen wollten, da Sie unſer Landeskind ſind und ich mich für Sie ganz beſonders intereſſiere."

„Es wird mir zur größten Ehre gereichen und ich werde mich glücklich ſchätzen, die mir anvertraute Arbeit auszuführen. Ich bitte nur Eure Hoheit, mir Ihre Wünſche und Abſichten in bezug auf das beabſichtigte Monument mitzuteilen."

„Das überlaſſe ich Ihnen, da ich den Künſtler in keiner Weiſe beſchränken will. Ich erſuche Sie nur, mir Ihren Entwurf vorzulegen, ſobald Sie damit fertig ſind. Vor allem liegt mir daran, ein möglichſt treues Bild der Verſtorbenen zu erhalten, wie es Rauch von der Königin Luiſe gegeben hat."

„Dazu bedarf ich nur eines guten Porträts der hohen Toten, das Eure Hoheit gewiß beſitzen werden."

„An Bildern fehlt es nicht, aber leider iſt es keinem Maler gelungen, das innere Weſen, die Seele der geliebten Frau ſo vollkommen wiederzugeben, wie ich es verlange. Die Aehnlichkeit iſt nur eine äußere und kann mich nicht befriedigen."

„Das dürfte allerdings meine Aufgabe erſchweren."

„Zum Glück," verſetzte der Fürſt, „iſt meine Tochter Sophie das Ebenbild ihrer verſtorbenen Mutter, der ſie auffallend gleicht. Wenn ich ſie ſehe, glaube ich oft, das jugendliche Abbild der Entſchlafenen zu erblicken, wie ſie noch in meiner Erinnerung lebt."

Bei dieſen Worten richtete Friedrich unwillkürlich ſeine Augen auf die ſchweigende Prinzeſſin, die er bisher nicht anzuſchauen gewagt hatte. Eine leichte Röte der zarten Wangen verriet ihre tiefe Bewegung und verlieh ihren Zügen einen wunderbaren Zauber.

„Ich weiß nicht," ſagte Friedrich verlegen, „ob ich es wagen darf, die durchlauchtige Prinzeſſin um einige Sitzungen für das gewünſchte Bild zu erſuchen."

„Gewiß!" erwiderte der Fürſt. „Wenn Sie es für nötig halten, wird meine Tochter Ihnen mit Vergnügen zu dem Bilde ihrer Mutter ſitzen."

„Dann hoffe ich, daß mein Werk mir ge-

Digitized by Google

lingen und den Beifall Eurer Hoheit finden wird."

Nach getroffener Verabredung erschien die Prinzessin schon am nächsten Tage zur bestimmten Stunde, von der ihr ergebenen Kammerfrau begleitet, in dem Atelier des Künstlers, der sie sehnsüchtig erwartete und mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung empfing.

Auf seinen Wunsch hatte sie ein einfaches, weißes Kleid angelegt und ihr blondes Haar frei herabfallen lassen, wodurch sie der Madonna Holbeins nur noch ähnlicher wurde. Begeistert von ihrer überirdischen Schönheit, ging er sogleich an die Arbeit, indem er ihre holden Züge so treu als möglich nachzubilden suchte.

„Sitze ich so gut," fragte sie freundlich, „oder wünschen Sie, daß ich eine andere Stellung annehme?"

„Durchlaucht können nicht besser sitzen," erwiderte er, mit sichtlicher Bewunderung sie anblickend. „Ich fürchte nur, daß Sie ermüden und sich langweilen werden."

„Keineswegs! Ich interessiere mich für Ihre Arbeit und wünsche nur, daß Sie ein möglichst treues Bild meiner guten Mutter herstellen. Außerdem," fügte sie mit anmutigem, fast schalkhaftem Lächeln hinzu, „sind wir ja alte, gute Freunde."

„Wie," rief Friedrich überrascht, „Ihre Durchlaucht erinnern sich —"

„An meinen tapferen Pagen, der mir den verlorenen Ball zurückbrachte und sich meinetwillen der Gefahr aussetzte, eingesperrt zu werden. Ich habe nicht vergessen, daß ich noch in Ihrer Schuld bin."

„Die haben Ihre Durchlaucht längst abgetragen, da ich Ihnen allein mein Glück, alles verdanke, was ich geworden bin."

„Das begreife ich nicht. Sie sprechen in Rätseln."

„Jener wunderbare Abend," versetzte er bewegt „wo ich so glücklich war, Ihre Durchlaucht zum erstenmal zu sehen und zu sprechen, entschied über meine Zukunft und machte mich zum Künstler."

„Wie ist das möglich!" rief sie unwillkürlich errötend. „Ich war damals noch ein unverständiges, leichtfertiges Kind."

„Und doch wurden Sie mein guter Genius. Als ich an jenem Abend an Ihrer Seite in den Schloßpark trat und dort die Marmorstatuen erblickte und bewunderte, faßte ich zuerst den Entschluß, ein Künstler zu werden. Ohne jene unvergeßliche Begegnung wäre ich heute wahrscheinlich noch ein armer, unbekannter Drechslergeselle."

„Nein, nein! Ihr Genie hätte sich auch ohne mich entfaltet. Trotzdem bin ich stolz darauf, daß ich die unschuldige Ursache Ihrer Berühmtheit wurde."

„Und jetzt verdanke ich Ihnen auch das Glück, ein neues Werk zu schaffen, das alle meine früheren Arbeiten übertreffen soll, wenn mich meine Hoffnung nicht täuscht."

Unter solchen interessanten Gesprächen verging beiden die Zeit wunderbar schnell, während sie sich immer näher rückten und zu einander hingezogen fühlten. Mit jeder neuen Sitzung stieg die Bewunderung der Prinzessin für den genialen Künstler, wuchs seine Neigung für die hohe Dame, die ihm als ein unerreichbares Ideal der edelsten und reinsten Weiblichkeit erschien.

Von Zeit zu Zeit begleitete der Fürst seine Tochter nach dem Atelier, um sich von den Fortschritten der Arbeit und der Aehnlichkeit des Bildes zu überzeugen, das alle seine Erwartungen übertraf. Bald wurde auch Friedrich ein oft und gern gesehener Gast in dem alten Palast der Strada del Babuino und der beliebte Führer der hohen Herrschaften durch die römischen Museen und Ruinen, so oft dies nur seine Zeit gestattete.

Der gemeinsame Anblick und Genuß der hier aufgehäuften malerischen und plastischen Kunstschätze, die wunderbare Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Urteile, die sympathische Begeisterung, vor allem aber der freie, zwanglose Verkehr, den die südliche Sitte und das angenommene Inkognito gestattete, trugen wesentlich dazu bei, das gegenseitige Verhältnis immer freundlicher und vertraulicher zu gestalten und unmerklich die sonst unüberwindlichen Schranken und Standesunterschiede zu beseitigen.

Oefters, wenn der Fürst durch einen zufälligen Besuch oder durch ein vorübergehendes Unwohlsein zurückgehalten wurde, unternahm die Prinzessin mit Friedrich, nur von einem Diener gefolgt, die gewohnten, interessanten Wanderungen durch Rom, die ihnen dann einen doppelten Genuß gewährten.

Eines Tages führte sie der Weg nach dem bekannten Kloster San Onofrio, da die Prinzessin das daselbst befindliche Grab des Dichters Tasso

Digitized by Google

zu ſehen wünſchte. Nachdem ſie die der Poeſie geweihte Stätte beſucht hatten, ruhten ſie, von dem anſtrengenden Steigen ermüdet, unter der berühmten Eiche aus, in deren Schatten der unglückliche Dichter einſt um ſeine hoffnungsloſe Liebe trauerte.

Die Erinnerung an Taſſo und die Prinzeſſin Leonore von Eſte, an die Leiden des Dichters und ſeiner Geliebten, die Goethe in ſeiner herrlichen Dichtung verewigt, weckten in ihren Herzen ähnlich ſchmerzlich-ſüße Empfindungen und naheliegende Gedanken.

„Armer Taſſo!“ ſeufzte die Prinzeſſin unwillkürlich.

„Ich kann ihn nicht beklagen,“ verſetzte Friedrich bewegt. „Er hat geliebt und iſt unſterblich.“

„Und Leonore —“

„Sie lebt in ſeinen Liedern, ſeinen Werken.“

Beide ſchwiegen, als fürchteten ſie, ſich ihre Gefühle zu verraten; nur ihre Blicke begegneten ſich und offenbarten unbewußt das Geheimnis ihrer Herzen. Es war wie ein Blitz, wie ein elektriſcher Funke, der ſie plötzlich durchzuckte und in ihrer Bruſt die heilige Liebesglut entzündete. Sie bedurften keines Wortes, keines Geſtändniſſes, um zu wiſſen, daß ſie ſich liebten und einander für immer angehörten.

So ſaßen ſie ſtumm, in trunkener Selbſtvergeſſenheit, zu ihren Füßen die ewige Stadt mit ihrem Häuſermeer, den ſchimmernden Kuppeln und Türmen der Kirchen und Dome, den erhabenen Ruinen und Trümmern der Vergangenheit, verklärt von dem Purpurlicht der untergehenden Sonne; über ihren Häuptern flüſterten und rauſchten die Kronen der immergrünen Eichen und dunklen Pinien im Abendwind, wie ein unſichtbarer Geiſterchor, und in ihren Herzen leuchtete herrlicher als alles die Seligkeit der erſten Liebe.

IV.

So ſehr auch Friedrich überzeugt war, daß die Prinzeſſin ihn liebte, ſo wenig konnte er ſich verhehlen, als er aus ſeinem Rauſche erwachte, daß eine unüberwindliche Kluft ihn von dem Fürſtenkinde trennte, daß der Sohn des armen Drechslers, der geborene Proletarier niemals die Einwilligung ihres Vaters erhoffen durfte.

War es nicht Wahnſinn, eine unerlaubte Vermeſſenheit, ſeine Augen zu der Tochter ſeines Landesherrn emporzuheben? Konnte er glauben, daß ihre Angehörigen ihm trotz ſeines Talentes jemals ſeine niedrige Herkunft, ſeine bekannten Familienverhältniſſe vergeben würden?

Dazu kam noch der Umſtand, daß der benachbarte Erbprinz, wie er wußte, ſich um ihre Hand bewarb und ſchon ſeit mehreren Wochen die Verhandlungen zwiſchen den verwandten und befreundeten Höfen ſchwebten.

Es war daher kein Wunder, daß Friedrich verzweifelte und ſich den düſterſten Befürchtungen überließ. Doch ein Blick, ein Wort, ein Lächeln der Geliebten genügte, um ihn wieder aufzurichten und alle ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen.

Mit friſchem Mut und von ſeiner Liebe begeiſtert, arbeitete er an dem Bilde der verſtorbenen Fürſtin, das unter ſeinen Händen der Prinzeſſin immer ähnlicher und ein von allen Kunſtfreunden, beſonders von dem Fürſten bewundertes Meiſterwerk wurde.

Je weiter aber die Arbeit fortſchritt, deſto trauriger und ſchwerer war ſein Herz, da die Geliebte mit ihrem Vater gleich nach der letzten Sitzung abreiſen und in die Heimat zurückkehren wollte, während er in Rom, bis zur Vollendung und Ausführung des Denkmals in Marmor bleiben mußte, was vorausſichtlich noch eine lange Zeit in Anſpruch nahm.

„Mut, mein geliebter Freund!“ tröſtete ſie den Betrübten. „Wir werden uns wiederſehen und dann ſoll uns keine Macht der Erde trennen.“

„Ich fürchte nicht für mich, nur für Sie die ſchweren Kämpfe, die Sie in der Heimat erwarten. Der Erbprinz —“

„Ich werde ihm nie mein Jawort geben.“

„Man wird Sie überreden, vielleicht nötigen, ſeinen Anträgen Gehör zu ſchenken.“

„Mein Vater iſt zu gut, zu edel, um mich zu einer mir verhaßten Verbindung zu zwingen.“

„Aber er wird nie zugeben, daß Sie einem Bürgerlichen, dem Sohn des armen Drechslermeiſters Ihre Hand reichen.“

„Die Kunſt adelt und das Genie bedarf keines Stammbaumes. Mein Vater achtet und bewundert Ihr Talent.“

„Und doch wird er den unverſchämten Proletarier für wahnſinnig halten und ihm die Thür weiſen, wenn er es wagen wollte, um die Prinzeſſin anzuhalten.“

Digitized by Google

Die Ermordung der Söhne Kö

Digitized by Google

rds IV. Von Otto Seitz.

Digitized by Google

„Ich werde ihm sagen, daß ich Sie liebe und nie einem anderen Mann angehören will."

„Und ich kann und darf von Ihnen ein so großes Opfer unmöglich annehmen, wofür ich Ihnen nichts zu bieten vermag, als meinen Namen, meine Liebe und eine mehr als bescheidene Häuslichkeit."

„Das ist alles, was ich wünsche und verlange. Mit tausend Freuden verzichte ich auf den leeren Titel, auf das glänzende Elend an der Seite des ungeliebten Mannes, auf den eitlen Prunk des Hofes, an dem nur Lüge, Falschheit, Eifersucht und Intrigue herrscht. Lieber den Tod!"

In dieser Weise suchte die Prinzessin den unglücklichen Künstler in der Abschiedsstunde zu beruhigen und seinen Schmerz zu lindern. Zugleich reichte sie ihm die Hand zum ewigen Bunde und gelobte ihm, treu zu sein bis in den Tod.

Obgleich Friedrich es für ein Verbrechen gehalten hätte, an der Wahrheit ihrer Versicherungen auch nur einen Augenblick zu zweifeln, so konnte er sich doch nicht über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe täuschen, eine so hohe Meinung er auch von dem Charakter und dem Herzen der Prinzessin hatte.

Sein einziger Trost seit ihrer Abreise war die Arbeit, wobei er ungestört an sie denken und sich mit ihrem Bilde beschäftigen durfte, das ihn wie ein unerreichbares Ideal umschwebte. Bei jedem Meißelschlag fühlte er ihre Nähe und die Liebe beseelte seine Künstlerhand, so daß er in der That ein unvergängliches Monument schuf, das den Stempel der höchsten Vollendung trug.

Unterdessen litt die Prinzessin in ihrer Heimat unter den schweren Kämpfen, die ihr die Werbung des ihr verhaßten Erbprinzen bereiteten. Kaum in die Residenz zurückgekehrt, drang der Fürst in seine Tochter, den nach seiner Meinung höchst glänzenden Antrag anzunehmen.

„Verzeih', aber ich kann nicht die Gemahlin des Erbprinzen werden," entgegnete sie fest, „da ich ihn nicht liebe."

„Du weißt," versetzte der Fürst, „daß Prinzessinnen nur selten aus Liebe heiraten und ihrer Neigung folgen dürfen. Sie müssen ihrem Rang, ihrer Familie und den Interessen ihres Hauses das Opfer bringen. Noblesse oblige!"

„Ich bitte und beschwöre dich, mich nicht unglücklich zu machen."

„Im Gegenteil! Ich will nur dein Glück durch eine so ausgezeichnete Verbindung sichern. Wenn du dich mit dem Erbprinzen vermählst, wirst du in einigen Jahren souveräne Fürstin und brauchst dir keinen Wunsch zu versagen."

„Das alles kann mich nicht reizen, wenn mein Herz unbefriedigt bleibt."

„Verschone mich," erwiderte der Fürst mit ungewohnter Strenge, „mit solchen romantischen Phrasen, die man kaum einer sentimentalen Näherin verzeiht. Ich erwarte, daß du gehorchst und dem Erbprinzen den gewünschten Bescheid gibst."

Trotz seiner väterlichen Zärtlichkeit und natürlichen Gutmütigkeit widerstand der Fürst den Bitten und Vorstellungen seiner unglücklichen Tochter und ließ sich selbst von ihren Thränen nicht rühren. Nur mit Mühe erlangte sie von ihm eine kurze Bedenkzeit, um sich den wichtigen Schritt zu überlegen und ihr Herz zu prüfen.

Während die arme Prinzessin sich vergebens anstrengte, einen Ausweg zu finden, um der verhaßten Verbindung zu entgehen, brachten bereits die Zeitungen die verfrühte Nachricht von ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Erbprinzen.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf Friedrich die alle seine Hoffnungen vernichtende Mitteilung, an deren Wahrheit er um so weniger zweifeln konnte, da er dieselbe in dem halboffiziellen Regierungsorgan las.

Ein wilder Schmerz durchzuckte sein Herz und unwillkürlich griff er nach dem Hammer, um das Bild der treulosen Geliebten zu zerstören. Doch ein Blick auf die holden, reinen Züge besänftigte den aufsteigenden Zorn und ließ die schon zum Schlag erhobene Hand wieder niedersinken.

„Nein, nein!" sagte er sich. „Sie kann mich nicht belügen, nicht verraten. Man hat sie gezwungen, mit Gewalt ihre Einwilligung entrissen. Sie ist unschuldig und liebt mich noch immer, wenn sie auch zu schwach war, den Befehlen und Drohungen ihres Vaters zu widerstehen. Sie ist unglücklicher, bedauernswerter, als ich. Ich verzeihe ihr und werde sie nie vergessen."

Von innigem Mitleid und tiefer Trauer erfüllt, gedachte Friedrich der Prinzessin, wie

Digitized by Google

man der geliebten Toten gedenkt, klagte er um sie, wie man um die teuren Abgeschiedenen klagt, lebte er nur in der Erinnerung an die Verlorene, die ihn wie ein seliger Geist umschwebte.

In dieser schmerzlichen Stimmung vollendete er sein Werk, das dadurch einen eigentümlich wehmütigen Reiz gewann. Eine wunderbare Verklärung, eine unaussprechlich rührende Resignation leuchtete aus dem Bilde der verstorbenen Fürstin, das die Züge der geliebten Prinzessin in idealer Schönheit wiedergab, während der über die Tote gebeugte Engel der Auferstehung mit überzeugender Gewalt den Glauben an ein Wiedersehen zu verkünden schien.

Zu derselben Zeit, wo Friedrich in seiner Kunst Trost und Erhebung in seinem Unglück fand, erlag die Prinzessin den auf sie einstürmenden Leiden. Je näher die von dem Fürsten ihr gegebene Frist heranrückte, desto höher stieg ihre Aufregung und Verzweiflung.

Sie wagte ebensowenig ihrem Vater ihre Liebe zu gestehen, als ihn durch ihren Widerstand gegen die gewünschte Verbindung mit dem Erbprinzen zu betrüben. Ratlos, hilflos, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt, vermochte ihr zarter Körper nicht länger den heftigen Gemütsbewegungen zu widerstehen.

In der Nacht erkrankte die Prinzessin an einem nervösen Fieber, zu dem sie nach der Ansicht des sogleich herbeigeeilten Leibarztes den Keim aus dem in dieser Hinsicht verrufenen Rom mitgebracht haben sollte. Tage- und wochenlang schwebte das Leben der hohen Patientin in der höchsten Gefahr, so daß die ganze Umgebung an ihrer Rettung zweifelte. Tief bekümmert saß der Fürst an dem Lager seiner kranken Tochter, die er mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit liebte und anbetete.

Jetzt bedauerte er seine Strenge, bereute er von ganzem Herzen den ihr angedrohten Zwang, dem er wohl mit Recht die Schuld an ihrer Krankheit beimaß, da sie in ihren wilden Fieberphantasieen sich hauptsächlich mit dieser Angelegenheit beschäftigte und unbewußt ihren Abscheu gegen die beabsichtigte Vermählung zu erkennen gab.

Dazwischen sprach sie von ihrer verstorbenen Mutter, von dem fernen Geliebten, jedoch in einem so unverständlichen und verworrenen Tone, daß der Fürst unmöglich die Wahrheit erraten konnte und diese befremdenden Aeußerungen lediglich der Fieberglut zuschrieb.

Nichtsdestoweniger gelobte er sich im stillen, dem Herzen seiner Tochter keine Gewalt anzuthun und auf seinen Wunsch zu verzichten, wenn sie, was er kaum noch hoffte, glücklich genesen sollte.

Wider alle Erwartung siegte jedoch die Natur und frische Lebenskraft der Prinzessin über die schreckliche Krankheit. Im Augenblick der höchsten Gefahr, als der Leibarzt bereits verzweifelte und sie völlig aufgegeben hatte, trat eine unerwartet günstige Wendung, eine kaum noch gehoffte Krisis ein.

Sie war gerettet, aber eine allen Mitteln der Kunst trotzende Schwäche verzögerte die völlige Genesung. Zugleich verriet sich in ihren Blicken und Worten, in ihrem ganzen Wesen eine düstere Schwermut, eine unerklärliche Apathie und rätselhafte Teilnahmlosigkeit, die den Fürsten auf das tiefste betrübte und bekümmerte.

Vergebens suchte der besorgte Vater, sie aus ihrer Melancholie zu reißen, indem er ihr versprach, die noch wegen der Verbindung schwebenden Verhandlungen für immer abzubrechen. Umsonst bot der tüchtige Arzt alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, Bäder, Zerstreuungen, Reisen und einen längeren Aufenthalt in der Schweiz, ohne die gewünschte Besserung zu bewirken.

Ihr Zustand blieb derselbe und schien unheilbar. Wie ein Schatten schwankte sie stumm und bleich umher und schwand sichtlich hin. Meist saß sie still auf der Terrasse des Schloßparkes, in schmerzliche Erinnerungen versunken, von dem entschwundenen Glück träumend und an den verlorenen Geliebten denkend.

Ihre liebsten Beschäftigungen waren ihr gleichgültig; ihr Klavier, das sie meisterhaft spielte, blieb unberührt, und ihre ausgewählte Bibliothek reizte sie nicht wie sonst. Das einzige Buch, das sie noch zu interessieren schien, war der Tasso von Goethe, den sie verstohlen immer wieder las.

Erst nach längerer aufmerksamer Beobachtung gelangte der Arzt zu der Ueberzeugung, daß die Krankheit der Prinzessin lediglich ein Seelenleiden in Folge einer heftigen Gemütsbewegung oder eines schweren Kummers sein dürfte. Diese Ansicht wurde von dem berühmten Nervenpathologen, den der Fürst aus Berlin

Digitized by Google

zum Zweck einer Konsultation berief, in vollstem Umfange bestätigt.

„Ich glaube," sagte der erfahrene Seelenarzt, „daß wir es hier mit einem Leiden zu thun haben, dessen Ursache hauptsächlich in einer unbefriedigten Herzensneigung liegt, wie sie bei jungen Damen nicht selten vorzukommen pflegt."

„So viel ich weiß," erwiderte der Fürst, „hat die Prinzessin nie ein Verhältnis mit einem jungen Mann gehabt. Eine derartige Annahme widerspricht allen meinen Erfahrungen. Meine Tochter ist zu aufrichtig, um mich zu täuschen."

„Eure Hoheit verzeihen, aber in diesem Punkt sind alle Frauen gleich; die Liebe kennt keinen Standesunterschied."

„Ich werde mit meiner Tochter sprechen und zweifle nicht, daß sie mir die Wahrheit gestehen wird."

„Dazu kann ich unter keiner Bedingung raten. Die geringste Aufregung dürfte das Uebel noch verschlimmern und die traurigsten Folgen haben."

„Und gibt es kein Mittel, die Unglückliche zu retten?"

„Nichts, als die Erfüllung ihres Wunsches, die Vereinigung mit dem geliebten Mann," entgegnete der Arzt mit der ihm eignen Sicherheit, „sonst ist die Prinzessin verloren."

Der Ausspruch des berühmten Nervenpathologen versetzte den Fürsten in die höchste Aufregung und Bestürzung. Je ernster und länger er darüber nachdachte, desto mehr war auch er geneigt, den Worten des erfahrenen Seelenarztes Glauben zu schenken.

Erst jetzt drängte sich ihm eine Reihe von Thatsachen auf, die er früher übersehen oder nicht beachtet hatte. Der intime Verkehr der Prinzessin mit dem jungen Bildhauer, ihr sichtlicher Schmerz bei der Abreise von Rom, ihre tiefe Trauer nach der Rückkehr in die Heimat, ihr Widerwille gegen die beabsichtigte Verbindung und ihre schwere Erkrankung gewannen unter solchen Umständen in seinen Augen eine neue ungeahnte Bedeutung.

Auch die unverständlichen verworrenen Fieberphantasieen und ihre rätselhafte Schwermut waren ihm plötzlich klar und ließen ihn nicht länger an ihrer Liebe für den Künstler zweifeln.

Bei dieser unerwarteten Entdeckung geriet der Fürst in eine unbeschreibliche Verwirrung. Zorn und Mitleid, Furcht und Empörung, väterliche Liebe und aristokratischer Stolz bestürmten seine Brust. Sein angeborenes Vorurteil sträubte sich gegen die Verbindung mit dem armen Proletariersohn und sein zärtliches Vaterherz, sein menschliches Gewissen schrak vor der Schuld an dem angedrohten Tode seiner geliebten Tochter zurück.

Er konnte sich ebensowenig entschließen, seine Einwilligung zu der unerhörten Mesalliance zu geben, als sein Kind dem sicheren Untergang zu weihen. Er durfte weder seinen Zorn noch seinen Kummer verraten, keine Frage an sie richten, ihr keine noch so milden Vorstellungen machen, da nach dem Ausspruch der Aerzte ein einziges unbedachtes Wort genügte, sie zu töten oder in unheilbaren Wahnsinn zu stürzen.

Noch immer kämpfte und rang der Fürst unentschieden zwischen den widersprechendsten Gefühlen und Gedanken, als er eines Tages aus Rom die formelle Anzeige von der Vollendung des bestellten Grabdenkmals und der bevorstehenden Ankunft des Künstlers erhielt, der die Aufstellung seines Werkes persönlich überwachen wollte.

Diese Nachricht steigerte noch die Verlegenheit und Ratlosigkeit des Fürsten auf das höchste, da er weder das Gesuch des Künstlers abschlagen, noch die sonst unvermeidliche Begegnung der Liebenden bei einer solchen Gelegenheit verhindern konnte.

Bald darauf langte auch Friedrich mit klopfendem Herzen in seiner Vaterstadt an, wo er von dem Fürsten zwar mit achtungsvoller Höflichkeit, aber kalt und zurückhaltend empfangen wurde. Beide sprachen nur von dem Denkmal und von dem zu der Einweihung desselben bestimmten Tag, an dem in Anbetracht der veränderten Verhältnisse jede ursprünglich beabsichtigte Feierlichkeit fortfallen sollte.

Verstimmt kehrte Friedrich zu seiner Mutter in das kleine, durch seine Unterstützung umgewandelte und komfortabel eingerichtete Haus zurück, wo er vorläufig wieder wie in früheren Zeiten bei den Seinigen wohnte, die ihn mit offenen Armen empfingen.

Da er mit den Vorarbeiten der Aufstellung sehr beschäftigt war, wies er alle Einladungen und ihm zugedachten Ehrenbezeigungen ab. Nur den Leibarzt, seinen früheren Gönner, suchte er sogleich wieder auf, wobei er sich ebensosehr von seiner Dankbarkeit wie von der

Digitized by Google

Sehnsucht leiten ließ, Näheres über die ihm bereits bekannte Krankheit der Prinzessin zu erfahren.

Aber auch bei dem würdigen, sonst ihm so freundlich gesinnten Herrn stieß Friedrich auf ein befremdendes Schweigen, auf ein sichtliches Bemühen, seinen Erkundigungen auszuweichen, auf ein fast verletzendes Mißtrauen, das er nicht verdient zu haben glaubte.

Trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, etwas Genaueres von der Geliebten zu erfahren oder sie zu sehen, so sehr er sich auch nach ihrem Anblick sehnte. Ebensowenig vermochte die sorgsam bewachte Prinzessin ihm ein Lebenszeichen zu geben, obgleich seine Ankunft ihr nicht verborgen bleiben konnte.

Endlich kam der von Friedrich mit Ungeduld erwartete Tag, wo das unterdes unter seiner Leitung errichtete Denkmal enthüllt werden sollte. Zur bestimmten Stunde erschien der Fürst mit seinen nächsten Angehörigen und mit einem kleinen Teile seines Hofstaates. An seinem Arm schwankte die kranke Prinzessin bleich und schön wie eine weiße Lilie.

Unter der Leinwand, die vorläufig noch das Monument bedeckte, stand Friedrich verborgen und sah zum erstenmal nach so langer Trennung die Geliebte, von Schmerz und Wonne erfüllt. Nachdem der Geistliche ein ergreifendes Gebet gesprochen und ein unsichtbarer Sängerchor das Lieblingslied der Verstorbenen: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" angestimmt hatte, sank auf ein gegebenes Zeichen die Hülle von dem Denkmal, das in wunderbarer Schönheit und Vollendung strahlte.

In demselben Augenblick stieß die Prinzessin einen Schrei aus.

„Friedrich! Mutter!"

Von Liebe, Bewunderung, Schmerz und Rührung überwältigt, sank sie in die Arme des überraschten Künstlers, den sie weinend fest umschlungen hielt.

Niemand, selbst der Fürst nicht, wagte, die Liebenden zu trennen, auf die das Bild der verklärten Fürstin gleichsam schützend und segnend herabzublicken schien.

Einige Wochen nach diesem vielbesprochenen Ereignisse wurde in der Schloßkapelle die Prinzessin mit dem berühmten Künstler getraut, dessen Genie und Herz ihr mehr als eine Fürstenkrone galt.

Herbstfeier.

Von

Ernst Koppel.

Es fällt das Laub im bleichen Sonnenstrahl,
Ein Nebelmeer wallt durch das stille Thal,
Schon zogen nach dem fernen sonn'gen Süden
Die Schwalben fort, die flücht'gen, heimatmüden;
Geraubt, entschleiert zeigt sich die Natur
Und Todesschlaf umhüllt die kahle Flur.
Nun aber öffnen sich die tausend Quellen
Im Menschenherzen, die zu Strömen schwellen,
Und das Gemüt erschließt sein ewig Reich,
D'raus blühen Wunderblumen zaubergleich;
Im Herzen glüht der mächtigste der Triebe,
Das ewige Gefühl allmächt'ger Liebe;
Des Dichters Leier tönet anmutvoll,
Er rührt und lockt, daß man ihm lauschen soll.
Des Herdes Feuer glüht gleich Opferflammen
Und führet weit zerstreute Schar zusammen.
Und es begegnet sich manch treuer Blick
Und preist die Zeit des Jahrs und das Geschick.
Ob Regen strömet und ob Stürme sausen,
Ob Eichen splittern und ob Meere brausen,
Des Herdes heil'ge Stätte bleibt geweiht
Und trotzt dem Wechsel unbeständ'ger Zeit.
Des Hauses Götter blicken segnend nieder,
Seh'n die Getreuen sie versammelt wieder,
Den ew'gen Kranz auf göttlich hehrem Haupt,
Daß hohe Schönheit kein Verhängnis raubt,
Denn unvergänglich muß die Schönheit bleiben,
Seh'n sie hernieder auf das bunte Treiben.
Reicht mir den Wein im goldenen Pokal,
Der magisch glänzt im roten Feuerstrahl,
Und opfert ihnen mit dem Blut der Reben,
Daß sie dem Winter ihre Weihe geben,
Daß sie mit Blüten schmücken ihm, dem Greis,
Des Mantels Schnee, das Diadem von Eis;
Und zu der ernsten, hohen Götterfeier
Ertöne voll und rein des Dichters Leier.
Er, der die rauhe Luft mit Tönen würzt,
Und durch sein Lied die trägen Stunden kürzt,
Er möge froh von neuen Lenzen singen,
Die sternengleich aus Nebelferne dringen,
Von jenem Lenz, der nimmermehr vergeht
Der ewig still im Strom der Zeiten steht.

Digitized by Google

Petersburger Skizzen.

Kapelle. Newski-Prospekt. Duma (Stadthaus).

Von

Fr. Meyer von Waldeck.

Du bist im nordischen Palmyra, der glänzenden Zarenstadt, angelangt, lieber Leser, und ich soll dir die Bilder erklären, die bei der ersten flüchtigen Wanderung über Straßen und Plätze an deinem Auge vorüberziehen. Ich bin gern dazu bereit, wenn du auf eine systematische Schilderung der russischen Residenz verzichten und mit aphoristischen, skizzenhaften Bemerkungen vorlieb nehmen willst, so skizzenhaft, wie die Eindrücke zu sein pflegen, die der Fremde beim ersten Anblick großer Weltstädte empfängt.

Sicher hast du deine Wohnung in einem der trefflichen deutschen Hotels gewählt, an denen St. Petersburg keinen Mangel hat. Unter den vorzüglichsten sind dir die drei großen Etablissements der aus Sachsen stammenden Brüder Lomatzsch genannt und du hast das renommierteste derselben gewählt, das erste Gasthaus St. Peters-

burgs, dem ältesten Bruder, Herrn August Lomatzsch, gehörig, das die alte Bezeichnung „Hotel Demut“ führt und in der großen Konjuschnaja liegt. Mit Interesse erfährst du, daß die drei Brüder Lomatzsch nicht nur die liebenswürdigsten, gefälligsten und sorgsamsten Hoteliers, sondern auch die verwegensten und geschicktesten Bärenjäger der Residenz sind. Du hast dich an Speise und Trank erquickt, die von der langen Eisenbahnfahrt überreizten Nerven haben sich beruhigt, Körper und Geist sind wieder frisch und empfänglich und wir beginnen unsere Wanderung. In wenigen Schritten ist der Newski-Prospekt erreicht, eine der riesenhaftesten Straßen der Welt, die Pulsader der russischen Metropole (s. S. 276). In andern hervorragenden Städten haben die größten Plätze selten eine Breite, wie diese ihre Länge nach Kilometern messende Straße. Das ungeheure Gewühl von großen und kleinen Fuhrwerken der verschiedensten Konstruktion, Reitern, Fußgängern und Tramwaywaggons wirkt fast erdrückend. Trotzdem fühlt man sich angenehm überrascht bei der zahllosen Menge von Equipagen, die nach russischer Sitte mit blitzartiger Schnelligkeit vorübergleiten, doch nur von sehr geringem Lärm belästigt zu werden. Es ist dies die Wirkung des berühmten, für die Nerven sehr wohlthätigen, aber auch sehr kostbaren russischen Holzpflasters, das nur von dem moderneren Asphalt übertroffen wird. Unter den Prachtgebäuden, welche den Newski-Prospekt von seiner Basis, dem Admiralitätsplatz, bis zu dem fast meilenweit entlegenen Newski-Kloster schmücken, ragt uns gegenüber in nächster Nähe das Stadthaus — die Dúma — mit seinem geschmackvollen und imposanten Turm empor, eins der bedeutenden Bauwerke des Meisters Bohnstedt, an denen Petersburg so reich ist. Neben dem Stadthause laden die Säulengänge des

Anitschkow-Brücke.

Palais Bjeloselski.

Digitized by Google

Gostinny-Dwor, die in unzähligen Läden und Magazinen die Bedürfnisse auch des anspruchs-

Bärenführer.

vollsten modernen Menschen zu befriedigen vermögen, den Kauflustigen auf das freundlichste zum Besuche ein. Daß die Geschäfte dort kein unbeträchtliches Resultat erzielen, beweist die an der Ecke dieser Bogengänge liegende Kapelle, welche die Kaufleute zu Ehren des Kaisers Alexander II. aufgeführt haben. Sie ist aus dem kostbarsten Material erbaut und auf das reichste geschmückt [1]).

Wir verfolgen unsern Weg den Prospekt entlang in der Richtung nach Süden. Eine

[1]) Unser Künstler hat den geschilderten Teil des Newski-Prospekt dargestellt, wie er am Abend eines Kaiserfestes erscheint. Die Gebäude erglänzen in reichster Illumination, der Turm der Duma ist mit dem Namenszuge des Kaisers, Brillantsternen, Fahnen und Flaggen geschmückt und von seiner Spitze strahlt elektrisches Licht und verbreitet Tageshelle die Riesenstraße entlang. Auch aus der Kapelle leuchtet eine künstliche Sonne zur Feier des Tages.

der interessantesten Erscheinungen für den Fremden sind unbedingt die kleinen eigentümlich adjustierten offenen Fuhrwerke, die kaum für zwei Personen Platz bieten und mit rasender Geschwindigkeit aneinander vorüberfliegen. Es sind dies die echten russischen Droschken, deren große Vorzüge und ebenso bedeutende Mängel, wie deren originell geartete Führer, die Iswóschtschike, man nur im Herzen Rußlands kennen lernt. Die Etymologie des einfachen Wortes „Droschke", das man merkwürdigerweise in Deutschland so oft entstellen hört (Drotschke), ist bis heute noch nicht sicher festgestellt. Einen trefflichen Repräsentanten der seltsamen Menschenklasse, die man Iswóschtschik nennt, im langen Kaftán, die Handschuhe im Gürtel, den kleinen runden Hut in der Hand, sehen wir dicht vor der Anitschkowbrücke einer Dame die Dienstleistungen seines ausgezeichneten Schimmels anpreisen, indem er selbstverständlich das Zehnfache des Preises fordert, mit dem er sich später dankbar begnügen wird. Gleich hinter ihm kreuzt unsern Weg die ehrwürdige Gestalt eines Popen, eines Weltgeist-

Köchin.

lichen, in seidenem Talar mit goldenem Brustkreuz und langem Haupt- und Barthaar, an der Seite seiner Gattin. Wir steigen wenige

Digitized by Google

Stufen zur Brücke hinan, auf welcher, die Passage verengend, sich ein antiquarischer Buchladen etabliert hat (s. S. 277) und befinden uns zwischen den berühmten vier ehernen Rossebändigern des bekannten Bildhauers Baron Klodt von Jürgensburg, eines Sohnes der baltischen Lande. Duplikate von zweien dieser Erzgruppen machte Kaiser Nikolaus dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Geschenk. Sie stehen vor dem Berliner Schlosse, dem Museum gegenüber, und sind in der Reichshauptstadt unter der Bezeichnung „der gehemmte Fortschritt" und der „geförderte Rückschritt" bekannt. Wir überschreiten die Brücke, um das rechtsgelegene Palais des Fürsten Bjelossélski genauer zu betrachten, das am Ende des vorigen Jahrhunderts mit verschiedenen andern Petersburger Palästen von dem italienischen Meister Rastrelli in dem Stile der edelsten Renaissance seiner Heimat aufgeführt wurde.

Dwórnik.

In der Betrachtung der schönen Linien des Bauwerks versunken, werden wir plötzlich durch einen lärmenden Volkshaufen aus unserer Ruhe gestört. Er drängt sich durch das große Thor eines benachbarten Hauses „mit gewaltig wiederholten Wehen" in den geräumigen Hof desselben. Folgen wir, lieber Leser, und betrachten wir uns dort ein Stückchen russischen Volkslebens. Ein Bärenführer hat jenen Hof zum Schauplatz der Kunstleistungen seines Mischka [1]) ausersehn; die oft gesehene Produktion lockt die schaulustige Menge immer von neuem. Ein großer Kreis bildet sich um den künstlerisch angehauchten Sohlengänger und seinen menschlichen Lehrer, Herrn und Meister. Niedliche Stubenmädchen in modernem Gewande, korpulente Köchinnen in unbeschreiblichen Kostümen, schöne Ammen in der kleidsamen russischen Tracht mit Sfarafán und Kokóschnik, Kutscher im ärmellosen Samtüberrock, Soldaten, Dwórnike (Hauswächter), Handwerker, Kinder jedes Alters und Geschlechts sind das Publikum. Der Ruf des Führers erschallt, die Trommel rasselt, Mischka hebt sich auf die Hinterfüße (s. S. 278), erhält den bekannten Stab zur Stütze und wiegt sich mit imponierender Würde nach dem Takte der naturwüchsigen Musik. Jetzt zieht der Knabe des Bärenführers einen kurzen Sack über den Kopf, der an der Spitze mit künstlichen Hörnern versehen ist und umtanzt als sogenannte „Ziege" in graziösen Seitensprüngen und Wendungen den gezähmten Vater des Waldes. Das Schauspiel ist vorüber, die Scherflein der Zuschauer sind von der demaskierten Ziege eingesammelt und wir verlassen mit dem wallenden Strome die kunstlose Bühne. Im Vorbeigehn werfen wir einen flüchtigen Blick in die im Erdgeschoß des Hofes befindliche stattliche Küche, aus welcher ein angenehmer appetitlicher Duft uns in die Nase zieht. Die emsig beschäftigte Köchin steht am Herde und bereitet das Mahl für die Herrschaft. Das hindert sie nicht, eine Zigarette vom kräftigsten Aroma zu rauchen und ihre Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit dem schönen sibirischen Kater zuzuwenden, welcher behaglich spinnend neben dem Feuer auf seinem Taburett ruht (s. S. 278). Beim Heraustreten aus dem Thore machen wir die Bekanntschaft

[1]) Diminutiv von Michael, der übliche Kosename aller russischen Bären.

Digitized by Google

eines andern Typus aus den unteren Regionen der Petersburger Welt, es ist die kräftige, ker-

Nordischer Student.

nige Gestalt des Dwórnik, der in Pelzmütze Unter- und Oberpelz, Fausthandschuhen und Leib-

Dalekarlierin.

gurt, mit dem Attribut seiner Wirksamkeit, der Schneeschaufel, seines Amtes wartet (s. S. 279).

Wir sind wieder auf dem Newski-Prospekt und nehmen unsern Weg nach entgegengesetzter Richtung, gen Norden, dem Admiralitätsturm

Savoyarde.

zu, welcher für die Rennbahn der großen Straße so zu sagen den Zielpunkt, die Meta,

Student (Wintertypus).

bildet. In dem Menschengewühl, das uns umgibt, erregen ganz besonders die verschiedenartigen Völkertypen unsere Aufmerksamkeit, die

Digitized by Google

in buntem Wechsel an unserem Auge vorüberziehn. Da begegnet uns, neben allen möglichen und unmöglichen russischen Volkstrachten, der schlanke Perser mit hoher Fellmütze, der glutaugige Kaukasier in buntem, bortenbesetztem Kleide mit glänzenden Waffen, der pfiffig blickende Tatar in Turban und Kaftán, jedem Vorübergehenden seine Schlafröcke feil bietend, der Montenegriner in reich gestickter Jacke, der Grieche in weißer wallender Fustanella. Zwischen den reichen Uniformen der russischen Garde die ernsten, schweren Gewänder der Geistlichkeit, der nordische Student in hohen Stiefeln, Hut und Plaid (s. S. 280), oder der gewöhnliche Wintertypus der studierenden Jugend, bei dem aus der einhüllenden schützenden Kleidung kaum Augen und Nasenspitze hervortauchen (s. S. 280). Aber auch Charaktergestalten aus entlegeneren Länderstrichen Europas treten uns unerwartet entgegen. Hier die blonde

Kapelle zum Andenken an das erste Attentat auf Alexander II.
Eingang zum Sommergarten.

Dalekarlierin in gelbgrauem, anschließendem wollenen Rocke, die in zierlichem Körbchen die kunstreichsten Haararbeiten feil bietet (s. S. 280), dort der gebräunte schwarzlockige Savoyardenknabe, der dem Vorübergehenden herzbeweglich zuruft: Monsieur, vous êtes riche, donnez-moi un petit sou! (s. S. 280).

Angelangt bei der imposanten Kathedrale der Muttergottes von Kasan, die, einen weiten Platz mit Säulengängen umfassend, auf das lebhafteste an die Peterskirche zu Rom erinnert, biegen wir am Ufer des Katharinenkanals rechts ein und verfolgen den [illegible]eiten Wasserlauf bis zu jener unglückselig[illegible]lle zwischen dem Kai und der Garte[illegible]auer des Michaelpalais, wo Kaiser Alexander II. von mörderischem Geschoß tödlich getroffen zu Boden sank. Der leichte Bau einer byzantinischen Kapelle bezeichnet den traurigen Ort, wo sich demnächst eine prachtvolle Kirche erheben soll. Noch wenige Schritte, — wir haben das Ende des Katharinenkanals erreicht und der weit ausgedehnte Exerzierplatz der russischen Residenz, auf dem eine ganze Heeresmacht sich zu entfalten vermag, breitet sich vor dem staunenden Auge aus. Glänzende Paläste begrenzen dies ungeheure Marsfeld (Zarízyn-Lug) von zwei Seiten, darunter das Marmorpalais des Großfürsten Konstantin Nikolájewitsch, der Palast des Prinzen von Oldenburg und die Kaserne der Pawlowschen Garde. Die dritte Seite des Quadrats nimmt der Garten des Michael-

Digitized by

palais ein, wo einſt die geiſtvolle und hochgebildete Großfürſtin Helena Pávlowna, die Witwe des Großfürſten Michael, eine württembergiſche Prinzeſſin, reſidierte, und das jetzt ihrer Tochter, der Herzogin Katharina von Mecklenburg, gehört. An der vierten Seite des Marsfeldes liegt der Sommergarten, der Erholungsort der St. Petersburger, eine Anlage Peters des Großen, in deſſen herrlichen alten Baumgängen der Großſtädter für kurze Zeit das Gewühl der ihn umgebenden Welt vergißt. Dorthin nehmen wir unſern Weg. Drei Seiten des laubreichen, prachtvollen Parks werden von Kanälen eingerahmt, die vierte ſtößt auf den ſüperben breiten Kai der großen Newa, wo die Anlage von einem hohen und kunſtvollen Gitter gegen Fluß und Straße abgeſchloſſen wird. Hier iſt der Haupteingang, hier verläßt um die Mittagszeit die ſchöne Welt St. Petersburgs ihre glänzenden Karoſſen, um unter den alten ehrwürdigen Bäumen in würziger Luft ſich ein Stündchen zu ergehn; aber auch hier bezeichnet nicht weit vom Thor eine Kapelle von reicher Architektur den Fleck, wo die Geſchichte Rußlands ſich mit Schmach bedeckte. Es iſt die Stelle, wo das erſte Attentat auf Alexander II. ſtattfand (ſ. S. 281). Karakóſow feuerte hier das Piſtol auf den Zar-Befreier ab, das ihm ein in der Nähe ſtehender ſchlichter Handwerksburſche aus der Hand ſchlug und ſo dem Kaiſer das Leben erhielt. Der Retter Alexanders war der Mützenmachergeſell Komiſſárow aus Koſtromà. Leider überflog das überſchwengliche Dankgefühl des weich geſtimmten Zaren Maß und Ziel. Hätte er ſeinem Lebensretter eine beſcheidene Mützenfabrik einrichten laſſen, derſelbe wäre nach menſchlicher Vorausſicht glücklicher als viele ſeiner Mitmenſchen geworden. Wohlſtand und Behagen wären ihm wie von ſelbſt zugeſtrömt. Aber der Kaiſer ließ ſeinen Retter, der bereits Frau und Kinder hatte, erziehen und unterrichten und machte ihn zum Offizier und Edelmann. Gewaltſam in eine Sphäre emporgehoben, die ihm fremd und unheimlich war,

Peter Pauls-Feſtung und Kathedrale. Gefangenen-Tranſport.

mit Reichtümern überhäuft, die er nicht zu gebrauchen verstand, ist er halb und halb verkommen und verdorben. Seit langer Zeit hört man nichts mehr von ihm.

Wir treten in den Sommergarten, wir erfreuen uns an den wundervollen Baumparticen, an der Anmut und reichen Eleganz der russischen Damen, die hier frische Luft schöpfen. Im Vorbeigehen betrachten wir das Denkmal des bekannten Fabeldichters Krylów. Doch wir haben mit unserer Zeit zu rechnen und sagen bald den ragenden Wipfeln Lebewohl, unter denen früher am zweiten Pfingsttage die jungen Petersburger Kaufmannstöchter in ihrem

Nikolaibrücke. Isaakskirche.

Bootsleute bei der Abendmahlzeit.

schönsten Putze Spalier bildeten, um sich von den vorüberwandelnden Freiern bewundern und wählen zu lassen.

Wir folgen jetzt dem Laufe der großen Newa am sogenannten Hofkai, den eine Kette hochragender Paläste bildet. Am jenseitigen Ufer fallen steilab in das Wasser die Werke der Peter-Paulsfestung. Aus ihnen schießt wie ein goldener Pfeil die hohe schlanke Turmspitze der Peter-Paulskathedrale gen Himmel. Unter jener goldenen Spitze befinden sich die Gräber des russischen Kaiserhauses. Dort ruht nun Alexander II., der edelste von Rußlands Herrschern, unter einer Flut goldener und silberner Kränze, die ihm die Liebe seines Volkes geweiht. Die Kasematten aber in den Festungswerken, welche jene Kirche umgeben, bilden den vorübergehenden düstern Auf-

Digitized by Google

Straßenfeuer im Winter.

Digitized by Google

Mündung der Newa.
Alte Zeichnung Peter des Großen.

enthalt jener Staatsverbrecher, an denen der nordische Koloß in neuester Zeit so unglückselig reich ist (s. S. 282) [1]).

Unser Weg führt uns immer am Ufer des breiten herrlichen Stromes entlang. Wir betrachten staunend den Riesenbau des Winterpalais, die kolossalen Flügel und Pavillons der Admiralität, die gleichfalls von Peter dem Großen gebaut, ein Schiff — ihr vergoldeter Kirchturm den Mast — darstellen sollte. Wir überschreiten den Admiralitäts-, Isaaks- und Petersplatz mit ihren Monumentalbauten von historischer Bedeutung, dem Generalstab, der Isaakskathedrale, deren Bau eine unbekannte Zahl von Millionen gekostet hat, dem Senat und Synod; wir erfreuen uns an dem schönen, bekannten und oft abgebildeten Denkmal Peters des Großen von Falconet (der Kopf von Marie Callot) das Katharina II. ihm errichtet hat und sehen gegenüber, durch die Breite des Stromes von uns getrennt, das herrliche Wassiliöstrow, die Basilinsinsel, jenen Stadtteil, welcher den Hauptsitz der St. Petersburger Deutschen bildet.

In vier Armen ergießt sich die aus dem Ládogasee strömende Newa bei St. Petersburg in das Meer, welche in der Reihenfolge von Süden nach Norden die Namen: „Große Newa, Kleine Newa, Kleine Newka und Große Newka" führen. Die größere Masse der Stadt liegt auf dem südlichen (ingermanländischen) Festlande, einige Teile jedoch auf den von den Newaarmen gebildeten Inseln und dem nördlichen (finnländischem) Ufer. Wassiliöstrow ist von der Kleinen, der Großen Newa und dem Meere umflossen und ist mit seinen rechtwinkligen Straßen der regelmäßigste Stadtteil St. Petersburgs. Einen prachtvollen Anblick bietet, vom Petersplatze aus gesehen, das Newaufer von Wassiliöstrow. Hier haben Kunst, Wissenschaft und Industrie ihren Hauptsitz aufgeschlagen. In weitester Ferne nach Westen ragt der Turm des physikalischen Zentralobservatoriums, näher liegen die Gebäude des Bergingenieurkorps und Seekadettenkorps, dann folgt die Akademie der Künste, der Rumjánzowsquare mit der Rumjánzowsäule, das erste Kadettenkorps, die Universität, die

[1] Unser Künstler hat die Festung von der Landseite bei Schneesturm dargestellt. Ein Transport politischer Gefangener bewegt sich eben dem Thore zu.

Digitized by Google

Akademie der Wissenschaften und auf der äußersten Landspitze, am Trennungspunkt der beiden Newaarme, die Börse mit ihrer großen Landungstreppe, welche zwei nach römischem Muster konstruierte kolossale Schiffsschnabelsäulen (Columnae rostratae) krönen, auf deren Kapitälen riesige Feuerbecken angebracht sind.

Wassilióstrow soll das Ziel unserer heutigen Wanderung sein. Um uns dorthin zu begeben, schreiten wir weiter den Kai der großen Newa entlang, der vom Petersplatze aus den Namen des englischen führt und sich gleichfalls durch eine Reihe von Prachtbauten auszeichnet. Das Palais des Barons von Stieglitz gehört zu den hervorragendsten. Etwa in der Mitte des englischen Kais überspannt die grandiose steinerne Nikolaibrücke den Fluß. Sie ist die beständige Verbindung Wassilióstrows und der Admiralitätsstadtteile, während die Palaisbrücke, welche vom Winterpalast zur Börse führt und aus überbauten Pontons besteht, beim Eisgange abgefahren wird. Die Nikolaibrücke, von dem Großvater des jetzigen Kaisers erbaut, ist eins der gewaltigsten Bauwerke der Welt. Mächtige gußeiserne Bogen ruhen auf ungeheuern Granitpfeilern und überspannen den Strom, der hier etwa einen halben Kilometer breit ist.

Eisenbahn über das Meer zwischen Oranienbaum und Kronstadt zur Eiszeit.

Nicht weit von dem Ufer der Insel gabelt die Brücke in zwei bewegliche Flügel, zum Durchlassen der Seeschiffe bestimmt. An diesem Punkte befindet sich die schöne Nikolaikapelle, geschmückt mit dem Kolossalbilde des Schutzheiligen in römischer Mosaik. Wir überschreiten die Brücke und, um eines wahrhaft bezaubernden Anblicks teilhaftig zu werden, betreten wir eins der russischen Lastschiffe, welche am jenseitigen Ufer vor Anker liegen und auf dessen Hintersteven soeben einer der Bootsleute in Gesellschaft der trauten Gattin sein einfaches Mahl einnimmt (s. S. 283). Von hier aus überblicken wir im Vordergrunde den ganzen Bau der herrlichen Brücke, den englischen Kai in seiner Gesamtausdehnung, die Isaakskathedrale, die Admiralität, das Winterpalais, die Festung und hinter den Krümmungen des Flusses eine fast ermüdende Zahl glänzender Kirchen und Profanbauten.

Beim Betreten der Basiliusinsel fällt uns sofort die geometrische Regelmäßigkeit ins Auge, mit welcher dieser Stadtteil von Peter dem Großen angelegt und von seinen Nachfolgern weiter geführt wurde. Die Straßen ziehen sich vom Ufer der großen Newa bis zu dem Flüßchen Tschérnaja Rétschka, welches die Insel in der Richtung von Ost nach West durchschneidet und die Golodáiinsel vom eigentlichen Wassilióstrow trennt. In derselben Richtung durchziehen drei mächtige Parallelstraßen, der Große, Mittlere und Kleine Prospekt den bebauten Teil der Insel und werden rechtwinklig von neun Querstraßen gekreuzt, von denen jede Seite den Namen „Linie“ führt und der Reihenfolge nach mit Zahlen bezeichnet wird. Die Linien von der achtzehnten an reichen nur vom Ufer der Großen Newa bis zum Großen Prospekt. Der letztere, eine zugleich anmutige und prächtige Straße, erstreckt sich von der

ersten Linie bis zum Ufer des Meeres, nordwestlich von der Mündung der Großen Newa. Vor den Häusern liegen zierliche Vorgärten und zwei Reihen schattiger Bäume gewähren Schutz vor den Strahlen der sengenden nordischen Sommersonne. Wie in der heißen Jahreszeit für Kühlung, wird in der grimmigen Winterkälte hier für Wärme gesorgt. Dann werden in der Mitte der Straßen auf Kosten der Stadtverwaltung Feuer angezündet, an denen die Kutscher der Mietsfuhrwerke, Straßenarbeiter, Polizeisoldaten und andere im Freien Beschäftigte die erstarrten Glieder erwärmen (s. S. 284). Vor den Palais und den Theatern sind zu diesem Zwecke kolossale eiserne Feuerstätten konstruiert.

Im Sommer ist es ein reichlohnender Spaziergang, den Großen Prospekt bis zum Meeresufer zu verfolgen und sich am Anblick der unendlichen bewegten Fläche zu erfreun. Dort stand ich einst mit Deutschlands erstem Tragöden, dem unvergeßlichen Bogumil Dawison,

Beerdigung aus dem Volke.

der sich von dem Anblick des herrlichen bewegten Meeres nicht zu trennen vermochte und in dem Anblick schwelgend, immer noch um einige Minuten des Verweilens bat, obgleich er eine halbe Stunde später im kaiserlichen Theater als Richard III. aufzutreten hatte. Hier liegen ein paar alte, von Peter dem Großen erbaute, mit Türmchen versehene Schanzen (s. S. 285), die heute zu nichts mehr nütze, mit anerkennenswerter Pietät erhalten werden.

Das eigentliche Bollwerk St. Petersburgs nach der Meeresseite hin sind die Festungswerke von Kronstadt. Das Städtchen liegt auf der sogenannten Kesselinsel (Kótlinóstrow) weit draußen im Meerbusen und beherrscht den Zugang zur Residenz der russischen Zaren mit den ferntragenden Geschützen seiner Forts. Kronstadt gegenüber, auf der ingermanländischen Küste, liegt die Stadt Oranienbaum, ein beliebter Aufenthalt der St. Petersburger Sommerfrischler. Vor zwei Jahren hatte man den merkwürdigen Versuch gemacht, Kronstadt und Oranienbaum mittels einer Eisenbahn über das gefrorene Meer zu verbinden, ein Versuch, der vollständig gelang und wohl einzig in seiner Art dasteht (s. S. 286).

Auf der nordwestlichen Seite von Wassíliósstrow befindet sich eine der größten Begräbnisstätten St. Petersburgs, der Smolénskische

Digitized by

Totenfest auf dem Smolenskischen Friedhof.

Gottesacker, der in einen orthodox-griechischen, einen katholischen und einen protestantischen Kirchhof zerfällt. Sommer und Winter sieht man die Leichenwagen der drei christlichen Konfessionen, bald geschmückt mit der Pracht des Reichtums, bald in ärmlichster Ausstattung, jetzt mit zahllosem und glänzendem Gefolge, jetzt mit wenigen Leidtragenden den Großen Prospekt entlang ziehen, um einen Erdenpilger nach seiner letzten Ruhestätte zu geleiten (s. S. 287) [1]). Beim Anblick dieser zahlreichen Leichenkondukte berührt uns eine pietätvolle russische Sitte auf das wohlthuendste. Kein Russe, vornehm oder gering, läßt einen Beerdigungszug an sich vorüberziehen, ohne das Haupt grüßend zu entblößen und sich andächtig zu bekreuzigen.

Einen eigentümlichen Anblick gewährt der russische Friedhof zur Zeit des in den Sommer fallenden Totenfestes. Zahllose Scharen von hoch und niedrig, arm und reich, pilgern hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben, um deren Gedächtnis zu feiern. Der russische Gebrauch will es, daß die Lebenden an der Gruft der Abgeschiedenen ein Mahl einnehmen, bei welchem die russische Theemaschine, der Samowar — oft in riesigen Dimensionen — eine Hauptrolle spielt. Da sieht man denn wohl innerhalb der

[1]) Unser Bild stellt eine russische Beerdigung aus dem Volke dar.

Digitized by Google

Vergitterung einer Familiengrabstätte den hohen Militär mit den Seinigen auf zierlichem Tischchen servierte auserlesene und kostbare Erfrischungen genießen, während ringsumher in einzelnen Gruppen der gemeine Mann, um ein ausgebreitetes sauberes Tischtuch gelagert, sich mit Weißbrot und Thee begnügt (s. S. 288).

Von Wassiliósstrow aus, über die Kleine Newa und die Kleine Newka hinüber, geht's zu den andern Inseln, Petrówski, Krestówski,

Troika-Partie auf den Inseln

Der Stadthauptmann

Jelágin und Kámennyóstrow, sowie zu dem finnländischen Festlande, welche sämtlich mit Landhäusern (Dátschen) und Vergnügungsorten besät sind, in denen der Einwohner Petersburgs frische Luft, Erholung und Unterhaltung sucht. Und nicht nur im kurzen Sommer strömt die Bevölkerung der Residenz dorthin, auch im Winter führt die beliebte Troika zahlreiche Gäste in die Umgebung der Stadt, wo sie einige Stunden im Freien bei gesunder Bewegung heiter und gesellig verbringen.

Das beliebteste Vergnügungslokal aber der neuesten Zeit für Sommer und Winter ist das reizende Oserki, das am leichtesten und bequemsten mit der finnländischen Eisenbahn zu erreichen ist. Es ist ausgezeichnet durch seine anmutige Lage an einem kleinen, von Fichtenwäldern umkränzten See, sein vortreffliches Orchester, sein hübsches Vaudevilletheater und eine exquisite Restauration. Seinen Ruhm und seine Beliebtheit verdankt es den beiden jüngeren Brüdern Lomatzsch, welche durch ihre Umsicht und ihr Talent dies Etablissement in

Digitized by Google

allgemeine Aufnahme gebracht haben. Doch ihre Namen erinnern uns zur rechten Zeit an das Haupt der Familie, Herrn August Lomatzsch, unsern freundlichen Gastgeber im Hotel Demut, der uns mit einem seiner auserwählten Diners erwartet. Es wäre unverzeihlich, wenn das Menü durch unser längeres Ausbleiben an seiner Trefflichkeit einbüßen sollte. Kehren wir also für diesmal um.

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.

Die Pathologie, die Lehre von den Krankheiten, einst der ausschließliche Besitz weniger bevorzugter Geister, in alter Zeit der Priester, in moderner der Aerzte, begann allmählich auch weiteren Kreisen zugänglich zu werden und einen nicht unwichtigen Bestandteil des Wissensschatzes der Gebildeten darzustellen. Populäre Darstellungen aus diesem Gebiet sind in der Litteratur der Neuzeit in reichlicher Menge vorhanden, und es läßt sich nicht leugnen, daß ein Teil derselben, in trefflicher Absicht ausgearbeitet, durch die Bekämpfung von Vorurteilen und ganz besonders durch die Aufdeckung mannichfacher Betrügereien und Schwindeleien nützlich gewirkt habe. Im allgemeinen aber ist diese Verwertung wissenschaftlicher Errungenschaften zum allgemeinen Besten nicht wohl angesehen in den Kreisen der eigentlichen Forscher, sowie der Praktiker, und zwar aus Gründen, denen man ihre Be-

rechtigung bis zu einem gewissen Grade nicht absprechen kann. Erstlich werden solche Mitteilungen nicht immer von solchen Schriftstellern unternommen, welche durch eigene Arbeit in den vollen Besitz der mitzuteilenden Thatsachen gelangt sind, und, was aus mehreren, sich zudem oft widersprechenden Arbeiten mühsam zusammengestellt ist, entspricht nicht immer dem wirklichen Stande der Kenntnisse, verwirrt bisweilen durch offenbare Widersprüche den Laien und verletzt durch Ungenauigkeiten den Kenner.

Wozu also, wird man fragen, das bestehende und erkannte Uebel vergrößern, die Zahl der populären Darstellungen aus dem Gebiete der Pathologie vermehren, da doch jeder praktische Arzt im stande sein dürfte, seinen Patienten die notwendigen Aufklärungen zu Teil werden zu lassen. Ich will es versuchen, meine Gründe hierfür klar zu machen und wende mich zu diesem Zwecke vorzugsweise an euch, ihr Hausmütter, die ihr vielleicht nur zu oft gezwungen waret, am Bette eurer kranken Lieblinge Nächte zu durchwachen und hierbei Zeit und Gelegenheit genug fandet, über diese Dinge nachzudenken, welche sonst wohl, wie alles Unangenehme, von eurem fröhlichen, dem Lebensglück der Familie zugewendeten Geiste gerne möglichst fern gehalten werden. „Sprechen wir nicht davon," sagt wohl eine solche liebe treffliche Hausfrau, „Gott möge uns bewahren vor Unheil und — nun, wenn es doch in Gestalt von Krankheit hereinbrechen sollte, so haben wir ja unseren verehrten, oft erprobten Hausarzt; übrigens unsere Wohnung, unser ganzer Haushalt ist so sehr allen Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechend eingerichtet, daß es ganz undenkbar wäre, daß gerade unser Haus zum Schauplatz dieser finstern Mächte werden sollte; unsere Kinder sind zudem so frisch und gesund, ihre kräftigen Glieder, ihre roten Wangen erinnern kaum an die Stadt, dank der vielen Bewegung in freier Luft, der Muskelübungen, zu denen wir sie in Gestalt von Turnen, Schwimmen und weiten Spaziergängen in Wald und Feld so oft und lange anhalten, als es Wetter und Schule gestatten."

Wohl, wohl, gnädige Frau, haben Sie alles dieses gethan und nicht bloß für die äußerliche Schönheit des Hauses und der Kinder sich bemüht, sondern auch sorglich alle jene versteckten Mißstände beseitigt, welche sich nur zu leicht, selbst in reiche und vornehme Haushaltungen einschleichen, in denen das Auge der Hausfrau nicht bloß gleichmäßig ruhig und stetig, sondern auch ebenso eindringlich vom Keller zum Boden, von Küche und Vorratskammer zu den Schlaf- und Wohnräumen wandert und heimliche Schäden oft wie durch eine Art von Intuition entdeckt; wenigstens hier besitzt die deutsche Frau noch etwas von jener Sehergabe, welche schon zu jener Zeit, als unsere Vorfahren, in Felle gekleidet, in düsteren Wäldern lebten und mit Bär und Wisent im Streite lagen, dem Weibe jene bevorzugte Stellung errungen hatte, welche sonst nur bei verfeinerten Sitten zugestanden zu werden pflegt.

Und nichtsdestoweniger wird auch die sorglichste und verständigste Mutter und Hausfrau ihr Heim und ihre Kleinen nicht immer gegen das Eindringen von Krankheiten schützen können. Sie schleichen sich auf allen Wegen ein, durch welche der unvermeidliche Verkehr mit der Außenwelt unterhalten werden muß; der Umgang mit anderen Menschen, die Schule, der Spaziergang, alles kann Gelegenheit geben zur Uebertragung, ebenso können die Nahrungsmittel, die Kleiderstoffe, selbst die Briefe und Zeitungen, welche der Postbote ins Haus bringt, die Träger der Krankheit werden, in letzter Instanz sogar Wasser und Luft, die allgemeinsten und billigsten Lebensmittel, deren reiner Genuß uns indes so oft verbittert wird und unserem Geldbeutel nicht selten schwere Opfer in Gestalt von Reisen auferlegt.

Wenn der Verkehr mit den Menschen und mit der Natur neben allem Unentbehrlichen und Erfreulichen so viele Gefahren mit sich bringt, hinter jedem Rosenbusche eine Schlange lauert, so mag wohl ein zartes Frauengemüt abwechselnd trüber Sorge und Zweifeln an der Wahrheit der wissenschaftlichen Lehre verfallen, und wird dann nicht selten der Versuch der Belehrung als ein hinterlistiger Angriff auf die Ruhe des Individuums angesehen, der statt zur Klärung der Ideen zur Verwirrung führt. Allein immer neue Erfahrungen zwingen auch den Widerstrebenden, die schmerzlichen Thatsachen anzuerkennen, welche eine sorgfältige wissenschaftliche Beobachtung in unzweifelhafter Weise klar gelegt hat.

Allein die Wissenschaft, welche die Erkennt-

Digitized by Google

nis der Uebel gefördert hat, förderte auch ihre Verhütung, indem die Erkenntnis der Krankheitsursachen, wie schon Cicero wußte, auch die Erkenntnis der Heilmittel liefert. In der That ist die letztere noch nicht die Gewähr der Heilung, denn nicht alle Mittel und Wege der Heilung oder Vermeidung der Krankheiten sind zu jeder Zeit und an jedem Orte anwendbar, oder stehen dem Bedürftigen zu Gebote. Es verhält sich hiermit, wie mit den Erfolgen der Kriegführung. Das erste, was ein weiser Feldherr vorzubereiten hat, ist die genaue Kenntnis des Gegners, seiner Kräfte, des Terrains, auf welchem er sich bewegt, dann folgt, jener Erkenntnis angepaßt, und aus ihr unmittelbar sich ergebend, die Ermittelung dessen, was zur Abwehr notwendig, bei dessen Herstellung freilich gar oft nur in unvollständiger Weise die Absichten des Meisters zur Ausführung gelangen; und wogt dann das Kampfgewühl hin und her, dann treten neue Faktoren auf, welche auch die sorgsamsten Vorausberechnungen der Strategik über den Haufen werfen. Es wäre ebenso thöricht, in der Medizin wie in der Kriegskunst, die Aufspürung des Gegners in allen Eigenschaften und Schlichen für überflüssig zu halten, weil die Abwehr desselben dennoch nicht immer gelingt; — der Unterschied in beiden Fällen liegt nur in der so greifbaren, geschichtlichen Bedeutung der Kriege, während die Krankheiten, obwohl nicht minder verderblich wie jene, ihre Minierarbeit am Leben der Menschheit in der Regel in stillerer und daher weniger bemerkter Weise vollziehen. Würden oder könnten wir aber alles Elend und allen Verlust an menschlicher Leistung zusammenrechnen, welche durch beide erzeugt wird, und an einem gemeinschaftlichen Maßstab vergleichen, so wäre es nach der Meinung unseres großen deutschen Strategen wohl unzweifelhaft, daß, um graphisch zu reden, die Ordinate der Kriegsverluste zu denjenigen der Krankheitsverluste sich verhält wie der Durchmesser der Erde zu demjenigen der Sonne. Wir dürfen also auch den Krankheiten gegenüber nicht die Hände in den Schoß legen, sondern müssen mit vereinter Kraft ihnen Widerstand zu leisten suchen und uns durch keine Mißerfolge oder Mißverständnisse von diesem edlen und nützlichen Werke abschrecken lassen.

Man kann nicht mehr als ich selbst den medizinischen populären Darstellungen abgeneigt sein, weil sie, auch wider die Absicht des Verfassers, nur zu leicht zum Schaden der Leidenden gleichsam als eine Art Eselsbrücke benutzt werden, um den Rat verständiger Aerzte zu umgehen oder Waffen gegen dieselben zu liefern. Ist es doch eine nur zu oft vorkommende menschliche Thorheit, daß Mißtrauen gegen den Helfer in der Not, durch mißverstandene Aeußerungen genährt, zu regelrechtem heimlichem Kampf führt, dessen Endresultat jedenfalls für den Patienten verderblich, für den Arzt unerfreulich. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von den ärztlichen Korrespondenzen, für welche manche periodische Zeitschriften ständige Mitarbeiter besitzen. Mag ein solcher auch noch so gewissenhaft und — vorsichtig die eingehenden Fragen beantworten, er wird mißverständliche Auffassungen nicht verhüten. Alle solche Spezialfragen sind einfach zu beantworten: „Gehen Sie persönlich zu einem Arzte, dem Sie Vertrauen schenken, legen diesem offen Ihre Leiden dar und befolgen Sie getreulich seine Vorschriften; — wenn aber dieses Vertrauen zu dem Arzte aus irgend einem Grunde schwindet, so befragen Sie nicht hinter seinem Rücken andere Aerzte, oder treten gar mit einem korrespondierenden Arzt-Journalisten in Verbindung, der doch noch viel weniger von Ihren Leiden kennt, als derjenige, dem Sie sich persönlich vorstellen, sondern suchen einen andern Arzt auf, indem Sie den ersten regelrecht verabschieden."

Anders dagegen stellt sich die Aufgabe desjenigen dar, der das gebildete deutsche Publikum mit den Fortschritten oder auch den Mängeln unserer Wissenschaft bekannt machen will, um dasselbe zur Beihilfe an dem großen Werk der Bekämpfung der Krankheiten aufzufordern. Auch die Lücken unserer Wissenschaft sollten in diesem Falle nicht verschwiegen werden, da sie es gerade sind, zu deren Ausfüllung der gebildete Laie beitragen kann und sollte.

Wie sehr notwendig diese Unterstützung für die ärztliche Wissenschaft ist, mögen einige Erfahrungen erläutern, welche ich selbst gemacht habe in dieser Beziehung, seitdem ich während eines Vierteljahrhunderts diesem Gegenstande meine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Da die Krankheiten durch äußere Einflüsse veranlaßt werden, deren besondere Natur zu erforschen die Aufgabe ist, so wird es sich zunächst, wie bei der Erforschung irgend einer Naturerschei-

Digitized by Google

nung, darum handeln, die Umstände festzustellen, unter denen jede einzelne auftritt. Die Statistik der Todesfälle und der Erkrankungen soll hierzu dienen, indes erfüllt dieselbe nur in unvollkommener Weise diesen Zweck, indem es unglaublich schwierig ist, für die einzelnen Daten, aus welchen sich die Gesamtsumme in jedem Falle zusammensetzt, auch nur eine relativ gleichwertige Beschaffenheit zu gewinnen. Bei der Aufstellung der Morbidität, des Vorkommens einzelner bestimmter Krankheitsformen, sind die Schwierigkeiten natürlich noch größer, als bei der Statistik der Todesursachen; aber auch die letztere begegnet oft unerwarteten Hindernissen und kann in den allermeisten Fällen nur als ein sehr entfernt ähnliches Bild der Wirklichkeit betrachtet werden.

Das sicherste Material für diese Art der Statistik würde natürlich durch die anatomische Untersuchung der Körper sämtlicher Verstorbener geliefert werden. Erst dann würde es möglich sein, nicht allein den Einfluß der letzten Erkrankung auf das Eintreten des Todes festzustellen, sondern auch die Spuren aller jener Prozeße nachzuweisen, welche dies Resultat vielleicht vorbereitet haben; wir würden ferner ein klares Bild erlangen von der wirklichen Verbreitung gewisser Krankheiten, welche zwar heilen, aber bleibende Veränderungen zurücklassen, von denen unter Umständen eine Erneuerung des Prozesses ausgeht. Es soll dieser Punkt bei der Besprechung der Tuberkulose näher erörtert werden. Jedenfalls ersieht man schon aus diesen Bemerkungen, welche Wichtigkeit der pathologischen Anatomie für die richtige Erkenntnis und infolgedessen auch der Abwehr von Krankheiten zukommt; es ist also gewiß bedauerlich, daß ihrer Anwendung außerhalb der Krankenanstalten noch so viele Vorurteile im Wege stehen. Viel verschulden hiervon die Aerzte, indem sie an manchen Orten nicht energisch genug, an anderen gar nicht auf die Ausführung von Sektionen in ihrer Privatpraxis dringen, oder im allerbesten Fall sog. interessanten Fällen ihre Aufmerksamkeit in dieser Beziehung ausschließlich zuwenden. Freilich wird die allgemeinere Ausführung dieser im Namen der Wissenschaft, wie indirekt im Interesse des Allgemeinwohls erforderlichen Maßnahme erst dann eine allgemeine werden können, wenn die Körper der Verstorbenen bald nach dem Eintritt des Todes aus der Wohnung der Familie entfernt und in Leichenhallen ausgestellt werden, deren Einrichtung den Gefühlen der Hinterbliebenen keinen peinlichen Zwang auferlegt. Ein gelinder Zwang in dieser Hinsicht ist allerdings bisweilen durchaus geboten, indem die Ansteckungsfähigkeit bald nach dem Tode in manchen Prozessen zunimmt und der Anblick des entseelten Körpers eines geliebten Familienmitgliedes nur zu leicht Schmerzensausbrüche hervorruft, welche in Handlungen ihre Ausgleichung suchen, die nicht immer vom Standpunkt der Hygieine zu billigen sind. In den Totenhallen der Friedhöfe müssen schon die äußere Ausstattung und Einrichtung, der Ernst des Ortes, die Anwesenheit anderer Leidtragender den übermäßigen Schmerzäußerungen Schranken auferlegen; die katholische Kirche mit ihrer Leichenausstellung in der Kirche hatte vielleicht ähnliches beabsichtigt.

Wenn nun schon diese reinste Quelle tieferer medizinischer Erkenntnis selbst in unserem vorurteilsfreien Zeitalter erst noch spärlich fließt, was ist zu erwarten von einer Statistik der Erkrankungen, bei welcher außer den natürlichen und unvermeidlichen Irrtümern der Beobachtung das Vorurteil des Publikums noch in viel höherem Maße die Verwertung der ärztlichen Beobachtung erschwert und oftmals geradezu verhindert. Vielerorts, so z. B. in Prag, scheint man die Erkrankung eines Familienmitglieds an irgend einer ansteckenden Krankheit als eine Schädigung des Familienansehens zu betrachten und sich verpflichtet zu fühlen, das Bekanntwerden dieses Ereignisses à tout prix zu verhindern. Als es sich daselbst darum handelte, wenigstens die Angaben der Totenscheine von absichtlichen Entstellungen der Wahrheit zu befreien, mußte zu sehr komplizierten Einrichtungen gegriffen werden, wie doppelte Scheine, von denen der eine für die Oeffentlichkeit, der andere für die wissenschaftliche Verwertung bestimmt war; natürlich scheiterte der Versuch zum Teil an diesem fundamentalen Fehler, zum Teil auch an anderen Lokalverhältnissen, indem auch bei dieser, jeder Nationalitätsfrage fremden Angelegenheit, die Bemühungen der Deutschen zur Verbesserung der Sanitätsverhältnisse verdächtigte, resp. zu Personalzwecken verwertet wurden. [1])

[1]) Deutschen Lesern mag es interessant und nützlich sein, zu erfahren, mit welcher naiven Roh-

Digitized by Google

Noch viel gefährlichere Folgen aber zieht diese ungegründete Furcht vor der Oeffentlichkeit nach sich, wenn Krankheitszustände in der Familie verheimlicht werden, falls dieselben ansteckender Natur sind. So ist es eine Thatsache, daß nur zu oft Geschwister von an Scharlach, Masern, Diphtheritis erkrankten Kindern in der Schule den Ansteckungsstoff verbreiten. Gesetze können dies schwerlich verhindern, nur das Bewußtsein der eigenen Verschuldung kann hier helfen, und zur Erweckung dieses Gefühls ihrer Verantwortung gegenüber von Mitbürgern sollen die folgenden Zeilen beitragen. Die Aerzte sind allerorts willig, hier mitzuthun, mögen auch die Familienväter und -Mütter ihrerseits ihre Schuldigkeit thun; dann wird es gelingen, den jetzt so verderblichen ansteckenden Krankheiten Schranken zu setzen.

Wir wollen in folgenden Artikeln die wichtigsten dieser Formen besprechen, und dabei die Verbreitungsart derselben und die Maßregeln ihrer Verhütung insbesondere hervorheben.

Kapitel 1.

Krankheitsursachen und natürliche Krankheitserscheinungen.

Eine seltsame, schwer erklärbare und dennoch nicht zu leugnende Thatsache liefert uns die Lehre von den Krankheitsprozessen, indem in der ärztlichen Welt, sowie auch im Bewußtsein des heilungsbedürftigen Publikums Jahrhunderte hindurch willkürliche Erklärungen der Erscheinungen als Thatsachen hingenommen und über die Hinfälligkeit und augenscheinliche Falschheit solcher Annahmen ruhig zur Tagesordnung fortgeschritten werden konnte. Oder ist es nicht eine auffallende, jeden logischen Sinns entbehrende Annahme, daß die verschiedenartigsten Krankheiten, z. B. Schnupfen und Lungenentzündung einerseits und Typhus und Cholera anderseits, durch dieselbe Einwirkung, die an und für sich ziemlich mystische „Erkältung“ gelegentlich hervorgerufen werden sollten? Ein anderer Mystizismus, welcher die Blößen unserer mangelhaften Erkenntnis notdürftig verhüllte, ist der Begriff der körperlichen Disposition für diese oder jene Krankheit, durch welche das Befallenwerden einzelner Individuen, das Freibleiben anderer erklärt werden sollte. Nicht daß eine solche Verschiedenheit in dem Verhalten der Menschen gegenüber Krankheitsursachen fehlte, wollen wir behaupten, wohl aber, daß mit diesem Begriffe Mißbrauch getrieben ist. Indem wir uns dem Glauben hingeben, eine ungünstige Körperdisposition als die eigentliche Ursache des persönlichen Erkrankens ansehen zu dürfen, wird die große Masse der Menschen, welche doch nun einmal und in nicht ganz ungerechtfertigter Weise zuerst an ihr eignes Heil denkt, von der Teilnahme an jenen allgemeinen Maßregeln abgelenkt, die allein genügen, um uns gegen die Invasion und Verbreitung schwerer Krankheitsprozesse zu schützen. Wenn dann, im Fall des Eintretens einer schweren Völkerseuche, dieser Schutz hinfällig erscheint und die kräftigsten, allen Krankheitseinflüssen bis dahin siegreich Trotz bietenden Menschen zunächst und oft am heftigsten ergriffen werden, dann pflegt Entmutigung oder Zorn gegen die falschen Lehrer einzutreten. Der schwache Mensch ergibt sich unter solchen Umständen entweder abergläubischen Vorstellungen, über denen die wahren Maßregeln zum Heil versäumt werden, geht nach Lourdes oder nach anderen mystischen Heilstätten, ergibt sich den zahllosen Arten von Betrügern, welche durch allerlei sonderbare Verfahren, wie Hellseherei, Anschauen von Haaren u. s. w. die Krankheit erkennen und die Mittel zu ihrer Heilung finden wollen, indem sie eine tiefere Einsicht, das Wesen der Krankheit zu besitzen vorgeben, als ein verständiger und gebildeter Arzt dies je behaupten wird. Trifft die Kühnheit und Schlauheit solcher Betrüger einmal das Richtige, so wird ihr Ruf zum Himmel erhoben und unberechenbarer Schaden angestiftet; denn in der Regel schweigt der Enttäuschte, indem er sich schämt, einer Schwäche nachgegeben zu haben.

Es ergibt sich somit für dieses Gebiet,

---

heit hier von manchen Individuen vorgegangen wurde. So meinte bei Verhandlung der Wasserversorgung der Stadt, für welche der deutsche Verein seit Jahren thätig gewesen war, der Besitzer des schwarzen Rosses, eines der ersten Gasthöfe, welcher von Deutschen viel besucht wird, in öffentlicher Sitzung der Stadtverordneten: „Die Herren aus dem Reiche sollten sich nicht um das Prager Wasser kümmern“, trotzdem sie es trinken müssen, wenn ihr Schicksal sie nötigt, in Prag zu leben. Die Herren aus dem Reiche sollten solche Bürger nicht weiter mit ihrem Besuch kränken.

Digitized by Google

wie für alle Zweige menschlicher Thätigkeit, die Notwendigkeit, den wahren Grund der Erscheinungen kennen zu lernen und bis dieses geschehe, sich nicht selbst oder andere durch vorgebliche Gründe zu täuschen. Geschieht das erstere, so wird sich allmählich jenes Zusammenwirken aller Kräfte gestalten, welches zur Bekämpfung der Krankheitsprozesse notwendig ist. Schon gegenwärtig treten die ersten Anfänge solcher Bewegung in erfreulicher Weise hervor, nicht bloß Aerzte, sondern Gebildete aller Stände nehmen an dieser Arbeit teil; doch damit dieselbe wirklichen Nutzen bringe, ist die Verbreitung der bisher gewonnenen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung notwendig. Da dieselben lückenhaft sind und wohl noch für etliche Jahrhunderte so bleiben werden, wird es uns freilich nicht möglich sein, gänzlich theoretischen Erwägungen zu entsagen und muß die Forderung derjenigen, welche meinen, nur völlig abgeschlossenes Wissen zum Gemeingut des Volkes zu machen, als eine gänzlich unberechtigte, ja sogar unmögliche bezeichnet werden. Gibt es doch gar kein Gebiet menschlichen Wissens, in welchem wir dieses ideale Ziel erreicht zu haben uns rühmen dürfen. Selbst in den strengsten, am weitesten durchgebildeten Wissenschaften, wie Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, sind solche Lücken in der Erkenntnis vorhanden und bringt jede neue Entdeckung dieselben zum Bewußtsein. Ein Verzicht auf die Mitteilung unvollkommenen Wissens bedeutete demnach nichts anderes, als eine gänzliche, absolute und ewige Verzichtleistung. Ganz im Gegenteil glauben wir, daß die wissenschaftliche Arbeit erst dann ihre vollen Früchte tragen kann, wenn die ganze gebildete Welt an derselben teilnimmt, ihre Resultate sich zu eigen macht und durch ihre Zustimmung den Gelehrten ermutigt, in seinem mühsamen und, im Sinne des einzig auf materiellen Gewinn gerichteten Strebens, so unergiebigen Werke fortzufahren.

Wenn man, vor noch nicht langer Zeit, von „Krankheitsursachen“ sprach, so dachte man eigentlich immer nur oder wenigstens doch vorzugsweise an jene Einwirkungen, welche von seiten der Atmosphäre, des Wetters oder der Nahrung (mit Einschluß des Wassers) gelegentlich Krankheiten hervorzurufen scheinen. In der That, wer hätte nicht schon an sich selbst die Erfahrung gespürt, daß ein Zugwind, ein Umschlag der Witterung krankmachend wirkt, sei es auch nur einen Schnupfen hervorruft. Ebenso ist es eine unbestrittene Wahrheit, daß der eine Mensch diesen Einflüssen in höherem Maße unterworfen ist als der andere, oder, wie man sich ausdrückte, eine größere oder geringere Disposition zur Erkrankung besitzt.

Wie in so vielen Dingen wurde auch hierbei vergessen, zwischen der wahren und der oder den mehrfachen Hilfsursachen zu unterscheiden, welche eine bestimmte Erscheinung hervorrufen. Wenn Kinder sich ein Gärtchen herstellen wollen, so nehmen sie zuerst gewöhnlich recht schön blühende Pflanzen, die sie ausreißen, oft ohne Wurzeln und in eine beliebige Erde einpflanzen, welcher das äußere Aussehen eines Gartens mit Wegen und Beeten gegeben ist; sie gießen die Pflanzen fleißig, wie sie es den Gärtner oder die Mutter thun sehen und wir Großen lachen wohl ob des thörichten Spiels und über den Kummer der Kleinen, welche ihre Mühe verloren sehen. Diese aber glauben alles für den Erfolg notwendige gethan zu haben und begreifen gar nicht den Mißerfolg. Im Grunde stellen sie sich dabei nicht thörichter an als der Erwachsene, welcher vermeint, durch sorgfältigste Wahrung vor jenen allgemeinen Schädlichkeiten und durch Kräftigung des Körpers allein sich vor Krankheiten schützen zu können. Sehen wir doch nur allzuhäufig, daß gerade die kräftigsten, widerstandsfähigsten Menschen, z. B. Turner, urplötzlich von Schwindsucht ergriffen und in kürzester Zeit dahingerafft werden. Man spricht dann wohl von dem Schaden zu großer Körperanstrengung, wie man, im Gegenteil, bei einem erfolglos alle Witterungseinflüsse meidenden Menschen seine Verweichlichung zu beschuldigen liebt. Kurz, die Person, welche erkrankt, muß stets die Schuld tragen, tiefer liegende Ursachen bleiben außer Frage. Und doch gibt es Krankheiten genug, bei denen solche Nebenursachen gar nicht in Wirksamkeit treten, sondern nur ein ganz bestimmtes Gift, ein sog. Kontagium, die Störung veranlaßt hat. Bei diesen treten oft höchst wunderliche Nebenursachen als scheinbare Krankheitserreger auf, so kam bei der Choleraepidemie des Jahres 1873 in Böhmen der Fall vor, daß ein Kaufmann, der, selbst scheinbar gesund, von Wien in einen cholerafreien Ort reiste, dort plötzlich an Cholera erkrankte und starb, nachdem er ein Telegramm

Digitized by Google

erhalten, durch welches ihm der in Wien an Cholera erfolgte Tod seines Vaters mitgeteilt wurde. Folgerichtigerweise mußten jene, welche die letzte, oft sehr nebensächliche Einwirkung, welche Krankheit hervorruft, als die wahre Ursache derselben betrachten, in diesem Falle eine Uebertragung der Cholera durch den Telegraphendraht oder im elektrischen Strom annehmen.

Man hat früher gewöhnlich das Wesen der Krankheit in einer Steigerung oder Abschwächung der physiologischen Vorgänge im Körper erkennen wollen, allein in diesem Falle wäre eine jede Ueberhitzung, Ermüdung, der Hunger, Durst u. s. w., kurz alle Zustände, welche uns eine Störung im Gleichgewicht des Organismus andeuten, bereits Krankheit zu nennen, was ja nicht zulässig ist. Wenn es nun auch bei den Krankheiten gewöhnlich nicht an solchen Störungen der Funktion fehlt, z. B. die meisten fieberhaften Krankheiten zuerst ein Müdigkeitsgefühl hervorrufen, welches nicht zu unterscheiden ist von demjenigen, welches infolge von Körperanstrengung sich ausbildet, so umfassen dieselben doch nicht das ganze Wesen des Prozesses, indem bei jeder Krankheit diese Funktionsstörungen, falls sie vorhanden sind, eben auftreten ohne die gewöhnliche Ursache, welche sie sonst, im gesunden Zustande hervorruft, der vom Typhus befallene Mensch empfindet Ermüdung, auch wenn er sich nicht angestrengt hat, der Diabetiker Hunger und Durst, auch wenn er soeben Speisen und Getränke zu sich genommen. Wiederum aber, und dieses ist das Entscheidendste für die vorliegende Frage, gibt es Krankheitszustände, welche, wenigstens in längeren oder kürzeren Zeiträumen, gar keine Funktionsstörung darbieten, latente Krankheitszustände, wie der Mediziner sagt. In diesen Perioden ist der betreffende Mensch keineswegs gesund, sondern sein Uebel ist nur gleichsam gebunden, um aber später, bei Gelegenheit wieder hervorzubrechen, in die Erscheinung zu treten, indem es Störungen dieser oder jener organischen Funktion hervorruft. Ein Geisteskranker kann in seinen lichten Perioden, in denen er vollkommen einem gesunden Menschen gleicht, doch nicht als gesund betrachtet werden, und eine verkehrte Handlung, welche er begeht, ohne manifesten Ausbruch gröberer Störung, wird auch gerichtlich milder beurteilt, als bei einem gesunden Individuum. Bei chronischem Verlaufe der Krankheit, z. B. bei der Tuberkulose, können jahrelange Perioden absoluten Wohlseins die Ausbrüche des Prozesses voneinander trennen. Einen ähnlichen Wechsel von manifesten und latenten Krankheitszuständen zeigen die Malariaprozesse, die in ihren leichteren Formen deshalb den Namen der Wechselfieber erhalten haben. Das Gift, welches in Malariagegenden aufgenommen wurde, bringt das Fieber erst viel später hervor, nachdem der Kranke jene Gegenden verlassen und in seine völlig malariafreie Heimat zurückgekehrt ist. Dieser Fall wurde in Leipzig bei Besuchern der friesischen Küste beobachtet, welche erst nach ihrer Heimkehr mehrfach erkrankten. In Italien mit seinen zahlreichen Malariagegenden ist dies eine allbekannte Sache, und mancher Reisende, der von den hesperischen Gestaden heimkehrt, verfällt erst zu Hause schwerer Krankheit, deren Malarianatur nicht immer erkannt wird.

Aus solchen Beispielen, die noch vielfach vermehrt werden könnten, geht unzweifelhaft hervor, daß wenigstens bei vielen Krankheiten die Krankheitsursache längere oder kürzere Zeit im Körper vorhanden sein kann, ohne Erscheinungen (Krankheitssymptome) hervorzurufen, in anderen können die Zustände verborgener und offenbar werdender Erkrankung miteinander abwechseln. Daß ein solcher Mensch, welcher ein derartiges innerliches Uebel mit sich herumträgt, nicht als gesund betrachtet werden kann, bedarf keiner weiteren Erörterung; es geht aber ferner hieraus hervor, daß die Ursache der Krankheit von dem Wesen derselben unzertrennlich, ja daß dieselbe, indem sie während der ganzen Dauer des Prozesses in Wirksamkeit bleibt, geradezu als das Wesentlichste des ganzen Prozesses betrachtet werden muß. Die Krankheitserscheinungen dagegen, die Symptome, d. h. die Störungen, Funktionsveränderungen, welche an den Organen des erkrankten Körpers vor sich gehen, können bei den verschiedensten Krankheiten so gleichartige sein, daß sie nicht einmal die Unterscheidung derselben gestatten; erst der weitere Verlauf akuter, fieberhafter Prozesse läßt in der Regel die eigentliche Natur des Uebels erkennen, welche nichts anderes ist, als die Krankheitsursache selbst.

(Fortsetzung folgt.)

August von Goethe.

Von

K. J. Schröer.

Das Gedicht Grillparzers „Am Grabe Mozart des Sohnes“ erregt gewiß eines jeden Teilnahme.

— — — — — — — — —
Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Was deiner Thatkraft Keim zerstört.
Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke deinen Flug:
Was würde wohl mein Vater sagen? —
War, dich zu hemmen schon genug! —

Goethes Sohn liegt in Rom begraben. Er war dem Vater vorausgegangen [1]). Fast möchten wir sagen, er sei verschollen und vergessen, wenn nicht zuweilen eine oder die andere Stimme bei seinem Namen auf allerlei lieblosen Weimarer Klatsch hindeutete, in dem Augusts Andenken fortlebt!

August von Goethe verdient aber mindestens ebenso unsere volle Teilnahme wie Mozarts Sohn.

Geboren den 25. Dezember 1789, erhielt er in der Taufe die Namen: Julius August Walther. Herzog Karl August war sein Pate.

Die liebevollste Sorgfalt der Eltern begleitete ihn durchs Leben und in ihm wuchs heran eine Liebe und Verehrung für seinen Vater, wie sie nur in einem solchen Falle möglich ist, wo Güte und Größe in gleichem Maße vorhanden sind.

Wie Goethe sich in früheren Jahren gerne von dem Knaben Fritz Stein, dem Sohne seiner Freundin, auf Reisen begleiten ließ, so sehen wir ihn bald nun sein Söhnchen auf Reisen mitnehmen. Bei dem Stollenbruch im Bergbau zu Ilmenau war Goethe hingeeilt, um die Zerstörung zu sehen. Es bot einen traurigen Anblick: „erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes,“ schreibt er darüber, „der die Gegend — mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse und Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.“

Es sei mir gestattet, über den Anachronismus wegzusehen, den zu dieser Stelle der Annalen Frhr. von Biedermann nachwies (daß der Stollenbruch sich nicht 1795, sondern 1796 ereignete). Auf Wahrheit beruht gewiß das Bild in Goethes Erinnerung, von dem er mit Wohlgefallen berichtet, wie er einmal mit August in Ilmenau war und sich an des Knaben frischer Auffassung aller Dinge freute! — Es war dieser Ausflug mit August gewiß nicht der einzige. W. Meisters Lehrjahre, die um die Zeit (1796) abgeschlossen wurden, spiegeln solche Momente ab. Nicht an Fritz Stein, sondern an August haben wir zu denken, wenn es im 8. Buch 1. Kapitel heißt: „Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes (Felix) ließen ihn erst fühlen — wie wenig er kannte und wußte.“

Den liebevollsten Anteil an August nahm auch Goethes Mutter. Wenige Worte läßt sie ihm schon 1795 sagen und verheißen, daß das Christkindlein von der Großmutter schöne Sachen bringen soll. Als Goethe seine Christiane und August nach Frankfurt brachte, hatte seine Mutter große Freude an beiden.

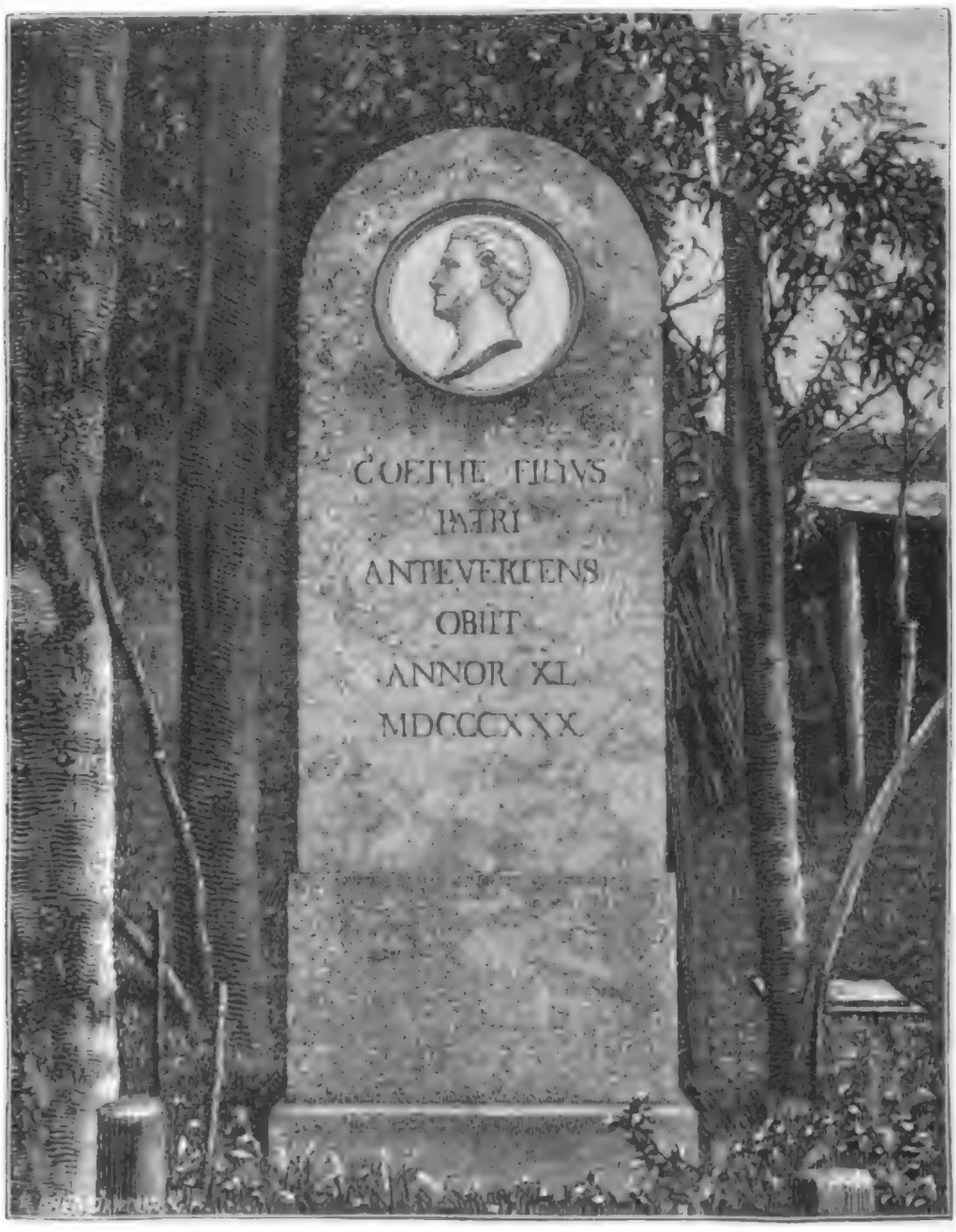
Unangenehm muß uns daher ein viel berufener Brief der Baronin von Stein berühren, den sie während der schweren Krankheit Goethes, Mitte Januar 1801, an ihren Sohn Fritz schrieb. Diese in erbitterter Stimmung geschriebenen Worte müssen einmal auf das rechte Maß zurückgeführt werden.

Sie erzählt, Goethe habe drei Stunden geweint, „besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indes seine Zuflucht zu mir genommen. Der arme Jung dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken (!). Neulich hat er in einem Klub von der Klasse seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ (!

[1]) Der Grabstein sagt: GOETHE FILYVS PATRI ANTEVERTENS OBIIT ANNOR. XL. MDCCCXXX (Goethe der Sohn, dem Vater vorausgegangen, starb vierzigjährig 1830).

Digitized by Google

Hier wollen wir uns vor allem erinnern, daß von einem Kinde zwischen 11 und 12 Jahren die Rede ist. Welches Leid sollte der in den glücklichsten Verhältnissen lebende, von seinen Eltern zärtlich geliebte Knabe zu vertrinken (!) gehabt haben? — Ein dreistündiges Weinen Goethes, sowie der Zusatz „besonders weint er, wenn er den August sieht", möchte schon fraglich sein. Weder ist eine solche Rührseligkeit goethisch, noch war



Grabstein von August von Goethe in Rom.

ein Grund für ihn vorhanden, beim Anblick Augusts zu weinen, wenn nicht der allgemein menschliche, der jedem beim Anblick der Kinder nahe tritt, wenn er in Lebensgefahr schwebt. — Wir wollen die sonst so edle Frau nicht der Erfindung anklagen. Sie erzählte eben, wie böse Zungen ihr die Geschichte hinterbracht haben und erzählte von Leidenschaft gegen Christianen verblendet. Daß ein Kind einmal die Gelegenheit ergreift, was ihm unvorsichtige Gäste etwa bieten, im Uebermaß zu genießen; daß es gerne Wein trinken will, wenn es dazu kommt und sich durch die Gastlichkeit eines Hauses dazu für befugt hält, alles das sagt uns eben nichts Besonderes und die Art, wie es hier erzählt wird, zeigt uns

Digitized by Google

eben nur, daß die ganze Erzählung eine verbitterte Stimmung diktiert hat. Wie ein Nebelbild löst sich aber die ganze Mitteilung auf, wenn wir ihr eine Aeußerung Goethes über Christiane und August gegenüberstellen, die sich auf dieselbe Zeit seiner Krankheit bezieht. Kaum genesen, schreibt er seiner Mutter (1. Februar 1801): „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine (Christiane) bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken. Ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen! August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude!" — An dieses authentische Zeugnis wollen wir uns denn vorläufig halten und danach den Wert jener Schilderung ermessen. Ich denke, wir streichen sie ganz.

Im Sommer nach dieser schweren Krankheit unternahm Goethe eine Badereise nach Pyrmont (5. Juni bis 30. Aug. 1801), auf der ihn wieder August begleitete. Dessen lebhaftes Interesse an Mineralien, wie dies Goethe mit sichtbarer Freude schildert, erinnert ganz entschieden an Wilhelm und Felix in den Wanderjahren. Die daselbst niedergelegten pädagogischen Gedanken mögen ebenso auf den Reisen mit seinem Sohne aufgetaucht sein und wenn Christiane in einem Briefe an H. Meyer vom 17. September 1802 erzählt, August sei mit den jungen Egloffsteins nach Schnepfenthal gereist, so denken wir unwillkürlich an Felix' Eintritt in jene pädagogische Provinz des Romans.

In diesem Jahre (1802) wurde August konfirmiert. Liebevoll fürsorglich empfiehlt der Dichter letzterm seinen Knaben in einem Brief vom 26. April 1802: „Du willst, verehrter alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt. Ich danke dir herzlich dafür und freue mich, daß er den für Kinder immer apprehensiven Schritt an deiner Hand in einer Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrifft. Er wird sich dir mit seinem Lehrer nächstens vorstellen. Empfang ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem du meiner gedenkst." Herzlich dankt er Herdern in einem zweiten Brief den 14. Juni 1802, am Tage nach der Konfirmation.

1803 wird Riemer als Augusts Lehrer ins Haus aufgenommen.

Die sichtbare Freude des Vaters an seinem Knaben hält an, auch da er zum Jüngling heranwächst. Er war mit 16 Jahren schon um einen halben Kopf größer als seine Mutter. 1805 war er vom 8. April bis Anfang Mai bei der Großmutter und der Vater ist bei seiner Rückkehr sichtbar belebt, da er 6. Mai an seine Mutter schreibt: „Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Dank für alles das Gute, das Sie unserm August erzeigt haben! Ich wünsche, daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft [1]). — — Dieser erste Versuch, in die Welt hinein zu sehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe." — Im Sommer (1805) machte G. wieder eine Reise vom 14. bis 25. August mit August nach Helmstädt, auf der ihn auch Fr. A. Wolf begleitete Mit liebevollem Anteil schildert er hier in den Annalen die Neckereien zwischen Wolf und seinem Sohne: „Mein humoristischer Reisegefährte (Wolf) erlaubte gerne, daß mein vierzehnjähriger (soll heißen fünfzehnjähriger) Sohn August Teil an dieser Fahrt nehmen durfte und dieses gerät zur besten geselligen Erheiterung — —".

Die Vaterfreude Goethes an seinem Sohn leuchtet aber am hellsten durch in seinen Tag- und Jahresheften zu 1807, wo ihn sein Sohn in Karlsbad besuchte.

„Gegen Ende der Kur kam mein Sohn nach Karlsbad — —. Dies gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zustand der Gesellschaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pekeschen Mode; grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach besetzt. Diese Hülle hatten sich mehrere durch den Krieg versprengte preußische Offiziere zu einer Interimsuniform beliebt und konnten überall unter Pächtern, Gutsbesitzern,

[1]) Noch 28. März 1806 schreibt er an Zelter, sein Sohn, den er nach Berlin reisen zu lassen beabsichtigte, solle ihm ein Bild von Zelter mitbringen, „wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte".

Digitized by Google

Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indessen hatte man in Karlsbad einige dieser verkappten Offiziere ausgewittert und nun deutete gar bald dieses ausgezeichnete Kostüm auf einen Preußen.

„Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich stand mit Fräulein l'Estocq an der Teplmauer vor dem sächsischen Saale. Er geht vorüber und grüßt; sie zieht mich beiseite und sagt mit Heftigkeit: ‚Dies ist ein preußischer Offizier und, was mich erschreckt, er sieht meinem Bruder sehr ähnlich.' Ich will ihn herrufen, versetzte ich, will ihn examinieren. Ich war schon weg, als sie mir nachrief: ‚Um Gotteswillen, machen Sie keine Streiche!' Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft; mögen Sie uns wohl entdecken, woher Sie kommen und wer Sie sind? Beide junge Personen waren verlegen, eines wie das andre. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte, was es bedeuten solle, und das Fräulein auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sei und wir müßten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Märchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging.

„Das zweite Abenteuer war nicht so ergetzlich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahreszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Karlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als polnischen Ursprungs recht eigentlich polnischen Jacke diesmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese, vier Polen begegnen ihm, auf der Mitte des Sandweges hergehend; einer löst sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß so zu manövrieren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwegs, auf sie los geht und die viere durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich, daß seine Abreise auf morgen früh bestimmt sei und daß, wer was an ihm zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend, ohne beunruhigt zu sein und so reisten wir denn auch den andern Morgen ab. Es war, als könnte diese Komödie von vielen Akten wie ein englisches Lustspiel nicht endigen ohne Ehrenhändel."

Man erkennt aus beiden Erzählungen das sichtbare Wohlgefallen Goethes an seinem Sohn. Er war als Jüngling schön und kräftig, später einer der schönsten Männer. August ging erst nächstes Jahr nach Heidelberg ab auf die Universität [1]). Er erscheint aber schon hier ganz als strammer Bursche, der seinen Mann stellt. Zu 1808 schreibt G. in den Annalen: „Mein Sohn August zog (im April) rüstig und wohlgemut auf die Akademie Heidelberg." Er erzählt, daß er in Frankfurt noch die gute Großmutter rüstig angetroffen. Sie war damals noch bei dem Fürst Primas von Dalberg mit ihrem Enkel bei einem Diner erschienen und hatte mit ihm einigemale das Theater besucht. Es war das letzte Mal, daß er sie sah; sie starb schon 13. September desselben Jahres (1808). Nach Vollendung der Studien [2]) fand August alsbald eine Anstellung als Kammeraſſessor [3]).

Den 9. Mai 1816 schreibt Zelter an G.: „Der schöne August ist Kammerrat worden." August war ein vortrefflicher Beamter.

Den 6. Juni (1816) stirbt Christiane und nun scheint sich August des Hauswesens anzunehmen. Goethe schreibt an Zelter den 22. Juli (1816): „August, wie du ihn kennst, greift in alles ganz verständig ein."

Den 1. Januar 1817 meldet Goethe dem

---

[1]) In der Matrikel der Heidelberger Universität ist er eingetragen: „26. April 1808 Nr. 19: Julius August Walther von Goethe aus Weimar. Vater: Geheimer Rath. Lutherisch. Studirt: Jus; früher: in Jena." Sein Name steht zwischen Wilhelm von Rosen und Theodorus Winkelblech. Den 27. April ist eingetragen: Friedrich Rückert aus Schweinfurt. Vater: Landescommissar. Protestant. Studirt: Jus (sic); früher: in Würzburg. Im Herbst desselben Jahres ist noch eingetragen den 25. Oktober: Gustav von Berlichingen!

[2]) Als eine frohe, glückliche erscheint Augusts Heidelberger Studentenzeit aus dem Gespräche bei Eckermann, 22. Februar 1824.

[3]) Goethe schreibt an Nic. Meyer 1812: „Der Kammeraſſessor ist in seinem Amte fleißig und behaglich, da er das Geschäft aus Liebe treibt und dasjenige leisten kann, was man von ihm fordert."

Digitized by Google

Freunde frohbewegt: „Eben mit dem neuen Jahr erklärt sich die Heirath meines Sohnes mit der älteren Fräulein von Pogwisch; es ist der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet."

Das junge Paar lebte im Goetheschen Hause und widmete sich ganz hingebend der Pflege des Vaters. Sie waren mit Kindern gesegnet, die dem Großvater viel Freude machten und sich bei ihm alles erlauben durften. Durchaus freundlich und heiter erscheint dies Verhältnis in Briefen und in den Gesprächen Eckermanns mit Goethe. Nur Andeutungen über August kommen vor, die uns nicht verständlich sind und auf einen unheilbaren Zustand deuten, von dem wir nicht wissen, ob er in sittlichen oder in physischen Ursachen zu suchen sei.

Hier werden wir nun auf Holteis „Vierzig Jahre" verwiesen, wo wir merkwürdige Aufschlüsse erhalten sollen.

In Holteis sehr wertvollen Mitteilungen haben wir nun zu unterscheiden zwischen dem, was er selbst erlebt und zwischen dem, was er der Sage, dem Stadtklatsch entnommen, den er, wie mir scheint, denn doch nicht vorsichtig genug geprüft hat.

Wir sehen heute schon Goethe viel klarer vor uns stehen, als seine Zeitgenossen; im Großen und Ganzen. Um eine große Gestalt sammeln sich im Leben immer Nebel, die die Wahrheit verhüllen, eine öffentliche Meinung, die getrübt ist, zum Teil aus Mißverstand, Kleinheit der Anschauung, Scheelsucht, persönlicher Mißgunst. Diese Nebel schwinden erst völlig, wenn ein neues Geschlecht ersteht, das unbefangen zu schauen und zu prüfen befähigt und geneigt ist.

Zwei schwere Vorwürfe fallen auf Goethe nach den Enthüllungen Holteis. Beide beziehen sich nicht auf Holteis Erfahrungen, sondern nur auf Sagen, auf Weimarer Gerede. Wenn sie wegfallen, so bieten uns die auf Erlebtes sich beziehenden Mitteilungen Holteis noch hinreichenden Stoff zur Lösung des Rätsels, das August umgibt.

August soll zu Grunde gegangen sein an gebrochenem Herzen, namentlich infolge zweier Machtgebote seines Vaters; obwohl Holtei an andrer Stelle die thatsächliche Aeußerung Goethes mitteilt: „Es ist meines Sohnes Unglück, daß er niemals den kategorischen Imperativ vernommen." Diese Aeußerung ist gewiß echt, die Erzählung von den Machtgeboten unverbürgtes Gerede. Einmal, erzählt Holtei, sei er im Jahre 1813, von vaterländischer Begeisterung ergriffen, entschlossen gewesen, mit den Freiwilligen gegen Napoleon zu ziehen. Das habe sein Vater zu verhindern gewußt. Als dann die Sieger, von ihrem Fürsten geführt, heimkehrten, zog auch August ihnen entgegen und mußte Aeußerungen des Hohnes hören. Aus Trotz gegen die Verhältnisse warf sich August nun auf die Vergötterung Napoleons.

So eine Geschichte kann sehr leicht entstehen, ganz einfach aus dem Bedürfnisse, sich das Daheimbleiben des jungen Goethe zu erklären. Gegen die Wahrheit der ganzen Geschichte spricht aber nichts stärker, als eine Aeußerung Augusts selbst, die Holtei mitteilt, aber nicht erwägt.

Goethe hatte von Napoleon die Dekoration der Ehrenlegion erhalten und schenkte sie seinem Sohne. Dieser erzählt nun in einem exaltierten Gedicht, das bei Holtei und im Chaos 1, Nr. 23 mitgeteilt ist, einen Traum. Er habe geschlummert, da sei ihm Napoleon erschienen und habe zu ihm gesprochen:

„Du hast an mich geglaubt, an mir gehangen,
Als mich die Welt gehaßt, verwünscht, verflucht,
Und als man mich zuletzt sogar gefangen,
Hat dein Gedanke stets mich aufgesucht.
Und jede Schandthat, die man frech an mir begangen,
Schien dir so ungerecht, als auch verrucht,
Des Zweifels Pforten hast du nie betreten,
Ich hörte dich sogar für mich oft beten."

Wenn Augusts Verehrung für Napoleon, wie Holtei annimmt, erst 1813 oder nachher entstand und wenn er vorher zu denen gehörte, die ihn gehaßt, verwünscht, verflucht und begeistert gegen ihn zu ziehen beschlossen, so konnte er sich nicht von ihm als derjenige apostrophieren lassen, der nie an ihm gezweifelt, wie dies in dem Gedicht geschieht. — Bei dem innigen Verhältnis zwischen Sohn und Vater ist vielmehr anzunehmen, daß Augusts Verehrung für Napoleon von seinem Vater auf ihn überging, wie sie in diesem 1808 bei persönlichen Begegnungen entstehen mußte.

Digitized by Google

Napoleon behandelte Goethe anders, als irgend ein andrer Souverän. Er vergaß Goethe gegenüber den Kaiser und stellte sich ihm ebenbürtig, Genie dem Genie gegenüber, wie dies aus einem Briefe Goethes an Cotta vom Jahr 1808 erhellt. Goethe fühlte wohl, wie sehr jedes Wort hierüber Mißdeutungen ausgesetzt war und war daher sehr zurückhaltend über seine Begegnungen mit Napoleon. Der mächtig sympathische Eindruck aber, den er empfing, konnte seiner Umgebung kaum entgehen.

Von dem Machtgebot Goethes sagt Holtei, August habe es zwar „nie mit klaren Worten", aber „dennoch verständlich" angedeutet. Holtei glaubte die unklaren Worte zu verstehen, weil er das Gerede über Goethes Machtgebot kannte. Ein solches war aber wohl nicht nötig und der Gedanke ist naheliegend: ob Goethe nicht im Gegenteil Not gehabt habe, August abzuhalten, in Napoleons Heere mitzuziehen.

Die zweite Geschichte, die Holtei in Weimar hörte, klingt förmlich romanhaft. August habe ein armes Mädchen geliebt, habe es auf Befehl des Vaters verlassen und Fräulein von Pogwisch heiraten müssen und das verlassene Mädchen habe sich das Leben genommen!

Wenn von einer solchen Tragödie in einer Stadt wie Weimar so wenig bekannt ist, als dies hier der Fall scheint, so thut man wohl besser daran, sich damit nicht zu befassen und auf das zu beschränken, was geschichtlich verbürgt ist. Das ist z. B. die Mitteilung Goethes an Zelter über Augusts Verlobung mit Ottilie, die wir oben mitteilten und in der es heißt: „Es ist der Wille der beiden jungen Leute, gegen den ich nichts einzuwenden habe."

Wenn nun Holtei diese zwei Geschichten zur Erklärung von Augusts Zustand mitteilt, so glaube ich, daß dieser sich besser erklären läßt aus Holteis übrigen Mitteilungen, die nicht auf Stadtklatsch, sondern die auf Angeschautem, Erlebtem beruhen.

Holtei erzählt im vierten Band seiner „vierzig Jahre", daß er sich bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar von Goethes Sohne August mehr zurückgestoßen als angezogen fühlte und daß Augusts — „ich möchte sagen: brutales Wesen" ihm mißfiel. Im nächsten 5. Bande (70 f.) erzählt er nun, daran anknüpfend, über seinen Aufenthalt im Jahr 1828.

„Diesmal entging mir wohl nicht, daß er sich mir zu nähern suchte, — aber ich suchte ihm zu entgehen und wich ihm aus. Er bemerkte das und nun war er vollkommen kalt, fremd, ja stolz gegen mich.

„Da kam in meinen Vorträgen ‚Faust' an die Reihe. — — — Die Wirkung war eine entschiedene. Bei keinem Anwesenden aber that sie sich stürmischer kund, als bei August. Dieser, sonst ein sehr kühler Lober meines Talents, wartete kaum ab, daß ich von den Stufen, auf denen ich mein Wesen trieb, herabgestiegen war, um mich bei beiden Händen zu fassen und mir mit thränenfeuchten Augen zu sagen, welche Freude ich ihm gemacht." Von nun an wurden sie Freunde. August verhehlte nun Holtei nicht, „daß er oft absichtlich, vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe, als roher Gegner jedes poetischen Treibens zu erscheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich sei, für einen Erben zu gelten, der sich bestrebe, Firma und Geschäft des Vaters fortzuführen."

Laroche erzählte mir, die Erscheinung Augusts habe etwas Imposantes gehabt. Ein großer, starker, schöner Mann, der in Weimar auch allgemein das Ansehen eines vortrefflichen Beamten besaß.

„Er hielt sich (sagt Holtei), ging, stand, saß, gebärdete sich wie ein feiner Hofmann. Seine graziöse Stellung blieb stets unverändert und auch wenn er berauscht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem Maße äußerer Schicklichkeit."

Poesie liebte er, bemerkt Holtei weiter, wenn er auch oft die Laune hatte, sich ihr abhold zu zeigen. Neben Goethe stand ihm Schiller. „Wehe demjenigen, der sich in Goethes Hause beikommen lassen wollte, den Lebenden auf Kosten des Toten zu erheben. Dasselbe gilt auch vom alten Goethe. Seine Pietät für Schiller war eine so innerlich tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte."

August dichtete selbst zuweilen. Im Chaos, dem Goetheschen Hausjournal, das Ottilie als Manuskript in wenig Exemplaren für verschwiegene Freunde drucken ließ, erschienen von ihm nach und nach 11 Gedichte. Aus einem haben wir schon oben eine Probe mitgeteilt. Holtei teilt (a. a. O. 5, 85) ein zwölftes mit. Er nannte sich im Chaos Adoro. Dichterische Gedanken, wie Blitze,

Digitized by Google

sieht man in ihnen auftauchen. Der Dichter aber ringt mühsam mit der Form und der Gedanke wird oft mehr angedeutet, als bis zur vollen Klarheit ausgesprochen. Das bedeutendste unter diesen Gedichten: Die Palme, ein Traum in 12 Stanzen, erinnert in Ausdruck und Gedankengang so sehr an Goethes Zueignung, daß es dadurch etwas Rührendes hat. Ja, es nimmt eigentlich Bezug darauf. Der Dichter kann den Palmenkranz, den die Göttin hält, nicht erreichen, sie reicht ihm aber, gerührt von seiner Liebe zu ihr, bedeutsam einen Kranz von Vergißmeinnicht.

Zu seiner Charakteristik bemerkt Holtei weiter, während man ihn als unordentlich ausschrie, herrschte Ordnung und Sauberkeit in allem, was ihn umgab, in Papieren, Sammlungen, Kunstschätzen. In seinen Gemächern herrschte eine wahrhaft strahlende Reinlichkeit, „über jedem Schrank der wohlthuende Friede heimatlichen und behaglichen Sinnes". Holtei denkt mit Freude an die genußreichen Stunden, die er bei August zubrachte. „Die finstern Dämonen, denen er (August) unterlag," wichen in Holteis Gesellschaft. Holtei besaß Briefe, die zum Teil „unglaubliche Tollheit und cynische Raserei" enthalten. „Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuts, der Verzweifelung an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten."

Man glaube aber nicht etwa, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein gespanntes gewesen sei, bemerkt Holtei und erzählt dazu folgenden Zug.

In der Nacht vor Holteis Abreise von Weimar kam August gegen drei Uhr, glühend von Wein und Aufregung, zu ihm ins Gasthaus. Ich lasse H. erzählen.

„Sie haben, sprach er zu mir, gewünscht, ich sollte Ihre Aufträge an Ihre Freundin übernehmen, während sie von Weimar abwesend sind und haben es mir dabei zur Bedingung gemacht, gegen jedermann das tiefste Geheimnis zu bewahren. Ich bin auf diese Bedingung stillschweigend eingegangen. Aber doch kann ich Sie nicht reisen lassen, ohne vorher zu fragen: ob unter jedermann auch mein Vater mit einbegriffen ist?

„Natürlich, erwiderte ich, der vor allen! Dann, sagte August mit großer Entschiedenheit, muß ich mein Versprechen zurücknehmen und darf Ihr Vertrauen nicht empfangen. Vor meinem Vater kann und darf ich kein Geheimnis haben. Seitdem ich reden kann, ist kein Tag vergangen, wo ich nicht, wenn wir an einem Orte lebten, jeden Morgen zu meinem Vater getreten bin und ihm alles erzählt habe, was mir am vorigen Tag begegnet, was ich gethan, was ich gedacht! Mein Vater ist mein Beichtiger. Sie wissen, wie ich Sie lieb habe. Ueber meinen Vater geht mir nichts. Er umarmte mich, sagte lebewohl und schied."

Damals war August 38 Jahre alt. Im nächsten Jahre, 1829, war Holtei wieder in Weimar. Es fand damals jene erste Faustaufführung statt. August bot Holtei das Du an und widmete ihm eine oft stürmische Freundschaft. „Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmut herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zu sonstigem Thun und Treiben gespenstig ausnahm."

Was sind das nun für Dämonen, die den schönen tüchtigen Mann, der sich in den glücklichsten Verhältnissen befand, physisch und geistig zu Grunde richteten?

Holtei erzählt, er habe erfahren, daß bei Augusts Leichensektion die Leber fünfmal größer gefunden wurde, als die eines normalen Menschen. Daher leitete Holtei das unwiderstehliche Bedürfnis Augusts ab, oft am frühen Morgen schon massenweise Wein zu trinken, überhaupt sich zu berauschen.

Das ist nun offenbar ein krankhafter Zustand und es wird schwer zu entscheiden sein, ob ein solcher jemandem anzurechnen ist; ob Augusts Verstimmungen aus physischen Ursachen zu erklären sind oder aus äußern Anlässen. Wohl mag beides im Spiele gewesen sein, die physische Ursache der Verstimmung machte ihn vielleicht unfähig, äußere Unannehmlichkeiten zu überwinden. Wenn aber in der Erziehung gefehlt war, so war es gewiß nicht durch Härte geschehen. Der objektiven Natur Goethes war es viel angemessener, der Entwickelung freies Spiel zu lassen, als Zwang aufzuerlegen; durch die zärtliche Liebe

Digitized by Google

zum einzigen Sohn mochte er eher vielleicht zu weit gegangen sein.

Die Schilderung Holteis vom Jahre 1829: der Tod tobte ihm schon in den Adern ꝛc., gibt deutlich ein Krankheitsbild, sowie sein Zustand bis zu seinem 1830 erfolgten Tode überhaupt. Die Leberanschwellung, das krankhafte Bedürfnis, Wein zu trinken, Geneigtheit zum Nesselausschlag, zur Rose (die sich in Italien zeigte), sind ebenso bekannte Krankheitssymptome, wie Niedergeschlagenheit, Reizbarkeit, Hastigkeit u. dgl., die bei solchen Unglücklichen bemerkt werden. — Zu dieser physischen Grundlage erwägen wir nun Augusts moralische Lage.

Mit Verehrung und inniger Liebe hing er an seinem Vater und nahm gewiß Partei für ihn, unbedingt, auch wo er ihm nicht zu folgen im stande war. Er war ein treuer Verwalter seines Hauswesens, hielt die größte Ordnung in seinen Sammlungen. Die Triebkraft zu der außerordentlichen Produktivität seines Vaters, als belebender Mittelpunkt seines Wesens, war aber nicht auf ihn übergegangen. Sein Vater fühlte sich im Alter hinausgehoben über seine Zeit und den Mitlebenden dadurch fast entfremdet, August war es mit ihm, ohne wie er schöpferisch zu sein. Er stand an der Thüre eines Paradieses, in das er hineinsah, ohne es zu betreten, betreten zu können! Wenn er nun auf seine amtliche Thätigkeit, auf seine häusliche Wirksamkeit zurücksah, so mußte ihm alles das, als die Arbeit in einer Tretmühle, abstoßend erscheinen.

Er fühlte sich ein Sklave, mächtig gefesselt durch Liebe und Begeisterung, aber ohne Selbstzweck. Er fühlte sich gegängelt und wurde zeitweilig von stürmischem Verlangen erfaßt, sich zu befreien. Rechtschaffen seine Pflicht zu thun, das konnte ihn nicht befriedigen. Von der Menschheit fühlte er sich isoliert, von seinem gewaltigen Vater gelähmt. Selbst seine Frau lebte, wie er, nur dem Vater; in verzweifelter Abwehr gegen die Macht, die seine Persönlichkeit absorbierte, überwarf er sich „mit Sitte, mit Gesetz“ und suchte Berauschung!

Ein Gedicht von ihm, das im Chaos erschien, als er schon in Italien war, von wo er nicht mehr zurückkehren sollte, spricht seinen Zustand aus.

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein,
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

Und ist auch sichrer Sturz bereitet,
Ich weiche nicht vom schmalsten Pfad,
Um Rechtthun mancher wird beneidet
Und wohl ist dies die schönste That.

Zerrißnes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sichres Los,
Es gleicht von Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Thetis' Schoß.

Drum stürme fort in deinem Schlagen
Bis auch der letzte Schlag verschwand,
Ich geh' entgegen beßren Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Dies Gedicht ließ er wohl zurück, als er den 22. April 1830 mit Eckermann nach Italien abreiste, „um zu genesen“. In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach Deutschland zurückkehrte. Nach mannigfachen körperlichen Leiden starb er in Rom „infolge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes“ den 28. Oktober 1830 [1]). Man hat unlängst vermutet, das Modell zu Euphorion könnte für Goethe August gewesen sein, der als Kind einmal als Amor adjustiert erschien. Da Goethe sowohl Faust als auch Wilhelm Meister ist, so liegt es ja nahe, seinen Sohn mit Euphorion zu vergleichen. Die dichterische Konzeption des Euphorion würde damit in die 90er Jahre fallen. Tiefer mahnt uns August an Euphorion aber wohl noch durch den Zug dämonischer Leidenschaftlichkeit, ewig unbefriedigten Strebens, ewig ungelösten Zerwürfnisses mit der Welt. Goethe vollendete die Helena noch bei Lebzeiten Augusts und ein Gedanke an August bei seinem Euphorion ist ihm vielleicht nie vor die Seele getreten.

Der Tod Lord Byrons gab zuletzt ein kräftiges Motiv. Der Tod Euphorions könnte uns aber wohl wie eine Prophezeihung von Augusts Tod erscheinen.

Wir werden in der That an August erinnert bei dem Trauergesang für Byron im Faust, wenn es heißt:

Ach, zum Erdenglück geboren —
Leider früh dir selbst verloren. - -

Und bei seinem jähen Tode möchten wir rufen:

Ikarus, Ikarus,
Jammer genug! —

[1]) Nachrichten über seinen Tod finden sich im Briefwechsel Goethes mit Zelter 6, 158 ff. Bei Holtei a. a. O. 5, 207 in Creizenachs Goethe und Mariane Willemer u. s. w.

Digitized by Google

Goethe deutet in der VII. römischen Elegie den Wunsch an, in Rom begraben zu sein.

Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich später Cestius Mal vorbei leise zum Orkus hinab!

Beim Grabdenkmale des Cestius in Rom befindet sich der protestantische Friedhof. In demselben ruht nun sein Sohn August. Seinen Grabstein ziert ein meisterhaftes Basrelief Thorwaldsens mit seinem Bilde. Der gelehrte Graf Géza Kuun hatte die Güte, auf meine Bitte eine Photographie davon abnehmen zu lassen, nach der das beifolgende Bildnis Augusts geschnitten ist. Ich wiederhole dem verehrten Spender hiermit meinen wärmsten Dank. Man wird mit Teilnahme die edlen Züge betrachten!

Ich kann diese Erinnerung an Goethes einzigen Sohn wohl nicht passender schließen, als durch Mitteilung eines Briefes, den der Vater nach Italien an ihn schrieb.

Der Brief ist noch ungedruckt und befindet sich in der Hirzelschen Goethebibliothek zu Leipzig. Ich verdanke eine genaue Abschrift der Güte des Herrn Oberbibliothekars Dr. J. Förstermann, dem ich hiermit gleichfalls meinen verbindlichsten Dank hier zu wiederholen mich gedrungen fühle.

Der gehaltvolle Brief löst alles das, was wir über August zu denken und zu empfinden uns veranlaßt sahen, in einen lang nachhallenden, wehmütig milden Mollakkord auf. Die Liebe des Vaters zu dem Sohne und zu den Enkeln, seine Sorge, die den Sohn begleitet und Genesung hofft und hofft, fühlen wir mit Rührung durch. Der Tod trat dazwischen. Der Eindruck des Briefes hat aber auch etwas — alles erwogen — Tragischerschütterndes.

Schuldlos erscheinen Vater und Sohn. Liebevoll sind sie sich beide einander zugethan. In vertrauten Kreisen hegte man wenig Hoffnung auf Genesung und bei der Todesnachricht erklang im befreundeten Frommannschen Hause das düstere Wort: Augusts Tod sei das beste, was geschehen konnte.

Der Brief sieht trocken geschäftlich und einem Sohne im 41. Lebensjahr gegenüber fast zu lehrhaft aus. Wenn man aber die Verhältnisse erwägt, die er im Auge hat, so fühlt man das Zarte, Ermunternde, das die wunden Punkte nicht berührt, aber zu ihrer Heilung beitragen möchte. Erheiternd wirkt gleich zu Anfang die Erwähnung des jüngsten Kindes Augusts „Alma im rothen Kleidchen".

Adresse auf der 4. Seite. Poststempel:
Weimar, 6. Jul. 1830.

A Monsieur
Monsieur le Baron de Goethe
Chambellan de S. A. Royale
Msgr. le Gran Duc de Saxe Weimar-
Eisenac,
par la complaisance de Mr. le Banquier
fr. Mylius. Milan.

Auf der 4. Seite, neben dem Siegel, ist von Goethes Hand geschrieben (mit Tinte)

J. W. v. G.

Der Brief selbst ist nicht von Goethes Hand geschrieben; nur das am Schlusse mit Bleistift zugefügte „Und so fortan G." ist von Goethes Hand.

Weimar, den 5. Jul. 1830.

Da, durch die glückliche Ankunft Deines Kistchens, ein Feyertag im Hause angekündigt ist, so erwiedere alsobald einiges Erfreuliche.

Wenn Mutter und Kinder durch die artigen Aufmerksamkeiten ergötzt sind, Alma im rothen Kleidchen herumlauft, und die noch auswärts sich befindenden Knaben, bey ihrer Rückkehr, mit dem ächt Mayländischen Andenken erfreut werden sollen, so wird der Münzfreund kaum sein Vergnügen ausdrucken können.

Ohne pleonastisch zu seyn, um mit dem Preise anzufangen, so würde ich verlegen seyn, wenn ein Handelsmann das Doppelte dafür verlangte. Es sind die allermerkwürdigsten Exemplare, von der ältesten Zeit her, bis weit herauf, von der schönsten Erhaltung und es ist nun, bey unserer lang stangnirenden (sic) Sammlung, wirklich eine neue Glücksepoche eingetreten.

Mohamet II. von Bertholdo ward, wenn ich nicht irre, schon zu deiner Zeit angeschafft; hier kommt nun gerade die merkwürdige Schaumünze des Abendländischen Kaisers, welcher auf das Consilium (sic) von Florenz kam und (lies: um) die sämmtliche Christenheit gegen jenen furchtbaren Andränger aufzurufen. Dies gelang nicht und Constantinopel ging bald darauf über.

Die übrigen veranlassen hundertfache Betrachtungen (S. 2) schon vorläufig gingen mir deren schon viele durch den Geist; Mit Meyern wird sichs wiederholen, aber und abermal vervielfältigen. Es ist eine Freude Deine Einsicht in diese Dinge zu sehn wie gut du unterscheidest und dich er-

Digitized by Google

innerst[1]). Auch in der Folge laß Anschauen und Beurtheilung, bey mäßigen Preisen, immerfort gleichfalls walten! Es ist nicht übertrieben wenn ich sage: daß, für mich, in Bezug unsres bisherigen Besitzes, dieses eine schon genügende Frucht deiner Reise sey.

Ferner halte ja deine Tagebücher in derselbigen Maße fort. Die letzten Briefe aus Venedig sind gleichfalls angekommen und ich kann dir versichern daß sie allen, welche diese Blätter lesen doppelt und dreyfach ergötzlich sind, indem Du eben so unermüdet schriftlich aufbewahrst, was Du siehst, als Du unermüdlich alles zu sehen, wieder zu sehen und gründlich in Dich aufzunehmen trachtest. Sodann aber auch daß ein inneres Behagen sich bey Dir hervorthut, worauf denn alles ankommt, damit wir den Tag schätzen und genießen lernen[1]).

Die übersendeten Münzen werde besonders verwahren, so wie alles von Dir Gesendete. Es belebt in der Folge die Unterhaltung und giebt Lust das Gedächtnis aufzufrischen, so wie in Kenntnissen vorwärts zu gehen.

Dein hübsches verträgliches Leben mit den Mayländer Wirthsleuten und andern guten Menschen denen Du begegnest (Seite 3) so wie mit den österreichischen Offizieren, wird Dich überzeugen daß jeder, durchs Leben gebildete Mensch, in friedlichen Zuständen, auf eine gewisse mäßige Weise seine Existenz fortsetzen und der Tage genießen will. Die Vetturine selbst geben das beste Beyspiel. Wer sich in die Welt fügt wird finden daß sie sich gern in ihn finden mag. Wer dieses nicht empfindet oder lernt, wird nie zu irgend einer Zufriedenheit gelangen. Nach deiner Art und Weise, wie du bisher verfuhrst ist kein Zweifel, daß du leiblich und geistig in einen erfreulichen Zustand gelangen wirst. Fahre in allem und jeden so fort und es wird ein freudiges Wiedersehen und Zusammenlen (lies: leben) erfolgen.

Schon in meinem letzten Briefe gab ich Dir m(einen[1]) vollen Seegen zur Weiterreise. Habe Deine Zwecke (im[2]) Ganzen vor Augen und lasse Dich im Einzelnen durch die Umstände bestimmen. Ich freue mich schon auf alle Fortschritte im Guten und Heilsamen.

Die Kupfer habe ich auch schon entrollt und untergebracht. Es ist gar anmuthig auch hier zu sehen wie Zeichner und Kupferstecher dem Reisenden erleichtern durch wenige Blätter die Erinnerung anzufrifrischen (sic). Die große Reiterstandarte ist im Saale aufgeheftet, und setzte die ersten Betrachtenden schon in Erstaunen und Bewunderung.

(Mit Bleistift ist darunter geschrieben eigenhändig von Goethe:) Und so fortan. G.

* * *

Ob man den Zustand Augusts in Weimar richtig erkannt hat, vermöchte ich weder zu erweisen, noch zu bestreiten. Sein Vater war nach der Nachricht von seinem Tode, die den 10. November 1830 in Weimar eintraf, tief erschüttert. In der Nacht vom 25. auf 26. November überstand er einen heftigen Blutsturz. Den 23. Februar 1831 übersandte er dann an teilnehmende Freunde eine Mitteilung über August, die im Briefwechsel mit Zelter 6, 158 ff. abgedruckt ist. „Mein Sohn reiste um zu genesen," berichtet er. „Seine ersten Briefe — waren höchst tröstlich und erfreulich." Am Schluß heißt es dann, in Rom scheine er die letzten Tage „nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben." Diese Hast war schon bemerkbar in seinen Briefen aus Neapel. „Nach wenigen Tagen schlug er (in Rom) den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater vor seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht gibt es Gelegenheit, in künftigen Tagen aus seinen Reiseblättern das Gedächtnis dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen!" —

Wenn wir bei Augusts Namen seiner rührenden Liebe zu seinem Vater gedenken, des Anteils an allem seinem Thun, dabei der Verfehltheit seines eignen Lebens bei treuster Pflichterfüllung, des Drängens in ihm nach einem Ausweg, nach Befreiung, so werden wir vom wärmsten Anteil erfüllt. Wir werden teilnehmend die schönen Züge seines Antlitzes betrachten und gern ein Zweiglein vom mächtigen Lorbeer seines Vaters auf sein Grab legen.

[1]) Das Durchschossene ist in der Hs. nicht unterstrichen. Der Herausgeber wollte darauf nur besonders hinweisen.

[2]) Mit dem Siegel, das S. 4 noch erhalten ist, abgerissen.

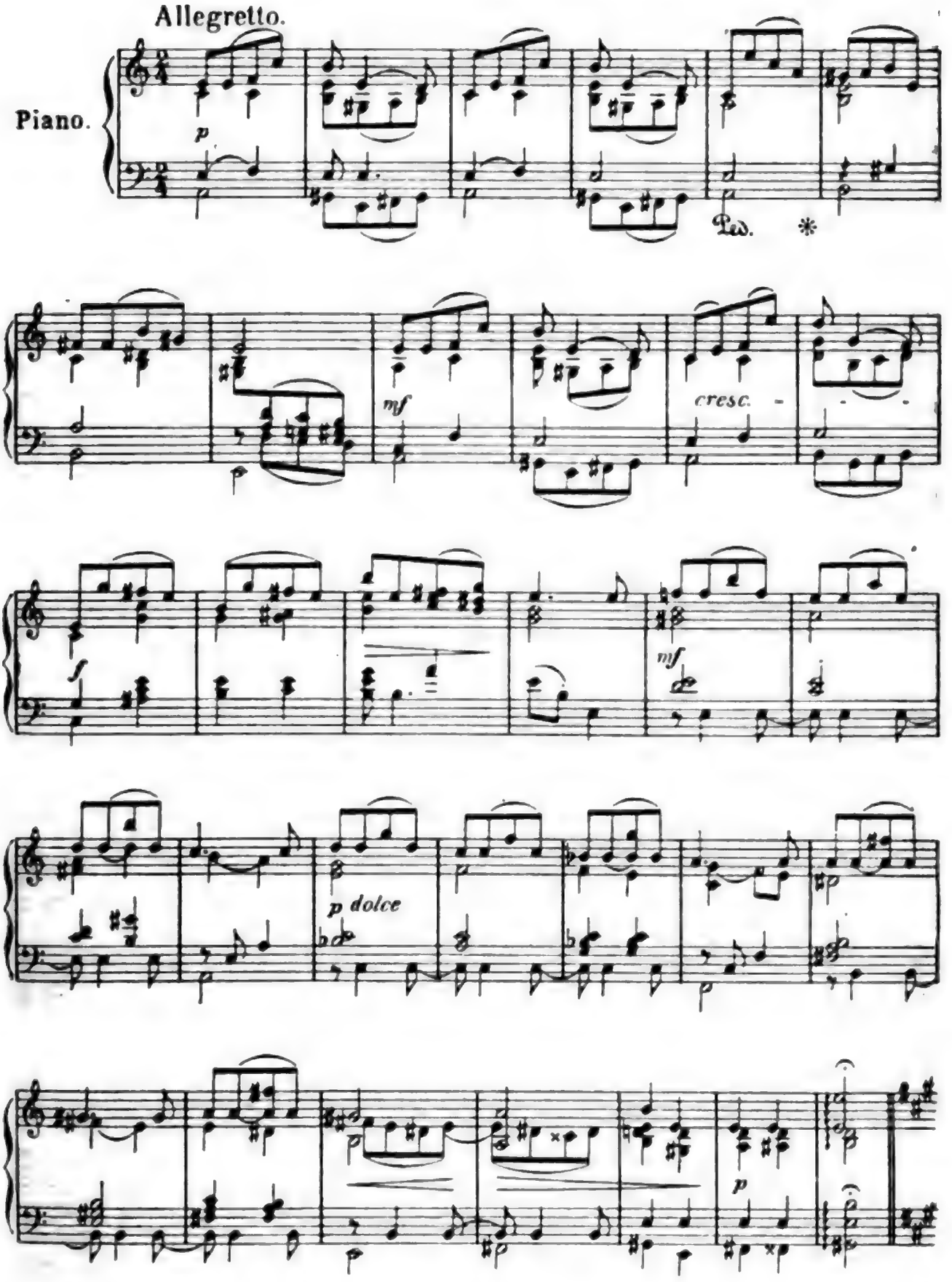
Digitized by Google

Fantasiestück

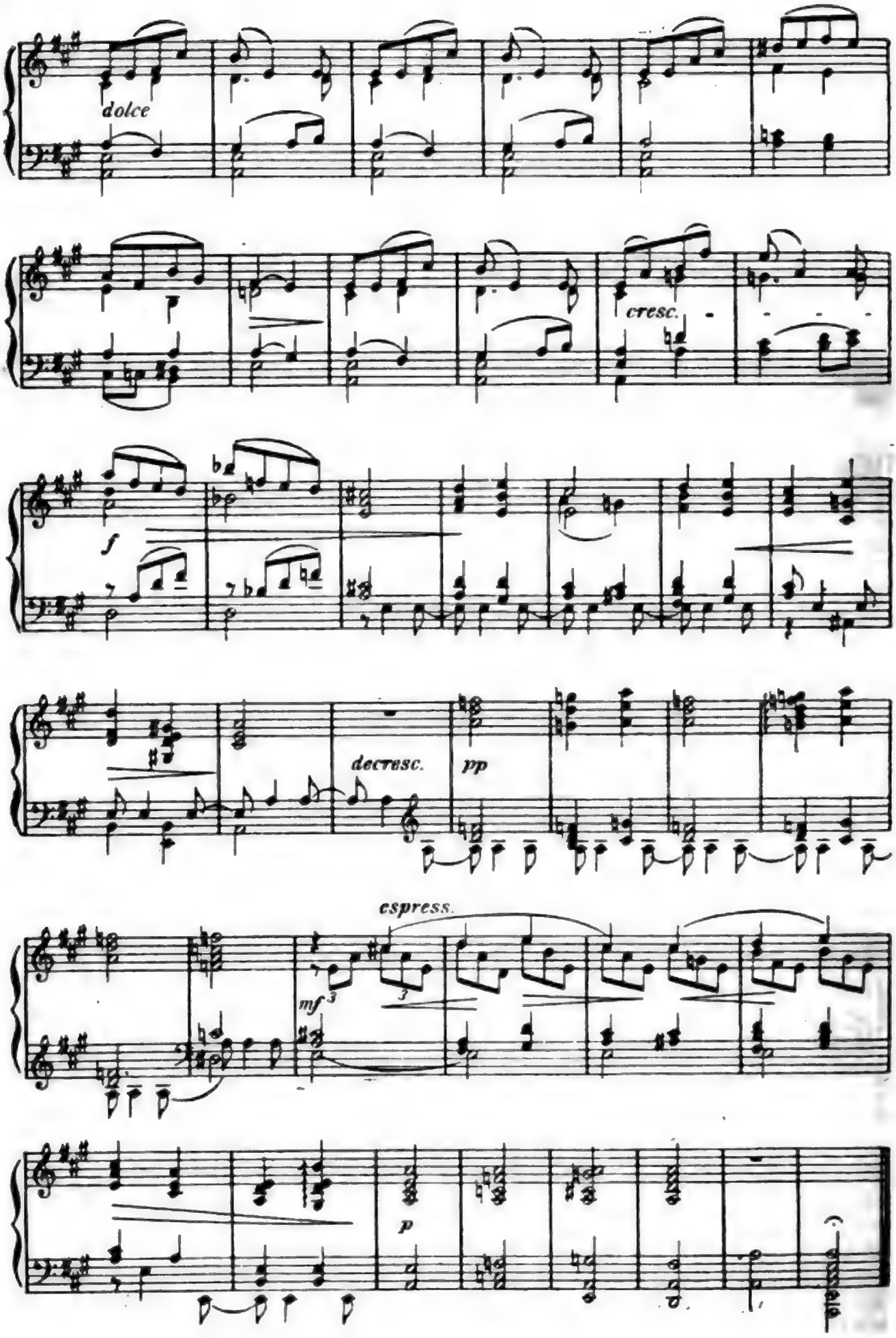
componirt

von

Prinz Alexander Georg von Hessen.



Digitized by Google



Digitized by Google

Die Gäste der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

ind die Blumen schon lange hier?“ examinierte der Doktor.

„Nein.“

„Wie lange?“

Die Antwort, augenscheinlich ungern gegeben, lautete dennoch der Wahrheit gemäß: „Seit einer halben Stunde.“

„Merken Sie sich, Fräulein, daß Blumen in Krankenzimmern und deren Nähe nicht zu gestatten sind.“

Er hatte einen fremdartig und köstlich duftenden Blütenzweig aus dem Gefäß gezogen und betrachtete ihn aufmerksam, während sie ohne ein Wort die schwere Vase ergriff und damit ging. Als sie in der Thüre war, rief er ihr nach: „Wohin wollen Sie mit den Blumen? Sie doch nicht etwa in das Zimmer stellen, in dem Sie schlafen?“

Die Antwort klang undeutlich, und da Fräulein Marie nicht wieder zum Vorschein kam, konnte der Doktor sein Interdikt des Blumenstraußes nicht weiter verschärfen. Er steckte noch einmal den Kopf in die Thüre des Krankenzimmers: „Morgen bringe ich Ihnen etwas zu lesen mit“ und ging, seine Patientin in einem Zustande zurücklassend, der von ihrem vorigen apathischen wenigstens sehr verschieden war. —

Denn dies flüchtig hingeworfene Ansinnen einer Lektüre für sie, sie — mit dem zerrütteten Nervensystem, empfand sie als etwas ganz Unerhörtes, beinahe als eine Beleidigung. Sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo er morgen kommen würde, um ihm dann darzuthun, wie völlig er noch ihre Zustände verkenne, da er ihr von lesen hatte sprechen können. Sie vergaß darüber zum erstenmal seit Jahren, die Zeitdauer ihres allerdings kurzen nächtlichen Schlummers innerlich zu notieren; sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte: es konnten zwei, es konnten aber auch drei Stunden gewesen sein.

Dieser merkwürdige Umstand beschäftigte sie den folgenden Vormittag hindurch auf das lebhafteste und sie wurde nicht müde, zu Marien darüber zu sprechen. Als der Doktor kam, wandte sie, zum erstenmal, den Kopf nach ihm um, was sie auch jetzt mit größerer Bequemlichkeit thun konnte, da sie sich in einer halb sitzenden Stellung befand. Er nahm ihren Bericht über die verflossene Nacht entgegen; sie hatte sich gewöhnen müssen, wieder etwas lauter zu sprechen. Dann zog er ein paar Journale aus der Tasche. „Lesen Sie einmal den Aufsatz hier, über Hufelands Makrobiotik — ich habe ein Zeichen hineingelegt . .“

„Ich, lesen . . das ist Ihr Scherz, Herr Doktor!“

„Nun, wenn es noch nicht geht, so liest das kleine Fräulein Ihnen vor. Sehen Sie hier, Fräulein Marie . . das wird die Tante interessieren. Lesen Sie für den Anfang etwa zehn Minuten lang . . das nächstemal dann etwas länger. Sie übertreiben nicht, ich kann mich auf Sie verlassen.“ Damit winkte er ihr gutmütig zu. Beim Hinausgehen fragte er, sich flüchtig umschauend: „doch nicht wieder Blumen aufgestellt? Das ist recht. Also lesen Sie der Tante vor, das ist doch auch für Sie amüsanter, als im Dunkeln sitzen.“

Damit ging er, leichthin grüßend. Das Mädchen, in der Mitte des Zimmers stehend, sah ihm durchs Fenster nach, wie er drüben den Garten betrat. Hinter dem Gitter leuchteten helle Kleider: der kleinen blassen Marie schien das da drüben eine andere Welt; so völlig von der ihrigen getrennt, als liege ein Meer dazwischen. Dorten amüsierte man sich den ganzen Tag; die jungen Damen bei Ma-

Digitized by Google

dame Santines erholten sich von einem Feste, um sich für das andere vorzubereiten. Sie sangen, spielten, malten, tanzten . . und das war ganz in der Ordnung so. Da — die hellen Gewänder umringten den Doktor . . dort war er zu Hause . . sein Herz und seine Gedanken weilten in diesem heiteren, eleganten, sorglosen Treiben; es war ihm hoch anzurechnen, daß er alle Tage kam und der Tante drinnen so aufmerksam zuhörte.

Und er that mehr als das. Seine ganze Behandlungsweise der Kranken, deren Erfolg niemand besser zu beurteilen wußte, als eben Marie, zeugte dafür, daß er nicht nur, wenn er neben der Patientin saß, an dieselbe dachte. Er trug den Fall mit sich herum, er behandelte ihn nach einem festen, wohlüberlegten Plane, mit ernster Sorgfalt, ganz, ganz anders als der Doktor Salviero. Er traut mir nicht zu, daß ich es merke, dachte Marie bei sich, und ich sehe es doch sehr gut ein.

Dann wanderten ihre Gedanken einen andern Weg — es war merkwürdig, wie lange die Tante drinnen diesmal verharrte, ohne irgend etwas zu begehren; so gut wurde es der Pflegerin selten! — Drüben ist den ganzen Tag Vergnügen . . ich habe nun so viele Monate im dunkeln Zimmer gesessen und das Sprechen fast verlernt. Niemand scheint dabei etwas zu finden. Er auch nicht. Und er ist doch gut. Nanny Merlin drüben beklagt sich, wenn sie einmal ein paar Tage lang nicht in Florenz in Gesellschaft gewesen ist — ich hörte sie so sagen, als sie hier vorüberging — für mich ist es schon amüsant, wenn ich die Gardinen zurückziehen und der Tante zehn Minuten lang aus einer Zeitung vorlesen darf. Da — sie kam nicht weiter in ihrem Grübeln; ihr geübtes Ohr hatte einen leisen Laut von drinnen vernommen und sie eilte an ihren Posten.

Die nächsten Tage brachten eine langsam fortschreitende Besserung im Zustande der Kranken. Ihr körperliches Befinden hob sich sichtlich; sie vergötterte den Doktor, obwohl sie bei Marien viel über ihn klagte. Sehr übel konnte sie es ihm nehmen, wenn er in ihrem Beisein an ihre Nichte ein Wort richtete, welche sich auf das Befinden dieser letzteren und nicht auf das ihrige bezog. Anstatt sie täglich zu fragen, wie ihr die von ihm verordnete Lektüre bekomme, hatte er einmal von Marien wissen wollen, ob das Vorlesen sie nicht anstrenge! „Dich, ein junges Mädchen, und kerngesund!“ meinte sie nachher empfindlich. „Wozu war das? er ist doch auch zu nonchalant.“

Für Mariens Kerngesundsein lagen nun freilich keine weiteren Beweise vor, als daß sie niemals klagte, daß von ihrem Befinden überhaupt nie die Rede war, aber nicht ohne Grund schien der Tante der hieraus zu ziehende Schluß erschöpfend. Blaß und mager hatte das Kind immer ausgesehen; sie war dem Anschein nach ein kümmerliches Pflänzchen, und das war kein Wunder, aber sie konnte, wie das alte Fräulein dem Arzte gegenüber einmal hinwarf, merkwürdig viel aushalten.

Eines Tages, nachdem der Doktor schon eine ganze Weile gemächlich neben dem Sofa der Patientin gesessen hatte, sagte er: „Wie wär's, Fräulein Trott, wenn wir heute einmal den Versuch einer kleinen Promenade machten? Ich werde Sie führen, Fräulein Marie hilft von der andern Seite, wenn es nötig ist“ — Fräulein Marie war irgendwo hinter ihm im Zimmer, das wußte er nun schon — „kommen Sie, wir müssen endlich den Anfang machen, sonst ist Salviero, wenn er zurückkehrt, im stande, Sie wieder ins Bett zu stecken.“

Marie war, zu der Dienstleistung bereit, die von ihr gefordert wurde, auf die andere Seite des Kanapees getreten, wo Buchner sie sehen konnte. Um der alten Dame in die Höhe zu helfen, kam auch der Doktor auf diese Seite und dicht neben Marie zu stehen. „Sie sehen blaß aus heute,“ sagte er dabei leise zu ihr; „ich werde nächstens Sie in die Kur nehmen müssen.“

Sie schüttelte den Kopf. Er sah sie eine Sekunde lang nachdenklich an, während unter seinem Blick wieder einige Farbe in das kränkliche Gesichtchen zurückkehrte. Plötzlich fiel ihm ein, warum sie vorhin so blaß geworden war: es war bei seiner Erwähnung Salvieros gewesen.

Kräftig und sorgfältig wurde nun die alte Dame aufgerichtet und mußte den einen Arm ihrem jungen Doktor reichen, den anderen in den Mariens legen. Auf diese Weise wurde sie langsam durch das Zimmer bis zum Fenster und dann wieder zurück zur Chaiselongue geführt. Hier angekommen, erklärte Buchner sich für befriedigt. Während er seine Patientin mit größter Sorgfalt wieder auf ihren Sitz niederließ, bekam

Digitized by Google

er, da er den Arm um sie legte, zufällig eine kleine, heiße Hand zu fassen. Wie er sie absichtslos ergriffen hatte, ließ er sie alsbald wieder fahren, und er wußte selber nicht, wie es kam, daß das Gefühl dieser Berührung noch mehrmals an diesem Tage seinen Sinnen wiederkehrte.

Beim nächsten Besuche erwähnte der Doktor, er habe im Vorbeigehen an der Seitenwand des Hauses eine offene Loggia bemerkt, ob diese von der Wohnung aus zugänglich sei: „Sie ist nach der Sonne gelegen und schien mir geeignet zum Aufenthaltsort für unsere Patientin während der besten Tagesstunden," fügte er hinzu.

Marie blickte zweifelnd auf die Tante. „Der kleine vorn offene Raum im Mezzanino" (Entresol), sagte sie. Das alte Fräulein hob abwehrend und beschwörend die Hände. „Die Mägde bewahren dort ihre Besen und allerhand Kram auf." erklärte Marie nun. „Es ist ein schmutziger, verwahrloster Ort."

„Nichtsdestoweniger herrlich gelegen," beharrte Buchner. „Würden Sie die Güte haben, mich hinzubegleiten, Fräulein Marie?"

„Gerne," sagte Marie in großer Verlegenheit. Man hatte eine kurze Treppe zu ersteigen, dann ging es, nach der unregelmäßigen Bauart der italienischen Häuser, wieder einige Stufen hinab, zu einer schweren Holzthüre, die Marie kaum zu öffnen vermochte. Der Doktor, zerstreut, bemerkte ihre Anstrengungen zu spät. „O, warten Sie — lassen Sie mich," fuhr er auf, als der Riegel eben nachgab.

Sie traten hinaus. Der Raum hatte die Größe eines mäßigen Alkovens, war nach vorn offen und mit einer mehrere Fuß hohen Brüstung versehen. Es war ein echt italienisches Eckchen, mit unaussprechlichem Gerümpel vollgestopft, wie es sich nur in südlichen Ländern innerhalb der Wohnungen anzusammeln scheint. Verstaubte irdene Olivenölgefäße von gewaltigem Umfang, Köpfe und Gliedmaßen von Gartenfiguren aus Sandstein, ein Sessel mit gedrehten Beinen, von dem verblaßter Gobelin in Fetzen herabhing, Vogelkäfige, Schilfbesen — das waren noch Dinge, die das Auge allenfalls begriff — der übrige Wust war unfaßbar. Mächtige, dichte Spinnwebgehänge dazwischen, und das alles im energischen klaren italienischen Mittagslichte; dahinter aber that sich im weiten Rahmen der offenen Vorderwand, die überaus herrliche Fernsicht auf, welche man von diesem Hügel aus genoß. Da dehnten sich die grünen Hänge und hinten in der Ferne glänzte Florenz herüber mit Tausenden schimmernder Rauchsäulen, die seine Kuppeln und Türme in sonnigen Duft hüllten.

Des Doktors Augen weilten unwillkürlich auf dem Bilde, welches so gut er es kannte, in dieser Fassung etwas Neues und Ueberraschendes für ihn hatte. Dann aber drehte er sich unerwartet rasch zu seiner Begleiterin um und faßte sie ins Auge. „Es ist das erstemal, daß ich Sie beim vollen Tageslichte sehe, Fräulein Marie," sagte er dabei wie zur Erklärung. Sie schwieg dazu und sah hilflos und unbehaglich aus. Was ist wohl an mir zu sehen! Der Gedanke war ihr ziemlich deutlich auf dem Gesichte zu lesen.

Allerdings nicht viel — würden die meisten zugegeben haben. Doktor Buchner schien anderer Ansicht zu sein, denn er wurde so bald nicht fertig, wie Marie in ihrer immer peinlicher werdenden Verlegenheit gewünscht hätte. Sein Auge verweilte ernst und nachdenklich auf der unentwickelten Gestalt, auf dem dunkeln kleinen Kopfe, dessen etwas welliges, feines braunes Haar achtlos zurückgestrichen und in ein paar ärmliche Zöpfchen aufgesteckt war, und besonders auf ihrem Gesicht.

Unverkennbar lag ein kränklicher Zug darin, man wußte kaum, ob mehr in der Farbe oder im Ausdruck. Die erstere war ein bleiches Grau — „das arme Kind hat gar keinen Teint," hatte drüben im Hause jemand von ihr gesagt — die dunkeln, graubraunen Augen — Buchner hatte erst in der letzten Minute die seltene Farbe derselben festgestellt — waren glanzlos und erhöhten mit ihrem Rande von dunkeln Wimpern und den tiefen Schatten darunter noch den eigenen Eindruck, den man von diesem jungen, aber so völlig freudlosen Gesicht empfing. Die einzelnen Züge desselben waren nicht gewöhnlich, die Nase kräftig, der Mund angenehm geformt, aber für den oberflächlichen Blick gebrach es hier an jedem Reize, weil Farbe und Fülle fehlten. Entschieden schön waren die Zähne; sie gaben dem sonst so farblosen Gesicht etwas überraschend Leuchtendes in den sehr seltenen Fällen, da man sie zu sehen bekam.

„Wie lange pflegen Sie Ihre Tante schon,

Fräulein Marie?" fragte der Doktor in seiner abrupten Art, die er sich Marien gegenüber nicht die Mühe gab zu mildern.

„Ich bin seit fünf Jahren bei ihr," sagte das Mädchen.

„Und sie war in dieser Zeit fast immer krank?"

„Ja."

„Schwer leidend sogar?"

„Ja."

„Wie lange wohnt sie hier im Hause?"

„Seit zwei Jahren."

„Und vorher lebten Sie —"

„In ....." sie nannte eine kleine Stadt an der böhmischen Grenze.

„Und ehe Sie zu der Tante kamen, waren Sie bei Ihren Eltern?"

„Bei meiner Mutter;" sie sprach kaum hörbar, und Röte und Blässe einer peinlichen Verlegenheit wechselten auf ihrem Gesichte. Buchner wußte nicht, daß ihr Vater, ein unglücklicher, verbitterter Sonderling, der Kassendefraudation angeklagt, aber nicht überführt, sein Leben durch eigne Hand geendet hatte. Immerhin aber merkte der Doktor, daß er da an den Schleier einer traurigen Vergangenheit gerührt habe, der nicht rücksichtslos gelüftet werden dürfe. „Und wie verbrachten Sie Ihre Kindheit?" fragte er noch. „Waren Geschwister im Hause?"

„Nein. Ich war allein .. die Mutter war fast immer krank."

„Hm, eine heitere Jugend, das muß ich sagen!" brach Buchner los. „Nun, da Sie so gut geschult sind, Marie, werden Sie wohl auch für Ihr künftiges Leben nichts anderes, als das Diakonissenhaus im Sinne haben, nicht wahr?"

Sie sah ihn zum erstenmale, mit einer raschen, ängstlichen Frage im Blick, voll an. „Es ergehen an mich oft Anfragen nach Krankenpflegerinnen," fuhr er sie unverwandt im Auge behaltend fort. „Soll ich Sie bei einer passenden Gelegenheit empfehlen?"

Das arme Kind wußte nicht, wie sie diese Reden nehmen sollte. „Ich muß bei der Tante bleiben; sie kann mich nicht entbehren," sagte sie endlich leise.

„Die Tante wird aber gesünder werden, und keiner fortwährenden Pflege mehr bedürfen?" beharrte er.

„Ich glaube, daß ich dennoch bei ihr bleiben werde. Sie wird mich nicht fortschicken," sagte sie.

Er sah sie mit einer Art von Rührung an. „Und zum freiwilligen Gehen haben Sie demnach keine Lust?"

„Nein. Wohin sollte ich gehen?"

„Nun, das habe ich Ihnen angedeutet. Sie könnten es als Hospitalschwester noch zu etwas bringen. Aber ich sehe, die Idee hat nichts anziehendes für Sie." Er brach ab und begann dann in einem andern Tone. „Ich habe einen Auftrag von Madame Santines .. ich soll Sie in diesen Tagen einmal mit hinüber zu Tisch bringen .. die Baronin wird solange der Tante Gesellschaft leisten. Sagen wir morgen?"

„Nein, nein ..." Marie schüttelte heftig den Kopf. Der Doktor, der es nicht für schwierig hielt, das verschüchterte, willenlose Mädchen umzustimmen, lächelte, aber er fand sich hier unerwarteterweise einem Widerstande gegenüber, den er nicht zu brechen vermochte. Marie blieb bei ihrem „nein, nein", so daß er sich zuletzt ärgerte, besonders, da sie nicht einmal einen Grund für ihre Weigerung angeben wollte. Sie gehe nicht drüben in das Haus, dabei beharrte sie, er mochte sagen, was er wollte. Zuletzt brach er das Gespräch rasch ab. Marie fühlte sich erleichtert, dachte aber doch: jetzt reut es ihn, so viele Worte an mich verloren zu haben.

In der Thüre, die zur Treppe führte, wandte er sich noch einmal um. „Hier soll es anders werden; ich werde dafür sorgen. Und dann sollen Sie mit der Tante hier sitzen und sich wieder an Luft und Licht gewöhnen. Um Sie ist es mir besonders zu thun."

Am selben Nachmittage noch wurde durch einige Dienstboten aus dem großen Hause drüben die Loggia völlig ausgeräumt und gereinigt. Das war zu bewundern, denn das Domestikenpersonal im Santinesschen Hause glich im ganzen einer etwas schwergehenden Maschine, welche häufig versagte, besonders bei kleinen Dienstleistungen, die man von ihr begehrte.

Im Laufe des folgenden Tages wurde der Fußboden mit feinen Matten bedeckt: Arbeiter kamen und brachten über der offenen Vorderwand einen leinenen Vorhang zum Aufspannen und Auf- und Niederziehen, eine sogenannte Markise, an. Dann wurden

Digitized by Google

Blumen herbeigetragen; einige Schlinggewächse, welche die einfach getünchten Wände grün verkleideten. Noch am Abend — es war der Abend des Konzerts, und die Gesellschaft aus dem Santinesschen Hause befand sich ohne Ausnahme unten in der Stadt — kam ein bequemes leichtes Sofa an; es sei aus dem Zimmer des Herrn Doktor Buchner, sagten die Leute, die es brachten — der alte Hausdiener und der Gärtner — und habe dem Herrn Doktor im Wege gestanden.

Am nächsten Morgen schickte Buchner hinüber in das kleine Haus und ließ sagen, er werde in einer Stunde seinen Besuch machen. „Wie Sie einen in Atem halten," klagte das alte Fräulein, als er eintrat. „Was haben Sie denn heute wieder mit mir vor?"

Buchner nickte Marien heiter zu. „Große Dinge . . . Sie sollen heute von hier exmittiert, an die Luft gesetzt werden. Ja, ja, ganz buchstäblich. Das Plätzchen, das ich schon lange für Sie suchte, ist gefunden, und nun müssen Sie gestatten, daß wir Sie hinbringen."

Das war nicht ganz leicht, aber Buchner wies den Vorschlag, jemanden von der Dienerschaft von drüben zu holen, zurück. „Wir machen das unter uns ab," sagte er. Während Marie sich mit Kissen und Decken belud, faßte er selbst die Kranke in seine Arme und trug die leichte Last in die Loggia hinauf. Sie war bequem gebettet worden und schaute sich um wie im Traume.

Der anmutige Raum, in dem sie sich befand, und den sie gar nicht kannte . . . wie war es nur? war ihr Kopf so schwach? sie fühlte ihn schwindeln; die kräftig würzige Luft von draußen, von der sie so lange entwöhnt gewesen war, drang fast zu mächtig auf sie ein. . . Und nun hob sie den Blick . . was sie sah, hatten ihre Augen seit Jahren nicht geschaut, und es war eine der schönsten Landschaften der Erde. Das war zuviel, sie schlug die wachsweißen Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Marien, die betreten herbeieilen wollte, hielt der Doktor zurück. „Lassen Sie sie . . das ist sehr natürlich und wird sich bald geben. Ich bin froh, daß wir soweit sind. Hier sind Sie beide gut aufgehoben: bleiben Sie den ganzen Tag hier, gegen Abend komme ich noch einmal und wir bringen die Tante hinunter. Dann muß die Einrichtung hier aber vervollständigt sein. Einen bequemeren Stuhl für Sie" — er lächelte — „den konnte die Junggesellenwirtschaft nicht entbehren, Tante Santines wäre auch sonst aufmerksam geworden. Aber Sie sorgen sich dafür . . hören Sie! es ist ärztliche Verordnung!"

Damit ging er. Die Tante beruhigte sich allgemach, um so rascher, je weniger Notiz der Doktor von ihren Thränen genommen hatte — und von der Ungewohntheit ihrer Lage, der Luft, dem Licht überwältigt und angenehm ermattet, sank sie in Schlummer. Marie, sich selber überlassen, konnte ihren Träumereien nachhängen. Anstatt in einem dunkeln, von schwerer eingeschlossener Luft erfüllten Zimmer saß sie in einem freien Raume, den würzige Lüfte durchhauchten, der frei, mit meilenweiter Fernsicht und doch wieder traulich abgeschlossen war. Der reizvolle Dämmerschatten, welcher entsteht, wenn man die volle Mittagsglut ausschließt, umgab sie. Wohin ihr Auge fiel, traf es auf Zeugen gütiger Fürsorge; ihr gegenüber, anstatt einer traurig sich verzehrenden Kranken, deren Anblick abschreckend war, deren zerrütteter Geist nichts mehr vermochte, als sich und andern Qualen zu bereiten, schlummerte eine Genesende. Marie konnte nicht anders, als fortwährend an denjenigen denken, der all diese Veränderungen bewirkt hatte. Auf was ihr Blick auch traf, alles führte zu ihm und immer wieder zu ihm.

Sie dachte aber an ihn, wie Wesen einer andern Gattung, zwischen denen und uns keine Vereinigung möglich ist, an einen Menschen denken könnten. Unentwickelt, wie ihr Körper noch war und hinter ihren Jahren zurückgeblieben, in der luft- und lichtlosen Atmosphäre ihrer Jugend verkümmert, so war auch in mancher Beziehung ihr Geist. Sie empfand noch völlig wie ein Kind. Vor Buchner fühlte sie überwältigende Scheu, zugleich aber auch die Ahnung, wenn man so sagen darf, einer andern Empfindung, einer Dankbarkeit, die alles, was sie besaß, hätte freudig opfern können, um ihm auch nur einen Augenblick der Genugthuung zu bereiten.

Sie saß ganz still auf einem niedrigen Stuhle, verwundert, daß die Tante noch schlief, verwundert, daß sie so ruhig sitzen durfte, daß die Luft so würzig wehte, ja, daß es in der Welt etwas so Angenehmes über-

Digitized by Google

haupt gab, wie dieſe Viertelſtunde, die ſie jetzt genoß. —

Im Hauſe drüben war es heute ziemlich ſpät Tag geworden, denn man war lange nach Mitternacht erſt aus Florenz zurückgekommen. Aber um 2 Uhr, zum zweiten Frühſtück hatten ſich doch die Damen wenigſtens vollzählig verſammelt, denn man hatte das Bedürfnis, über den Konzertabend ſich noch auszuplaudern. Madame Santines hatte den jungen Mädchen ſagen laſſen, ſie möchten nur heute einmal ohne Toilette herunter kommen: „Sonſt wäre von euch auch jetzt noch nichts zu ſehen geweſen," ſagte ſie, da Hermione das feine Händchen, halb verdeckt von der Spitzenmanſchette, ihr auf die Schulter legte und ihr nach der Sitte ihres Landes die Wange zum Kuſſe bot. Sie ſelber, die Dame des Hauſes, ſaß völlig angekleidet, aufrecht und ſtraff, wie gewöhnlich, oben am Tiſche. Sie war am ſpäteſten zu Bett gegangen und am früheſten auf geweſen, und ihrem friſch gefärbten Geſicht ſah man keine Ermüdung an.

„Sie ſind wirklich fabelhaft, Tante," ſagte Nanny, die, etwas weiter in ihrem Seſſel zurückgelehnt, als eine ſtrenge Etikette erlaubt hätte, jetzt nachläſſig mit ausgeſtrecktem Arm ihren Teller nach der kalten Hühnerpaſtete hinſchob, von welcher Madame Santines vorlegte. „Was haben Sie nicht alles geleiſtet in den letzten acht Tagen. Und nun erſt geſtern Abend . . der überfüllte Saal — die Hitze . . ich behaupte, auf unſerm Podium war es doch noch viel toller als unten — die ganze Geſchichte dirigieren, und vor und nachher mit halb Florenz die Liebenswürdige ſpielen . . . Sie müſſen von der Vorſehung für dergleichen ganz beſonders geſchaffen ſein . . . ein gewöhnlicher Menſch hielte nicht die Hälfte davon aus. Geben Sie mir ein Glas Wein, Maurice — nein, keinen Chianti, etwas ſchweres, wenn ich bitten darf — ich muß mich etwas reſtaurieren, mir iſt greulich zu Mute."

Fräulein Nanny ſah allerdings etwas übernächtig aus, hatte dunkle Schatten unter den Augen und eine etwas graue Geſichtsfarbe. „Schauderhaft", hatte ſie geſagt, als ſie oben in den Spiegel geſehen. „Ob ich ein wenig Rot auflege? . . ach nein, ein Doktor merkt ſo etwas doch gleich . . Ich glaube es imponiert ihm mehr, wenn ich mich in unverhohlener Jämmerlichkeit präſentiere."

Hübſch war ſie alſo heute morgen nicht, aber doch anmutig und völlig „chic"; gerade in ihrem türkiſchen Schlafrock, in dem man ſich die ſehr nachläſſige Stellung, die ſie eingenommen hatte, allenfalls erlauben konnte, mit dem unfriſierten Köpfchen, deſſen tief am Hinterkopfe befeſtigter, leicht zuſammengedrehter Haarknoten, ſo einfach er ausſah, das Reſultat ernſteſten Studiums und vieler Verſuche war, gerade ſo ſah ſie recht wie eine große Dame, ſicherlich wenigſtens wie eine Dame der eleganten Welt aus.

Hermione freilich noch mehr. Wo Nanny ein morning gown aus feinem türkiſchem Wollgewebe trug, da war das des Fräulein von Quincenet von durchſtepptem Atlas, in Bronzefarbe, mit koſtbaren Handſtickereien von echtem Poil d'or. Der goldene Pfeil, um welchen ihr die Zofe des morgens, ehe Toilette gemacht wurde, das Haar wickelte, kam aus den Bazaren von Stambul und hatte eine Summe gekoſtet, für welche man — wenigſtens bei dem damaligen Finanzzuſtand der Stadt Florenz, die dicht am Bankrott ſtand — recht gut einen Palaſt in der Arnoſtadt hätte erwerben können: und der Erlös aus den Spitzen ihrer Hand- nnd Halskrauſen wäre mehr als genügend geweſen, denſelben für italieniſche Bedürfniſſe vom Erdgeſchoß bis unter das Dach auszuſtatten.

Dies oder doch ähnliches hatte die Baronin Palm dem deutſchen Doktor und der Schriftſtellerin bei irgend einer Gelegenheit anvertraut. Frau Eva geſtand darauf, daß es ein ſteter Genuß für ſie ſei, die kleine Prinzeſſin der haute finance zu beobachten und die raffinierte Schlichtheit, unter der dieſelbe den Luxus, welchen die Millionen nun einmal mit ſich bringen, vor den weniger geübten Blicken verdecke. Buchner pflegte ſeit der Zeit Mademoiſelle de Quincenet etwa wie die Verkörperung eines anmutigen Märchens zu betrachten.

Die Heldin des geſtrigen Abends war übrigens Komteſſe Thera geweſen. Heute morgen erſchien ſie ſpät, in einem feuerroten talarartigen Gewand, welches über und über mit Goldtreſſen benäht war: es war dies ihr Morgenkoſtüm. Nanny wurde beim erſten Anblick desſelben von einem heftigen konvulſiviſchen Huſten befallen, der ihr die Thränen in die Augen trieb — ſie konnte lange das Taſchentuch nicht vom Munde bringen. Sich hin-

Digitized by Google

und herwiegend neigte sie den Kopf auch auf die Seite, wo Hermione saß. „Ich sterbe, Hermione," flüsterte sie, die Bewegung der Lippen geschickt verdeckend. „Ich kann sie nicht fortwährend ansehen; ich bekomme Kopfweh, Magenschmerzen .. Sieht sie nicht aus, wie ein Doge von Venedig im Rat der Zwölfe? .. oh ...

Ein erneuter Hustenanfall. „Schweigen Sie, Nanny, oder ich muß aufstehen," flüsterte von demselben gedeckt, Hermione, die sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen war. „Die andern werden aufmerksam . ."

In der That begann gerade bei der Rumänierin der Ausdruck etwas phlegmatischer, siegesgewisser Sicherheit, mit dem sie eingetreten war, in einen andern überzugehen: ihr Gesicht verdunkelte sich auffallend und sie blickte starr nach Nanny hinüber.

Diese hatte ihre Fassung wiedergewonnen. „Der abscheuliche Husten," sagte sie aufatmend. „Ich habe mich natürlich gestern abend erkältet. Man ist doch eigentlich sehr gutmütig, daß man so etwas immer wieder thut, das Singen für milde Zwecke mein' ich. Diese Strapazen! und daß man zum Lohne wenigstens ein erhebendes Bewußtsein oder so etwas hätte! Ganz im Gegenteil! Die angenehme Gewißheit mich blamiert zu haben, trage ich stets bei solchen Gelegenheiten davon und außerdem den besagten Schnupfen. Sie mögen lächeln von der Höhe Ihrer Triumphe herab, Katinka ... Sie haben ja Enthusiasmus erregt, Stimme, Anzug und alles ..."

Madame Santines lächelte, aber sie drohte mit dem Finger nach der Komtesse hinüber. „Ich war nicht ganz zufrieden mit ihr," sagte sie.

„Weshalb?" fragte Fräulein Merlin, sich sehr verwundert stellend.

„Sie hat die Mendelsohnschen Lieder doch wieder rascher genommen, als ich ihr erlaubt hatte . ."

„Ich wußte gar nicht, wie ich sang, ich fürchtete mich so," entschuldigte sich die Rumänierin. Die Worte standen zu ihrem kühnen südländischen Typus und ihrem gewöhnlich sehr sichern Auftreten in einem Gegensatz, den ihr Nanny nicht hingehen lassen konnte.

„Das merkt man Ihnen aber durchaus nicht an," sagte sie mit harmloser Miene. „Als ich einmal unten im Saale neben der Gräfin Mozzi saß, hörte ich jemand hinter mir behaupten, Sie seien eine Theatersängerin. Der jemand wollte Sie sogar durchaus auf irgend einer Bühne schon gesehen haben. Die Leute sind so albern!"

„Ça semble," sagte die Komtesse geärgert. Frau Santines hatte die letzten Worte nicht mehr gehört; sie war in ihrer eifrigen Art schon bei einem andern Gedankengang. „Also die Principessa Sanminiatelli war im ganzen zufrieden?" wendete sie sich an Mademoiselle de Quincenet.

„Ja; sie schlief erst eine Weile, dann betete sie; manchmal schien sie auch zuzuhören," warf Nanny dazwischen, während sie mit ihren langen Fingern sich Datteln und Rosinen auf den Teller las. Madame Santines runzelte ein wenig die Stirn. „Mir hat sie sehr viel Schmeichelhaftes über das Konzert gesagt," erwiderte ihrerseits Hermione mit ihrer freundlichen Ruhe. „Sie sagte, das Ganze habe einen so distinguierten Charakter getragen, und sie dankte mir noch besonders, daß ich ihr diesen Genuß vermittelt habe."

„Ob das Fünfhundertfrankbillet in der Kasse von ihr herrührt?" meinte die Baronin Palm nachdenklich.

„Nein, das war darin, als sie kam," bemerkte Nanny. Es muß vom Bankier Donato gespendet worden sein. Ich glaube die Principessa hat fünf Franks gegeben."

„Nun, gleichviel was sie gegeben hat; sie hat uns durch ihr bloßes Erscheinen mehr als fünfhundert Franks eingetragen, und so war die Aufforderung an sie auch gemeint," sagte Madame Santines ein wenig ungeduldig. „Ich glaube nicht, daß die Roccas und die Torriglionis gekommen wären, wenn sie abgesagt hätte."

Die Roccas! so sehr Nanny zufrieden sein mußte, ihr Geheimnis vor ihrer Beschützerin so völlig gewahrt zu finden, konnte sie doch nicht umhin, sich über so viel Blindheit zu ärgern.

„Der Fürst della Rocca wünschte gestern Ihnen vorgestellt zu werden," warf sie jetzt in gleichgültigem Tone hin. „Er bat mich darum, aber es fand sich keine Gelegenheit. Er wird hier Besuch machen .. er war so von dem Ganzen hingenommen, behauptete, eine solche Verehrung für Sie zu empfinden, worauf ich ihm sagte, daß mich das gar nicht wundere,

Digitized by Google

da unsere Madame Santines noch niemals aufgehört habe, Eroberungen zu machen."

Madame Santines wehrte mit der Hand, sagte aber: „Er mag nur kommen, er soll gut aufgenommen sein. Ich habe seine Mutter gekannt . . sie war die schönste Frau in Florenz. Also er wird hierher kommen" . . . sie schien sich doch darüber zu freuen . . „Die Roccas galten immer für sehr exklusiv . . aber freilich, ein junger Mann braucht solche Traditionen der Familie nicht zu pflegen, das liegt den Damen ob."

„Sie wissen, daß sie der älteste und beste Adel von Toscana sind," sagte Nanny auf jene frühere Bemerkung der Dame vom Hause. „Sie werden ihn dann aber doch zu unserm Balle einladen," warf sie noch hin, und wandte dabei ernste Aufmerksamkeit dem Schälen einer Apfelsine zu.

„Meinst du, daß er kommen würde? Immerhin."

„Wann aber geben Sie denn den Ball, liebe Madame Santines?" fragte Nanny nach einer Pause mit der Miene unbeteiligter Neugierde. Dabei aber nickte sie Hermionen kaum merklich zu: jetzt, Hermione, helfen Sie! —

„Ja, wann werden wir den Ball haben?" fragte auch Fräulein de Quincenet gefällig. „Wir müssen uns doch ein wenig vorbereiten."

„Ich dachte, ihr hättet mir nach den Strapazen, über die ihr selber so viel Wesen macht, erst ein wenig Ruhe gegönnt," sagte Madame Santines.

„Sie ruhen sich nachher, und dann um so gründlicher, liebe Tante," sagte Nanny. „Die Saison ist ja dann ohnehin aus. Ich meine, jetzt gerade, wo man noch viel von dem Konzert spricht, müßten die Einladungen ausgehen. Sie sollen sehen, die Sache wird glänzend. Warten Sie noch lange, so wird es zu spät. Sie müssen dann lieber gleich ein Gartenfest geben, bunte Lampen, Glühwürmchen, Mondschein — und daraus machen wir uns ja alle nichts . . . mir kommt so etwas immer geradezu kindisch vor."

Madame Santines wandte sich erklärend nach der Seite des Tisches, an welcher Doktor Buchner und Frau Eva saßen. „Wir geben in jedem Winter ein paar größere Gesellschaften," sagte sie. „Diesmal, da wir mehrere junge Mädchen hier haben, soll es nun ein ‚Ball' sein" — sie legte einen lächelnden Nachdruck auf das Wort. „Nun, Platz genug haben wir: ich lasse im Salon neben dem Musikzimmer tanzen . . das Zimmer macht sich sehr gut in der brillanten Beleuchtung . . . die Sache wird Sie amüsieren, liebe Eva."

„Ich fürchte, daß ich nicht mehr dabei sein werde," sagte Frau Eva. „Ich dachte anfangs nächster Woche nach Rom weiter zu gehen . ."

Dagegen protestierten Madame Santines und die Baronin sehr lebhaft; Doktor Buchner legte durch einen Blick einen stumm-beredten Widerspruch ein und noch einer erhob sich aus einem Quartier, von wo er ziemlich unerwartet kam.

Nanny hatte hier rasch einen Vorteil für sich ersehen. „Das ist ja aber sehr interessant für Sie, gnädige Frau," rief sie mit ihrer hellen scharfen Stimme dazwischen. „Sie dürften das eigentlich nicht vorüber gehen lassen — da können Sie Studien machen! Alles, was in Florenz bedeutend ist, kommt hier her. Nicht nur die Fremden — die können Sie ja immer sehen — die besten italienischen Familien, die man so leicht nicht antrifft außer in ihrem eigenen Kreise, kommen zu Madame Santines. Geben Sie noch ein paar Tage zu . . . und, liebe Madame Santines, wir setzen den großen Tag gleich jetzt fest. Wie wär's mit nächstem Freitag, das heißt Freitag über acht Tage, natürlich! Hermione und ich können heute nachmittag schon Einladungen schreiben. Die müssen nämlich eine Woche vor dem Balle ausgegeben werden," wendete sie sich an die Schriftstellerin. Madame Santines machte Einwendungen gegen eine so kurz gesteckte Frist.

„Ich muß doch den Teppich aufnehmen lassen . . . die Bestellungen bei Franconi — das ist der Traiteur in Florenz, der mir alles besorgt," erklärte sie den deutschen Gästen; „er muß mancherlei kommen lassen . . . er muß die ganze Bestellung eigentlich volle acht Tage zuvor haben."

„Wie, gibst du denn zu dem Balle auch ein splendides Abendessen, Tante?" fragte Doktor Buchner.

„Nein, wir haben nur Büffett. Aber alles muß gut sein . . . Santines ist in der Hinsicht wunderlich . . ."

„Ja, ihm sind sogar Dinge noch nicht gut genug, welche Franconi ohne weiteres in den Palast Pitti (das war damals die königliche Residenz) liefern würde," ergänzte die Baronin. „Das muß alles frisch aus Tunis, aus Spa-

Digitized by Google

nien, aus Sizilien und wo nicht alles herkommen. Aber für uns leistet Franconi auch etwas, das ist bekannt," fügte sie hinzu.

Nanny hatte es dahin gebracht, daß der Tag für den Ball festgesetzt worden war, ehe man sich vom Tische erhob. Dann schob sie ihren Arm unter den des Fräulein Quincenet: „Kommen Sie, Hermione, auf meine Stube. Wir wollen eine vorläufige Liste für die Einladungen schreiben. Die legen wir Ihnen noch heute vor, Madame Santines . . . und Sie, liebe Baronin, der Hausgeist, der alles weiß, Sie müssen dann unten drunter noch die Leute schreiben, die wir vergessen haben . . . Madame Santines hat nämlich eine fabelhafte Menge Beziehungen" — sie war, die biegsame Gestalt nachlässig nach vorn geneigt, an Hermiones Arm durch das Zimmer gegangen und blieb jetzt vor Eva und dem Doktor stehen, um, ehe sie das Zimmer verließ, die sehr lange Schleppe des türkischen Morgenrocks zu sich heranzuraffen. „Eine fabelhafte Menge Beziehungen: sie kennt Leute, von denen man keine Ahnung hat . . . alte, landesverwiesene französische Sprachlehrer, die vor fünfzig Jahren ihrer Regierung gefährlich waren und sich einbilden, daß sie es noch sind und daß sie nicht in ihr Vaterland zurück dürfen, obwohl ihnen das kein Mensch verwehren würde — Freunde Teresas natürlich — dann deutsche Gelehrte, welche man bei Ihnen nicht mehr kennt, weil sie nur noch italienisch schreiben und nicht mehr nach Deutschland kommen, denn sie können nur noch in Oel Gekochtes essen . . . ditto Maler" — etwas leiser sprechend — „alles ganz schimmelige Exemplare, aber sie würde um keinen Preis irgend einen von ihnen beleidigen, und alle diese Leute wissen, daß sie zweimal jeden Winter hierher geladen werden. Und sie kommen auch meist so lange, bis nicht die Motten . . ." sie sah sich flüchtig nach Madame Santines um, ob diese sie etwa höre. — „Fracks werden Sie zu sehen kriegen, na! halten Sie sich nur von Zeit zu Zeit in der Nähe des Büffetts auf . . ." zu der Schriftstellerin gewendet — „das hat die meiste Anziehungskraft für diese Leute. Sie werden da Figuren zu Gesicht bekommen, einzig in ihrer Art . . ."

Damit glitten die Mädchen hinaus. Eva sah zu dem Doktor auf, der sich nicht hatte enthalten können, bei der Schilderung zu lächeln, aber nun, als gereue ihn das, ein um so ernsteres Gesicht machte. „So geistreich müßte ich eigentlich sein," sagte sie launig.

„Weshalb?" fragte er nicht allzu höflich.

Sie lachte. „Nun, man hat das Gefühl, daß die Leute es von unsereinem eigentlich erwarten. Glauben Sie mir, früher war es mir förmlich fatal, daß ich in dieser Hinsicht so wenig leiste. Und gerade seit ich schreibe, noch weniger als sonst wohl. Jetzt habe ich mich hineingefunden und ich weiß, was mir fehlt, an andern zu schätzen."

„So sind Sie also auch von dieser Nanny eingenommen wie alle übrigen?"

„Und wie Sie es auch waren," versetzte Frau Eva etwas boshaft. „Ja, ich finde das Mädchen sehr amüsant."

„Das ist nun einmal wieder objektiv," — er zeichnete das letzte Wort durch eine ganz besondere Betonung aus — „da Fräulein Merlin in ihrer souveränen Art kein Hehl daraus macht, daß sie Ihnen gar nicht gewogen ist. Das berührt Sie nicht, natürlich, amüsiert Sie vielmehr! . ."

„Sie werden nicht verlangen, daß ich mich dadurch besonders niedergedrückt fühlen soll," sagte Eva heiter. „Und warum sollte mein Wesen ihr gerade zusagen? es ist von dem ihrigen so sehr verschieden, und den meisten gefällt doch nur, was ihnen ähnlich ist."

„Den meisten! Sie aber sind höher geartet. Ohne alle Leidenschaft vermögen Sie auch das sogar völlig nach seinem Werte zu schätzen, was sich Ihnen entgegenstellt!" Es klang wie halber Spott durch die Worte, zugleich aber auch wie ein schmerzlicher Vorwurf, ein leises Bedauern.

„Ich habe dies wenigstens unwillkürlich immer zu thun versucht," antwortete Eva. „Glauben Sie mir — und mögen Sie mich immerhin für anmaßend halten, weil ich es ausspreche — es ist doch etwas eigenes um das schöpferische Arbeiten. Das Leben gewinnt dadurch einen merkwürdigen Gehalt und Wert, daß wir es nicht nur hinbringen und darin begriffen sind, wie die andern alle, sondern daß es zugleich Material unserer Arbeit ist, insofern wir nun gewissermaßen außer und über ihm stehen."

Er blickte ihr in die heiter leuchtenden Augen, sah den seltnen Ausdruck des Antlitzes; etwas wie ein Gefühl des Verlustes stieg in

ihm auf und er fragte mit hörbarer Bitterkeit: „Warum sagen Sie mir das alles?“

„Ja, wie kamen wir nur darauf?“ sagte sie einfach. „Ich glaube, Sie waren schuld daran.“ Hier trat Frau Santines auf die beiden zu und Eva wendete sich ihr entgegen. Buchner, da sie das Wort an Eva richtete, verließ das Zimmer. Der Garten war um diese Zeit einsam, und das war ihm recht. Er fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, ein Gesicht zu machen, wegen dessen er andern teilnehmenden Seelen gewiß höchst auffällig geworden wäre.

Im abgelegensten Teile des Gartens befand sich ein Gang, von hohen alten Steineichen dunkel beschattet. Hier schritt er auf und ab, hastig und immer hastiger; er hatte die körperliche Bewegung nötig, um nur einigermaßen die aufquellende heftige Empfindung seines Innern zur Ruhe zu bringen.

Ein solcher Zustand war ihm neu, und er sagte sich, daß daran hauptsächlich dies italienische Lotterleben, wie er selber es titulierte, diese Wochen, ohne eine ernste Beschäftigung hingebracht, schuld seien. Ging er seiner Bewegung auf den Grund, so fand er einen leidenschaftlichen Unmut, der — vielleicht durch den Vorfall mit Nanny Merlin in der Akademie zuerst erregt — sich sonderbarerweise jetzt an die Person Evas heftete.

Und doch war ihm diese gerade lieber und immer lieber geworden. Das war es ja eben. Er fühlte ein eignes, man hätte sagen können, ein perverses Verlangen, die liebe Frau die paar Stufen Höhe, auf die ihr Beruf sie erhob über die allergewöhnlichsten Sorgen des täglichen Lebens, herabzuziehen, aber herab zu sich, in seine Arme. Sie sich zu denken in seinem Hause, in seinen Stuben, ja sogar in seiner Küche waltend, für ihn da beschäftigt mit ihren lieben schlanken Händen, denen er die Feder entwunden, das hatte einen verwirrenden Reiz für ihn.

Zugleich aber wußte oder ahnte er doch wenigstens, daß er ein völlig Thörichtes und Unmögliches ersehnte. Eva, das fühlte er ihr wohl an, war keine Frau, die sich von ihm heiraten ließ. Ihr erstes Eheband war gelöst, ob durch den Tod oder auf andere Weise, wußte er nicht ... im Anfang seines Hierseins war einmal in ihrer Abwesenheit davon gesprochen worden, da hatte er nicht hingehört. Nur dessen erinnerte er sich: kein Wort des Vorwurfs war dabei gegen sie gefallen. Jetzt scheute sie sich vor jenen Fesseln, und sie war unabhängig durch ihr Talent.

Dieses Talent — er verwünschte es und doch verhehlte er sich nicht, daß sein Besitz gleich dem eines Talismans, der Trägerin gerade dasjenige verlieh, was ihn allmählich gefesselt hatte: die sichere Ruhe, die anmutige, franke Herzlichkeit und Wärme.

Auch sie schien ihm gut zu sein. Gewiß, sie war es! Sie hatte ein volles Vertrauen zu ihm gefaßt ... konnte ihm das genügen? und — war es wirklich alles? Ein gewisser befangener Ausdruck auf ihrem Gesicht, zuweilen, wenn sie mit ihm sprach, ein plötzliches Stocken der Rede und in den Augen ein eignes, ja! obwohl er es vor sich selber kaum so zu nennen wagte — ein zärtliches Licht — das alles hatte er bemerkt, er täuschte sich nicht. Aber dieses zärtliche Leuchten der lieben Sterne hatte seltsamerweise nichts, was ihn ermutigte, im Gegenteil! Er las daraus eine Neigung, ja, aber eine, die viel mehr geben wollte, als daß sie etwas für sich begehrte. Und bei aller den Männern im allgemeinen anerzogenen Selbstüberschätzung den Frauen gegenüber kam ihm doch eine Ahnung, daß er dieser Frau nicht zur Genüge würde geben können.

Ein leichtes Geräusch von Schritten unterbrach ihn in seinem Hin- und Herdenken. Er war jetzt am äußersten Ende des Gartens, so weit wie er noch keinmal gegangen war, und sah von hier über ein niedriges Mäuerchen einen terrassenartigen Hang hinunter, der schon zur nächsten Besitzung gehörte. Hier stieg durch Gebüsch, Gestein und Gras jetzt hastig ein Mann empor, in dem er alsbald mit einigem Befremden den Doktor Salviero erkannte.

Dieser war mit dem Terrain anscheinend völlig vertraut, und jetzt fiel es auch dem Deutschen ein, daß dies unterhalb des Santinesschen ja der Garten der Golzowschen Villa sei. Wo das Mäuerchen am niedrigsten war, stieg Salviero hinüber, kaum zwanzig Schritt entfernt von der Stelle, auf der Buchner stand — und war, ohne seinen deutschen Kollegen bemerkt zu haben, bald in der Richtung nach dem Santinesschen Hause zu verschwunden.

Buchner sah nach der Uhr: es war Zeit, daß er seinen Besuch in dem kleinen Hause machte. Ob ihm Salviero da heute etwa zu-

Digitized by Google

vorkommen würde? Zum Teufel auch! Die Sache wäre ganz gegen allen Komment gewesen, aber dem unheimlichen und unverschämten Kerl — wie sich Buchner innerlich ausdrückte — war ja alles zuzutrauen. Also von seiner Reise war er zurück und erschien, indem er über eine Hecke gestiegen kam, ohne weiteres wieder auf dem Schauplatz!

Buchner schritt nun seinerseits rasch dem Hause zu. Der regelmäßige Besuch des Doktors in dem Häuschen vor dem Gartenthore war für die Kranke das Ereignis jeden Tages, aber auch der Arzt selber hätte ihn nicht missen mögen. Man hätte sagen können, er freue sich darauf, wenn die leise, angenehme Empfindung, mit der er jener halben Stunde entgegensah, um etwas lebhafter gewesen wäre. Die Luftkur — sie war ein kleines Wagnis gewesen — schlug der Patientin trefflich zu. Was er — in reiner Absicht und Ueberzeugung allerdings, aber doch ein wenig demonstrativ gegen die lässige und leichtsinnige Behandlungsweise des Italieners — unternommen hatte, das war ihm alles eigentlich noch über Verdienst geglückt.

Als er heute in dem kleinen Hause über den Flur schritt, um sich gleich die Treppe hinauf nach der Loggia zu begeben, wo er die beiden Frauen zu finden dachte, stand die Thür des Wohnzimmers offen. Er mußte vorüber und warf einen Blick hinein, da gewahrte er Marien, die an dem Tischchen unter dem Bilde hantierte, den Staub von den Geräten wischte oder dergleichen. Nun trat er auch ein, um bei dieser Gelegenheit einmal wieder das Bild zu betrachten, welches eine eigne Anziehungskraft für ihn hatte. „Wer ist denn eigentlich die Dame mit der kurzen Taille, Fräulein Marie?“ fragte er dabei.

„Es ist meine Mutter,“ erwiderte Marie leise, die Auskunft augenscheinlich ungern gebend, da etwas wie Spott — wenn auch nur über das Kostüm, im Ton der Frage mitgeklungen hatte. —

„Ihre Mutter!“ Seine Augen wanderten von ihr zu dem Bilde und dann wieder zu ihr zurück. „Natürlich! daß ich das nicht gleich gesehen habe.“ Da er, wie in Gedanken verloren, das Bild und sie wieder abwechselnd und lange betrachtete, sagte sie endlich verlegen und um der Sache ein Ende zu machen: „Finden Sie eine Aehnlichkeit?“

„Nun, das versteht sich. Eine interessante Aehnlichkeit. Ihre Frau Mutter war sehr jung, als sie sich verheiratete? Denn sie scheint als Frau gemalt.“

„Ja. Sie war siebzehn Jahre alt.“

Buchner murmelte etwas, das wie „armes Tingelchen“ klang. „Und wie alt sind Sie jetzt, Marie?“

„Siebzehn. So alt wie die Mutter, als sie gemalt wurde,“ sagte das Mädchen und sah mit einem Blick der Liebe zu dem Bilde auf.

„Ist denn Ihre Mutter jemals älter geworden? Ich meine, sah sie jemals matronenhafter und größer aus?“

Marie dachte nach. „Die Mutter war immer sehr zierlich,“ sagte sie. „Es kam vor, daß wer nur ihre Gestalt sah, sie für mich hielt.“

„Und Ihr Vater?“

Wieder die heimliche Verlegenheit, wie jedesmal bei Nennung dieses Namens. „Der Vater war hager, aber sehr groß,“ entgegnete sie, während die Farbe auf ihrem Antlitz kam und ging. Buchner schien dies nicht zu bemerken. „Nun, dann ist Hoffnung vorhanden, daß sie ihm noch etwas nachwachsen,“ sagte er heiter. „Kommen Sie.“

Er war ihr vorangegangen, drehte sich aber rasch um bei den von ihr unerwartet kommenden Worten: „Ich werde nicht mehr wachsen . . . ich bin kein Kind mehr.“

Ueberrascht sah er sie an; auf ihrem Gesichtchen war durchaus nicht etwa Empfindlichkeit, über die man gelächelt haben würde, zu lesen, sondern der Ausdruck einer beinahe traurigen Ueberzeugung. Unwillkürlich ließ er ihr jetzt den Vortritt, da sie miteinander die Treppe zur Loggia hinaufgingen.

Das alte Fräulein blickte nicht mehr von dem Sofa, sondern von einem Schaukelstuhle aus ihrem Arzte triumphierend entgegen. Er belobte sie über diesen weitern Fortschritt, der seit gestern gemacht worden war: „Jetzt können wir ihn ruhig kommen lassen,“ sagte er lächelnd; „und er ist auch wirklich da . . .“

„Wer, doch nicht der Doktor Salviero!“ rief die Patientin aufgeregt. „Ich will ihn nicht hier . . . wir wollen ihn nicht, Marie . . wie, Doktor Buchner — wollen Sie etwa abreisen, und mich dem — dem —“ sie suchte nach Worten, fand aber keins — „dem wieder überliefern? Ich will ihn nicht . . . ich brauche gar keinen Arzt mehr!“

„Desto besser," sagte Buchner trocken. „Mich werden Sie über kurz oder lang los . . . und was den Herrn Italiano betrifft . . . sagen Sie mir doch, warum sind Sie mit einem Male so außerordentlich schlecht auf ihn zu sprechen?"

„Das sollten Sie mich nicht fragen, lieber Doktor," sagte das Fräulein mit einem vorwurfsvollen Blicke. „Sagen Sie mir lieber: wird es wirklich nötig sein, daß ich ihn noch einmal sehe?"

„Ich glaube ja, da Herr Salviero drüben im Hause aus- und eingeht und wir den Gast der Frau Santines in ihm berücksichtigen müssen. Mir würde es entschieden Ungelegenheiten bereiten, wenn sie sich durchaus weigern sollten, seinen Besuch anzunehmen."

„Nun denn — in Gottes Namen! Du, Marie, siehst auch nicht aus, als ob du dich darauf freutest."

Von Marien erfolgte keine Antwort. Doktor Buchner drehte sich zu ihr herum und nun zeigte sich eine tiefe Betroffenheit auf seinen Zügen. Einen Augenblick; dann trat er rasch an sie heran und beugte sich über sie. „Liebes Kind, sehen Sie nicht so unglücklich aus. Was ist es?"

Marie starrte vor sich hin mit einem weltverlornen Ausdruck im Gesicht, einem Ausdruck von Mut- und Hoffnungslosigkeit, der etwas Erschütterndes hatte. Aber sie sprach nicht, und Doktor Buchner, sei es, daß er sie durch weitere Fragen nicht quälen wollte, sei es, daß ihm von irgendwo her über einen Teil ihres Kummers eine innerliche Offenbarung geworden war, überließ sie sich selber und wendete sich der Tante zu, die ihre gewöhnliche Promenade, hin und her in dem kleinen Raume, und jetzt nur von seinem Arm gestützt, machen mußte. Aber auch er war heute ernster als gewöhnlich und verabschiedete sich mit nachdenklicher Miene.

Als er dem großen Hause wieder zuschritt, bemerkte er die Baronin Palm und Eva, die zusammen auf der Terrasse promenierten. Er ging auf die Damen zu, und es schien ihm, als müßten sie ihn schon gesehen haben, da machten sie eine Wendung, die sie von ihm entfernte. Die Baronin hatte ihren Arm in den Evas gelegt — hatte sie dirigiert, oder war es ein gemeinsamer Impuls — es wollte ihm vorkommen, als gingen ihm die beiden aus dem Wege. Der kleine Vorfall verbesserte seine Laune nicht. Mißmutig kam er auf seinem Zimmer an. Hier nahm er die Briefe des Direktors der Klinik hervor, bei welcher er demnächst als zweiter Arzt eintreten sollte. Es ist Zeit, daß ich hier fortkomme! sagte er sich dabei.

Eva war indessen ärgerlich auf ihre gute Freundin, die Baronin, welche, in dem Wunsche, ein begonnenes Gespräch vor Unterbrechung zu bewahren, allzu eifrig gewesen war. „Ich fürchte, das war nicht eben höflich von uns," sagte sie, während beide in der Richtung vom Hause fort nach der Steineichenallee zuschritten.

„Ach, er hat es gar nicht gemerkt," meinte die Baronin. „Er hatte uns noch nicht gesehen."

Eva schwieg, obwohl sie vom Gegenteil überzeugt war. „Uebrigens wollte ich gerade von dem jungen Herrn da sprechen. Sagen Sie doch, liebe Eva," dabei blieb sie stehen und schaute mit ihrem gutmütig schlauen Blick der jungen Frau unter die Augen — „ist er Ihnen — oder nein, was red' ich denn da! sind Sie ihm etwa schon gefährlich geworden?"

Evas Gesicht rötete sich langsam, und in ihrer Stimme, obwohl sie mit der Antwort zögerte, bebte doch noch die unwillige Erregung, als sie endlich erwiderte: „Ich habe bemerkt, liebe Baronin, daß man hier sehr leicht — nun, ich will das Wort nur geradezu sagen — Liebesverhältnisse wittert. Sie meinen es gut mit mir; ich könnte Ihnen, glaube ich, auch nicht ganz böse werden, aber ich möchte Sie doch bitten, mich bei dergleichen ein und für allemal aus dem Spiele zu lassen, wenn Sie nicht wollen, daß ich die Sache ernstlich übelnehmen soll."

Die Baronin sah etwas verblüfft aus; sie wußte offenbar nicht recht, was sie aus der Antwort machen sollte. „Nun, nun," sagte sie endlich, in einem Tone, der begütigend sein sollte, der aber doch das Ohr nicht angenehm berührte, weil ihm seine gewöhnliche, gutmütig dreiste Unbefangenheit fehlte, „es wäre immerhin weder etwas noch nie Dagewesenes, noch ein Unglück, wenn der junge Doktor sich ein bißchen in Sie verliebt hätte. Ihnen wäre daraus auch durchaus kein Vorwurf zu machen, denn es wird Sie wahrhaftig niemand kokett nennen, wenn auch" — und hier drohte die Baronin, ihrer selbst auferlegten Mission getreu, ein wenig mit dem Finger — „wenn auch Sie, liebe Eva, in Ihrer scharmanten Un-

Digitized by Google

befangenheit und mütterlichen Güte gerade durchaus nicht so ungeeignet sind, jemanden den Kopf zu verdrehen, wie Sie vielleicht denken. Die Santines meinte noch neulich, daß Sie — aber ich will Ihnen lieber keine Komplimente machen."

Eva fand sich peinlich berührt durch die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte und zwar jedenfalls mit voller Absicht der Baronin hatte nehmen sollen. Sie fühlte durch, daß die alte Hausfreundin der Villa von Paese auf Veranlassung von oder doch wenigstens nach Verabredung mit Frau Santines sprach. Man hatte hier seine Pläne mit dem jungen Doktor, das wußte sie ja. Und nun fürchtete man von ihr, sie könne dieselben durchkreuzen - man fing am Ende gar an, sie auch als Heiratsaspirantin zu betrachten! Sie mußte sich zusammennehmen, um ihren Unmut nicht auf eine Weise zu zeigen, welche ihr vielleicht nachher leid geworden wäre. Aber von der Gemütlichkeit, die immer noch in dem Tone der alten Wienerin gelegen hatte, war kein Nachklang in dem ihrigen, als sie antwortete:

„Ich muß wiederholen, was ich gleich anfangs sagte, liebe Freundin. Mich so wenig kennen, daß man mir die Absicht oder auch nur die Fähigkeit zuschreibt, Ihre Kreise hier zu verwirren und mit eignen Prätensionen zwischen den jungen Leuten aufzutreten, welche zu beobachten mir Vergnügen macht — mich immer noch so wenig kennen, da ich mich gegeben habe, wie ich bin und Verständnis von Ihnen erwarten durfte . . . das heißt schon beinahe mich beleidigen."

Sie war stehen geblieben und schaute von der Baronin halb abgewendet über die Brüstung der Gartenmauer in das Thal hinab. „Aber Beste, Sie wollen mich nicht verstehen," rief die Palm, nun doch etwas in die Enge getrieben. „Uns wollte es vorkommen, als sei der Doktor Buchner in letzter Zeit nicht mehr ganz derselbe: er ist zerstreut, wortkarg und von einem besonderen Interesse ganz hingenommen. Daß er Sie verehrt, wissen wir ja; na, Sie müßten nur manchmal sehen können, wie er Sie betrachtet, wenn er weiß, daß Sie es nicht bemerken. Die Santines und ich haben schon ein paarmal darüber gesprochen, und daß Sie, in ihrer reizenden Unbefangenheit — der Harmlosigkeit des Genies, wissen Sie — natürlich die letzte sein würden, die von so einer Passion etwas entdeckte. Und da dachten wir, es wäre doch wohl besser, wir öffneten Ihnen die Augen über das Unheil, welches Sie da ganz ahnungslos angerichtet haben."

„Und weshalb hielten Sie dies für besser?"

Auf diese Frage war die Baronin am allerwenigsten gefaßt gewesen. „Ja aber — meine Liebe," sie sah Frau Eva unsicher und mißlich an und plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen, der, nach dem Ausdruck ihres gutmütigen Gesichts zu urteilen, durchaus nichts Angenehmes hatte. Sie geriet nun auf den nicht ungewöhnlichen Ausweg, die andre Partei ins Unrecht zu setzen und sagte mit der Miene einer Gekränkten:

„Nun, wenn Sie uns nicht helfen wollen, ist es ein anderes. Ich dachte, ich brauchte Ihnen nur anzudeuten, daß —"

„Daß Frau Santines ihren Neffen anderweitig zu verheiraten wünscht," fiel hier Eva ein, die nun ihre Heiterkeit wiedergefunden hatte. „Ja aber liebe Baronin, wie haben Sie sich die Sache eigentlich gedacht? Entweder es besteht wirklich zwischen Ihrem Doktor und mir der Anfang eines Verhältnisses, welches in seinem Verlaufe zu einer Vereinigung der Lose führen könnte — und dann wird mich, das werden Sie mir zugeben — keine Pflicht der Gastfreundschaft abhalten können, glücklich werden zu wollen — oder das Interesse, welches Sie zwischen ihm und mir obwalten gesehen haben wollen, ist andrer Art — in diesem Fall wird es unsre liebe Wirtin in dem, was sie mit ihrem Neffen vorhat, schwerlich hindern."

„Doch, das fürchteten wir eben," rief die Baronin, wieder eifrig, da sie hier festen Boden unter den Füßen fühlte. „Von Ihnen, liebe Eva, rede ich ja gar nicht. Was ist Ihnen der junge Mann? Ein prächtiger Mensch ist er, ja, ein Typus, den Sie vielleicht einmal brauchen können; er hat etwas Frisches, Sie reden gern mit ihm, aber, lieber Himmel, Sie haben schon so viele weit interessantere Menschen kennen gelernt und werden deren noch Hunderte kennen lernen. — Er dagegen . . . er denkt über den Verkehr mit Ihnen vielleicht ganz anders . . . jedenfalls absorbiert ihn derselbe völlig. Im Anfang wollte es uns vorkommen, als sei eine andre junge Dame hier ihm nicht ganz gleichgültig . . . ich will Ihnen nicht verhehlen, daß Karoline sich herzlich darüber freute . . . jetzt scheint dies Interesse völlig erloschen. Hoffent-

Digitized by Google

lich scheint es nur so. Nanny ist nun freilich auch zu kapriziös." Sie brach ab. Da Eva beharrlich schwieg, fuhr sie gleichsam tastend fort: „Meinen Sie auch, daß wir alle Hoffnung aufgeben müßten?"

„Ich kann es nur wünschen," sagte Eva kalt. „Wie," meinte die Baronin betreten, „hätten Sie irgend etwas gehört? Nanny ist so unvorsichtig in ihrem Benehmen; nicht gerade was ich frei nennen möchte, aber — nun, wie soll ich sagen — übermütig herausfordernd ... Sie will, daß man über sie spricht, das thörichte Mädchen. Aber man kann doch nichts ernstlich Nachteiliges über sie sagen. Wie, oder wäre Ihnen etwas zu Ohren gekommen? Das sollte mir furchtbar leid thun, Karolinens wegen ..."

„Ich habe mit niemanden von Fräulein Merlin gesprochen und nichts über sie gehört," nahm Eva etwas ungeduldig das Wort. „Das Schlimmste aber, was man in Hinsicht auf jene Angelegenheit über sie sagen könnte, wird Ihr eigener Mund mir jetzt bestätigen müssen. Oder wollen Sie behaupten, Sie glaubten daran, daß Fräulein Nanny eine schlichte deutsche Doktorsfrau in bescheidenen Verhältnissen abgeben könne? Vermögen Sie sie sich auch nur einen Augenblick als solche zu denken? Dies Mädchen mit den Allüren und den Bedürfnissen der großen Gesellschaft ... blasirt, freilich auch geistreich und amüsant, wenn sie will ... talentvoll, aber, wie es mir scheint, ganz ungewohnt einer jeden Arbeit ... Sie wäre ja ein Unglück für jeden Mann, der sie in unsere engen deutschen Verhältnisse hinein heiratete."

„Sie kennen sie doch wohl nicht ganz," sagte die Baronin mit einem überredenden Ton in der Stimme. „Ihr Charakter ist so versatil ... sie kann sich noch von ganz andern Seiten zeigen, als denen, die Sie gesehen haben."

„Schwerlich von der, welche ich im Interesse des Herrn Doktors zu sehen wünschte."

„Sie kann keine so großen Ansprüche machen, wie Sie vielleicht denken," sagte die Baronin nach einer Pause. „Sie hat kein Vermögen, und was ihr ihre Tante, die alte Merlin, geben oder einmal später hinterlassen wird, kann man durchaus nicht wissen. Die Merlin ist unberechenbar und hat vielleicht heute am Tage die Summe, die eine anständige Mitgift für Nanny gegeben haben würde, an einen Kindergarten oder eine Volksküche geschenkt, oder sie bildet einen jungen Seminaristen damit aus."

„Und mit diesen Aussichten wollen Sie das Mädchen durchaus an Buchner verheiraten, der doch, soviel ich weiß, auch nicht reich ist," sagte Eva entrüstet.

„Wenn er reich wäre, würde er andere Ansprüche machen," bemerkte die Baronin ... „Was sollen wir mit Nanny anfangen?"

Eva schwieg, weil das, was sie empfand, sie der Worte beraubte. „Geben Sie sie der kleinen Millionärin als Gesellschafterin mit, dazu paßt sie," warf sie endlich hin, um dem Gespräche eine Ende zu machen, und wendete sich dem Hause zu. Die Baronin war gleich wieder neben ihr. Sie nahm die Aeußerung völlig ernst. „Wenn Hermione nicht von Paris fortgesollt hätte — dort, im Hause der Quincenets, wäre Nanny recht am Platze," sagte sie nachdenklich.

„Und dies Haus des Pariser Millionärs hat gewiß viel Aehnlichkeit mit dem Hause, welches Herr Doktor Buchner, der Hilfsarzt an einer deutschen Klinik, machen wird," konnte Eva sich nicht enthalten zu bemerken.

Die Baronin drohte mit dem Finger ... „Wir wissen, daß Nanny biegsam und unberechenbar ist," sagte sie ... „und das sind die Männer schließlich auch ... wer weiß, was wir noch erleben werden." —

Was man zunächst erlebte, war all die Unruhe und das Unbehagen, welche einem großen festlichen Ereignis vorherzugehen pflegen. Die Stunden der Mahlzeiten wurden nicht mehr inne gehalten, weil man, wenn das Frühstück serviert werden sollte, nicht ins Eßzimmer konnte, wo der Dekorateur mit zwei Gehilfen auf Leitern an den hohen Fenstern standen und Draperieen anbrachten, oder vielleicht, weil der Koch, der dasselbe herzurichten hatte, noch gar nicht von Florenz zurück war, wo er Einkäufe machte und mit seinesgleichen schwatzte, oder, wie er sich ausdrückte, mit Kollegen Rücksprache hielt. Ebenso verspätete sich das Diner jetzt häufig, nicht eben zur Verbesserung der Laune des Hausherrn; doch wollte gerade er dasselbe nicht ohne seine Gattin beginnen, wie sie doch hinterlassen hatte, da sie hinunter in die Stadt zu Madame Reine, der Pariser Kleiderkünstlerin in der Via Rondanelli, zum Anprobieren gefahren war. Madame Reine war vielbeschäftigt, und um keinen Preis hätte

Digitized by Google

man den Termin übergangen, den sie einmal glücklich für das wichtige Geschäft des Anprobierens festgesetzt hatte: man wäre sonst, wenn man einmal überschlagen worden war, etwa zwanzig in der Reihe, das heißt um einige Monate, zurückgesetzt worden.

Der große Salon, in dem sich's am Abend so behaglich auf einer der vielen Kauseusen, kleinen Divans oder Sessel lehnte, der so reich und für das Auge wohlthuend verhängt war mit schweren Portieren, mit Hunderten von stilvoll gerahmten Bildern, meist kostbaren Photographieen seltener Meisterwerke, der mit Majoliken, ziselierten Schüsseln, Schildern, Waffen, mit venezianischen Glasraritäten, mit orientalisch goldschimmernden Kissen und Taburetts und mit unzählbaren, einen verfeinerten Luxus gleichsam ausatmenden Dingen angefüllt, ja überfüllt war oder vielmehr gewesen war, dieser Salon war schon tagelang vorher all dieses Schmuckes entkleidet und nicht wieder zu kennen. Ein kahler, großer, unangenehm heller Raum, auf dessen kaltem glattem Zementfußboden die kleinen seidenen Wandsofas, die allein von allen Möbeln darin geblieben waren, sich bei der leisesten Bewegung ins Rollen setzten. Herr Santines, der einmal hineingeriet, floh das Gemach mit einem wahren Schauder, drehte sich aber dennoch in der Thüre herum, ging wieder hindurch, ohne sich umzusehen und rief den Gärtner an die vordere Thüre, um ihm eine Anweisung zu geben. Infolge derselben wurden noch am selben Nachmittage — es war der vorletzte vor dem großen Tage — hohe Gewächse in Kübeln aus dem Garten gebracht und, von den größten zu den kleineren pyramidenartig niedersteigend, in den vier Ecken geordnet. Als dies geschehen war, blickte der Hausherr noch einmal hinein. „Eine bedeutende Verbesserung," bemerkte Buchner, der neben ihm stand. Herr Santines wiegte den großen grauen Kopf mit mäßigem Beifall. „Etwas Charakter mußte das Ding doch haben," sagte er. „Durch diese Abrundung der Ecken vermehren wir den Effekt des Rahmenartigen, und das ist der, den an einem solchen Tanzabend das Zimmer eigentlich nur machen soll. Denken Sie sich jetzt das Bild hinein — ein sehr unruhiges, vielfarbiges — es wird sich nicht übel ausnehmen, meine ich."

„Was so ein Künstlerauge doch alles verlangt," sagte Buchner lächelnd. „Aber Sie haben recht: vorher sah das Zimmer nur ausgeräumt aus; jetzt macht es einen völlig andern Eindruck."

Junge Damen pflegt man sich, vielleicht weniger auf Grund von Erfahrungen als einer gewissen Tradition gemäß, an den Tagen, die einem Balle vorhergehen, im Bereiche ihrer Zimmer, eingehüllt in Wolken von Mull und Gaze zu denken. Bei Hermione und Nanny traf dies nicht zu. Nanny hatte anscheinend noch keine Vorbereitung gemacht, als daß sie mit der leihweise in Anspruch genommenen Hilfe von Hermionens Mädchen vor dem hohen Spiegel in ihrem Zimmer die Länge ihrer Unterröcke probiert hatte, von denen die Mode größter Schlankheit an Zahl nur ein Minimum zuließ. Bei Hermione war selbst diese kleine Mühe überflüssig — die Zofe besorgte das alles, und es mußte passen. Am Vormittag des Ballabends erst kamen die Kartons von Madame Reine an; der Kutscher war mit dem kleinen Wirtschaftswagen schon ganz frühe in die Stadt geschickt worden.

Jetzt kam er selbst hinauf ins Haus, um an den verschiedenen Thüren seine kostbaren Kolli abzugeben. Bei Nanny klopfte er zuerst. Sie öffnete selbst ... „Nun, Giuseppe, das ist Ihr Glück ... wären Sie nicht zur rechten Zeit gekommen — zum Stallburschen hätte ich die Tante Sie degradieren lassen."

„Ah, die Signorina scherzt gern." Der Italiener hatte mit großem zur Schautragen von Anstrengung und Eifer den Pappkasten ins Zimmer geschleppt und stand nun da, die Mütze in der Hand, mit ausdrucksvoller Miene. „Era una conquista — das war eine Eroberung" — sagte er, auf den Karton deutend. „Man war noch gar nicht fertig — ich habe gefleht, gedroht, gescholten, geküßt ..."

„Wen?" fragte Nanny, die indessen ihr Portemonnaie herausgenommen hatte, darin suchend, mit großer Ruhe. „Madame Reine?"

Giuseppe hob Augen und Hände zum Himmel. „La vecchia — die Alte — no eine Kleine — sie nähte die letzten Blumen an, mit zierlichen Fingerchen, so ..."

Mit possenhafter Gebärde ahmte er ein zimperliches Sticheln nach. Nanny hatte indessen ein paar Geldstücke herausgenommen. „Hier sind zehn Soldi ... fünfzehn rechnen wir den Kuß, die habt ihr vorweggenommen, so macht es einen halben Frank. Nein, nichts

Digitized by Google

da —“ da er noch bittend die Hand ausgestreckt hielt.

Sein Gesicht nahm die Miene unverdienter Kränkung an. „Die Signorina wird es bereuen ... Sie wird hinter mir herkommen und mir den halben Frank aufdrängen, so bald sie da aufgemacht hat,“ sagte er, auf den Karton deutend. Dann ging er, hoch erhobenen Hauptes.

„Was mag der Schlingel meinen,“ sagte Nanny vor sich hin, indem sie sich daran machte, die Bindfäden, welche den Kasten umschlossen, zu lösen. „Hettore wird doch nicht“ ...

Sie brach ab. Sie hatte jetzt nur noch das Seidenpapier, zum Schutze über den Inhalt des Kastens gebreitet, zu entfernen. Und nun, ein Augenblick der Betroffenheit und das erwartungsvolle Gesicht verdunkelte sich rasch — was ihr da entgegenleuchtete, war zwar sehr prächtig, aber nicht, was sie zu sehen erwartete. Mattfliederfarbener Atlas, gelbliche Blonden, weiße Rosen — „das ist ja das Kleid der Madame Santines — der Esel von einem Giuseppe hat die Kartons verwechselt ... Madame Santines wird den meinigen bekommen haben. Himmel, wenn Hektor wirklich so toll gewesen wäre, zu thun, was er mir in Aussicht gestellt hat ...“

Sie eilte auf den Korridor hinaus, wendete sich dann aber, nach momentelangem Zögern, nicht rechts hinunter, wo die Zimmer der Dame des Hauses lagen, sondern nach links einige Thüren weiter, und klopfte bei Hermione an.

Im Zimmer der kleinen Millionärin wurde ebenfalls gerade durch die Jungfer der Deckel von dem Karton entfernt. Die Französin stieß einen kleinen Schrei aus, während Nanny erleichtert aufatmete. „Nun, was gibt's?“ fragte Fräulein Hermione, unter die Thüre ihres Schlafzimmers tretend — sie war vor kurzem erst aufgestanden. „Ah, Mademoiselle!“ rief das Mädchen empört, „sehen Sie, was man da geschickt hat. Alles falsch — mais, c'est de mauvais augure! das bedeutet Unglück ... geben Sie acht, Sie werden sich kein bißchen amüsieren auf diesem Balle.“

Nanny war inzwischen an den Unglückskarton herangetreten, hatte sich an einer Guirlande tiefdunkelroter Rosen, die quer über den darin enthaltenen Stoff herlief, zu schaffen gemacht, und wirklich unterhalb einer Rose, an dem Stiel derselben befestigt, ein klein zusammengefaltetes Billet entdeckt, welches sie geschickt an sich brachte. Jetzt erst beruhigte sie die klagende Zofe. „Was wollen Sie, Luise, mit Ihren Prophezeiungen? es ist mein Kleid ... in meiner Stube steht das der Madame Santines ... Giuseppe hat natürlich lauter Unsinn gemacht. Bitte, gehen Sie in mein Zimmer und bringen den Karton, der dort steht, zu Madame hinunter. Bei ihr werden Sie jedenfalls Ihr Eigentum finden.“

„Ihr Kleid!“ machte Luise gedehnt. „Schwarz, Fräulein Nanny?“

„Ja, wie Sie sehen. Nehmen Sie's mal heraus.“

Luise gehorchte, und von ihren hocherhobenen Armen gehalten entfaltete sich die merkwürdig elegante und reiche Robe, mit ellenlanger Schleppe, schwarz mit eingestickten großen Silberblumen. Das Gewinde blutroter Rosen, welches diese eigentümliche Zusammenstellung von Dunkelheit und Glanz noch pikanter machen sollte, glitt daran hinab.

Die erfahrene Zofe wiegte, noch immer etwas bedenklich, aber doch schon halb zustimmend, das Haupt. „Ich hatte verstanden, Fräulein würden gelben Brokatstoff nehmen. Aber dies ist auch nicht übel. Wahrhaftig, es ist Idee darin. — Nun will ich aber unsere Sachen haben“ — sie drehte sich in der Thüre noch einmal herum: „Entzückend werden die beiden Toiletten nebeneinander aussehen! Sie werden zusammen eintreten, natürlich.“

(Fortsetzung folgt.)

Fernrohre für Freunde des Sternenhimmels.

Von

Herm. J. Klein.

In England und Nordamerika gehört es vielfach zum guten Tone, ein Fernrohr zu besitzen, mit dem man die „Wunder des Himmels“ in Augenschein nehmen kann, wenn Witterung, Zeit und Gelegenheit dies gestatten. Auch bei uns in Deutschland beginnt dieser edle „Sport“ mehr und mehr Freunde zu gewinnen und wer sich einmal demselben ergeben, der findet darin eine unerschöpfliche, geradezu nie versiegende Quelle des höchsten Genusses und der erhaben-

Digitized by Google

sten Anregungen. Ich schmeichle mir, daß ich, soweit es in meinen Kräften stand, auch etwas dazu beigetragen habe, die Anschaffung und Benutzung von Fernrohren unter den Freunden der hehren Sternkunde zu fördern, und die Korrespondenz, welche ich seit Jahr und Tag über Anschaffung und Benutzung von Fernrohren mit eifrigen Liebhabern der astronomischen Himmelsbetrachtung führe, beweist, wie sehr der Gegenstand an allgemeinem Interesse gewinnt.

Die gewöhnliche Meinung des Laien geht dahin, daß dasjenige, was in populären Schriften als „Wunder des Himmels" bezeichnet wird, nur mittels Riesenteleskopen wahrgenommen werden könne, daß die wahren Schönheiten der Sternenwelt erst da anfangen, wo die Mittel des Privatmanns am Ende sind. Es ist mir daher sehr angenehm, auf Veranlassung der verehrlichen Redaktion dieser Zeitschrift, die Sache einmal vor einem größeren Publikum zur Sprache bringen zu können. Ich will dabei gleich von vornherein bemerken, daß die oben mitgeteilte, viel verbreitete Ansicht ganz unrichtig ist und daß selbst relativ kleine Fernrohre am Himmel ganz außerordentlich viel, ja die Hauptmasse des allgemein Interessanten zeigen. Schon in meinem Buche „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels" habe ich erwähnt, daß die ewig denkwürdigen Beobachtungen eines Huygens und des großen Beobachters Dominikus Cassini, die Entdeckungen der fünf helleren Monde des Saturn, des dunkeln Nebelringes um diesen Planeten, die Wahrnehmung der Umdrehungen des Mars und der Stürme auf der Oberfläche des Jupiter, mit Fernrohren erhalten wurden, die einem heutigen Reinfelderschen Achromaten von $2^1/_2$ Zoll Durchmesser des Objektivglases, den man sogar auf jedem Ausfluge ohne große Unbequemlichkeit mit sich führen kann, weit untergeordnet waren. Die Riesenteleskope Schröters, die vor 80 Jahren durch ihre Leistungen die Welt in Erstaunen versetzten und die nur mittels besonderer Vorrichtungen bewegt werden konnten, stehen einem heutigen Fernrohre von $3^1/_2$ Zoll Durchmesser und $4^1/_2$ Fuß Länge, das man also noch auf einer Fensterbank aufstellen kann, ohne jeden Vergleich nach. Dieser ungeheure Fortschritt der optischen Kunst und dabei die relative Billigkeit ausgezeichneter Ferngläser, machen es gegenwärtig dem Freunde der Himmelsbeobachtung leicht, mit besseren Instrumenten den Himmel zu durchmustern, als zu Anfang dieses Jahrhunderts die Fachastronomen besaßen, und so ist der heutigen Generation Gelegenheit geboten, „Ausflüge in die Himmelsräume" mit einer Bequemlichkeit und Gründlichkeit anzustellen, wovon unsere Vorfahren keine Ahnung hatten.

Das astronomische Fernrohr besteht aus zwei Hauptteilen, die in ihrer Verbindung die Wirkung des Instruments bedingen, nämlich dem Objektivglase und dem Okulare. Das erstere ist jenes Glas, welches dem zu betrachtenden Objekte zugekehrt ist, daher sein Name; das andere befindet sich am schmalen Ende des Fernrohrtubus, da, wo der Beobachter das Auge hinbringt, weshalb es Augenglas oder Okular heißt. Das Objektiv hat den Zweck, die von dem leuchtenden Gegenstande ausgehenden Strahlen in einem kleinen Raume, dem Fokus oder Brennpunkte zu einem Bilde zu vereinigen, welches durch das Okular betrachtet wird. Um möglichst scharfe, farblose und ebene Bilder zu geben, ist es erforderlich, daß das Objektiv aus mindestens zwei Glaslinsen besteht, die den verschiedenen Glassorten angehören, welche man als Crown- und Flintglas unterscheidet. Die Oberflächen dieser Linsen müssen genau berechnete Krümmungen haben, um die richtige Wirkung zu erzielen. Ein solches Objektiv nennt man ein achromatisches, und nur Fernrohre mit solchen achromatischen Objektivgläsern sind überhaupt heute bei Himmelsbeobachtungen gebräuchlich. Je größer das Objektivglas ist, um so mehr Lichtstrahlen des leuchtenden Gegenstandes werden von ihm aufgefangen, um so beträchtlicher ist seine Wirkung und damit die des Fernrohrs überhaupt. Man begreift hiernach leicht, weshalb das unausgesetzte Streben der höheren Optik auf Herstellung von möglichst großen Objektivgläsern gerichtet war. Man sollte denken, daß es auch nicht eben schwierig sein dürfte, solche herzustellen, allein in Wirklichkeit ist dies ganz anders. Ich kann an diesem Orte nicht näher auf die Schwierigkeiten, welche die Theorie des Objektivs an und für sich darbietet, eingehen, und will nur hervorheben, daß die Herstellung des optischen Rohglases in größeren Stücken lange Zeit fast völlig unmöglich war. Das erste Erfordernis des zur Konstruktion eines Objektives tauglichen Flintglases ist, daß es völlig homogen, in allen seinen Teilen gleich

Digitized by Google

dicht und frei von schwachen Schlieren ist, selbst solchen, die das Auge kaum wahrnehmen kann. Das ist aber nur bei kleinen Glasstückchen leicht zu erreichen, sobald man jedoch größere Scheiben erzeugen will, schlagen die Versuche fast immer fehl. Schon im Jahre 1766 machte die Pariser Akademie die Fabrikationsweise homogenen, optisch reinen Flintglases zum Gegenstande eines Preisausschreibens und diese Preisaufgabe wurde 20 Jahre später wiederholt, aber keine genügende Beantwortung fand sich. Erst ein Bauer, Guinant, der 1748 zu Brennets im Kanton Neufchatel geboren war, kam auf einige Fortschritte in der Herstellung des Flintglases. Er wurde an das optische Institut von Utzschneider, Reichenbach und Liebherr nach München berufen und leitete dort seit 1807 die Herstellung der Flintglasblöcke. Gleichzeitig hatte er die Aufgabe, die Herstellungsweise des Flintglases einer ihm namhaft gemachten Person und nur allein dieser mitzuteilen.

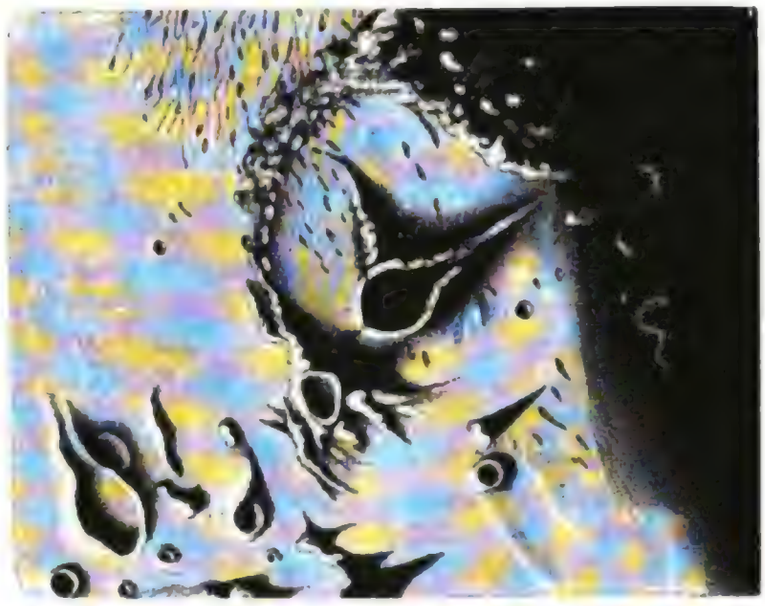


Fig. 1. Mondlandschaft.

Diese Person war der damals 20 Jahre alte Fraunhofer, dessen Genie es ermöglicht hat, daß überhaupt die heutige Vollkommenheit der Ferngläser erreicht worden ist. Fraunhofer verbesserte die Herstellungsweise des Flintglases beträchtlich; waren anfangs nur Objektive von höchstens 4 Zoll Durchmesser möglich, so gelang es später, größere Gläser herzustellen. Das größte von ihm konstruierte Fernrohr, der Refraktor zu Dorpat, hat ein Objektiv von 9 Zoll Durchmesser. Leider starb Fraunhofer schon am 7. Juni 1826, doch die von ihm gemachten Fortschritte in der Herstellung des Rohglases und der Objektive selbst gingen nicht verloren. Seine Nachfolger in München schritten auf der eröffneten Bahn weiter, bewahrten aber die Herstellungsweise der Flintglasblöcke als tiefstes Geheimnis. Freilich war diese Herstellung auch für sie nicht leicht und durchaus nicht fabrikmäßig zu betreiben, im einzelnen Falle kam es noch immer auf Glück und Zufall an. Dies muß man wenigstens schließen, wenn man hört, daß auch in der neuesten Zeit noch 17 Schmelzen, jede zu 4 Zentner Glasmasse, nur 4 Zentner taugliches Glas lieferten und dies nach den Erfahrungen von mehr als 50 Jahren! Die Anstrengungen, welche sonst von Chemikern und Industriellen gemacht wurden die Herstellungsweise des Flintglases in größeren optisch reinen Stücken zu ermöglichen, blieben ohne Erfolg. Erst in neuester Zeit ist es Feil in Paris, sowie der Firma Chance, Brothers & Co. in Birmingham gelungen, ebenfalls große völlig reine und homogene Flintglasscheiben zu erzeugen. Die Objektive, welche aus diesen Glasmassen von Alvan Clark, Henry Fitz, Grubb, Reinfelder & Hertel, Schröder und Steinheil hergestellt wurden, sind von höchster Vollendung und denjenigen Fraunhofers teilweise sehr überlegen. Die oben genannten Glasfabrikanten halten auch ihre Fabrikationsmethode geheim, es scheint jedoch, als wenn die Hauptsache bei der Erzeugung des homogenen Flintglases darin besteht, die geschmolzene Masse so lange ununterbrochen durcheinander zu rühren, bis sie zu erstarren beginnt.

Neben der des Objektivs ist die Herstellung des Okulars oder Augenglases verhältnismäßig einfach und leicht, doch sind auch in dieser Beziehung in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht worden. Zu einem Fernrohre gehören stets mehrere Okulare die eine größere oder geringere Vergrößerung gestatten. Die stärkste Vergrößerung, die ein sehr gutes Fernrohr noch erträgt, erhält man, wenn man die Durchmesser des Objektivs in Zollen mit

Digitized by Google

60 multipliziert. Sonach kann man bei einem Fernglase von 3 Zoll Durchmesser noch eine 180fache Vergrößerung anwenden, bei einem solchen von 4 Zoll eine 240fache. Die besten heutigen Ferngläser gestatten jedoch diese Grenze nicht unerheblich zu überschreiten; so sehe ich bei einem kleinen von Reinfelder & Hertel verfertigten Fernglase, dessen Objektiv 2 Zoll Durchmesser hat, auch noch an 144facher Vergrößerung feine Objekte der Mondoberfläche mit größter Klarheit; ein 4zölliges Fernrohr derselben Verfertiger zeigt auch bei 340facher Vergrößerung völlig scharf und deutlich. Natürlich kann man Fernrohre von 3 Fuß Länge und darüber behufs Beobachtung nicht in der Hand halten, sondern sie bedürfen eines Stativs. Solche Stative können sehr kunstvoll und daher teuer sein; man kann aber auch mit einfachen und billigen Vorrichtungen seinen Zweck erreichen, und in dieser Beziehung wird jeder, der sich ein Fernrohr anschafft, je nach seinen Mitteln schon sich zu helfen wissen.

Fig. 2. Sonnenflecke.

Nach diesen Vorausschickungen, wollen wir uns nun zu den Gegenständen wenden, die man mit einem modernen Fernglase von 4 bis 5 Fuß Länge und 3 bis 4 Zoll Objektivdurchmesser am Himmel selbst beobachten kann.

Hier ist zuerst der Mond zu nennen, als das interessanteste und weitaus dankbarste Objekt. Sehr richtig sagt der Engländer Webb, daß manche frohe Stunde den Beobachter in diesen wunderbaren Regionen erwartet. Auch Schröter, der zuerst das Spezialstudium der Mondoberfläche angeregt hat, unternahm seine Beobachtungen anfangs bloß zum Vergnügen, um sich, wie er sagt, „durch Bereisung des Mondes für manche andere, vergeblich entworfene Reise schadlos zu halten." Eine solche Bereisung des Mondes mit Hilfe eines guten Fernrohrs und einer Mondkarte hat in der That einen ganz besonderen Reiz und man wird außerdem nie damit fertig, denn immer und immer wieder bietet sich Neues und nie Gesehenes dar, besonders, wenn der Beobachter nach und nach einige Erfahrung gewinnt und das feinere Detail der einzelnen Mondlandschaften unterscheiden lernt. Wer noch niemals einen Blick durch das Fernrohr auf den Mond geworfen hat, glaubt meist, daß der Vollmond die beste Gelegenheit zur Beobachtung biete. Dies ist aber ganz unrichtig, denn im Vollmonde sind auf der Mondoberfläche die Schatten, welche die Gegenstände deutlich hervorheben, fast völlig verschwunden. Die beste Gelegenheit zur Untersuchung der Mondoberfläche bieten das erste und letzte Viertel. Man erkennt dann, besonders an der Lichtgrenze, in jenen Gegenden des Mondes, über welchen die Sonne auf- oder untergeht, eine große Menge kleiner Berge und Hügel, Krater und Gruben. Fig. 1 zeigt eine Mondlandschaft bei aufgehender Sonne und zwar die Umgebung des Kraters Toricelli. Man erkennt unmittelbar die zahlreichen, runden, kraterartigen Vertiefungen und ihre Schatten. Der schwarze Teil rechts zeigt die noch in Nacht befindlichen Regionen der betreffenden Mondgegend, nur die höhern Berge ragen bereits aus dem Dunkel hervor indem ihre Gipfel von den Sonnenstrahlen schon getroffen werden. Würde man diese Landschaft unter den dargestellten Verhältnissen am Fernrohr selbst beobachten, so könnte man schon nach Verlauf von einer Viertelstunde bemerken, wie das Nachtdunkel rechts mehr und mehr

Digitized by Google

zurückweicht und die erleuchteten Partieen ſich immer weiter ausdehnen. Der Krater in der Mitte mit der ſchnabelförmigen Verlängerung führt den Namen Toricelli. Dieſe Verlängerung wird übrigens dadurch hervorgebracht, daß rechts (öſtlich) ein kleiner Krater den Wall des größern geſprengt hat; bei höherer Beleuchtung durch die Sonne kann man im Innern eine Felswand erkennen, die beide Kratertiefen voneinander ſcheidet, aber niedriger iſt als der äußere Kraterwall. Außen am öſtlichen Fuße des Toricelli zieht ſich eine lange Bodenſpalte, ähnlich dem Bette eines ausgetrockneten Fluſſes hin; ſie iſt in der Figur nicht dargeſtellt, wie überhaupt dieſe Zeichnung manches feine Detail nicht wiedergibt, welches man in jener Mondlandſchaft bei Aufgang der Sonne über der dortigen Gegend erkennt. Jedenfalls erkennt der Leſer aus der Zeichnung ſchon, wie ſehr die Configuration einer Mondlandſchaft, von einer irdiſchen Gegend abweicht. — Die Sonne bietet auch ein dankbares Objekt für kleinere Fernrohre. Um den Glanz und die Wärme, welche ſie in das Fernrohr ſendet, abzuſchwächen, muß man ſich jedoch eines dunkel gefärbten Glaſes bedienen, welches vor dem Okulare angeſchraubt wird. Dieſes ſogenannte Dämpfglas iſt meiſt von dunkelgrüner oder tiefgelber Farbe, doch gibt es auch, beſonders für große Fernrohre, beſondere Sonnenokulare, welche jeden beliebigen Grad der Abſchwächung des Lichtes geſtatten und die Sonne in ihrer natürlichen Farbe zeigen. Immer aber muß man bei Sonnenbeobachtungen ſehr vorſichtig ſein, damit das Auge nicht ungeſchützt von ihren im Fernrohre konzentrierten Strahlen getroffen wird, auch darf man nicht zu lange beobachten, da ſonſt die Wärme am Okulare zu einem für das Auge ſchädlichen Grade geſteigert wird. Von den auf der Sonnenoberfläche ſichtbaren Flecken gibt Fig. 2 eine allgemeine Vorſtellung. Man ſieht hier dunkle Kerne, die von minder dunklen Hüllen umgeben ſind, auch erkennt man wie unregelmäßig im einzelnen eine ſolche Sonnenfleck-Gruppe iſt. Gegenwärtig iſt die Zahl der Sonnenflecke ſehr groß, in anderen Jahren iſt ſie gering.

Unter den Planeten iſt Jupiter (Fig. 3) ein ſehr intereſſantes Objekt. Er ſtellt ſich als Scheibe dar, bei der ſchon der Augenſchein lehrt, daß ſie nicht rund, ſondern an zwei einander gegenüberſtehenden Punkten abgeplattet iſt. Dieſe Punkte bezeichnen die Pole des Jupiter. Im übrigen ſieht man auf ſeiner Scheibe dunkle Streifen und bisweilen in dieſen knotenartige Verdickungen deren Bewegung zeigt, daß ſich Jupiter um ſeine Axe dreht. Einen ſehr intereſſanten Anblick gewähren die 4 Monde des Jupiter, kleine glänzende Lichtſcheibchen, die Tag für Tag ihre Stellung gegen den Planeten ändern. Bisweilen ſieht man auf der Scheibe des Jupiter einen tiefſchwarzen, ſcharfen runden Punkt, der ſich raſch über die Scheibe fortbewegt. Es iſt der Schatten eines der Monde, beim dritten oder vierten Monde kann dieſer Schatten ſchon bedeutend in die Scheibe vorgerückt ſein, während der Mond ſelbſt noch auf dem blauen Himmelsgrunde glänzt. In Fig. 3 ſieht man den Schatten rechts auf der Scheibe und den Mond, zu dem er gehört, mehr außerhalb des Randes als hellen Punkt. Die Jupitermonde erſcheinen

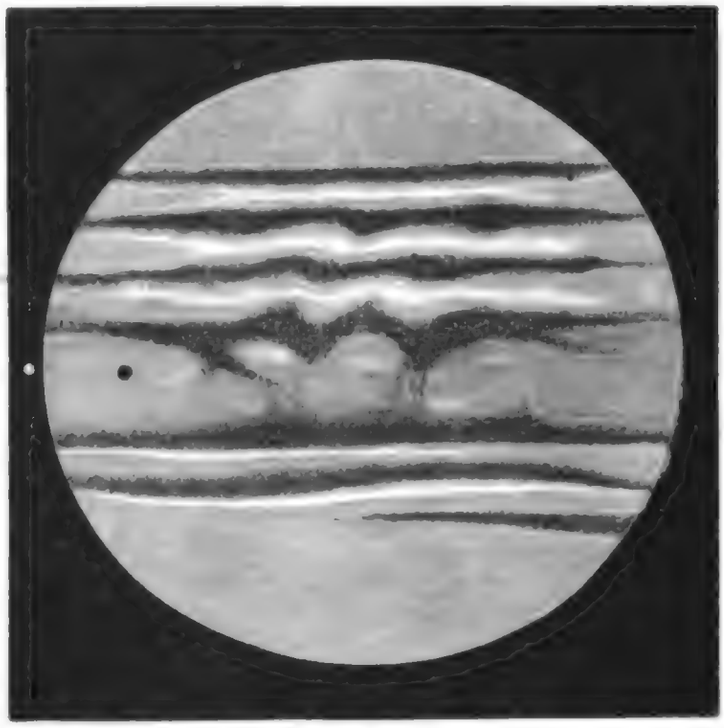


Fig. 3. Jupiter.

Digitized by Google

auch in mäßigen Fernrohren als Scheibchen; der Anfänger erkennt dies nicht leicht, aber er kann sich sofort davon überzeugen, wenn einer der Monde hinter der Scheibe Jupiters hervortritt, er zeigt sich dann als Hügelchen das nach kurzer Zeit zum vollen Scheibchen geworden ist.

Saturn mit seinen Ringen ist ebenfalls ein prächtiges Objekt für kleinere Fernrohre. Figur 4 stellt diesen merkwürdigen Planeten vor. Der Ring erscheint übrigens nicht immer so weit geöffnet wie in der Abbildung; zu gewissen Zeiten, wenn wir beinahe nur seine schmale Kante sehen, erscheint er als zarte

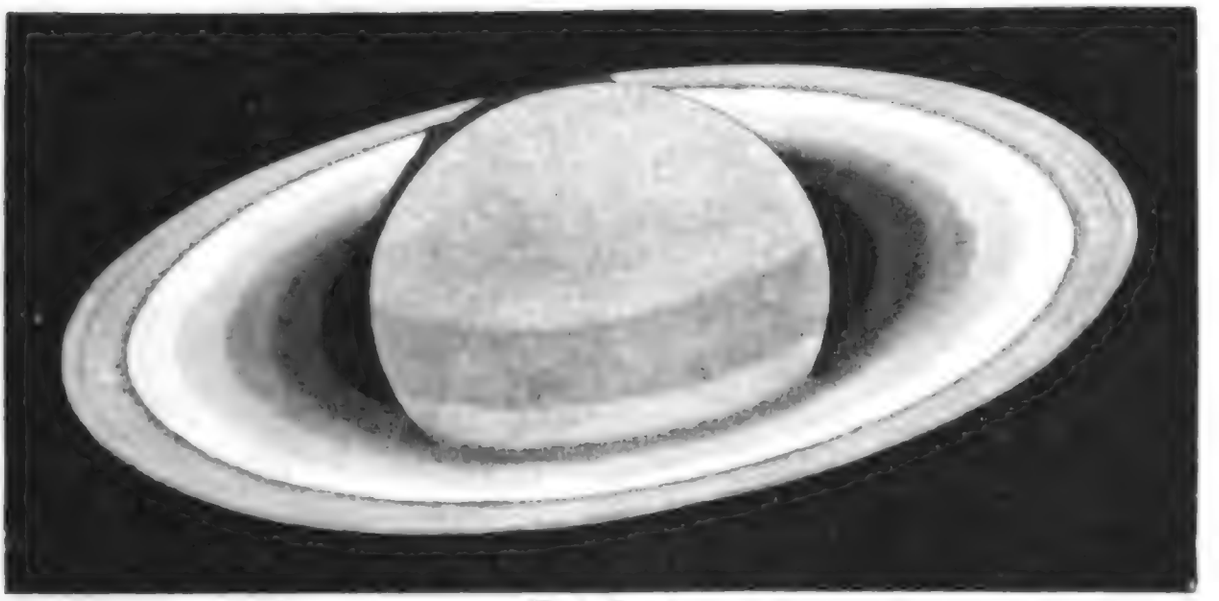


Fig. 4. Saturn.

Linie, ja er kann ganz verschwinden. Wenn der Ring am weitesten gegen die Erde geöffnet ist, erkennt man schon mit kleineren Fernrohren, daß er durch eine dunkle Linie in zwei konzentrische Ringe geteilt wird, von denen der äußere weit dunkler ist als der innere. Der innerste gegen die Saturnskugel gewandte Rand des Ringes geht allmählich in eine nebelige Beschaffenheit über und immer erscheint ein dunkler florartiger Ring. Dieser sog. Crap-Ring ist erst 1850 von Bond und Dawes mit großen Instrumenten entdeckt worden; man kann ihn aber unter günstigen Umständen auch mit einem Fernrohre von 4 Zoll Objektivdurchmesser schon sehen. Die Saturnskugel selbst zeigt einen matten gekrümmten Streifen und tritt dadurch als Kugel auch in kleineren Fernrohren plastisch hervor. Saturn wird von 8 Monden begleitet, von denen 5 auch in mäßigen Fernrohren sichtbar sind.

Mars (Fig. 6) gewährt, wenn er in seiner Erdnähe steht, ebenfalls einen schönen Anblick. Besonders an seinen Polen gewahrt man leicht helle Flecken, welche höchst wahrscheinlich die Eisregionen seiner kalten Zonen sind. Auf der Scheibe selbst treten auch dunkle Flecken auf. Diese dunklen Flecken sind höchst wahrscheinlich Meere, und Mädler hat mit einem Fernrohre von nur $3\frac{1}{2}$ Zoll Objektivdurchmesser eine Weltkarte des Planeten Mars entworfen. Man darf

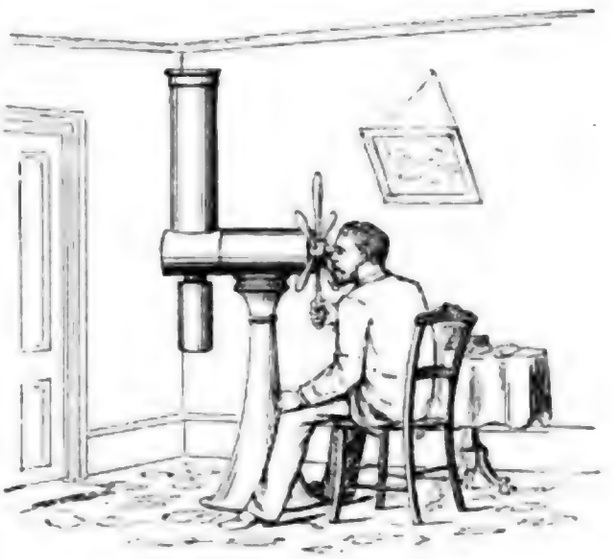


Fig. 5. Kometensucher.

freilich nicht glauben, daß diese sämtlichen Flecken ohne weiteres beim ersten Blick zu erkennen

Digitized by Google

seien, solches leistet auch das größte Fernrohr nicht. Es bedarf vielmehr eines aufmerksamen Studiums und großer Uebung im Sehen, um die feineren Nüancen, welche das Fernrohr darstellt, aufzufassen.

Der Planet Venus wird am besten in heller Dämmerung oder bei Tage beobachtet, wenn er in Gestalt einer breiten oder schmalen Sichel erscheint. Schon in einem kleinen Instrumente zeigt sich diese mit aller wünschenswerten Deutlichkeit. Zu gewissen Zeiten bemerkt man an den Hörnern der Sichel helle Flecken ähnlich den Polarflecken des Planeten Mars; diese Flecken bedürfen noch sehr der genaueren Untersuchung. Auch sonst weiß man über die Oberflächebeschaffenheit des Planeten Venus bis heute nur sehr wenig. Einzelne Beobachter haben dunkle Flecken darauf wahrgenommen, sowie ringförmige Gebilde, die an die Krater des Mondes erinnern, zu anderen Zeiten bietet Venus den Anblick einer gleichförmig hellen Kugel. Daß unter solchen Verhältnissen die Umdrehungsdauer dieses Planeten noch etwas zweifelhaft ist, kann nicht überraschen.

Fig. 6. Mars.

Wenden wir uns von den Planeten zu den Kometen, so betreten wir ein wesentlich anderes Gebiet auch in der Art und Weise der Beobachtung. Kometen beobachtet man nämlich am besten mit der schwächsten Vergrößerung des Fernrohrs, wenigstens machen sie dann den schönsten Eindruck. Ein besonderes Feld der Thätigkeit für Astronomen und Liebhaber der Sternkunde ist das Aufsuchen neuer Kometen. Hierdurch haben sich manche Freunde der Astronomie große Verdienste und Ruhm erworben. Wer sich mit dem Aufsuchen neuer Kometen befassen will, bedarf dazu nur eines kleineren aber lichtstarken Fernrohrs, das einen großen Teil des Himmels gleichzeitig zu übersehen gestattet. Ein solches Instrument wird Kometensucher genannt. Man sucht damit vorzugsweise den westlichen Himmel nach Sonnenuntergang, oder den östlichen vor Sonnenaufgang ab. Gegenwärtig wo der Bequemlichkeit, auch in der Wissenschaft, mehr Rechnung getragen wird als früher, hat man Kometensucher konstruiert, welche gestatten, daß der Beobachter sich kaum zu bewegen braucht und doch mit seinem Instrumente den größten Teil des Himmels durchmustern kann. Figur 5 zeigt einen solchen Kometensucher mit gebrochenem Fernrohre. Der senkrechte Teil des Fernrohrs trägt oben das Objektiv. Die Lichtstrahlen die durch dasselbe gehen, fallen auf ein Prisma am Ende der senkrechten Röhre und werden hier in die horizontale Richtung geworfen. Der Beobachter sitzt ruhig vor dem Okulare und dreht mittels der Speichen das senkrechte Rohr mit dem Objektiv nach allen Richtungen vom Horizont bis zum Scheitelpunkt. Auf diese Weise und durch Umzug der horizontalen Axe kann er alle Teile des Himmels überschauen, ohne sich von seinem Stuhle zu erheben. Das ist natürlich viel bequemer, als in den verschiedensten Lagen, gebückt und gebogen durch das Okular schauen zu müssen, oder den kleinen Kometensucher in freier Hand zu halten und in dieser Weise alle Himmelsgegenden zu durchspähen. Bis jetzt ist aber das mühevollere Verfahren das erfolgreichere gewesen!

Digitized by Google

Das größte Gebiet für die Anwendung des Fernrohrs bildet der Fixsternhimmel. Er ist ein geradezu unerschöpflicher Ozean, den kein Sterblicher jemals ergründen und völlig ausforschen wird. Große und kleine Fernrohre, starke und schwache Vergrößerungen zeigen hier immer Neues und Interessantes und zu jeder Jahreszeit bietet der Sternenhimmel eine Fülle des Belehrenden. Natürlich kann hier nur auf einzelnes verwiesen werden. Wer sich eingehender unterrichten will, findet alles spezielle in meinem Buche „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels."

Schon bei Anwendung eines kleinen Fernrohrs und seiner schwächsten Vergrößerung steigt die Anzahl der sichtbaren Sterne ins Ungeheure. Jeder kennt die Milchstraße, die wie ein weißlicher Nebelschimmer den Himmel umzieht. Ihre hellsten Teile ziehen sich durch das Sternbild des Schwans zum Sternbilde des Schützen. Schaut man durch das Fernrohr nach diesen Regionen, so erblickt man ein wahrhaftes Gewimmel von Sternen der verschiedensten Helligkeit, von den funkelnden Fixsternen zweiter Größe, bis zu den kleinsten Lichtpünktchen auf dem schimmernden Himmelsgrunde. Im Schützen und dem Sternbilde des Sobieskischen Schildes erkennt man mit schwächster Vergrößerung in der Milchstraße nebelig leuchtende Sternwolken, die sich teilweise in Sterne zerlegen lassen. Groß ist die Zahl solcher Sternhaufen. Dem bloßen Auge sind davon nur einige sichtbar und dies sind solche, die kaum als eigentliche Sternhaufen

Fig. 7. Nebelflecke der Andromeda.

betrachtet werden können, nämlich die Plejaden und die sog. Krippe im Krebs. Im Fernrohre zeigen diese sich nur als sehr sternreiche Gegenden des Himmels, aber nicht mehr als kompakte Sternhaufen. Als Beispiel eines sehr schönen Sternhaufens, der auch in kleinen Fernrohren einen prachtvollen Anblick gewährt will ich hier nur denjenigen unterhalb der südlichen Schere des Krebses erwähnen. Hier erblickt man auf kleinem Raum wenigstens

Digitized by Google

200 Sterne 8. bis 9. Größe zusammengedrängt, die prachtvoller leuchten, als der schönste Diamantenschmuck. Und wenn man diesen glänzenden Sternhaufen im Fernrohre betrachtet, so mag man sich erinnern, daß jeder dieser strahlenden Punkte in seiner Heimat eine Sonne ist, vergleichbar unserer Sonne und daß dieser ganze Haufen ein Weltsystem bildet, welches so weit von uns entfernt ist, daß unsere Einbildungskraft erlahmt, sich diese Entstehung vorzustellen. Ob jene Sonnen auch Planete umkreisen und ob auf diesen denkende Wesen sich ihres Daseins freuen, wer kann dies ergründen!

Zahlreich sind auch die Doppelsterne, worunter man solche Fixsterne versteht, die

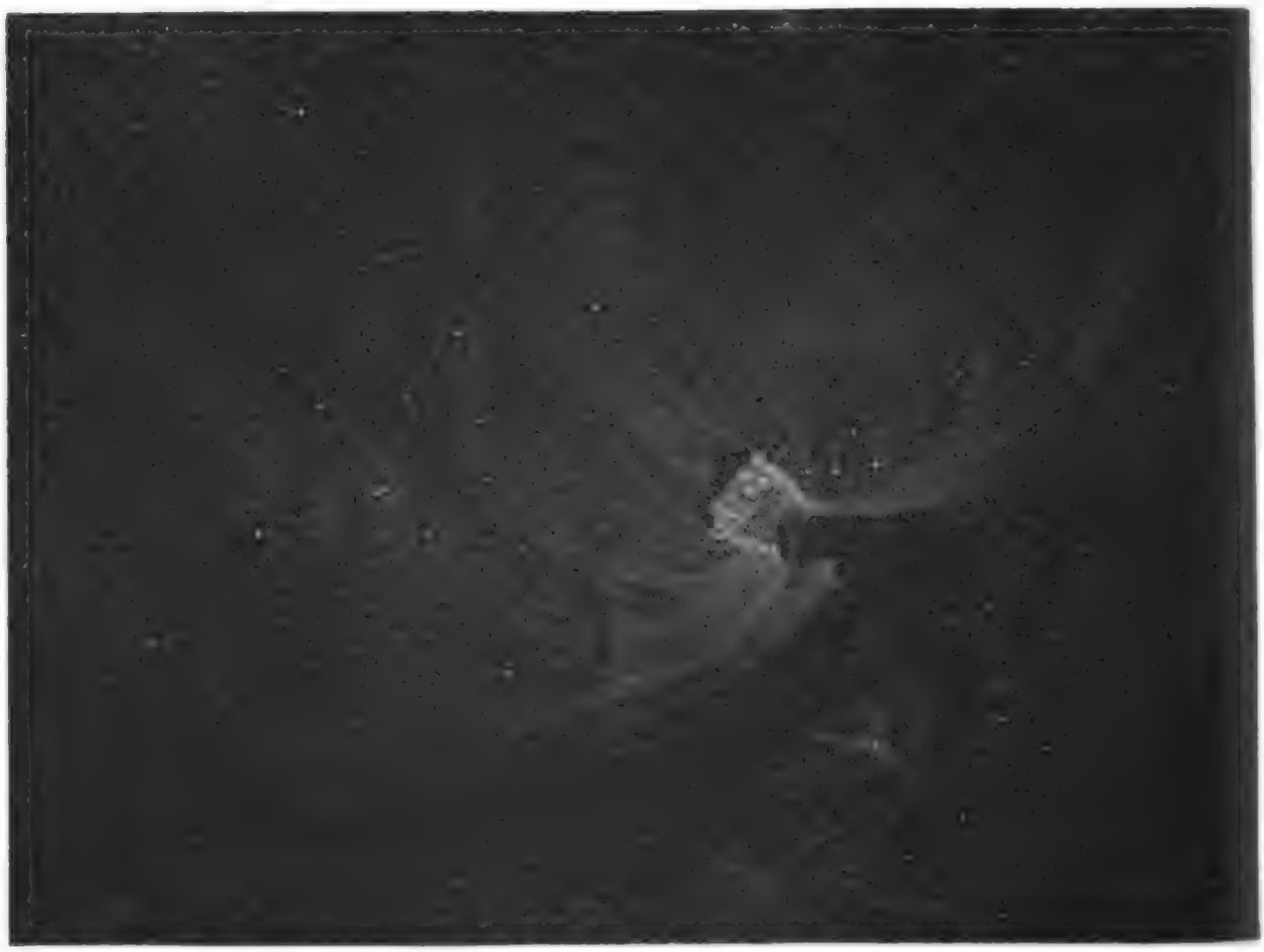


Fig. 8. Orionnebel.

sich im Fernrohre als zwei eng beisammenstehende Sterne darstellen. Der mittlere Stern Mizar, im Schwanze des großen Bären, hat über sich ein kleines Sternchen, Alkor oder Reuterchen genannt, das von einem etwas scharfen Auge noch wahrgenommen werden kann. Dieser Stern bildet also für das bloße Auge einen Doppelstern. Nimmt man ein astronomisches Fernrohr zur Hand, so sieht man in diesem den Alkor ungeheuer weit vom Mizar entfernt stehen, weil eben das Fernrohr den Abstand beider vergrößert. Bei genauerem Zusehen erkennt man aber sogleich, daß der Stern Mizar wiederum doppelt ist und aus zwei hellen, ungemein nahe beieinander stehenden Sternen besteht. Mizar ist also ein teleskopischer Doppelstern. In seiner Nähe, zwischen ihm und Alkor bemerkt man mit einem schwachen Fernrohre noch einen Stern, über den einst viel geredet und geschrieben worden ist. Derselbe ist 1682 zuerst von dem britischen Astronomen Flamsteed beobachtet worden, später (1722) behauptete indessen Professor Liebknecht in Gießen, dieser Stern sei erst zu seiner Zeit neu entstanden und nannte ihn „Ludwigsstern" (Sidus Ludovicianum). Dieser pomphafte Name ist samt seinem Urheber heute so ziemlich der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Digitized by Google

Sehr interessante Objekte des Himmels sind die Nebelflecken. Figur 7 zeigt einen solchen und zwar den Nebel in der Andromeda. Die meisten Nebel wurden durch Herschel, mittels der Riesenteleskope, welche dieser geniale Himmelsforscher selbst verfertigt, aufgefunden. Ueberraschend viele sind dagegen auch schon im kleinen Fernrohre sichtbar, wenn man das am schwächsten vergrößernde Okular anwendet. Den schönsten Anblick gewährt der berühmte Orionnebel, den man in den Wintermonaten abends am südlichen Himmel aufsuchen kann. Er ist in der That eines der merkwürdigsten Objekte, die in den Tiefen des Weltraums unseren Ferngläsern überhaupt zugänglich sind. Unsre Figur 8 gibt von seiner Gestalt eine gute Vorstellung, doch sind neben dem mittleren hellen Dreieck die Nebelausläufer nach rechts und links etwas zu schwach dargestellt. Legentil verglich die allgemeine Gestalt des mittleren und hellsten Teils des Nebels sehr gut mit dem geöffneten Rachen eines Tieres. Keine Beschreibung aber vermag auch nur eine entfernte Vorstellung von der wundervollen Mannigfaltigkeit der Gestaltung und Schattierung des Nebelduftes zu geben, wie derselbe in einem lichtstarken Fernrohr erscheint. Am interessantesten ist die mittlere und hellste Partie des Nebels. Dieser dreieckige Teil zeigt sich in der oberen, spitz zulaufenden Hälfte durch dunklere Striche in rautenförmige Partieen abgeschnürt und hier hat Rosses Riesenteleskop zahlreiche Sterne erkennen lassen, die in den gewöhnlichen Fernrohren nicht sichtbar sind. Das helle Dreieck umgibt einen dunklen Raum, in welchem vier recht helle Sterne stehen, die das berühmte Trapez bilden. Sie sind in unserer Zeichnung deutlich und richtig dargestellt. Dieses Trapez zeigt sich schon in kleinen Ferngläsern sehr schön; mit mächtigen Teleskopen erkennt man in der Nähe desselben noch zwei äußerst lichtschwache Sterne, die ihre Helligkeit zeitweise zu verändern scheinen. Die Frage nach der eigentlichen Natur des Orionnebels hat die Astronomen lebhaft beschäftigt. Der ältere Herschel glaubte anfangs, dieser, wie alle übrigen Nebel am Himmel, sei ein Haufen zahlloser Sterne, die aber so weit von uns abständen, daß auch das mächtigste Teleskop die einzelnen Lichtpunkte nicht mehr darstellen könne. Als er später sein 40füßiges Riesenteleskop vollendet und mit diesem zahlreiche Nebelflecke untersucht hatte, kam Herschel von seiner anfänglichen Meinung zurück und behauptete, daß auch wirkliche Nebelmassen in den Himmelsräumen vorhanden seien, Nebelmassen, welche gleichsam die Keime zukünftiger Welten bildeten. Diese Ansicht blieb lange herrschend und galt besonders auch in bezug auf den großen Nebel im Orion. Später, in den Jahren 1861 und 1864 zerlegte indes Rosses großes Teleskop einen Teil des Orionnebels in Lichtpunkte und dadurch schien bewiesen, daß dieses ganze Gebilde ein gewaltiger, ungeheuer weit entfernter Sternhaufen sei. Diese Meinung hat jedoch durch die Spektralanalyse keine Bestätigung erhalten, vielmehr zeigt die spektroskopische Untersuchung, daß der ganze Orionnebel sich im Zustande eines glühenden Gases befindet. Die im Rosseschen Teleskope sichtbaren Lichtpunkte waren also keine eigentlichen Fixsterne, sondern glühende Gasbälle von großen Dimensionen. Dieser Nebel, wie alle übrigen des Sternenhimmels, stehen unserem intellektuellen Erfassen noch immer wie große Fragezeichen gegenüber. Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, ob wir in ihm die Keime neuer Welten zu erblicken haben, oder die Trümmer der Zerstörung eines voreinstigen Sternsystems. Mit gewaltigen, weit durch den Weltraum leuchtenden Buchstaben steht eine erhabene Schrift am Sternenhimmel geschrieben, eine Schrift, die uns Kunde gibt über Vergangenheit und Zukunft des Weltenbaues, aber bis heute war es noch keinem Sterblichen gegeben, diese Schrift zu lesen, den Inhalt des großen Weltenbuches, das aufgeschlagen vor uns liegt, zu enthüllen. Dennoch ist schon unendlich vieles erreicht worden und mehr dürfte mit der Zeit sicherlich erlangt werden.

Zwar wird zu keiner Zeit die ewig unbefriedigte Sehnsucht in der Brust des Menschen gestillt, immer wird seine Wißbegierde über die Grenze des sicher Errungenen hinausstreben, immer wird er unbefriedigt spähen nach neuen Landmarken im Ozean des Seins, nach festem Boden, auf dem weitere Bogen der Brücke in den unermeßlichen Ozean der Schöpfung gegründet werden können; aber gerade dieser ungesättigte Wissensdurst ist es, der den Menschen adelt und den Fortschritt der Zivilisation verbürgt!

Der „grause" Zar.

Von

Johannes Scherr.

(Schluß.)

4.

In dem Beglückungssystem, welches Iwan für sein Volk zu entwerfen und in Vollzug zu setzen geruhte, stand obenan eine neue Einteilung des Reiches. Selbiges sollte fortan zerfallen in die Landschaft (Semschtschina) und in das ausgesonderte Gebiet (Opritschnina). In der Semschtschina beließ er die alten Grundherren, sowie die Inhaber von Lehens- oder Dienstgütern in ihrem Besitzstand. Aus sämtlichen zur Opritschnina geschlagenen Städten, Dörfern, Gehöften und Ländereien dagegen wurden die bisherigen Besitzer und Inhaber unerbittlich ausgetrieben. Denn die Opritschnina mit allen ihren Erträgnissen sollte ausschließlich dem Zaren, der Zarenfamilie und dem Zarenhofe zu gute kommen. Mit anderen Worten, die Opritschnina war eine ungeheure zarische Domäne, auf welcher Iwan seine Hof-, Militär- und Civildienstleute vornehmen oder geringen Standes als Dienstgüterinhaber ansiedelte. Aus diesen Lehensleuten wählte er seine Leibtrabanten, die „Opritschniks", zuerst ein Korps von 1000 Mann, welches aber bald auf den sechsfachen Betrag gebracht wurde. Diese Bande, deren Mitglieder zugleich Leibwächter, Späher, Angeber, Büttel und Henker waren, machte ihren Namen rasch zum Schrecken Rußlands.

Sicher, daß ihm dieses Werkzeug auch zum Scheußligsten nie den Dienst versagen würde, ging der „Schreckliche" jetzt vorwärts auf seiner Vertilgerbahn. Der Terrorismus von 1793 hat bekanntlich das Wort „Wegsäubern" (purger) erfunden oder wenigstens mit Vorliebe angewandt. Der „grause" Zar seinerseits sprach vom „Ausmerzen" und „Durchwurseln" seines Volkes. Unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt begann die erste große Durchwurselung oder Ausmerzung („Opaly"). Der schlummerlose zarische Argwohn stopfte die Gefängnisse mit Massen von „Verdächtigen" voll, ganz so, wie nachmals die republikanische „Terreur" 1792—94 gethan hat. Der Tyrannei, ob von einem Tyrannen-Zar oder von dem hunderttausendköpfigen Tyrannen-Pöbel gehandhabt, muß überall und allzeit alles und jedes verdächtig sein. Verdächtigsein heißt aber unter solchen Umständen verlorensein.

Von namhaften „Verdächtigen" wurden zunächst hingeschlachtet der Knäs Gorbatyi-Schuiski mit seinem siebenjährigen Sohn, die Knäse Peter Gorenski, Jurgi und Iwan Kaschi, Nikita Scheremetew und Dmitry Schewirew. Der letztgenannte starb auf dem Pfahl. Die Bojaren Iwan Scheremetew, Iwan Kurakin und Dmitry Nemoi wurden im Kerker grausam gequält und dann gewaltsam zu Mönchen gemacht.

Die Ausmerzungswut des Zaren schränkte sich jedoch keineswegs so ein, daß sie sich nur auf reiche und vornehme Leute, welche dem Tyrannen irgendwie „verdächtig" waren, erstreckt hätte. Die zügellose Raub-, Mord- und Brandbande der Opritschniks fiel auch auf das gemeine Volk, wo und wann es ihr beliebte. Wurden doch von diesen schrecklichen Menschenjägern, welche am Hals und am Sattel ihrer Rosse Hundeköpfe und Besen befestigten zum Zeichen, daß „sie wie Hunde beißen und das Land gänzlich ausfegen wollten", während eines einzigen Winters in Moskau allein an 12,000 Menschen vom Herd, Haus und Hof vertrieben und in die Schneewüste hinausgejagt, allwo sie elendiglich zu Grunde gingen. Unter der malaiischen Bevölkerung des ostindischen Archipels gibt es ein Vorkommnis, welches der „Mordlauf" heißt. Ein Mann wird plötzlich von einem rasenden Blutdurst erfaßt, besessen. Er nimmt sein Dolchmesser („Kris"), stürzt aus seiner Behausung, rennt durch die Gassen seines Wohnortes und stößt alles nieder, was ihm begegnet, Menschen und Tiere. Ganz so machten es die Opritschniks des „Schrecklichen". Mit Streitärten und großen Messern bewaffnet, sprengten sie rottenweise durch die Gassen der Städte und Dörfer, alles niedermetzelnd, was ihnen in den Weg kam.

Der Zar haßte seine Hauptstadt, allworin, wie sein finsterer Argwohn ihm einflüsterte, seine Sicherheit gefährdet wäre. Er residierte daher nur zeitweilig in Moskau. Wann er nicht seine Umfahrten („Objeesdy") machte, Klöster besuchend, Grenzfestungen besichtigend, in den Wäldern Bären hetzend, saß er draußen in dem alexandrow'schen Freidorf (Sslobode) in seinem verpallisadierten und umwallten

Digitized by Google

Schloß wie ein lauernder Tiger in seiner Höhle. Die Umgebung des Palastes glich einem Standlager, worin den Hofleuten, den Staatsbeamten, den Opritschniks, dann auch Kaufleuten und Handwerkern besondere Quartiere angewiesen waren. Auch Kerker und Marterkammern gab es da, mitsammen genannt der „Peinhof". In die Sslobode hinein oder aus derselben weg durfte niemand ohne Vorwissen des „Schrecklichen". Zuweilen langweilte er sich. Dann suchte und fand er Kurzweil in der Frömmigkeit. Er ist ja all sein Lebtag ein so „frommer" Herr gewesen! Seinen Palast in der Sslobode verwandelte er zur selben Zeit, wo massenhafte Mordbefehle von dort ausgingen, in ein Kloster. Aus seinen Menschenjägern wählte er dreihundert der ruchlosesten aus und that ihnen Mönchskutten an. Sich selber ernannte er zum Abt, einen Fürsten Wäsemski zum Pater-Kellnermeister. Er sowohl, als alle diese absonderlichen Mönche, trugen unter ihren Kutten stets die langen Mordmesser, von welchen sie so häufigen Gebrauch machten. Vor Tagesanbruch schon mußte die gesamte „Brüderschaft" in der Kirche versammelt sein. Dann erschien der Zar-Abt mit seinen beiden Söhnen, mit dem ganzen Hofstaat und machte sich daran, allerhöchsteigenhändig eine volle Stunde lang die Glocken zu läuten. Dann Celebrierung der Messe, wobei der Zar vorbetete und vorsang, sich bis zur Erde verbeugend und vor dem Ikonostas mit der Stirne so eifrig den Boden schlagend, daß jene blutrünstig wurde. Nach dem Frühgottesdienst fand um acht Uhr des Morgens ein zweiter statt, welcher etliche Stunden währte. Dann ging die „Brüderschaft" zur Mahlzeit ins Refektorium. Während die „Brüder" aßen, las ihnen der Zar-Abt aus Erbauungsschriften vor oder recitierte Bibelstellen. Dann erst setzte er sich zur Tafel und speiste allein. War er satt und vollgetrunken, pflegte er sich tagtäglich nach dem „Peinhof" zu verfügen, allwo stets hunderte von Gefangenen vorhanden. Da wurde nun zur Augenweide des „Schrecklichen" stundenlang gemartert, wurden die scheußligsten Henkerskünste an den „Verdächtigen" geübt. Das förderte, sagte er, seine Verdauung. Auch wenn er an Appetitlosigkeit litt, was infolge seiner Völlerei häufig eintrat, lief er in die Folterkammer, um, wie er sagte, durch den Anblick unter Marterungen zuckender und blutender Menschenleiber seine Magennerven zu frischer Thätigkeit anregen zu lassen. Die Hand will einem erstarren, so man nachschreiben soll, welche Martern das Ungeheuer von Zar und seine Helfershelfer aussannen. Die Opfer dieser Folterkunst wurden in eigens konstruierten Bratpfannen geschmort, in eigens erbauten Oefen gebraten. Anderen löste man ein Glied und ein Gelenk nach dem andern ab. Diese schund man lebendig, jene zersägte man mit dünnen Schnüren.

Allerhöchsteigenhändig den Henker zu spielen, war und blieb fortwährend eine der nobeln Passionen des Zaren. Im Jahre 1567 wurde sein vieljähriger treuer Stallmeister und Schatzkämmerer Iwan Fedorow „verdächtig", nach der Zarenkrone zu streben. Dieser sinnlosen, höchst wahrscheinlich von dem „Schrecklichen" selbst erfundenen Unterstellung zufolge führte der Zar mit dem unglücklichen Greis eine grausame Verspottungsscene auf und stieß ihm dann das Messer ins Herz. Im folgenden Jahre wurde der Metropolit Philipp „verdächtig", weil er bei Gelegenheit eines feierlichen Kirchgangs Iwans in Moskau es wagte, dem Wüterich eine sanfte Vorhaltung zu machen. Der zarische Zorn hierüber wurde zunächst so ausgelassen, daß der „Schreckliche" einer Rotte seiner Opritschniks befahl, während einer schönen Julinacht in die Häuser angesehener Knäsen, Bojaren und Kaufleute einzubrechen, um die Frauen derselben zu rauben. Aus dieser Beute wählte er sich solche aus, die ihm gefielen; die übrigen verteilte er an seine Günstlinge. Dann brach er, die unglücklichen Weiber mitschleppend, aus der Hauptstadt auf, um mit seinen Mordgesellen sechs Wochen lang sengend und brennend, marternd und metzelnd in der Umgegend herumzuziehen. Auf diesem Zuge wurde alles, was Odem hatte, vernichtet, Mensch und Vieh, selbst die Fische in den abgelassenen Fischteichen. Im Herbst sodann wurde der Metropolit Philipp, als er im erzbischöflichen Ornat am Tage von Mariä Himmelfahrt vor dem Altar stand, durch eine Schar Opritschniks ergriffen, weggerissen, entkleidet, mit Besenstreichen aus der Kirche gejagt und zu ewiger Einkerkerung in ein Kloster geschleift. Philipps Neffen Iwan Borissowitsch ließ der Zar köpfen, schickte das blutende Haupt dem Erzbischof in den Kerker und ließ ihm sagen: „Da hast du deinen lieben Verwandten." Un-

Digitized by Google

lange darauf erlitt der greise Prälat den Tod mittels Erdrosselung.

Als im Jahre 1569 Iwans zweite Gemahlin starb, gab dieser Todesfall Veranlassung zu neuen Schlächtereien. Denn die Zarin wäre „vergiftet" worden, behauptete der Zar. Von wem? Von dem Vetter des Zaren, dem Fürsten Wladimir Andreyewitsch ohne Zweifel. Sofort erging der Vertilgungsspruch über den Fürsten, dem der „Schreckliche" schon lange gegrollt hatte, sowie über die ganze fürstliche Familie. Wladimir, seine Gemahlin Eudoxia, seine zwei Töchter, seine zwei Söhne wurden gezwungen, den Giftbecher zu trinken. Ihre Diener und Dienerinnen zog man splitternackt aus, jagte sie auf die Gasse und schoß sie nieder. Wladimirs Mutter, Euphrosyne, riß man aus ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit und ertränkte sie in der Schelsna.

In demselben Jahre 1569 und im nächstfolgenden wurden „Opaly" größten Stils in Scene gesetzt, Ausmerzungen, die an Massenhaftigkeit alles bisher von dem „Schrecklichen" Geleistete noch überboten.

5.

Die Stadt Nowgorod am Ilmensee — in den Akten und Annalen der Hansa Naugarden geheißen — war durch ihren deutschen „Kaufhof" zur Zeit der Blüte hanseatischer Macht ein wichtiger Vorposten des Germanentums im slavischen Nordosten gewesen. Die mächtige Handelsstadt hatte sich dann dem durch die moskowitischen Großfürsten ihr auferlegten Joche nur ungern gefügt, aber sie hatte demselben sich gefügt. Da, im Jahre 1569 wurde sie dem „grausen" Zaren „verdächtig". Einer aus der Schar seiner Späher und Angeber hatte die Nowgoroder, ohne allen Grund, bezichtigt, sie hätten sich mit dem König von Polen in verräterische Zettelungen eingelassen. Dafür sollten sie, ohne daß irgendwelche Untersuchung der schändlichen Bezichtigung stattfand, ein Strafgericht erfahren, welches das den Moskowitern eingeimpfte Mongolentum in der allerfürchterlichsten Weise zum Vorschein kommen ließ und Iwan dem Schrecklichen einen Platz zur Seite des Dschingiskhan und des Tamarlan sicherte.

Im Dezember genannten Jahres brach der Zar mit seinen Opritschniks und mit einem Heerhaufen von 15,000 Mann aus der alexandrow'schen Sslobode auf zu seinem Mongolenzug gegen das dem Untergange geweihte Nowgorod. Er that genau, wie Dschingis und Timur auf ihren Zügen gethan hatten: alles auf seinem Wege wurde vernichtet. In Klin, in Twer, in Torschok, in Medin wurde erbarmungslos gewürgt, damit, sagten die Würger, „niemand den Nowgorodern das Geheimnis vom Heranzug des Zaren verraten könnte."

Im Januar langte der von seinem ältesten Sohn Iwan, dem Zarewitsch, begleitete „Schreckliche" vor Nowgorod an. Er ließ die Stadt umzingeln und alle Zugänge von außen verbarrikadieren, damit niemand heraus könnte. Dann hielt er mit seinen Truppen den Einzug und ließ sich von dem ihn feierlich empfangenden Erzbischof Pimen in Procession zur Sophienkirche geleiten, wo er dem Gottesdienste sehr andächtig anwohnte. Hierauf setzte er sich mit seinem Gefolge im erzbischöflichen Palaste zur Tafel. Aber plötzlich, mitten im Schwelgen, sprang er auf und stieß brüllend den tatarischen Schlachtschrei „Hallahah!" aus. Das war das Signal zur Abschlachtung der Bewohnerschaft von Nowgorod und zur Ausraubung der Stadt. Fünf Wochen lang währten Gemetzel und Plünderung. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont. Der Unhold von Zar ritt von Straße zu Straße, sich an den gräßlichen Scenen des Massenmordes ergötzend. Bei der Kirche zur Geburt Christi allein wurden 10,000 Leichen eingescharrt. Die Gewässer des Wolchow stauten sich von der Menge der darein geworfenen Toten. Etliche zeitgenössische Berichterstatter geben die Zahl der Umgekommenen auf 100,000 an. Andere mindern diese Angabe auf 60,000 herab. Einer meldet mit Bestimmtheit, der „Schreckliche" habe an einem Tage nicht weniger als 15,000 Nowgoroder erwürgen lassen, Weiber und Kinder eingerechnet. Ein anderer sagt, seit der Zerstörung Jerusalems sei ein so grauenhaftes Schauspiel wie die Verheerung Nowgorods und seiner Umgebung nicht gesehen worden.

Leichenhaufen, Blutdunst, Hungersnot, Pestilenz und Verödung hinter sich lassend, rückte der Zar von Nowgorod auf Pskow, um auch dieser Stadt das Schicksal von jener zu bereiten. Auf einer Anhöhe machte er Halt,

Digitized by Google

und blickte, so meldet der Chronist, „die Stadt unverwandt an, die untere Kinnlade bewegend, als fräße er Pskow auf." Doch der bedrohte Ort entging dem Schlimmsten, er wurde nur geplündert, vollständig ausgeraubt, weil ein blödsinniger Anachoret, Salos Nikola, welcher für einen großen Heiligen galt, mittels seiner Prophezeihungen dem abergläubischen Wüterich so imponierte, daß er die Abschlachtung der Pskower unterließ.

Aber die Wolke von Blutdampf, Brandrauch und Entsetzen, welche über Nowgorod schwebte, dehnte sich bis nach Moskau hinüber. Dorthin zurückgekehrt, übte der Zar wieder einmal eine jener Tyrannenkünste, welche er dem Bonapartismus vorwegnahm. Um nämlich seiner alles verzehrenden Wut neue Menschenhekatomben darbieten zu können, erfand er ein ungeheuerliches Komplott, welches, wie er phantasierte, viele seiner vornehmsten Würdenträger, Knäse, Bojaren und Diäke, mit dem als Gefangenen in die alexandrow'sche Sslobode geschleppten Erzbischof Pimen von Nowgorod angesponnen hätten, um den Zaren zu ermorden. Auf Grund dieser ruchlosen Fabel wurden eingekerkert der Kanzler Wiskowatyi, der Schatzmeister Funikow, die Bojaren Stepanow, Wassiljew, Jakowlew, auch die beiden Hauptgünstlinge, der General Basmanow samt seinem Sohne Fedor und der Fürst Wäsemski, der „Vater-Kellnermeister", der Fürst Prosorowski, kurz an 300 „Verdächtige". Nach scheußäligen Folterungen erging der Todesspruch gegen die „Hochverräter".

Der 25. Julitag von 1570 sah die schreckliche Vollstreckung. In Kitaigorod, im chinesischen Quartier von Moskau war eine Menge von Galgen errichtet, waren Haufen von Marterwerkzeugen bereitgelegt, war ein großes Feuer angezündet und darüber ein riesiger Wasserkessel aufgehängt. Die Opritschniks schlossen um diese Zurüstungen einen Kreis. Der Platz war öde, denn das Volk verbarg sich ängstlich in Kammern und Kellern. Unter Trompeten- und Paukenschall kam der „Schreckliche" mit seinem Hofstaat geritten. Die Leere des Platzes mißfiel ihm. Er gebot, von überallher das Volk mit Gewalt herbeizutreiben, damit „es Zeuge seines Strafgerichts wäre". So füllte sich denn der Platz mit einer zitternden Menge. Der Zug der Verurteilten schwankte heran, langhingedehnt, furchtbar anzusehen, die zerfleischten, verrenkten, blutenden, zermarterten Leiber nur mühsäligst fortschleppend. Da rief der Zar von seinem Rosse herab über die Menge hin: „Volk, du wirst Marter und Tod sehen, aber zur Züchtigung von Verrätern. Sprich, ist mein Gericht gerecht?" Worauf das liebe „Volk": „Lang lebe unser Väterchen, der Zar! Tod den Verrätern!" Darauf nahm das massenhafte Martern und Morden seinen Anfang und das Zerstückeln, Sengen, Verbrühen, Pfählen, Zerhauen, Zersägen hörte erst auf, nachdem binnen zwei Stunden an 200 Menschen abgeschlachtet waren. Drei Tage später wurden die übrigen Verurteilten nachgeholt, bei welcher Gelegenheit der Zar den Fürsten Schachowskoi allerhöchsteigenhändig mit seiner Elfenbeinkeule totschlug. Die Frauen und Kinder der Gemordeten ließ der „Schreckliche" ersäufen. Einzelnen dieser weiblichen Opfer, wie der Gattin Funikows, einer Frau voll Tugend und Würde, ließ der Unmensch so gräulich schamlose Mißhandlungen anthun, daß die Feder vor der Andeutung derselben zurückschrickt, und der Grausamkeit Molochs die Verworfenheit Belials gesellend, zwang er die fünfzehnjährige Tochter der genannten Unglücklichen, die Verschändung ihrer Mutter mitanzusehen. Das gesamte Vermögen der Hingeschlachteten fiel selbstverständlich dem Zaren anheim. Die entsetzlichen Blutrasereien Iwans waren demnach sehr einträgliche Finanzoperationen, seine Mördereien zugleich Geldgeschäfte.

6.

Nun endlich schien die große Saumsälige, die Nemesis, Hand und Fuß rühren zu wollen. Aber es war nur ein Schein. Denn auch hier bewahrheitete sich wieder einmal der alte Spruch, daß die Völker büßen müssen, was die Könige, die Kaiser oder die Zaren gesündigt haben.

Eine ganze Reihe von Unglücksschlägen fiel auf das moskowitische Reich. Dem erbarmungslosen inneren Krieg, welchen der „Schreckliche" seinem Volke machte, waren i. J. 1570 Hungersnot und Pestilenz gefolgt. Dazu kam im nächsten Jahre die furchtbare Heimsuchung eines Tatareneinfalls. Der Khan der Krim, Dewlet-Girey, that an der Spitze seiner zahlreichen Horden einen Kriegszug in

das Moskowiterland. Söhne desselben, Russen, welche vor dem Wüten ihres Zaren zu den Tataren geflohen waren, hatten den Khan dazu an- und aufgereizt. Der „Schreckliche" rückte mit seinen Opritschniks dem Feind entgegen bis nach Serpuchow, konzentrierte sich dann aber, ohne einen Schlag zu versuchen, Hals über Kopf rückwärts, floh an Moskau vorbei und barg sich in dem fernab gelegenen Jaroslawl. Der Khan kam heran, nahm die schutzlos preisgegebene Hauptstadt, plünderte sie gründlich und verbrannte die ausgeraubte, so daß nur der Kreml stehen blieb. In dem Flammenmeer wären, hieß es, 100,000 Menschen umgekommen. Ein zweites Hunderttausend schleppten die Tataren bei ihrem Abzug mit fort in die Sklaverei. Im folgenden Jahre, 1572, kam der Khan wieder, da wurde ihm aber der Weg gewiesen. Freilich nicht durch den Unhold von Zaren, welcher sich in der ganzen Tatarennot als ein großer Jämmerling erwiesen hat, sondern durch den Knäsen Michael Worotynski, welcher sich 50 Werst von Moskau, bei Lopaßna, an der Spitze eines russischen Heeres, dessen Kern 7000 deutsche Landsknechte unter ihrem Oberst Georg von Fahrensbach bildeten, den Tataren entgegenstellte, sie entscheidend schlug und die geschlagenen in ihre Steppen zurückjagte.

Obzwar also nur mit Not der Gefahr entgangen, von den Tataren erobert und verschlungen zu werden, übten sich doch die Moskowiter sofort selber wieder im Erobern und Verschlingen. Ihr Ausbreitungstrieb war auf Livland und Esthland gerichtet, so daß der „grause" Zar in seiner auf die Erwerbung dieser Ostseeländer gerichteten Begierde als ein Vorläufer Peters des Großen erscheint. Für diesmal blieb aber der moskowitische Heißhunger ungestillt, weil Schweden und Polen im Kriegswesen den Russen weit überlegen waren.

Der „Schreckliche" kehrte demnach seine Waffen wieder nach innen, gab seinen Russen zu fühlen, was es hieße, einen Zaren seines Schlages zu haben, und füllte seine letzten Lebensjahre, wie schon so viele seiner früheren, mit gräulichen Unthaten aus.

Die vollendete Sklavenhaftigkeit seiner Unterthanen ließ ihn gewähren. Nicht die leiseste Regung von Widerspruch, geschweige von Widerstand, hatte er mehr zu befahren. In diesem moskowitischen Sklavenpöbel, in dem vornehmen wie in dem geringen, war jeder Hauch von Ehre- und Menschenwürdegefühl erstickt. Knäse und Bojaren fanden es ganz in der Ordnung, wenn der Zar sie um geringer Versehen willen auspeitschen ließ wie Stallknechte. Ein Bojar, welchen der „Schreckliche" spießen ließ, betete vom Pfahl herab: „Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!" bis der Tod seiner Marter ein Ende machte. Unlange nach der Tatarennot ließ Iwan den Sieger von Lopaßna, den ehrwürdigen Fürsten Worotynski, der Zauberei bezichtigen, sowie eines Anschlags auf sein, des Zaren, Leben, und ließ den Unglücklichen langsam zwischen zwei Kohlenfeuern rösten. Zugleich mit Worotynski wurde der Knäs Nikita Ordojewski zu Tode gequält. Den „heiligen" Abt Kornelius von Pskow und seinen Schüler Bassian ließ der Zar in einem riesigen Mörser zerstampfen, den neuen Erzbischof Leonidas von Nowgorod in ein Bärenfell einnähen und von Hunden zerreißen. Häufig machte er sich den „Spaß", eingefangene Bären auf die Volksmenge loszulassen.

Es fehlte nur noch das Wüten gegen das eigene Fleisch und Blut und auch dieses kam. Von Iwans rohem und gewaltthätigem Verfahren im Heiraten, Sichscheiden und Wiederverheiraten wollen wir weiter nicht reden. Er brachte es nach und nach bis zu sieben Frauen, von welchen aber in der kirchlichen Anschauung verschiedene nur Kebsen waren. Als er, ohne alle Rücksicht auf die bezüglichen Gebote und Verbote der Landeskirche, zu seiner siebenten Gemahlin die Marfa Nagoy genommen hatte, kam ihm der Einfall, um eine englische Lady zu werben, Mary Hastings. Seinem zu diesem Zwecke nach England geschickten Unterhändler Pissemski gab er auf, zu erkunden, ob die besagte Lady auch recht „groß, feist und weiß" wäre. Der Handel zerschlug sich aber. Im Oktober von 1582 gebar Marfa Nagoy dem Zaren seinen jüngsten Sohn Dmitry.

Elf Monate zuvor, im November 1581, hatte der „Schreckliche" seinen ältesten Sohn, den Zarewitsch Iwan, ermordet. Es hieß, der Prinz habe seinem Vater Vorwürfe gemacht, weil dieser seine, des Prinzen, Gemahlin Helene mittels roher Mißhandlung um ihre Mutterhoffnung gebracht hätte. Sei es darum, sei es aus einem anderen Grunde, der Zar fuhr in rasendem Jähzorn auf den Sohn los und stieß ihm die Spitze seiner

Digitized by Google

elfenbeinernen Keule in die Schläfe. Iwan brach zusammen und starb fünf Tage darauf.

Das scheint das Untier von Vater doch erschüttert zu haben. Wenigstens konnte er es in der alexandrow'schen Sslobode, seiner Lieblingshöhle, wo er den Sohn erschlagen, nicht mehr aushalten, sondern übersiedelte nach dem Kreml der aus ihren Brandruinen wieder erstandenen Hauptstadt. Dort ist er dann, am 18. März 1585, nach kurzer Krankheit gestorben, „versehen mit allen Tröstungen der Religion". Sein mehr als halb blödsinniger Sohn und Nachfolger Feodor starb 1595 und mit ihm erlosch der Stamm der moskowitischen Großfürsten aus dem Hause Rurik ....

Warum ich dieses grausenhafte Kapitel aus der Geschichte des Zarentums vor den Augen denkender Leser und Leserinnen aufgeschlagen habe?

Damit ein Stück russischer Vergangenheit ein Stück russischer Gegenwart erklären helfe.

Der russische Nihilismus ist nicht so rätselhaft, wie er aussieht. Es läßt sich in demselben unschwer ein logisch-notwendiges Produkt der Geschichte Rußlands erkennen. Man kann seine Eltern ganz bestimmt nachweisen: der Vater heißt Zarismus, die Mutter Korruption.

Leuchttürme der Alten.

Von

Nautilus.

Auch dem Binnenländer, der sonst so wenig von der Eigenart und von den Gefahren der See kennt, ist diese durch Beschreibungen und Schilderungen, durch die Berichte der segensreichen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, durch die Ausbreitung unserer Flotte und vieles andere vertrauter und interessanter geworden. Namentlich haben sich die Erfindungen, welche mit der Schiffahrt zusammenhängen, lebhafter Anteilnahme zu erfreuen gehabt, und wohl niemand, der von der großen elektrischen Ausstellung zu Paris gelesen oder sie besucht hat, dürfte ohne lebhaftes Interesse an dem Leuchtturme mit elektrischem Lichte vorübergegangen sein. Aber lange bevor die Menschen die Kraft des Blitzes, die nahezu allmächtige Elektrizität sich dienstbar machten, nahmen sie bereits die Hilfe des Lichtes in Anspruch, um sich warnen und wegweisen zu lassen auf den trügerischen Fluten der See. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß bereits vor 3000 Jahren solche Warner und Weiser errichtet wurden; anfänglich waren es einfache Feuer, entzündet auf dem Gipfel der Klippen, dann massige Türme von rohbehauenem Steinwerk mit

Römischer Leuchtturm aus der Zeit des Augustus.

Fackeln beleuchtet. Viele Jahrhunderte v. Chr. stand auf jenem stolzen Hügel der östlichen Seite des Bosporus ein Tempel, der dem Jupiter Uranus, dem Gott der Seefahrer und Stürme, geweiht; flammten dort die Leuchtfeuer auf, und selbst heute noch sollen türkische Schiffer die Höhe besteigen, um bei zweifelhaftem Wetter die Himmelszeichen zu studieren und sich Rates zu holen, ob sie ihre malerisch plump aussehenden Küstenschiffe dem Zorne der Geister des Schwarzen Meeres anvertrauen dürfen. Auch an der nördlichen Mündung des Bosporus, wo die Legende schon zu Jasons Zeiten von Schrecknissen gefährlichster Art zu erzählen

Digitized by Google

wußte, dürften lodernde Flammen in frühſter Zeit die Seefahrer beſchützt haben.

Merkwürdig iſt es, daß man keine Nachrichten über Leuchttürme hat aus der Zeit, in der Perikles Athen in ſo hervorragender Weiſe befeſtigte und ihm eine der beſten Seeverteidigungen gab, deren die alte Welt gedenkt. Daß aber auch der enge Eingang zum Piräus durch Lichter angezeigt wurde, iſt wohl zweifellos. Von dem berühmten, über 120 Fuß hohen Koloß von Rhodos, der in Bronze ausgeführt und von dem Bildhauer Chares entworfen war,

Leuchtturm von Alexandria.

weiß man nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob er den Zweck hatte, als Leuchtturm zu dienen. Aber ſeine Lage an dem ſchmalen Eingang des Hafens und die Thatſache, daß er Apoll, dem Gott des Lichts, geweiht war, machen die Ueberlieferung glaubhaft: in ſeiner erhobenen koloſſalen Rechten habe er eine mächtige Fackel gehalten, die nachts ihre Strahlen weit hinausgeſandt ins Meer. Dieſe Ueberlieferung von dem Koloß von Rhodos erinnert an die Hypotheſe, daß die Cyklopen von Sizilien auf einen Leuchtturm in menſchlicher Geſtalt zurückzuführen ſeien, deſſen einziges Auge in der Mitte der Stirn von einem mächtigen Licht erhellt worden ſei.

Der erſte aller Leuchttürme des Altertums, von dem eine genaue Beſchreibung vorliegt, und zugleich der berühmteſte iſt der Pharos von Alexandrien in Aegypten. Er wurde von Ptolemäus Philadelphus 270 Jahre v. Chr. auf einer kleinen Inſel am Eingang zum Hafen errichtet, die durch eine Straße mit dem Feſt-

Digitized by Google

lande verbunden war. Von seinen riesigen Dimensionen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß seine Basis 400 Quadratfuß gewesen ist und seine Herstellung 800 silberne Talente erfordert hat. Die Form des Turmes, der in verschiedenen Etagen durchbrochen und mit Galerieen und Säulen geziert war, erinnerte an die Pyramiden; das Material, aus dem man ihn hergestellt hatte, war weißer Marmor. 450 Fuß über dem Meeresspiegel leuchteten von seiner Spitze die Feuer nieder, und wenn es auch übertrieben ist, daß man die Flammen 100 Meilen weit gesehen habe, da selbst bei der heute so vervollkommneten Technik ein Licht ersten Ranges nur 30 Meilen weit ohne Nachtglas (das ja die Alten nicht kannten) gesehen werden konnte, so kann man doch annehmen, daß noch auf 20—25 Meilen der Schein des Pharos wahrgenommen wurde. Mehr als 1500 Jahre (d. i. bis 1303) warf er seine schützenden Strahlen über die unruhigen Gewässer des Mittelländischen Meeres, „nocturnis ignibus cursum navium regens“, wie Plinius berichtet. Dann verfiel er und verging, wie alles verfällt und vergeht, was Menschenhand errichtet. Der Name seines Erbauers ist auf uns gekommen und Strabo berichtet, der Architekt habe folgende Inschrift in den Marmor meißeln lassen: „Sostratus der Knidianer, Sohn des Dexiphanes, den erhabenen Göttern, zum Vorteil der Seefahrer.“ Ein anderer Schriftsteller bemerkt dazu, Sostratus habe zwar diese Inschrift in sein Werk eingegraben, dann aber mit festem Zement ausgefüllt und in diesem dem König das Verdienst zugeschrieben. Erst nach Jahrhunderten, als der Zement verwitternd sich abgelöst, sei des Erbauers Lobspruch zum Vorschein gekommen. Eine alte Sage wollte auch Alexander dem Großen das Verdienst der Errichtung des Turmes zuschreiben und berichtete, daß sich auf der Spitze des Pharos ein Spiegel befunden habe, von dessen Fortbestand die Dauer Alexandriens abhängig sein sollte. Da der Turm zugleich dem Leuchtfeuer und der Befestigung des Hafens diente, so war allerdings von seiner Existenz in gewissem Sinne die der Stadt abhängig.

Römischer Leuchtturm bei Dover.

Die Erbauung des Pharos von Alexandrien gab die Anregung zur Erbauung vieler anderer Leuchttürme. Es ist wahrscheinlich, daß Karthago seine Seefahrer durch Leuchttürme zu schützen suchte, und es ist gewiß, daß die Römer solche in Caprea, Ostia, Puteoli und Ravenna errichteten. Der letztere wurde dem alexandrischen Pharos an Pracht gleichgestellt. Uebrigens ließen es die Römer nicht bei der Errichtung der segenspendenden Baulichkeiten

Digitized by Google

an der italieniſchen Küſte bewenden, ſondern erbauten ſie auch in Ländern, die ſie eroberten, ſo daß ſich unter ihrem Zepter die Linie der Leuchttürme vom Atlantiſchen Ozean bis zum Euxin, von Britannien bis zum Pontus erſtreckte. Beſonders erwähnenswert waren unter den Leuchttürmen des mächtigen Reiches jene an der Mündung des Chryſorrhoas auf der ſyriſchen Küſte, an der Mündung des Guadalquivirs bei Cadiz, zu Rhodus, am Bosporus und zu

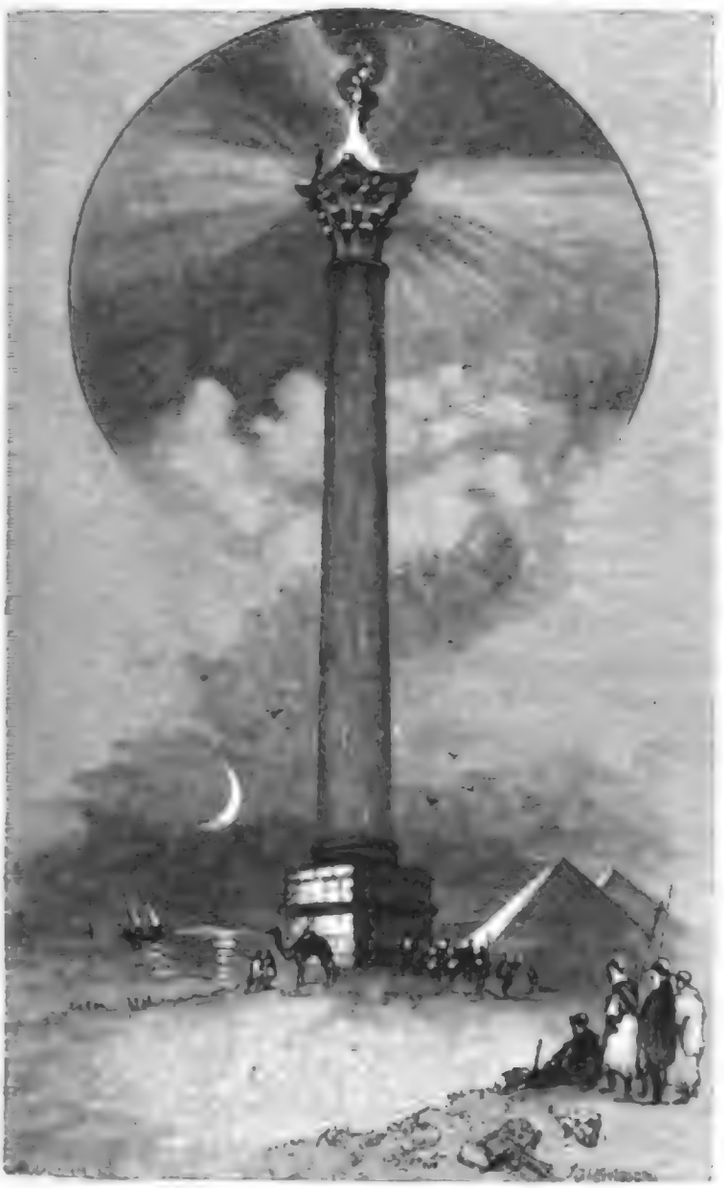
Leuchtturm Alter mit fliegendem Feuer am Rhein.

Cyzicus im Marmora-Meer. Bemerkenswert iſt ferner die „Säule des Pompejus“, die merkwürdigerweiſe nach dem Pompejus genannt wurde, während ſie doch unter Diokletian errichtet worden iſt. Von den bald ſorgfältiger, bald roher durchgeführten Leuchttürmen, welche die Römer an der britiſchen Küſte erbauten, ſind zum Teil noch Ueberreſte vorhanden, und für die ſehr große Ausbreitung des ſcheinbar organiſierten Syſtems unter Kontrolle der Regierung ſprechen Abbildungen ſolcher Baulichkeiten auf alten römiſchen Münzen. Noch heute ſteht zu Careg in Wallis ein alter römiſcher Leuchtturm mit der Beſtimmung, den Seefahrern längs des gewundenen Kanals von Deva oder Cheſter nach Seteia Portus den

Digitized by Google

Weg zu weisen. Der runde Turm ist von großer Dicke, so daß er bei einem inneren Durchmesser von 12½ Fuß einen äußeren von 21 Fuß zeigt. Nach der Seeseite zu sind im oberen Stockwerk acht viereckige Oeffnungen angebracht, so daß das Licht geteilt erschien. Nach demselben System dürfte der Leuchtturm zu Dover eingerichtet gewesen sein. Ein anderer römischer, vielleicht auch keltischer Leuchtturm scheint auf der Höhe im Norden von Wallis gestanden zu haben, darauf deutet der Name „Peny Caer Gybi“ oder Flammenhügel.

Einen seltsamen Kranz hat ein alter Romanschreiber um die Zinnen des römischen Leuchtturms bei Corunna in Spanien gewoben, der einst dem Seefahrer den Weg durch die stürmischen Gewässer von Biscaya zeigte. Nach jenem soll Herkules den Turm über dem Grab des von ihm erschlagenen Riesen Gerian erbaut und zu Ehren der Heldin Corogne auf die Spitze des Gebäudes eine Bronzestatue mit einem Spiegel in der Hand gesetzt haben. Der Spiegel hatte nach der Legende die wunderbare Eigenschaft, feindliche Schiffe, die sich der Stadt näherten, zu reflektieren und so die Stadt auf den Sturm vorzubereiten.



Säule des Pompejus.

Außer den Leuchttürmen kannten die Römer auch Leuchtschiffe, wie sie umstehende Abbildung zeigt. Spätere Zeiten haben dieselben ebenfalls verwendet, doch kommen sie ständig erst seit dem 18. Jahrhundert vor.

Nach der Ausbreitung des Christentums machten sich Klöster und Mönchsorden um die Sicherheit auf dem Meere verdient. Sie unterhielten die Feuer der Leuchttürme und wo sich solche nicht vorfanden, entzündeten sie Holzstöße oder Teerfackeln. So warnten zu Sagres, am Kap St. Vincenz, einem der wildesten Vorgebirge Europas, das ewig gepeitscht wird von den donnernden Wogen des Atlantischen Ozeans, die menschenfreundlichen Patres durch ihre Feuerzeichen den Schiffer, in offene See zu stechen.

Jahrhunderte kamen und gingen, und die Mittel der Seefahrt vervollkommneten sich und mit ihnen wuchs das Bestreben nach Sicherheit. An zahlreichen Stellen flammten die Feuer neuer Leuchttürme empor, und unter der Regierung Heinrichs VII. bildete sich die Korporation der Aelteren Brüder der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit, bekannter unter dem Namen „Trinity House“, und gegründet zum Zwecke Schiffe zu lotsen, Küsten zu beleuchten und Kontrolle zu üben an den Gestaden und über die angrenzenden Gewässer von England und Wallis. Noch heutigen Tages wirkt diese Korporation, die sich aus älteren aktiven Brüdern, älteren

Digitized by Google

Römisches Leuchtschiff.

Brüdern als Ehrenmitglieder und jüngeren Brüdern zusammensetzt. Ein Direktor, dem ein Stellvertreter beigegeben ist, steht ihr vor.

Von den zahlreichen Leuchttürmen, welche die französische Regierung errichten ließ, ist der berühmteste und schönste der zu Cordouan, der auch von den neueren und neuesten Bauten an Schönheit nicht übertroffen wird. Der cordouanische Leuchtturm bewacht den Zutritt zu dem Kai von Bordeaux und steht auf einem zwei Meilen vor dem Ausfluß der Garonne liegenden Felsenriff von 700 Fuß Länge, das zur Flutzeit nahezu gänzlich vom Wasser bedeckt ist. Unter Heinrich II. und Louis de Foix begonnen, wurde das Werk unter Heinrichs IV. Regierung vollendet; es war ursprünglich 169 Fuß hoch, wurde aber 1727 auf eine Höhe von 186½ Fuß gebracht. Noch interessanter und bedeutender als der cordouanische Turm ist der berühmte Leuchtturm zu Eddystone, freilich nur mit Rücksicht auf die außerordentlich technische Vollkommenheit, nicht aber was Schönheit und historisches Interesse anlangt. — Ueber 3000 Jahre schon brennen die Feuer der Leuchttürme, wer weiß ob es nicht schon unsern Kindeskindern vergönnt ist, sie verlöschen zu sehen, weil das Meer verlassen liegt und der Menschengeist die Mittel fand, durch die Wolken seine Wege zu nehmen, äußerlich mit Leichtigkeit zu vollbringen, was ihm innerlich so unendlich schwer wird — dem Himmel näher zu sein als der Erde.

Digitized by Google

Christi Blut und Gerechtigkeit.

Von

Karl May.

Chodeh t'avezschkeht; aaleïk sallam, u rahhmeht Allah — Gott bewahre dich; der Friede und die Barmherzigkeit des Herrn sei mit dir!"

Scheich Melef, zu dem ich diese Abschiedsworte sprach, reichte mir die Hand von seinem Schimmel herüber. Der dünne Bart zuckte um seine schmalen Lippen, und die Haut seiner Augenwinkel legte sich in die kleinen Fältchen, die mir so wenig gefallen hatten.

„Az kolahme tah; bu kalmehta ta siuh taksihr nakehm; atina ta, Ansziallah, kheïra — Ich bin dein Diener; ich spare nichts, um dir zu dienen; gebe Gott, daß dein Besuch ein glücklicher sei!" antwortete er.

Dabei drückte er mir sehr freundschaftlich die Hand, und ein Seitenblick sagte seiner Begleitung, daß auch sie sich jetzt zu verabschieden hätte.

„Chodeh scogoletah rast init — Gott stehe dir in deinem Vorhaben bei. Chodeh ezsch tah razschibiht — Gott sei zufrieden mit dir. Chodeh da-uleta ta mazen bekeht — Gott vermehre deinen Reichtum. Sallam aaleïk, jahrimen ahziz — Friede sei mit dir, mein teurer Freund!"

Diese und ähnliche andere Rufe erklangen um mich her, während sich gegen zwanzig Hände bemühten, meine Rechte zu drücken. Es war ein verdorbenes Kurmangdschi, welches diese Schirwan-Kurden sprachen, und so zweifelhaft wie ihr Dialekt, war mir auch ihr Charakter während meines viertägigen Aufenthaltes bei ihnen vorgekommen. Ich fühlte mich froh, ihnen mit heiler Haut entgehen zu dürfen, und kürzte daher den Abschied so viel wie möglich ab. Ich reichte die Hand im Kreise herum; mein arabischer Diener Halef that dasselbe, und dann ritten wir davon, begleitet von einem Reiter, welcher uns auf dem besten Wege über den großen Zab hinüber zu den oberen Zibar-Kurden bringen sollte.

Dieser Mann war seltsam gekleidet. An seinem roten Kuhlik [1]) waren lange Lederstreifen befestigt, die ihm wie die Beine einer riesigen Spinne über das Gesicht und den Nacken herabhingen. Die weite Hose war schwarz und gelb gestreift. Zwei um die nackten Füße gebundene Lederstücke bildeten die Schuhe. Ein grün und weiß gewürfeltes Kleidungsstück, halb Weste und halb Rock bedeckte seinen Oberkörper, und aus den Achsellöchern dieses Gewandes ragten zwei braune, haarige Arme hervor, die einem Gorilla anzugehören schienen. Der Mann hatte ein offenes Gesicht und ehrliche Augen, mit denen er mich von Zeit zu Zeit eingehend zu mustern schien.

„Sihdi," frug mein Diener, nachdem wir wohl eine halbe Stunde lang schweigsam dahingeritten waren, „was heißt Spitzbube auf Kurdisch?"

„Herambaz."

„Gut; so ist jeder dieser Kurden ein Herambaz."

„Sprich leise."

„Warum, Sihdi? Damit dieser Kurde mich nicht hört? Selbst wenn er arabisch reden könnte, würde er doch meinen Dialekt nicht verstehen. Die Sprache des Mogreb ist hier fremd, und alle Kurden sind Räuber. Allah il Allah, Gott ist allwissend; er weiß, daß von diesem Scheich der Schirwani nichts Gutes kommen kann. Hast du seine schiefe Nase und seine spitzen Augen gesehen? Seine Seele ist die Seele eines Fuchses."

„Ich weiß es, Halef. Wir haben nichts mehr mit ihm zu schaffen."

„Hamdulillah, Preis sei Gott, daß wir fort sind von ihm! Aber hast du bemerkt, daß vor unserem Aufbruche zwei Reiter das Dorf verließen?"

[1]) Mütze aus Filz von Ziegenhaaren.

Digitized by Google

„Nein. Macht dir dieser Umstand angst?“

„Angst, Sihdi? Weißt du, wer ich bin? Ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah; ich habe dir zwei Jahre lang treu und tapfer gedient, war mit dir in der Sahara, in Masr [1]), im Belad al Arab, in Mossul und bei den Teufelsanbetern und bin in keiner Gefahr von deiner Seite gewichen. Hast du jemals gesehen, daß ich Angst gehabt habe?“

„Nein. Mein wackerer Halef hat sich niemals gefürchtet.“

Er wirbelte seinen Schnurrbart, der links aus wenigen und rechts aus etlichen Haaren bestand, sehr selbstgefällig in die Luft hinaus, schob den Turban aus der Stirn, richtete seine kleine, schmächtige Gestalt möglichst hoch im Sattel auf und lockerte seine messingbeschlagenen Pistolen. Nach dieser sehr imponierenden Einleitung meinte er:

„Du sagst die Wahrheit, Effendi. Du bist der weiseste Mann und der größte Krieger des Abendlandes; du hast eine starke Büchse, um den Löwen, den schwarzen Panther und den Bären zu töten; du hast ferner eine Flinte, aus der du viele Kugeln schießen kannst, ohne zu laden; du hast auch zwei kleine Pistolen, die sechsmal losgehen in einer Minute. Ich aber bin dein Freund und Beschützer Hadschi Halef Omar, und unter meiner Obhut bist du sicher gewesen wie unter dem Schirme Allahs und des Propheten. Ich werde auch heut über dich wachen, daß der Feind kein Haar deines Hauptes zu krümmen vermag.“

„Das erwarte ich,“ antwortete ich sehr ernst, obgleich ich ein kleines Lächeln kaum zurückzuhalten vermochte.

Mein kleiner Halef schnitt nämlich gern ein bißchen auf, aber ich wußte dennoch, daß ich mich in jeder Beziehung auf ihn verlassen konnte. Er öffnete bereits wieder den Mund, um die Verherrlichung seiner Person fortzusetzen, als er von unserem Begleiter unterbrochen wurde.

Wir hätten nämlich das Schirwan-Dorf bereits beim ersten Tagesgrauen verlassen und waren von dem Scheich desselben eine Strecke weit begleitet worden. Nun hatte sich der Osten allmählich mehr gelichtet, und eben jetzt schoß der erste Strahl der aufsteigenden Sonne an uns vorüber, um die Fluten des Zab mit brillierenden Lichtern zu überschütten. Da sprang unser Führer vom Pferde, kniete mit gen Morgen gerichtetem Angesichte nieder und rief mit ausgebreiteten Armen:

„Ja Schems, ia Schems, ia Schems — o Sonne, o Sonne, o Sonne!“

Er blieb knieen, bis die feurige Kugel sich vollständig über dem Horizont erhoben hatte; dann stieg er wieder auf. Ich war überrascht gewesen und wandte mich jetzt fragend an ihn:

„Du bist ein Dschesîde [1])?“

„So nennt man uns, o Herr,“ antwortete er, und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Nun möchtest du dich mir wohl nicht länger anvertrauen?“

„Wie kommst du zu dieser Frage?“

„Hast du nie gehört, wie schlimm die Leute von uns sprechen?“

„Ich habe es oft gehört, aber ich vertraue mich dir dennoch an. Ich habe unter den Dschesîdi mehr gute Menschen gefunden, als unter den Kindern Mohammeds, und viele ihrer Scheichs und Kawals sind meine Freunde geworden.“

Er blickte überrascht auf.

„Chodieh [2]), du kennst die Obersten und Prediger der Dschesîdi?“

„Ja. Ich war zum großen Feste in Baadri und Gast des Scheich Adi.“

„Verzeihe, Herr; zum großen Feste wird kein Mohammedaner zugelassen.“

„Ich bin kein Mohammedaner, sondern ein Christ. Aber dieser mein Diener Hadschi Halef ist ein Merd al Islam und wurde dennoch zugelassen.“

Ich sah die ungläubige Miene des Dschesîden und zog meinen Melek Ta-us [3]) hervor, den ich unter dem Gewande an einer Schnur um den Hals hängen hatte. Kaum erblickte er die kleine Figur, so rief er unter den Zeichen des größten Erstaunens:

„Der Melek Ta-us, den nur die besten Vertrauten des Mir Scheich Chan erhalten! Herr, wenn du wirklich ein Christ und kein Dschesîde bist, so ist dein Name Kara Ben Nemsi!“

„So hat man mich in diesem Lande genannt.“

---

[1]) Arabischer Name für Aegypten.

[1]) Teufelsanbeter, gewöhnlich Jezide geschrieben.
[2]) Herr, Gebieter. [3]) Wörtlich: König Pfauhahn.

Digitized by Google

„Du bist also der Fremdling, der mit den Unserigen gegen die Soldaten des Mutessarif von Mossul gekämpft hat?“

„Ja. Beim Abschiede gab mir der Mir Scheich Chan diesen Melek Ta-us als Erkennungszeichen, wenn ich der Dienste eines Dschesiden bedarf.“

„Chodieh, ein jeder Dschesíde wird bereit sein, sein Leben für dich zu lassen, wenn er dieses kostbare Zeichen erblickt. Befiehl, was ich für dich thun soll; ich thue alles!“

„Ich wünsche von dir nur, daß du mich sicher zu den Zibar-Kurden bringst.“

„Dies wird geschehen, Herr. Hier ist der Fluß, und dort liegt ein Kelek [1]) am Ufer, welches uns über das Wasser tragen wird.“

„Wem gehört das Floß?“

„Der Nezanum [2]) hat es gebaut, doch jeder Bewohner des Dorfes kann es benutzen.“

„Kein anderer?“

„Keiner.“

„So sind es also Dorfbewohner gewesen, welche bereits vor uns hier übergefahren sind.“

„Heut?“

„Ja. Siehe hier die frischen Spuren von zwei Pferden. Hier rechts hat das Kelek gelegen, und da sind die Reiter abgestiegen. Die feuchten Halme haben sich fast wieder aufgerichtet; sie wurden vor vielleicht einer Stunde niedergetreten. Was haben die Zwei da drüben zu schaffen? Der Fluß bildet hier die Grenze; sie können also nur zu den Zibar-Kurden sein. Warum sind sie da nicht mit uns geritten?“

„Herr, es werden Männer eines anderen Dorfes sein, oder Angehörige eines anderen Stammes, welche das Floß nur zufällig fanden und benutzten.“

„Nein; es sind zwei Männer Eures Dorfes. Mein Diener hat sie gesehen, als sie fortritten.“

Er blickte nachdenklich vor sich hin und legte dabei unwillkürlich die Hand an den Griff des Messers, welches seine einzige Waffe bildete.

„Herr,“ meinte er dann mit einem sehr aufrichtigen Aufschlage seiner Augen, „ich weiß nichts davon. Vertraust du mir wirklich?“

„Ja, vollständig.“

„Es ist möglich, daß du dich in Gefahr befindest, denn der Scheich liebt die Untreue mehr als die Treue. Ihr tragt bei Euch kostbare Waffen und auch andere Dinge, welche hier nie zu sehen und zu kaufen sind. Solange ihr seine Gäste waret, durfte er Euch nichts nehmen; jetzt aber kann er thun, was ihm beliebt.“

„Und was wird dies sein?“

„Er wird den Scheich der Zibar benachrichtigt haben, Euch die Gastfreundschaft zu versagen, und beide werden sich in das teilen, was Ihr bei Euch führt.“

„In diesem Falle ist dein Scheich nicht in das Dorf zurückgekehrt, sondern er wird uns heimlich folgen.“

„Ich glaube es. Was wirst du thun?“

„Ich werde mich überzeugen, ob wir richtig vermuten, und, wenn dies der Fall ist, dich zurücksenden.“

„Chodieh, das wirst du nicht thun!“

„Ich werde es dennoch thun. Der Scheich ist dein Herr; du darfst nichts unternehmen, was gegen seinen Willen ist.“

„Er soll mein Herr nicht länger sein. Ich hasse diese Kurden. Ich wollte sie schon längst verlassen und nach dem Westen gehen, aber sie hätten mich nicht fortgelassen.“

„Und die deinen?“

„Herr, ich habe weder Vater und Mutter, noch Weib und Kind; ich besitze nichts außer dem, was du hier bei mir siehest; das Pferd gehört dem Scheich. Ich will nach Baadri zum Mir Scheich Chan. Nimm mich mit dir, Chodieh, und ich werde es dir danken, so lange ich lebe!“

„Ich weiß, daß du beinahe als ein Sklave des Scheich betrachtet wirst und dich sehr unglücklich fühlen mußt; aber ich kann über deinen Wunsch erst später entscheiden. Kannst du schwimmen?“

„Ja, Herr. Soll ich das Kelek herüberholen?“

„Nein. Ihr schwimmt jetzt an das andere Ufer und versteckt Euch drüben hinter das Tschinar- und wilde Biehgestrüpp [1]). Unterdessen reite ich zurück, um zu sehen, ob der Scheich uns folgt. Vorwärts!“

Die beiden lenkten ihre Pferde in das Wasser, und ich kehrte um. Im Trabe erreichte ich die nächste Höhe, von welcher wir

---

[1]) Floß aus aufgeblasenen Ziegenhäuten.
[2]) Dorfälteste.

[1]) Ahorn- und Weidengestrüpp.

Digitized by

gekommen waren, und von hier aus erkannte ich allerdings Melek mit seinen sämtlichen Schirwan-Kurden, welche soeben oberhalb meines Standortes in eine Schlucht einlenkten. Sie hatten einen Bogen geschlagen, um uns verborgen zu bleiben. Wenn auch ich von ihnen unbemerkt bleiben wollte, durfte ich keine Zeit verlieren. Ich ritt im Galopp wieder dem Flusse zu und nahm, als mein Hengst in das Wasser ging, die Waffen hoch empor, um sie vor der Nässe zu schützen.

„Chodieh," rief mir der Dschesîde entgegen, „verfolgen sie uns?"

„Ja."

„So sind wir verloren!"

„Inwiefern?"

„Blicke hier empor?"

Er deutete nach dem Höhenzuge, welcher auf dieser Seite des Zab das Flußthal begrenzte. Ich erkannte einen Trupp von vielleicht dreißig Reitern, die von dort herab uns entgegenkamen.

„Sind es Zibar-Kurden?"

„Ja, Herr."

„Ich denke, die beiden Schirwani können das Lager des nächsten Zibar-Scheichs noch gar nicht erreicht haben!"

„Sie müssen zufällig auf diesen Emdscherg [1]) gestoßen sein. Man hat uns bereits gesehen. Was befiehlst du, Herr?"

„Kennst du einen sicheren Weg über die Tura Ghara-Berge nach der Feste Akra oder den Quellen des Akra-Flusses?"

„Ja. Was willst du dort?"

„Ich werde dort von Freunden erwartet. Wir müssen uns hier nach rechts wenden, und dann, glaube ich, können wir entkommen."

„Wir können ihnen nicht entgehen, Herr, denn das Thal ist dort von Felsen verschlossen, welche bis an das Wasser reichen. Kein Pferd kann sie erklimmen."

„Gut, so reiten wir ihnen entgegen."

„Und dann?"

„Was dann zu thun ist, wird sich finden. Auf alle Fälle wirst du dich friedlich verhalten. Du bist zwar unser Führer, aber nicht ein Feind von ihnen. Dir wird nichts geschehen."

„Herr, seit ich weiß, daß du den Melek Ta-us hast, bin ich ihr Hemscher [2]) nicht mehr. Ich werde mit dir kämpfen, wenn es nötig ist."

„Das verbiete ich dir! Du bist, wie ich sehe, ein wackerer Mann, aber dein Messer kann uns nichts nützen."

„So gib mir eine Waffe von dir!"

„Du weißt nicht, wie diese Waffen zu gebrauchen sind."

„So thue, was du willst; ich aber schwöre dir beim Heiligtum von Adi, daß ich nicht von deiner Seite weichen werde!"

Der brave Dschesîde war trotz meiner vorher ausgesprochenen Worte und trotz seines einfachen Messers ein nicht zu unterschätzender Verbündeter. Er hatte Mut und mußte, nach seinen muskulösen Gorillaarmen zu urteilen, wahre Bärenkräfte besitzen. Wir drei hatten dreißig Kurden vor und zwanzig hinter uns; die Situation war also eine keineswegs angenehme für uns, aber unsere Waffen waren ihnen weit überlegen, und überdies war es noch gar nicht erwiesen, ob und daß ihre Gesinnung gegen uns eine feindselige sei. Ich hatte mich oft in noch schlimmeren Lagen befunden und mich doch immer glücklich herausgearbeitet.

Wir ritten also auf die Höhe zu, den Zibar-Kurden gerade entgegen. Als sie dies bemerkten, hielten sie an und bildeten einen Halbkreis, in dessen Mitte sich der Anführer befand. Er trug nach kurdischem Gebrauche einen riesigen Turban von fast 4 Fuß Durchmesser, ein enges, türkisches Gewand, welches von einem ledernen, mit Silberplatten verzierten Gürtel zusammengehalten wurde, und darüber ein Antari [1]) von rot- und schwarzgestreiftem Muster. Im Gürtel hatte er ein Messer und eine alte Pistole stecken, und quer über dem Sattelknopfe hielt er eine lange persische Flinte, die mir nicht den geringsten Respekt einzuflößen vermochte. Seine Begleiter waren ähnlich bekleidet und trugen meist Lunteflinten oder sehr lange Bambuslanzen. Die Pferde waren mager und abgetrieben und die Reiter machten auf mich mehr den Eindruck einer Bettler-, als einer kurdischen Kriegerschar.

Ein rascher Blick nach rückwärts überzeugte mich, daß auch die Schirwani bereits das jenseitige Ufer des Flusses erreicht hatten.

„Sind die beiden Boten deines Scheich bei den Zibari?" frug ich den Teufelsanbeter.

---

[1]) Kriegertruppe. [2]) Freund, Genosse.

[1]) Weiter Kaftan.

Digitized by Google

„Nein, Herr. Sie haben sich wohl zurückgehalten, um sich nicht zu verraten."

Jetzt hatten wir uns dem Halbkreise bis auf zwölf Pferdelängen genähert, und ich hielt an.

„Sabah 'l kher — guten Morgen!" grüßte ich den Anführer.

„Chodeh t' avezschkeht — Gott bewahre dich!" antwortete er sehr zweideutig. „Wer bist du?"

„Wer ich bin, das hast du bereits von den zwei Männern gehört, welche dir Scheich Melef gesandt hat; wer aber bist du?"

Er schien ein wenig verlegen zu werden, faßte sich aber schnell und antwortete:

„Wer hat hier das Recht, zu sagen ‚tu ki-e — wer bist du?' du oder ich?"

„Nur ich allein, denn du kennst wohl mich, nicht aber ich dich!"

Ich sprach diese Worte mit fester Stimme und spielte dabei mit meinem Henrystutzen. Ich hatte den Schirwan-Kurden bewiesen, daß dieses Repetiergewehr eine sehr gefährliche Waffe sei, und war überzeugt, daß Boten des Scheich die Zibar ganz besonders auf unsere Schießgewehre aufmerksam gemacht und sie vor denselben gewarnt hatten. Das kleine Experiment machte wirklich den gewünschten Eindruck, denn der Mann antwortete:

„Ich bin der Malko-e gund [1]) des Lagers, welches dort hinter den Bergen liegt und werde Scheri Schir [2]) genannt."

„So hast du einen schönen, herrlichen Namen, denn ein Held ist gastfrei und der Löwe stark und ohne Falsch. Scheich Melef wird dich benachrichtigt haben, daß ich als Gast in dein Zilack [3]) einzutreten wünsche. Ich werde dir alles bezahlen, was ich brauche und morgen in Frieden weiterreiten."

„Du irrst. Scheich Melef läßt mir sagen, daß du ein Giaur bist, der die Wohnung eines wahren Gläubigen verunreinigt. Du wirst unser Lager sehen, aber nur als Gefangener."

„So erlaube mir, vorher mit dem Scheich zu sprechen!"

Ich sah nämlich, daß die Schirwan-Kurden in das Wasser gegangen waren, und beschloß, diesen Umstand schleunig zu benutzen, um den Zibari zu zeigen, wie gefährlich unsere Waffen seien. Im Nu hatte ich mein Pferd herumgeworfen und jagte nach dem Flusse zurück. Halef folgte mir, hinter ihm der Dscheside und dann die Zibari. Scheich Melef war der vorderste im Wasser.

„Zurück, Gamssi [1])," rief ich ihm zu, „sonst wirst du Wasser schlucken!"

Er hörte nicht auf diese Worte. Ich legte den Stutzen an. Menschenblut wollte ich nicht vergießen, aber meine erste Kugel traf sein Pferd in oder neben das Auge. Es verschwand und er mit ihm. Zwei-, drei-, sechsmal schoß ich, und zwar mit demselben Erfolge. Die sattellosen Reiter schwammen erschrocken nach dem gegenüberliegenden Ufer zurück und die anderen besannen sich nicht lange, ihnen zu folgen. Das war in Zeit von kaum einer Minute geschehen, während welcher auch Halef sein Doppelgewehr aufgenommen hatte, um mir den Rücken gegen die Zibari zu decken. Diese hielten sich jedoch in vorsichtiger Entfernung. Ich wandte mich jetzt wieder zu ihnen und an ihren Anführer:

„Sechs Pferde, ohne zu laden. Hast du es gesehen? Ich konnte alle erschießen, wenn ich gewollt hätte, die Pferde und auch die Männer. Ich brauche nur mein Tüfenk [2]) zu erheben, um jeden von euch von seinem Hasp [3]) zu werfen. Merkt euch das! Eure Waffen fürchten wir nicht, denn wer uns zuerst bedroht, der stirbt auch zuerst. Aber ich bin nicht als Duschmehn [4]) zu euch gekommen, und darum habt ihr nichts von uns zu befürchten. Ich wollte von eurem Brote essen und von eurem Wasser trinken; da ihr aber den Hungernden und Dürstenden dieses Merhameht [5]), welches der Prophet allen Gläubigen geboten hat, verweigert, so sollen die Hufe unserer Pferde sich von euch wenden. Allah bessere euch und eure Kinder!"

Ich war bedacht gewesen, während dieser Worte meinen Stutzen wieder vollschüssig zu machen, ein Vorgang, dessen Bedeutung sie gar nicht kannten. Jetzt drehte ich mein Pferd nach rechts herum; schnell aber verlegten sie mir den Weg, und der Anführer meinte:

„Chodieh, du bist ein großer Held; du wirst mit uns kommen!"

„Nein. Ein Gefangener der Zibari werde ich nicht sein."

---

[1]) Anführer. [2]) Held, Löwe. [3]) Sommerwohnung.

[1]) Verräter. [2]) Flinte. [3]) Pferd. [4]) Feind. [5]) Barmherzigkeit.

Digitized by Google

„Wir werden euch nicht fortlassen!“

„Glaubst du, daß wir uns vor Kelehschan [1]) fürchten? Unsere Pferde werden uns über euch hinwegtragen. Sieh meinen Hengst an, und du wirst es glauben!“

Ich hatte die bewundernden Blicke bemerkt, welche er kaum von dem Tiere wenden konnte. Es war eigentlich gefährlich, diese notorischen Pferdediebe noch extra auf dasselbe aufmerksam zu machen.

„Hast du den Rappen selbst gezogen?“ fragte er.

„Nein. Es ist ein Geschenk.“

„Herr, ein solches Pferd verschenkt kein Mensch!“

„Glaube, was dir beliebt!“

„Von wem hast du es?“

„Von Mohammed Emin, dem Scheich der Haddedihn, vom Stamme der Schammer.“

Er fuhr im Sattel empor.

„Heißt der Hengst Rih [2])?“ fragte er.

„Ja.“

„Herr, so bist du der Fremdling, der die Wüstenschlacht im Thale Deradsch mitgemacht hat und dafür das beste Pferd jenseits des Flusses zum Geschenk erhielt?“

„Ja.“

„Und dieser Mann ist der Chismikar [3]), den du bei dir hattest?“

„Er ist es.“

„So erlaube, daß ich mit meinen Leuten spreche!“

„Thue es!“

Jetzt begann eine ebenso leise wie eifrige Unterredung zwischen den Kurden. Ich konnte keine Silbe verstehen, beobachtete aber die Mienen scharf. Der Anführer schien seine unfreundliche Gesinnung gegen uns geändert zu haben; er sprach seinen Männern eifrig zu und mochte sie endlich zu seiner Ansicht bekehrt haben, denn er wandte sich an mich:

„Chodieh, wir haben viel davon gehört, daß die Haddedihn drei Stämme ihrer Feinde in das Thal Deradsch gelockt und darin gefangen genommen haben. Niemand wollte es glauben; du aber sollst zu uns kommen und es uns erzählen.“

„Dürfen wir als eure Freunde mit euch gehen?“

„Als unsere Freunde. Ser sere men at — ihr seid mir willkommen!“

„Und diese Schirwan-Kurden da drüben, die mich verraten wollten?“

„Wir haben keine Gemeinschaft mit ihnen.“

„Wo sind ihre beiden Boten?“

„Sie sind weiter unten über den Tschai [1]) zurückgegangen.“

„Sie haben nicht klug gehandelt. Hätten sie sich des Floßes wieder bedient, so wäre es uns unbekannt geblieben, daß sie zu euch gegangen waren. Reicht uns zum Zeichen der Freundschaft eure Hände, dann wollen wir mit euch reiten.“

Die Hände wurden im Kreise herumgereicht; den Dschesiden aber übersah man dabei.

„Herr,“ meinte der Anführer, „dieser Mann kehrt doch wieder zu den Schirwani zurück?“

„Er ist mir zur Begleitung gegeben und wird bei mir bleiben, so lange es ihm gefällt.“

„Aber er ist kein Gläubiger. Er betet den Scheïtan an und wird in der Hölle braten!“

„Be Chodera dschen 'et u dschehen eme tschebuhn — Paradies und Hölle sind durch Gott geworden; er allein kann bestimmen, wer in die Seligkeit oder in die Verdammnis geht. Dieser Mann ist jetzt mein Gefährte, und bin ich euer Freund, so ist auch er es. Reicht ihm die Hände, wenn ihr nicht wollt, daß ich von euch bleibe!“

Ich verlangte viel, sehr viel von ihnen; ich that es, um dem braven Dschesiden zu beweisen, daß ich ihm freundlich gesinnt sei, und sie gehorchten meiner Forderung, wenn auch mit finsteren Mienen. Dann setzten wir uns in Bewegung. Der Anführer ritt an meiner Seite voran; dann folgten Hadschi Halef Omar mit dem Dschesiden, und hierauf kamen die Kurden, die einen ordnungslosen Schwarm bildeten. Natürlich hatte ich während des ganzen Rittes die Hand am Revolver, und auch Halef hielt sein Pferd in stets schrägem Gange, um ein wachsames Auge rückwärts auf die Zibari haben zu können.

Einen gebahnten Weg gab es natürlich nicht. Wir ritten über Steingeröll dem westlichen Höhenkamme zu. Auf demselben angekommen, hielt ich mein Pferd unwillkürlich an, um die mir hier gebotene Rundschau zu genießen. Im Osten und Südosten erhoben sich die Berge von Sidaka und Sar Hasan, zwischen denen Rowandiz liegt, im Süden das

[1]) Räubern. [2]) Arabisch: Wind. [3]) Diener.

[1]) Fluß.

Digitized by Google

Ghara Surgh. Im Norden ragten die Höhen von Baz und Thoma, im Westen das Tura Ghara und der Dschebel Hair empor. Dort lag auch Akra, nach dem ich wollte. War vor mir wohl einem europäischen Auge dieser Rundblick ermöglicht gewesen? Ich glaubte es nicht, sollte mich aber sehr bald von dem Gegenteile überzeugen.

Wir ritten über eine kleine Hochebene hin und lenkten dann thalabwärts ein. Bisher hatten wir nur niedriges Gesträuch getroffen, bald aber wuchsen die einzelnen Büsche zu hohen Baumscharen empor. Da gab es wilde Hezschir-, Eruk- und Jadschazbäume [1]), Guiz-, Tschinar- und Tu-Bäume [2]), um die sich fruchtbare Tri- oder Kundureben [3]) rankten, Dari zeitun-, Dari beru- und Dari benk-Bäume [4]), wirr durch-, unter- und nebeneinander. Und nun öffnete sich auch eine Art von Weg, der so breit war, daß zwei Pferde nebeneinander gehen konnten. Später führte derselbe über saftige Matten und zwischen sumpfige Flächen hindurch, bis er an einem breiten, rauschenden Bache wieder emporstieg.

Bis hierher hatten wir uns alle sehr schweigsam verhalten, ein jeder nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Die meinigen waren auf die Gefahr gerichtet, in welcher wir uns bei jedem Schritte befanden. Mit drei Schüssen oder drei guten Speerwürfen konnten die hinter uns reitenden Kurden uns töten; aber sie mußten es meiner Haltung ansehen, daß dann wenigstens auch ihr neben mir reitender Anführer verloren sei. Dieser that, als bemerke er den Revolver gar nicht, den ich längst ganz aus dem Gürtel genommen hatte, und fragte mich nun nach langer Stille:

„Dein vollständiger Name ist Emir Kara Ben Nemsi?"

„Ja. Wer hat ihn dir genannt?"

„Die beiden Schirwani. Du bist der Fremdling vom Thale Deradsch. Er soll Löwen geschossen haben, ganz allein und mitten in finstrer Nacht?"

„Ja, mit der Büchse, welche du hier auf meinem Rücken siehst."

„Warum führst du zwei Gewehre bei dir?"

„Das große hier ist für sehr große Tiere und sehr weite Entfernungen; das kleinere hier am Sattel nehme ich, wenn der Feind zahlreich und nahe ist. Ich brauche es nicht zu laden."

„Solche Waffen gibt es bei uns nicht. Dein Volk muß ein sehr kluges sein. Man sagte mir, du seist ein Nessarah [1]), und dennoch trägst du ein Hamaïl [2]) am Halse, wie es nur die Pilger tragen, welche in Mekka gewesen sind?"

„Ich verehre Allah und war in den heiligen Städten. Allah il Allah — Gott ist Gott, ob man ihn Allah oder Chodeh nenne. Ist es nicht so?"

„Es ist so. Kennst du auch den Propheten?"

„Ich kenne ihn. Es ist Mohammed, welches ‚der Gepriesene' heißt. Sein Vater war Abdallah Ibn Abd al Muthallib aus der Familie Haschem des Stammes Koreïsch."

„Du bist ein guter Moslem, obgleich du aus dem Lande der Nemtsche [3]) kommst, welches ich gar nicht kenne. Du sollst bei mir sitzen und mir erzählen von fernen Ländern und von allem, was du erfahren hast. Siehst du die Nester dort rechts hoch oben am Berge?"

„Ich sehe sie."

„Das sind unsere Jilacks, in denen wir wohnen, wenn die Hitze des Sommers naht."

„Du bist der Nezanum, der Scheich deines Dorfes. Hast du die Macht, einen Fremdling gegen die Deinen zu schützen?"

„Ich habe sie," antwortete er stolz, doch schien mir der Ton seiner Stimme ein wenig unsicher zu sein.

Zugleich gab er seinem Pferde den Schenkel, so daß es rascher ausgriff, als bisher. Es schien mir, als ob er ähnlichen Fragen ausweichen wolle.

Um vom Zab bis hierher zu gelangen, hatten wir beinahe die Zeit von zwei Stunden gebraucht. Nach zehn Minuten sah ich einen Verhau von starken Stämmen, der sich quer über den Weg rechts und links in den Wald hineinzog — wir hatten das Dorf erreicht. Auf einen lauten Ruf des Anführers öffnete sich die schmale Lücke im Verhaue, durch welche wir einzeln einreiten konnten, und nun erblickte ich eine Halblichtung, welche sich bis beinahe zur Spitze des Berges emporzog. Auf ihr

[1]) Feigen-, Pflaumen- und Pomeranzenbäume. [2]) Nuß-, Ahorn- und Maulbeerbäume. [3]) Wein- und Melonenreben. [4]) Oliven-, Eichen- und Terpentinbäume.

[1]) Christ. [2]) Kuran in einem Futteral. [3]) Deutschen.

Digitized by Google

ſtanden regellos die Hütten des Dorfes, welche eigentlich beſſer Blockhäuſer zu nennen waren. Die bedeutendſte von ihnen glich einer kleinen, aus Baumſtämmen errichteten Feſtung. Auf ſie ritten wir zu.

Es war ein eigentümliches Gefühl, welches mich dabei beſchlich. So wie mir, mußte es einer Maus in der Falle zu Mute ſein. Am liebſten wäre ich gleich wieder umgekehrt. Wie ich ſpäter hörte, war das Dorf von ungefähr dreihundert Seelen bewohnt, und alle, Männer, Frauen und Kinder, kamen jetzt herbeigeeilt, um den ſeltenen Fang, den die Ihrigen gemacht hatten, in Augenſchein zu nehmen.

„Das iſt mein Hani [1]), meinte der Nezanum, indem er vom Pferde ſtieg. „Tretet mit mir ein!"

„Sage mir zuvor, daß ich dein Mivan [2]) bin!"

„Habe ich dich nicht bereits meinen Freund genannt?"

„Iſt bei den Kurden von Zibar Gaſt und Freund dasſelbe?"

Er runzelte die Brauen.

„Ich bin dein Freund, das iſt genug. Trete ein!"

Ich erkannte, daß ich mich allerdings in einer Falle befand; aber was thun? Wir waren von zahlreichen Menſchen umgeben, und ſelbſt wenn wir uns mit unſeren Waffen Raum verſchafft hätten, ſo war das Verhau ſo hoch, daß es höchſtens meinem Hengſt gelungen wäre, darüber hinwegzuſetzen; Halef und der Dſcheſide hätten zurückbleiben müſſen. Und wenn wir einen Kurden töteten, ſo hätten wir ſelbſt im Falle eines glücklichen Entkommens die ganze Meute hinter uns behalten. Mit der Blutrache iſt zwiſchen dieſen wilden Bergen nicht zu ſcherzen. Gewalt war alſo nicht am Platze, aber Furcht zu zeigen, wäre ein ebenſo großer Fehler geweſen.

„Wohl dir, wenn ſich dein Wort bewährt," antwortete ich. „Schreite voran!"

Ich ſtieg ab und nahm mein Pferd beim Zügel. Meine beiden Begleiter thaten dasſelbe.

„Die Pferde bleiben im Freien," meinte Scheri Schir. „Es iſt im Hauſe kein Platz für ſie."

Ohne die Pferde wären wir hilflos geweſen. Ehe ich meinen Rappen verließ, hätte ich ein Dutzend Kurden niedergeſchoſſen.

„Die Pferde bleiben bei uns," antwortete ich. „Vorwärts!"

Ich ſchob ihn zur Seite und trat in das Haus, mein Tier hinter mir herziehend. Halef und der Dſcheſide folgten mir. Das Erdgeſchoß des Gebäudes glich ſo ziemlich einer deutſchen Scheune mit Tenne und Panſen. Es war in zwei gleich große Abteilungen geſchieden, von denen die zur rechten Hand als Verſammlungs- und Beratungsort, die zur Linken aber als Wohnraum zu dienen ſchien. Kleine, rechteckige Löcher vertraten die Fenſter. Eine Art von Hof konnte es nicht geben, da ich weiter keine Thüre bemerkte. Die beiden Abteilungen waren durch ein dünnes Flechtwerk voneinander getrennt. Im Hintergrunde führte eine Art von Leiter nach dem niedrigen Dachraume. Kein Zweifel, dieſer Jilack war eine echte, rechte Mauſefalle. Herein waren wir; das übrige mußte abgewartet werden.

Die erſte Perſon, welche ich im Innern des Gebäudes erblickte, war ein junges Kurdenweib. Sie trug eine türkiſche Hoſe, welche über den feinen Knöcheln zugefältelt war und ein kleines, in Pantoffeln ſteckendes Füßchen ſehen ließ. Eine blaue, geſtickte Miederweſte umſchloß die Taille, und darüber fiel ein vorn offener Kaftan bis über das Knie herab. Das rabenſchwarze Haar war in ſchwere Flechten geordnet, in denen Gold- und Silbermünzen glänzten. Die Frau war ſchön, ſehr ſchön, am allerſchönſten aber war das große, himmelblaue Auge, welches ſie halb neugierig und halb beſorgt auf mich richtete. Auf dem Arme trug ſie ein kleines, allerliebſtes Mädchen, welches dieſelben blauen Augen wie die Mutter hatte. Hinter ihr erhob ſich ein junger Kurde vom Boden. Die Aehnlichkeit ſagte mir, daß er ein Sohn von Scheri Schir ſein müſſe. Er war der Mann des jungen, ſchönen Weibes.

„Ni, vra'l ker — guten Tag!" grüßte ich.

Beide nickten ſchweigend als Antwort.

„Sallam aaleikum!" grüßte Halef arabiſch. Das Kurdiſche war ihm nicht geläufig.

„Aaleikum ſallam!" antwortete ſchnell die Frau.

Halef machte ein freudig überraſchtes Geſicht.

„Wie? Du ſprichſt die Sprache des Kuran und der wahren Gläubigen?" fragte er.

„Ja," antwortete ſie.

„Hamdulillah, Preis ſei Gott, denn nun

[1]) Haus. [2]) Gaſt.

Digitized by Google

Am Brunnen von V. Thirion.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von B. Schlesinger in Stuttgart (E. Lecadre u. Co., Paris).

Digitized by Google

brauche ich nicht stumm zu sein, wie die Pforte el Dschehennem!"

„Wer bist du?" erkundigte sie sich.

„Wisse, du Rose dieses Thales, du Stern dieses Jilack, daß ich bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, der Begleiter und Beschützer dieses großen Helden, der hier vor dir steht. Wir haben viele Thaten verrichtet und große Abenteuer überwunden; dann sind — — —"

„Führt eure Pferde nach hinten!" unterbrach ihn die scharfe Stimme des Hausherrn, welcher hinter uns eingetreten war.

Zugleich fing ich einen Wink auf, mit welchen er die Seinen bedeutete, uns nicht mit übermäßiger Freundlichkeit zu überschütten. Daher sagte ich ihm in ebenso scharfem Tone: „Scheri Schir, du wirst dafür sorgen, daß diese drei Tiere Wasser und Futter erhalten. Aber merke dir, mein Diener wird jeden Kurden niederschießen, der es wagt, eines von ihnen anzurühren. Ich selbst werde als Gast deine Wohnung betreten, um mich auszuruhen."

Nach einigen kurzen Weisungen an Halef trat ich links in den Wohnraum. Auf dem festgestampften Erdboden lagen längs der Wände dicke Stroh- und Binsenmatten, und in der Mitte der Hauptwand zeigte sich eine Erhöhung, welche mit einem Teppich belegt war. Das war jedenfalls der Ehrensitz, und ich zögerte keinen Augenblick, ihn einzunehmen. Meine beiden Gewehre dicht neben mich legend, ließ ich mich in jene Stellung nieder, welche der Orientale Rahat otturmak, Ruhen der Glieder nennt.

„Erlaube, daß ich dir deine Waffen aufbewahre!" sagte der Hausherr, der mir mit seinem Sohne und dessen Frau gefolgt war.

„Ein Se' idvar [1]) trennt sich nie von seinen Waffen," antwortete ich ihm, „ganz so, wie ein Suar [2]) nie von seinem Pferde. Wer mein Tier oder eine meiner Waffen anzutasten wagt, der ist des Todes, und daran trägst nur du die Schuld."

„Warum?"

„Du hast nicht die Pflicht eines Freundes erfüllt, mich in deinem Hani willkommen zu heißen. Du zwingst mich, dich und deine Zibari als Leute zu betrachten, die mir verdächtig sind."

„Ich bin dein Freund, denn ich werde dir nur zu solchen Dingen raten, welche geeignet sind, dein Leben zu erhalten."

„Ah, jetzt wirst du deutlich! Ich sage dir, daß Emir Hadschi Kara Ben Nemsi deines Rates nicht bedarf. Mein Leben steht in Gottes Hand; er hat mir diese Waffen gegeben, es zu verteidigen. Hier stehen Krüge mit Wasser, und da liegt Brot genug auf viele Tage. Soll ich dir eine Kugel geben und dann dein Haus als Festung benutzen, von welcher aus es mir leicht sein wird, deine Zibari der Reihe nach zur Dschehenna zu senden?"

„Auch wir haben Waffen!"

„Sus ol — sei still; sie taugen nichts! Die meinigen aber fehlen nie, und ehe du nur den Finger bewegtest, würdest du zu deinen Vätern versammelt sein. Wer ist dieser junge Krieger?"

„Mein Sohn."

„Und dieses Weib?"

„Es ist seine Frau."

„So siehe zu, daß du nicht auch sie in das Verderben führst! Ich bin kein Kur 'o [1]), der mit sich scherzen läßt."

„Herr, ich kann nichts thun, ohne vorher meine Männer gefragt zu haben. Selbst ein Scheich darf ohne die Einwilligung seiner Krieger nichts unternehmen."

„So hast du mir da unten im Thale die Unwahrheit gesagt. Höre, was ich beschlossen habe: Dieses Haus gehört jetzt mir; nur du, dein Sohn und dessen Weib dürfen es betreten. Der Eingang liegt offen vor meinen Augen. Jeden andern, der einzutreten wagt, werde ich niederschießen. Du und sie, ihr könnt frei ein- und ausgehen; dein Sohn aber bleibt hier in diesem Raume, und bringst du mir bis zur Zeit, in der die Sonne am höchsten steht, nicht die Nachricht, daß ich dein Gast bin, so erschieße ich ihn. Siehe, ich habe die Büchse bereits in der Hand — — —"

Er wollte mich unterbrechen, ich aber erhob mich rasch und winkte ihm Schweigen.

„Still! Gehe jetzt, oder bei Chodeh, dem allwissenden, sagst du noch ein einziges Wort, so schieße ich euch beide nieder!"

Es ist sehr richtig, mein Verhalten war gewagt, aber ich habe nie zu denen gehört, welche meinen, der Reisende müsse sich demütig

[1]) Jäger, Schütze. [2]) Reiter.

[1]) Knabe.

und nachgiebig durch die Völker schleichen. Die Pflicht gegen die Heimat und die Nationalität erfordert, daß man sich als Mann benehme. Man muß den richtigen Scharfblick besitzen, um zu unterscheiden, ob der Mut oder die List, das Messer oder — der Geldbeutel zum Ziele führen werde. Ich hatte mich hier nicht verrechnet; der Dorfälteste starrte eine ganze Weile wortlos in die Mündung meines auf ihn gerichteten Gewehres. So etwas war ihm noch niemals vorgekommen; er fürchtete sich.

„Herr, ich gehe!" sprach er endlich, wandte sich um und verschwand.

Jetzt war ich überzeugt, daß ich das Spiel gewinnen werde. Ich richtete die Mündung meines Gewehres jetzt auf den Sohn, der unbewaffnet war.

„Setze dich in jene Ecke!"

Er blieb mit trotzigem Angesichte stehen, und sein Auge suchte nach der Wand hinter mir, an der die Waffen hingen.

„Ich zähle bis drei," fügte ich hinzu. Eins — — zwei — — —"

Er drehte sich langsam um und ließ sich an der bezeichneten Stelle nieder. Die junge Frau stand noch vor mir. Ihr Gesicht war leichenblaß, und in ihren Augen zitterte es feucht und angstvoll.

„O Chodieh, willst du uns wirklich töten?" frug sie leise.

„Allah yahh fedak — Gott schütze dich!" antwortete ich ihr arabisch. „Ein Krieger tötet kein Weib."

„Aber Hamsa Mertal, meinen Mann, wirst du erschießen?"

„Ja, wenn die Versammlung der Krieger nicht beschließt, daß ich frei sein soll."

„Kennst du die Gebräuche der Kurden, Effendi?"

„Ja."

„Weißt du auch, daß bei ihnen der ganz sicher ist, der sich unter den Schutz der Frauen begibt?"

„Ja."

„Soll ich dich schützen?"

„Mich, die Meinen, meine Tiere und alles, was ich habe?"

„Ja."

„So hole das Brot!"

Sie nahm einen der runden Brotkuchen von der Matte auf, brach aus der Mitte ein Stück heraus, aß davon und gab auch mir.

„Gib mir deine Hand und komm," meinte sie hierauf; „ich will auch deinen Männern und Tieren geben!"

Jetzt war ich wenigstens für den Augenblick vollständig sicher. Hätte sie nur von dem Rande des Brotes genommen, so konnte ich an dieser Sicherheit noch immer zweifeln. Als wir aus dem andern Raum wieder zurückkehrten, hatte sich Hamsa Mertal aus seiner Ecke erhoben.

„Geh," gebot ich ihm, „und sage deinem Bav [1]), was du gesehen hast! Wie heißt die Blume deines Hauses?"

Bei den Kurden spricht man ungenierter von einem Weibe als bei andern mohammedanischen Völkerschaften.

„Schefaka [2])," antwortete er.

„So erzähle den Kriegern, daß ich unter dem Schutze der Morgenröte stehe und meine Waffen zu den deinigen gehängt habe! Sie können euer Haus betreten."

Ich hing meine Waffen an die Wand, griff in den Gürtel und zog eine jener Spiegelketten hervor, welche man in Paris für weniger als einen Franken kaufen kann. Ich hing sie der schönen Kurdin um den Hals.

„Nimm, o Schefaka; möge der Glanz deiner Wangen und der Strahl deiner Augen immer auf diese Perlen leuchten!"

Ihre Wangen röteten sich vor Entzücken.

„Effendi, ich danke dir! Du sollst bei mir wohnen so sicher wie im Schoße Ibrahims, des Erzvaters. Erlaube, daß ich dir Trank und Speise bringe, und dann magst du ruhen und deine Augen ohne Sorge schließen."

Es geschah, wie sie gesagt hatte. Ich aß und trank und streckte mich dann zur Ruhe nieder. Als ich erwachte, herrschte tiefe Stille in dem Hause; draußen aber unter den Bäumen hörte ich eine laute Stimme, welche die Gläubigen aufforderte, el Asr [3]) zu beten. Ich hatte lange geschlafen, und niemand hatte es gewagt, meine Ruhe zu stören. Als ich die andere Abteilung betrat, lagen auch Halef und der Dscheside schlafend zwischen den Pferden. Ich ließ sie liegen, steckte die Revolver und das Messer zu mir und trat hinaus vor das Haus. Das Gebet war beendet und viele Krieger saßen rauchend im Kreise. Meine

[1]) Vater. [2]) Morgenröte. [3]) Nachmittagsgebet.

beiden Wirte waren bei ihnen. Scheri Schir erhob sich und die andern mit ihm. Sie alle gaben mir die Hände, und ich mußte mich zu ihnen setzen.

„Was habt ihr über mich beschlossen?“ frug ich den Nazanum.

„Die Morgenröte leuchtet über dir,“ antwortete er. „Du bist sicher, so lange du dich in unserem Dorfe befindest.“

„Ich danke dir! Ich werde auch dann noch sicher sein, wenn ich morgen das Dorf verlassen habe. Sieh das erste Blatt dort an dem Eichenzweige. Sechsmal werde ich schießen, und sechs Löcher werden in einer geraden Reihe im Blatte sein.“

Ich zog den Revolver hervor und schoß. Nach dem sechsten Schusse sprangen alle auf. Das Blatt wurde abgeschnitten und ging aus einer Hand in die andere. Das Staunen dieser Männer läßt sich nicht beschreiben. Sie konnten diese Sicherheit des Schusses ebensowenig begreifen, wie den für sie geradezu wunderbaren Umstand, daß ich zu schießen vermochte, ohne zu laden. Mein Ansehen wuchs ebenso rapid wie die Furcht, die sie vor mir empfanden. Nur nach langer Verwunderung nahmen sie ihre vorigen Plätze wieder ein. Hamsa Mertal holte mir eine Pfeife, und ich mußte nun erzählen, wie ich es ja seinem Vater am Morgen versprochen hatte. Die Unterhaltung wurde erst mit dem Mogreb[1]) beendet, an dem ich mich beteiligte. Gott ist über alle Dogmen erhaben; er rechnet es dem Christen nicht zur Sünde, wenn dieser zwischen Mohammedanern zu ihm betet.

Nachdem die hervorragendsten der Krieger zum Abendmahle eingeladen waren, kehrten wir drei in das Haus zurück. Meine beiden Begleiter waren mit dem Füttern der Pferde beschäftigt, und Schefaka erwartete uns mit dem Kahweh[2]). Während wir rauchten und tranken, errichtete sie aus zwei Pfählen, einer Querstange und einigen Decken eine Art spanischer Wand, hinter welcher sie mit dem Kinde verschwand. Nach einigen Augenblicken vernahm ich ein leises Flüstern und dann die helle, klare Stimme des kleinen Mädchens. Langsam und deutlich erklang es:

„Tis—ti—tut—te—täch—tig—teit—tis—tei—tuk—tun—te—ten—teit — — —“

Was war das?! Hatte ich richtig gehört, oder ließ meine Phantasie mir diesen kindlichen Stammellauten eine falsche Bedeutung geben? Kurdisch war das nicht, persisch, arabisch, türkisch auch nicht. Hatte ich nicht selbst ganz ähnliche Laute gestammelt, in den Armen der alten, lieben Großmama, wenn sie mich zu Bette legte, als ich noch nicht reden konnte? Ich lauschte weiter. Mir wurde ganz eigentümlich zu Mute; der Atem und der Puls wollte mir still stehen.

„Was thut das Kind?“ frug ich leise.

„Es betet,“ antwortete Hamsa Mertal, „denn es geht schlafen.“

„Was betet es?“

„Das Gebet des Vaters meines Weibes.“

„Wo ist er? Wo lebt er?“

„Er ist tot.“

„War er ein Moslem?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht gekannt.“

„Verzeihe mir! Wo nahmst du dein Weib?“

„Ich nahm sie mit, als wir bei den Abu Salman-Arabern einfielen.“

„Darf ich sie fragen?“ bat ich, als in diesem Augenblicke Schefaka wieder hinter dem Schirme hervortrat.

„Frage sie!“

„Sage mir, Morgenröte, was dein Liebling jetzt gebetet hat!“

„Das Gebet, welches mein Vater mich lehrte,“ antwortete sie errötend.

„Wie lautet es?“

„Es ist eine fremde Sprache, welche ich nicht kenne. Du wirst sie auch nicht verstehen.“

„O, sage nur das Gebet! schnell, schnell!“

Sie faltete die Hände, senkte verwirrt die Augen und rezitierte, wenn auch mit fremder Betonung und fehlerhaft, aber für einen deutschen immerhin verständlich:

„Christi Blut und Gerechtigkeit
Ist mein Schmuck und Ehrenkleid.
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich in den Himmel werd' eingehn.
Amen!“

Ich war aufgesprungen und hatte, ebenso wie sie, die Hände gefaltet. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß mir die Thränen über die Wangen liefen und in großen Tropfen vom Barte fielen. Hier in den wilden Bergen

[1]) Gebet beim Sonnenuntergang. [2]) Kaffee.

Digitized by Google

Kurdistans, mitten in einer fanatisch-moslemischen Bevölkerung vernahm ich das erste Gebet meiner Kindheit, und zwar in meiner Muttersprache! Ich weiß nicht mehr, was ich in den nächsten Augenblicken gethan und gesprochen habe; ich weiß nur, daß selbst die beiden Kurden voller Rührung waren und daß Halef Omar und der Dscheside am Eingange standen und verwundert unserer Unterredung lauschten.

„Wer war dein Vater?“ frug ich endlich die Morgenröte.

„Er starb, als ich ein kleines Mädchen war und eben dieses Gebet von ihm gelernt hatte; aber der Vater meiner Mutter hat mir von ihm erzählt. Er war aus einer sehr fernen Stadt, welche Pre-nis heißt, mit andern nach Stambul gekommen, um mit ihnen die Kamantsche [1]) zu spielen. Allah war ihnen nicht gnädig, und er ging mit einem Inglis nach Salem, Halep und Mossul. Der Inglis verließ ihn und er blieb. Er wurde Dschenkdschi [2]) des Mutessarif, und als er gegen die Abu Salman kämpfen sollte, nahmen diese ihn gefangen. Er blieb bei ihnen, und die Tochter meines Großvaters wurde sein Weib. Weiter weiß ich nichts.

„Schefaka, dein Vater war aus meinem Lande. Ich war sehr oft in der Stadt, aus welcher er kam. Du nennst sie Pre-nis aber sie wird dort Preßnitz genannt, und viele Männer und Frauen, viele Bursche und Mädchen gehen von dort hinaus in fremde Lande, um zu singen und allerlei Instrumente zu spielen.“

„Allah akbar, Gott ist groß!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Du hast die Stadt meines Vaters gesehen? Ist's möglich? Du sprichst die Sprache meines Gebetes? O, vielleicht kannst du auch meinen Talisman lesen!“

„Welchen?“

„Der Vater meiner Mutter gab mir ihn; es ist das Einzige, was mein Vater von seinem Lande und seinem Volke noch besessen hat. Es sind Linien und Punkte darauf und eine Schrift, die niemand lesen kann.“

„Zeige mir ihn!“

Sie trat hinter die spanische Wand zurück. Jedenfalls trug sie den „Talisman“ auf ihrem Herzen. Als sie wieder hervortrat, überreichte sie mir ein Notenblatt, welches vielfach zusammengeschlagen und in ein viereckiges Stück Schafleder gefaltet war. Ich öffnete es und fand — — das „Aennchen von Tharau“, in D-dur arrangiert für gemischtes Soloquartett. So viel ich suchte, es war keine Unterschrift, kein Name zu finden.

„Schefaka, diesen Talisman kann ich lesen; er ist in meiner Muttersprache geschrieben. Aber er muß nicht gesprochen, sondern gesungen werden. Soll ich ihn dir vorsingen?“

„Effendi, wenn du das wirklich thun wolltest!“

„So höre!“

Ich sang ihr alle Verse dieses Liedes vor. Ich habe nie so gern und mit solcher Hingebung gesungen als jenes einfache Lied in dem Jilack Scheri Schirs. Als ich geendet hatte, stand die ganze andere Abteilung des Hauses und auch der Platz vor demselben voller Menschen. Niemand wagte, ein Wort zu sagen. Die Macht des deutschen Liedes hatte die rauhen Seelen der Kurden ergriffen, obgleich sie den Text nicht verstanden.

„Schefaka,“ frug ich, „soll ich dir erzählen von dem schönen Lande, von dem guten Volke deines Vaters? Soll ich dir vorsingen noch viele andere Lieder, die er gesungen hat und gespielt auf der Kamantsche?“

Ihre blauen Augen leuchteten auf in einem freudig dankbaren Blicke.

„O Effendi, thue es, und ich werde für dich beten zu Allah und dem Propheten, so lange ich lebe!“

„Ja, thue es, Chodieh!“ bat auch Hamsa Mertal, der Mann der schönen Enkelin des deutschen Vaterlandes. „Du sollst uns die Worte dieses Talisman übersetzen und unser Gast, der Gast des ganzen Stammes sein, so lange es dir gefällt.“

Dieser Mann und dieses Weib, sie hatten sich lieb. Wer hätte Schefaka, die Morgenröte, nicht lieben sollen! Auch der alte „Held Löwe“ erhob sich. Meine Hand erfassend, bat er mit lauter Stimme:

„Herr, das Weib meines Sohnes nennt dich Effendi. Ja, du bist ein Effendi, ein großer Gelehrter und ein tapferer Krieger, der weder Furcht noch Kleinmut kennt; du bist würdig, unter die Sipah [1]) der Zibari

[1]) Violine. [2]) Soldat.

[1]) Streiter.

Digitized by Google

Dachauerin. Von G. Hackl.

aufgenommen zu werden. Du haſt das Leben der Kurden geſchont, trotzdem ſie dich verrieten und dann in deine Hand gegeben waren. In deinem Lande müſſen weiſe Denker, kühne Streiter, barmherzige Sieger und viel ſchöne, treue Frauen wohnen. Die Lieder deines Volkes ſind ſanft wie das liſpelnde Blatt und mächtig wie der brüllende Löwe. Du ſollſt uns von dieſem Lande und von dieſem Volke erzählen. Du ſollſt unſer Mivan, unſer Gaſt ſein, und niemand ſoll ein Haar deines Hauptes krümmen. Wir verlangten nach deinem Rappen und nach euren Waffen; aber ſie ſollen dir bleiben, und wenn du von uns geheſt, ſo werden wir dich begleiten weit über Berg und Thal, bis du in Sicherheit biſt. Sere men — bei meinem Haupte, das ſchwöre ich dir!"

— — — — — — — — — — — — —

Seit jener Zeit ſind Jahre vergangen, aber heut noch, wenn ich eine ſüße Kinderſtimme lallen höre, denke ich an jenen Abend im Nebenthale des Zab. Denken auch jene Zibarkrieger, denkt jenes holde Weib zuweilen an mich? Chodeh te b'elit, ia ſchefaka — „Morgenröte, Gott erhalte dich! — — —

Zu Schutz und Trutz.

Den Messerhelden zum Trutz!

Die Messerhelden! Ich wette, daß keiner der geehrten Leser errät, welche Menschen ich darunter verstehe. Es sind nicht die rohen Gesellen, welche sich beim geringfügigsten Streit mit dem Messer bewehren; es sind auch beileibe nicht die Herren Chirurgen und ebensowenig die fleißigen Leute, welche Messer machen oder verkaufen, sondern es sind diejenigen deutschen Narren und Närrinnen, welche entgegen aller Vernunft und guten Sitte mit dem Messer — *essen*! Und ihre Zahl ist Legion!

Ist es nicht haarsträubend, entsetzlich, unerhört, daß in der ganzen weiten Welt gerade nur die gebildete deutsche Nation einen solchen Unfug treibt und beim Essen statt mit der Gabel mit dem Messer in den Mund fährt? Nur in Deutschland findet man so unendlich viele gebildet sein wollende und auch wirklich gebildete und sonst gut erzogene Menschen, welche diesem kapitalen Unsinn wie einer heiligen Ueberlieferung aus alten Zeiten huldigen und alle Speisen mit dem Messer zum Munde führen. Die Unsitte ist noch nicht alt, sie droht aber eine nationale Unsitte zu werden und deshalb muß man ihr scharf zu Leibe gehen.

Vor zwanzig, dreißig Jahren aß man in bürgerlichen Kreisen nur mit der rechten Hand und mit der Gabel, indem man das Fleisch vorher oder während des Essens zerschnitt. Und das war und ist vernünftig und anständig und so essen in aller Herren Länder alle verständigen Leute, welche das wirkliche „Links-essen" noch nicht kultiviert haben. Freilich die feinen Leute, die Leute der guten Gesellschaft essen in der ganzen Welt auf dieselbe Art, d. h. sie zerschneiden das Fleisch mit dem Messer und bringen es mit der Gabel in den Mund, indem sie die Gabel in der linken und das Messer in der rechten Hand halten. In England, dem Lande der strengen Formen, ist dieses gleichzeitige Essen mit Gabel und Messer schon seit langer Zeit in Gebrauch und durchaus volkstümlich geworden Vielleicht sind die in Deutschland reisenden Engländer die Ursache dieses fatalen Umschwungs bei uns; man sah die fremden Menschen links essen und ahmte es nach, aber wie? Man hörte die Glocken läuten, wußte aber nicht, wo sie hingen; man faßte wohl die Gabel mit der Linken und das Messer mit der Rechten, aber man aß nach wie vor mit der rechten Hand. Das war ja auch viel bequemer, weil durch lange Gewohnheit geübt, denn wer es nicht von Jugend an getrieben hat, dem wird es ziemlich schwer fallen, nur mit der linken Hand zum Munde zu fahren, wenn man das Messer in der rechten hält und letzteres nur zum Zerschneiden und Befrachten der Gabel benützen soll.

Nie wird es aber einem Engländer, gleichviel welcher Gesellschaftsklasse, einfallen, das Messer zum Munde zu führen; es ist ihm ebenso ungeheuerlich, als wenn man bei Fischspeisen das Messer überhaupt gebraucht. Meine Messerhelden sind natürlich auch darin groß; sie schneiden ebenso tapfer in Forellen und Salm wie in ein Stück Rindfleisch hinein.

Nun sehe man sich einmal so eine große Table d'hote von lauter geputzten Leuten an: gibt es etwas Widersinnigeres, als sämtliche Speisen mit dem Messer zum Munde zu führen und dabei die linke Hand mit der so nützlichen und bequemen Gabel vollkommen außer Dienst zu stellen? Und doch ist diese widersinnige, widerwärtige und widrige Art zu essen heuer in Deutschland ganz allgemein verbreitet und das Komische dabei ist, daß die guten Leute sich nun wunders wie „vornehm und fein" dünken. Der Ausländer spottet darüber und mit Recht, denn er macht es vernünftiger: er wird entweder wirklich links essen oder nur die mit der Gabel bewehrte rechte Hand zum Munde führen, niemals aber das Messer in den Mund stecken! Brrr!

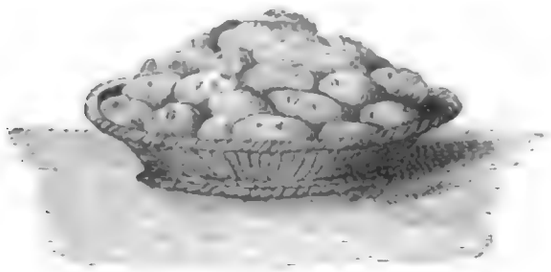
Digitized by Google

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Der Wunsch, sagen wir: das Bedürfnis, das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse zu essen, ist ziemlich allgemein und gibt sich in immer größeren Kreisen zu erkennen, je weiter die Sekte der Vegetarianer sich ausbreitet. Aber dieser Wunsch kann nur mit Hilfe der Kunst erfüllt werden, mit Hilfe der Gemüse-Treiberei.

Und für die Gemüse-Treiberei sind die nötigen Vorbereitungen möglichst bald zu treffen; sie wird bei uns noch meist in sogen. Mistbeeten betrieben, und für diese ist der Platz, wo sie angelegt werden sollen, vorerst durch Bedecken mit Strohmist o. dergl. gegen das Einfrieren zu schützen; Pferde- Esel- und Vogelmist untereinander oder Pferdemist allein bringt man auf Haufen, daß er sich erwärmt; Strohmatten zum Decken der Fenster und der unter ihnen stehenden Pflanzen sind anzufertigen, Kästen und Fenster sind vorrätig zu halten, die in Haufen liegende Mistbeeterde ist gegen das Einfrieren zu schützen, Lufthölzer sind anzuschaffen, vor allen Dingen aber ist



Brinkworth Victory.

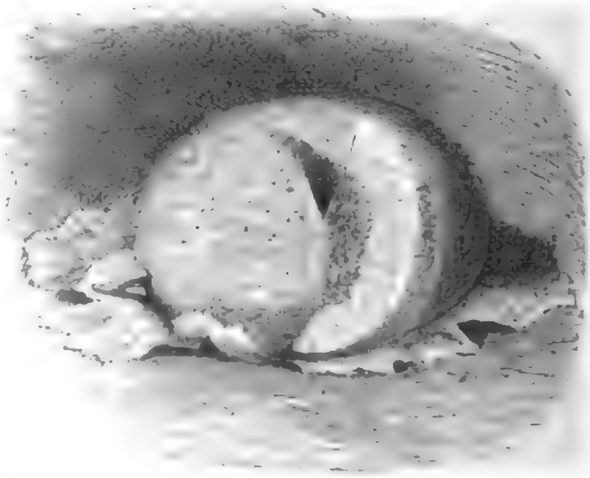
ein kleines Mistbeet anzulegen, in dem die Pflanzen anzuziehen sind, welche bei der Treiberei benützt werden sollen.

Das Treiben selbst beginnt man sobald als möglich mit einer guten Sorte Kartoffeln, z. B. die alte Sechswochenkartoffel, oder mit King of the early, oder mit der neuerdings vor allen andern empfohlenen Brinkworth Victory (Brinkworth), die als die früheste und ertragreichste aller Kartoffelsorten gerühmt wird; in der Form ähnelt sie der alten, langen und weißen Sechswochen-Kartoffel; sie ist bei C. F. Heinemann in Erfurt vorrätig. Man legt von den Treibkartoffeln, 16 Stück für je ein Fenster, vorerst zum Antreiben an einer warmen hellen Stelle, selbst am Fenster des warmen Zimmers, oben auf Moos, das man fortwährend feucht hält; hier beginnen sie zu treiben; wenn sie dabei einschrumpfen, schadet das nicht; sie werden nach 3—4 Wochen in das Mistbeet verpflanzt, welches inzwischen fertig gestellt wurde; sie werden hier flach in die Erde gelegt, die um die Pflanzen angehäufelt wird, je nachdem sie wachsen; man lüftet die Fenster und entfernt sie ganz, so oft die Witterung und die Temperatur der äußeren Luft das erlauben.

Ein andres Gemüse, mit dessen Antreiben jetzt begonnen werden sollte, ist die Gurke. Man legt die Samen einzeln oder zu zweien in kleine Töpfe und läßt sie in dem oben erwähnten kleinen Mistbeet oder im warmen Gewächshaus oder im

Helleborus-Hybriden.

warmen Zimmer, immer dicht am Fenster, keimen und die ersten zwei Blätter sich entwickeln, wonach sie in das frisch angelegte Mistbeet versetzt werden und zwar stets zwei unter ein Fenster und so tief, daß das unterste Blatt beinahe den Erdboden berührt. Die Gurkenbeete können gleichzeitig für kurzlebige Gemüse benützt werden, wie Salat, Kohlrabi u. dgl., deren Pflanzen ebenfalls jetzt bereits angezogen werden, oder für Radieschen, Spinat u. a., die man direkt im Gurkenbeet aussäet, oder für Blumenpflanzen, die auf einer an der unteren Seite des Beetes, die wegen allzugroßer Feuchtigkeit gewöhnlich nicht benützt wird, angebrachten Erhöhung ausgesät werden, oder die man dort durch Stecklinge



Rois Zuckermelone.

vermehren will; für letzteren Zweck muß jedoch die Erde der Erhöhung stark mit Sand vermischt werden.

Gute Gurkensorten zum Treiben sind z. B. Tatters neue gelbe Treibgurke, vom Oberhofgärtner Tatter in Herrenhausen bei Hannover

gezüchtet; sie wird 25—28 cm lang, 8 cm dick und ist vom Anfang der Entwickelung an rein gelb, später goldgelb, glatt, d. h. ohne alle Stacheln, vollfleischig und lange haltbar; sie wird als sehr reichtragend geschildert; Blue Gown, Dicksons Newton Hero, Garaways Aime, Ruhm von Erfurt, vor allen andern aber Roas Treibgurke, von welcher wir untenstehend in wohlgelungenem Holzschnitt eine Abbildung geben. Die Sorte wird von Erfurter Gemüsezüchtern hauptsächlich für den Marktverkauf gebaut, denn sie ist eine der besten Treibgurken, bringt viel Früchte, hat aber wenig Ranken. Der Same kann von Vollmar Döppleb in Erfurt bezogen werden.

Roas Treib-Gurke.

Für die oben zur Zwischennutzung empfohlenen Gemüse sind folgende Sorten zu nennen: von Kohlrabi der blaue und besonders der weiße Wiener-Glas-Kohlrabi und Döpplebs frühester feiner, weißer Treibkohlrabi; von Salatsorten der Steinkopf, Wheelers Tom Thumb und der Kaiser-Treibsalat, von Radieschen Döpplebs Erfurter Dreienbrunner und gelbe, auch rote und weiße Wiener-Treib-Radieschen.

In gleicher Weise wie Gurken können auch Melonen jetzt angetrieben werden; doch unterscheidet sich die spätere Behandlung derselben bedeutend von der der Gurkenpflanze; jene müssen nämlich über dem zweiten Auge entspitzt oder abgeschnitten werden; dasselbe geschieht mit den zwei Trieben, welche sich aus den zwei Augen entwickeln; erst die dritten Triebe zeigen Blüten, von denen die weiblichen vermittelst eines Pinsels mit dem Blütenstaub der männlichen Blüten befruchtet werden müssen, ohne welche Handreichung erstere (im Mistbeet) gewöhnlich unfruchtbar bleiben. Gute Sorten sind die große und kleine Preskott (Kantalupe), die Pariser Marktmelone, die Netzmelone von Honfleur, die hier abgebildete Roics verbesserte Zuckermelone von Turkestan (C. F. Heinemann) u. v. a.

Um von dem prosaischen Gemüse mehr zu den poetischen Blumen überzugehen, möchten wir auf ein Kind unsrer deutschen Flora aufmerksam machen, das oft schon zu Weihnachten seine Blumen entwickelt, die bisher so wenig beachtet wurden, aber seitdem sie mit Einwanderern vom fernen Osten zu einer gern geschlossenen Ehe sich vereinigt, durch ihre Nachkommen das Entzücken aller derer erregten, die Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen. Wir meinen die Christblume oder Schneerose, auch Nießwurz (Helleborus niger L.) genannt. Ihre Wurzel galt schon zu Hippokrates (starb ungefähr 372 v. Chr.) Zeiten als ein vorzügliches Mittel gegen Geisteskrankheiten, Melancholie u. s. w. Die beste Nießwurz fand man damals bei Anticyra, zwei griechische Städte gleichen Namens in Phtiotis und Phokis, nach Anderen eine Insel im Sinus Maliacus, daher die Redensart: „Nonne vis Anticyram navigare?“ (Willst du nicht nach Anticyra segeln?), und bezeichnete man mit Helleborosus einen Menschen, der viel Nießwurz verbrauchte, d. h. bei dem es nicht richtig im Oberstübchen war.

Die Pflanzengattung der Nießwurz gehört zur Familie der Ranunkeln; seitdem man ihren Wert als dankbaren Winterblüher erkannte, hat man aus dem Orient noch mehrere Arten bei uns eingeführt, sogen. Stauden, die unsre Winter im Freien gut aushalten, die aber, um vor den Unbilden der Witterung geschützt zu werden, im Dezember in Töpfe zu pflanzen und im kalten Gewächshause oder im kalten aber frostfreien Wohnzimmer dicht am Fenster zu überwintern sind, und entwickeln sie hier ihre reizenden Blumen in reicher Fülle; sie sind dann ein wertvolles Material für die Boukettbinderei und andre Artikel des Blumenmarktes.

Von den ausländischen Arten sind es namentlich zwei, die besonderer Erwähnung wert sind: Helleborus abchasicus Hort., von Abchasien d. h. vom südwestlichen Kaukasus am Schwarzen Meer stammend, und H. guttatus A. Br., ebenfalls vom Kaukasus; die Blüten dieser beiden und andrer Arten sind miteinander befruchtet worden, und haben Rodigas in St. Trond (Belgien) und der verstorbene Universitätsgärtner Sauer in Berlin dadurch zahlreiche Varietäten erhalten, die sich vor den älteren Arten und Abarten durch schönere Blütenform, reicheres Blühen und mehr leuchtendes Farbenspiel auszeichnen. Doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Blume meist nur aus einem dauernden fünfblättrigen Kelch besteht, dessen Blätter blumenartig gefärbt sind und die Stelle der Blumenkrone vollständig ersetzen, die, wenn überhaupt vorhanden, nur aus 8—12 zu röhrenartigen Nektarien (Honiggefäßen) verkümmerten Petalen besteht. Der Blütenstand ist rispenartig und er-

Digitized by Google

scheint gewöhnlich schon vor den Blättern, die meist groß und lederartig, glänzend grün und hand- oder fingerteilig geformt sind.

Die Blumen der verschiedenen Varietäten sind mittelgroß (bis 8 cm im Durchm.), auch groß, und wechselt ihre Farbe vom reinen Weiß bis dunkelpurpurrot und mehr oder weniger punktiert oder gezeichnet. Die Pflanze läßt sich leicht durch Teilung des Wurzelstockes vermehren, auch durch Samen, der im Januar und Februar unter Glas auszusäen sein würde. Samen und Pflanzen sind bei der gerade wegen dieser Pflanzengattung renommierten Firma C. F. Heinemann in Erfurt zu beziehen.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Wintersaison.

Die Herbstsaison hat bereits viel neue, eigenartige und geschmackvolle Moden zur Geltung gebracht, und obschon die im Winter auftretenden nicht wesentlich von ihnen abweichen, möchte doch keine auf ihre äußere Erscheinung haltende Modedame die bereits getragenen Formen und Stoffverbindungen für die kommende Saison beibehalten. Man hat diese Jagd nach Neuheiten gar oft getadelt, vielleicht mit Unrecht. Tausende fleißiger Hände nähren sich aller Orten durch die Mode-Industrie, und wenn die dem stärkeren Geschlecht angehörenden Menschenkinder ihren Sport lieben, warum will man es den Mitgliedern des schwachen Geschlechts gar so sehr verübeln, wenn auch sie den ihrigen haben? Ist er doch im Grunde genommen recht harmlos; es werden weder Hunde noch Hasen zu Tode gehetzt, höchstens etliche Hüte, Kleider, Mäntel angeschafft oder ad acta gelegt, etliche Seufzer über hohe Moderechnungen gehört, und selbst diese sind eher vom Guten als vom Uebel; die Männer wüßten vielleicht sonst gar nicht, wie teuer ihnen ihre Frauen sind. — Aber auch ohne Seufzer und teure Moderechnungen gibt es eine Eleganz, die leicht durchführbar und in weitesten Kreisen verbreitet ist. Die sogenannten Mode-Pioniere sind oft recht bedauernswerte Geschöpfe, die in sich selbst gar nicht zur Ruhe kommen, stets nur für andere Kleider, Handschuhe, Stiefel ꝛc. austragen müssen, die um anderen eine Augenweide zu bereiten, die neuen Moden spazieren führen. Sie selbst haben sicher, rechnet man all die Aergeleien, die sie mit unpünktlich liefernden Schneiderinnen, Modistinnen und sonstigen Lieferantinnen haben, mit ein, all die kostbare, wahrlich einer besseren Sache würdigen Zeit, die sie in den Mode-Salons beim Anschauen, Bestellen, Anprobieren und Umändern verlieren, wenig Vergnügen von ihren neuen Anschaffungen. Frägt man nun, warum sie sie dennoch machen? Es ist das so eine Strömung der Zeit, die in großen Kreisen vielleicht überschätzt wird, der man aber doch folgt oder folgen zu müssen glaubt. — Dieses Neuerungsstreben tritt recht auffallend bei Beginn der kalten Jahreszeit, wenn es sich um Anschaffung neuer Wintermäntel handelt, hervor. Ehemals konnte ein Mantel zehn und zwölf Jahr getragen werden, und war er aus gutem Stoff gefertigt, so vererbte er sich gar von der Großmutter auf die Enkelin. Heut heißt es alle zwei bis drei Jahre eine neue Wahl treffen; bald gelten anliegende, bald halbweite Façons, bald soutachierte oder mit Samt resp. Pelz besetzte, glatte oder gerauhte Stoffe. Schön ist heut nur, was neu ist und neu ist nur, was sich im oft direkten Gegensatz zum zeither Giltigen stellt. — Damen von gutem Geschmack wissen zwar die Gegensätze zu vermitteln; man will, wenn schon stets neu und apart, doch niemals auffallend gekleidet sein; das ist indes eine Kunst, die vielen nicht eigen ist; die extremen Moden kleiden selten, wie auch die auffallenden Trachten nie die eigentlich feinen, die von der Aristokratie bevorzugten sind.

Fig. 3. Fig. 4.

Fig. 1 zeigt uns beispielsweise eine in einem Wiener Salon für eine der ersten Damen des Kaiserhauses gearbeitete, elegante, aber in ihrer Einfachheit harmonisch schön wirkende Toilette; sie war aus braunem Velours gefertigt, mit Castor doré und braunen Passementerieen garniert; der glatte, steif unterfutterte Rock ist an den Seiten geschlitzt und zeigt einen plissierten Einsatz von dunklerem Moiree; die Jacke ist vorn mit Schnüren besetzt, hinten bis zum Tailleschluß offen, um der reichen Rockgarnitur Raum zur Entfaltung zu gewähren.

Gleich einfach und anmutend ist die in Fig. 2 skizzierte, aus gepreßtem Samt gefertigte Empfangstoilette, die mit vorne sich kreuzender Tunika aus schwerer Sizilienne drappiert ist, auf der Schneppentaille nur ein Spitzen-Jabot und an den Aermeln eine doppelte Spitzen-Manschette zeigt.

Fig. 3 und 4 sind einige jener hocheleganten im Spitzerschen Atelier in Wien gefertigten Roben,

Fig. 6. Fig. Fig. 2. Fig. 1.

in denen Fräulein Bianchi, eine der Primadonnen der Wiener Hofoper, die diesjährige Opernsaison eröffnete. Man hat so viel über den Toilettenkultus unserer Bühnenkünstlerinnen geschrieben, den fabelhaften Glanz und Reichtum als zur Bühne gehörig verachtet, daß es erfreulich ist, konstatieren zu können, daß sich endlich eine Umkehr zum Bessern geltend macht. Die aus dem Spitzerschen Atelier hervorgegangenen Roben sind keine Sensationstoiletten, sondern solide, harmonisch schön gearbeitete Kleider, wie sie in jedem aristokratischen Salon getragen werden. Die Robe zu Fig. 3 ist aus Rosa-Atlas gefertigt, das Vorderteil mit Rosa-Schmelzperlen durchstickt, darüber ein kunstvoll arrangiertes Drapee aus Rosa-Crêpe de Chine; die ausgeschnittene Schneppentaille hat vorn einen zum Rock passenden gestickten Latz. — Fig. 4 zeigt eine hellblaue Samttoilette mit gleichartiger Schleppe; der Rock ist aus weißem Atlas gefertigt, vorn der Länge nach mit wohl etlichen Hundert kleiner Atlas-Eicheln besetzt; ein aus Mousse-Atlas gearbeitetes, reich mit spanischen Spitzen garniertes Drapee umgibt die Hüften und fällt längs der Schleppe als Seitengarnierung herab. — Im Interesse all der jungen, aufstrebenden Künstlerinnen, die selten oder nie im stande sind, mit ihrer Gage den erforderlichen Bühnen-Luxus zu bestreiten, wäre es zu wünschen, daß man endlich von dem übertriebenen Toiletten-Geflunker auf der Bühne Abstand nehmen wollte. Die Roben der Bianchi, die vorteilhaft

Digitized by Google

von all den ehedem vielfach beschriebenen Sensations-Toiletten abweichen, haben uns gezeigt, daß das Publikum keineswegs jene raffinierten Schneiderkünste fordert, ohne die die französischen Künstlerinnen nicht fertig werden; gediegene Eleganz, ein feiner, solider Geschmack sollten für die Garderobe der Bühnendame ebenso obligatorisch sein, wie für die jeder kunstsinnigen Frau. — Das Publikum weiß sehr wohl, daß die Mehrzahl der dramatischen Künstlerinnen ihre Kostüme sogenannten Freunden und Gönnern verdanken, — daß aufstrebende Talente nicht durchdringen können, wenn sie nicht mit dem erforderlichen äußeren Pomp auftreten. Ist denn die echte, die die Seele ergreifende Kunst von den aus einem Schneider-Atelier hervorgegangenen Gebilden abhängig? Das Wort: „Kleider machen Leute" darf nicht dahin ausgedehnt werden: „Kleider machen Künstler resp. Künstlerinnen". —

Fig. 7. Fig. 9. Fig. 8.

Die in diesem Winter modernen Mäntel sind nicht gar wesentlich von den vorjährigen verschieden. Die eleganteren Façons werden mit Pelz verbrämt und über demselben reich mit dicken Seidenlitzen soutachiert; die einfacheren sind in Tailleform gearbeitet, wie Fig. 5 zeigt, aus klein karriertem Tuch gefertigt, mit Pelz unterfüttert, von hinten mit dem jetzt sehr beliebten Muschelbesatz garniert. Fig. 6 stellt einen aus schwarzem Seidenrips gefertigten, mit Hermelin gefütterten Mantel dar, der halbanliegend gearbeitet mit Castor argenté verbrämt und mit Soutache verschnürt ist. — Für kältere Tage treten die echten und imitierten Sealskin-Mäntel wieder in ihr Recht. Man trägt zu ihnen passend Hüte (sogenannte Torques) aus Sealskin, gleichartige Stiefeletten, Muffs und große Achselkragen.

Die modernsten Hüte für jüngere Damen sind die ganz aus Federn zusammengesetzten Plümettes (Fig. 7), die man mit gepufftem Samtrand umgibt. Aeltere Damen tragen geschlossene, gleichfalls reich mit wallenden Federn garnierte Kapottes (Fig. 8), die mit hochstehendem Samtbügel gefertigt werden. Für das sogenannte moyen âge sind die hochgeschweiften, halbanliegenden, innen mit Schmelz gefütterten Hüte (Fig. 9), die ihrer Kleidsamkeit wegen allgemein beliebt sind.

Die Modelle 7, 8, 9 sind aus dem Atelier der Hofmodistin B. Galimberti (Wien), deren wunderbar schöne, in Triest ausgestellte Hüte mit der goldenen Medaille prämiiert worden sind, hervorgegangen.

Einer sehr beifälligen Aufnahme erfreuen sich die Cols d'officier, schmale, glatt anliegende Halskragen, die mit breitem Schlips gebunden werden; sie sind für den Winter, da sie den Hals eng und warm anschließen, praktischer als die vorn freistehenden Kragen, die im Laufe der letzten Jahre so manche ernste Halskrankheit verschuldet haben. — Alle diejenigen, die im hohen Rat der Mode Sitz und Stimme haben, sollten überhaupt darauf achten, daß nur solche Trachten geschaffen und empfohlen werden, die vom sanitären Standpunkt aus der Empfehlung wert sind.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **L. von Pröpper.**

Jagd-Mahlzeit.

Kaviar in Zitronenkörbchen. Man nehme schöne große Zitronen, lege sie der Länge nach vor sich hin und schneide mit einem kleinen scharfen Messer in der Mitte, zweimal nebeneinander und

knapp ein Zentimeter auseinander, auf die Hälfte ein, um einen Henkel zu bilden, löse dann die übrige obere Hälfte ab und höhle die andere Hälfte vorsichtig aus; fülle die Körbchen nun gehäuft mit Kaviar und serviere geröstete Weißbrotschnitten, frische Butter und die ausgelösten Zitronenstücke dazu.

Schinkensuppe. Man hacke 500 bis 750 Gramm gekochten Schinken ohne Fett so fein wie möglich und stoße ihn dann noch im Mörser, wobei man ihn mit etwas guter Bouillon anfeuchtet, hierauf durch ein Sieb treibt und mit der für sechs Personen nötigen Bouillon vermischt. Eine Viertelstunde vor dem Anrichten gibt man nach Geschmack Madeira (zwei bis vier Glas etwa) und 60 bis 90 Gramm frische Butter dazu, läßt die Suppe im Bain-Marie heiß werden und richtet sie über in Butter geröstete Croutons an.

Roastbeef. Man bringe 2½ bis 3 Kilo Rindfleisch von der hohen Rippe mit zwei zu Viertel geschnittenen Zwiebeln, reichlich gestoßenem Pfeffer (Salz kommt erst beim Anrichten an die Sauce) und so viel Wasser, daß das Fleisch halb damit bedeckt ist, zu Feuer, lege ein mit Butter stark bestrichenes Papier darüber, decke die Kasserolle mit einem hohen Deckel fest zu und lasse das Fleisch so etwa anderthalb Stunden braten, während dessen es nur einmal aufgedeckt werden darf, um es umzudrehen. Die nicht durchgeseihte Sauce serviert man in einer Sauciere dazu, so wie rohen geriebenen Meerrettich, Senf und Mixed-Pickles oder Salzgurken. — Englisches Originalrezept; bürgerliche Küche.

Sauerkraut auf rheinische Art mit Kalbsbriesen. Man gebe reichlich Butter (auf 1½ Kilo Sauerkraut wohl ½ Kilo Butter) in eine hohe irdene Kasserolle, thue das wohl ausgedrückte, aber ja nicht gewaschene oder gar gewässerte Sauerkraut darauf, das nötige Wasser dazu, oben darüber ein mit Butter bestrichenes Papier und decke es zu. Das Papier darf nicht eher abgenommen werden, als bis das Sauerkraut gar ist, worauf man es dann erst mit einer Gabel durcheinander rührt, in eine runde Gemüseschale anrichtet und mit einem Kranze von Kalbsbriesen umlegt.

Kalbsbriesen. Man setze schöne Kalbsbriesen mit kaltem Wasser zu Feuer und wenn sie warm geworden sind, so wird das Wasser ab- und anderes darauf gegossen, welches man einigemal wiederholt, bis sie weiß erscheinen, worauf man sie zwei Minuten lang in kochendes Wasser thut, danach in kaltes und nun zum Abtropfen auf ein Tuch. Dann spicke man die ganze Oberfläche mit fein geschnittenem Speck, lasse in einer flachen Kasserolle ein Stück Butter zergehen und lege die Briesen auf die gespickte Seite hinein, salze sie und brate sie langsam, bis der Speck sich leicht gefärbt hat, gieße einige Eßlöffel Bouillon daran und wenn diese etwas eingekocht ist, so begieße man die Briesen mehrmals damit.

Fasan mit Kastanien. Man spicke einen Fasan über alle fleischigen Teile, mit geschälten und zu Streifen (Filets) geschnittenen Trüffeln; gebe dann in eine Kasserolle 125 Gramm geschabten Speck, 125 Gramm frische Butter, einige Trüffeln und die Abfälle von den Filets fein gehackt und mit Pfeffer und Salz gewürzt, dämpfe das Ganze während einiger Minuten, lasse es erkalten und füge dann ein paar Dutzend gebratene Kastanien hinzu.

Mit dieser Masse fülle man nun den Fasan, umwickele ihn mit Speckscheiben und lege ihn über Speckscheiben in eine, nicht zu große Kasserolle, gieße ein Glas Madeira daran und brate ihn bei sehr gelindem Feuer; entferne dann die Speckscheiben, entfette die Sauce, vermische sie mit gehackten Trüffeln und zerdrückten Kastanien und richte den Fasan darüber an.

Gefrorene Creme. Man bereite aus ½ Liter süßem Rahm, 125 Gramm Zucker, einer halben Stange Vanille und 5 Eidottern ein Gefrorenes und vermische es nach und nach mit ½ Liter fest geschlagenem und mit 125 Gramm gesiebtem Zucker vermischten Rahm, wobei man es aber nicht sehr bearbeiten, sondern den Rahm bloß durchziehen muß, gebe die Creme nun in kleine Tassen oder Gläser und reiche Hobelspäne dazu.

Hobelspäne. Man nehme zwei Eier, zwei Eier schwer feingesiebten Zucker und zwei Eier schwer Mehl, schlage Eier und Zucker schaumig und dann das Mehl dazu; bestreiche ein kaltes Backblech mit ungesalzener Butter und streiche von dem Teig so dünn es geht darüber, der ganzen Länge nach aber nur 15 Zentimeter breit und backe es in dem nicht sehr heißen Backofen (Röhre) gelb; schneide ihn nun der Quere nach in 3 Zentimeter breite Streifen, schiebe das Blech wieder in den Ofen und lasse die Streifen schön braun backen, wonach man sie gleich um ein dickes Holz windet, wie einen Hobelspan und auch gleich wieder abzieht, welches rasch geschehen muß, weil sie gleich hart werden und wäre dies eingetreten, ehe man alle wickeln konnte, so müssen sie wieder in den Ofen gestellt und heiß und dadurch wieder weich gemacht werden. Unterdessen hat man ein anderes Blech überstrichen und verfährt damit ebenso und wenn das erste Blech kalt ist, so kann es auch wieder bestrichen werden. Dies, zu Creme, Gefrorenem und zum Thee besonders beliebte Backwerk gibt sehr viel aus und hält sich lange.

Litterarische Neuigkeiten.

Ein neues Buch von Sophie Junghans ist immer ein neuer Gewinn für ihre Leser und Freunde; das gilt auch von ihrer neuesten Novelle „Die Schwiegertochter" (Berlin, Goldschmidt), in der eine ziemlich einfache, wenn auch romantische Handlung durch sorgfältigste Charakteristik und Erzeugung der rechten Stimmung bis zum Schlusse fesselnd gemacht wird. Jede einzelne der Figuren lebt und wird selbst nicht im kleinsten Zuge ihrer Individualität untreu. — Durch reiche Effekte wirkt der Roman „Das Gold des Orion" von H. Rosenthal-Bonin (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der in knappem Rahmen eine sehr bewegte, kunstvoll verschlungene Geschichte vor uns sich abspielen läßt und dabei doch noch Muße findet, eine Reihe landschaftlicher Bilder einzuflechten, die durch ihre Frische und Wahrhaftigkeit jeden anziehen. In der Schilderung dieser oft so verschiedenen Süjets ist Rosenthal-Bonin geradezu Meister,

Digitized by Google

und keine Farbe fehlt auf seiner Palette. — Gemütvoll und urwüchsig ist das Gepräge, welches Maximilian Schmidts „Knappenlisl vom Rauschenberg“ (Stuttgart, Krabbe) trägt; eine wohlthätige Oase in der Wüste der gezwungenen und geistreichelnden Litteratur, voll Unmittelbarkeit und lebendiger Treue. — Halb der Unterhaltungslitteratur angehörend, halb mit ernsteren Ansprüchen tritt das J. Lewinskische Sammelwerk „Vor den Kulissen“ (Berlin, A. Hofmann u. Ko.) auf, von dem bereits ein zweiter Band vorliegt. Namhafte Persönlichkeiten des Theaters und der Musik sind von dem Herausgeber bestimmt worden, kurze Aufsätze über Episoden ihres Lebens oder Bemerkungen über ihre Kunst und deren Geschichte beizusteuern, unter denen freilich trotz der klangvollen Namen Vieles bei ernster Prüfung zu leicht befunden werden dürfte. Derartige Sammelsurien konnten, als sie neu waren, einen Reiz ausüben, endlos fortgesetzt, werden sie langweilig. — Ein ernsteres Ziel hat Hans Ziegler vorgeschwebt, als er „Aphorismen über Lessings Hamburgische Dramaturgie“ für Dramatiker, Schauspieler und Kritiker (Erfurt, Bartholomäus) zusammenstellte. Besser ist es freilich schon, die Genannten hielten sich an das ganze Werk und zur Ehre derselben wollen wir annehmen, daß sie es thun, aber es kann gar nichts schaden, wenn sie sich ab und zu die Kraftstellen des goldenen Buches herausgehoben vor Augen stellen, und insofern heißen wir die fleißige Arbeit freundlich willkommen. — Mit der höchst gelungenen Gesamtausgabe eines deutschen Dichters beschenkt uns das Bibliographische Institut in Leipzig, nämlich mit „Lenaus sämtlichen Werken“ (2 Bde.), die an kritischer Durcharbeitung alle bisherigen Ausgaben des Autors übertrifft. Die Anordnung der Gedichte ist teilweise mit Rücksicht auf das Biographische geschehen und hat der Herausgeber außer einer trefflichen Biographie, Einleitungen und Anmerkungen dem ersten Band auch Auszüge aus Briefen und Gesprächen Lenaus mitgeteilt, die das Bild des Dichters in sehr glücklicher Weise vervollständigen. Der Herausgeber der Ausgabe ist leider ungenannt geblieben, was wir im Interesse eines gerechten Zitierens beklagen. — Dem namentlich durch seine Bearbeitung Flögelscher Schriften bekannten Archivrat F. W. Ebeling danken wir eine kulturhistorisch wertvolle Schrift: „Friedrich Taubmann“ (Leipzig, Joh. Lehmann), die, wie der Sondertitel anzudeuten scheint, eine Geschichte der Hofnarren eröffnen soll. Das Werk zerfällt in drei Teile, deren erster eine gut bearbeitete Biographie und Charakteristik des Helden enthält, während der zweite der Mitteilung humoristischer Begebenheiten und Aussprüche Taubmanns, der dritte der Mitteilung lateinischer Scherzgedichte desselben dient. Auch diejenigen, welche die zum Teil auf handschriftlichen Quellen basierende Biographie des Wittenberger Professors und kursächsischen „kurtzweiligen Rathes“ nicht voll nützen können, werden sich an dem Humor der folgenden Abteilungen ergötzen. — Die Eigenschaft des Ergötzens wohnt auch dem Werk inne, das den mysteriösen Titel führt: „Ein moderner Zauber“, Tagebuchblätter von Alexander (Münster i. W., Coppenrath), welch letzterer den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder mehr ist. Der Verfasser der Salon-Magie in diesen Heften, einst ein gefeierter Tausendkünstler, ist auch der Verfasser genannten Buchs, in dem er (Alexander Heimbürger — Alexander ist nur Künstlername —) seine Fahrten erzählt. Wie nicht anders zu erwarten, ist die von L. Schücking eingeleitete Schrift reich an überraschenden Einzelheiten und Aufklärungen rätselhafter Kunststücke, aber sie weckt noch ein Interesse höherer Art, da sie uns einmal eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit vorführt und uns das andere Mal in eine Welt Einblicke thun läßt, deren Außenseite sonst nur auf Jahrmärkten und Volksfesten bekannt wird. Schon der Ernst, mit dem hier ein Beruf behandelt wird, dessen Vertreter man vielfach mit Gauklern und fahrenden Leuten aller Art zusammenwirft, berührt höchst eigentümlich. — Zum Schluß erwähnen wir heute noch zwei Neuigkeiten von aktuellem Interesse, erstens zwei Spezialkarten: „Von Alexandria bis Tanta“ und „Von Ismailia bis Kairo“ (Gotha, J. Perthes), die in ihrer musterhaften Ausführung jedem Zeitungsleser willkommen sein werden, und zweitens eine neue Zeitung: „Das Echo“ (Berlin, Schorer), die Dr. O. Hopp begründet hat. Das neue Wochenblatt bringt in jeder Nummer auf ca. 32 Seiten klein Folio eine wohlgeordnete Zusammenstellung der verschiedensten in- und ausländischen Journalstimmen über alles, was nur die Gegenwart bewegt, sowohl über das Nächste, wie über das Fernabgelegenste. Das Blatt ist nicht nur unterrichtend, sondern auch wertvoll für den, der sich mit der Kritik und Geschichte der Journalistik und der Zeit beschäftigt, und bietet eine überreiche Materialiensammlung, von der wir nur hoffen wollen, daß sie durch Jahresregister auch dauernd nutzbar gemacht wird. Wir hoffen schon Ende 1882 ein solches zu erhalten.

Zu Max Rings Novelle.

Als vor einigen Monaten die Nachricht von dem Ableben des berühmten Bildhauers Friedrich Drake die Blätter durchlief, brachten die neuesten Zeitschriften kürzere oder längere Nekrologe. Schon damals hatte die Redaktion dieses Blattes eine Novelle Max Rings in ihrem Pulte, zu der die Lebensschicksale Drakes den Stoff gegeben haben dürften und die wir nun, nachdem sich die Trauer der beteiligten Kreise gelegt, zum Abdruck bringen. Schon um ihres Stoffes willen wird sie die Leser allgemein interessieren.

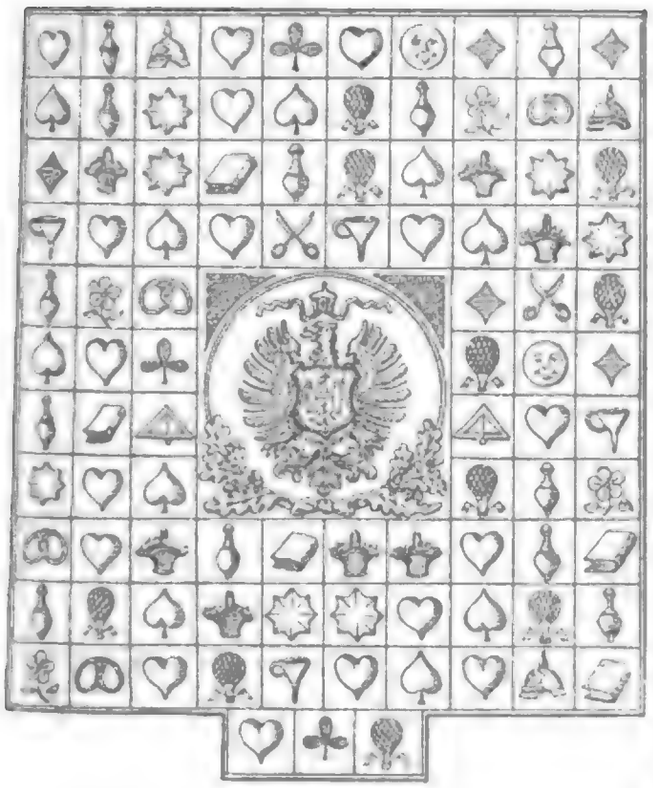
Die Ermordung der Söhne König Eduards IV.

Das auf Seite 270 dieses Heftes befindliche Bild des wohlbekannten Künstlers Otto Seitz ist eine Illustration des im Leben so oft bestätigten Satzes, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden sollen bis ins dritte und vierte Glied. Das Blut, mit welchem Eduard IV. seinen Thron in England gefestigt hatte, wurde traurig gerochen durch das „Scheusal“ auf dem Throne, Richard III. Die Erinnerung unserer Leser an die Szene in Shakespeare, in welcher die beiden Mörder die unschuldigen Kinder erwürgen, überhebt uns jeder weiteren Erklärung des ergreifenden Momentes.

Digitized by Google

Zum Kopf-Zerbrechen.

Schlüsselrätsel.



Arithmogryph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17 Eine Stadt in Mähren.
7, 6, 12, 17 Ein Nebenfluß des Rhein.
7, 16, 9, 10 Eine deutsche Festung.
7, 6, 8, 17, 10 Eine Stadt am Rhein.
10, 17, 6, 12, 7 Eine Stadt in Böhmen.
11, 3, 2, 9, 2 Eine der Parzen.
14, 6, 5, 7, 16, 17 Eine Oper.
7, 6, 17, 17, 15, 16, 8, 7 Eine Stadt in der Pfalz.
1, 16, 8, 15, 17, 6, 14, 15, 9, 16, 17 Ein hohes Fest.
4, 13, 6, 17, 14, 11, 13, 16, 12, 14, 15 Eine Republik.
6, 7, 5, 8, 14, 11, 6, 17, 16, 5, 12, 17 Eine Oper von Meyerbeer.

Silbenrätsel.

Aus folgenden 35 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines Komponisten und deren Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten gelesen, den Namen eines Dichters ergeben:

a, a, ah, ar, ba, ba, chel, cyn, fi, gon, hău, hi, hy, jar, mal, nac, ne, neu, ro, ri, sta, ta, ter, the, ti, zai.

1) Vervielfältigung von Bildwerken; 2) ein veraltetes Maß; 3) eine Stadt in Italien; 4) Plateau in Frankreich; 5) ein Tier; 6) Insel im Großen Ozean; 7) Stadt im Arrondissement Cognac; 8) Name; 9) ein Stammvater der Menschheit; 10) französischer General; 11) Stadt in der Provinz Salerno; 12) Name; 13) Pflanze.

Rätselhafte Inschrift.

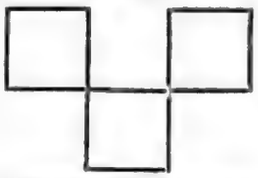
cledko ncf ukp ypnkuk kno rnkornlekp avjok rnkmf kn . . . mkrjmkpf jt phenmko ojle hou unk ehkwykouko rikttkp mpjcko rhcfnm ht nev juy ukt edvonmfkv pjcko ehkccke fdkvar kefrdlaf kp ukp yrikfk hvu ujc kled okpmkc lnpu bjle dukp nt clenttlp ukp jokoupdkfek bnkmf nev nr . . clerttkp ukp thptkrouk ojle.

Auflösungen zu Heft 2, Seite 244.

Rebus: Mußt du denn täglich in der Kaserne betrunken erscheinen.

Charade: Peterwardein.

Zusammenlegspiel:

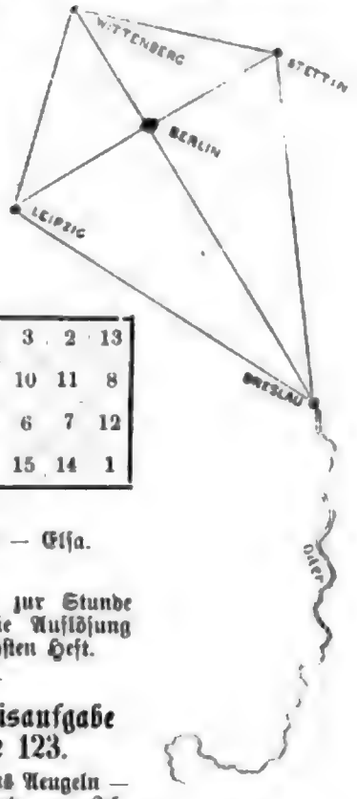


Arithmetische Aufgabe:

a	e	i	n
b	f	k	o
c	g	l	p
d	h	m	q

16	3	2	13
5	10	11	8
9	6	7	12
4	15	14	1

Geographische Aufgabe:



Scherzrebus: Kapitel.

Buchstabenrätsel: Elsaß — Elsa.

Charade: Panama.

Keilinschrift wurde bis zur Stunde noch nicht entziffert, die Auflösung folgt daher erst im nächsten Heft.

Auflösung der Preisaufgabe in Heft 1, Seite 123.

Ueber meines Liebchens Aeugeln —
Steh'n verwundert alle Leute. — Ich,
der Wissende, dagegen — Weiß recht gut, was das bedeute; —
Denn es heißt: — Ich liebe diesen — Und nicht etwa den und jenen. — Lasset nur, ihr guten Leute, — Euer Wundern, euer Sehnen. — Ja, mit ungeheuern Mächten — Blicket sie wohl in die Runde; — Doch sie sucht nur zu verkünden — Ihm die nächste süße Stunde.

Scherz-Charade.

Die erste Silbe mehr als eins dir kündet,
Die zweite zeigt dir eine Haut vom Tier,
Die dritte dich oft im Gefängnis findet;
Das Ganze ist stets zweifelhaft bei mir.

Rösselsprung.

es	früh-	er	sai-	me	schal-	nest	träu-
him-	he	ach	ren	seid	me	bäu-	len
mit	wa-	lings-	blau-	ten	ah-	de	du
won-	mel	fro-	ge-	hol	der	früh-	lun
ich	grüßt	ne	auch	lings-	sal-	o	sanf-
gold-	ne	lie-	um-	wie	te	gar-	ste
der	hör	ben	son	aus	hal-	die	fre-
drü	nr	sieh	len	her	le	sü-	ten-

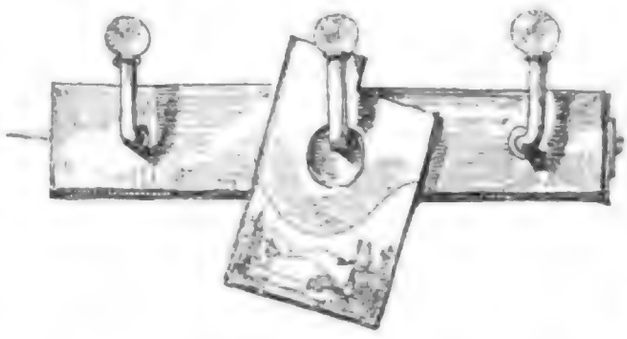
Digitized by Google

Chamber of horrors.

Von F. Luthmer.

Wenn dieses Heft in die Hand des verehrten Lesers gelangt, so ist zehn g zu wetten, daß seinen Gedankenkreis schon schwere Sorgen umdüstern. Weihnachten der Thür — die Luxusgeschäfte aller Art statten ihre Auslagen so verlockend aus möglich, die Börse ist hinlänglich gespickt — es naht die Qual der Wahl!

Wie war früher das Kaufen und Schenken so leicht! Der Empfänger sah den guten Willen, bisweilen auch et was auf den materiellen Wert und wenn es mit diesen beiden gut bestellt war, so war für die Aufnahme des Geschenkes nichts weiter zu besorgen. Das häßliche Wort „stilvoll" war noch nicht in das Lexikon unserer täglichen



Sprache a men. Geschenk hübsch — besser! n — nun, nen nicht Geschmack „über Ge läßt sich nicht dies Das ist le ganz and worden.

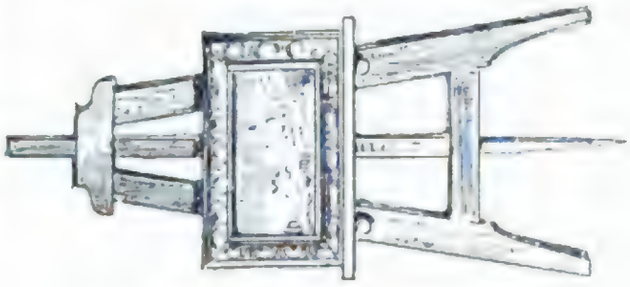
eine Klasse von Leuten von so unbescheidenen Sitten, daß sie uns bis in das Allerunserer Häuser verfolgen, mit kritischen Blicken jedes Möbel, jeden Teppich, jede Bild beschauen, und uns auf den Kopf zusagen, wir hätten einen veralteten, oder gar Geschmack, unsere Einrichtung hätte keinen „Stil". Kein Wunder, daß solchen Leu die Weihnachtsbescheerung nicht heilig ist. Abends beim Lichterglanz und Kinderjubel sie sich wohl mit ihrer Kritik noch im Hintergrunde, um die Festfreude nicht zu stö Aber am ersten Feiertag, wenn der graue Wintermorgen durch die angelaufenen Fe scheint, dann kommen sie und rümpfen die Nasen und verderben uns die Freude Geschenken, die doch so gut gemeint waren und soviel Geld gekostet haben. Das ist gewiß ein Zeichen von einem sehr schlechten Charakter, und wir werden gut thun, diesen fatalen Freudestörern beizeiten entgegen zu arbeiten. Das können wir auf zweierlei Weise thun: einmal, indem wir ihnen die Thüre vor der Nase zumachen. Aber das Schlimmste ist, daß wir sie nicht kennen. Sie schleichen sich unter der Maske des harmlosen Besuchers bei uns ein. Es ist unglaublich, wie weit dies heimliche Gift der künstlerischen Kritik schon um sich gegriffen hat. Ein gemütlicher Onkel, der voriges Jahr noch über ein Paar Pantoffel mit aufgestickten Päonien entzückt war, hat inzwischen die Vorträge eines kunstgewerblichen Wanderpropheten gehört und wirft jetzt mit „Frührenaissance", „Komplementärfarben", „Flachornament" um sich, er selber von der Zunft wäre. Wir müssen also schon ein anderes Schutzmittel ge Störer unserer Festfreude aufsuchen. Und es gibt ein sehr einfaches und radikales wir selbst die Kritik, die wir fürchten, vorher bei unseren Einkäufen. Daß über G nicht zu disputieren wäre, ist ein weitverbreiteter Irrtum. Richtig ist aber, daß es Grundsätze des Geschmacks gibt, die über aller Diskussion stehen, und die doch von gefälligen Fabrikanten, die unter allen Umständen etwas Neues bringen wollen, ist verletzt werden. Wenn diese Plauderei es unternimmt, in einem flüchtigen Rundg den Schaufenstern vorüber einige solcher Ungeheuerlichkeiten vorzuzeigen, so soll dam ästhetische hohe Schule geritten werden. Es gibt sich aber doch vielleicht die Gele

Digitized by Google

Haus-

f einige von jenen Regeln des Geschmacks, die über oder außerhalb der Diskussion stehen, zuweisen.

Das Kensington Museum hatte in der ersten Zeit seines Bestehens, als es noch mit n groben Ungeschmack aufzuräumen galt, die hübsche Idee, ein „Chamber of horrors" zurichten. In dieser Folterkammer des Geschmacks wurde an praktischen, aus dem wirklichen schaftsleben gegriffenen Beispielen gezeigt, wie man es nicht machen soll. Unmögliche rbenstellungen, sinnwidrige Motive, Vergehen gegen die Einheitlichkeit des Maßstabes rden dort an den Pranger gestellt. Wenn wir in den beigegebenen Illustrationen in licher Absicht einige Sinnwidrigkeiten vorführen, so haben wir damit keineswegs die ften Sünden herausgesucht, sondern nur dem Zufall folgend aufgenommen, was sich i im Vorüber- en bot.



Im großen und zen muß man ehen, daß die ibeute auf der d nach „hor- " heute schon weitem spär- r ist, als noch wenigen Jah- ein Beweis, das gesunde il unseres rer Glasindustrie zum Beispiel weisen fast ausschließlich Vortreffliches auf. Mit der stopferei ist es ähnlich, wenn wir die Karlsbader Porzellanblumen-Bouketts und die aus nenkörben hervorsehenden Katzenköpfe ohne Rumpf ausnehmen. Auch die Stickerei zeigt wesentliche Besserung. Mögen kleine Geschäfte auch noch immer „auf speziellen Wunsch Kundschaft" die alten Sofakissen mit Kornblumenbouketts und liegenden Hunden, die schirme mit Grau in Grau behandelten Thorwaldsenschen Jahreszeiten, an welchen nur köpfe fleischfarbig sind, und ähnlichen Unsinn führen. Die tonangebenden Geschäfte haben eine entschieden künstlerische Richtung eingeschlagen. Die Verwendung gut gemusterter Stoffe, stilvoller Spitzen zum Uebersticken, ferner die Mode der „verschossenen", künstlich alt gemachten Farbentöne behütet schon vor schweren Fehlern. Auch wo Blumen angewendet werden, sucht man nicht mehr die Natur nachzuahmen, sondern hält sich an die feine Formengebung der Orientalen oder an alte Gobelins.

Doch wir wollten nicht loben, sondern warnen, und auch dazu geben leider die Auslagen der Luxusgeschäfte vielfach Gelegenheit. Schlimm sieht es noch in der Bijouterie, speziell in der unechten, der eigentlichen Quincaillerie, aus. Doch gibt auch die nebenstehende Brosche, in einem der ersten Juwelengeschäfte einer großen deutschen Stadt zu haben, eine böse Probe von Geschmacksverirrung: ein Kleiderrechen aus Gold, die einzelnen mit echten Perlen gekrönt, am mittelsten Haken eine Malerpalette, auf der in Email eine Landschaft gemalt ist! Soviel Worte, soviel Tollheiten! Ueberhaupt müssen die erungen an das Künstleratelier vielfach herhalten. Schon die bemalte Palette ist nsinn. Daß einmal ein Maler zum Scherz einer schönen Frau als Vielliebchen eine auf die erste beste Platte, die er zur Hand hat, also auf seine Palette malt, mag ja mmen. Daß dies aber ein „Artikel" wird, bei dem man die flotte Skizze durch eine ierte Photographie ersetzt, ist geschmacklos. Noch unglaublicher aber ist eine ganze ler mit darauf stehendem Bilde, liegend als Tuchnadel verwendet. Warum fällt das nicht herunter?

Mit Sicherheit kann man ferner annehmen, daß der gute Geschmack Reißaus nimmt,

Digitized by Google

sowie Sport-Embleme in Frage kommen. Das Hufeisen ist geradezu unsterblich! Eine gewisse Roheit in der Verwendung dieses Motivs zu Gebrauchsformen scheint von demselben unzertrennbar zu sein. Nun lasse man diese Eigentümlichkeit doch den Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, denen der Stallduft über jedes Parfüm geht. Warum sich aber das zarte Beamtentöchterchen, der zahme Advokatenschreiber Ohr und Busen, Uhrkette und Zigarrentasche mit diesem garstigen Gerät schmücken müssen, ist unerfindlich. Und wenn es nur immer beim Hufeisen bliebe! Hufe, Kandaren, Kumte, Jockeimützen, alles muß herhalten, wo es am wenigsten paßt. Es ist an anderer Stelle schon einmal darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Sport-Ornamente Gelegenheitsscherze sind, welche die Pariserinnen — nicht gerade die Pariser Dame — erfindet und anlegt, wenn sie in lustiger Sportsmengesellschaft zum Rennen nach Longchamps fährt. Die Geschmacklosigkeit, diesen Schmuck im soliden Alltagsleben zu tragen, überläßt sie gern den Deutschen. Ein weiteres Gebiet, welches allen Launen freigegeben zu sein scheint, ist unser Schreibtisch. Wir wollen von den Verrirungen der modernen Luxus-Papeterie, von den umgebogenen, mit einer Stecknadel durchstochenen Papierkanten, den Spinnen, die über das Papier kriechen, und anderen Geschmacklosigkeiten ganz absehen. Aber man sollte meinen, daß wenigstens da, wo man Sammlung zur Ausgestaltung seiner Gedanken braucht, von vornherein jedes Capriccio ausgeschlossen wäre. Aber es muß doch Leute geben, welche letzteres auch an der unpassendsten Stelle lieben. Wie wären sonst die „launigen" Schreibzeuge zu erklären, aus deren großer Fülle wir nur eins hervorheben wollen: Das Tintenfaß ist untergebracht im Innern eines zerlumpten Hutes, der von zwei Kindern durch den Kot geschleift wird. Da das Ding keine Untersatzplatte hat, so muß in diesem Falle der Schreibtisch selbst die kotige Straße vorstellen. Es ist zum Todlachen! — Der Humor ist überhaupt oft ein böser Feind des Kunstgewerbes. Daß man und wie man auch mit diesem Faktor rechnen kann, lehren uns die Japanesen. Nur lernen wir es nicht genug von ihnen. Wir vergessen, daß ein witziger Einfall, der, einmal gut vorgetragen, herzliches Lachen erregt hat, in Bronze ausgeführt und auf unsern Tisch gepflanzt, geradezu entsetzlich werden kann. Es gibt Spielmarkenteller, in deren Grund „Jean qui rit" und „Jean qui pleure" in Silber getrieben zu sehen sind. Wer diese zum Geschenk wählt, sollte doch bedenken, daß wenn er selbst auch beim Einkauf über den lustigen Einfall gelächelt hat, der unglückliche Empfänger nun jahrelang diese grinsenden Fratzen ansehen muß.

Noch eine taube Blüte hat das Haschen nach originellen Einfällen getrieben: Die Verwendung interessanter Rohmaterialien. Wohl hat auch die frühere Zeit diese Liebhaberei gekannt: Kokos- und Nautilusbecher, Monstreperlen in kostbarer Fassung sind die dankbarsten Aufgaben alter Goldschmiedekunst gewesen. Aber welcher Unterschied zwischen diesen und unseren heutigen Leistungen. Eine Neuheit, welche außer dem Vorwurf der Formlosigkeit auch der der Undelikatesse trifft, sind die Arbeiten aus rohem Elfenbein. Was wird aus diesen ungereinigten, schmutzig braunen Zahnstücken nicht alles gemacht: Schreibzeuge, Zigarren- und Aschbecher, Visitenkarten-Dosen u. a. Ein ungereinigter, mit gelber Kruste überzogener Zahn ist einmal etwas Unappetitliches, mag er in einem Menschen- oder Elefantengebiß sitzen. Aber die Mode hat es geadelt: non olet!

Wir könnten die Liste der Ungeheuerlichkeiten noch weit fortführen. — Ob wir uns aber mit dieser Betrachtung überhaupt wohl viel Dank verdient haben? Gewiß nicht bei den Händlern, die gewaltig empfindlich zu sein pflegen, wenn man einen Artikel kritisiert, der „geht". — Noch weniger bei den sorgenvollen Vätern und Müttern, Schwestern und Bräuten, die mit Schrecken eine neue Schwierigkeit aus dem ohnehin so schwierigen Geschäft der Weihnachtseinkäufe erwachsen sehen. Aber trösten wir uns! Wenn nicht alles täuscht, so legt die liebenswürdige Leserin diesen Aufsatz jetzt mit dem heroischen Entschluß aus der Hand: Nun erst recht!

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.

Venus geht am 6. für den Anblick von der Erde aus an der Sonnenscheibe vorüber. In Europa kann nur der Anfang der Erscheinung gesehen werden. In Südamerika und dem östlichen Teile Nord-

amerikas sieht man dagegen den ganzen Vorübergang. Dieser Vorübergang ist sehr wichtig, weil daraus die Entfernung der Sonne von der Erde abgeleitet werden kann. Deshalb sind von den zivilisierten Staaten Europas besondere Expeditionen ausgerüstet worden, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne genau zu beobachten. Vom 11. an ist die Venus als Morgenstern tief am südwestlichen Himmel zu sehen.

Mars ist auch in diesem Monate unsichtbar.

Jupiter bietet einen prächtigen Anblick. Man kann ihn in der zweiten Hälfte des Monats um Mitternacht hoch am Himmel erblicken zwischen Stier und Zwillinge. Am 18. steht er der Sonne gerade gegenüber und ist um Mitternacht im Süden sichtbar.

Digitized by Google

Saturn steht im Widder und ist in den Abendstunden im Südosten zu sehen. Am 21. tritt er

mit dem Monde in Konjunktion, gegen Ende des Monats kann man ihn noch in den Abendstunden sehen.

Salon-Magie.[1])

Von Alexander.

Die amüsante Lösung.

Ziehe eine längere Schnur durch ein Knopfloch deines Rockes; übergib die beiden Enden derselben einer anderen Person, der du die Wette anbietest, dich von derselben befreien zu wollen, ohne sie oder den Rock zu verletzen. Die doppelt gelegte Schnur muß lang genug sein, dich damit jenseits einer verschlossenen Thür begeben zu können. Es wird dadurch zugleich die Erwartung gesteigert. Zieh alsdann einfach den Rock aus und begib dich durch eine andere Thüre zu dem, der die Schnur hält. Tableau! Aehnlich ist

Das ungefährliche Duell.

Gib jemanden einen Degen in die Hand und behaupte, daß er dich bei angenommener, fester Stellung auf zwei Schritte Entfernung, auf Kommando, nicht treffen könne. Aufklärung: Stellung diesseits und jenseits der Thüre, die du vor dem Kommando einfach schließest.

Der Zauberschrank.

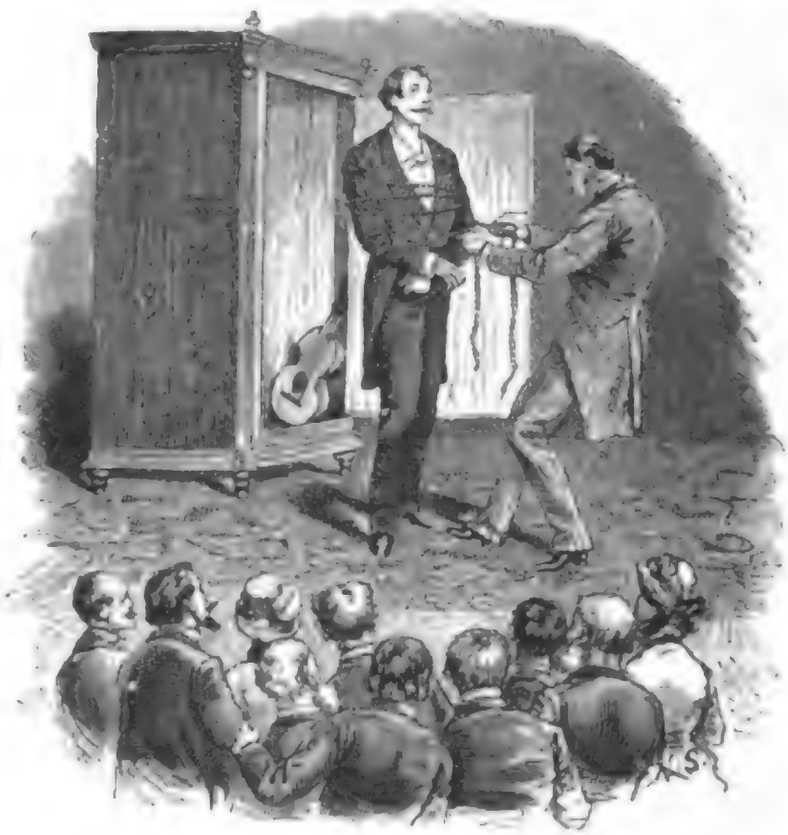
Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß vor einigen Jahren die Gebrüder Davenport durch ihre angeblich spiritistischen Aufführungen in verschiedenen größeren Städten Deutschlands erhebliches Aufsehen machten. Unter ihren Produktionen befand sich besonders eine, welche im höchsten Grade frappierte und wohl als eine ihrer überraschendsten Leistungen betrachtet werden durfte. Dieselbe bestand darin, daß einer der Gebrüder sich vermittelst eines langen, kräftigen Strickes, von einem der mehreren Zuschauern, ganz nach deren Willkür, in einer Weise binden und fesseln ließ, daß es als ein Ding der Unmöglichkeit erschien, ohne Beistand eines anderen, sich von diesen Banden zu befreien. Der auf diese Weise Gefesselte trat alsdann in einen Schrank, welcher von seiten des Publikums vorher genau untersucht war und jede Möglichkeit der Gegenwart einer anderen Person ausschloß. Die Thüre wurde verschlossen. Sofort hörte man auf einer, mit in den Schrank gegebenen Guitarre Akkorde anschlagen und selbst eine Melodie spielen. Nach wenigen Minuten öffnete sich alsdann der Schrank. Der Insasse trat aus demselben hervor und trug den zu seiner Fesselung benutzten Strick glatt und schlank, von jedem Knoten befreit, in seiner Hand. Natürlich folgte allgemeines Erstaunen und anhaltender Applaus.

Wir wollen jetzt den Leser mit dem Zusammenhange dieses Experimentes bekannt machen. Zunächst haben wir den Schrank dabei ins Auge zu fassen. Derselbe steht isoliert auf vier Füßen, so daß man unter denselben hindurchsehen kann. Das Innere des Schrankes kann bequem einen Menschen aufnehmen. Eine genaue Besichtigung des Schrankes ergibt dessen vollständige Einfachheit. Dennoch sind in demselben versteckt einige Vorrichtungen angebracht, vermittelst welcher allein die Ueberraschung ermöglicht werden kann. Der Boden des Schrankes ist nämlich doppelt und enthält einen Zwischenraum von ungefähr einem Zoll Höhe, weshalb denn auch dieser unbedeutende Raumunterschied, der nebenbei durch das Gesims des Schrankes vollständig verdeckt wird, unmöglich wahrgenommen werden kann. Der obere Teil dieses Bodens ist so eingerichtet, daß der in dem Schranke Befindliche durch einen Tritt oder Druck auf eine Feder sofort eine Klappe öffnen oder aufspringen lassen kann. In diesem Zwischenraum befindet sich ein zweiter Strick verborgen, genau von derselben Länge und Stärke, wie derjenige, welcher zum Zusammenschnüren diente. Ferner befindet sich im Bereiche des Schlosses an der Schrankthür eine Vorrichtung, die auf einen Druck mit der Hand, oder dem Ellenbogen, sofort ein scharfes drei bis vier Zoll langes Messer hervorspringen läßt, vermittelst dessen, da es festen Widerstand leistet, es leicht ist, den um den Körper geschlungenen Strick zu zerschneiden, so, daß zunächst die Hände frei werden, wodurch alsdann die weitere Befreiung ermöglicht werden kann, zumal in dem erwähnten Zwischenraume noch ein zweites, geeignetes Messer zur weiteren Benützung sich vorfindet, während das zuerst erwähnte Messer bereits wieder an seinen früheren Platz zurückgeschoben ist. Der in dem Zwischenraum des Bodens vorhandene Strick wird nun hervorgeholt, der zerschnittene Strick an dessen Stelle gebracht und die in einem Scharnier bewegliche Klappe wieder herunter gedrückt. Die Guitarre, welche mit in den Schrank gegeben wurde, bekommt gleich von vornherein eine solche Lage, daß der Betreffende mit dem Fuße, an welchem an der Seite des Schuhes ein Stückchen Fischbein oder dergl. hervorsteht, leicht über die Saiten der Guitarre hinweggehend, sofort die Akkorde hervorzubringen vermag, während welcher Zeit er zugleich damit beschäftigt ist, den Strick zu zerschneiden. Auch dient der hervorge-

[1]) Vgl. Jahrgang I, Heft 6, S. 732.

Digitized by Google

brachte Ton noch dazu, etwaig sonstig entstehendes Geräusch zu maskieren. Alsdann wird der zerschnittene Strick mit den Füßen unter die Klappe geschoben, um zugleich die Zeit zu benutzen, eine Melodie auf der Guitarre anzuschlagen. Da es wesentlich darauf ankommt, das betreffende Experiment in einem möglichst kurzen Zeitraume auszuführen, so ist es natürlich, daß alle Faktoren, Mund, Hände und Füße, gleichzeitig zu diesem Zwecke thätig sein müssen. Es wird überflüssig sein, auf alle kleinen Handgriffe und nebensächlichen Erfordernisse weiter hinzuweisen, wodurch außerdem der uns hier vergönnte Raum zu sehr in Anspruch genommen würde. Gewiß wird sich, natürlich in abgeänderter Form, auf Grund des Mitgeteilten, auch in geselligen Kreisen etwas Verwandtes veranstalten lassen. In kleinerem Maßstabe wird nachfolgender Scherz ähnlicher Art, der ohne alle Vorbereitungen bewerkstelligt werden kann, zur Unterhaltung beitragen.



Der Zauberschrank.

Der schnell Entfesselte.

Es läßt sich jemand vermittelst einer kräftigen Schnur die beiden Daumen — somit also auch die beiden Hände — fest zusammenbinden und dieselben mit einem Hut bedecken. Je nach Wunsch der ihn Umgebenden, bringt er bald die rechte, bald die linke Hand unter dem Hute hervor, trinkt ein Glas Wein, versetzt irgend einen Gegenstand auf dem Tische u. s. w., fährt alsdann sofort mit der Hand wieder unter den Hut und zeigt, daß die beiden Hände, resp. Daumen, ebenso fest wie vorher aneinander gebunden sind.

Fig. 1.

Erklärung: In die beiden, flach nebeneinander gehaltenen, halb geschlossenen Hände lege eine längere, feste Schnur, in solcher Weise, daß dieselbe sich unterhalb der Daumen (Figur 1) befindet und auf beiden Seiten derselben hervorhängt. Bringe nun die beiden Hände vollständig geschlossen, rasch zusammen (Figur 2) und ergreife unbemerkt im selben Augenblicke die Schnur im Inneren der Hand gleichzeitig mit dem Mittelfinger. Mag nun die Schnur über die Daumen noch so sehr zusammengebunden werden, so wird es dir dennoch ein Leichtes sein, jederzeit die Hand aus der Schlinge herauszuziehen, sowie auch wiederum hineinzuschieben. Besonders effektvoll ist die Wirkung, wenn die Hände um ein Tischbein gehalten und in dieser Weise gebunden werden, wodurch nebenbei eine unbequeme Untersuchung leicht vermieden wird. Eine verborgen gehaltene zweite Schnur von gleicher Länge wird später anstatt der ersteren gezeigt.

Fig. 2.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Weihnachten.

Von J. Trojan.

O Weihnachtsfest! Welch einen hellen Schein
Wirfst du in trübe Winterzeit hinein!
Du bringst die Botschaft, süßen Trostes voll,
Die einst den Hirten auf dem Feld erscholl.
Du bist der Stern, der durch das Dunkel bricht,
Und Lichter zündet überall dein Licht.
Nun ist die Welt erfüllt vom Märchenklang:
Knecht Ruprecht macht den altgewohnten Gang.

Die Kinder lauschen scheu auf seinen Schritt —
Wann kommt er wohl und was bringt er wohl mit?
So flüstern sie, zumal wenn draußen geht
Der Wind umher und Schnee ans Fenster weht.
O Kindesstirn, von Lockenhaar umkränzt,
Auf welcher noch unschuld'ge Freude glänzt!
Wie oft nun zählt voll Ungeduld ein Kind,
Wie viel der Tage bis zum Fest es sind.
Erwarten kann's die frohe Stunde kaum,
In der von Kerzen strahlen wird der Baum.
Daran nur denkt es in des Tages Lauf
Und träumt davon — und lächelnd wacht es auf.
Und kommt der Tag — den Eltern gar so schnell —
An dem der Baum dasteht geschmückt und hell:
Wohl denen, die beglückt dann vor ihm stehn
Und ihre Lust in Kindesaugen sehn!

Digitized by Google

Nicht größ're Freude wird
von Gott gesandt,
Und o wie leicht gefüllt ist
kleine Hand!
Ihr aber, die ihr fröhlich
seid, vergeßt
Der Armut nicht und schafft
auch ihr ein Fest!
Gedenkt des Kindleins, wel-
ches darbt und friert,

Dem keine Hand ein Weih-
nachtsbäumchen ziert.
Sucht auf die Not und zün-
det ihr ein Licht —
Vergeßt auch draußen armer
Vögel nicht.
Daß alles sei erfüllt von
Weihnachtslust,
Auf Erden Fried' und Freud'
in jeder Brust.

Digitized by Google

Probe zur Chriſtmette. Von J. G. Vibert.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von B. Schleſinger in Stuttgart (E. Lecadre u. Co. in Paris).

Weihnachten dunkel und licht.

Novelle von Ludwig Ziemſſen.

„Und wird ein Tag kommen, der dem Herrn bekannt iſt; und um den Abend wird es licht werden." Sacharja 14, 7.

Erſtes Kapitel.

Durch die ſtillen Straßen des Städtchens Heldungen rollte eine Equipage von Aufſehen erregender Stattlichkeit. Die feurigen Roſſe zügelte ein bärtiger Kutſcher in reicher Livree, zwei Diener in ſilberbordierten Röcken ſaßen hinten auf; hinter den großen Spiegelſcheiben des dunkelgrünen Reiſewagens waren die Köpfe zweier Damen ſichtbar. Die Bewohner des Städtchens ſtaunten und ſtarrten dem vornehmen Gefährt nach; durch das Rheinthor war es zum Ort hereingekommen, aber welchem Ziel es zuſtrebte und wem es gehörte, wußte niemand. So folgten ihm aller Augen.

Da lenkte auf einmal das feurige Geſpann in das ſogenannte Gartenfeld hinaus und hielt endlich vor einem mitten im Grünen gelegenen Hauſe an. Die Diener ſprangen von ihrem Sitz herab und nahmen am Kutſchenſchlage ehrerbietig Aufſtellung. Das eine Fenſter ſenkte ſich und eine klare Stimme fragte: „Iſt dies das Haus, Sebald?"

„Zu Befehl, Hoheit. Ueber dem Eingang ſteht die Inſchrift Georgenhoſpital in goldenen Buchſtaben und das rote Kreuz darüber."

„So gehen Sie und melden Sie uns der Vorſteherin. Das Inkognito wird ſtrengſtens gewahrt!"

„Zu Befehl!"

Der langröckige Diener verſchwand, und die Dame lehnte ſich in den Wagen zurück, das Gebäude mit einem ruhigen Blick überfliegend.

„Es liegt ſtill und freundlich," ſprach ſie nach einer Weile zu ihrer jungen Begleiterin. „Nicht wahr, Frieda? Hier ſind die armen Leute gewiß aufs beſte aufgehoben?"

„Es ſteht zu hoffen, Hoheit; die Lage erſcheint für ein Krankenhaus in der That vortrefflich!"

Es war eine ſehr ſanfte wohlklingende Stimme, die ſo ſprach, und das Geſicht, wie es ſich prüfend vorbog, erſchien außerordentlich lieblich und von jugendlicher Zartheit.

Das Auge der Fürſtin ruhte mit ſtillem Wohlgefallen auf ihm.

„Armes Kind," ſprach ſie nach einer Minute Schweigens, „deine Jugend ſollte wohl eigentlich von Bildern des Leidens, wie ſie uns hier bevorſtehen, verſchont bleiben. Ich hätte dich auf Schloß Rammſtein, wo es heute ſo heiter herging, lieber zurücklaſſen ſollen; nicht wahr?"

„O nein, Hoheit!" war die lebhafte, in warmem Ton gehaltene Antwort. „Ich bin glücklich, daß Sie mich der Teilnahme an Ihrem Ausfluge gewürdigt haben, und verzichte gern auf die heitere Frühſtücksſtunde auf der Terraſſe zu Rammſtein! Wie viel Dank ſind wir den wackeren Kriegern ſchuldig, die uns mit ihrem Blute Sicherheit und Frieden erkauft haben! Und mir, einer Soldatentochter, ſollte ein Beſuch an ihrem Leidenslager läſtig dünken? Wo meine teure Fürſtin den weiten Ausflug, Staub und Hitze nicht ſcheut, um den treuen Landeskindern durch ihre Erſcheinung eine troſtreiche Stunde zu bereiten! wie abſcheulich wäre das!"

„Du biſt ein gutes Kind!" ſprach die Fürſtin mit einem ſanften Neigen ihres ſchönen Kopfes. „Auch hätte ich niemand anders auf dieſem Ausfluge um mich haben mögen, als gerade dich! Dein ganzes Weſen iſt mir ſo ſympathiſch; ich freue mich deiner herzlichen Teilnahme an allem, was mir das Herz bewegt, und freue mich deiner Liebe, deiner warmen, unverſtellten Liebe! Nicht wahr, meine Frieda, deren darf ich ſicher ſein?"

„O meine teure Hoheit," ſprach das ſchöne Mädchen voll tiefer Rührung in Ton und

Digitized by Google

Miene, und drückte mit Innigkeit ihre blühenden Lippen auf die dargereichte zarte Hand der Fürstin; „mein Herz liegt fast so offen vor Ihren Augen, wie vor dem Auge Gottes! Sie wissen, wie ergeben es Ihnen ist, und daß diese verehrende Liebe nur mit meinem Leben erlöschen kann!“

„Still — still!“ bat die Fürstin feuchten Auges, „ja, ich weiß es, und es macht mich glücklich, dessen sicher zu sein! — Glaube auch an meine Liebe und verlaß dich auf sie! Du darfst es! — Und nun kein Wort mehr! Da kommt Sebald zurück. Laß uns hören, was er zu berichten hat.“

Der Diener trat respektsvoll an den Schlag heran.

„Die Oberin ist zu Hause,“ meldete er, „und gern bereit, die Frau Baronin nebst Fräulein Schwägerin zu empfangen. Da ist sie schon selbst!“

„Oeffnen Sie den Schlag,“ befahl die Fürstin, und beide Damen verließen den Wagen. Auf den Stufen des Hauses fand eine achtungsvolle Begrüßung mit der Vorsteherin des Hauses, Schwester Justine, statt, welche die Reisenden willkommen hieß und in das Empfangszimmer führte.

„Ich würde in Verlegenheit sein, unser Eindringen hier und die Störung Ihrer Berufsthätigkeit zu entschuldigen, liebe Schwester,“ sprach die Fürstin sanft, „hätte ich nicht zwei Gründe, die uns Verzeihung und Nachsicht erwirken müssen. Einmal hat uns der Ruf von der musterhaften Einrichtung dieses Hauses den dringenden Wunsch erweckt, selbiges in Augenschein zu nehmen, sodann sind wir als Mitglieder des ‚Patriotischen Samaritervereins‘ beauftragt, anzufragen, ob hier noch B... sche Landesangehörige seit dem Kriege siech darnieder liegen. Man hat uns berichtet, daß das Haus seiner Zeit einige sehr schwere, fast hoffnungslos Verwundete aufgenommen hat, aber nicht, ob dieselben, eventuell wann und in welchem Gesundheitszustande, von hier entlassen sind.“

„Einer Entschuldigung,“ entgegnete die Vorsteherin schlichten Tones, „bedarf so werter Besuch unter keinen Umständen! Wollte Gott, die vornehmen Damen der Umgegend hätten etwas von dem liebevollen Interesse an unserer Sache, das die gnädige Frau Baronin und Fräulein Schwägerin hierher gezogen hat. Möchten Einrichtung und Verwaltung des Hauses Ihren Beifall finden! Was den zweiten Punkt anbelangt, so muß ich die Ihrem Verein gewordene Mitteilung bestätigen. Unser Haus pflegt noch fünf B... sche Landesangehörige, die in einem nahezu verzweifelten Zustande uns überliefert wurden, und die wir auch vorerst noch nicht entlassen können. Zwei von ihnen bedürfen sicher noch Jahr und Tag der sorgsamsten und unablässigsten Pflege von sachverständiger Hand! — Doch die Damen werden sich selbst überzeugen wollen. Darf ich bitten — hier links hinab! Ich erlaube mir, voranzugehen, um die Pflegerinnen zu avertieren.“

Mit herzlicher Teilnahme wandelten nun die Damen, geführt von der Vorsteherin, von einem Zimmer ins andere, von einem Bett zum anderen; hörten die Mitteilungen der Führerin, auch die umständlichsten und medizinisch-eingehendsten mit ernster Aufmerksamkeit an und überzeugten sich, daß das Gerücht die Wahrheit verkündete, und die Kranken in der That vortrefflich aufgehoben seien. Aber auch hieran ließ die menschenfreundliche, um ihre Landeskinder treu besorgte Herzogin sich keineswegs genügen. Mit jedem einzelnen der Rekonvaleszenten knüpfte sie ein Gespräch an, tröstete und ermutigte sie, erkundete ihre Familienverhältnisse, lockte ihre kleinen Wünsche und Bedürfnisse aus ihnen heraus und verteilte endlich (im Namen des Vereins, dem sie angehörte) namhafte Geldspenden unter sie.

Unter Dank- und Segenswünschen der armen Verstümmelten, die sich nicht träumen ließen, daß es ihre Landesmutter sei, die so liebreich um sie sorge, verließ die Herzogin endlich mit ihrer Begleitung die Krankenzimmer und trat auf den Korridor hinaus. „Die armen Menschen!“ seufzte sie belasteten Herzens auf.

„So jung noch alle, und doch fast aller Lebensfreuden schon beraubt! Man hat, wenn man sie gesehen, kaum noch den Mut, sich des eigenen Glückes zu erfreuen!“

„Gestatten mir die Frau Baronin, eine abweichende Anschauung geltend zu machen,“ entgegnete ernst die Vorsteherin. „Mir erscheinen jene jungen Männer eher beneidenswert, als zu beklagen! Sie haben ihre Pflicht gegen Fürst und Vaterland mit Daransetzung des Lebens erfüllt und haben dies Leben sich und den Ihrigen gerettet, um hinfort dasselbe von der

Digitized by Google

allgemeinen Dankbarkeit verschönert, gehoben und gehalten zu sehen. Indem sie überdies in der eignen Sache die allgemeine verteidigten, genossen sie das Größte, was dem Menschen begegnen kann: das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment erweitert zu sehen!"

„Wie tröstlich ist Ihre Anschauung, liebe Schwester," sprach die Herzogin sanft, die ehrwürdige Vorsteherin dankbar anblickend. „Sie macht mir das Scheiden aus diesem Hause der Schmerzen leichter! — Haben Sie außer den bisher gesehenen Patienten noch andere im Hause?"

„Nur noch einige Kinder und einen sehr beklagenswerten jungen Mann, der uns, fürchte ich, bald aller Mühwaltung und Sorge um ihn entheben wird. Er ist ein junger Maler, der hier auf der Rückwanderung aus Italien aus körperlicher und seelischer Ueberspannung zusammengebrochen ist, und augenblicklich im Delirium liegt. Wollen Sie ihn sehen? Dann dort hinüber, bitt' ich! Schwester Agathe trägt eben einen Eimer frisches Eis hinein."

Die Fürstin nickte und schlug die angedeutete Richtung ein. „Hält der Arzt seinen Zustand für hoffnungslos?" fragte sie teilnahmsvoll.

Die Vorsteherin zuckte die Achsel: „Er erwartet in den nächsten Tagen eine Krisis, die zum Leben — oder zum Tode führen wird! Letzteres ist leider das Wahrscheinlichere!"

Die Damen schauerten in sich zusammen. „Einer Mutter Sohn", flüsterte die Fürstin weich, „und stirbt hier fern von ihr! — Nicht wahr, meine Frieda, wir gehen hinein und suchen auch ihm noch Labung in seinen Leiden zu schaffen! — Einer Mutter sterbender Sohn! — arme Mutter! — Welcher Schmerz! Man denkt an sich selbst — o, Gott wolle mir mein süßes Kind daheim in Gnaden bewahren! — Mich erfaßt so tiefe Angst, Frieda!" — Das junge Mädchen drückte ihr in liebender Beruhigung die Hand. — „Sagten Sie nicht, der arme junge Mann sei ein Maler, liebe Schwester?"

„Ja wohl! — Er ist einer armen Witwe Sohn und hat sich zwei Jahre lang unter Hunger und Kummer und schwerer Arbeit in Italien das Leben gefristet, um es in der geliebten Kunst zu etwas Tüchtigem zu bringen. Da erreicht ihn vor wenigen Wochen ein Brief aus der Heimat, der ihn eilends zurückruft, weil sein Mütterlein auf den Tod liege und vor Sehnsucht, ihn noch einmal mit Augen zu sehen, nicht sterben könne. — Die Nachricht muß ihn furchtbar schwer getroffen haben. Denn wie ein Verzweifelter ist er Tag und Nacht und Nacht und Tag, bald mit der Eisenbahn, bald zu Schiffe, und als die Mittel ausgegangen waren zu Fuße weiter gereist — ohne sich eine Stunde Ruhe oder Rast zu gönnen, bis er — nicht weit von hier — an Seelenangst und Erschöpfung zusammengesunken ist! Da hat man ihn uns hierher gebracht!"

„Und die arme Mutter," fragten die Fürstin und Frieda fast zugleich; „weiß sie das alles?"

„Wir haben gleich dorthin geschrieben und von des Sohnes Erkrankung Meldung gemacht; aber der Brief hat die Arme nicht mehr am Leben getroffen. Sie ist mit ungestillter Sehnsucht hinüber gegangen, dahin, wo alles Leiden und Sehnen aufhört."

Die Fürstin und ihre junge Begleiterin blickten einander feuchten Auges an. „Lassen Sie uns eintreten!" bat Frieda.

Die Fürstin nickte; die Vorsteherin öffnete beeifert die Thür, so traten sie bewegten Herzens ein.

„Wie steht's heute?" fragte Schwester Justine die Pflegerin, welche hinter dem Bettschirm hervorkam und die beiden Damen mit tiefer Verneigung begrüßte.

„Der Zustand ist fast unverändert; doch hat der Kranke seit einigen Stunden etwas mehr Ruhe gewonnen, und der Pulsschlag nimmt ein wenig ab!"

„Gut — gut! — Lassen Sie die Herrschaften ihren Patienten sehen. Es wird nichts schaden."

Schwester Agathe neigte den Kopf und schlug die eine Schirmwand zurück; die Damen traten klopfenden Herzens einen Schritt näher: da lag der unglückliche Jüngling vor ihnen. Voll ernster Rührung blickten sie lange schweigend auf ihn hin. Er hatte den einen Arm zum Kopf erhoben, und die hagere Hand ruhte leicht an der rechten Schläfe, wie um ein schmerzhaft Pochen dort zu sänftigen; die Linke lag matt auf der Brust, die sich in ungleichen Atemzügen hob und senkte. Das jugendliche Antlitz wies außerordentlich edle Formen auf; aber ein trüber Zug von Lebensleid und Sorge hatte sich zwischen den beiden geschlossenen

Digitized by Google

Augen eingegraben, und über die flüsternden Lippen drängte sich dann und wann ein tiefer schmerzlicher Seufzer.

Frieda fühlte sich von seinem Anblick bis ins Innerste ihrer edlen Seele bewegt, und eine lichte Thräne hing zitternd an ihrer Wimper. Dieses schöne leidberührte Jünglingsantlitz mit dem dichten, goldigbraunen Haupt- und Barthaar, das so wirr und ungepflegt Gesicht und Lippen umzog, diese unbeschreiblich schmerzliche Neigung des Kopfes, die beschwichtigende Gebärde der Hand — sie fühlte, daß sich dies Bild ihr für immer einprägen werde!

In diesem Augenblick löste sich die linke Hand des Kranken von der Brust und tastete wie suchend auf der Decke seines Lagers umher.

„Was will er? was sucht er?“ flüsterte die Fürstin, gegen Schwester Agathe gewendet, teilnehmenden Tones.

„O nichts!“ erwiderte die alte grauhaarige Pflegerin, ohne ihr beobachtendes Auge von dem Kranken abzuwenden. „Das sind Bewegungen, wie sie bei schweren Fieberkrankheiten ganz gewöhnlich vorkommen. Die Leute hierzulande nennen es ‚das Himmelsblumenpflücken.‘“

„Das Himmelsblumenpflücken!“ Frieda durchschauerte es bei diesen Worten. Der Glaube, daß diese herrliche Jünglingsgestalt dem Tode verfallen, in Gedanken bereits dem Diesseits entrückt sei und vielleicht in wenig Tagen schon in den düsteren Erdenschoß werde gebettet sein, erfaßte sie wie ein jäher Krampf. Voll tiefen Wehs blickte sie auf die bleiche, suchende Hand; was hätte sie wohl darum gegeben, in diesem Augenblick ein duftendes Sträußchen in die arme Hand legen zu können. Aber sie hatte nur ein Tannenzweiglein, daß sie auf der Fahrt durch den Wald von ihrem Lieblingsbaum, einer Edeltanne abgestreift und mitgenommen hatte, und das legte sie sanft in die unruhig tastende Hand des Kranken. Plötzlich hörte das ängstliche Suchen auf; wie zagend ergriff er den Zweig, erhob ihn prüfend, und das Haupt in träumender Gebärde vom Kissen aufrichtend, barg er, geschlossenen Auges, tiefaufatmend das Antlitz in das feine, harzduftende Gezweig.

„Wie seltsam!“ hauchte erblassend die Fürstin und ergriff Friedas Arm, die regungslos den Kranken anstarrte. „Was hat er nur vor?“

Das schöne Mädchen erhob warnend den Finger, denn in diesem Augenblick begann er zu sprechen, erst unverständlich, lallenden Tones, dann allmählich vernehmlicher, in abgerissenen Worten: „Das Bäumchen — — hier habt Ihr es — wie das duftet! — Mutter! Mutter! — ach, komm doch! — ist denn schon Weihnachten? — Aber mein Bild — ist ja noch nicht fertig — — o weh! — weh! —“

Der letzte Wehruf klang so erschütternd, daß die Herzogin und Frieda in Thränen ausbrachen, und auch den Schwestern die leidgewohnten Augen trübe wurden.

„Lassen Sie uns ein wenig zurücktreten, bitte!“ sprach die Vorsteherin. „Er ist beunruhigt.“

Man zog sich hinter den Schirm in die Tiefe des Zimmers zurück und lauschte; doch nur unverständliches Flüstern klang vom Bette her, — der Kranke schien sich wieder zu beruhigen. Inzwischen hatte die Vorsteherin in einem Wandschränkchen gekramt und brachte nun einen Brief zum Vorschein, den sie aufgeschlagen der Fürstin darbot. „Sehen Sie hier, gnädige Frau Baronin, an dem Blatt hängen noch seine bittersten Schmerzen, — wenn er je dazu gelangt, es zu lesen. Es enthält die Nachricht vom Tode der Mutter!“

„Der Aermste!“ seufzte die edle mildempfindende Fürstin, das Papier abwehrend; „welch bittre schmerzvolle Stunde, wo er die Worte lesen wird. Wie sehr wird er da eines aufrichtenden Wortes, eines tröstenden Beistandes bedürfen! — Komm, meine Frieda, nimm deinen Bleistift und schreib ihm einen guten stärkenden Spruch darunter! Der mag ihm, wer weiß, noch in trauervollster Stunde wohlthun!“

Zaudernd, blassen Antlitzes ergriff das schöne Mädchen den Stift und schrieb unter die letzten Zeilen des Briefes das mahnende Wort des großen Dichters Goethe:

„Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind! Auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns!“

„Gut und schön!“ sprach die Herzogin ernst. „Mag es ihm zum Segen gereichen! — Doch nun darf ich dich hier nicht länger halten, mein armes Mädchen; es hat dich recht angegriffen. Laß uns Abschied nehmen.“

Frieda nickte mit einem schwermütigen Lächeln und stand auf. Am Bette des Kranken vorübergehend, blieben sie einen Augenblick stehen

Digitized by Google

und warfen einen letzten mitleidsvollen Blick auf den Daliegenden. Da geschah das Unerwarteste. Wie unter zwingendem Bann schlug der Kranke plötzlich voll und groß die Augen auf, starrte die ihm zunächst stehende Frieda mit dem Ausdruck eines Verzückten an, und beide Arme ausstreckend lispelte er ein paar unverständliche Worte: eine Sekunde später sank er geschlossenen Auges in die Kissen zurück.

Hastig und tief erregt verließen die Frauen das Zimmer und hätten nun gern auch das Haus verlassen, wäre nicht die Vorsteherin mit einer Bitte dem entgegengetreten.

„Ihre Teilnahme für unsere armen Pfleglinge," sprach sie nicht ohne eine gewisse Befangenheit, „läßt mich hoffen, daß sie eine Bitte zu deren gunsten nicht als Zudringlichkeit ansehen werden. Der junge Maler, den Sie eben sahen, wird, wenn er genesen sollte, beim Austritt aus diesem Hause völlig mittellos sein. Dennoch dürfte man schwerlich wagen, ihm ein Almosen anzubieten! Es gibt aber ein anderes Mittel. In seinem Reisetäschchen fanden sich aufgerollt ein paar kleine Bilder, die er nach den darauf verzeichneten Preisen und nach einer beiliegenden handschriftlichen Liste gern verkauft hätte.

Die Preise sind sehr mäßig, denn die Bilder weisen wahrhaft künstlerisches Können auf. Dürfte ich wagen sie der Frau Baronin vorzulegen . . .!"

„Gewiß — gewiß, liebe Schwester," entgegnete die edle Fürstin eifrig, und mit Vergnügen werde ich einige der Bilder acquirieren. Lassen Sie sehen!"

Voll Eifers holte nun die Vorsteherin eine kleine Rolle herbei und entfaltete vor den beiden Damen etwa ein halbes Dutzend genial konzipierter Genrebilder, meist Szenen aus dem italienischen Volksleben, leicht, alla prima ausgeführt, doch offenbar von künstlerischem Wert. Unter Worten entschiedener Anerkennung ließen die beiden Damen eines nach dem anderen durch die Finger gehen; bei dem letzten aber konnten sie einen lauten Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Es war ein Selbstporträt des Malers, kleines Brustbild, in der Tracht eines venetianischen Nobile des 16. Jahrhunderts, nur Skizze, aber von frappantester Wirkung und lebensvoller Aehnlichkeit. Friedas Augen hingen wie gebannt an dem kleinen Bilde.

„Natürlich kaufen wir das," sprach die Herzogin, den entzückten Blick des Mädchens bemerkend, und auch dieses hier und jenes da! Aber die Preise, liebe Schwester, sind unter dem Wert angesetzt, und mein Gewissen hindert mich, die Notlage des armen Künstlers zu benützen. Empfangen Sie hier (sie hatte aus einem zierlichen Portefeuille eine Banknote herausgenommen und auf den Tisch gelegt) eine kleine Summe, die dem Wert der Bilder wenigstens etwas näher kommt, und Gott mag geben, daß der junge Mann noch wieder in die Lage kommt, das Geld von Ihnen in Empfang zu nehmen. Sollte er sterben, so werden Sie zum Besten andrer Patienten darüber verfügen."

„Dessen dürfen die Frau Baronin sich versichert halten."

„So leben Sie denn wohl und haben Sie Dank für die Stunde, die Sie uns geschenkt. Der Herr segne ihr Wirken auch ferner in diesem Hause!"

Auch Frieda sprach ihren Dank aus, und von der Vorsteherin begleitet, kehrten beide Damen zu dem ihrer harrenden Wagen zurück. Wenige Minuten später versetzte die vornehme Equipage mit den feurigen Rappen abermals die stillen Straßen von Heldungen in neugierige Erregung, rollte dröhnend unter dem verwitterten Spitzbogen des alten „Rheinthors" dahin und verschwand endlich hinter den Erlenbüschen, die den Weg nach Schloß Rammstein säumten.

Zweites Kapitel.

Es war in den letzten schönen Septembertagen gewesen, als die Herzogin mit ihrer jungen Begleiterin den Besuch im Georgen-Hospital zu Heldungen abgestattet hatte; darnach zog der Oktober mit kühlen trüben Tagen herauf und hüllte Garten und Feld rings um das Haus oft tagelang in Nebel, den armen Kranken die erquickliche Aussicht in die Ferne grausam entziehend: es war eine melancholische Zeit und machte den Aufenthalt im Hause noch trübseliger als sonst. In dem Zimmer, das nun schon seit anderthalb Monaten den kranken Maler beherbergt hatte, sah es besonders traurig aus. Zwar der Patient war nicht mehr an das Bett gefesselt; vielmehr hatte er

Digitized by Google

trotz schwerer Krisen und wiederholter Rückfälle den grimmen Feind, der ihn daniedergeworfen, endlich besiegt und konnte als genesen betrachtet werden; aber von der frohen Stimmung, der Welt und Leben neu umfangenden seligen Glücksempfindung, wie sie die Rekonvaleszenz aus langer schwerer Todesnot mit sich zu bringen pflegt, war innerhalb der stillen vier Wände nichts zu spüren.

In einem Lehnstuhl unweit des Fensters saß, in einen langen dunklen Rock gehüllt, eine leichte Decke über die Kniee gebreitet, der junge Künstler und starrte, die bleiche hohle Wange in die aufgestützte Rechte gelehnt, in den Garten hinaus. Tiefer, schwermutsvoller Ernst lag über Antlitz und Gebärde ausgebreitet.

Die Thür ging auf; aber er blickte sich nicht um; erst als die gute Schwester Agathe, stillen Schrittes daher kommend, ein Tischchen mit Frühstücksgerät neben seinen Stuhl stellte und ihn mit einem ruhigen Lächeln einlud, davon Gebrauch zu machen, blickte er zu ihr auf, und ein Zug von Rührung zuckte um seine Lippen.

„Gute Schwester," sprach er matt und tonlos, „immer in Liebe und Sorge um andere thätig! Wo werde ich einst im Leben die Zeit hernehmen, um Ihnen gebührend zu danken!"

„Einst im Leben?" wiederholte die Schwester heiter. „Wie Sie das sagen! — Als ob der Wiedereintritt in das Leben, wie Sie es gewohnt sind, noch in weiter Ferne läge! — Hat Ihnen nicht der Doktor erlaubt, in etwa acht bis zehn Tagen das Haus zu verlassen? Und freuen Sie sich nicht darauf?"

Der junge Künstler antwortete nur mit einer schmerzlichen Gebärde, und seine dunklen Augen schimmerten wie von verhaltenen Thränen; doch faßte er sich und sprach ablenkend: „Es ist so stille im Hause, noch stiller als gewöhnlich. Ist etwas vorgefallen?"

„Durchaus nicht! Aber es gibt eben wenig zu thun, da uns in der letztvergangenen Woche der größte Teil unserer Pfleglinge verlassen hat. Außer Ihnen haben wir nur noch die beiden wiederholt amputierten Soldaten, eine beim Brande neulich verunglückte Frau und zwei Kinder — das ist alles! — Darum hat auch die Vorsteherin die Gelegenheit benutzt und ihre Reise nach dem Mutterhause heute angetreten; sie läßt sich Ihnen freundlichst empfehlen."

Der junge Künstler neigte dankend den Kopf; dann, nach einer kleinen Weile sprach er sanft: „Können Sie ein wenig bei mir bleiben, Schwester Agathe? Die Einsamkeit thut mir heute nicht gut."

„Gewiß kann ich das," erwiderte eifrig die alte getreue Pflegerin; „das Wenige, was zu thun ist, besorgt Schwester Therese mit leichter Mühe, und braucht sie mich, so wird sie schon kommen, mich abzurufen. Sehen Sie, da sitze ich, und bis ich dieses Kinderröckchen (sie nahm eine Handarbeit vom Nebentisch) fix und fertig genäht habe, werden Sie mich nun nicht wieder los. — Sie haben übrigens recht: der Tag ist heute nicht darnach angethan, einsam im Zimmer zu sitzen und seinen Gedanken nachzuhängen, und die Aussicht ins Freie ist auch düster genug!"

„Wie der Ausblick in mein Leben!" bemerkte der bleiche Künstler bitter.

„Sie sollten nicht so sprechen," entgegnete die Schwester voll würdigen Ernstes. „Gott hat Ihnen das Leben wahrlich nicht dazu von neuem geschenkt, daß Sie es so trostlos anschauen sollten. Unser Dasein, sei es wie es sei, ist voll edler reiner Freuden, nur muß man sie zu suchen und zu finden wissen."

Der junge Künstler schwieg auf diesen Tadel einen Augenblick; dann erwiderte er, sich aufraffend, sanfter: „Sie haben recht; und ich erkenne die mir zu teil gewordene Gnade mit ehrfurchtsvollem Dank gegen den himmlischen Vater an. Aber es kann keine Sünde sein, wenn meine Gedanken sich nicht loszureißen vermögen von dem Grabe, das, während ich hier besinnungs- und kraftverlassen lag, sich fern von hier aufgethan hat, mein Teuerstes hinabzuziehen; wenn ich fühle und es ausspreche, daß die geliebte Tote den besten Teil meines Lebens und meiner Lebenskraft mit sich hinabgenommen hat!"

Die Schwester schüttelte den grauen Kopf. „Auch damit kann ich nicht zufrieden sein. Das menschliche Herz soll, wenn es von rechter Art ist, auch für den schwersten Verlust, den es erlitten, in sich selbst den Ersatz finden. — Lassen Sie sich ein Erlebnis aus meiner Jugend erzählen. Ein Freund meines Vaters, ein hochstrebender junger Gelehrter, verlor seine Braut durch den Tod. Von Stund an war es, als seien ihm die Sehnen seiner Kraft durchschnitten. Nicht nur, daß er sie leiden-

Digitized by Google

schaftlich und untröstlich betrauerte (was uns Mädchen damals außerordentlich rührend und nachahmungswürdig erschien); er büßte auch alles Streben, alles Wollen und Können ein, verfiel körperlich und geistig, verabsäumte Amt und Pflicht, und eines Tags fand man ihn tot auf seinem Bette! Nie vergesse ich den Ton zorniger Mißbilligung, in welchem mein Vater von dem sonst so geliebten Freunde zu dieser Zeit sprach, obwohl auch er doch das sanfte, liebenswürdige Mädchen sehr geschätzt und betrauert hatte; und als die Nachricht vom Tode des Freundes kam, stieß er harte, furchtbare Worte aus. Unter das Bild des armen Geschiedenen aber setzte er mit starken, kräftigen Schriftzügen die Verse:

„Nicht in das Grab, nicht übers Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Wert;
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder."

Die Schwester schwieg, und auch der junge Künstler verharrte lautlos; in den Stuhl zurückgelehnt, blickte er still zum Himmel empor, wo über die Wipfel der Bäume hin der Nebel zerflatternd davon zu ziehen begann, und hier und da schon wieder lichte Stellen, blauen Himmel sehen ließ; ihm mochte es als ein Zeichen bedünken, daß auch über seinem Leben sich die grauen Wolken einst wieder lichten und Sonnenglanz und Wärme sein Herz von neuem erquicken werde. — Eine schwache Röte stieg, dem liebevoll sorgenden Auge der trefflichen Schwester nicht unbemerkt, in seiner Wange empor, und etwas von neuer Hoffnung lag in Blick und Haltung, als er, sich zu seiner getreuen Pflegerin wendend, schwankenden Tones sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung, Schwester Agathe! Sie soll mir unverloren sein."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Bitte, geben sie mir das kleine Portefeuille mit dem Brief, — nein, fürchten Sie nichts! Es gilt jetzt der tröstlichen Nachschrift, die, wie Sie sagen, jene — jene schöne junge Dame voll Mitempfindung darunter setzte! Sie paßt trefflich zu Ihrer Erzählung!"

Er empfing den Brief und denselben entfaltend, versank er förmlich im Anschaun der schlanken, frei hinschwebenden Schriftzüge.

„Welch ein reizvolles Bild der Schreiberin ersteht einem aus diesen edlen klaren Zügen!" begann er nach einiger Zeit das Gespräch wieder, mit einem leichten, ihm allerliebst anstehenden Zuge von Verlegenheit zu seiner Gesellschafterin hinüberblickend. „Nicht wahr, das Haar war blond?"

„Starkes, schönes, dunkelblondes Haar," bestätigte die Schwester ehrbar, „und über demselben ein breitkrämpiger weißer Strohhut, von einem Veilchenkranz umzogen; allerliebst!"

Der Künstler nickte eifrig. „Und die Gesichtszüge, Stirn, Augen, Mund? — ich bitte, seien Sie genau!"

„Ein süßes Gesicht!" erwiderte die Schwester, ihre Beobachtungen summarisch zusammenfassend. Und dann, da sie das sehnliche Verlangen nach Weiterem in ihres Pfleglings Mienen las, fuhr sie, ins Detail übergehend, fort: „Die Stirn weiß und gewölbt, wie die eines Kindes; die Augen tiefblau und feucht schimmernd im Mitgefühl ihres edlen Herzens; das Mündchen aber rosig und in süßer Traurigkeit leise zuckend — — ein Engelsangesicht!"

Die Röte auf des Malers Wangen hatte sich während Schwester Agathens Schilderung mehr und mehr gesteigert, und in seinem Auge blitzte es von tiefer Erregung, so daß der Erzählerin vor der Wirkung ihrer eigenen Worte bange zu werden anfing. Doch gedachte sie mit wiederkehrender Beruhigung der Mahnung des alten Hospitalarztes, daß es für jetzt namentlich darauf ankomme, den jungen Mann aus seinem dumpfen Hinbrüten aufzurütteln, und so fuhr sie in ihrer Schilderung fort: „Sie trug ein lichtgraues Kleid mit violettem Ausputz, hoch zum schlanken Halse hinaufgehend und dort von einer doppelten Spitzenkrause geschlossen, in deren Falten ein zweiter Veilchenkranz lag. Das Ganze ein liebliches und harmonisches Bild voll edler Anmut und holder Weiblichkeit —"

„Halten Sie ein," sprach plötzlich der junge Maler, die Hand erregt erhebend; und dann nach augenblicklichem Stocken fortfahrend: „Sie nehmen Zeichnung und Farben zu Ihrem Bilde unmittelbar aus meinem Innersten! — Werden Sie mir glauben, daß Ihr Porträt, fast bis auf den kleinsten Zug mir bekannt war, als habe ich die liebenswürdige junge Dame leibhaftig gesehen?! —"

„Als hätten Sie?" wiederholte Schwester Agathe lächelnd. „Aber Sie haben ja wirklich!"

Der Maler schaute sie wie verwirrt an;

Digitized by Google

dann sprach er gedämpften Tones: „Ich verstehe Sie nicht, Schwester Agathe; bitte erklären Sie mir!“

„Nun, die Sache ist folgende; während der kurzen Anwesenheit der Damen im Zimmer hatten Sie mit geschlossenen Augen dagelegen, Verständliches und Unverständliches halblaut vor sich hinmurmelnd; da, als die Damen gehen wollten und am Bette stehend noch einen letzten teilnahmsvollen Blick auf Sie richteten, erhoben Sie plötzlich beide Arme, wie um die Scheidenden zurück zu halten; blickten sie aus weit offenen Augen eine Sekunde starr an und sanken dann, unverständliche Worte murmelnd, in die Kissen zurück.“

„Seltsam!“ murmelte der junge Mann, und die frühere Röte wich langsam wieder aus seinem Antlitz. „Während die tausend Fiebergebilde und Halluzinationen sich spurlos in mir verwischt haben, ist das wirklich Erschaute — freilich bewußtlos Erschaute — auf der Tafel meiner Erinnerung haften geblieben! Und nicht bloß das junge Mädchen habe ich gesehen — auch ihre Begleiterin, ganz klar und deutlich! Lassen Sie mich die Probe machen: es war eine noch junge Frau — zwischen zwanzig und dreißig etwa —?“

„So schätzte auch ich sie!“

„Edles, ernstes, sanftes Gesicht; nicht schön, aber wohlthuend —“

„Genau so!“

„Die Kleidung dunkelgrüne Seide mit einem großen schwarzen Spitzenumhang —?“

„Eine herrliche Spitzenmantille!“

„Auf dunklem Haar ein Strohhut mit dunkelgrüner wallender Feder —?“

„Genug! Sie schildern die Baronin, als zeigten Sie mir ihr Spiegelbild. In der That — seltsam, wie genau der Eindruck jener Erscheinung gewesen ist. Ich glaube, Sie wären im stande, die Gesichter der beiden Damen bis zur Porträtähnlichkeit aus dem Gedächtnis wiederzugeben.“

Der junge Künstler furchte, wie der Sache nachsinnend, die Stirne. „Ich glaube,“ sprach er nach einer Minute zögernd, „ich könnte es! — Es ist geradezu wunderbar, wie lebensvoll gegenwärtig mir die beiden Gestalten sind! — Wie von der Fieberglut meiner Seele eingebrannt! — Unverwischbar — unvergeßlich!“

Er versank in Sinnen und Träumen: und Schwester Agathe, die es nicht ungern sah, daß dies aufregende Gespräch ein Ende nahm, hütete sich, ihn in seinem Grübeln zu stören. Waren seine Gedanken doch offenbar in wohlthuender Weise beschäftigt. Denn hier und da zuckte ein Lächeln um seine feingeformten Lippen, und in seinen Augen lag ein milder Glanz, der jede Beunruhigung ausschloß. Dennoch benützte Schwester Agathe die erste Gelegenheit, die sich darbot, das Zimmer zu verlassen, und erst um die Mittagszeit suchte sie ihren Patienten wieder auf. Er saß noch auf derselben Stelle; doch starrte er nun nicht mehr, wie am Morgen, in düsterer Trauer in den Garten hinaus. Vielmehr hatte er sein Skizzenbuch vor sich liegen, und die Hand führte geschäftig den Bleistift. Als er die Schwester mit der Suppe eintreten sah, schlug er hastig das Buch zu und nahm eine unbefangene Miene an.

Drittes Kapitel.

Zwar nicht in acht bis zehn Tagen, wie Schwester Agathe den Patienten vertröstet, aber doch im Lauf der dritten Woche war des Malers Befinden und Kräftezustand der Entlassung günstig, und nun hielt ihn auch nichts mehr zurück. Sein ganzes Wesen dürstete nach Freiheit und Bewegung, und so zog er, begleitet von den Segenswünschen der guten Schwestern, an einem schönen klaren Herbsttage davon.

Um die Nachmittagszeit des zweiten Tages nach seinem Abschiede schritt er durch das niedrige Thor seiner Vaterstadt ein und, die stillen Gassen durchwandelnd, langte er endlich vor dem altersgrauen Häuschen der Verstorbenen an. Die schmerzlichsten Gefühle überrieselten ihn wie ein Schauer. Da war das Fenster noch, hinter dem zu allen Zeiten ihr liebes altes Gesicht in dem Witwenhäubchen erschien, wenn er heimkehrend von einem Ausgange die Stufen hinanschritt, und ihm zunickte und lächelte; — ach! aber sie selbst war nicht mehr da, und das Häuschen sah unaussprechlich öde und traurig aus! — —

Eine alte Nachbarin, die ihn kommen gesehen, schlich herbei und übergab ihm die aufbewahrten Schlüssel, Worte der Teilnahme murmelnd; er winkte dankend mit der Hand — aber sprechen konnte er nicht, und als er

Digitized by Google

nun in dem Stübchen der Verstorbenen stand, die Thür hinter ihm zugefallen war, und die traurige Stille ihn umfing, die sich nimmer — nimmer wieder beleben konnte, da sank er auf einen Stuhl, und das Antlitz in beide Hände bergend, schluchzte er wie ein Kind.

Und dann folgten traurige, seelenaufregende Stunden und Tage und Wochen; an jedes Gerät des Hauses, an jede Arbeit, an der ihre alten, nimmer ruhenden Hände gewirkt, an jedes Buch, in dem sie bei schwindender Sehkraft gelesen, knüpften sich schmerzlich süße Erinnerungen, spannen sich trübe brütende Gedanken an. Unfähig zu arbeiten, ruhelos und freudlos wandelte er Tag für Tag durch die stillen düsteren Gassen des Städtchens, zu den Stätten, wo er als Knabe so gern zu weilen gepflegt; aber unerquickt, stumpf und gleichgültig kehrte er immer wieder in das stille Stübchen der Entschlafenen zurück, und erst hier umfing ihn eine Art von Frieden, von wehmütiger Ruhe und Gefaßtheit. Hätte er arbeiten können, hier wäre ihm nach und nach wieder wohl geworden; aber seine früheren Entwürfe, seine aus Italien mitgebrachten Skizzen und Motive muteten ihn in seiner jetzigen Stimmung kalt und fremd an: ihm fehlte ein Vorwurf, der ihn tief innerlich zu durchdringen und zu durchglühen vermochte, ein Vorwurf, der, im frommen Sinne der Mutter erfaßt und ausgeführt, ein würdig Totenopfer für die Entschlafene hätte werden und ihm selbst die Seele mit guten und großen Gedanken füllen können! So sehr er suchte und sann — er fand ihn nicht!

So kam der Weihnachtsabend heran, und mit ihm wogte von neuem eine Flut von bitteren Erinnerungen, schmerzlichsten Gedanken an sein Herz hin. Diesen Abend hatten sie nach langer, entbehrungsreicher Trennung wieder im alten Hause miteinander verleben und sich der Wiedervereinigung unter dem brennenden Bäumchen selig freuen wollen! — Und nun? — Wie einsam war es jetzt in dem Stübchen, wie freudenlos! — —

Aber das Bäumchen wenigstens, das sollte heute nicht fehlen, sollte auch ihr, der teuren Mutter nicht fehlen! — Still schlug er den Mantel um und wanderte zum Markt, wo man heute die Weihnachtsbedürfnisse feil bot. Hier kaufte er ein kleines, krauses, dunkelgrünes Tannenbäumchen samt allem, was zu seinem Ausputz gehörte, trug es selbst nach Hause, und hier saß er dann stundenlang in stiller Beschäftigung, dasselbe weihnachtsmäßig zu bekleiden, trüben, gedankenvollen Auges und grambeladenen Herzens.

Als die Dunkelheit des Abends hereinbrach, nahm er das Bäumchen und trug es zum Kirchhof hinaus, setzte es zu Häupten des Grabes hin und zündete, wie er es am Allerseelentage in Italien gesehen, die Lichter an, daß ihr heller Glanz das dunkle Grab wunderbar überstrahlte: dann setzte er sich, in seinen Mantel gehüllt, auf einen Stein daneben, und während die Lichter allgemach niederbrannten, versank er in Gedanken und Träume. — Die Zeit verrann; die Lichter am Baum erloschen; nur die Sterne am dunklen Himmel leuchteten noch auf den schwermütig Dasitzenden herab: da klang Glockenton an sein Ohr und weckte ihn aus seinem Hinbrüten auf. Es war Geläute vom nahen Kirchlein und rief die kleine Gemeinde zur Weihnachtsandacht. Alte Erinnerungen wachten in ihm auf. Wie oft — o wie oft war er am heiligen Abend, ehe die Bescherung daheim begann, mit seinem Mütterlein diesen Klängen nachgegangen; wie oft hatte er dort an ihrer Seite gesessen und Gellerts schönes Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", mit heller froher Knabenstimme gesungen! Auch heute zog's ihn dahin, und heute mehr als je! — So verließ er nach einem stillen, innigen Gebet das Grab und schloß sich dem Zuge der Andächtigen an, die, alt und jung, groß und klein, dem Kirchlein zustrebten. Bald saß er an dem altgewohnten Platz am Pfeiler, noch mit der Mutter Namen bezeichnet, und unzweifelhaft auch bis zuletzt von ihr besucht: in dem kleinen Schubfach lag noch der Mutter Gesangbuch, mit großem Druck, für ihre schwachen Augen, und zu schwer, um es jedesmal mit nach Hause zu nehmen. Darum hatte es hier schon seit Jahren seine bleibende Stätte.

Als er es aufschlug, glitt ein Blatt heraus und fiel ihm auf den Schoß. Er nahm es auf und fand es von der Mutter zitternder Hand beschrieben.

Den Inhalt bildete eine vierversige Strophe, und diese lautete so:

„Kommt, die ihr weint, zu Gott, sein Aug' ist thränenschwer!

Digitized by Google

Ihr, die ihr leidet, kommt zu Ihm, der Schmerzen stillt!
Ihr, die ihr zittert, kommt zu ihm, er lächelt mild:
Kommt, die ihr sterblich seid, denn Er stirbt nimmermehr!"

Eine eigentümliche Bewegung ergriff den einsamen Mann, da er diese Verse still für sich gelesen hatte; noch eine ganze Weile starrte er bei dem flackernden Schein des Lichts, das am Pfeiler befestigt war, auf die Schriftzüge hin, dann lehnte er sich in den Stuhl zurück und verharrte, den Blick zur gewölbten Decke emporgeschlagen, regungslos. Er lauschte nicht der kunstreich vorgetragenen Orgel-Motette (auf die der alte Organist stets so stolz war), stimmte auch nicht mit ein, als das alte traute Lied von Gellert wieder anhob, und die Worte des Geistlichen zogen ungehört an seinem Ohr vorüber. Sein Geist lag in den Banden einer unwiderstehlichen Kraft, und diese Kraft war aufgeschossen aus den vergilbten Zeilen, die der Mutter Gesangbuch umschlossen hatte. In ihm wogte und wallte es von erhabenen Gestaltungen, künstlerischen Bildungen, und Tiefstes und Höchstes riß zugleich an seinem Herzen; einem Träumenden gleich verließ er das Kirchlein, da die übrigen sich erhoben, und ohne der Grüße zu achten, die ihm hier und da gespendet wurden, schritt er in sich gekehrt, der Außenwelt entrückt, seinem Häuschen zu. Der ersehnte, lang gesuchte Vorwurf war gefunden, gefunden in seiner eignen Seele Tiefen, als jene Verse wie leuchtende Funken hineingefallen waren; und nun — nun begann ein neues Leben für ihn!

Kaum in dem Witwenstübchen angelangt, entzündete er die Lampe, verhüllte die Fenster, rückte der Mutter hochlehnigen Lederstuhl an den Tisch, auf welchem — seit Wochen unberührt — Papier und Stifte lagen, und nun begann das starre Erz seiner Seele im lodernden Feuer tief innigster Begeisterung in Fluß zu geraten, in künstlerische Formen auszuströmen.

Stunde auf Stunde verrann, aus dem Abend wurde Nacht, der junge Künstler achtete es nicht. Ganz hingegeben seinem großen Werke vergaß er Ort und Zeit, Speise und Trank, und erst als die Glocke Mitternacht meldete und das Glockenspiel vom Turm das alte Weihnachtslied:

„Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Engel in Chören!"

anhob, da ließ er den Stift sinken und lehnte sich müde in den Stuhl zurück. So wach die Seele auch war, der Körper verlangte nach Ruhe, und zum erstenmal seit seiner Rückkehr sank er auf seinem Lager, ein Lächeln auf der Lippe, in tiefen, traumlosen Schlaf.

Viertes Kapitel.

Lange arbeitsame und arbeitsfrohe Tage und Wochen waren jenem ereignisreichen Weihnachtsabende gefolgt. Aus der Bleistiftskizze war ein großer Karton, aus dem Karton ein Oelgemälde geworden, in dessen Bildung der für seinen Vorwurf tief begeisterte Künstler die ganze Fülle seiner Empfindung, die ganze Kraft seiner Gestaltung hineingegossen hatte. Als wieder die ersten Lerchen aus den grün überhauchten Gefilden sich in die Lüfte erhoben, und der Lindenbaum vor des Künstlers Fenster seine roten schwellenden Knospen trieb, da war ein herrliches Werk vollendet, und der junge Maler legte, mit dankendem Aufblick zum Himmel, den Pinsel aus der Hand.

Und nun hielt es ihn hier nicht länger. Dem Andenken der teuren Mutter war in dem nun vollendeten Werke ein schönes weihevolles Dankopfer gebracht, er selbst über der ergreifenden Arbeit innerlich gewachsen, in seinem Denken und Fühlen wunderbar gereift. Jetzt konnte er sich vor dem Leben da draußen behaupten, in sich gefestigt seinen Stürmen und Wettern standhalten; und unwiderstehlich trieb es ihn hinaus.

Nicht ohne ein bestimmtes Ziel! Während der ganzen langen Zeit nach seiner Genesung, vornehmlich aber während der monatelangen Arbeit an dem Bilde, war der Gedanke an das schöne Mädchen, das wie ein erbarmender Engel an seinem Leidenslager gestanden, ihm keine Stunde lang entschwunden; hatte der Wunsch, der edlen Frau, die seine ersten Schritte aus dem Krankenzimmer vor Not bewahrt, noch einmal zu begegnen, ihn keinen Tag verlassen. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, nur als ein Bemitleidenswerter in ihrer Erinnerung zu leben; konnte er nicht als ein neuer Mensch, gesund und lebensstark, bewährt in seiner Kunst durch ein gediegenes Werk, noch einmal vor sie treten, so blieb seines Herzens tiefstes Sehnen ungestillt.

Digitized by Google

Aber er hoffte mit der ganzen Kraft seiner jungen elastischen Künstlerseele, und wie eine Erfolg verheißende Prophezeiung klangen ihm immer Friedas doppelsinnige Worte an Ohr und Herz: „Auch der Entfernte, der Geschiedene lebt uns!“ Sie lebte auch ihm, wenngleich durch Ferne und Weite getrennt, und er wollte sie finden, sollte er auch ein unstät pilgerndes Leben darum beginnen müssen.

So gering die Anhaltspunkte für ein Suchen ins Blaue hinein waren, doch hatten sie ihm einen gewissen Plan ermöglicht, und so packte er entschlossen zusammen, übergab das Häuschen getreuer Obhut, und der nächste Morgen führte ihn davon — der Hauptstadt des B...schen Landes zu. Hier angekommen, wählte er in anständiger Gegend ein einfaches Quartier und richtete sich in bescheidenster Weise ein, denn seine Mittel waren karg bemessen. Außer einem geringen Notpfennig, den die Mutter nachgelassen, war ihm nur noch der kleine Rest jener Summe verblieben, die ihm Schwester Justine eingehändigt; aber was machte das aus! Er hatte noch ein paar kleine leicht verkäufliche Bilder aus Rom, einige hübsche Skizzen aus dem Volksleben, einige gute Kopieen nach alten Meistern und — war jung und arbeitskräftig; wie konnte es da fehlen! Sein neues großes Bild — sein Schmerzens- und Freudenskind — zog er gar nicht mit in Rechnung. Das war allein bestimmt, ihn bei den beiden edlen Seelen, die er suchte, als ihrer weiteren Beachtung wert zu legitimieren, und durfte keinem anderen Zwecke dienen!

Und nun begann, kaum daß er in seinem neuen Quartier heimisch geworden war, ein leidenschaftliches Suchen und Forschen. Aber gleich die ersten Schritte, von denen er sich so viel versprochen hatte, blieben ohne allen Erfolg. Der „Patriotische Samariterverein“ zählte, wie er sich auf dem Zentralbüreau aus den Listen selbst überzeugte, keine Baronin Brandau zu seinen Mitgliedern, und auch die städtische Wohnungskommission hatte diesen Namen nicht in ihren Büchern. So blieb nur die Annahme übrig, daß die Gesuchten eine andere Stadt des Landes bewohnten, und der junge Künstler machte sich unverdrossen auf, auch an weiteren namhaften Orten seine Nachforschungen fortzusetzen. Aber mit demselben Erfolge. Nirgends kannte man eine freiherrliche Familie dieses Namens.

Andere Menschen hätten diese Mißerfolge vielleicht entmutigt, zum Ablassen, mindestens zum Abwarten bewogen: den jungen Künstler schien jeder Fehlschlag nur um so eifriger anzustacheln. Es war ihm, als strecke aus der Wolke, die das Ziel seines Strebens umhüllte, das schöne Mädchen wie sehnsüchtig die Hände nach ihm aus, als hange an dem Erfolge seines Suchens das Glück und die Ruhe seines Lebens, und rastlos begann er seine Forschungen von neuem.

Er achtete es wenig, daß ihm seine kleine Barschaft darüber zwischen den Fingern zerrann: ein paar Porträts in dieser oder jener Provinzialstadt füllten seine Kasse von neuem; er achtete es selbst nicht, daß seine noch immer schonungsbedürftige Gesundheit über dem unsteten Leben abermals zu wanken begann. Erst das warnende Wort eines alten Landarztes, der ihn auf der Reise traf, bestimmte ihn zu größerer Vorsicht, und eine weitere Mitteilung desselben trefflichen Mannes setzte überhaupt seinen Irrfahrten ein Ziel. Denn der alte Medikus, der neben der Heilkunde leidenschaftlich Heraldik und Sphragistik betrieb, wies ihm, da er ihm sein Leid anvertraut hatte, bis zur Evidenz nach, daß es im B...schen Lande eine Baronin Brandau überhaupt nicht gäbe und daß der Name, soviel er wisse, nur einer kleinen Besitzung angehöre, die die Eltern der regierenden Herzogin in der Rhön besäßen oder besessen hätten; die Angabe der Schwester Justine müsse durchaus auf einer ungenauen Hörung oder Namensverwechselung beruhen. Das war ein harter Schlag in seine Hoffnungen hinein; ein Schlag recht aufs Herz geführt! Es war alles vorbei! Die Sache mußte aufgegeben werden; eine Lösung konnte nur noch der Zufall bringen. — —

So kehrte der arme Maler, nachdem er, der Vorschrift des Arztes entsprechend, sich einige Tage absoluter Ruhe gegönnt hatte, resigniert nach der Residenz zurück und bezog sein einfaches Quartier von neuem, — diesmal ohne jene holde Begleiterin, die ihm so lange treu gewesen war, — die Hoffnung!

Er fand die Bevölkerung der Hauptstadt in schmerzlicher Erregung. Der junge Erbprinz, das einzige, dem Fürstenpaar vor wenigen Jahren erst geschenkte und von ihrer

Digitized by Google

Liebe vergötterte holde Kind war durch einen schrecklichen Unfall ums Leben gekommen! Die Zustände im Schloß wurden als überaus mitleiderregend geschildert. Die Fürstin lag besinnungslos, man zweifelte an ihrem Leben; der Landesherr, wollte man wissen, sei von tiefstem Ueberdruß an der Regierung erfaßt und denke auf Abdankung; die Eventualität eines Anfalls des Landes an ein benachbartes sehr unbeliebtes Herrscherhaus wurde allgemein in sorgenvolle Erwägung gezogen.

Der arme Maler, der selber wußte, was Herzeleid sei, fühlte, obgleich nicht landesangehörig, den Schmerz der Bevölkerung aufrichtig mit, und das jammervolle Schicksal der allverehrten Fürstin, des ernsten, in seiner Kraft so unbarmherzig gebrochenen Fürsten regte sein empfindungsvolles Herz in seiner Tiefe auf. Er hätte viel darum gegeben, wäre ihm vergönnt gewesen, auch nur einen Moment des Trostes den armen Eltern zu spenden. Was war das Leben doch für eine schwere schmerzliche Aufgabe!

Nur mit Mühe entriß er sich wieder diesen düsteren Gedankenkreisen, um seine eigene sorgenvolle Lage ins Auge zu fassen. Es mußte mit ihm etwas geschehen und *bald* geschehen, oder der ganze freudige, durch sein großes Werk errungene Aufschwung ging wieder verloren. Er mußte sich, auf alle anderen Wünsche und Hoffnungen resignierend, mit gesammelter Kraft wieder in die Kunst werfen, oder er lief Gefahr, mit seiner Existenz überhaupt Schiffbruch zu leiden.

Die mit Anfang des Winters beginnende große Gemäldeausstellung gab seinen Entschlüssen neuen Impuls; er verwendete den größeren Teil seines kleinen Geldvorrates auf Ankauf eines schönen stilvollen Rahmens, sendete das Bild ein und hatte wenige Tage später die Freude, es an guter wohlbeleuchteter Stelle hangend und von einer bewundernden Menschengruppe dicht umgeben wieder zu sehen.

Auch die nächsten Tage und Wochen hindurch blieb sein Bild für die Besucher der Ausstellung ein Magnet, der unwiderstehlich anzog, nur war leider die Zahl der Besucher eine so geringe, wie nie zuvor, so lange Ausstellungen bestanden hatten. Die ganze vornehme Gesellschaft der Residenz, der Hof voran, enthielt sich aus Rücksicht auf die tiefe Trauer des Fürstenhauses, wie des Besuchs von Theatern, Konzerten und Gesellschaften, so auch der sonst mit Vorliebe frequentierten Kunstausstellung, und selbst die Finanz- und Kaufmannswelt erachtete es für ein Kriterium der Loyalität, in den Räumen des Industriepalastes diesmal nicht sichtbar zu sein.

Unter diesen Umständen sanken die Hoffnungen der Künstler, welche Bilder zum Verkauf eingesendet hatten, tief herab, und auch dem armen jungen Maler drängte sich, je mehr die Ausstellung ihrem Ende zuneigte, die traurige Ueberzeugung auf, daß auch die reife Frucht seiner begeisterungsvollsten Stunden nicht vermögend sei, ihn vor der Not des Lebens zu bewahren!

In tief verdüsterter Stimmung durchschritt er die winterlich ungastlichen Straßen der Hauptstadt. Es litt ihn auf seinem einsamen Zimmer seit längerer Zeit fast gar nicht mehr; diese stillen vier Wände, nur bevölkert von den Schattenbildern seiner zerstörten Hoffnungen, erdrückten ihn, nahmen ihm den Atem; nur durch unablässiges Umherwandern auf den Straßen und Plätzen, wo die Vorbereitungen zum Weihnachtsmarkt ein reges Treiben hervorriefen und dem Auge mannigfache Zerstreuung boten, konnte er seinen qualvollen Gedanken ein Gegengewicht schaffen, und nur so erhielt sich eine leise Hoffnung in ihm, unter den Tausenden von Menschen, die an ihm vorüberzogen, vielleicht doch noch einmal jener holden Mädchengestalt zu begegnen, deren Bild wachend und träumend seine Seele füllte! — „Hoffnung? Hoffnung?“ — er lachte oft bitter auf. „Thor, der du bist, nach so viel Fehlschlägen und Täuschungen immer von neuem bunten Träumen nachzuhängen! — Und doch — doch! — Es lohnte das Leben nicht, sollte er auch *dem* entsagen! —“

In sich versunken, schritt er über den Schloßplatz; da sah er am Portal sich eine vielköpfige Menge drängen und um eine heranrollende Equipage auffällig verdichten. Als er näher herantrat und eine dort ausstehende Handelsfrau nach der Ursache fragte, erfuhr er, daß die Frau Herzogin, „die liebe gute Dame“, heute besonders krank sei, und das Publikum hier dem Doktor auflauere, um womöglich etwas Tröstliches von ihm zu erfahren. Da halte er eben!

Bewegt trat der junge Künstler näher und vernahm von dem Bericht des zum Wagen-

Digitized by Google

Kinder im Schnee.

Von C. Kronberger.

Digitized by Google

schlage hinausgelehnten Arztes (wegen der gewohnheitsmäßigen Kürze in mündlicher und schriftlicher Ausdrucksweise der „abbrevierte Doktor“ genannt) einige abgerissene Worte: „schwere geistige Depression — bei Andauern Gefahr nicht ausgeschlossen — Hoffnung für jetzt noch vorhanden!“

Damit rollte er weiter, und bald hielt der Wagen innerhalb des Portals an. Der junge Künstler sah einen alten, weißhärigen, altmodisch gekleideten Herrn aussteigen, sah ihn einige Sekunden nachdenklich am Wagenschlage stehen und verfolgte ihn dann wie gebannt mit den Augen, wie er langsam und bedächtig die Marmortreppe zum ersten Stock hinanstieg und hinter einer Säule verschwand.

Wenn er geahnt hätte, wohin diese weißen, schimmernden Stufen, über deren Mitte hin ein roter Teppich wie ein Blutstrom floß, den schweigsamen Arzt führen würden! Er wäre wohl schwerlich da unten stehen geblieben und dann nach ein paar Minuten Zögerns seufzend davon geschlichen! — O gewiß nicht! —

Inzwischen hatte sich der „abbrevierte Doktor“, oben angelangt, den Zimmern der Herzogin zugewendet und war im Vorsaal von einem blassen, in Schwarz gekleideten jungen Mädchen mit dem herzlichen Ruf: „Gott sei gedankt, daß Sie da sind, lieber Herr Hofrat!“ empfangen worden.

Der Schweigsame begnügte sich, statt aller Antwort dem schönen Mädchen die Hand zu schütteln und kopfnickend zu fragen: „Wesentliche Veränderungen sichtbar geworden?“

„Nicht eigentlich! Derselbe Wechsel von apathisch-starrem Daliegen und Paroxysmen wortloser Verzweiflung — —“

„Schlimm — schlimm! — Kein Schlaf?“

„Nicht was ich so nennen würde!“

„Hm! — Tropfen genommen?“

„Nein!“

„Gesprochen?“

„Kein Wort!“

„Keinerlei Nahrung verlangt?“

„Nichts!“

„Schlimm — sehr schlimm! Lassen Sie mich sehen. Bleiben Sie hier.“

Und er trat in der Herzogin Kabinett ein, das junge Mädchen ihren trüben Gedanken überlassend. Wie schwer war ihr das Herz! So mutlos und abgespannt, so erschöpft von Sorge, Mitgefühl und Nachtwachen. Und in der Tiefe ihrer reinen Seele eine ungestillte, schmerzliche — o! wie schmerzliche Sehnsucht, von der kein Mensch wußte! — Und auch nie erfahren sollte, nie! — nie!

Und sie sank, von Körper- und Seelenleid überwältigt, in einen Stuhl und weinte bitterlich.

Aus traurigstem Hinbrüten weckte sie endlich eine Hand, die sich sanft auf ihre Schulter legte. Es war der alte Hofrat. „Nicht so weinen!“ sprach er begütigend, fast sanft. „Zustand nicht schlimmer geworden; etwas mehr Empfänglichkeit da. Muß kräftig angeregt werden — hm! — habe meine Pläne. Brauche Sie aber!“

„Verfügen Sie über mich, lieber Herr Hofrat; Sie wissen, daß mein Leben meiner teuren Fürstin gehört — —“

„Leben — ja, ja! — aber auch die Kraft! — Müssen erst wieder kräftig werden — an die Luft gehen — sich zerstreuen!“

„Zerstreuen?“ wiederholte das Mädchen, schwermütig lächelnd; „womit?“

„Spazierfahrt im Park — Besuch bei Freunden — Gang über den Weihnachtsmarkt — Besichtigung der Gemäldeausstellung — —“

„Unmöglich! — Sie wissen doch —!“

„Weiß alles — Papperlapapp! Sinnlose Zurückhaltung — nutzen keinem Menschen damit! Müssen durchaus hin! — wird morgen geschlossen — wunderbares Bild — ganz wunderbar und höchst ergreifend! „Mittrauernder Jesus“ — Mutter, die dem Herrn ein totes Kind in die Arme legt — herrlich! Mädchen daneben — unübertrefflich! Ernster Vater mit verhülltem Antlitz! Außerordentliche Leistung; habe Aehnliches noch nicht gesehen!“

Der alte Hofrat hatte sich in wahre Begeisterung gelobt und zog nun seine Dose hervor, um, wie er nach jeder größeren rednerischen Leistung pflegte, eine Prise Spaniol zu nehmen, als ihn die Hand des Fräuleins daran hinderte, die, wie von einem großen Gedanken erschüttert, ihn aus erregungsblassem Antlitz anstarrte und fast atemlos hauchte: „Lieber Hofrat — das Bild — Sie kennen der Herzogin außerordentliche Empfänglichkeit für Werke der Kunst — ich bitte Sie — könnte man nicht den Versuch machen, es ihr nahe zu bringen? — Bedenken Sie den Gegen-

Digitized by Google

stand! — Ist es nicht wie ein Wink des Himmels?"

Der alte Hofrat ließ die schon ergriffene Prise fallen, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und sank in einen Stuhl. „Barmherziger Gott! Wo hatte ich meine Gedanken! — Aus Ihnen spricht ein Engel, liebstes Kind — ein leibhaftiger Engel Gottes! Freilich ist dies eine wahrhaft gnädige Schickung! — Wird, wenn irgend etwas, die größte Wirkung auf die arme Fürstin hervorbringen! — Und denken Sie, Kind, — wunderbares Spiel der Natur — Schickung sollte ich sagen — Gesicht der Mutter auf dem Bilde der Herzogin sprechend ähnlich; Mädchen daneben — wunderbare Gestalt! — Porträt von Ihnen! — Ganz vergessen; fällt mir nun alles ein!!"

Er hielt erschöpft inne; die „abbrevierte" Ausdrucksweise war ihm in der Aufregung ganz abhanden gekommen, und die Prise wurde nun wirklich genommen, eine große nachdenkliche Prise.

Das junge Mädchen zitterte förmlich vor neu erregter Hoffnung. „Und was können wir thun," sprach sie drängend, „das Bild baldmöglichst aufs Schloß zu bekommen? Ich bitte Sie, lassen Sie uns keinen Augenblick zögern!"

„Nein — nein! gehe sogleich zum Herzog! — Schreiben Sie indes ein paar Zeilen an den Galerie-Inspektor, daß man das Bild noch heute sende. Die Ausstellung ist zu Ende — würde morgen so wie so geschlossen! — Fordern Sie „in allerhöchstem Auftrage" — — vertrete alles — fahre noch selbst beim Inspektor vor — erkläre alles! — Und nun zum Herzog — inzwischen schreiben — schreiben! Kein Augenblick zu verlieren!"

Er ergriff Hut und Stock und eilte davon.

„Noch ein Wort, lieber Hofrat," rief ihm das Fräulein nach, „der Name des Malers?"

„Weiß ihn nicht — werde mich erkundigen — ganz gleichgültig — schreiben Sie nur „Mittrauernder Jesus".

Und er war davon.

Das bleiche Mädchen stand einen Augenblick mit gefalteten Händen wie still betend da; dann durchschritt sie ein paar Zimmer und einen Korridor, bis sie zu ihrem eigenen, traulich eingerichteten Stübchen kam. Hier setzte sie sich ohne Zögern an den Schreibtisch und breitete ihre Mappe aus. Doch bevor sie schrieb, öffnete sie mit einem kleinen silbernen Schlüssel, den sie an seidener Schnur bei sich trug, eine verschlossene Abteilung der Mappe und nahm aus derselben ein kleines Oelgemälde, Brustbild eines venetianischen Nobile, hervor: das betrachtete sie lange — lange voll tiefen Interesses, bis ein paar große Thränen, zu schwer für die seidene Wimper, an der sie hingen, auf das Antlitz des Betrachteten herabfielen. Da fuhr sie zusammen, trocknete zärtlich sanft mit ihrem Battisttüchelchen die blitzenden Tropfen weg und legte das Bild wieder in seinen Geheimbehälter; dann ergriff sie eine Feder, und schon wenige Minuten später berief ihre Glocke einen Diener ins Zimmer, der das Billet an den Galerie-Inspektor zu schleuniger Besorgung empfing.

Wenige Stunden später traf das Bild auf dem Schlosse ein, begleitet von einem Billet des alten Hofrats, das „An das Ehrenfräulein Ihrer Königl. Hoheit der Herzogin, Fräulein von Laurensperg" gerichtet, folgendermaßen lautete:

„Lieb. sinnreich Fräul., mit dies. Zeilen empfang. Sie d. Bild! Benachrichtigen Sie sof. d. Herzog! Habe mit dems. alles verabredet. Wird — muß s. Wirkg. thun! Genialer Ged. von Ihnen! — Herz. muß d. Bild ankaufen; Perle f. Sammlg. Mal. sehr arm; wird froh sein, es zu verkauf. Heißt Leop. Maria Lehrbach, wohnt Rotenburg. Straße 14, 2 Tr., links. Feine Seele! — Sehr! —

Ihr. Gewogenh. empfohl.

Dr. Halven."

Es geschah, wie er angeordnet. In Gegenwart des sofort benachrichtigten Fürsten wurde das Bild ausgepackt und übte auf den kleinen Kreis der Beschauer die tiefste und ergreifendste Wirkung aus. Selbst der ernste, in sich verschlossene Herzog erwehrte sich der Thränen nicht. „Es kann auch auf die arme teure Frau nicht ohne Wirkung bleiben," sprach er bewegten Tones, nachdem er das Fräulein v. Laurensperg in eine Fensternische gewinkt. „Haben Sie innigsten Dank für diesen wunderbaren Gedanken! Keinen Augenblick wollen wir zögern. Nach Verabredung mit Halven werde ich unsere arme Kranke selbst bestimmen, etwas Chloralhydrat aus meiner Hand zu

Digitized by Google

nehmen. Ein heilsamer Schlummer wird die Folge davon sein. Inzwischen schieben wir, an einen Ständer befestigt, das herrliche Bild zwischen die geteilten Vorhänge zu Füßen des Bettes, so daß, wenn die arme Kranke, aus erquickendem Schlummer erwachend, aufblickt, ihre Augen sogleich das Kunstwerk treffen müssen. Und dann überlassen wir einer gnädigen Schickung das Weitere. Eine höhere Leitung — (diese Ueberzeugung möchte ich im Anblick dieses wunderbaren Bildes nicht aufgeben —) eine höhere Leitung hat hier den Pinsel des Künstlers gelenkt! — Bis ins kleinste! — Sehen Sie da die seltsame Aehnlichkeit der gebeugten Mutter mit unserer armen lieben Kranken; sehen Sie dieses Mädchen hier, das so schmerzlich teilnehmend weint, — es ist wie ein Porträt von Ihnen, liebes Fräulein! Wie wunderbar! — Wahrlich, das ist kein Zufall mehr! — Und dieser tröstlich schöne Spruch, der in den Rahmen eingegraben, das Bild umzieht — wie ist das alles ergreifend, wie trifft es Zeit und Stunde!! — — Wer ist der Schöpfer dieses Werkes? — Ein auswärtiger Maler jedenfalls!"

„Es ist eine Malerin, wie ich aus einem eben empfangenen Billet des Hofrats Halven ersehe, Königliche Hoheit; sie heißt Leopoldine Maria Lehrbach, und der Hofrat nennt sie eine „feine Seele"; dabei sehr arm."

„Eine feine große Seele — wahrlich, das ist sie! — Ich will das Bild erwerben und sollte ich es mit Gold aufwägen! — So Gott will, werden wir ihm (und Ihnen, liebes Fräulein!) unendlichen Dank schuldig werden!"

Er drückte dem Fräulein die Hand und schritt zum Schlafzimmer der Herzogin hinüber.

Fünftes Kapitel.

Es war um die Nachmittagszeit desselben Tages und tiefstill im Zimmer. Hinter den dicht geschlossenen Vorhängen der prachtvollen Bettstatt schlummerte seit einigen Stunden die kranke Herzogin, nicht geweckt von den Sonnenstrahlen, die, schräg einfallend durch die hohen Fenster, das Gemach in Glanz hüllten. Gern hätte Frieda den Fenstervorhang herabgelassen, um die Beleuchtung zu dämpfen; aber sie fürchtete dabei ein den Schlummer störendes Geräusch zu erregen, und so saß sie still, die Arme verschränkt, das liebliche Antlitz sinnend geneigt, in einem Fauteuil da und hütete den ersehnten Schlummer der teuren Fürstin. Bange Spannung, ängstliche Hoffnung wogte in ihrer Seele auf und ab; was würde geschehen, wenn nun die Kranke erwachte, das Bild, in Sonnenglanz gehüllt, plötzlich erblickte! Wie würde das Gemälde, wie der schöne, ergreifende Spruch auf ihr tief empfindendes, für alles Erhabene, Seelen Anregende, wunderbar empfängliches Herz wirken?! — Und diese seltsame Aehnlichkeit in den Zügen der Personen im Bilde mit den ihrigen und denen der Herzogin, würde nicht auch dieser erstaunliche Umstand die fromme Seele der zarten Frau wie eine Gottesfügung erfassen? Nicht wie ein mahnender Fingerzeig ihr erscheinen, auch *ihr* trauernd Herz *Dem* zu erschließen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft! O gewiß! Hier war ein holdes Wunder aufgethan, dem *niemand* widerstehen konnte; — und selbst wenn — —

Still! — Jenseits des Vorhanges regte es sich, seufzte es halbträumend tief auf — noch einmal — und dann — ein leiser Aufschrei! Ein Sichaufraffen — ein keuchendes Aufatmen aus tiefster Brust — und dann — — regungslose Stille.

Friedas Antlitz war zur Blässe des Todes erblichen; ihre Glieder flogen — ihr ganzes Leben hing an dem Lauschen ihres Ohrs.

Da! es regte sich wieder — war es nicht als würfe sich jemand auf die Kniee — schlüge zum inbrünstigen Gebet die Hände in einander? — O, und nun klangen feierlich leise die Worte herüber:

„Kommt, die ihr weint, zu Ihm, sein Aug ist thränenschwer!
Ihr, die ihr leidet, kommt zu Ihm, der Schmerzen stillt — —"

aber ein Schluchzen unterbrach sie, sanftes heißes Weinen, betende Laute von zitternden Lippen — und dann — o süßer ersehnter Ton! — dann der schwache liebevolle Ruf: „Frieda! Meine Frieda!" — Der Ton zum Leben! — Sie fuhr empor vom Stuhl, schauernd vor Seligkeit — huschte zum Bette hin, im nächsten Augenblick lagen sie Brust an Brust, Lippe an Lippe, und ihre Thränen, — süße, seelensättigende Thränen flossen ineinander. —

„Rufe mir meinen Mann," flüsterte end-

Digitized by Google

lich die Herzogin, den thränenverklärten Blick zum Bilde erhoben und in ihm ruhend.

Und als nun der Fürst eintrat, freudenbleich und tief erschüttert, da breitete sie ihre Arme gegen ihn aus, zog den sich Niederbeugenden an ihre Brust und flüsterte mit einem engelhaften Lächeln: „Mein Wolfgang! — ich habe es dem Herrn übergeben — Sein Name sei gepriesen! — —“

* * *

Der Weihnachtsabend dunkelte herein. Auf den Straßen der Residenz wogte noch reges Leben. Ueberall hasteten eilende Menschen mit eingehüllten Gegenständen dahin; Wagen und Fußgänger kreuzten sich unaufhörlich. Das Geläut von den Türmen war verhallt; jetzt zogen die Kurrende-Schüler in einzelnen Trupps durch die Straßen, blieben vor den ansehnlichen Häusern stehen und stimmten ihre Weihnachtslieder an. Hier und da flammte in den Fenstern, wie versuchsweise, schon der Glanz eines Weihnachtsbaums auf; hier und da tönte religiöse Musik aus den Häusern, und Vorübereilende hielten den Schritt an, um den frommen Klängen zu lauschen oder zu den fröhlichen Gesichtern — meist Kindergesichter — aufzuschauen, die sich am Fenster zeigten.

Aber es gab auch stille dunkle Häuser, freudlose Zimmer ohne Sang und Klang und Schimmer, und kummervolle Gesichter, die in düsterem Sinnen in den Abend, den „Heiligen Abend“ hinausstarrten! So in dem Hause Rotenburgerstraße Nr. 14. Da stand in einem unwirtlichen, von Lampenschein nur schwach erhellten Zimmer ein junger ernster Mann; hatte, wie von einem hoffnungslosen Gange heimkehrend, Hut und Handschuhe auf den Tisch geworfen, und drückte, in düstere Gedanken versunken, sein blasses Gesicht gegen das Fensterkreuz. In ihm wogte und wallte es von unaussprechlich bitteren Empfindungen.

Die Kurrende hatte sich vor einem Nachbarhause aufgestellt und sang durch das zunehmende Dunkel des Abends ihr Weihnachtslied. Ach! es war noch immer das alte traute:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!“

Dem jungen Manne wurde das Auge feucht. Welche Gedanken, welche Gefühle stürmten bei diesen Tönen auf ihn ein! Diesen Tag preisen — ha! — kaum hatte er einen jammervolleren, hoffnungsloseren, einsameren Tag je durchlebt — und preisen? Mochten die Glücklichen ihn preisen, die vom Schicksal sanfter Gewiegten, von Liebe Umfangenen — aber er? Er der Verlassene, Ausgestoßene? „Da fahren sie hin in rollenden Prachtkarossen,“ murmelte er bitter, „die Reichen, die Vornehmen, die Großen dieser Welt, Glückliche zu Glücklichen! — Zu dem Elenden kommt Niemand! — —“

Die schöne Hofequipage, die diesen quälenden Gedankengang in ihm aufgejagt hatte, hielt plötzlich vor dem Hause an; der herabspringende Diener öffnete einer jungen Dame in Schwarz den Schlag und hob sie ehrerbietig aus dem Wagen.

„Darf ich das gnädige Fräulein anmelden?“ fragte respektvoll der langröckige Silberbetreßte.

„Nein nein, Sebald! Lassen Sie mich das selbst thun. Ihre glänzende Erscheinung möchte die arme Frau verschüchtern. Ich finde mich schon zurecht! Harren Sie meiner!“

Der Reichbetreßte lächelte verlegen und trat zurück, während die junge Dame leichten Fußes die steilen Treppen hinanstieg.

Im zweiten Stock hielt sie vor einer Thür, an welcher beim trüben Schein einer kleinen Flurlampe der Name Lehrbach zu lesen war, einen Augenblick atemschöpfend an und klopfte dann schüchtern ein — zwei Male. Auf ein kurzes „herein!“ öffnete sie die Thür.

„Ich suche eine hier wohnende Malerin Leopoldine Maria Lehrbach,“ sprach sie mit sanfter Stimme.

Vom Fenster her war ein hochgewachsener Mann auf sie zugetreten und antwortete mit ruhiger Höflichkeit: „Es scheint eine Namensverwechselung vorzuliegen: Ich heiße Leopold Maria Lehrbach und bin Maler.“

„Wie?! — der Schöpfer des Bildes „Der mittrauernde Jesus?“

„Derselbe, und glücklich, daß mein bescheidenes Werk — doch — was seh ich!! — Barmherziger Gott! — Ist es möglich, daß ich dieselbe junge Dame vor mir sehe, die an einem Herbsttage des letztverflossenen Jahres im Georgenhospital zu Heldungen vor das Bette eines jungen Mannes trat — ein Engel der Barmherzigkeit am Lager des Elenden?“

Digitized by Google

„Ich war dort — ja!“ erwiderte das Mädchen schwankenden Tones.

„Und mit Ihnen eine Dame in grünem Seidenkleide, edel und vornehm, die beim Abschiede einige Bilder von mir um hohen Preis ankaufte —“

„Die Frau Herzogin Alexandrine!“

„Ha, und Sie selbst — o! verzeihen Sie mir! aber ich habe seit langen Monaten Stadt und Land durchzogen, um Ihre Spur aufzufinden, und hatte noch vor wenigen Minuten nur den einen Wunsch, Sie noch einmal vor meinem Tode mit Augen zu sehen — Sie selbst — wie nenn' ich Sie? — Sind auch Sie fürstlichen Geschlechts?“ —

„O nein! Ich bin ein armes Mädchen, Edelfräulein der Herzogin, und heiße Frieda von Laurensperg.“

Hohe Glut schoß bei diesen Worten in die blassen Wangen des Jünglings. „Gesegnet sei dies Wort,“ sprach er mit zitternden Lippen, während große Thränen in seine dunklen Augen traten, „und gesegnet der Tag, an dem mein Auge Sie wieder sehen durfte! O! noch eben erregte mir der Gesang der Knaben auf der Gasse und ihr Ruf, den Tag zu preisen, tiefe Bitterkeit; denn ich war weltverlassen und verdüsterten Herzens; jetzt bin ich ein beglückter Mensch und preise Tag und Stunde als selige, reich begnadete — durch Ihre Erscheinung! — Dieser traurige Raum — o! er bedünkt mich jetzt lichter, als strahlte er von hundert Kerzen!“

Das Mädchen war bis zu Thränen erschüttert. „Halten Sie ein,“ bat sie leise. „Sie machen mich sonst unfähig, eine Botschaft, die man mir an den Schöpfer des unvergleichlichen Bildes „Der mittrauernde Jesus“ aufgetragen hat, auszurichten. Dasselbe befindet sich seit gestern auf dem Schlosse, und sein Anblick hat der Herzogin, die dem Leben fast verloren war, neue Lebenskraft und neuen Lebensmut, fromme Ergebung und wunderbaren Trost gegeben! Der Herzog, der sich Ihnen zu lebenslänglichem Dank verpflichtet fühlt, bittet Sie durch mich, ihm irgend einen großen Wunsch Ihres Herzens zu nennen, damit er ihn erfülle; auch kauft er Ihr wunderwirkendes Bild um das Fünffache des geforderten Preises!“

„Zu viel! Zu viel des Glückes,“ rief der Künstler atemlos und ergriff die zarte Hand des Mädchens, „zu viel und doch zu wenig; denn den höchsten einzigen Wunsch meines Lebens kann nicht er mir gewähren! Nur Sie! nur Sie! — Wohl fühle ich es — es ist Wahnsinn so zu sprechen — einen Preis zu begehren, der den Größten und Höchsten bewahrt sein wird; doch die Stunde drängt mich über alle Grenzen hinaus, und ich muß — muß es Ihnen sagen, daß der Besitz dieser teuren Hand die lebenslange heiße Sehnsucht meines Herzens bleiben wird! — Nennen Sie mich vermessen — ich will es dulden — nennen Sie mich ....“

Er stockte; denn sie hatte wie Schweigen gebietend die Hand erhoben und blickte, durch selige Thränen lächelnd, mit wunderbarem, glückverheißendem Ausdruck ihm ins Auge. „Still!“ gebot sie noch einmal, und ihre Stimme bebte vor tiefer Erregung, „Sie dürfen mir nicht vorschreiben, wie ich Sie nennen soll; beugen Sie das Haupt und hören Sie, wie ich Sie nennen will!“

Und da er sich zitternd vor freudiger Ahnung zu ihr neigte, umschlang sie mit unbeschreiblich zärtlicher Bewegung sanft seinen Nacken und flüsterte ihm ins Ohr: „Mein Langersehnter, Einziggeliebter!“ — —

Still — ganz stille ward es im Gemach. Selige Weihnacht hatte sich auch über diesen düsteren Raum ergossen und tilgte alles Leid, alle Kümmernis von der Tafel des Lebens. Von unten aber klang es zu zwei seligen Menschen vielstimmig und volltönig empor:

„Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhr't,
Den Tag der heiligsten Geburt,
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing Ihm, dem Herrn, ein neues Lied!“

Sinnsprüche.

Von

Otto von Leixner.

I.

O halte dir ein Kämmerchen im Herzen rein,
Es wird in schwerem Leid dir eine Zuflucht sein.
Drin weile, bis der Sturm an dir vorübergeht
Und hoch am Himmel hell die Sonne wieder steht.

II.

O lasse deine Sorgen
Um das Morgen,
Thu' heute deine Pflicht
Und träume nicht.

Digitized by Google

Beduinenzelte vor dem Kloſter in Bethlehem.

Die Chriſtnacht zu Bethlehem.

Von

Friedrich von Hellwald.

Weihnacht iſt da, und chriſtliche Karawanen aus Jeruſalem ziehen den ungemein poetiſchen zweiſtündigen Weg nach der vermeintlichen Geburtsgrotte unſeres Heilandes. Sie verlaſſen die Stadt durch das Weſtthor, Jaffa- auch Pilgerthor genannt, weil die von Jaffa kommenden Pilger die heilige Stadt — El Kuds nennen ſie die Araber — bei dieſem Thor betreten. Dann ſteigt man in das Hinnomthal hinab, welches an der Weſtſeite Jeruſalems von Norden nach Süden ſich hinabſenkt und in ſeinem unteren Teile den großen Sultansteich enthält, der die ganze Breite des Thales einnimmt und im Norden und Süden durch eine Mauer abgeſchloſſen iſt. Aus dem Thale müſſen wir uns wieder auf eine Anhöhe erheben, nicht ohne links einen Blick in die teilweiſe zwiſchen Felſen eingeengte Hinnomſchlucht zu werfen, die ſich nach Südoſten hinzieht und mit dem Thale des Baches Kidron vereinigt. Südwärts wird dieſe Schlucht von einer Felswand begrenzt, über welcher ſich der Dſchebel Deir Abu Tör, der Berg des böſen Rates, erhebt, deſſen Name an den Scoglio del mal consiglio, jenen Fels im Hafen von Trapani erinnert, wo Johann von Bonda mit ſeinen Genoſſen ſich zur ſizilianiſchen Veſper verſchworen haben ſoll. Hier ſchlug Pompejus gegen Jeruſalem Lager, und ſollen die Mitglieder des hohen Rates mit Kaiphas ſich zum Tode des Propheten aus Galiläa verabredet haben. Wir erreichen nun die „Rieſen“-Ebene Rephaim, die uns das gewaltige Geſchlecht der philiſtäiſchen Ureinwohner ins Gedächtnis rufen ſoll und ſich ſowohl von Norden nach Süden als von Weſten nach Oſten in einer Ausdehnung von einer Stunde hinzieht, gegen das Mittelmeer aber ſichtlich ſich abdacht. Der Boden beſteht aus einer Kalkformation mit Quarzkügelchen, die wie Erbſen glänzten. Ein Landmann, ſo erzählt die Sage, ſäete Erbſen, als die Madonna vorüberging und ihn um eine Handvoll bat. Er aber ſprach: es ſind nur Keime, und alsbald verwandelte ſich der Acker mit der Frucht in Stein. Vorwärts eilend erreichen wir mitten auf der Straße den Sternbrunnen, Bir en Nedſchm, oder die

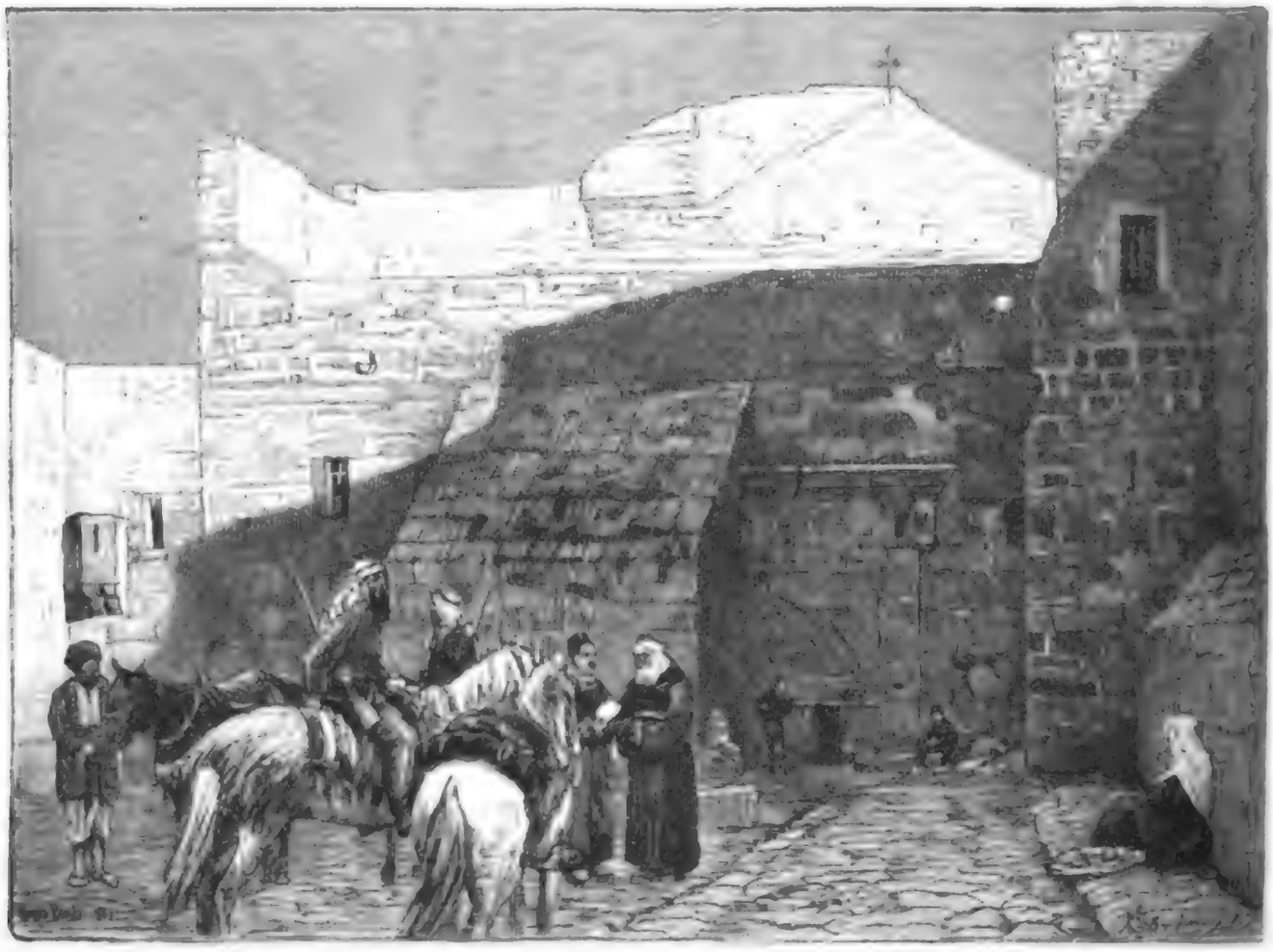
Digitized by Google

Zisterne der Drei Könige, wo die Tradition den Magiern aus dem Morgenlande den Stern im Orient wieder erscheinen läßt, der sie zur Geburtsstätte Christi geleiten sollte. Dicht dabei, auf dem Bergsattel, welcher die Rephaimebene von dem Taamirathale trennt und zugleich Mitte Weges von Jerusalem nach Bethlehem, etwas abseits von der Straße, erhebt sich das kastellartige Griechenkloster Deir Mâr Elyâs, wo der Prophet, wie am Sinai, auf der Steinbank den Eindruck seines Leibes hinterlassen, ja, wie früher die Legende lautete, sogar die Himmelfahrt angetreten haben soll. „Auf dieser Höhe," sagt Professor Zschokke, der frühere Vorsteher des österreichischen Hospizes in Jerusalem, „bietet sich dem Wanderer wohl das denkwürdigste Panorama der Erde dar. Blicken wir rückwärts, so schimmern die Mauern, die Minarete der Moscheen und die Kuppel der Grabeskirche von Jerusalem herüber, im Nordosten ragt der Oelberg hervor - und gegen Süden weidet sich das Auge an der malerisch gelegenen Vaterstadt Davids, Bethlehem. Diese drei Orte, an welche sich die Grunddogmen des Christentums, Geburt, Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt Christi knüpfen, werden hier auf einmal sichtbar. Besteigt man die Klosterterrasse, so ist die Aussicht noch ausgedehnter und namentlich die Umschau gegen das Tote Meer zu interessant. Eine Totenstille herrscht um uns; die traurige, wüste Strecke, die wir bisher zurückgelegt haben, fängt an, ein freundlicheres Kolorit anzunehmen, denn Olivenpflanzungen bedecken spärlich den steinigen rotbraunen Boden. Freundlich winkt von der gegenüberliegenden Höhe Tantura, das neue Johanniter-Ordens-

Bethlehemitin am Brunnen.

Digitized by Google

spital, herüber, der erste Posten, den der katholische Zweig dieses Ordens nach den Tagen der Kreuzzüge wieder erworben hat." Weiterhin schweift der Blick nach dem pyramidenförmigen Dschebel Fureidis, dem Frankenberge, und gen Osten nach den in violettem Duft verschwimmenden Gebirgen Moabs, das Johanniterhospiz zu Tantur, d. h. Horn, wohin die jüdische Tradition die Geburt Benjamins verlegt, erhebt sich über einem uralten Baalstempel, als welcher ursprünglich wohl auch das nahe „Grab der Rachel" zu betrachten ist. Bei der Ausgrabung der „Cherbot" oder Ruinen stießen die Araber in einem Gewölbe auf einen zwei Fuß langen, einen Schuh breiten Aerolith, welchen sie sogleich als ein göttliches



Ankunft am lateinischen Kloster.

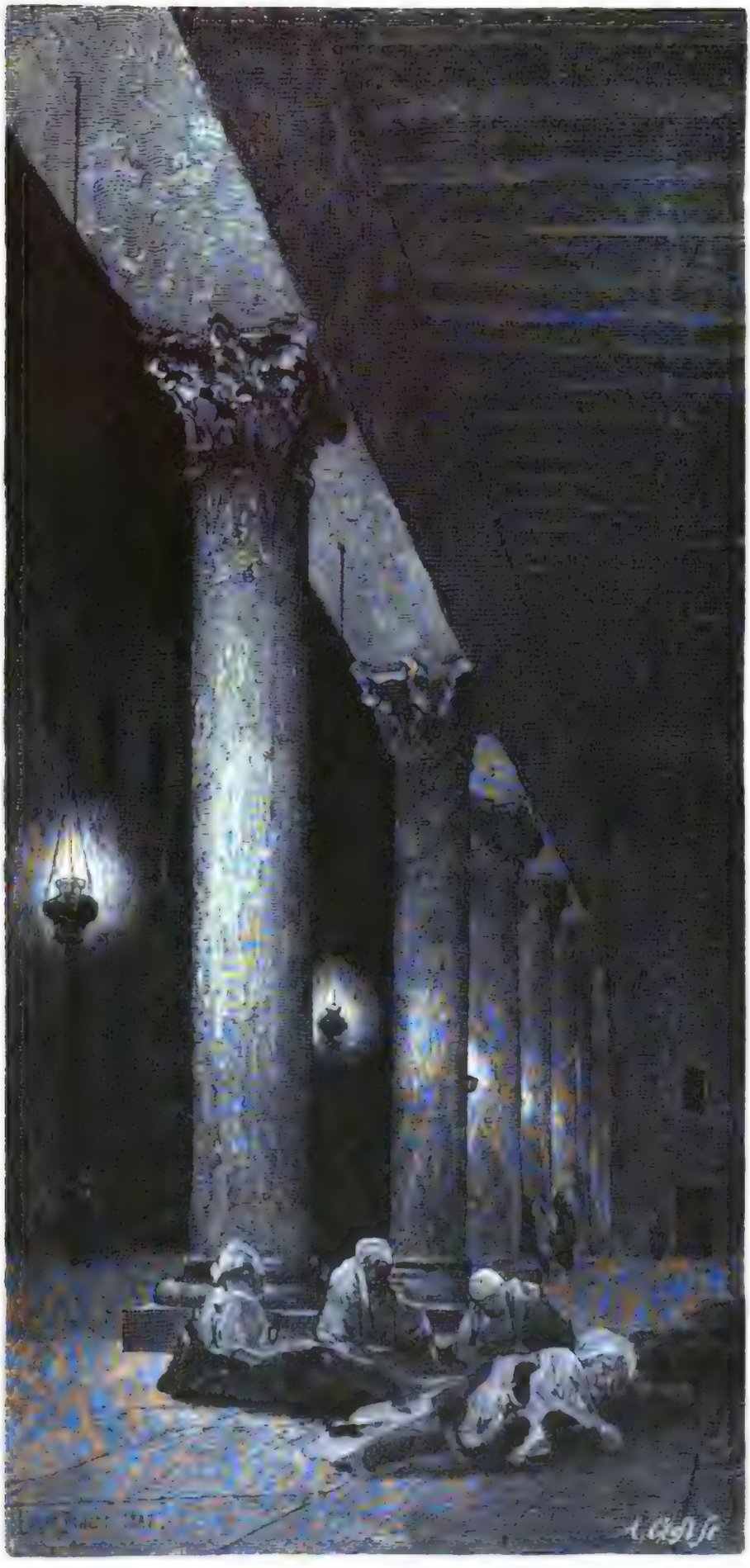
Idol erkannten; dazu kamen Schleuderkugeln von Feuerstein und nicht weniger als zehn Brunnen zum Vorschein. Das Denkmal der Ahnfrau Israels ist, wie unser Bild zeigt, ein weißer arabischer Kuppelbau, der einen großen weißgetünchten Sarkophag umschließt und auf quadratischem Erdgeschoße ruht. Um dasselbe herum liegen moderne muselmännische Gräber, an ihren losen, pyramidenartig übereinander gelegten Steinen kenntlich. Von da an führt der Weg an schönen Olivengärten vorüber und die ganze Gegend gewinnt immer mehr einen freundlichen und behaglichen Charakter.

Der Anblick Bethlehems, dessen Name (Beit-Lahm) Haus des Brotes bedeutet, ist ein ungemein anmutiger. Die uralte Geburtsstätte unseres Erlösers liegt auf einem fast hufeisenförmigen Bergrücken, welcher in der Mitte einen kleinen Sattel bildet und sowohl auf seiner Höhe als auch in den inneren Abhängen mit Häusern bedeckt ist. Die alte Stadt dehnte sich nicht über den Sattel und deshalb auch nicht über den südöstlichen Aus-

Digitized by Google

Das Grab der Rachel auf dem Wege nach Bethlehem

Digitized by Google



Basilika der Geburtskirche in der Christnacht.

läufer hinaus. Bethlehem hat eigentlich nur Eine Hauptstraße, die sich durch den östlichen Abhang des Bergrückens bis zum südöstlichen Ende der Stadt hinzieht, während die übrigen engen und steilen Gassen die Stadt in allen Richtungen durchqueren. Von der untersten Reihe der Häuser fällt das Terrain terrassenförmig zum Thal ab und ist mit Feigen-, Oel- und Granatbäumen reichlich bepflanzt. Alle Häuser sind aus weißgrauem Stein erbaut, zumeist einstöckig und statt der Dächer mit flachen Terrassen versehen, welche in der Mitte kuppelförmig sich wölben, damit das Regenwasser leichter abfließe. Die Fenster werden größtenteils nur mit Holzläden geschlossen und die Häuser der Armen entbehren ganz des Fensterglases. Von den Stadtmauern, die gleich der Zitadelle am Ausgange des Mittelalters geschleift wurden, ist nichts mehr zu bemerken; was noch von der Zitadelle zu sehen, hat der Stift unseres Zeichners festgehalten.

Wir reiten geradewegs ins Städtchen hinauf, in dessen schmalen Gassen die neugierige Bevölkerung wie gewöhnlich die Fremdlinge mit größter Aufmerksamkeit besichtigt. Die Bewohner Bethlehems, fast alle zur christlichen und hauptsächlich zur katholischen Kirche gehörig, sind ein

Digitized by Google

energiſches Geſchlecht, kriegeriſch, gewerbsfleißig, kunſtſinnig. Da gibt es Handwerker und Kaufläden aller Art, auch Waffenfabrikanten. Berühmt ſind ihre Perlmutterſchnitzereien, die zu den groben hölzernen, wie ſie in dem benachbarten Mär Saba angefertigt werden, in ſeltſamem Kontraſte ſtehen. Auch aus dem ſchwarzen Stein vom Toten Meere

Treppe zur Krypta mit der Geburtskapelle.

werden allerlei Schalen u. dgl. gemacht. Die Männer Bethlehems ſind ſtattliche Geſtalten und tragen eine Kleidung, welche die Mitte hält zwiſchen der Stadt- und der Fellachentracht. Ueber das weiße Hemd legen ſie eine lange, aus buntgefärbtem Stoffe beſtehende, oft rote Tunika an, ſchnüren ſie mit dem Gürtel zuſammen und werfen darüber den arabiſchen, gewöhnlich ſchwarzen Mantel. Ihren Kopf ziert ein mächtiger Turban von einem Umfange, wie an keinem anderen Orte Syriens. Die Bethlehemitinnen ſind mit Recht weit und breit geprieſen, denn ſie zeichnen ſich vielfach durch überraſchende Schönheit aus. Ihre

Digitized by Google

ausdrucksvollen Physiognomieen, welchen das prachtvolle dunkle Auge ein eigentümliches Leben verleiht, zeigen einen halb ägyptischen, halb jüdischen Charakter; von vorne sind sie ungemein edel und weich und bloß im Profile kommen der energische Zug der gebogenen Nase und der schön und fest geschnittenen Lippen zur Geltung. Sie tragen einen blauen, bis an die Knöchel reichenden Rock, richtiger ein hemdartiges Untergewand, und darüber eine kurze ärmellose rote Tunika, sicherlich die schönste, kleidsamste Frauentracht, die man nur denken kann. Am auffallendsten ist aber ihr diademartiger Stirnschmuck. Auf einer hohen

Weg nach Bethlehem unter der Zitadelle.

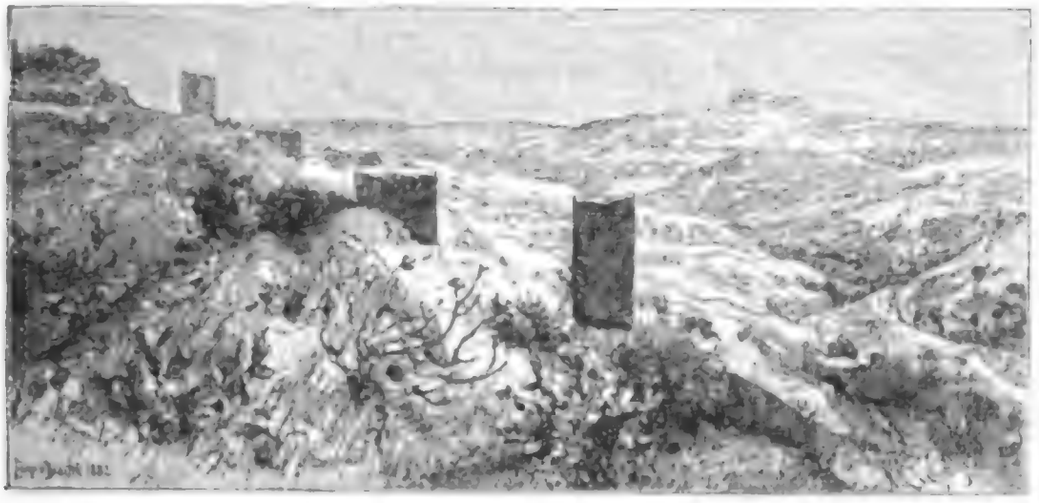
Polstermütze sind Gold- und Silbermünzen aufgeheftet; desgleichen fallen ganze Gehänge von silbernen Ketten und Münzen an die Wangen bis auf die Brust herunter, wo ein großer Maria-Theresienthaler als Abschluß prangt. Dazu kommt bei verheirateten Frauen noch ein eigentümlicher Reif, den sie auf dem Kopfe unter dem Schleier tragen, und der diesem die Form eines niedrigen runden Hutes verleiht. Der Schleier wird lose über der Haube angeheftet und auf ihn legen die Bethlehemitinnen großen Wert, denn er ist meist das Werk der eigenen kunstfertigen Nadel, die aber jahrelang oft schaffen mußte, um auf das gelbliche Linnen die kostbaren Borten aus dunkelolivengrüner und roter Seide zu sticken, welche in eben solchen langen Fransenschnüren auslauft. Die Stickerei, auf beiden Seiten gleich gearbeitet, kann in Zeichnung und Ausführung als mustergültig bezeichnet werden. Im übrigen sind Kleidung und Sitte der Bewohner Bethlehems heute noch so einfach, wie in grauer Vorzeit, und es ist einem zu Mute, als lebe man hier noch in der Zeit von Christi Erdenwandel.

Das größte Hauptfest in Bethlehem ist natürlich Weihnachten, das Fest der Geburt des Herrn, der ja hier in Bethlehem das

Digitized by Google

Licht der Welt erblickt haben soll. Am 24. Dezember Nachmittags zwei Uhr trifft der lateinische Patriarch von Jerusalem von seiner nahen Residenz von Beitdschalla mit einem zahlreichen Gefolge zu Pferde in Bethlehem ein. An der Spitze des Zuges reitet ein Priester mit dem Patriarchenkreuze, darauf folgt der Patriarch selbst, gewöhnlich auf einem arabischen Schimmel, umgeben von seinen Kanonikern, zahlreichen Arabern in malerischer Kleidung und einer militärischen Eskorte. Bei diesem ungewöhnlichen Anblicke wird jedermann lebhaft an die Kreuzfahrerzeit erinnert. Bei seiner Ankunft auf dem Vorplatze der Marienkirche steigt der Patriarch vom Pferde und zieht, von der gesamten Geistlichkeit empfangen, in die Katharinenkirche, wobei türkisches Militär Spalier bildet.

Der Hauptanziehungspunkt für die Fremden ist die eben erwähnte, den Lateinern, Griechen und Armeniern gehörende Marien- oder Helenakirche, welche über der Geburtsgrotte des Heilands sich erhebt. Um diese zu erreichen, muß man ganz Bethlehem durchwandern, da die einstige Grotte außer der Stadt am östlichen Abhange des Bergrückens



Blick auf die Gärten von Bethlehem.

lag. Der ausgedehnte festungsartige, regellose Gebäudekomplex umfaßt die Marienkirche, das lateinische, griechische und armenische Kloster. An der Nordseite der Marienkirche befindet sich der ausgedehnte Franziskanerkonvent; er besteht aus einer geräumigen Pilgerherberge, dem eigentlichen oder sogenannten lateinischen Kloster und der sehr baufälligen Katharinenkirche, die zugleich als katholische Pfarrkirche von Bethlehem dient. In der nächsten Umgebung haben arabische Beduinen ihre malerischen Zelte aufgeschlagen und lungern vor den Klosterthoren, schlafend oder auch das beliebte „Drieß“ spielend. Mitten aus all diesen Gebäuden ragt nur das stattliche Giebeldach der Kirche hervor, so daß leider der äußere Anblick derselben mit etwaiger Ausnahme der Westfront ganz verdeckt ist. Diese großartige Basilika in ihrer edlen Einfachheit wird von Kennern bis auf die Zeit Konstantins des Großen zurückgeführt. Da der Sicherheit wegen die Fenster und selbst das Hauptthor bis auf einen kleinen niedrigen Eingang vermauert wurden — wie man sagt, um die Moslemin zu verhindern, mit ihren Pferden in die Kirche zu dringen — so ist von außen wenig von der alten Schönheit zu bemerken. Man glaubt kaum in eine Kirche zu treten. Um so imposanter ist der Eindruck, wenn man nach Durchschreiten der Vorhalle der Kirche, welche deren ganze Breitseite einnimmt, plötzlich in den mächtigen Hallen steht. Die Basilika wird durch vier Reihen korinthischer Säulen in fünf Schiffe geteilt, und die einzelnen Säulen wurden wohl aus anderen Heiligtümern, besonders heidnischen, hierher gebracht. An den Wänden finden sich bedeutende Ueberreste von Mosaikgemälden, welche biblische und kirchengeschichtliche Szenen darstellen. Die Basilika hat noch Architrave über den Säulen statt der später üblichen Bogen, keine Kuppel, und das Mittelschiff wie

Digitized by Google

das Querſchiff kein Gewölbe, weshalb man hier das Sparrenwerk erblickt, welches das Kupferdach trägt. Dieſe weiten Hallen ſind jetzt vielfach profaniert. Kinder balgen ſich darin herum und in den Ecken liegen oft, in ihre Mäntel gehüllt, ſchlafende Geſtalten der Fellachen aus der Umgebung. Auch ſind durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte Mauer das Querſchiff und die Apſis, wohin der Gottesdienſt ſich zurückgezogen hat, unſichtbar gemacht, ſo daß der Geſamteindruck des Baues verloren gegangen iſt. Obſchon der

Der ſilberne Stern auf der Geburtsſtelle.

Weihnachtstag der Griechen auf einen anderen Tag fällt, ſo erleuchten dieſe dennoch, da ſie jetzt mit den Lateinern auf Friedensfuß leben, dem katholiſchen Feſttage zu Ehren, den ihnen gehörigen Teil der Kirche, in welchem der Zugang zu der eigentlichen Geburtskapelle links unter dem Hauptaltar ſich befindet. Zauberhaft erglänzt dann die vergoldete Plaſtik des Chores und der Kanzel im Halbdunkel. Wahrhaft großartig aber wirkt das rieſige goldene Kreuz über dem Hauptaltare, auf welchem die byzantiniſch in der Form gehaltene Figur des Erlöſers gemalt iſt. Von einer einzigen davor hängenden Ampel erleuchtet, hebt es ſich, geheimnisvoll funkelnd, von dem Dunkel der Decke ab.

Unter dieſem jetzt noch kirchlich benützten Teile der Baſilika liegt die vielverzweigte Krypta, eine Reihe unterirdiſcher natürlicher Höhlen, in welchen ſich verſchiedene durch die

Digitized by Google

Legende geheiligte Räume befinden und zu denen an der Nord- und Südseite zwei steinerne Treppen hinabführen. Hier findet sich vor allem die Geburtskapelle nach der Tradition, daß Christus der Herr in einer Grotte geboren sei, — ein langer schmaler Raum mit Marmorwänden, der sich nur durch die Decke als eine natürliche Felsenhöhle verrät. Von zahlreichen Lampen wird das Dunkel nicht allzusehr erhellt und es paßt dieses geheimnisvolle Halblicht hier besser als in der Grabeskirche. Als Mittelpunkt des Heiligtums schimmert, eingelegt in dem Marmorboden einer Nische, ein großer silberner Stern mit der bedeutungsvollen Inschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.

Ziselierte Gefäße aus sog. Stein vom Toten Meer und geflickte Frauenschleier von Bethlehem.

Gleich neben dieser Kapelle führen ein paar Stufen hinab zu einer anderen Grotte, in welcher eine moderne marmorne Krippe die Stelle veranschaulichen soll, an der das Jesuskind in die Krippe gelegt wurde. Daneben in demselben Raume bezeichnet ein den Lateinern gehöriger Altar die Stelle, wo die Weisen aus dem Morgenlande das Kindlein anbeteten, wie auf dem Altarbilde dargestellt ist. Von den übrigen Räumen nimmt neben der Geburtskapelle am meisten Interesse die Grotte sowie das Grab des h. Hieronymus in Anspruch, wo dieser Kirchenvater, die Ehre der Welt verschmähend, wenige Schülerinnen aus den vornehmsten römischen Geschlechtern um sich sammelte, mit ihnen zugleich aber die ganze Kirche lehrte und die Bibel für das gesamte Abendland ins Lateinische übersetzte.

Am Weihnachtstage geht es da unten lebendig zu. Nach der feierlichen Pontifikalvesper findet die große Prozession zu sämtlichen Sanktuarien statt. Die nächtliche Feier beginnt um halb zehn Uhr und besteht aus den feierlichen Metten, Hochamt und Pro-

Digitized by Google

Stadt Bethlehem.

zession, welche annähernd fünf Stunden lang dauern. Kraft eines alten Privilegiums können am Christfeste in der heiligen Grotte die Messen auch nachmittags zelebriert werden. Das goldene Gitter vor der Nische der Heilandskrippe ist geöffnet und in der Krippe selbst liegen unzählige wächserne Christuskindlein in allen Größen, um hier die Weihe zu empfangen. Franziskanermönche gehen geschäftig ab und zu, Pilger sitzen und knieen umher; endlich naht die Prozession. Türkische Soldaten bilden Spalier von der Klosterpforte bis zum Eingange der Geburtskapelle, und die in Rot und Gold gekleideten Kawassen des Patriarchen von Jerusalem, die schweren Portierstäbe alle zwei Schritte dröhnend auf die Marmorplatten stoßend, eröffnen den Zug. Ihnen folgen singende Chorknaben mit Kerzen in den Händen, dann alle Brüder des Klosters, dem Alter nach geordnet, die jüngsten zuerst, alle gleichfalls Kerzen tragend, endlich der Franziskanerprior, welcher auf den Armen

Drieß spielende Araber am Klosterthor in Bethlehem.

eine Art Wiege hält, einen goldenen Korb, worin ein wächsernes Christuskind gebettet liegt. Hinter dem Prior schreitet dann in großer Uniform der französische Konsul mit seinem Kanzler, seinem Dragoman und vier Kawassen. Pilger und Fremde, Amerikaner und Engländerinnen, auch bethlehemitische Frauen beschließen den Zug, der selten vor zwei Uhr Morgens seine Andacht bei allen Sanktuarien beendet hat.

Das ist die Christnacht in Bethlehem; nichts sonst außerhalb der Kirche mahnt an diese weihevolle Zeit in dem Orte, wo der Gottessohn zur Erde kam. Bethlehem liegt

Digitized by Google

eben im Oriente, und überall im Oriente empfinden wir es tief, daß die herrschende Gewalt in nichtchristlichen Händen ruht. Die unter dem Schutze der bewaffneten Macht der Moslemin sich vollziehende Weihnachtsfeier gibt sich in allem als eine nur geduldete kund und das vom Orientalismus durchtränkte Christentum der Eingebornen vermag nimmer das hohe Fest zu Freudentagen zu gestalten, wie sie im christlichen Abendlande von Alt und Jung empfunden werden. Und dennoch, wo könnte das zur Andacht gestimmte Gemüt Weihnachten besser und schöner feiern, wo den ganzen Zauber der großartigen Lehren des christlichen Glaubens mächtiger und tiefer auf sich wirken lassen, als in dem uralten Heiligtume zu Bethlehem!

Der Krischna-Mythos.

Von

Otto Pfleiderer.

Die Heroen der indogermanischen Mythologie stehen in der Mitte zwischen Göttern und Menschen und verbinden beide, indem sie in sich selber die göttliche und die menschliche Natur vereinigen. Sie sind nämlich teils vergötterte Menschen, teils menschgewordene Götter, teils beides zugleich, sofern in der mythischen Gestalt des Heros sich Züge der Göttersage mit Erinnerungen an menschliche Helden der Vorzeit zu einem ununterscheidbaren Ganzen vermischen. Darum ist zwar der geschichtliche Wert der Heroensagen, je weiter sie in das graue Altertum zurückreichen, um so geringer; aber nicht zu unterschätzen ist ihre religiöse Bedeutung in den indogermanischen Religionen. Eben als Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen bringen die Heroen das Göttliche dem Menschen menschlich nahe, führen die Gottheit aus dem himmlischen Jenseits, wo sie ursprünglich als Naturkraft in Sonne, Gewitter und dergleichen angeschaut wurde, ins irdische und menschliche Leben herab und zeigen die göttliche Kraft in heilbringenden Thaten der Naturüberwindung und Kulturbegründung. So ist in Prometheus eine Gewittergottheit zum Kulturheros geworden, in Herakles eine Sonnengottheit zum Ideal menschlicher Tapferkeit, und das tragische Geschick der Helden der Nibelungensage ist der irdische Widerschein des tragischen Ernstes, der auf germanischem Boden sich über dem lichten Götterhimmel der arischen Ahnen lagerte. Noch eigentümlicher hat sich die Heroensage in Indien entwickelt. Während die germanische und griechische Mythologie den Zusammenhang der Heroen mit den Göttern in einem genealogischen Verhältnis, als direkte oder indirekte Abstammung der Helden von Göttern vorstellt, so hat der indische Glaube den alten Volkshelden Krischna geradezu zu einer Inkarnation des Schöpfergottes Wischnu erhoben.

Nicht von Anfang war Krischna dies gewesen. In den älteren Teilen des indischen Epos ist er noch einfacher Mensch, teils Hirte und Held pastoraler Liebesidyllen, teils siegreicher Kriegsheld und Ueberwinder von Tyrannen, in beiderlei Hinsicht am nächsten zu vergleichen mit Simson und Herakles. Die Erhebung dieser volkstümlichen Heldengestalt zur Inkarnation des Gottes Wischnu fällt erst in die nachbuddhistische Periode des Brahmanismus, vielleicht in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und erklärt sich unter anderm aus einer Rückwirkung des Buddhismus auf den Brahmanismus, der um jene Zeit sich zu neuer Kraft erhob und seinen siegreichen Kampf mit der buddhistischen Ketzerei mit allen Waffen der Gewalt und des Geistes kämpfte. Zu den letzteren gehörte wesentlich die Aufnahme volkstümlicher Elemente in das brahmanische System; die Volksgötter Wischnu und Siva, die in einzelnen Teilen Indiens von alter Zeit her in hohem Ansehen gestanden, wurden jetzt dem Brahma der priesterlichen Spekulation zur Seite und teilweise vorangestellt; war letzterer der geheimnisvolle Grund aller Dinge, der als solcher für die religiöse Phantasie unfaßbar, dunkel und gestaltlos blieb, so wurde dagegen Wischnu zum Gott der Leben schaffenden und Leben erhaltenden Schöpferkraft, welcher in der Erneuerung des Naturlebens alljährlich seine Segensfülle mitteilt und auch im Menschenleben durch heilsame Thaten dem Verderben wehrt und den Bestand der Weltordnung aufrecht erhält. Nun hatte man aber überdies vom Buddhismus gelernt, welche Macht für das religiöse Gemüt in der

Digitized by Google

idealen Gestalt eines menschlichen Heilandes liegt, dessen geschichtliche Züge einen faßlicheren, greifbareren Stützpunkt und erhabeneren Zielpunkt der religiösen Erhebung darbieten, als irgendwelche Göttermythen. Wollten also die Brahmanen die Religion Buddhas aus dem Feld schlagen, so mußten sie diesen ihren Vorteil, die menschliche Heilandsgestalt, ihrem eignen System einverleiben. Dies geschah durch die Lehre von den Inkarnationen („Avataren") Wischnus, unter welchen seine Erscheinung in dem alten volkstümlichen Helden Krischna die wichtigste ist, die für den brahmanischen Kultus besonders durch die jährliche Feier des Geburtsfestes Krischnas eine kardinale Bedeutung bekommen hat. Für uns hat der Krischna-Mythos, wie er in den brahmanischen Schriften an verschiedenen Stellen mit Abweichungen im einzelnen, aber in den Hauptsachen übereinstimmend dargestellt wird, noch ein besonderes Interesse dadurch, daß er auffallende Parallelen zu evangelischen Erzählungen zeigt, deren Erklärung noch heute unter den Gelehrten eine offene Frage ist. Wir folgen in unserer Erzählung des Mythos der Abhandlung des berühmten Sanskritisten Albrecht Weber über „Krischnas Geburtsfest" (in den Abh. der Kgl. Akad. d. Wissenschaft zu Berlin 1867) und dem Werk von Talboy Wheeler, History of India, Vol. I, sowie Wilsons Uebersetzung der Vishnu-Purana.

Es war einmal eine Zeit, wo das Elend auf Erden so überhand genommen hatte, daß die Erde es nicht länger zu ertragen vermochte; gequält von den übermächtigen Dämonenscharen, wandte sie sich hilfesuchend an den obersten Gott Brahma. Dieser machte sich in Begleitung aller Götter auf, um dem barmherzigen Segenspender Wischnu das Leid der Erde vorzustellen. Des erbarmte sich Wischnu und er versprach, durch sein eignes Menschwerden Hilfe zu schaffen. Zur selbigen Zeit lebte ein fürstliches Paar Vasudeva und Devaki, welchen die Verheißung geworden war, daß ein Sohn von ihnen das Land von seinem gottlosen Tyrannen, dem Siva-Verehrer Kansa, befreien solle, weshalb sie von diesem Tyrannen in schmählicher Gefangenschaft verwahrt wurden. In dem Leib dieser unterdrückten Königstochter Devaki nahm Wischnu Wohnung, um von ihr als Königssprößling Krischna geboren zu werden; sie lag in Fesseln und Banden, war von Kriegern und wilden Tieren bewacht, als sie des Knaben genas. Zur Stunde seiner Geburt, um Mitternacht, that der Himmel sich auf, himmlische Geister frohlockten, es ertönte wunderbare Musik und ein Blumenregen ergoß sich über die Erde; die Fesseln aber fielen von den Händen Devakis und Vasudevas, die Thüre ihres Gefängnisses öffnete sich von selbst und die Wächter fielen in tiefen Schlaf. Um nun das Kind vor den Nachstellungen des feindlichen Königs Kansa zu schützen, nahm es Vasudeva und trug es in einem Korb in das Land Gokula. Als er den Fluß Jumna überschreiten sollte, fürchtete er sich vor dessen tiefen Wassern, aber das Knäblein streckte seine Füße aus, da standen die Wasser still und wurden so seicht, daß er ungefährdet den Strom überschreiten konnte. Er brachte nun den Knaben in das Haus des Hirten Nanda, dessen Weib eben vorher ein Mädchen geboren hatte; mit diesem vertauschte er ohne Wissen der Eltern den Krischna, der deshalb fortan als Kind der Hirten galt und im Land Gokula aufwuchs. Das vertauschte Mädchen aber brachte Vasudeva zu seiner Gattin Devaki, darauf schlossen sich die Thüren ihres Gefängnisses wieder und die Wächter erwachten. Als nun der König hörte, daß Devaki geboren habe, eilte er herbei und wollte das Kind töten, aber dieses erhob sich vor ihm zum Himmel und rief ihm zu: „O Kansa, dein Feind ist schon geboren und nun kannst du nicht dein Leben vor ihm retten! Darauf ward der König zornig und befahl seinen Kriegern, nach allen neugebornen Kindern des Landes zu suchen und jedes kräftige Knäblein zu erschlagen. Als das die Hirten von Gokula erfuhren, gerieten sie in große Angst und beluden ihre Wagen mit all ihrem Besitztum und brachten es als Tribut zu König Kansa, um seinen Zorn zu beschwichtigen. Der Knabe Krischna aber hatte zwar noch manche Nachstellungen feindlicher Dämonen in verschiedenen Gestalten zu erfahren, aber er überwand sie alle mit übermenschlicher Kraft; insbesondere erzählt die Sage von seinem siegreichen Kampfe mit der feindlichen Schlange, wie ja auch Herakles schon in der Wiege Schlangen tötete und später die Hydra überwand.

Dies ist die Geschichte von der Geburt und Kindheit Krischnas. Die Sagen von seinem späteren Leben drehen sich, wie schon

Digitized by Google

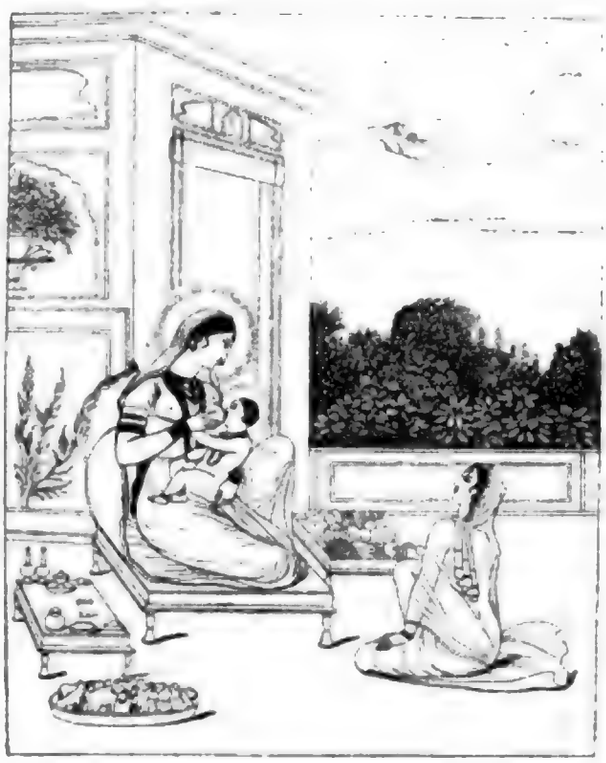
oben bemerkt wurde, teils um seine Spiele mit den Hirten und Hirtinnen, teils um seine Kämpfe mit göttlichen und menschlichen Feinden, unter andern mit den ihm feindseligen Volksgöttern Indra und Siva, ganz wie auch Herakles mit dem Groll der Hera zeitlebens zu kämpfen hatte. Das Einzelne dieser Sagen hat kein Interesse für uns, nur zwei Episoden dürfen nicht unerwähnt bleiben, weil sie wieder auffallende Verwandtschaft mit evangelischen Erzählungen bieten. Als Krischna einmal in eine Stadt kam, begegnete ihm eine Frau, die klagte um den Tod ihres Sohnes. Krischna ließ sich zum Toten führen, faßte seine Hand und sprach: Stehe auf! Und alsbald erhob sich der Tote und als er sich umschaute, sprach seine Mutter zu ihm: „O mein Sohn, dies neue Leben ist dir geschenkt durch Krischnas Kraft, werde ihm in Demut unterthan!“ Da warf sich ihr Sohn Krischna zu Füßen und die ganze Stadt ward voll Freude. Ein andermal trat zu ihm eine gekrümmte Frau, namens Kubja, mit einem Gefäß voll Salbe in der Hand und bat ihn, ihr zu erlauben, daß sie ihn salbte. Er gestattete es ihr, und sie salbte ihm die Füße. Da erbarmte sich Krischna ihrer Krankheit und setzte seinen Fuß auf den ihren und griff mit der Hand nach ihrem Kinn und richtete sie auf, da ward sie ganz gerade und jung und schön. Und da sie sah, daß sie durch ihn geheilt war, bat sie ihn, daß er in ihrem Hause Einkehr hielte, und er versprach es ihr und schenkte ihr seine Liebe.

Zur weiteren Illustration des Krischna-Mythos dienen die Bräuche der Feier seines Geburtsfestes und die dazu gehörigen bildlichen Darstellungen. Aus der kalendarischen Bestimmung der Festfeier ist erwähnenswert, daß sie auf einer bestimmten Konjunktion des Mondes mit dem Stern Aldebaron beruht, unter welcher himmlischen Konjunktion also auch die Geburt Krischnas stattgefunden hatte. Die Festfeier beginnt mit Ablegung des Fastengelübdes am Morgen, worauf am Mittag ein Bad in reinem Wasser als religiöses Reinigungsmittel folgt. Sodann wird das eigentliche Festlokal hergestellt und zwar in Form eines Hirtenhauses oder Kuhstalles mit einem Ruhebett in der Mitte, auf welchem Devaki mit dem Krischna-Kind an der Brust ruhend dargestellt ist; außerdem sind an den Wänden Bilder von Hirten und Hirtinnen, Rindern und Eseln, auch von den schlafenden Gefängnishütern und anderen feindlichen Wesen (Dämonen) anzubringen; offenbar ist in dieser Symbolik des Geburtsortes das Gefängnis, in welchem Krischna geboren, und das Hirtenhaus, in welchem er aufgewachsen ist, kombiniert, wie auch der Mythos ziemlich künstlich die beiden Auffassungen von Krischna als armem Hirtensohn und als verfolgtem Königssohn zu verknüpfen sucht. Nachdem so die heilige Geburtsstätte hergestellt ist, nimmt mit Anbruch der Nacht die eigentliche Festfeier ihren Anfang. Es beginnt die Anbetung der heiligen Familie, vor allem der Gottesmutter selbst; die hierfür vorgeschriebenen Gebete lauten unter anderm: „Verneigung dir, o Devaki, die den Krischna uns geboren! Die sündetilgende Göttin sei selig von mir gepriesen. Die Gottesmutter (oder Göttermutter?) Aditi bist du, vernichtend alle Schuld. Darum will ich dich ehren jetzt (sei gnädig, Holdantlitzige), wie dich die Götter ehren. Erweise Huld mir, Gütige! Gleichwie du höchstes Glück erlangt, als Hari (Krischna) du zum Sohn bekamst, laß, o Göttin, dies Heil, den schönen Sohn laß mich schauen!“ (Man ersieht hieraus beiläufig, daß der brahmanische Kultus bei der Vergötterung Krischnas nicht stehen blieb, sondern auch seine Mutter zur Göttin erhob, deren Verehrung vor der ihres Sohnes noch voranging.) Dann folgen Gebete an Krischna selbst, z. B.: „Rette mich, aller Welten Herr, Hari, aus dem Kummermeer! Entreiß mich, Tilger aller Schuld, der Flut von Schmerz und Gram, o Herr! Herr aller Welten, rette mich, der in den Strom des Lebens fiel, o Devaki-Sohn, Herr des Heils, Hari, aus dem Samsarameer! Entreiß mich, tilgend allen Schmerz, der Krankheit Kummerflut, Hari! Du Wischnu, hilfst den Elenden, gedenken sie nur einmal dein. Ich bin, o Gott, in tiefer Not, rett' mich von des Kummers Meer! Versunken bin ich im Täuschungs-Thorheitmeer, errett' mich, Gott, der Götter, Herr, kein Helfer ist ja außer dir! Tilg' meine Fehl, laß reifen jetzt, was Gutes ich gethan als Kind, als Jüngling oder Mann!“ Unter solchen Gebeten, unter Recitation der heiligen Legenden über Krischnas Geburt und Leben, unter Gesang und Tanz wird die ganze heilige Nacht durchwacht; dazu werden Opfer gespendet an Weihrauch, Früchten und Blumen,

Digitized by Google

Gold und Rindern, welche Opfer nach Vollendung des Festes den Brahmanen zu überlassen sind. Bei der Mahlzeit, welche am Morgen nach der heiligen Nacht das Fest schließt, werden Brahmanen und Arme zu Gast geladen.

Die Verwandtschaft verschiedener Züge dieses Mythos mit der evangelischen Geschichte ist zu augenfällig, als daß sie nicht von jeher die Aufmerksamkeit der Gelehrten hätte erregen und Erklärungsversuche veranlassen müssen. Während man früher (mehr aus dogmatischen als aus historischen Gründen) jeden geschichtlichen Zusammenhang zwischen Christlichem und Indischem in Abrede stellte, geben denselben neuere Gelehrte insoweit zu, daß zwar nicht die ganze Geschichte Krischnas aus dem Christentum entsprungen sei (was jedenfalls unmöglich ist), aber doch einzelne Züge des Mythos aus christlichen Quellen stammen, die von den Brahmanen angeeignet und im Sinn ihrer Mythologie verarbeitet worden seien. Man stützt sich dafür besonders auch auf die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Bilde der indischen Gottesmutter Devaki mit dem Krischnakind an der Brust und der christlichen Darstellung der Madonna mit dem Jesuskind. Indes darf daraus doch nicht zu schnell auf eine Entlehnung des einen vom andern geschlossen werden; es könnten ja auch beide einen gemeinsamen Ursprung in einem dritten haben, nämlich in dem Bilde der uralten ägyptischen Gottesmutter Isis, welche den Horus säugt. Da die kultische Verehrung der Maria als Gottesgebärerin (Θεότοκος) wesentlich unter dem Einfluß der ägyptischen Theologen des 5. Jahrhunderts aufgekommen ist, so ist die Vermutung mancher Archäologen, daß die in Aegypten von alters her sehr gewöhnliche Darstellung der den Horus säugenden Göttin Isis den originalen Typus für die christliche Madonnendarstellung abgegeben habe, immerhin nicht ganz unwahrscheinlich. Ebensogut können dann aber auch die Inder, die seit Alexanders Zeit mit Aegypten in Handelsverkehr standen, in der ägyptischen Isis das Original für die Gruppe der Devaki mit Krischna gefunden haben. Endlich ist auch die Möglichkeit, daß diese verschiedenen Göttermütter unabhängig voneinander aus analogen psychologischen Ursachen entstanden seien, um so weniger ganz abzuweisen, wenn wir erwägen, daß auch die Chinesen und die Japanesen je ihre besondere Himmelskönigin mit dem Kind im Arm von uralten Zeiten her zum Gegenstand der Verehrung hatten.

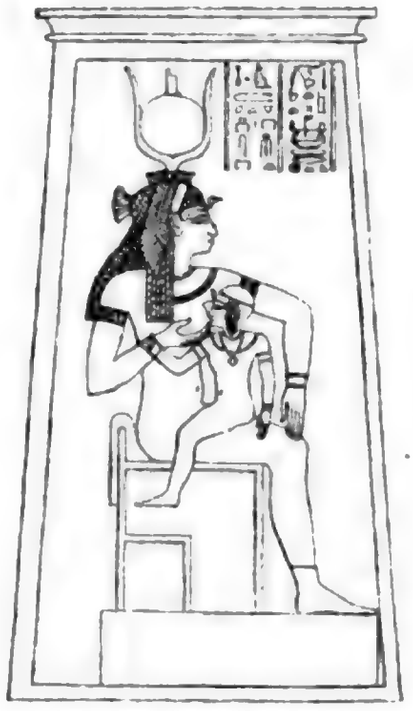


Die indische Gottesmutter Devaki mit dem Krischna-Kind.

Bleiben wir noch einen Augenblick beim Bilde der Devaki stehen, so verdient Beachtung die Schüssel links unten mit verschiedenen Tiermodellen. Eine ähnliche „Wesenmodellenschüssel“ findet sich auch bei einer Gruppe, welche Siva mit seiner Gattin Parvati darstellt; sie ist also unzweifelhaft zu deuten als Symbol der allgemeinen Schöpferkraft, soll also das Kind Krischna als Inkarnation des Schöpfergottes Wischnu bezeichnen, ähnlich, wie auf manchen christlichen Madonnenbildern das Jesuskind mit der Weltkugel in der Hand als der menschgewordene Weltherrscher angedeutet wird. Eben darum aber, weil diese Symbolik der Schöpferkraft durch eine Schüssel mit Tieren in der indischen Mythologie sich auch sonst noch findet, so kann ich unmöglich (mit Weber) annehmen, daß sie zur Quelle habe die christliche Legende des arabischen „Kindheitsevangeliums,“ nach welcher der Knabe Jesus Thonbilder von Sperlingen machte und dieselben durch seine Wunderkraft belebte, worauf auch die dritte

Digitized

Sure des Koran anspielt. Die indischen Parallelen zu dieser Legende, die teils von Krischna, teils von einem anderen König aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erzählt werden, sind gewiß urwüchsige Erzeugnisse der indischen Phantasie, und nicht aus christlichen Sagen entlehnt; will man überhaupt hier an Entlehnung denken, so wäre es immer noch wahrscheinlicher, die Legende des apokryphischen Evangeliums von der „Kindheit Jesu" durch indische Sagen beeinflußt zu denken, als umgekehrt diese durch jenes.



Aegyptische Gottesmutter Isis mit dem Horus.

Auch hinsichtlich der sonstigen Analogien zwischen dem Krischna-Mythos und der evangelischen Erzählung möchte ich größte Vorsicht bei Annahme direkter geschichtlicher Entlehnungen empfehlen, da die doppelte Möglichkeit des Ursprungs aus gemeinsamer dritter Quelle oder der unabhängigen beiderseitigen Entstehung aus verwandten Voraussetzungen nicht zu vergessen ist. So haben z. B. die Nachstellungen des feindlichen Königs gegen das ihm Gefahr drohende Kind Krischna ihre Parallelen doch nicht bloß an dem durch Herodes befohlenen Mord der bethlehemitischen Kinder (Matth. 2, 16), sondern auch an den Schicksalen anderer Heroen, wie des Abraham (nach dem Talmud), des Moses, des Cyrus, des Romulus, welche alle die Sage in frühester Jugend schon aus gefährlichen Situationen wunderbar errettet werden läßt, um sie damit als die besonderen Widersacher des Bösen und Schützlinge der Vorsehung zu verherrlichen. Ferner wenn Krischna, obgleich fürstlichen Geblüts, im Hirtenhaus unter schlichten Hirten zwar nicht geboren, aber doch auferzogen wird, und wenn das Lokal seiner Geburtsfeier als Stall mit Rind und Esel, mit Herde und Hirtin dargestellt wird, so erinnert das zwar allerdings merkwürdig genau an die Krippe zu Bethlehem und an die Hirten daneben als die ersten Hörer der himmlischen Frohbotschaft; indes wird doch hierbei nicht zu vergessen sein, daß auch sonst allenthalben in der Sagengeschichte die Hirten aus leichtbegreiflichen Gründen eine hervorragende Rolle spielen: Von der Herde weg ward ein Moses zum Volksführer berufen, und mit der Hirtentasche trat David in den Kampf wider Goliath; als Hirte hat selbst der Gott Apollo bei König Admet gedient und die heiligen Sühnebräuche gestiftet; von latinischen Hirten wurden die ausgesetzten Zwillinge Romulus und Remus gerettet und auferzogen und zum Gedenken dessen feierte die Weltstadt Rom das Hirtenfest der Luperkalien als vornehmstes Volksfest noch in späten Jahrhunderten; noch im Mittelalter ward die Hirtin Johanna von der Herde weg zur Retterin Frankreichs berufen von dem Gott, „der stets den Hirten gnädig sich erwies" — wie Schiller das Motiv aller dieser Sagen kurz und gut zusammenfaßt. — Daß die oben erwähnte Sage von der Auferweckung eines Toten durch Krischna an die evangelische Erzählung der Auferweckung des Jünglings zu Nain erinnert, ist richtig, gibt aber noch kein Recht, sie aus der letzteren abzuleiten, da ja ähnliche Sagen sich auch sonst (z. B. im Alten Testament bei Elias und Elisa) finden. Am ehesten ist man an christliche Einflüsse zu denken versucht bei der Erzählung von der Heilung der gekrümmten Frau, die Krischna durch das Salben seiner Füße ihre Verehrung bezeugte; es liegt nahe, hierin eine Kombination der beiden evangelischen Erzählungen von der Heilung der gekrümmten Frau (Luk. 13, 11) und von der Salbung Jesu durch Maria in Bethanien (Joh. 12, 3) zu finden; aber mehr als die Möglichkeit einer solchen Abkunft der indischen Erzählung möchte doch auch hier nicht zu behaupten sein.

Indessen, wie es sich auch mit diesen einzelnen Zügen des Krischna-Mythos verhalten möge, ob man in ihnen christliche Einflüsse finden zu müssen glaube oder nicht, sicher ist jedenfalls so viel, daß der wesentliche Kern des Mythos, die Inkarnation des Gottes Wischnu

Digitized by Google

in dem Heros Kriſchna, ein von chriſtlichen Vorgängen völlig unabhängiges, rein originales Produkt indiſcher Religionsentwickelung geweſen iſt. In dieſer Thatſache liegt übrigens ſo wenig eine Gefährdung des chriſtlichen Glaubens, wie man früher fürchtete, daß ſie im Gegenteil gerade Zeugnis ablegt für die im chriſtlichen Dogma liegende allgemeinere Wahrheit und hinweiſt auf die in der Natur des religiöſen Bewußtſeins ſelber wurzelnden Entſtehungsgründe desſelben. Ueberdies iſt es ja aber auch nur die allgemeine Vorſtellung von der Erſcheinung des Göttlichen in einem Menſchenleben — eine Vorſtellung, die als Gemeingut der indogermaniſchen Religionen betrachtet werden kann — worauf ſich die Verwandtſchaft des Kriſchna Mythos mit der chriſtlichen Lehre beſchränkt. die Hauptſache hingegen, der ethiſche Gehalt, welcher jener allgemeinen Vorſtellungsform erſt ihren beſtimmten Charakter und Wert verleiht, iſt ja ſelbſtverſtändlich ein ſo ganz anderer und unendlich höherer beim Stifter unſerer Religion, als bei dem rohen Helden des indiſchen Mythos, daß es thöricht wäre, ſie auch nur vergleichen zu wollen.

Kaiſer Wilhelm bei Weihnachts-Einkäufen.

Digitized by Google

Erinnerungen
an die
Münchener elektro-technische Ausstellung.

Von

K. W. Vogel.

Die Elektrotechnik schreitet mit Siebenmeilenstiefeln voran. Noch vor wenigen Jahren konnte der nicht naturwissenschaftliche Gelehrte, für den Mephistos Wort gilt:

> Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
> Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern; — —
> Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
> Was Ihr nicht münzt, das, glaubt Ihr, gelte nicht —

mit Emphase ausrufen: „Was geht mich Elektrizität an!" und seine Unwissenheit mit Hillebrandts unsterblichen Worten entschuldigen: „Besitzen wir den Mut der Ignoranz!"

Jetzt gehts aber mit der göttlichen Ignoranz beim besten Willen nicht mehr; denn die teuflische Elekrizität schlägt heutzutage nicht nur im Wetterstrahl durch das Dach, sondern sie marschiert auch bedächtigen Schritts von unten her in unsere Häuser durch das Erdreich, durch die Thüren, durch die Mauern; denn sie braucht zum Durchgang nicht einmal wie der Teufel ein Schlüsselloch; sie erleuchtet unsere Werkstatt, unseren Familientisch, trägt uns telephonisch die Stimme der entfernten Freunde zu, läßt uns einem Konzert, einer Oper lauschen, ohne den häuslichen Herd zu verlassen, ja sie leiht sogar ihre Kraft der Frau oder Tochter des Hauses zum Betrieb der Nähmaschine.

Ja! ja! es ist ein wenig Teufelswerk dabei und wer's nicht glaubt, der merkt's wohl, wenn ihm beim ungeschickten Hantieren mit Leitungsdrähten ein kleiner Schlag durch den Körper zuckt. Schläge sind weder kleinen noch großen Kindern angenehm und so muß man sich um die Höllenkraft wohl oder übel ein wenig kümmern, sei es auch nur, um ihre Bosheiten abzuwenden. Denn noch immer gilt das alte Großmutterprinzip: Dem lieben Gott steckt man ein Licht auf, dem Teufel aber zwei!

Im 5. Heft des I. Jahrgangs dieser Zeitschrift, die nunmehr ihr erstes Dienstjahr mit Ehren bestanden hat und in hoffnungsreichster Weise avanciert, hatte ich Gelegenheit, über die neueste Entwickelung des elektrischen Beleuchtungswesens zu berichten. Heute, nach Schluß der Münchener Elektrizitätsausstellung, verlohnt es sich, die neuesten Fortschritte nicht nur auf diesem, sondern auch auf anderen Gebieten der Elektrotechnik einer Betrachtung zu unterziehen.

Denn wenn auch die Ausstellung nicht entfernt die Großartigkeit der vorjährigen elektrischen Ausstellung in Paris aufwies, so bot sie doch des Lehrreichen genug und hat bereits in bezug auf einen Punkt nachhaltige bedeutsame Folgen gehabt; sie inaugurierte die Einführung des elektrischen Glühlichts für die Beleuchtung der Theater vor und hinter den Kulissen.

Seit dem fürchterlichen Theaterbrande in Wien hat die Sicherheitspolizei aller Hauptstädte es als ihre Pflicht erachtet, ähnliche Verluste an Menschenleben wie dort möglichst zu verhüten. Man hat dieses zu ermöglichen gehofft durch Einführung kostspieliger eiserner Vorhänge, ohne zu bedenken, daß man damit die Ursachen der Entflammung nicht beseitigt, sondern nur ihre Verbreitung beschränkt. Nach wie vor bilden bemalte Pappe oder Leinwand, Latten, Schnüre und in nächster Nähe dieser entzündlichen Stoffe brennende Gaslampen das Material des Kulissenbaues. Wer nur einmal einer Theatervorstellung von der Rückseite beigewohnt hat, wird beim Anblick dieses,

Digitized by Google

diesseitig nichts weniger als poetisch ausschauenden Apparats sofort die Ueberzeugung von der höchsten Feuergefährlichkeit des Ganzen gewonnen haben und zugeben, daß es in der That ein Wunder ist, daß Theaterbrände nicht öfter ausbrechen.

Dem gegenüber kann es als nicht hoch genug zu schätzender Fortschritt gepriesen werden, daß uns die Elektrotechnik ein gefahrloses Licht liefert, welches weder sonderliche Hitze, noch Rauch, noch Geruch entwickelt, nicht flackert und in direktester Nähe der feuergefährlichen Kulissen ohne jegliches Risiko benutzt werden kann, das ist das Glühlicht.

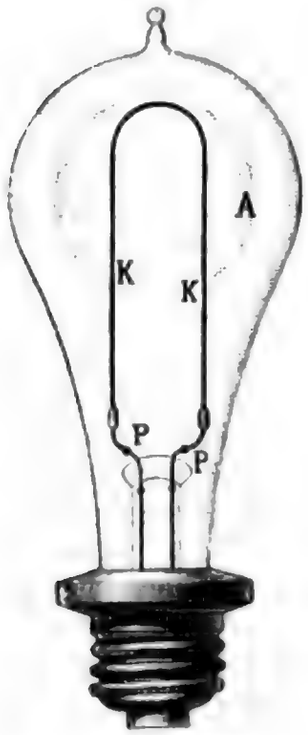


Fig. 1. Edisons Glühlampe.

Dasselbe ist bereits in meinem vorjährigen Aufsatze erwähnt, aber jene Haupteigenschaft, die es jetzt, gegenüber den traurigen Branderfahrungen des letzten Jahres so wertvoll erscheinen läßt, nicht zur Genüge betont worden. Das Glühlicht besteht aus einem luftleer gemachten birnförmigen, einen Kohlenfaden K einschließenden Glasballon A von der Größe einer Faust. Der Kohlenfaden wird von zwei Platindrähten P getragen, die luftdicht verschmolzen durch die Wandung des Glases gehen. Läßt man einen elektrischen Strom durch diese Platindrähte in den Kohlenfaden gehen, so erglüht dieser hellleuchtend und zwar um so stärker, je kräftiger der Strom ist. Fig. 1 stellt die von Edison eingeführte Form der Glühlampe dar, die in Amerika sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut und auch auf der Münchener Ausstellung in hervorragender Weise dominierte; denn sie erleuchtete fast das ganze Restaurant, das Edisonzimmer, welches die zahlreichen sonstigen Erfindungen des berühmten „inventors“ barg, das Theater, auf dem Vorstellungen bei elektrischem Lichte

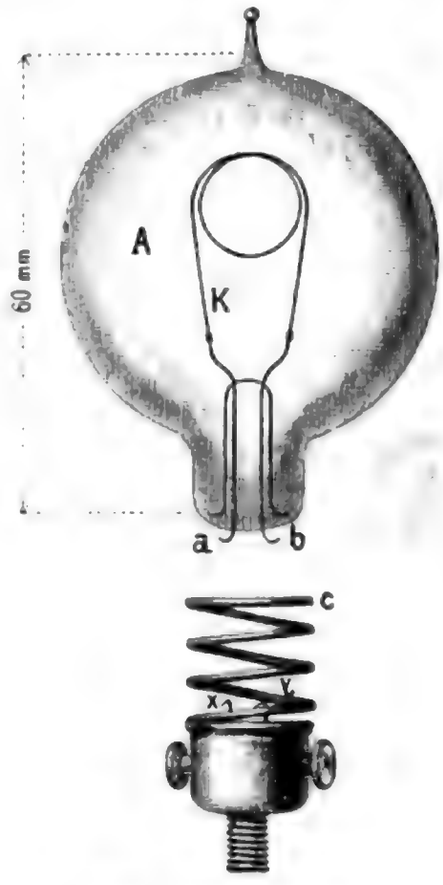


Fig. 2. Swans Glühlampe.

stattfanden, verschiedene stilvolle Zimmereinrichtungen, und endlich einen Teil der auf

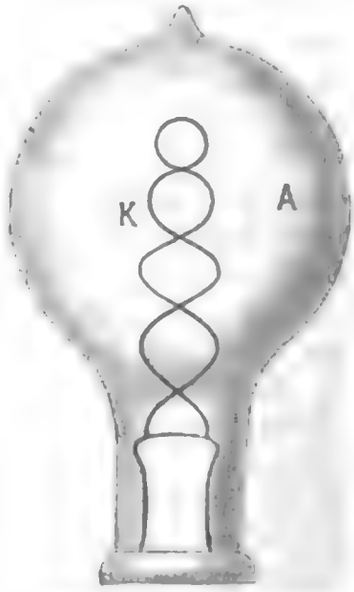


Fig. 3. Müllersche Glühlampe.

den Haupteingang der Ausstellung führenden Arcisstraße.

Neben dieser Edisonglühlampe waren in

kleinerer Zahl noch andere in Funktion, unter welchen die von Swan in Newcastle mit schleifenförmigen (Fig. 2) und Müller in Hamburg mit eigentümlichen spiralförmigen Kohlenfäden (Fig. 3) hervorgehoben werden müssen.

Die im Vorjahre dieser Zeitschrift beschriebene Maximsche Lampe mit M-förmigen Kohlenfaden kam auf der Münchener Ausstellung nicht zur Verwendung.

Die Eigentümlichkeit der Glühlampe gegenüber der Gaslampe besteht darin, daß der vom elektrischen Strom durchflossene Kohlenfaden nur glüht, nicht brennt. Deshalb bedarf er keines Luftzutritts; derselbe würde sogar schädlich wirken, indem er den Kohlenfaden zum Abbrennen und dadurch die Lampe durch Unterbrechung des elektrischen Stromes zum Erlöschen brächte.

Ferner ist der glühende leuchtende Faden ganz und gar von der Außenwelt durch die Glaswandung abgeschlossen. Eine Berührung brennbarer Körper mit der Lichtquelle ist dadurch unmöglich gemacht und die geringe strahlende Wärme, welche solche Lampen aussenden, reicht zur Entflammung von Holz, Papier u. dgl. nicht hin. Dadurch wird die Glühlampe zur Bühnenlampe par excellence, die mit einem Schlage das wichtige Problem der Verhinderung der Feuersgefahr unserer Theater in der zweckmäßigsten Weise löst. In der That hatten denn auch die in München in großartigem Stile stattfindenden Experimente die Aufmerksamkeit der hervorragendsten deutschen Theaterdirektoren erregt und eine Zusammenkunft derselben zur Prüfung der Sache veranlaßt. Das Resultat ist bereits bekannt. Die Direktion des Münchener Hoftheaters sowie die des Karltheaters in Wien gehen mit der praktischen Einführung des elektrischen Glühlichts vor. Erstere hat Edisons, letztere Siemens' Glühlicht zur Einführung gewählt.

Fig. 4. Bronze-Kandelaber für Glühlicht von Spinn & Sohn (Berlin).

Aber nicht nur für die Bühne, sondern auch für das häusliche Leben beginnt Glühlicht eine Rolle zu spielen. Die Abwesenheit von Rauch und Geruch, die Unmöglichkeit des Flackerns, Blakens, Explodierens geben ihm den Vorzug vor Gaslicht selbst dann, wenn es mit diesem noch nicht in Billigkeit konkurrieren kann. In New York ist das Licht längst in die Familienwohnungen und Kontore gedrungen, es wird auch in Deutschland bald Verehrer in weiten Kreisen finden. Der Münchener Kunstgewerbeverein hat in richtiger Erkenntnis der Bedeutung der Sache einen Preis ausgeschrieben für die künstlerische Ausstattung von Glühlichtträgern und zeigte die Ausstellung nicht nur zahlreiche Entwürfe, sondern auch fertig ausgeführte prachtvolle Kandelaber und Lustres. Namentlich zeichneten sich hier die Bronzewarenfabriken von Riedinger in Augsburg, Schäffer & Hauschner und Spinn & Sohn (Aktiengesellschaft) in Berlin, sowie Valentin in Frankfurt a. M. aus. Beifolgende Abbildungen stellen einerseits einen reichen Kandelaber (Fig. 4) von Spinn & Sohn

in Berlin, anderseits eine prächtige Krone (Fig. 5) von Schäffer & Hauschner daselbst dar. In sinniger Weise ist hier der unscheinbare Glasballon des Glühlichts, der, weil er nach 700 Brennstunden gewechselt werden muß, eine Verzierung nicht lohnt, als Füllung einer Glasblumenkrone verwertet, die die mannigfachsten, mehr oder weniger reichen Gestaltungen und Dekorationen zuläßt. Daß aber auch künstlerisch weniger hohen, billiger zu befriedigenden Anforderungen Genüge geleistet werden kann, mag die tragbare Kontorlampe der Edison-

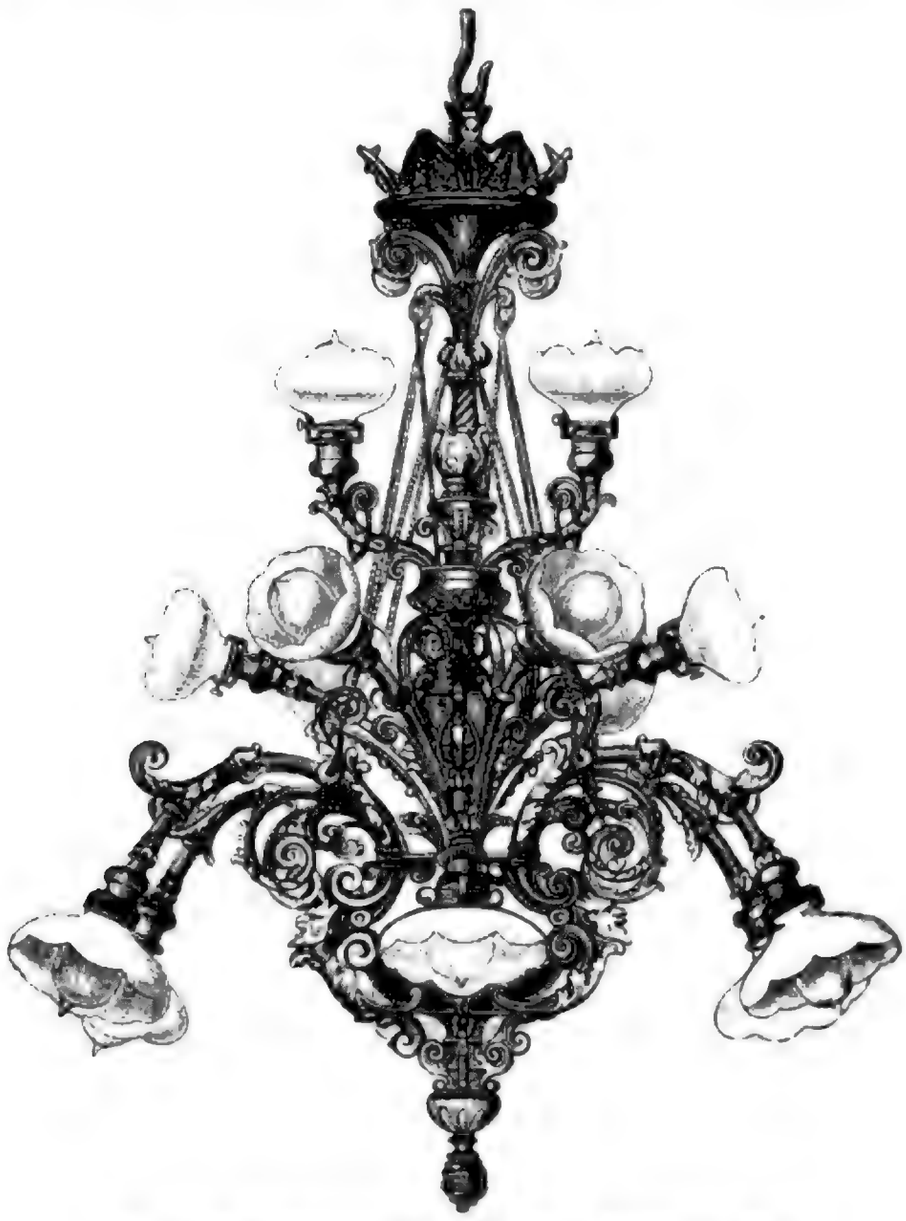


Fig. 5. Krone für Glühlichtlampen von Schäffer & Hauschner in Berlin.

kompanie (Fig. 6) zeigen. Man erkennt den untern Teil der Glühlampe unter dem Schirm, den hahnähnlichen Drehgriff zur Absperrung des Stromes, das aus zwei einzelnen voneinander isolierten Drähten bestehende dünne Leitungskabel, das in den Knopf zur Rechten, in den die stromzuführenden Drähte münden, eingesetzt wird. Gleich einfach ist die Krone. (Fig. 6a.)

So schätzbar das Glühlichtsystem sich aber für den vorher erwähnten Zweck erweisen mag namentlich insofern, als es milde Lichter von der Stärke und der Farbe unserer Petroleum- oder gewöhnlichen Gasbrenner erzeugt, so steht es doch, wenn es die Erzeugung glänzender Lichteffekte gilt, dem sogenannten elektrischen Bogenlichte nach. Dieses ebenfalls bereits in meinem vorjährigen Artikel ausführlich besprochene Licht entsteht, wenn ein starker elektrischer Strom zwischen zwei voneinander getrennten Kohlenspitzen übergeht. Es bildet sich dann

Digitized by Google

ein glänzender Lichtbogen, der in geringster Stärke die Helligkeit von 150 Kerzen hat und leicht, je nach der Stromkraft, bis zu verschiedenen tausend Kerzen gesteigert werden kann. Dieses Bogenlicht würde selbst in seiner geringsten Stärke für Bedürfnisse des häuslichen Herdes noch zu blendend sein. Anders ist es bei der Beleuchtung von Straßen, großen Hallen (Bahnhöfen), Konzertsälen, Zuschauerräumen. Hier überstrahlt es durch seinen Glanz das Glühlicht weit und zu diesem Glanz tritt die schöne weiße Farbe, die alle möglichen Nüancen von Farbentönen wohl zu unterscheiden erlaubt.

Man sagt, daß die relativ geringe Menge der roten Strahlen im elektrischen Licht die roten Farben weniger gut hervortreten lasse. Man geht aber in dieser Hinsicht viel zu weit. Die Benutzung des elektrischen Bogenlichts in Farbendruckanstalten und Färbereien beweist hinlänglich, daß es für Farbenunterscheidungen jedenfalls besser geeignet ist als Gaslicht resp. Glühlicht.

Fig. 6 a. Edisonkrone.

Fig. 6. Edisonsche Kontorlampe.

Obgleich diese Lampen zur Unterhaltung der zweckmäßigen Entfernung der Kohlen eines Mechanismus bedürfen und daher ziemlich kompliziert sind, ist ihr Licht verhältnismäßig billiger als das der einfachen Glühlampen. Mit einer an der Lichtmaschine wirkenden Pferdekraft kann man beispielsweise eine Bogenlampe von mindestens 240 Kerzen Stärke speisen, oder aber 8 Glühlichter, die zusammen aber nur mit der Stärke von 125 Kerzen leuchten. Von den in München vertretenen Bogenlampen erwähne ich neben den Siemensschen, welche ich im Vorjahr beschrieb, die Schuckertschen, herrührend aus der bekannten Fabrik dynamo-elektrischer Maschinen und Lampen in Nürnberg. Auch diese beruht auf dem sogen. Differentialsystem von Hefner-Alteneck. Eine hohle Drahtspirale von dickem Draht S, die von dem Hauptstrom und eine von dünnem Draht, die von einem Nebenstrom (dem Stromzweig) durchflossen wird, schließen einen nach beiden Enden konisch zugespitzten Eisenstab ein, der die obere Kohle K der Lampen (Fig. 7) trägt. An demselben Stab ist ein Schnurlauf, der über zwei Rollen r r (Fig. 7) geht. Die Schnüre tragen den unteren Kohlenhalter mit der Kohle K'. Zwischen beiden Kohlenspitzen geht der elektrische Strom über und bildet das Bogenlicht. Wird der Lichtbogen durch Abbrennen der Kohle zu lang, so wird dadurch der Strom in der Hauptspuhle S geschwächt, der Strom in der Nebenspuhle S dagegen verstärkt, infolgedessen der Stab mit der Kohle k durch die erhöhte magnetische Kraft der unteren Spuhle s nach unten gezogen, die Kohlen dadurch wieder genähert und der Hauptstrom infolgedessen auf die richtige Stärke zurückgeführt. In dieser Weise reguliert die Flamme sich selbst. Fig. 8 zeigt die äußere Einrichtung derselben als Hängelampe.

Wenn aber in neuester Zeit das elektrische Licht eine rapide Verbreitung gewonnen hat, so verdankt man solches nicht allein den zweckmäßig konstruierten elektrischen Lampen, sondern auch der Vervollkommnung der Elektrizitäts-

Digitized by Google

erreger, speziell der elektrodynamischen Maschinen; sie allein gestatten die Erzeugung kräftiger elektrischer Ströme auf billigem Wege durch Drehung von drahtumwickelten Eisenringen oder Cylindern zwischen den Polen eines Elektromagneten, dessen Kraft sich steigert, indem seine Drahtumwickelung von dem von ihm selbst erzeugten Strom durchflossen wird. Zahlreiche elektrodynamische Maschinen basieren auf diesem zuerst von Siemens aufgestellten Prinzip. Die Siemenssche Maschine, welche ebenfalls in München vertreten war, beschrieb ich bereits in meinem vorjährigen Artikel. Neben ihr ist die Maschine von Schuckert in Nürnberg hervorzuheben, die mit der oben beschriebenen Lampe sich auf der Nürnberger Gewerbeausstellung in erfolgreicher Weise bewährt hat; ferner Edisons Maschine. Letztere, in äußerer Form sehr auffällig von Siemens' und Schuckerts verschieden, beruht dennoch auf demselben Prinzip. In beifolgender Figur 9 ist dieselbe dargestellt. Man erkennt die beiden Schenkel des senkrecht stehenden drahtumwickelten Elektromagneten, zwischen dessen Polen eine horizontale drahtumwickelte Trommel mit Hilfe der zur Linken sichtbaren Riemenscheibe in rasche Rotation versetzt wird. Der dadurch in dem Draht der Trommel entstandene elektrische Strom wird in die Axe desselben durch die rechts sichtbaren Drähte in die Drahtumwickelung des Elektromagneten geleitet, hilft diesen verstärken, um dann durch die beiden oben nach außen gehenden Drähte nach dem Ort der Verwendung abzufließen. Zwei Hauptdrähte müssen von jeder Maschine abgeführt werden und erst, wenn diese durch einen Elektrizitätsleiter, z. B. den Kohlenfaden einer Glühlampe

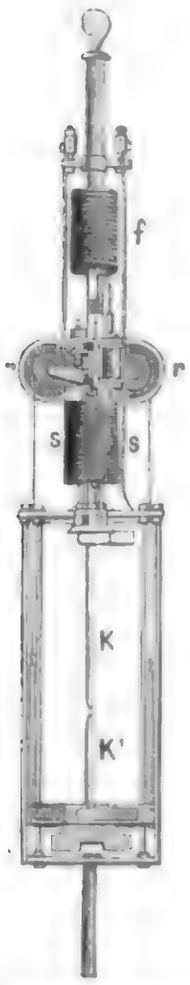


Fig. 7. Schuckertsche Elektrische Lampe (Innere Einrichtung).

in Verbindung gesetzt worden, ist der Strom „geschlossen" und übt seine Wirkung aus. In dieser Art können viele Lampen mit beiden Drähten in Verbindnng gesetzt werden, um so mehr, je kräftiger der Strom der Maschine ist.

Zur Drehung der horizontalen Trommel in der Maschine verwendet man Dampf-, Gas- oder Wasserkraft. Letztere ist natürlich die billigste. Oft gibt es Wasserkräfte, die am Ort ihrer Wirksamkeit nicht benutzt werden. Diese können vorteilhaft zum Betriebe elektrodynamischer Maschinen dienen. Die so gewonnene Elektrizität läßt sich meilenweit durch Kabel fortleiten und an fernen Orten verwenden, zur Beleuchtung sowohl wie zum Treiben von Maschinen. Leitet man nämlich einen kräftigen elektrischen Strom in eine ruhende Maschine ganz gleicher Art, wie

Fig. 8. Schuckertsche Elektrische Lampe (Differentialsystem von Heiner-Altenek).

die oben beschriebene, zur Erzeugung des elektrischen Stromes dienende, so setzt sich der zwischen den Magnetpolen rotierende Cylinder in Rotation und ist dann im stande, anderen Maschinen, wie Nähmaschinen, Drehbänken, seine Drehbewegung mitzuteilen. Das nennt man elektrische Kraftübertragung. In der Münchener Ausstellung wurde in dieser Weise

Digitized by Google

die in dem 52 Kilometer entfernten Miesbach entwickelte und per Telegraphendraht nach München geführte Elektrizität zur Bewegung landwirtschaftlicher Maschinen verwendet.

Die elektrodynamischen Maschinen dienen aber nicht nur zur Lichtentwickelung oder elektrischen Kraftübertragung, sondern auch zur Galvanotechnik. Führt man die beiden Poldrähte der Maschine in eine Silber- oder Gold- oder Nickellösung und setzt den negativen Draht mit einem eingetauchten metallenen Gegenstand in Verbindung, so wird die Metalllösung zersetzt, das Silber oder Gold oder Nickel schlägt sich an dem eingetauchten Gegenstand nieder und versilbert, vergoldet, vernickelt diesen. Dicke Niederschläge der Art kann man auch unter gewissen Vorsichtsmaßregeln ablösen und sie zeigen dann einen treuen Abklatsch des Gegenstandes, auf den sie niedergeschlagen waren. Das nennt man Galvanoplastik und was sich damit leisten läßt, haben die Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen, Schwerd (Karlsruhe) und Aufleger (München) auf der Münchener Ausstellung gezeigt.

Aber man konstruiert jetzt nicht nur große Dynamomaschinen für technische Zwecke, sondern auch kleine mit Handbetrieb für Schulen. Dieselben reichen hin, die instruktivsten elektrischen Experimente, wie Wasserzersetzung, Magnetisierung, Kraftübertragung, Entzündung von Glühlampen, Speisung eines Funkeninduktors für Geißlersche Röhren zu verwenden. Umstehende Fig. 10 zeigt solche Maschine von Fein in Stuttgart, die nach der oben gegebenen Beschreibung der Edisonmaschine ohne weiteres verständlich ist. Ein zwischen den Magnetpolen rotierender drahtumwickelter Eisenring wird hier behufs Elektrizitätserregung durch Riemenscheibe S und Kurbel K in Bewegung gesetzt. Der Träger des Schwungrades hat oben die Gestalt eines Tischchens, auf dem ein „Funkeninduktor", wie er zu Versuchen mit Geißlerröhren dient, plaziert ist. R ist ein „Stromschwächer", bestehend aus einer Reihe Neusilberdrähten, durch die man den elektrischen Strom zu gehen zwingt, wenn es die Erzielung gewisser Effekte gilt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Neben den elektrodynamischen Maschinen sind in jüngster Zeit die Apparate zur „Aufspeicherung der Elektrizität" von Bedeutung für die Industrie geworden. Bekanntlich ist den Krähwinklern das Experiment, das Licht in Säcken aufzufangen und in ihr fensterloses Rathaus zu transportieren, schlecht gelungen. Heutzutage, seitdem man phosphoreszierende Körper wie Schwefelcalcium im großen anfertigt und damit überzogene Schirme ꝛc. in den Handel bringt, welche von der Sonne beschienen nachher im Dunkeln leuchten, bietet das Experiment der Krähwinkler keine Schwierigkeiten mehr. Auch Elektrizität läßt sich transportabel machen, aber in anderer Weise: Man stellt zwei Bleiplatten in ein Gefäß mit verdünnter Schwefelsäure und verbindet sie mit den beiden Drähten, die von einer dynamoelektrischen Maschine (s. Fig. 9). ausgehen Das Wasser der Schwefelsäure wird dann durch den elektrischen Strom zersetzt. Der entwickelte Sauerstoff oxydiert die mit dem positiven Pol in Verbindung stehende Bleiplatte; die andere bleibt metallisch. Diese chemische Veränderung verwandelt aber das Gefäß mit den Bleiplatten in ein galvanisches Element,

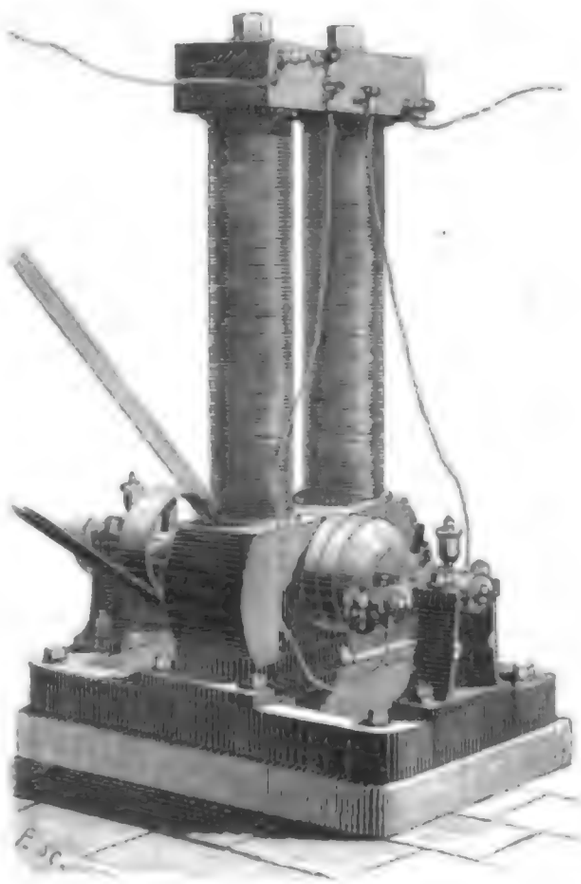


Fig. 9. Edisonmaschine zur Speisung von 60 Lampen zu je 16 Kerzen.

Digitized by Google

indem ein elektrischer Strom zwischen beiden Platten übergeht, wenn man sie durch einen Draht verbindet. Kombiniert man mehrere solcher „Elemente“ (man nennt sie sekundäre), so kann man die Stromstärke entsprechend steigern und alle möglichen Arbeiten oder Experimente damit ausführen, die oben bei Beschreibung der Dynamomaschinen mit Handbetrieb erwähnt sind.

Wie wichtig eine solche „Aufspeicherung“ der Elektrizität ist, geht am besten aus der bereits probierten Anwendung des Glühlichtes zur Erleuchtung von Eisenbahnzügen hervor.

Man denke sich eine im Packwagen aufgestellte dynamo-elektrische Maschine, welche durch Riemenscheibe mit den Rädern des Wagens gekuppelt und mit einer Anzahl von Lampen in Verbindung gesetzt ist, so wird sich ein Strom entwickeln und demgemäß die Lampen erglühen, sobald die Räder sich drehen. Steht aber der Zug still, so hört die Stromentwickelung und damit die Beleuchtung auf. Um dem vorzubeugen, wird ein Teil des elektrischen Stroms zur „Ladung“ einer sekundären Batterie verwendet und diese genügt, um während der kurzen Zeit des Stillstehens des Zugs die Glühlampen leuchtend zu erhalten. — Neben dem elektrischen Licht und den Elektrizitätserregern nahmen die telephonischen Apparate am meisten die Aufmerksamkeit des Publikums der Münchener Ausstellung in Anspruch. In der That gibt es neben dem elektrischen Beleuchtungswesen keinen Zweig der Elektrotechnik, der in letzter Zeit so großartige Fortschritte gemacht hätte wie dieser.

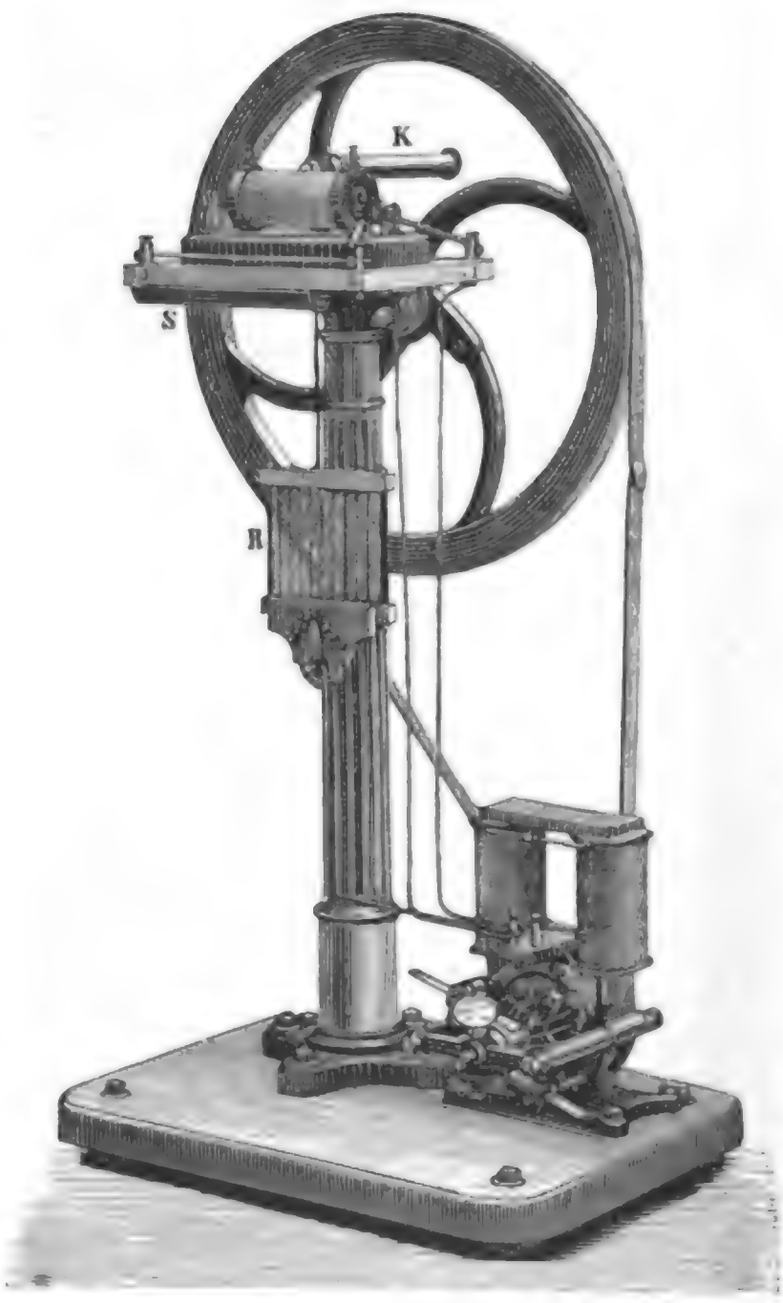


Fig. 10. Dynamomaschine mit Handbetrieb von Frein (Stuttgart).

Eine große Zahl von Technikern haben das 1876 von Bell in Boston zuerst vorgeführte Telephon zu verbessern versucht; dennoch ist die ursprüngliche Form Bells, wie sie Fig. 11 im Durchschnitt zeigt, noch nicht außer Kurs gesetzt. Ein Magnetstab M bildet den Kern des hölzernen Telephongehäuses. Das obere Ende ist mit einer Drahtspuhle SS umwickelt; über derselben befindet sich eine dünne Eisenblechplatte P, die durch das Mundstück O angesprochen in Erzitterungen gerät, welche auf die Stärke des Magnets M influieren und dadurch in der Drahtspule S elektrische Ströme erzeugen. Diese Ströme durch Drähte 11 fortgepflanzt und in ein zweites Telephon geleitet, bringen genau dieselbe Veränderung des Magnetismus und dem ent-

Digitized by Google

sprechend durch wechselnde Anziehung der Eisenplatte P genau dieselben hörbaren Schwingungen hervor, welchen sie ihre Erregung verdanken.

Es ist unmöglich, hier alle die Varianten des Bellschen Telephons zu schildern, nur einer sei hier gedacht, welche in Fig. 12 dargestellt ist, von Ader herrührt und auf der vorjährigen Ausstellung in Paris sich trefflich bewährt hat. Bei dem Bellschen Telephon tritt nur ein Magnetpol (s. Fig. 11) in Thätigkeit. Die gleichzeitig am anderen Ende sich entwickelnde Kraft geht nutzlos verloren. Anders bei Ader; er krümmt den Stab M M, so daß beide Pole auf die Platte P P wirken können

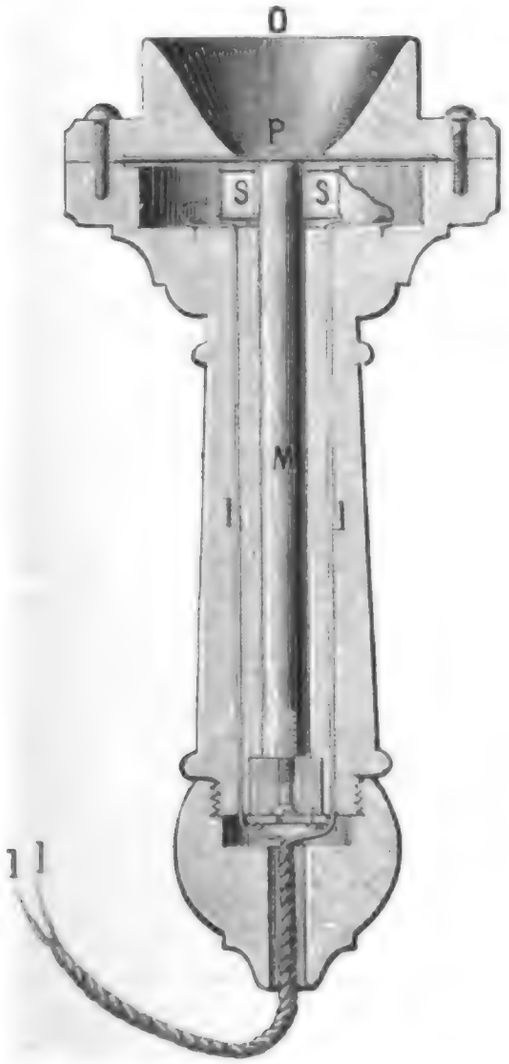


Fig. 11. Bells Telephon in ursprünglicher Form.

und zugleich ist noch ein Ring weichen Eisens x x vorhanden, die die anziehende Kraft des Magneten M verstärkt. In der That ist dieses Instrument in hohem Grade empfindlich. Dem Aderschen Telephon ähnelt das von Fein in Stuttgart, wenngleich die äußere Gestalt erheblich davon abweicht (Fig. 13, 14, 15). Auch hier ist ein Hufeisenmagnet vorhanden, der

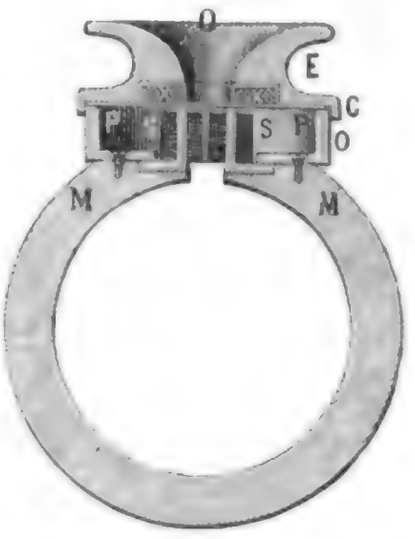


Fig. 12. Aders Telephon (Pariser Ausstellung).

zunächst auf zwei eisernen aus einzelnen Blättern bestehenden mit Draht E umwickelte Kerne A A wirkt. Diese stehen dicht hinter der Eisenblechplatte (Fig. 15), welche durch Sprechen in Vibration gesetzt auf den Magnetismus der Kerne A A wirkt und dadurch in der umgebenden Drahtspule elektrische Ströme erregt, die in die Ferne in die Drahtspuhle eines gleichen Instruments geleitet, analoge Vibrationen der Eisenmembrane hervorbringen. Das Mundstück des Feinschen Telephons liegt zur Seite der Magnetpole. Jedenfalls ist die Leistungsfähigkeit dieses Instruments, welches in München mehrfach vertreten war, eine bemerkenswerte.

Der Telephonverkehr ist in Deutschland nichts Neues mehr. Berlin hatte Ende 1880 bereits über 1000 an das Fernsprechamt angeschlossene Telephonstationen. Gegenwärtig sind nach dem Bericht des hochverdienten Chefs des deutschen Reichspostwesens, Staatssekretär Stephan, in 18 deutschen Städten, nämlich in Berlin, Altona, Barmen, Breslau, Köln, Crefeld, Dresden, Deutz, Elberfeld, Frankfurt (Main), Hamburg, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, Mülhausen (Els.), Stettin und Straßburg (Els.) Fernsprechanstalten im Betriebe, an denen 3788 Teil-

Digitized by Google

nehmer partizipieren; es beträgt die Gesamtlänge der Telegraphenlinien für Fernsprechzwecke in den gedachten Städten 587 km, die der einzelnen Leitungen 6428 km.

Die Münchener Ausstellung wies eine Anzahl von Schilderhäusern auf, die als Telephonstationen dienten und den Sprecher oder Hörer leidlich genügend von dem Geräusch der Außenwelt abschlossen, um das immerhin nicht laute Telephongespräch führen zu können. Freilich passierte es dabei oft, daß der draußen stehende Hörer das ins Telephon Gerufene besser verstand, als der ferne Hörer und daß dieser, wie der Sprecher, nach wenig gelungenen Verständigungsversuchen unmutig die Zelle verließ.

Fig. 14. Telephon von Fein (Stuttgart).

Mehr Erfolg hatte die telephonische Mitteilung des Münchener Hofschauspiels, der Oper, der Musik verschiedener Cafés chantants und der Telephonkorrespondenz mit dem 96 Kilometer entfernten Oberammergau, dessen unermüdlich am Telephon ausharrender Herr Schulmeister nebst Frau Gemahlin (leider habe ich deren Namen nicht behalten) sich um die Münchener Ausstellung ein ganz besonderes Verdienst erworben haben.

Diese Mitteilungen wurden nicht ausschließlich durch Telephone, sondern durch sogenannte Transmitter (Uebertrager) vermittelt, die Edison zuerst angegeben hat.

Der Edisontransmitter besitzt, wie das Telephon Bell, ein Mundstück O, Fig. 13, und eine unter dem Einfluß der hineingerufenen Worte schwingende Eisenplatte P. Das eigentümliche der Einrichtung besteht aber darin, daß sie keinen Magneten enthält. Die Eisenplatte P ist mit einer Kohlenpastille in Berührung und drückt beim Ansprechen mit jeder Schwingung mehr oder weniger stark gegen dieselbe. Mit diesem bei jeder Schwingung wechselnden Druck ändert sich aber auch das Leitungsvermögen der Kohle für Elektrizität. Schaltet man demnach mittels der Drähte l l den Transmitter in einen elektrischen Strom ein, der von der Batterie B kommt und dann weiter nach dem entfernten Telephon T führt*), so offenbart sich die durch die Vibration veranlaßte Veränderung der Leitungsfähigkeit der Kohle durch eine Aenderung der Stromintensität, die entsprechend (in dem Telephon T) Aenderungen des Magnetismus und dadurch in der Eisenmembrane dieses Telephons hörbare Vibrationen hervorruft, die dem vom Transmitter empfangenen gleichen.

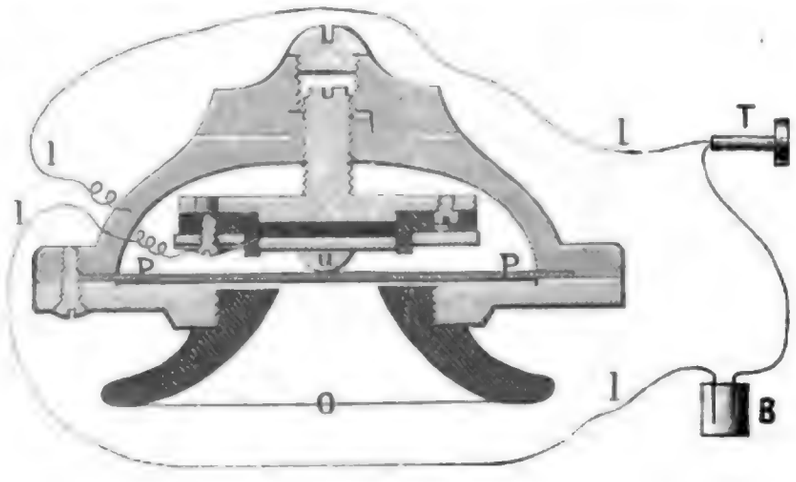


Fig. 13. Telephon von Fein (Stuttgart).

Nach analogem Prinzip ist das Mikrophon von Hughes eingerichtet, nur befinden sich bei diesem an Stelle einer Kohlenpastille ꝛc. mehrere sich locker berührende Kohlenstücke nebeneinander, die in dieser Aufstellung

*) T und B sind der Uebersicht wegen nur in kleinem Maßstabe skizziert.

Digitized by Google

für die zarteſten Vibrationen empfindlich ſind. Für die Fortpflanzung derſelben in die Ferne hat Edison mit Vorteil nicht den direkten Strom, ſondern den durch denſelben erregten, kräftiger wirkenden „Induktionsſtrom“ angewendet.

Nach dieſem Prinzip war u. a. die von J. Berliner in Hannover angelegte trefflich fungierende telephoniſche Verbindung mit der Münchener Oper eingerichtet, nur daß Berliner hierbei Telephone eigner Konſtruktion verwendete.

Um aber den Schall von möglichſt vielen Punkten der Bühne und des Orcheſters aufzunehmen, waren mehrere Transmitter zur Rechten und zur Linken des Souffleurkaſtens, ſowie an verſchiedenen Stellen des Orcheſters aufgeſtellt und zwar ſo, daß die Oeffnung des Mundſtückes O ſenkrecht ſtand. Zur Vermeidung ſtörender Erſchütterungen hingen dieſe etwa 10 Zoll hohen Transmitter in Gummiſchnüren. Die durch die Schallwirkung erzeugten Stromänderungen waren in der That ſo kräftig, daß ſechzehn Perſonen, deren Telephone mit der Opernleitung in Verbindung geſetzt waren, der Opernmuſik lauſchen konnten. Dieſelbe wirkte überraſchend genug, obgleich man nur den Eindruck hatte, als lauſche man einer Vorſtellung durch die verſchloſſene Logenthür.

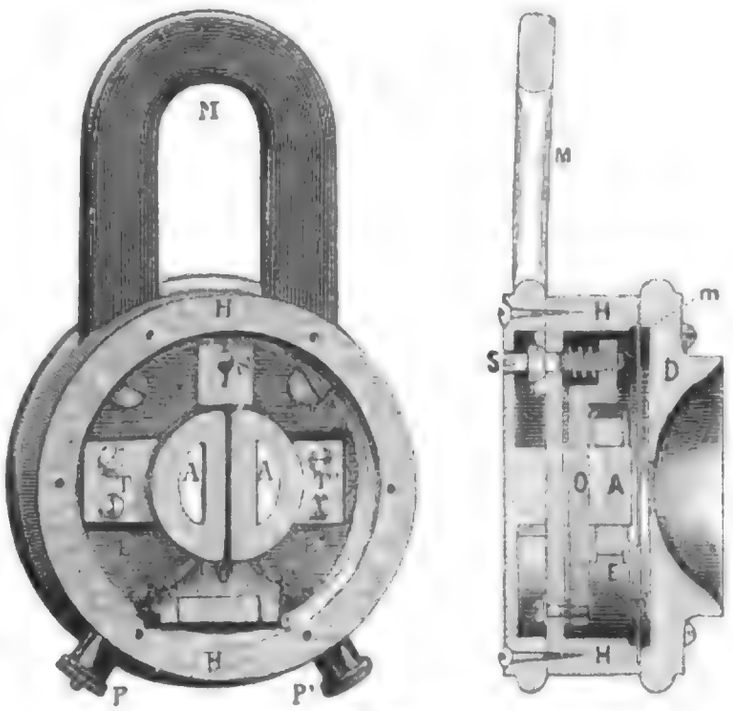


Fig. 15. Telephon von Frein (Stuttgart).

Jedenfalls darf man weiteren Verbeſſerungen in dieſem Gebiete entgegenſehen und bald wird man Einrichtungen treffen, der Provinz den Genuß hauptſtädtiſcher Opern oder Konzerte zu ermöglichen.

Auf die elektromediziniſche Abteilung der Ausſtellung, die ſich unmittelbar an die akuſtiſche anreihte, kann hier nur, wie auf viele andere lehrreiche Dinge beiläufig hingewieſen werden. Man benutzt den elektriſchen Strom zur Erkennung von Krankheiten (Elektrodiagnoſe), zur Heilung derſelben (Elektrotherapie), zum Erleuchten des Innern des Ohrs, des Kehlkopfs, ſogar des Magens, zum Wegbrennen von Geſchwülſten (Galvanokauſtik) und zu phyſiologiſchen Studien aller Art. Eine Reihe Bilder zeigten die durch elektriſche Nerven- und Muskelerregung veranlaßten unfreiwilligen Geſichtsverzerrungen. Bei weitem mehr Intereſſe und Anziehungskraft als dieſe naturwiſſenſchaftlichen Studienblätter beſaßen für das Publikum die ausgeſtellten Meiſterwerke der Malerei. Es war von dem rühmlichſt bekannten Bildhauer Gedon im Ausſtellungsraum aus Pappe und anderen vergänglichen Materialien ein Kirchlein errichtet worden, deſſen Hauptſchiff eine ſtilvoll ausgeſtattete Gemäldegalerie bildete, welche renommierte Bilder von Brandt, Max, Lenbach, Kaulbach jun. u. A. barg. Man wollte in dieſem Raum die Anwendbarkeit des elektriſchen Lichtes für Beleuchtung von Gemälden praktiſch zeigen. Leider hatte man die elektriſchen Lampen (Differentialbogenlichter) zu hoch angebracht und Reflexe nicht genügend vermieden. Inſofern darf der hier gemachte Verſuch nicht als maßgebend gelten. Der ruſſiſche Maler Wereſchagin, der ſeine berühmten Bilder in vielen Städten Europas ausſchließlich bei elektriſcher Beleuchtung ausgeſtellt hat, hat zur Genüge den Beweis geliefert, daß gerade für dieſen Zweck Bogenlicht ſich ganz trefflich eignet.

Glücklicher als in dem Gemäldeſaal wirkte das elektriſche Licht in der anſtoßenden eben-

Digitized by Google

falls von Gedon im gotisch-romanischen Stil errichteten kleinen Kapelle. Der echt gotische Altar, das gleichfalls antike gotische Chorgestühl, der Altarleuchter, die Prozessionsfahnen, die knieende Figur des Priesters im Kardinalsgewande bildeten hier mit dem imitierten Gemäuer, den kleinen Rundbogenfenstern mit Butzenscheiben in der Beleuchtung des von

Gedons Kapelle auf der Münchener Ausstellung.

außen eindringenden elektrischen Lichts ein Gesamtbild von geradezu magischer Wirkung, die durch die, Orgeltöne imitierende, gedämpfte Harmoniummusik nicht unwesentlich gesteigert wurde.

Unser Schlußbild, gefertigt nach einer bei elektrischem Licht erfolgten Aufnahme von C. Hahn, mag von diesem phantasievollen Bau eine Idee geben, soweit solches ohne Farbe möglich ist. Wir sehen hier eine Verwendung der Teufelskraft Elektrizität zu Zwecken des Kultus, und noch entschiedener hat solche Prof. Seder in München in seiner Madonna mit dem Christuskinde gezeigt, die von einer Glorie Edisonscher Glühlichter umgeben war.

Die Anwendung des elektrischen Lichts ist

in der That seit Jahresfrist weiter vorgeschritten, als ich zu hoffen gewagt habe. Vor einem Jahre schloß ich einen über den Gegenstand vor dem Verein für Gewerbefleiß in Berlin gehaltenen Vortrag mit dem Wunsche: „Es werde elektrisches Licht", jetzt darf ich befriedigt ausrufen:

Und es ward Licht!

O, du fröhliche, Gnadenbringende
O, du selige, Weihnachtszeit!

Digitized by Google

Die Gäste der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

In der That ergänzten sich, als sie so viel Stunden später, bereit zum Eintritt in den Ballsaal, nebeneinander standen, die Erscheinungen der beiden Mädchen diesmal auf eigentümliche Weise. Die Mode hatte damals selbst aus dem Tanzsaal die leichten und — billigen Stoffe fast völlig verbannt: man tanzte in Seide, Atlas, Brokat. Von kostbarem Gewebe ein mattes, stumpfes Weiß war das der graziösen Gestalt Hermionens sozusagen angemessene Kleid, die Taille brokatartig von feinen, nur ganz diskret schimmernden Goldfäden durchwirkt, sonst alles weiß, schmiegsamer, dicker Stoff oder starre, in schweren Falten sich brechende Seide. Luise, nachdem sie gezogen und gebunden hatte, bis ihr Fräulein kaum noch zu schreiten vermochte, war mit dem Effekt ganz zufrieden. „Ah, Mademoiselle, wenn jemand Sie so sehen könnte" — flüsterte sie der Herrin zu. „Wenn ich ihm den Anblick hätte verschaffen können, für fünf Minuten nur — ich glaube, er hätte mir für die Minuten hundert Franks gegeben."

„O, schweig, Luise," sagte die junge Dame, mit einem Ausdruck wie von plötzlich empfundenem Schmerze, der zu dem meist etwas apathischen Hauptzug ihres Gesichtchens in scharfem Gegensatz stand.

„Nun, wenn Sie ihn auf Befehl vergessen wollen, ich vergesse ihn nicht," murmelte die verwöhnte Zofe. Mademoiselle de Quincenet preßte die feinen Lippen fester zusammen. Sie hatte so viel Gewalt über sich, daß es schien, als vermöge sie selbst die Röte innerer Erregung, welche ihr bei den Worten des Mädchens ins Gesicht gestiegen war, mit dem bloßen Willen zu bannen, so rasch schwand dieselbe wieder und machte ihrer gewöhnlichen vornehmen Blässe Platz. In den grauen Augen aber lag etwas, was nicht wie Vergessen, sondern vielmehr wie ein fortwährendes konzentriertes Erinnern aussah.

Nanny war vom Spiegel weg ans Fenster getreten. Sie wechselte überhaupt häufig den Platz, und von ihrer gewöhnlichen kühlen Selbstbeherrschung schien ihr etwas abhanden gekommen. Auf die trockenen drolligen Bemerkungen, die sie machte, wie immer, schien sie selber kaum zu hören, manchmal kaum zu wissen, was sie sagte. Sie lauschte dem Räderrollen auf dem Kies und war jedesmal ans Fenster gegangen, wenn ein Wagen hielt. Ein jedes Vorfahren vor dem Portal draußen schien eine kleine Aufregung für sie zu bedeuten, von deren Effekt auf ihr Aussehen sie sich dann allemal sofort vor dem Spiegel überzeugte.

Eben fuhr wieder eine Equipage vor. „Die Torriglionis," sagte sie, von ihrem Posten am Fenster aus.

„Sollen wir hinunter gehen?" fragte Hermione gleichgültig.

„Nein, wir haben noch Zeit. Es ist ja, sozusagen, noch niemand da. Ich weiß nicht, mir ist unangenehm zu Mute. Ich glaube, ich habe mir heute an der Schildkrötensuppe den Magen verdorben. Sollen wir nicht einmal zur Gräfin Katinka aufs Zimmer gehen? Sie war so geheimnisvoll in betreff ihrer Toilette. Vielleicht rumänische Nationaltracht mit den Perlen von der Größe eines Taubeneies, von denen sie uns erzählt hat. Kommen Sie, wenn ich einen herannahenden Schatten von Migraine fühle, thut es mir so gut, zu lachen."

„Nein, um keinen Preis. Sie haben mich schon ein paarmal in eine unangenehme Lage gebracht. Die Gräfin Thera hat jetzt gemerkt, daß Sie sich über sie lustig machen. Sie wird Sie nächstens auf Dolchmesser fordern. Sie

Digitized by

hat mir erzählt, daß Duelle unter vornehmen Damen bei ihr zu Land nichts Unerhörtes seien."

„Auch eine rumänische Geschichte," begnügte sich Nanny zu bemerken. „Kommen Sie, wir werden es ja doch wohl fertig bringen, ihr nicht ins Gesicht zu lachen."

Aber Hermione war nicht zu dem Besuche zu bewegen, und Nanny mußte sehen, wie sie ohne Gräfin Thera als Zielscheibe für ableitende kleine Bosheiten mit ihrer inneren Unruhe fertig wurde. Noch fast eine Stunde ließen die Mädchen verstreichen, ehe sie sich zur Gesellschaft begaben; man wartete auf den dringenden Wunsch Nannys, welche, wie es schien, irgend jemanden durchaus vor sich anlangen lassen wollte. Als sie endlich den Saal betraten, befanden sie sich in einer Versammlung, wie sie in diesem Augenblick wohl nirgends in Italien und überhaupt an sehr wenigen anderen Orten glänzender sich finden konnte.

Zu den am wenigsten pünktlich Erscheinenden gehörten zu Madame Santines heimlichem, nur gegen die Baronin Palm geäußerten Mißvergnügen gerade ihre eignen Hausgenossen. So oft ihr ihre Empfangspflichten Zeit ließen, hatte sie sich nach ihrem Neffen umgesehen und denselben noch nicht erspähen können.

Doktor Buchner hatte durchaus nicht, wie z. B. Fräulein Merlin, die Absicht gehabt, zu spät zu kommen. Als er aber fertig war, und vor dem hohen Spiegel seines Zimmers, in dem schon an sich festlichen Lichte der in den Wandleuchtern zu beiden Seiten brennenden Wachskerzen seine Person musterte, die im schwarzen Gesellschaftsanzug und weißer Weste sich besonders stattlich ausnahm, da war ihm mit einemmal der Gedanke gekommen, daß er noch auf einige Augenblicke hinüber in das kleine Haus gehen könne. Er wußte, oder fühlte instinktiv, mit dem Hauche von Festlichkeit, der ihm schon anhaftete, werde er in die stille Atmosphäre der Krankenstube eine wohlthätige Bewegung bringen.

So eilte er denn die Hintertreppe hinab, um nicht den im großen Flur vor der Haupttreppe fortwährend anlangenden Gästen in den Weg zu laufen, durchschritt rasch und mit unwillkürlich gedämpftem Tritt, denn er hätte es höchst überflüssig gefunden, einem ihm etwa Begegnenden über seinen Gang Auskunft geben zu sollen, das Stückchen Garten und das eiserne Portal und stand nun in dem kleinen, stillen, mäßig erhellten Flur, auf der saubern Matte vor der verschlossenen Stubenthüre seiner Patientin, selber verwundert, daß er an sich eine Art Erregung wahrnahm.

Aber der Arzt fand schnell eine Erklärung. Das leise Auftreten erforderte eine etwas erhöhte Spannung der Muskeln und diese wieder bedingte den rascheren Pulsschlag. Er öffnete, räusperte sich absichtlich in der leeren Vorderstube als Anmeldung des um diese Zeit ungewöhnlichen Besuchs und fand, als er jetzt das innere Zimmer betrat, daß die Ankündigung ihren Zweck erfüllt hatte: das alte Fräulein blickte ihm von ihrem Platz am Tische einen freundlichen Willkommen entgegen.

„Erst erschrak ich, als die Thüre ging," sagte sie, „dann aber erkannte ich Ihren Tritt, Sie hätten gar nicht zu husten brauchen. Wer besuchte uns auch wohl, wer bekümmert sich wohl um uns, als Sie? Und nun lassen Sie sich 'mal betrachten. Tausend, wie schön sehen Sie aus."

Er lachte fröhlich. „Ich kam auch nur, um das von Ihnen zu hören. Darf ich?" indem er sich einen Stuhl in die Nähe des Tisches zog. „Ein paar Minuten habe ich noch Zeit."

So lange er nun schon im Zimmer war, hatte er noch ein paar Augen auf sich gefühlt, deren Blick er noch nicht direkt begegnet war ... er schob es auf, wie Kinder sich ein zu genießendes Gute möglichst lange aufheben. Marie, glaubend, daß er kein Acht auf sie habe, trank seinen Anblick in sich hinein. Die Lampe brannte nicht sehr hell; sie hatte sich ein wenig mehr in den Schatten gerückt, das Buch, aus dem sie vorgelesen hatte, vor sich auf den Tisch schiebend, die dunkel umwimperten Augen — „Der Teufel, diese Augen!" dachte der Doktor — groß aufgeschlagen fest auf die Gestalt, das Antlitz des Mannes gerichtet, unverwandt, als wolle sie, was diese Augenblicke ihr boten, wenigstens ganz haben, sich nichts daran verkümmern lassen.

Jetzt blickte er sie an. „Nun Fräulein Marie" — sie zuckte ein wenig mit den Wimpern; der intensive Ausdruck des Auges, in dem die graubraune Pupille beinahe schwarz erschienen war, machte dem gewöhnlicher Aufmerksamkeit Platz, eine merkwürdige Veränderung, die man sogar an der Farbe dieser

Digitized by Google

wunderbaren Sterne wahrzunehmen glauben konnte — „nun, Fräulein Marie, haben Sie jetzt auch keine Lust, mit hinüber zu kommen?“

„Nein,“ sagte das Mädchen ruhig.

„So ist sie nun,“ meinte die Tante. „Sie hätte doch wenigstens ein bißchen zusehen können, von draußen 'mal hineingucken ... aber sie wollte ja nicht.“

Buchner war rasch aufgestanden, ging um den Tisch herum und ergriff das Mädchen bei den kleinen Händen. „Draußen stehen und zusehen wie die Hausmädchen, nein, das wäre nichts für sie gewesen. Nun, sie ist noch so jung, sie kann noch genug tanzen.“ Die beiden Hände befanden sich jetzt in seiner kräftigen Rechten, die Linke hatte er um ihre Taille gelegt, fast als wolle er das Tanzen da auf der Stelle versuchen ... die Tante wußte gar nicht, was in ihn gefahren war ... „Aber jetzt wäre doch gerade das Alter dafür ... Arme Kleine!“

Marie jedoch sah in diesem Augenblicke gar nicht aus, als ob sie sich selbst bedaure. Sie empfing was für die Aeußerung eines beinahe zärtlichen Mitleids gelten konnte mit der Unbefangenheit eines Kindes; sie schmiegte sich sogar ein wenig, ein ganz klein wenig an die kräftige Schulter dessen, der ihre Hände noch immer in der seinen hielt. „Ich habe gar kein Verlangen nach dem Balle drüben,“ sagte sie, ihm ruhig und mit inniger Zufriedenheit in die Augen sehend. „Jetzt, da Sie gekommen sind, habe ich ja doch das Beste gehabt, was ich dorten hätte haben können.“

„Aber Marie!“ rief das alte Fräulein scharf. Marie sah sie an. „Ist drüben unter den vielen Leuten noch Einer, dem wir Dank schuldig sind, wie ihm?“ fragte sie fast leidenschaftlich.

„Da haben wir's!“ rief Buchner nach der Tante hinüber, seine Bewegung unter einem Scherz verbergend. „Ich dachte, das Kompliment gelte meiner am heutigen Abend gerade besonders unwiderstehlichen Persönlichkeit. Statt dessen hat Fräulein Marie nur immer den Doktor im Auge, und wäre sie mitgekommen und hätte einen Walzer mit mir getanzt, so wäre das nur so eine Art von Erkenntlichkeitstour und Honorarabschlagszahlung gewesen.“

Er hatte sie losgelassen und war von ihr fortgetreten. Marie erwiderte nichts mehr, blickte auch kaum noch auf. Sie war in ungewöhnlicher Weise aus sich herausgegangen, und nun schien ihre alte linkische Schüchternheit wieder um so stärker über sie zu kommen. Selbst als Buchner sich verabschiedete, sah sie nicht in die Höhe. Er hatte auf einen Blick gewartet und da derselbe ausblieb, entfernte er sich endlich etwas ärgerlich.

Jetzt tönte schon rauschende Tanzmusik aus dem Saale, als er über den Platz vor dem Hause schritt. Die Persiennen waren vor den geöffneten Fenstern herabgelassen; durch die Spalten derselben suchte die Lichtflut von drinnen sich Bahn zu brechen: scharfgeschnittene Lichtstäbe lagen auf den Steinplatten draußen und ein blendendes, gewaltiges Viereck vor der weitgeöffneten hohen Thür. Schon der durch zahlreiche Wandlampen erhellte geräumige Flur mit der sanftansteigenden Treppe im Hintergrunde bot einen imposanten Anblick, und die schwarzbefrackten Diener, welche plaudernd umherstanden und von denen viele an Eleganz der Haltung ihren Gebietern durchaus nichts nachgaben, bildeten eine sehr passende Staffage für diesen Vorraum der Herrlichkeiten.

Als nun aber Buchner die Thüre zum Saale öffnete, war es ihm, als komme er aus dem Dunkeln, so überwältigend drang Lichtfülle und Schimmer auf ihn ein. Die Salons waren heute ausschließlich durch Wachskerzen erleuchtet, welche zu Hunderten von Wandleuchtern, von Lüstern, in den Ecken von Kandelabern herab ihr angenehmes weißes Licht verbreiteten. Und darunter wogte die Gesellschaft — es mochten an zweihundert Personen anwesend sein. Buchner war betroffen: er hatte sie sich so zahlreich, so glänzend nicht vorgestellt. Wie viele Ballsäle hatte er gesehen, aber noch keinen wie diesen. Duft, Licht und Glanz gab es ja bei solchen Gelegenheiten immer; dieser Versammlung aber war etwas Blendendes eigen, lag es nun in der Art der auffallend kostbaren Toiletten, dem Stile der Frauenschönheit, dem Arrangement des Ganzen, oder in all diesem zusammen.

Er blieb nicht lange sich selber und diesen Beobachtungen überlassen. Die Baronin Palm trat zu ihm: „Kommen Sie, lieber Doktor, ich will Sie einigen Damen vorstellen. Sie sind hier vom Hause, Sie haben Pflichten heute abend ...“ Sie war vorangegangen und drehte sich jetzt zu ihm herum, während

Digitized by Google

der echt wienerische gutmütige schalkhafte Zug in ihrem Gesicht hervortrat . . . „ich werde dafür sorgen, daß Ihnen dieselben auch was abwerfen an Plaisir. Kommen's mal hier."

Sie hielt zwei vorüberschreitende Damen an, eine hochgewachsene, schöne und noch jugendliche Frau und ihr verjüngtes Ebenbild in höchst anmutig verkleinertem Maßstabe, ein Mädchen, kaum über das, was man bei uns Backfischalter nennt, hinaus; die Mutter in prachtvoller Toilette, die Tochter in einem ganz mattroten, engen Schleppkleid, ebenfalls vollkommen elegant und „chic"; wie ein zierliches Silberfischchen hatte sie sich durch die Menge gewunden.

„Bitte, liebe Berty, lassen Sie mich Ihnen unsern Neffen, das heißt Karolinens Neffen vorstellen." Die Baronin sprach französisch: „Herr Doktor Buchner — Madame Berty, Gattin unsres genialen Architekten Berty — Sie wissen, des Erbauers der Domfaçade — Fräulein Hortense Berty . . . tanzt allerliebst;" die letzte Bemerkung wurde in lautem Flüsterton hinzugefügt.

Madame Berty richtete mit gewinnender Freundlichkeit einige Worte an Buchner, auf die er erwiderte: es war die ihm nun schon bekannte Art eines Austausches hochgefärbter Komplimente. Man interessierte sich natürlich sehr für die herrliche deutsche Sprache im Bertyschen Hause . . . Hortense hatte Unterricht und sprach schon ganz nett. „Sie ist nur zu schüchtern . . . sprich doch einmal ein paar Worte mit dem Herrn Doktor und höre auf ihn, damit dein Accent sich verbessere." — Man hatte gerade jetzt ein reizendes deutsches Buch im Hause; es hieß — man konnte nicht gleich auf den Namen kommen . . . es war entzückend.

Als jetzt die ersten Takte der Musik ertönten und die Paare sich fanden, war Buchner nicht ganz im klaren darüber, welche der beiden Damen er auffordern sollte. Die Mutter wartete mit ruhiger Siegesgewißheit, das Töchterchen sah etwas unruhig und verlangend umher und klopfte mit dem zierlichen Fuß auf. Er entschied sich endlich für die Tochter, doch hatte er, das glatte Silberfischchen im Arme, kaum eine Tour gemacht, als zu seiner Beruhigung schon die Mutter mit einem sehr eleganten dunkelbärtigen Herrn davon flog, der Tochter im Vorübertanzen anmutig zulächelnd.

Die nächste Bekanntschaft, welche die Baronin ihm vermittelte, war die einer Gräfin mit langem italienischem Namen und mit mehreren Töchtern. Die Baronin hatte sich, als kaum der Tanz zu Ende gewesen und er Silberfischchen auf ihren Platz geführt, wieder seiner bemächtigt und ihn zu der Gräfin mit den Töchtern gebracht. Bei dieser Familie, Stockitalienern, fand unser deutscher Doktor wenig Anknüpfungspunkte; auch tanzten die Töchter schlecht; als er daher seine Partnerin wieder in der Nähe ihrer Mama gelandet hatte, beschloß er, sich nicht sofort von der Baronin finden zu lassen, sondern nach eigner Neigung sich ein wenig in der Gesellschaft umzuthun.

Vorsichtig zwischen den kostbaren Schleppen — Atlas, Goldbrokat, Samt und schimmernde Seide waren reichlich vertreten — hindurchsteuernd, hier einen imposanten Wuchs, dort ein klassisches Profil flüchtig bewundernd, gelangte er aus dem großen Salon in das Musikzimmer, welches heute abend zum Büffett eingerichtet war. Eine eingehende Betrachtung dieses letzteren verlohnte wohl der Mühe. Noch war es so ziemlich intakt, und Buchner wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, die Feinheit und Vorzüglichkeit der hier aufgestapelten Vorräte, der pikanten Leckereien wie der mehr soliden, auf einen gehörigen Appetit berechneten Speisen, die Fülle, in der all diese auserlesenen Dinge vorhanden waren, oder die Aufstellung derselben, welche mit außerordentlichem Geschmack, ja mit künstlerischem Geschick bewerkstelligt worden.

Einzelne, meist ältere, Herren, hatten schon vor ihm den Weg hierher gefunden. Er sah ein paar sonderbare Figuren, einen Schnitt der Kleidung, des Haares, der ihn an Modekupfer von vor vierzig Jahren erinnerte. Ihm fiel Nannys Bemerkung ein, die sie vor einigen Tagen gemacht hatte . . . es war etwas von „schimmelichen Exemplaren" gewesen. Schon wollte er sich sacht zurückziehen, da ihm nach der Bekanntschaft mit einem dieser Originale in diesem Augenblicke nicht gelüstete. Er hörte auch deutsch reden, in einer Ecke des Zimmers, die ihm durch das hochaufgebaute Büffett verdeckt war, und die Muttersprache hat im Auslande zuweilen das an sich, daß man, wenn sie unvermutet ertönt, nicht auf sie zu, sondern vielmehr ihr aus dem Wege geht. Lieber Himmel, man hat in Deutschland genug Deutsche kennen gelernt und ist der lieben Landsleute wegen nicht nach Italien gekommen, ganz im Gegenteil.

Digitized by Google

Da aber antwortete jener ersteren eine andere Stimme, und nun blieb Buchner nicht nur stehen, sondern trat einige Schritte heran, um einen Blick auf die Sprechenden zu gewinnen. Ja, da stand sie, die liebe, vertraute, er hätte sagen können heimische Gestalt, eine Gestalt, die zwar keineswegs an Statuen des klassischen Altertums erinnerte, wie so manche drinnen im Saale, aber auch sogar jetzt, wo sie mit dem Rücken gegen ihn stand, in ihrer zwanglosen, nobeln Haltung, der Wendung des Halses, des Hauptes, das nicht hoch und steif emporstand, wie die hohle Aehre, sondern oft leicht geneigt war, unverkennbar das Gepräge geistiger Vornehmheit trug — Evas Gestalt mit einem Worte. Die Schriftstellerin sprach mit einem großen, alten Herrn, dessen nachlässiger Anzug und unrasiertes, mit weißen Bartstoppeln bedecktes Kinn zwar gerade keinen angenehmen Eindruck machten; doch ließ das bedeutende, kluge Gesicht, das angenehme Lächeln des geistvollen Mundes, diese Aeußerlichkeiten nach wenigen Augenblicken vergessen.

Buchner konnte sich denken, wer der Mann war; er kannte den ausdrucksvollen Kopf lange schon von der Titelvignette eines bedeutenden archäologischen Werkes, welches der alte Cyniker da vor Jahren herausgegeben hatte, als die Frucht seines damals schon vieljährigen Aufenthaltes in Mittelitalien. Der Alte war bekannt als geistvoll, kaustisch und scharf im höchsten Grade, ein bitterer Sonderling, in der Gesellschaft kaum noch möglich. Aber es wohnten auch andere Geister in ihm, und sie sollten, wie man erzählte, in seiner Jugend sich manchmal sehr breit im Hause gemacht haben. Wie er jetzt von der Höhe seines riesenhaften Wuchses auf die junge Frau niedersah, die tiefliegenden, merkwürdig leuchtenden Augen scharf auf ihr Antlitz gerichtet, wie den angenehm lächelnden Mund ein feiner Satyrzug umspielte, da fühlte Buchner, daß ihm das Blut zu Kopf stieg. Was mochte er sagen? Was antwortete sie? Warum sprachen sie jetzt gerade leiser? Der alte Faun ... Buchner sah, wie das Gesicht Evas, die ihm jetzt die halbe Wange zukehrte, sich mit einer feinen Röte bedeckte. Dieser Mensch machte sie rot —, das war nicht mitanzusehen. Er trat rasch an die beiden heran; als Eva den Kopf wendete und ihn bemerkte, wollte es ihm vorkommen, als sei er ihr oft schon willkommener erschienen, als gerade in diesem Augenblick. Doch begrüßte sie ihn freundlich; auch ihr Gefährte ließ sich, als ihm der jüngere Landsmann vorgestellt wurde, nicht gerade einen Mangel an Höflichkeit zu schulden kommen — die Persönlichkeit und ernste Art Buchners ließ keinen Zweifel darüber, daß er nicht der Mann sei, einen solchen ruhig hingehen zu lassen — aber die Empfindung: wieder einer von den deutschen Pedanten, die mich hier so ungeheuer ennuyieren, konnte oder wollte der Alte nicht ganz verhehlen.

„Haben Sie hier schon alles gesehen?“ begann er die Unterhaltung in einem ganz andern Tone als der war, in dem er zuletzt mit Eva geredet.

„Alles, Herr Professor?“ meinte Buchner mit höflicher Frage.

„Nun ja, Museen, Galerien, Kirchen, alles was Baedecker und Gsell Fels auf dem Itinerar haben. Das muß ja doch alles im Schweiße des Angesichts so bald wie möglich über die Seite gebracht werden.“

„Nein, ich bin noch nicht fertig, Herr Professor,“ sagte Buchner trocken. „Wenn Sie das Pensum von Anfängern gern examinieren, wie es den Anschein hat, so will ich mich Ihnen wieder vorstellen, sobald ich mit demselben zu Ende zu sein glaube.“ Damit verbeugte er sich und wendete sich zum Gehen. Eine kurze, harte Lache des Alten hielt ihn zurück. „Der hat Haare auf den Zähnen,“ hörte er ihn sagen, und dann fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter. „Laufen Sie nur nicht gleich fort ... unsere liebe Frau hier sieht mich ganz böse an. Grob dürfen Sie bei mir werden, das habe ich noch keinem übel genommen ... wer das Gegenteil von mir behauptet, verleumdet mich. Bin ich doch nur zu oft in dem Falle, diese Freiheit für mich auch in Anspruch nehmen zu müssen.“

„Das scheint so,“ sagte Buchner.

„Ist auch so,“ bestätigte jener nickend. „Ich bin zu alt, um Vergnügen zu heucheln an einer Gesellschaft, die in den letzten dreißig, vierzig Jahren an Bildung so erstaunlich zurückgegangen ist, in welcher, trotz aller Vielwisserei, die Roheit, soweit wenigstens das Verhältnis zu dem absolut vorhandenen geistigen Besitz der ganzen Menschheit in Betracht kommt, immer mehr Platz greift. Herr Gott, was muß ich hier alles erleben, von den eigenen Landsleuten, an die man ja freilich noch immer die

Digitized by Google

höchsten Ansprüche stellt, was wird mir breit entgegengetragen an Nüchternheit, Banalität der Gedanken, platter Gemeinheit der Auffassung, an Geschmacklosigkeit, an Impotenz des Empfindens, an Unselbständigkeit des Urteils! Und dabei diese Selbstgenügsamkeit, dieser Dünkel — oh," er warf das Titanenhaupt in den Nacken und preßte, mit einer fast tragischen Gebärde, die Faust vor die Stirn ... „und die Feigheit, die Glätte, der Schliff — der Staatsdiener-Habitus, den sie alle haben. Sagt doch," er veränderte plötzlich den Ton völlig und klopfte dem Jüngeren mit zwei Fingern auf die Schultern, und es war diesem, als ob ein eiserner Hammer ihn bearbeite, „wann kommt ihr denn in Uniform? Die Archäologen blau mit gelben Achselschnüren und -Klappen, die Historiker grau und rot, die Kunstgeschichtler in grün ... und wer im Genusse eines Staatsstipendiums ist, trägt ein blechernes Abzeichen mit Nummer auf dem Hute. Ich meine gehört zu haben, diesbezügliche Vorschläge seien dem Ministerium für öffentlichen Unterricht schon unterbreitet worden."

Buchner lachte. „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie an dem modernen Nachwuchs in Ihrer Wissenschaft und auf den verwandten Gebieten nicht allzuviel Freude erleben, obwohl diese Herren ja alle ungeheuer gelehrt sein sollen. Ich stehe diesen Dingen fern ... ich bin Arzt, — praktischer Arzt und bin den Kunstschätzen Italiens gegenüber ein sozusagen unbeteiligtes Individuum —"

— „Ha, ha, sehr gut," lachte der Alte rauh —

— „welches keine Verpflichtung fühlt, sich zu begeistern —"

— „Dixisti bene," dröhnte der Beifall nieder —

— „und daher niemandem mit gemachtem Enthusiasmus zur Last zu fallen braucht," vollendete der Doktor. „Aber Sie sind wohl doch zu hart. Auch unter denjenigen, welche sich vermöge ihres Berufes direkt an die ideale Seite der Erscheinungswelt zu wenden haben und der Fähigkeit des Enthusiasmus in der That vorwiegend bedürfen, auch unter diesen trifft Ihre böse Schilderung gewiß nicht alle."

Der Alte zog mit bezeichnender Miene die Achseln hoch in die Höhe. „Da gibt es Ausnahmen," fuhr Buchner fort.

Jener neigte das große Haupt, dann besann er sich. „Ausnahmen? O ja. Einige. Hier steht eine."

Er ließ seine Hand auf die Schulter der jungen Frau fallen, welche die ganze Zeit über mit wechselndem Ausdruck des anteilvollen Angesichts dem Gespräche gefolgt war. „Wir zwei werden gut miteinander fertig, nicht wahr?"

Sie nickten sich zu; sie schienen ganz vertraut zu sein. „Sie hat mir viel Freude gemacht — reine Freude —," in den tiefen Augen glänzte ein eigenes Licht auf, das faunische Gesicht kehrte einen Zug hervor, den es heute noch nicht getragen, ein schönes Wohlwollen, etwas Ehrwürdiges fast trat darin zu Tage. Aber dennoch die ganze Zeit über, als habe er das völlig vergessen, ruhte die Hand des Alten auf Evas Schulter. Es war nicht die Hand eines Greises, sie war kräftig, Fleisch und Muskeln noch voll Leben. Und Evas liebe Schulter, die Buchner noch niemals berührt hatte! Das war nicht mehr zum Ertragen. Drinnen fing man einen neuen Tanz zu spielen an. Ohne zu bedenken, daß er ein Gespräch mit einem der geistvollsten Menschen unterbrach, den er vielleicht niemals wieder in der Laune finden würde, sich mit ihm zu unterhalten, wandte der Doktor sich bittend an Eva. „Wollen Sie?"

„Was?" fragte sie ahnungslos.

„Mir einen Tanz geben? Verzeihen Sie, Herr Professor ... ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nach Beruf und Neigung Realist bin. Jetzt hat die Gegenwart ihr Recht — wir sind zum Tanzen hier."

„Ich nicht —," und der Alte wandte sich ab, mit der Verachtung eines Olympiers.

„Ich auch nicht," sagte aber auch Eva. „Nein, lieber Doktor, das dürfen Sie mir nicht zumuten. Dieses Herumwirbeln wenigstens nicht. Es hat mir nie besonderes Vergnügen gemacht, nicht einmal als ich ganz jung war. Und jetzt würde ich mir lächerlich vorkommen dazwischen —," sie deutete mit einer Kopfbewegung in den Saal.

Buchner schwieg. Was hätte er auch antworten sollen? Er konnte doch nicht sagen: an dem tanzen lag mir wenig, aber ich wollte dich für mich haben. Lächerlich würde sie sich vorkommen, von seinem Arm umfaßt, von seiner Hand gehalten! Und das war nicht etwa eine kleine Heuchelei oder gar Komplimentenhascherei. Dergleichen lag dieser Frau fern. Ihm war

Digitized by Google

nicht lächerlich zu Mute. Er nagte an der Unterlippe und starrte finster auf das vor der offenen Thüre vorbeikreisende bunte Gewimmel.

„Sie sind doch nicht gar böse?“ fragte Eva freundlich, aber ohne jede übermäßige Zerknirschung. „Wenn Sie es in einem Kontretanz mit mir versuchen wollen, später, so bin ich gerne bereit.“

„Das heißt, daß Sie mich jetzt fortschicken, weil ich störe,“ sagte er mit unterdrückter, erregter Stimme und wendete zum Ueberflusse auch noch den Kopf halb um nach der Ecke, wo jetzt Evas alter Freund das Büffett einer eingehenden Untersuchung würdigte.

Eva sah ihn mit ruhigen Augen groß an. Schon wollte er in erwachender Beschämung ein bittendes Wort aussprechen. Da trat der Alte herzu. Er hatte nach umständlicher Prüfung und Wahl einen der Teller von altem Sevresporzellan mit kleinen Portionen aus verschiedenen Schüsseln beladen: Austernmayonnaise, Trüffeln, kleine Fleischpasteten, eingemachte Früchte und anderes, was sich zwischen Obst und Gemüse hielt, übrigens lauter dem verwöhntesten Gaumen sich empfehlende Dinge. „Hier habe ich etwas für Sie,“ sagte er zu Eva, ohne sich um Buchner weiter zu bekümmern. „Ich hoffe, Sie bringen diesen Dingen einiges Verständnis entgegen, sonst wären Sie wahrhaftig nicht wert, an Santines' Tische zu sitzen. Dieses,“ er hob den Teller mit einer Hand in die Höhe und klopfte mit dem Zeigefinger der andern leicht daran „ist eine Zusammenstellung, die man klassisch nennen könnte. Genießen Sie — mit Verstand, sagt man wohl, aber das ist hier nicht das richtige Wort: mit Geist muß es heißen, denn ich bin darauf bedacht gewesen, mit meiner Auswahl mehr als ein rein sinnliches Behagen zu erzeugen . . .“

Während Eva lächelnd die sonderbare Huldigung aus seinen Händen nahm, entfernte sich Buchner ohne ein weiteres Wort. Er hatte seine gewöhnliche Ruhe so weit eingebüßt, daß ganz abenteuerliche Gedanken und Befürchtungen sein Gehirn durchkreuzten. Der Cyniker, der alle Laster der glänzenden alten Welt wenigstens aus seinen Büchern kennt, jener alten Welt, die so viel energischer war im Sündigen, als die unsere! Eva, so klug sie ist, ist zu unbefangen und ahnungslos. Hatten an den Tafeln jener antiken Lüstlinge nicht sogar manche Gerichte eine besondere Bedeutung, als die da Leidenschaften erregen, Begierden erzeugen sollten, welche — nun, ich glaube, ich fange an zu faseln, unterbrach er gewaltsam diesen Gedankengang; aber er konnte nicht wehren, daß das eben gesehene Bild, die hagere Riesengestalt des Alten, welcher der jungen Frau jene Auslese des raffiniertesten Gaumenkitzels darbot, ihm einen widerwärtigen Eindruck in der Erinnerung immer wieder erneute.

Um auf andere Gedanken zu kommen, betrachtete er aufmerksam die vorübertanzenden Paare und bemühte sich jetzt zuerst, die Hausgenossen zu entdecken. Die Rumänierin sah er bald; sie stand an einem Pfeiler, sich lebhaft fächelnd, und mit mehreren Herren, die ihr eifrig zu huldigen schienen, auf echt italienische Art mit Augen, Mund und Händen sich unterhaltend.

Dann fand er auch Hermione heraus, die mit einem älteren, fein aussehenden Herrn tanzte, weiß, blaß und distinguiert wie immer. Und hier, welch ein seltsamer Gegensatz zu ihr, eine junge Schöne in einem schwarzen, mit Silbergeflimmer durchstickten Gewande! Eine eigne Idee. Aber — das war ja Nanny ... sie kam vorüber, und das dunkle Gesicht, welches sich vertraulich über sie beugte, wo hatte er es schon gesehen?

Die Erinnerung that rasch ihren Dienst: das war der Prinzipe aus der Akademie. So mochte denn wohl Nanny, da die Bekanntschaft hier im Hause ihrer Freunde gewissermaßen öffentliche Sanktion erfuhr, in beneidenswerter Stimmung sein.

Sie sah nicht so aus. Der Tanz führte das Paar jetzt abermals vorüber, und Buchner sah deutlich eine leichtgefurchte Stirn, einen Zug der Unruhe und des Vorwurfs in dem beweglichen Gesicht des Mädchens. Der Mann, wie es schien, beschwichtigte, beruhigte lachend; wieder fiel dem Deutschen seine Art als ganz besonders unangenehm auf. Er hatte etwas frivol Zärtliches und schien dabei die ganze Unterhaltung außerordentlich leicht zu nehmen. Glaubt das Mädchen, daß er sie heiraten werde? fragte sich Buchner. Und dann sagte er sich selbst ein solcher Mensch wird nicht so zu derjenigen sprechen, wenigstens in Gegenwart anderer nicht so zu ihr sprechen, die er zu seiner Frau machen will.

Er stand noch nachdenklich auf seinem Platze.

Digitized by Google

als die letzten Klänge der Tanzweise längst verhallt waren und die Gäste zu zwanglosen Gruppen sich zusammengefunden hatten, oder einzeln oder paarweise durch die Räume promenierten. „Find' ich Sie denn endlich wieder ... ich glaub', Sie haben sich absichtlich vor der Alten versteckt; die Diensttour bei den Zamponis war zuviel für Sie, nicht wahr?" Es war die Baronin, die nach ihrer Art auf ihn einsprach. „Nun warten Sie, jetzt habe ich etwas Besseres für Sie, die de Fabris, eine reizende junge Frau —"

„Die er noch immer früh genug kennen lernen wird." Dabei schob sich eine schlanke Hand im blaßgelben Handschuh und ein runder, nackter Arm durch den seinen. „Lassen Sie mir den Doktor auf ein Viertelstündchen, liebe Palm, ich habe ihn heute abend noch gar nicht gesehen. Nachher will ich ihn selber der de Fabris bringen, wenn Sie wollen. Haben Sie den nächsten Tanz frei, Herr Doktor? Ja? Dann engagieren Sie mich, nicht wahr? Der Signor Hettore Lupi, der ihn auf meiner Karte belegt hatte, schon vor acht Tagen, der alberne Mensch, ist noch gar nicht da."

Es war natürlich Nanny, die den jungen Mann auf diese Weise in Beschlag nahm, während die Baronin, mit dem Finger drohend, aber augenscheinlich nicht weiter unzufrieden, die beiden sich selber überließ.

„Man ist nun einmal heute abend ein Etwas, über welches nach Belieben verfügt wird," sagte der Doktor, aber sein Lächeln machte die scherzhafte Klage in den Worten wieder gut. „Und wie amüsieren Sie sich, Fräulein Nanny?"

„Na, das passiert so," sagte sie, die Augen umherschweifen lassend. „Sehen Sie, die de Fabris da drüben sitzt sie — gelbe Seide und blaßrote Rosen — ist ein kleiner Taugenichts, die immer wer weiß wie viele Kourmacher hat, und der ich Sie, offen gestanden, gar nicht gönne."

Buchner betrachtete sich die Dame aus der Entfernung mit mäßigem Interesse. „Eine Italienerin?" fragte er.

„Nun natürlich."

„O, dann —" er zuckte die Achseln und verzog die Lippen ein wenig, als wollte er sagen: dann ist sie für mich sehr ungefährlich.

Nanny las ihm den unausgesprochenen Gedanken vom Gesicht. „Thun Sie nur nicht so gleichgültig und unüberwindlich," sagte sie. „Das ärgert den Korpsgeist in mir, denn die Fabris ist doch immerhin ein Frauenzimmer. Ich bin sogar fest überzeugt, daß Sie sich auch auf ein paar Tage in sie verlieben würden. Sie spricht alle Sprachen, das müssen diese Art Frauen können, und radebrecht besonders das Deutsche ganz allerliebst. Sie hat Sie auch schon längst aufs Korn genommen ... jetzt frägt sie den Professor Dandolo nach Ihnen, sehen Sie?"

„Wollen Sie nicht lieber fragen: hören Sie, was da auf dreißig Schritte Entfernung geflüstert wird? Was Sie alles wahrnehmen, Fräulein Nanny!"

„Nun, man wird sich doch auf so eine kleine Kokette verstehen!" Die ersten Takte der Musik unterbrachen das Gespräch. Buchner bemerkte, daß seine Partnerin in der That zu tanzen beabsichtigte; er führte sie daher nach vorn. Es tanzte sich gut mit ihm, auch blieb er strikt in der Reihe, was in dem etwas überfüllten Saale alle Anerkennung verdiente. Als beide wieder an ihrem Platze standen, schaute sie ihm ins Gesicht und sagte, als wenn sie ein begonnenes Gespräch fortführte: „Wissen Sie noch, wie Sie mir ein bißchen den Hof machten?"

Die Frage war verfänglich, Ton und Ausdruck aber frei von aller Koketterie. Ihr Blick hatte vielmehr etwas Zerstreutes, und er schweifte auch schon von ihm fort, da Buchner seinerseits fragte: „Ist das schon so lange her?"

„Lange? Ich weiß es nicht." Sie war augenscheinlich nicht mehr bei der Sache, sondern beobachtete jemand, und jetzt war es ihm, als habe sie leicht mit dem Fuße gestampft. Er folgte der Richtung ihrer Blicke. Ihnen gerade gegenüber an der Fensterwand des Saales stand der dunkle, große Herr, der Prinzipe della Rocca, und neben ihm eine Dame, die jedenfalls zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des Abends zählte. Auch sie hatte Buchner schon gesehen an jenem denkwürdigen Morgen in der Akademie; er erinnerte sich jetzt, daß Nanny genau bekannt mit ihr geschienen und sie Gräfin Mozzi genannt hatte. Sie war ein majestätisches, üppig gebautes Weib, mit schönen, nur etwas schlaffen Gesichtszügen und in einer Toilette, welche mit der ungewöhnlichen Gestalt völlig im Einklang stand.

Digitized by Google

Dies die prächtigen Formen eng umspannende Gewand von einer undefinierbaren, am meisten noch ins blaugrüne schillernden Farbe gab ihr etwas Schlangenartiges, und als ob sie den sonderbaren Vergleich nicht fürchte, sondern herausfordere, hatte sie Armspangen ganz eigener Art, Schlangen von Bronze, die wahrscheinlich antiken Schmuckstücken nachgeahmt waren, nicht etwa um die Handgelenke, sondern um den weißen, herrlich geformten Oberarm gelegt, und ein giftgrünes Schlänglein von oxydiertem Metall, mit Edelsteinaugen, das züngelnde Häuptchen zum Diadem emporgereckt, lag in dem vollen, rotblonden Haar.

Sie unterhielt sich mit ihrem Begleiter, der lebhaft sprach und viel lachte, während sie nur einzelne Worte in das Gespräch zu werfen schien, wenigstens sah man die vollen Lippen, das schwere Kinn sich kaum bewegen. Buchner hatte das alles beobachtet und wandte sich jetzt zu seiner Gefährtin um. Sonderbar, ihr Gesicht erschien ihm plötzlich schärfer und älter, als bisher, eine verzehrende Unruhe lag in dem Blick, mit dem sie immer wieder zu dem Paare drüben zurückkehrte.

Plötzlich suchte sie das Auge des Doktors. Es war als wollte sie sagen: haben Sie sie auch gesehen? was meinen Sie? eine stumme leidenschaftliche Frage, ein unausgesprochenes Zugeständnis lag in dem beredten Gesicht. Das seine mochte einen teilnehmenden Ausdruck gewonnen haben; sie preßte seinen Arm, auf dem noch ihre Hand lehnte, leicht an sich, wie zum Dank. Vielleicht auch, um ihrer Erregung nur etwas Luft zu machen. „Sie finden die Gräfin auch schön, natürlich," sagte sie jetzt hastig, ohne sich die Mühe zu nehmen, mit dem Anfang zu beginnen.

„Sie meinen die Dame dort drüben? Nun, das ist Geschmacksache."

„Nein, das ist es nicht," sagte Nanny ungeduldig. „Sie ist unbestreitbar schön ... klassisch und so weiter ... fragen Sie nur die Künstler."

„Mein Geschmack ist sie dennoch nicht," meinte der Doktor lächelnd, vielleicht um so beharrlicher, je weniger er fürchten durfte, dadurch seiner Partnerin mißfällig zu werden. „Höchstens die Farbe des Haares ... was für ein eigentümlicher Kopfschmuck ist es, den die Dame trägt?"

Nanny überhörte die letzte Bemerkung. „Also gerade das Falscheste an ihr gefällt Ihnen," lachte sie bitter. „Dies tote, unmoralische Haar, gebeizt, gebrannt, gefärbt ... Aber schön ist sie doch! Kommen Sie."

Damit zog sie ihn in die Reihe der Tanzenden. Als sie an der schönen Gräfin vorüberkamen, zeigte Nanny mit dem leuchtenden verbindlichen Lächeln, welches ihr zu Gebote stand, wenn sie wollte, die weißen Zähne und grüßte vertraulich. Auch die Dame neigte sich herüber, winkte mit dem Fächer und flüsterte der Vorübertanzenden ein Kompliment über ihre „pikante" Toilette zu. Als Nanny und ihr Tänzer kaum außer Hörweite waren, sagte sie: „Das Mädchen ist wahrhaftig unverschämt."

„Weshalb?" fragte er mit dem dunkeln Bärtchen spielend in seinem blasiertesten Tone. „Weil sie in mich verliebt ist?"

„Nein," sagte die Mozzi. „Sehen Sie denn nicht — die Toilette."

„Recht hübsch, find' ich." Und er schob sich nachlässig den Kneifer zurecht und blickte hinter Nanny her.

„Ah, Sie haben nichts bemerkt. Nun, tant mieux, so ist es immer noch möglich, daß die Sache nicht weiter auffällt und keinen Skandal macht. In der Silberstickerei des Kleides ist Ihr Wappen, das della Roccasche Wappen, auf eine höchst geschickte Weise angebracht, die Lilien, die „Palle" (Kugeln) im Schilde — ein wenig Arabeske darum — das Ganze ist sehr deutlich."

„Nicht möglich!" Er lachte überlaut und suchte mit dem Blick nach dem schwarzen, unter den übrigen hellen Toiletten auffallenden Kleide.

„Lassen Sie — machen Sie die Sache nicht publik, wenn sie es noch nicht ist," flüsterte die Komtessa zornig. „Sie können sich auf mich verlassen ... ich sehe scharf, wenn ich will."

„Aber die Idee ist köstlich, auf Ehre —" wieder in dem affektiert nachlässigen Tone des Dandy. „Wird ihr freilich nichts helfen, aber ... wahrhaftig, das Mädchen hat Geist und Entreprise. Sie hätte in vieler Hinsicht für mich gepaßt, Giulia."

Giulias antik schwere Züge verfinsterten sich und um den klassisch geschwungenen Mund wurde ein böser Zug sichtbar. So mochte eine jener Agrippinen oder Faustinen ausgesehen haben, wenn sie, neben dem mißtrauischen kaiserlichen Gemahl über die Genüsse der

Digitized by Google

letzten Nacht in der Erinnerung brütend, den Tod eines Liebhabers beschloß. „Nun, so heiraten Sie sie," war alles, was sie erwiderte.

„Wie kann ich?" sagte er mit einem schmachtenden Blick auf sie. „Wie kann ich, Giulia?"

Als Buchner Nanny auf ihren Platz zurückgeführt hatte, fragte er sie: „Wer hat Ihren nächsten Tanz?"

Sie brauchte ihre Karte nicht zu Rate zu ziehen. „Er," sagte sie kurz, mit einem halben Blick nach dem Prinzipe und der Gräfin hinüber. Buchner legte seine Hand auf ihre Linke, welche auf seinem Arm ruhte. „Fräulein Nanny."

Sie verstand den bittenden Ton und den ernsten Blick. „Lassen Sie mich," sagte sie, ihm ihre Hand entziehend. „Ich weiß, was ich thue." Nach einer Weile begann sie wieder: „Ich weiß nicht, warum ich Sie habe in meine Karten sehen lassen. Ach, richtig, Sie hatten mich beobachtet, in der Akademie. Verraten Sie mich nicht. Aber das werden Sie nicht. Oder doch, Sie thun es vielleicht, wenn Sie denken, es würde das zu meinem Besten dienen." Sie sah ihm unruhig ins Gesicht, nach den Augen.

„Ich verrate Sie nicht," sagte er. „Sie können sich selber schützen. Aber — wenn ich ein Recht dazu hätte, würde ich Sie, glaube ich, warnen, Fräulein Nanny."

„Nun natürlich," sagte sie kurz und hart. „Ich spiele va banque, ich weiß es." Die beiden waren auch während der Pause nebeneinander stehen geblieben. Der neue Tanz begann. Nanny, die kaltblütige Nanny, in einer verhaltenen Aufregung, die für ihren Gefährten peinlich zu beobachten war, zerdrückte ihr kleines Battisttuch zwischen den behandschuhten Fingern und klappte den Elfenbeinfächer auf und zu. Endlich kam sehr langsam, anscheinend in bester Laune, ihr erwarteter Tänzer, der Prinzipe della Rocca, durch die schon kreisenden Paare mit Scherzworten sich durchwindend, heran. Ein kleiner scharfer Knick, der kostbare Fächer war nun doch noch zerbrochen. Sie ließ ihn achtlos an der seidenen Schnur, die ihn um ihre Taille festhielt, hinabgleiten; ihre Augen waren düster auf den Herzutretenden gerichtet.

Buchner wandte sich rasch ab: ihm war der Anblick dieses Menschen widerwärtig, das auffällige Gesicht mit den hartkontrastierenden Farben wie ein zu grelles Gemälde, das glänzende Haar, die schwarzen Augen mit den abgezirkelten Brauen und vor allem unter dem pechschwarzen Bärtchen die feuchten, roten lächelnden Lippen. Da fühlte er seine Hand gefaßt; Nanny, ohne ihn dabei anzusehen, drückte sie ihm, wie zum Abschied. „Adieu, Sie sind ein guter Mensch," flüsterte sie.

Später am Abend tanzte Buchner mit Mademoiselle de Quincenet. Hatten diese beiden auch im ganzen wenig Berührungspunkte und verkehrten sie trotz der Hausgenossenschaft nicht eben viel miteinander, so empfanden sie doch beide, eines in der Gesellschaft des anderen, eine gewisse angenehme Sicherheit, ein wechselseitiges freundliches Zutrauen. Und heute kam für Buchner ein anderes Gefühl hinzu. Die kleine Millionärin hier im Lichte der tausend Kerzen, in Seide und Brokat, ein Bild der Vornehmheit, des Luxus in seiner höchsten Verfeinerung, hatte äußerlich gewiß nicht viel gemein mit einer anderen, die, schlicht und unscheinbar, ein paar hundert Schritte von hier hinter ihrer Lampe saß, und doch — irgend eine Aehnlichkeit, ja Verwandtschaft mußte sein zwischen den beiden, wie hätte Buchner sich sonst immer wieder auf dem Gedanken ertappen können, es sei nicht Hermione, sondern Marie, die da kaum fühlbar, wie ein Federflöckchen in seinem Arme dahinwehe.

Das war es ... so leicht, sozusagen unsinnlich, war Mariens Gestalt auch; ähnlich geformt die schmalen, aber nicht anmutlosen Schultern, die Arme und die Hände. Nur daß ihm an Mariens Hand oft etwas Fieberhaftes, ein intensives Leben aufgefallen war, während die des Fräulein von Quincenet, von dem feinsten aller Pariser Handschuhe umschlossen, kühl und leicht und gleichsam ohne weiter in Rapport mit derselben zu treten, in der seinen lag.

Gern hätte er mit dem guten verständigen Mädchen über Nanny gesprochen, für deren Vertraute er sie halten mußte. Denn es wollte ihm vorkommen, als ob auch Hermiones Augen dem auffallendsten Paare im Saale, der schönen Gräfin Mozzi und dem Prinzen della Rocca, mit einem ganz besonderen Ausdruck folgten. Man sah jene beiden beinahe fort-

Digitized by Google

während zusammen. Della Rocca schien außerordentlich aufgeräumt. Die übrigen anwesenden Italiener betrachteten ihn offenbar gewohnterweise als ihren Mittelpunkt; auch sie waren, soweit man bemerken konnte, in einer aufgeregten erhöhten Stimmung, und häufige Scherzworte und Anspielungen, die nur von ihnen verstanden wurden, flogen hin und her.

Buchner hatte lange nach einem schicklichen Anfang gesucht. „Fräulein Nanny ist nicht so heiter, wie ich sie zu sehen erwartete," sagte er endlich, entschlossen aufs Ziel losgehend. „Der Ball, der doch sozusagen ihr Werk war, scheint ihr nicht das gehoffte Amüsement zu gewähren."

Hermione seufzte nur und blickte unruhig nach Nanny hinüber, die, am Arm eines Herrn in der Nähe stehend, auf das Gespräch desselben offenbar nicht hörte, sondern mit düsterem, unbewachtem Gesichtsausdruck nach einer Richtung hinstarrte. „Wenn sie sich doch zusammennehmen wollte," sagte sie endlich, mehr vor sich hin als zu ihrem Begleiter.

„Was fehlt ihr?" fragte Buchner.

Das Fräulein von Quincenet hob die hübschen braunen Augen zu ihm auf. „Man begeht eine Infamie an ihr," sagte sie mit klarer, wenn auch leiser Stimme und mit französischer Präzision des Ausdrucks. „Still, da kommt die Baronin. Qu'est-ce qu'il y a là-bas?"

In einem Teile des Saales, in der Nähe der Thüre desselben, die auf die Vorhalle führte, machte sich eben eine gewisse Unruhe bemerklich. Die ferner Stehenden blickten oder gingen hin; die Italiener gestikulierten lebhaft, man fragte, rief einander zu, aber niemand schien so recht zu wissen, um was es sich handle. Die kleine Aufregung fing an, immer weitere Kreise zu ziehen; selbst am anderen Ende des Saales wurde man aufmerksam. Herr Santines kam von dort und schritt rasch durch den Saal, während seine Gattin, auf einem Eckdiwan im Gespräch mit einer hochrotgeschminkten vornehmen alten Marchesa begriffen, ihm mit einiger Erwartung nachblickte. Zugleich aber zerging gewissermaßen der Knotenpunkt der Bewegung in der Nähe der Thür. Diejenigen, welche dort gestanden hatten, wandten sich in den Saal zurück mit gleichgültigen Gesichtern. Andere, die wieder von anderen gefragt wurden, was es denn eigentlich gegeben, zuckten die Achseln und kehrten ebenfalls auf ihre Plätze zurück. Der kleine Zwischenfall schien vorüber, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, demselben auf den Grund zu kommen. Die Musik setzte wieder ein; man fuhr fort zu tanzen. Was war eigentlich vorgefallen? Ein Wortwechsel, — eine Ohnmacht. — Man konnte dies und jenes behaupten hören. Endlich hieß es: es ist weiter nichts, als daß Doktor Salviero abgerufen worden ist zu einem Kranken. Dabei konnte man sich vollständig beruhigen.

Aber es verging geraume Zeit, bis der Hausherr wieder den Saal betrat, was indessen niemand auffiel. Buchner stand gerade in der Nähe der Thür, als jener eintrat. „Was ist geschehen?" fragte er erschrocken, nach einem Blick auf das Gesicht des alten Herrn. „Nichts, nichts," stieß Santines heraus, während die Aufregung noch in seinen Zügen arbeitete. Er hob die große Stirn, von der dichten grauen Mähne umstarrt, und ließ die Augen durch den Saal schweifen. „Sie tanzen wieder! Das beste, was sie thun können." Er ging weiter und Buchner blieb neben ihm, in der Erwartung, daß ihm noch irgend ein Aufschluß zu teil werden würde.

Wir müssen, um diesen Aufschluß zu erhalten, etwa eine halbe Stunde in der Zeit zurückgreifen.

Natürlich waren bei dem Feste nicht nur Salviero und die Schwestern Panikoff, sondern auch Aristides Golzow mit seiner Frau und außerdem mehrere Gesinnungsgenossen jener ersten zugegen. Allesamt hielten sie sich etwas zurück und hatten, wie sich Monsieur Santines spöttelnd ausdrückte, die Verschwörermiene aufgesetzt. Die Frauenzimmer waren dunkel gekleidet, und man sah sie nicht tanzen, sondern nur mit den Männern im Gespräch stehen. Madame Golzow allein machte hiervon eine Ausnahme. Ihre hübschen runden Schultern leuchteten über einem Kleide von dunkelroter Seide: Haare, Augen und Zähne glänzten so verführerisch wie ehemals, da sie noch in Lumpen gegangen: sie tanzte, wie die meisten Damen von einigem Embonpoint, vorzüglich, und ganz im Gegensatz zu ihren sonstigen phlegmatischen Gewohnheiten, mit wahrer Leidenschaft. So war diese Mutter von acht Kindern eine der gesuchtesten Tänzerinnen und ging von einem Arm zum anderen.

Digitized by Google

Eben hatte Doktor Salviero die hübsche Frau wieder auf ihren Platz geführt, als Litka Panikoff in seine Nähe trat. Er sah zufällig auf; sein Blick begegnete dem ihren und las darin einen so leidenschaftlichen bitteren Hohn, daß er etwas betreten die Hand, welche eben in der warmen Nähe der runden Schulter vor ihm auf der Stuhllehne der Dame geruht hatte, an sich zog und vorn in seine Weste versenkte.

Litka stand ganz still und jetzt winkte sie ihm mit den Augen. Noch immer jener sonderbare grausame Zug in ihrem Gesicht, der Zug, mit dem die Katze die ihr verfallene Maus betrachten mag. Was zum Teufel hat sie nun wieder vor? dachte Salviero. Er beugte sich etwas tiefer und näher als nötig gewesen wäre zu Madame Golzow hinab und flüsterte eine Entschuldigung. Dann folgte er dem Mädchen.

Litka ging ihm voran in die Nische des letzten Fensters, das nahe an der Ausgangsthür gelegen war. „Was wollen Sie?" fragte er unwirsch und nicht eben höflich. Sie schwieg noch einen Augenblick und betrachtete ihn; sie weidete sich an der Ahnungslosigkeit des dunkeln hübschen Gesichts. „Was ich will? Oh, ich habe eine kleine Mitteilung für Sie. Aber wenn Sie keine Zeit haben — Madame Golzow wartet, nicht wahr? — so lassen wir dieselbe. Sie werden, was ich zu sagen hatte, doch erfahren."

Ihr Ton war so eigentümlich, so getränkt gleichsam von heimlichem Triumph, daß ihm ein Schauer des Unbehagens über den Rücken lief. „Was halten Sie mich zum Narren!" zischte er. „Werden Sie jetzt reden oder nicht?"

Sie winkte ihm, noch näher heranzukommen. „Bleiben Sie ruhig bei dem, was Sie hören werden," sagte sie, ihrerseits mit unbewegter Miene, um sich den Anschein zu geben, als sei sie in einem gleichgültigen Gespräch begriffen. „Verraten Sie keine Aufregung. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß heute abend eine Haussuchung bei Golzows gehalten werden wird."

Er starrte sie an, als verstehe er sie nicht. „Heute abend!" stammelte er mit abwesendem Ausdruck.

„Vielleicht in dieser Stunde."

Jetzt erst bemächtigte sich seiner Schrecken und zugleich eine unglaubliche Wut. „Das verdanke ich Ihnen —" er schüttelte die geballten Hände und brachte sein von Grimm entstelltes Gesicht dicht an das ihre. „Sie haben mich in die Falle gelockt, man wird meine Unterschrift finden. Aber warten Sie ... werde ich verhaftet, so ..."

„So wollen Sie mich umbringen?" fragte sie verächtlich. „Ja, wenn Sie Zeit dazu haben werden."

Ein unartikulierter Laut, fast als stieße ihn ein gereiztes Raubtier aus, brach von seinen Lippen. Sie sah, daß er im Begriffe war, die Herrschaft über sich völlig zu verlieren. „Begeben Sie sich in den Garten," raunte sie. „Gehen Sie ganz ruhig durch die Glasthür dort. Ich werde von hier aus, durch die Vorhalle, zu Ihnen kommen."

Hatte er sie nicht verstanden oder mißachtete er die Anweisung zur Vorsicht absichtlich — er stand noch einen Augenblick, nachdem sie ihn verlassen hatte, wie angewurzelt, dann eilte er ihr nach durch die Hauptthüre des Saales und über den Vorplatz, unbekümmert um die in der Nähe stehenden, auch wohl von ihm zur Seite geschobenen Gäste, um die Rufe: „He, Salviero — wohin?" — was hat er vor? wer ist krank geworden ... zum Teufel, Herr, rennen Sie mich nicht über den Haufen" — und dergleichen. Dieser ungestüme Abgang des italienischen Doktors von der Szene war es gewesen, der eine kleine Verwirrung in der Nähe der Saalthüre hervorgerufen hatte, da die etwas ferner Stehenden wissen wollten, was es eben da gegeben habe.

Indessen fanden Salviero und Litka sich auf der Terrasse vor dem Hause zusammen. „Kommen Sie," sagte das Mädchen und ging rasch voran nach rechts in das tiefe Dunkel der Eichenallee. „Wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Zeit? wozu?" knirschte er.

„Lassen Sie das Toben. Ich sehe, Sie sind weit davon entfernt, sich klar zu machen, weshalb ich mit Ihnen gesprochen habe. „Vor allem —" sogar in dem Abenddunkel, an welches seine Augen sich jetzt gewöhnten, glaubte er den lauernden Zug in ihrem Gesicht wahrzunehmen — „wissen Sie denn, ob das Dokument mit Ihrer Unterschrift noch drüben ist? Ob es sich nicht längst in den Händen der Freunde in Rußland befindet?"

Digitized by Google

„Wie — nicht mehr dort?“ — er atmete unwillkürlich auf. Dann horchte er hinaus... die Tanzmusik drinnen schwieg jetzt, aber das Stimmengewirr tönte durch die Fenster; es würde jeden anderen Laut von der Landstraße her übertäubt haben. Er trat rasch an die Brüstung der Terrasse, obwohl er wußte, daß man das Golzowsche Haus von hier aus nicht liegen sehen konnte. „Aber nein —“ rief er dann wieder mit doppelt heftig zurückkehrender Angst und Wut — „das verdammte Papier ist dort — ich sah es in deinen Augen, Schlange.“

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Ja, es ist dort. Aber muß es dort bleiben? Der Garten ist vielleicht schon von Wachen umstellt — möglich, aber dergleichen wird hier nicht so pünktlich ausgeführt wie im heiligen Rußland. Im Hause ist die Polizei noch nicht, das weiß ich.“

„Herr Gott — so könnte man hinein — das Kästchen noch entfernen ... Litka ... deshalb kamen Sie! Sie können mir helfen? Sie wollen es? ... Sie müssen — haben Sie mich nicht in diese verfluchte Patsche hinein gebracht ... Sie haben italienisches Gesindel an der Hand ... der abgefeimte kleine Bursch, der Ihnen auch ohne Zweifel diese angenehme Nachricht von der Visite der Polizei gebracht hat. Er lungert hier irgendwo herum, herbei mit ihm ... der Weg durch die Hecke hier ist leicht zu finden ...“ und er stampfte ungeduldig auf den Boden und suchte das Dunkel um ihn her mit dem Blicke zu durchdringen.

„Was wollen Sie? Nach dem Kästchen können wir niemand schicken,“ sagte Fräulein Panikoff kalt.

„Niemand schicken?“ wiederholte er. Er stand einen Augenblick starr, dann kam ihm ein jähes Verstehen. Litka fühlte seine eine Hand an ihrem Handgelenk, während die andere sich um ihre Schulter legte. Aber dies Umfassen hatte wenig von einer Liebkosung; sie suchte sich dem rauhen Griff der sehnigen Rechten zu entziehen, jedoch vergebens. „Ich kann nicht in das Haus eindringen — ich kenne dasselbe zu wenig — ich würde mich darinnen nicht zurechtfinden,“ flüsterte er heiser, dicht an ihrem Ohr. „Aber Sie können es — und — du wirst es thun, Herzchen — mir zu Liebe.“

Es kostete ihm nichts, sie enger an sich zu ziehen, und die heißen Lippen ein paarmal auf die ihren zu drücken. Es wäre schwer gewesen, einen Namen zu finden für das Feuer, welches eben jetzt durch seine Adern tobte. Liebe war es nicht — viel eher Haß, und vielleicht hätte er sie ebensogut erwürgen als küssen können.

Litka aber erwiderte die Küsse mit aller Leidenschaft einer innerlich ungebändigten Natur. Sie warf die Arme um seinen Hals. „Ich thue es für dich ... dich, der mich beständig mißhandelt. Aber ... ich verlange einen Preis dafür.“

„Und welchen?“ fragte er, sie in seinen Armen vorwärts drängend nach der Stelle der niedrigen Grenzmauer, an welcher man in den nachbarlichen Garten gelangte. Für beide war jetzt das erst so tiefe Abenddunkel zu einer Dämmerung geworden, in der sie die nächsten Gegenstände deutlich unterscheiden konnten.

Da aber hatte sie sich plötzlich von ihm losgewunden und stand einige Schritte von ihm entfernt, wie zur Flucht bereit. „Einen hohen Preis, wenn man will ... dich selber ... du wirst mich heiraten.“

Er schwieg, lange. Die Ewigkeit einer Minute verging, ohne daß gesprochen wurde. Wer hätte die Gedanken einzeln erfassen können, die sich in seinem Gehirn kreuzten und jagten? Wohl hatte anfangs einer die Oberhand: was hätte es mit einem Versprechen auf sich, welches ich ihr hier gebe, ohne Zeugen? Aber nein, das war kein Ausweg. Er kannte Litka ... überhaupt fühlte er, daß jetzt, da sie so weit gelangt war, den stets gehegten Wunsch aussprechen zu dürfen, es für ihn kein Entrinnen mehr gab.

„Soll ich Ihnen das vielleicht jetzt schriftlich geben, Fräulein Panikoff?“ fragte er endlich höhnisch.

„Ihr Wort genügt mir,“ sagte sie.

„Das glaube ich.“ Das klang wie ein Stöhnen. Plötzlich fuhr er herum und trat wieder dicht auf die etwas Zurückweichende zu. „Wer steht mir dafür, daß das Papier, der verfluchte Wisch, wirklich noch droben liegt?“

„Fragen Sie Golzow,“ entgegnete sie.

„Weiß er schon von der Haussuchung?“

„Nein. Ich hatte keine Zeit, ihn zu benachrichtigen. Hole ich das Kästchen, so ist für ihn auch weiter keine Gefahr dabei. Was sonst da ist, mögen sie alles finden.“

Digitized by Google

„Bah — er ist vielleicht mit im Komplot und das Ganze nur eine Komödie."

„Möglich," sagte Litka. Wieder verging eine Minute ungenützt. Nun aber wurde das Mädchen unruhig. Hatte ihr scharfes Ohr von fernher einen verdächtigen Laut vernommen oder kam ihr das Verstreichen der Zeit zum Bewußtsein? „Salviero . . . sprechen Sie das Wort aus, welches ich erwarte . . . es wird zu spät . . . großer Gott . . ."

Jetzt erkannte er, daß es ihr Ernst war. Die Hände fanden sich, ein paar hastige Worte fielen, das Gelübde, welches zwei abenteuernde Existenzen aneinander binden sollte, wurde gesprochen — und dann glitt Litka im Dunkeln hinab, und ein Knicken der trockenen Zweige in der Nähe, etwas fernerhin das Rollen kleiner Steine den Abhang hinunter bezeichneten dem Lauscher ihre Spur, bis gleich darauf alles still wurde.

Salviero wartete. Er hatte mit Litka nichts verabredet, aber er nahm an, daß sie auf demselben Wege, auf dem sie gegangen, hierher zu ihm zurückkehren werde. Er berechnete genau, wieviel Zeit sie gebrauchen mußte, um das Haus zu erreichen, sich hinein zu stehlen; das Kästchen aus dem leichtsinnigerweise unverschlossenen Schlafzimmer zu nehmen und zurückzukommen. Er setzte für dieses alles das höchste Zeitmaß an; als dasselbe verstrich und Litka noch immer nicht kam, zog er die Hindernisse in Betracht, welche sich ihr entgegenstellen konnten. Sie mußte vielleicht warten, bis eine der schon anwesenden Wachen sich aus der Nähe der Stelle entfernte, an welcher ihr der Garten zugänglich war. Und im Hause selbst: vielleicht hatte sie sich vor den Dienstboten zu verbergen, oder wenn das nicht anging, gebrauchte sie einige Zeit, das Mißtrauen derselben zu beruhigen.

Aber es war noch ein Fall möglich. Das ganze Wagnis war gescheitert; sie war zu spät gekommen — aber auch dann konnte sie, ja dann mußte sie längst zurück sein — oder sie war von der Polizei überrascht und war selber verhaftet worden. Der Italiener knirschte mit den Zähnen, als er an diese Möglichkeit dachte. Es stellten sich ihm dabei nicht so sehr das Peinliche und Gefährliche der Situation für Fräulein Panikoff vor Augen, als vielmehr die fatalen Folgen, welche die Sache für ihn haben mußte, Folgen, die durch diesen mislungenen Rettungsversuch nur geschärft werden konnten. Die Wut ergriff ihn von neuem, er fing an, auf und ab zu rennen wie ein wildes Tier im Käfig, wobei er aber doch so viel Besinnung hatte, die erhellte Partie des Gartens, die Terrasse vor dem Hause, zu vermeiden.

So konnte es geschehen, daß er mit einer vom Hause her sich nähernden Person heftig zusammenprallte. Salviero stieß, wie das bei seiner derzeitigen Gemütsstimmung so ziemlich natürlich war, zunächst einen heftigen Fluch aus; dann erst bot er, den andern erkennend, eine Art Entschuldigung.

Es war der Hausherr selber. „Was haben Sie vor, was ist das für eine sonderbare Art und Weise, zu promenieren?" fragte Monsieur Santines, in Folge des Zusammenstoßes mit einem Schatten weniger von Urbanität im Tone, als ihm gewöhnlich eigen war. „Warum sind Sie nicht bei der Gesellschaft?"

Salviero überlegte rasch. Es war kein besonderer Grund vorhanden, dem alten Herrn was er doch sehr bald erfahren würde, zu verheimlichen. Alles brauchte Santines freilich nicht zu wissen.

„Es wurde mir zu heiß im Saale," erwiderte er daher. „Ich könnte freilich nicht behaupten, daß ich es hier kühler fände nach der Nachricht, die ich da erhalten habe. Einer unserer Freunde hat es in Erfahrung gebracht: im Golzowschen Hause drüben wird wahrscheinlich in diesem Augenblick eine polizeiliche Haussuchung abgehalten."

Die Wirkung der Mitteilung auf den alten Herrn war eine eigentümliche. Sie regte ihn nicht zu wortreichem Zorne, wohl aber zu einer inneren tiefen Empörung auf. Die Golzows selber kamen dabei wenig in Betracht. Ihr persönliches Schicksal war Nebensache. Aber daß so etwas hier geschehen konnte: daß der Staat, in dessen Schutze auch er lebte, sich zu einer solchen Verletzung des Gastrechts hergegeben hatte, das war für den alten Republikaner ein Schlag, der härter traf, als Salviero zum Beispiel fähig gewesen wäre, zu begreifen.

Er stand bewegungslos, Mund und Kinn in die Hand gesenkt, und schüttelte nur zuweilen das große Haupt. „Unglaublich! . . . unerhört! Noch immer — noch immer sind

Digitized by Google

wir nicht weiter. Aber was kann man von den Menschen erwarten! Und war nicht dies Florenz despotisch selbst als Republik? Immer das alte Spiel ... Gewaltsamkeit und Schwäche ... und sobald die Schwäche stark wird, wird sie Tyrannei ..."

Daß der alte Herr sich gerade jetzt in die Philosophie der Geschichte versenkte, kam dem Italiener sehr ungelegen. Er wußte sich kaum noch zu fassen; das Fieber der Ungeduld, der Unruhe verzehrte ihn fast. Er mußte Santines los werden. „Golzow befindet sich noch in glücklicher Unwissenheit seines Schicksals," sagte er jetzt. „Auf seine Person ist es jedenfalls nicht abgesehen, und daß er bei dem Besuche, welchen die Polizei seinem Hause abstattet, den Wirt spiele, schien uns überflüssig. Aber es wäre gut, wenn man ihn vorbereitete. Wollen Sie es übernehmen? Ich muß hier meinen Freund erwarten, der Erkundigungen einzieht, in wie weit die Partei gefährdet ist."

„Die Partei," grollte Santines. „Wunderlicher Titel, der viel Unheil stiftet und die gute Sache stets nur gehemmt hat. Dieser Golzow ... auch so einer, welcher die „Partei" braucht als Rückhalt für die ganze Persönlichkeit. Ah, wenn ich an den Vater denke ..."

Damit wandte er sich kopfschüttelnd nach dem Hause. Seiner Art nach hatte er den andern nicht durch Fragen nach den umgebenden äußeren Umständen der Mitteilung behelligt, deren eigentlicher Kern ihm genug zu schaffen machte.

Salviero sah ihm nach, bis er ins Haus getreten war. Dann wendete er sich hastig nach der Eichenallee zurück. Endlich, endlich ... da tauchte eine Gestalt aus dem tiefen Schatten auf und kam an ihn heran. Auf den ersten Blick aber sah er, daß sie nichts trug.

„Nun?" fragte er mit schwerem Atem.

„Alles ist gut," sagte sie.

„Und wo ist das Kästchen?"

„Wohlaufgehoben."

Ein häßlicher Verdacht schoß in ihm auf. Er lachte höhnisch. „Und das soll man Ihnen alles glauben?"

„Sie würden mich sehr bald überführen können, wenn ich die Unwahrheit sagte," erwiderte sie ruhig. „Ich habe das Kästchen einstweilen dort hinten im Garten verborgen. Für die Dauer sicher ist es dort nicht. Aber ob es das hier im Hause sein würde? Vielleicht erhält Santines sehr bald den Besuch, den man Golzow heute Abend abgestattet hat. Sie sind übrigens noch da. Es war die höchste Zeit, daß ich kam."

Er stand und nagte an der Unterlippe. „Zeigen Sie mir, wo Sie die Papiere haben," sagte er plötzlich.

„Kommen Sie."

Ein paar Schritte oberhalb der Allee, in der Nähe der letzten Bäume derselben, standen noch einige Steineichen am Abhang, von Lorbeergebüsch umgeben. Bei einer derselben machte Litka Licht ... sie war dazu mit einer kleinen Laterne mit einem Blender, einer sogenannten Diebslaterne, und allem übrigen wohl versehen — und zeigte ihrem Gefährten unter dem Wurzelgefüge des Baumes, von welchem sich auf der abfallenden Seite des Terrains der Boden zum Teil gelöst hatte, das Versteck der Kassette. Dasselbe war durch Wurzelfasern, welke Blätter und Erdschollen höchst geschickt verdeckt.

„Hier also haben Sie gearbeitet, während ich Sie erwartete," sagte er. „Wie schade, daß Sie das alles nun noch einmal machen müssen. Oder hatten Sie das Papier mit meiner Unterschrift vorher herausgenommen?"

„Das war das erste, was ich that, als ich mit dem Kästchen in Sicherheit war," sagte Fräulein Panikoff.

„Und wo ist es?" fragte er mit kaum noch unterdrückter Heftigkeit.

Er erhielt eine Antwort, die er bei seiner Klugheit wohl hätte erwarten können. „Das, mein Freund, ist mein Geheimnis. Sie erhalten das Papier an unserem Hochzeitstage zurück. Bis dahin wird der Gebrauch, den ich von demselben mache, ganz von Ihnen abhängen."

Sie hatte, wohl nicht unabsichtlich, jetzt das volle Licht ihres Laternchens auf sein Gesicht dirigiert, so daß ihr kein Zug eines Mienenwechsels bei ihm entgehen konnte. Was sie sah, hätte eine andere vielleicht eingeschüchtert; verbissene Wut war da, Ingrimm, Hohn und Haß ... eines aber fehlte, der unverkennbare Ausdruck dessen, was allein die Pläne des unerschrockenen Mädchens hätte gefährden können — der festen Entschlossenheit.

Die beiden fanden sich plötzlich in tiefem Dunkel; Litka hatte ihre Laterne ausgedreht. „Sie sind sehr vorsichtig, Litka," sagte der

Digitized by Google

Italiener ziemlich beherrscht. „Nun, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Kehren wir jetzt in dieses alberne Gewimmel zurück?"

„Ich dächte wir müßten, schon damit Sie Ihren Verbindlichkeiten gegen verschiedene Damen nachkommen können," bemerkte Fräulein Panikoff. „Die hübsche Frau Golzow haben Sie sitzen lassen müssen ... das war fatal ... ich glaube, sie hat es Ihnen übel genommen."

„Mädchen," zischte seine Stimme dicht an ihrem Ohr. Wieder legte sich seine Hand um ihren Arm wie eine eiserne Klammer. Aber sie drängte sich an seine Brust, und diese Nähe des von Leidenschaft durchbebten Körpers entzündete das heiße Blut in ihm und entwaffnete seine Wut. Noch einmal trank sie seine Küsse, dann machte sie sich los und war ihm in der Dunkelheit entschwunden. Innerlich aus dem Gleichgewicht gebracht wie noch nie, einem Trunkenen ähnlich, kam der sonst so nüchterne selbstbewußte Italiener in den Saal zurück.

Seine Abwesenheit hatte kaum eine halbe Stunde gedauert und war von verhältnismäßig wenigen überhaupt bemerkt worden. Wer ihn aber jetzt aufmerksam betrachtet hätte, der hätte wahrnehmen müssen, daß indessen etwas ganz Besonderes mit ihm vorgegangen war.

Eva, die mit Buchner in einem Kontretanz stand, machte ihren Gefährten mit einer dahin zielenden Bemerkung aufmerksam auf den Italiener. Salviero war eben hinter den ihr gegenüberstehenden Paaren hergegangen, mit unsicherem Schritt, und in seinem Gesicht hatte das gelegen, was der scharfblickenden Frau sogleich aufgefallen war.

„Bemerkten Sie Salviero?" fragte sie leise.

„Nein, was ist's mit ihm?"

„Er kam mir ganz verstört vor. Ist er etwa bei einem Kranken gewesen?"

„Möglich," sagte Buchner kurz. Er hatte bisher Eva gegenüber den alten Ton noch nicht wiedergefunden; immer noch bebte in ihm der Unmut nach über das, was sie ihn während ihrer Unterhaltung mit dem gefährlichen Alten hatte empfinden lassen.

„Nun, dann habe ich ihm Unrecht gethan," meinte Eva, anscheinend ohne die unhöfliche Kürze ihres Begleiters zu bemerken. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ihm der Zustand eines seiner Patienten so nahe gehen könnte."

„Sie werden ihn doch wohl richtig beurteilt haben," sagte Buchner nun. „Sehen Sie, da drängt sich Golzow hinaus. Auch er, soweit seine etwas lederne Physiognomie eine Erregung auszudrücken vermag, scheint so ziemlich außer Fassung zu sein. Die beiden hängen zusammen, er und Salviero. Es scheint bei den Verschwörern da, wie Onkel Santines sie nennt, irgend etwas im Werke."

„Mir kommt es überhaupt vor," nahm Eva wieder das Wort, „als sei in unser Fest hier eine trübende Strömung geleitet worden. Schon den ganzen Abend habe ich das Gefühl, als gehe irgend etwas vor, was man nicht versteht. Manche der Gäste sind so sonderbar. Und sagen Sie mir, wer amüsiert sich wohl eigentlich? Ein paar, unter uns gesagt, recht insolente Italiener, jener della Rocca oder wie der Prinzipe mit dem Banditengesicht heißt, weiter niemand."

„Sie mögen recht haben. Ich glaube, der Abend hält mehreren nicht, was er versprochen hat." Er dachte an Nanny. „Sie aber sehe ich heiter, wie immer," hob er nach einer kleinen Pause wieder an. „Ganz besonders angeregt sogar. Kein Wunder, wenn man sich mit so geistreichen alten Freunden trifft ... Ich wußte gar nicht, daß der Professor H. zu Ihren engeren Bekanntschaften zählt."

„Ich habe deren wohl manche, die Sie nicht kennen," sagte sie ganz ruhig. „Professor H. und ich sind schon seit mehreren Jahren gute Freunde."

„Sie waren es also lange, ehe Sie wußten, daß ich existierte. Sie haben recht, mich daran zu erinnern, wie gering, wie klein nach jeder Richtung hin bemessen der Raum ist, den ich in Ihrem Leben einnehme. Freilich habe ich auch wohl schon gedacht, daß die Dauer einer — Freundschaft für ihren Wert und ihre Bedeutung nicht allein maßgebend sei."

„Wer wollte das behaupten," sagte sie und sah ihn mit ihrem klaren Lächeln an, welches etwas Wolkenzerstreuendes hatte wie ein heller Sonnenblick. „Die alten Freundschaften, so die recht alten, von der Schule hinauf, in Ehren — aber sie haben eigentlich, möchte ich sagen, etwas Zufälliges, die Verhältnisse schließen sie für uns, mehr als wir selber. Das spätere Leben bringt dann erst Freundschaft und Vertraulichkeit nach Wahl zu wege. Sehen Sie doch uns beide an!

Digitized by Google

Sind wir einander in kurzer Zeit nicht recht nahe gekommen? So nahe, daß," sie sprach nun doch etwas leiser, „daß wir eins das andere wohl für das ganze Leben nicht wieder vergessen werden. Und Sie wollten nicht einmal; Sie hatten das hergebrachte Vorurteil des, erlauben Sie —" sie lächelte köstlich — „des Männerdünkels gegen meinen Schriftstellerberuf. Sie wollten mich gar nicht kennen lernen. Aber ich Sie. Ich weiß, daß wir einander etwas sein, etwas voneinander haben können."

Sein Blick, der sie hier traf und der ihr etwas wie Schrecken verursachte, zeigte ihr, daß sie sofort einlenken mußte, keine Täuschung in ihm aufkommen zu lassen über das Ziel, dem sie zustrebte. „Und jene andere, ganz andere Empfindung nun," fuhr sie, eine leichte Beklommenheit niederkämpfend, fort, „sagt man nicht von ihr, daß sie zuweilen blitzgleich aufflammt und dabei doch der nachhaltigen Kraft nicht ermangelt, welche ein ganzes Leben lang andauert? Daß sie in plötzlicher Hellseherei erkennt, was man sonst nur der fortgesetzten Beobachtung von Jahren verdanken kann, den innersten Kern eines anderen Wesens und in diesem die ergänzende Hälfte des eigenen?"

Sie schwieg und so mußte er wohl reden. Mit einer Fülle des Tones, welche nur das Schmerzgefühl der frisch empfangenen inneren Wunde verbergen sollte, sagte er: „Ich habe von dem plötzlichen Verlieben nie etwas gehalten, habe eigentlich nie daran geglaubt. Mir ist dergleichen, soweit meine Erfahrungen reichen oder soweit ich von ältern glaubwürdig erzählen hörte, niemals vorgekommen."

„Es mag auch wohl selten genug sein," sagte sie nachdenklich, „dies ‚und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden', und so weiter. Daß aber einzelne dergleichen empfunden haben, glaube ich bestimmt. Aber setzen wir auch einen nach Wochen und Monaten, wenn nicht gar nach Jahren zu bemessenden Zeitraum an für die Bekanntschaft mit der späterhin Einzigen, dieses Sich-kennen-lernen, welches zur Liebesneigung wird ... ist die Erkorene nicht doch noch meist die letzte, neueste Bekanntschaft desjenigen, der eine Weile alle anderen über ihr vergessen und auch später die älteste, ehrwürdigste Freundschaft seines Lebens, ja das heilige Gefühl, welches ihn an die Eltern fesselt, auf den zweiten Platz neben diese seine mitten im Herzen thronende junge Liebe setzen wird. Sie kennen viele weibliche Wesen, schätzen manche — ob darunter schon ihre Zukünftige sein mag? Es ist wenigstens keine Ketzerei, daran zu zweifeln. Sie werden sie noch kennen lernen, wer weiß wo, wer weiß wann — aber, geben Sie acht — sie brauchen nicht viel Zeit dazu."

Diese ganze Unterhaltung war in den Pausen des Tanzes gepflogen worden, dessen Figuren beide so mechanisch ausführten, daß sie das Gespräch an der Stelle, wo es auf kurze Zeit abgebrochen war, immer sehr gut wieder aufnehmen konnten. Das Karree war groß und die Reihe kam nicht allzu oft an sie. Jetzt war der Tanz zu Ende und Buchner führte seine Partnerin auf ihren Platz zurück.

Hier wartete er, bis sie zu ihm aufsah, und dann sagte er, mit seinem Blick den ihrigen festhaltend, leise: „So weiß ich also mein Schicksal. Wie redegewandt Sie sind! Ich kannte das noch gar nicht an Ihnen. Sie haben so manches gesagt — klug und treffend das meiste, aber was soll ich damit? Doch ist Ihnen geglückt, was Sie wollten ... ich habe es herausgehört, jenes ‚Nein' auf die unausgesprochene Frage von mir, welche wohl auch eine Vermessenheit gewesen wäre. Gute Nacht."

Sie hielt ihn bei der Hand. „Wollen Sie fort?"

„Ja. Ich habe genug. Die Lichter brennen trübe, die Musik irritiert mich — die Gesichter der Menschen kommen mir ganz fatal vor. Gute Nacht."

Er entzog ihr seine Hand, ohne ihren Händedruck zu erwidern, und eilte durch die Menge fort. Eva zog ihre Uhr hervor; Mitternacht war lange vorüber; aber eine ganze Anzahl der Gäste, die meisten Italiener, waren erst nach dem Theater gekommen, und man dachte offenbar noch nicht daran, auseinander zu gehen. Um ihrer Wirtin willen, die sie wahrscheinlich — wenn nicht in Person, so doch durch ihr zweites Ich, die überall gegenwärtige Baronin Palm — vermissen würde, konnte sie sich nicht wohl zurückziehen, obschon auch sie der Sache herzlich müde war. Sie wendete sich den Nebenräumen zu: im Vorübergehen warf sie einen Blick auf das Büffetzimmer. Lautes Gelächter italienischer Stimmen war ihr schon daraus entgegengeschallt:

Digitized by Google

einige jüngere Herren tranken dort — denn wenn der Italiener im allgemeinen mäßig ist, so würde doch die jeunesse dorée der größeren Städte sich schämen, einen so spießbürgerlichen Vorzug aufrecht zu erhalten; sie trinkt in den Gesellschaften von Ausländern mit Vorliebe fremde schwere Weine und muß nur damit den Tribut der Gasse zahlen, daß sie nicht viel davon ertragen kann. Das Büffet sah einer gestürmten und geschleiften Festung ähnlich ... von der ursprünglichen künstlerischen Anordnung war nichts mehr zu erkennen; was noch übrig war, stand unordentlich umher; ein fataler Anblick. Eva ging vorüber, durch ein kleines Seitenkabinet, in dem sich niemand befand, und trat in das Billardzimmer ein.

Auch dieses schien leer. Die Lampen über dem Billardtische waren wie immer grün verhängt. Das gedämpfte Licht, die Stille wirkten unendlich wohlthuend; mit einem leisen Seufzer der Erleichterung ließ sich Eva auf einen der breiten niedrigen Divans sinken, die rings an den Wänden herliefen. Sie mochte sogar die Augen geschlossen haben, denn sie fuhr erschrocken in die Höhe, als sie sich gleich darauf anreden hörte.

Vor ihr stand die gewaltige Gestalt des alten Professors. „Ich komme, um mich bei Ihnen zu beurlauben," sagte er. „Mein Instinkt hat mich richtig hierhergeleitet. Ich zog aus meiner eigenen Verfassung den Schluß, daß der Saal dort für einen anständigen Menschen, das heißt in diesem Falle einen Menschen, der Empfindung und Nerven hat, nun nachgerade kein Aufenthalt mehr sei. Die Santines ist eine Ausnahme. Ich habe sie immer bewundert. Sie muß diese Zähigkeit doch dem früheren Bühnenleben verdanken. Das härtet ab."

„Sie wollen also fort?" fragte Eva, noch immer nicht ganz so beherrscht wie gewöhnlich.

„Ja." Dabei machte er aber keine Anstalten zum Gehen. Er trat vielmehr von ihr fort an eines der Fenster, von dem man die schweren dunkeln Gardinen zurückgezogen hatte, und schaute, den Ellenbogen der Linken in die Rechte gestützt, in die Nacht hinaus, wobei er sich in kurzen Zwischenräumen nachdenklich mit der flachen Hand über das unrasierte Kinn fuhr.

Nach einer Weile drehte er den Kopf zu der jungen Frau herum, ohne jedoch sonst seine Stellung zu verändern. „Was ist denn das mit dem deutschen Doktor da? Hätte der Kerl etwa gar Absichten auf Sie? Oder — ich drücke mich da nicht richtig aus, es ist der Sache aber auch mit dürren Worten nicht so leicht beizukommen — oder bildet er sich ein — und das schien mir in der That so — Sie gehörten in die Kategorie der Frauen, denen ein jeder leidlich situierte, mit der Bildung des Jahrzehnts gefirnißte, unbeweibte Geselle mit dem Ansinnen nahen können, bei ihm doch den noch vakanten Platz der Frau und Haushälterin einzunehmen? Wobei Ihnen, wenn Sie fernerhin die Finger von der Tinte lassen, Ihre bisherige Beschäftigung verziehen sein soll? Hab' ich recht oder nicht? wie?"

Eva trat zu ihm. „Thun Sie dem Doktor Buchner nicht Unrecht, er ist ein lieber, prächtiger Mensch."

Der Alte zog die dehnbare Unterlippe über die obere mit einer Grimasse, die man seltsamer nicht sehen konnte, und stieß dabei einen ebenso wunderlichen Laut, ein gedehntes Zischen, aus, welches wahrscheinlich alles andere eher als Billigung und Respekt ausdrücken sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.

(Fortsetzung.)

Welcher Art sind nun diese Krankheitsursachen? Bei der Beantwortung dieser Frage wollen wir nur zunächst unsere Unwissenheit mit bezug auf diesen wesentlichsten Faktor in zahlreichen Krankheitsprozessen eingestehen, indessen können wir uns und mit uns das durch solch offenes Geständnis vielleicht an dem Wert unserer Wissenschaft irre werdende Publikum durch zwei Erwägungen hierüber beruhigen. Erstlich hat die neueste Entwickelung der Medizin, ungefähr in den letzten 20 Jahren, für so viele Krankheiten die wesentliche Ursache auf-

Digitized by Google

finden lassen, daß diese Unwissenheit schon erheblich verringert und voraussichtlich alsbald gänzlich verschwinden wird; zweitens aber haben es von jeher die Aerzte verstanden, auch ohne Kenntnis der Grundursachen einer Krankheit, den Leidenden Heilung oder wenigstens Erleichterung zu bringen und zwar auf dem Wege der sog. symptomatischen Behandlung. In manchen Fällen ist dieselbe sogar die einzig ausführbare, weil die eigentliche Ursache der Krankheit entweder nicht mehr vorhanden oder nicht angreifbar ist. Indem der Organismus aber sehr mächtige Hilfsmittel zur Bekämpfung und Beseitigung von Störungen besitzt, bedarf es oftmals nur der Unterstützung dieser natürlichen Hilfsmittel, um der Krankheit Herr zu werden. So gefährdet z. B. das Kohlenoxyd, der wesentliche Bestandteil des Kohlendunstes, die Existenz, indem derselbe den Blutsauerstoff verdrängt und statt desselben sich mit dem Blutrot verbindet, jener Substanz, welche die eigentlich respirierende, d. h. den Austausch der Gase im Blut bewirkende darstellt. Infolgedessen wird nun die Atmung mehr und mehr unwirksam, indem bei jedem Atemzuge immer weniger Kohlensäure ausgetrieben und Sauerstoff aufgenommen wird; es entsteht Atemnot, eine bläuliche Färbung des Körpers und Bewußtlosigkeit.

In diesem Stadium des Prozesses liegt die Gefahr einzig in der Verarmung des Blutes an Sauerstoff und kann derselbe selbst bei reichlichster Zufuhr nur in ungenügender Menge aufgenommen werden; ebensowenig kann das Gift entfernt werden, dieses geschieht ganz allmählich von selbst. Es bleibt also nur übrig, zu verhüten, daß das Leben vor diesem Zeitpunkte erlischt, was in der Regel durch Ermüdung des Herzmuskels infolge seiner mangelhaften Ernährung durch sauerstoffarmes Blut geschieht. Um dem vorzubeugen, kann entweder, in den schwersten Fällen, etwas sauerstoffreiches Blut in die Adern eingespritzt werden, oder es genügt in den leichteren Fällen, in denen noch genug sauerstoffhaltiges Blutrot vorhanden ist, die beginnende Abschwächung des Herzens durch Reizmittel zu beseitigen, was eine Zeitlang möglich ist.

Wir haben also, wie dies Beispiel ergibt, in der symptomatischen Behandlung eines Uebels in der That eine nicht selten völlig ausreichende Methode der Bekämpfung desselben. Doch verspricht dieselbe begreiflicherweise nur dann einen guten Erfolg, wenn die Ursache aufgehört hat, auf den Körper einzuwirken. Wollte ein Arzt in der obigen Weise aber den Kranken in dem mit Kohlendunst gefüllten Zimmer lassen, so würde seine Thätigkeit natürlich erfolglos bleiben.

Diese, die Gefahr steigernde, anhaltende Einwirkung einer Krankheitsursache kann eine doppelte Ursache haben, einmal, wie in dem obigen Beispiel, indem die schädliche Substanz fortdauernd dem Körper zugeführt wird, dann aber auch, indem dieselbe die Eigenschaft, sich im Organismus selbst zu vermehren, besitzt. In dem letzteren Falle genügt eine kurze Dauer der Einwirkung, um einen langwierigen, durch die Bildung neuer Krankheitsstoffe unterhaltenen Prozeß herbeizuführen. Auch unter solchen Umständen kann die physiologische Leistung des Organismus schließlich die Oberhand behalten, allein die Vernachlässigung der kausalen Behandlung wäre, falls wir Mittel für dieselbe besitzen, in diesem Falle ebenso verhängnisvoll, wie in dem oben angeführten Beispiele das weitere Verweilen des Patienten in der mit Kohlendunst verunreinigten Atmosphäre. Im Grunde ist auch das letztere Verfahren ein gegen die Krankheitsursache gerichtetes, kausales. Ebenso verhält es sich mit der Entfernung mechanischer Krankheitsursachen: das Herausziehen einer Kugel aus dem Körper vertritt hier die Seite der kausalen Therapie, die in diesem Fall freilich leichteres Spiel hat, sich auf einen einzigen Ort beschränken kann, während sie, falls vermehrungsfähige Krankheitserreger im Organismus vorhanden sind, so lange ihre Aufgabe zu erfüllen haben wird, als die Vermehrung derselben stattfindet.

Welcher Natur nun solche, im Körper selbst aus geringster Menge zu unzählbaren Massen sich mehrende Krankheitserreger seien, kann demjenigen nicht zweifelhaft sein, welcher die Vermehrungsfähigkeit (Reproduktion) als eine der wesentlichsten Eigenschaften belebter Wesen erkannt hat. Um in diesem Punkte Klarheit zu gewinnen, wolle man zunächst an die Thatsache denken, daß alle bekannten belebten Wesen diese Eigenschaft besitzen und auf derselben die Fortexistenz derselben beruht; die zartesten, nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzten Gebilde, wie die gallertartigen Weichtiere der Meere, erhalten

Digitized by

als Art betrachtet, durch diese Funktion eine Beständigkeit der Form und Existenzdauer, wie sie keinem unbelebten Bestandteil der Erdrinde zukommt, denn wir finden die Spuren des Lebens schon in den ältesten Formationen der letzteren. Das Leben erscheint infolge dieser Eigenschaft unzerstörbar, wenn auch die äußere Form der Organismen Abänderungen durch den Wechsel der Lebensbedingungen erfährt.

Hieraus geht hervor, daß die Reproduktionsfähigkeit die allgemeinste und wichtigste Eigenschaft belebter Wesen ist; es fragt sich, ob sie auch eine ausschließliche Eigenschaft derselben sei? Die Betrachtung unbelebter Körper muß dies ergeben. Auch solche werden tagtäglich in gleicher Form und Zusammensetzung hervorgebracht, wie z. B. bei der massenhaften Produktion verschiedenartigster Stoffe auf industriellem Wege. Aber die Mittel zu dieser Hervorbringung, Produktion, liegen nicht in dem Stoffe selbst, sondern außerhalb desselben; um Seidengewebe zu „erzeugen", wie der Oesterreicher mit Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen Belebtem und Unbelebtem sich ausdrückt, bedarf es der Kokons der Seidenraupe, ihrer Abwickelung, der Spinnerei, Weberei, Färberei u. s. w., kurz einer großen Reihe von Umwandlungen, zu denen der tote Stoff von Menschenhand und Menschengeist gezwungen wird: der Grund der Produktion liegt in der Wirkung äußerer, der der Reproduktion dagegen in derjenigen innerer Kräfte; zu der letzteren Thätigkeit ist die unbelebte Natur unfähig. Fechner betrachtet sehr schön und treffend die unbelebten Bestandteile des Weltsystems gleichsam als die Schlacke oder den toten Abfall, der aus der inneren Bewegung und Umsetzung in der Welt lebendiger Wesen übrig bleibt, schließlich aber immer wieder in diese letztere aufgeht.

Diejenigen, welche diese scharfen Grenzen zwischen den beiden großen Naturgebieten verwischen wollen, führen zu ihren Gunsten gewöhnlich den Vorgang der Kristallisation an. Aber sie übersehen, daß es sich bei dem Anschießen der Kristalle in Salzlösungen oder der Bildung der Eisblumen an den Fensterscheiben im Winter um keine Neubildung von Substanz, sondern nur um Formveränderung der schon völlig vorgebildeten Substanz handelt. Wohl können hierdurch Bildungen hervorgebracht werden, welche mit der Form niederer belebter Wesen eine gewisse Uebereinstimmung besitzen, aber die Form allein ist nicht ausschließlich maßgebend für die belebten Körper; Fäden, Fasern und Stacheln, wie sie bei niederen Tieren vorkommen, können auch außerhalb des organisierten Tierkörpers entstehen, wie dies die Diskussion über die Meteoriten zeigt (s. Carl Vogt: Diese Zeitschrift, Bd. 2, S. 396), und ein Eiweißtropfen mit festerer Hülle ist noch lange keine Zelle, wie sich dies einstmals M. Traube vorstellte.

Halten wir uns von diesem fundamentalen Unterschied zwischen der belebten und unbelebten Welt überzeugt, so werden wir auch zugeben müssen, daß die Ursache von Krankheitsprozessen, welche, durch unendlich geringe Substanzmengen hervorgebracht, zu einer ungeheuren Vermehrung derselben Substanz im erkrankten Körper führen, nur in der Einwirkung belebter Wesen, von „Organismen" bestehen könne.

Diese Anschauung von dem Wesen und den Ursachen der Krankheitsprozesse, welche für viele derselben, die offenbar übertragbaren, ansteckenden Krankheiten schon seit den ältesten Zeiten im Volksmunde lebte und erst viel später von ernsten, ihre Wissenschaft vollkommen beherrschenden Männern als wissenschaftliche Hypothese ausgesprochen wurde, hat erst in der neuesten Zeit, im Verlauf der letzten zwanzig Jahre ihre thatsächliche Bestätigung erhalten.

Der Parasitismus, welcher sonst als eine Erscheinung höchst absonderlicher Art betrachtet, aber mehr in das Gebiet der kuriosen Naturerscheinungen verwiesen wurde, bekam hierdurch eine Bedeutung nach seinem inneren Wesen sowohl, wie nach der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Auftretens, welche die hochverdienten Forscher über „lebende Tiere im lebenden Körper", wie den ersten derselben, den biederen Pfarrer Götze, in Erstaunen setzen würde. Die gröberen, größtenteils der Klasse der Würmer angehörenden Parasiten, d. h. Mitbewohner anderer Tiere, waren natürlich seit langem bekannt, aber man hielt sie zuerst für Erzeugnisse des menschlichen Körpers. Die Entdeckung, daß sie, zum Teil unter sehr abweichenden Formen, auch außerhalb des Tierkörpers oder in anderen Tierformen, als in denen sie ihre Entwickelung vollenden, gefunden werden, der Nachweis des sogenannten

Digitized by Google

Generationswechsels (Steenstrup, Siebold) hat einen tiefgreifenden Einfluß auf die Zoologie ausgeübt und wohl zuerst das künstliche System der Tiere erschüttert, welches auf der Starrheit und Unveränderlichkeit der Form begründet war, ebenso wie es der Lehre von der Urzeugung, der Entstehung von belebten Wesen aus unbelebtem Material, einer beliebten Eselsbrücke für Unverstandenes in der Natur, Schranken setzte.

Wir können nunmehr die Art und Weise ins Auge fassen, welche uns zu dem bestimmteren wissenschaftlichen Nachweis führte, daß eine Menge der wichtigsten Krankheitsprozesse durch fremde Organismen, durch Parasiten, herbeigeführt werden, indem hier nicht nur die größeren Formen, wie die Band- und Blasenwürmer, eine Rolle spielen, sondern vielmehr diese von den allerkleinsten Organismen, welche überhaupt existieren, ausgeübt wird; allein wir fürchten, die Geduld des Lesers zu ermüden, wenn wir von überstandenen Kämpfen hier reden wollten, während es ja doch nur auf das Resultat derselben ankommt. Nur so viel sei hier bemerkt, daß in dieser Frage, wie in vielen anderen, die Wahrheit nur sehr schwer gegen die Ueberlieferung der Schule aufkommen konnte.

Fassen wir dagegen die Natur dieser allerkleinsten Schmarotzer ins Auge, so sehen wir sie ihrer größten Mehrzahl nach jener Gruppe von Organismen angehören, welche der Münchener Botaniker von Nägeli zuerst als eine besondere unterschied und mit dem Namen der Spaltpilze belegte. Andere Botaniker, wie Ferd. Cohn in Breslau, ziehen es vor, sie als Bakterien zu bezeichnen, weil sie häufig in der Form kleinster Stäbchen erscheinen und mit den sonst als Pilze bezeichneten Pflanzen eigentlich gar keine Verwandtschaft besitzen.

Die Schwierigkeit, diese allerkleinsten Wesen, von denen ca. 2—3000 dicht nebeneinander gelagert, nur die Länge eines Millimeters einnehmen, als besondere organisierte Wesen anzuerkennen, von denen jedes einzelne Individuum also als gleichwertig betrachtet werden müßte mit den höchst organisierten Formen des tierischen und pflanzlichen Lebens, ist begreiflich genug. Schon die Kleinheit bietet große Schwierigkeit der Erkenntnis dar, welche erst durch eine überraschende Verbesserung der Mikroskope in der Neuzeit überwunden werden konnte. Sodann ist es eben wegen dieser Kleinheit des Einzelorganismus außerordentlich schwierig, denselben aus der ungeheuren Masse ähnlicher und verwandter Organismen herauszufinden und so lange festzuhalten, bis es gelungen ist, seine Körperformen, seine Entwickelung und seine Leistungen genau festzustellen. Besondere Methoden mußten hierzu erfunden werden, welche feiner als die feinsten Messer und Zangen des die Körper höherer Organismen untersuchenden Zoologen oder Botanikers ein unentbehrliches Hilfsmittel des Forschers darstellten. Da diese Methoden aber sich auf bis dahin unbekannte Verhältnisse bezogen, so konnte man dieselben nur auf Grund einer vorgefaßten, wissenschaftlichen Idee, gleichsam zum voraus, konstruieren; falls aber die Anwendung dieser Methoden zu dem erwarteten Ziele führte, war schon hiermit ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Idee gewonnen.

Die erste Idee eines parasitären Ursprunges der ansteckenden, sogenannten infektiösen Krankheiten verdanken wir wohl Schönlein, welcher unter den Aerzten zuerst dieselbe nicht allein begriff, sondern auch für dieselbe eine thatsächliche Unterlage zu schaffen suchte, wie ich dies ausführlicher in meiner Antrittsrede in Zürich auseinandergesetzt habe*).

Wie ich daselbst bemerkte, wurde Schönlein durch Untersuchungen eines Italieners Bassi über die als Muscardine bezeichnete Krankheit der Seidenwürmer zu diesen Anschauungen angeregt; allein ich habe hierin vielleicht die Leistung des deutschen Forschers nicht einmal völlig hinreichend angedeutet, denn wenn es auch feststeht, daß jene Entdeckung Bassis Schönlein zu eignen Forschungen ermutigt hat, so war Bassi selbst wie noch viele seiner Zeitgenossen und Nachfolger von der kühnen und idealen Auffassung Schönleins weit entfernt und auch in Italien drang diese Auffassung der Seidenwürmerkrankheit erst sehr viel später durch, nachdem wiederum ein Deutscher und Schüler Schönleins, Lebert, gezeigt hatte, daß die hier vorkommenden Parasiten alle Gewebe und Organe in ungeheurer Masse durchsetzen und zerstören. So wäre es richtiger ausgedrückt, daß eine unvollkommene

*) Ueber die Aufgabe und Bedeutung der experimentellen Pathologie. Leipzig, 1882.

Digitized by Google

und unverstandene Beobachtung des Italieners die tiefe, durch gründliche Auffassung des Vorganges am Krankenbett gewonnene Ueberzeugung Schönleins zur Reife brachte.

Von diesem Zeitpunkte an, d. h. vom Ende der dreißiger Jahre, schlummerte diese Frage nie mehr vollständig ein, allein ihre völlige wissenschaftliche Entwickelung, die strenge Beweisführung, wie wir sie im Interesse wissenschaftlicher Erkenntnis verlangen müssen, konnte erst in der neuesten Zeit geliefert werden. Gegenwärtig steht nun die Frage so, daß man für eine große Reihe übertragbarer Krankheiten eine genaue und vollständige Kenntnis der dieselben erregenden kleinsten Organismen (Mikroorganismen) besitzt, ja daß man im stande ist, diejenigen Krankheiten, welche auch auf Tiere übertragbar sind, durch die Uebertragung dieser Organismen künstlich zu erzeugen. Bei anderen dieser Krankheitsprozesse können wir wohl Mikroorganismen von charakteristischer Beschaffenheit in den erkrankten Organen nachweisen, aber wir sind noch nicht im stande, die gleichen Krankheiten künstlich hervorzurufen, oftmals nur deshalb, weil noch nicht diejenige Tierspezies gefunden ist, welche sich als geeignet erweist für die Entwickelung der betreffenden Organismen. Bei noch anderen Krankheitsprozessen, welche die fundamentalen Eigenschaften der Infektionskrankheiten besitzen, die Entstehung aus sehr geringen Substanzmengen und eine ungeheure Vermehrung dieser die Krankheit erzeugenden Substanz während des Krankheitsprozesses, fehlt selbst noch der anatomische Nachweis von Mikroorganismen, sei es, daß die Gelegenheit zu solchen Studien sich noch nicht darbot, sei es, daß auch die vorhandenen Mittel noch nicht in allen Fällen zu jenem Beweise ausreichen. Nichtsdestoweniger müssen wir auch in diesen Fällen und überhaupt in ganz allgemeiner Weise die These aufrecht erhalten, daß alle übertragbaren Krankheiten, welche von einer Vermehrung des Giftstoffes begleitet sind, parasitärer Natur seien, und wir müssen nach dieser These im gegebenen Falle handeln, in der Praxis Maßregeln zur Verhütung und Heilung dieser Krankheiten ergreifen, gleich als ob alle einzelnen Fragen auf dem Wege der anatomischen und experimentellen Forschung erledigt wären.

Im Grunde genommen wird durch die Anwendung eines solchen allgemeinen Prinzips auf noch unvollständig erkannte Einzelfälle nichts anderes gethan, als was tagtäglich in allen wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeiten geschieht. Denn sowohl der Physiker wie der Techniker sind fast stündlich genötigt, als gültig anerkannte Gesetze zur Anwendung zu bringen auch in Vorgängen, deren Natur zum Teil noch unbekannt ist. So hat in der Physik die Anwendung der Grundgesetze der elektrischen Bewegung zur Entdeckung der Telegraphie, der Telephonie und zur Erzeugung der gewaltigen elektrischen Lichtwirkungen geführt, und der Techniker, z. B. der Ingenieur, leitet Tag für Tag aus den Grundprinzipien der Mechanik neue Anwendungen ab, welche bis dahin Unerreichbares zu leisten gestatten. Als der Gotthardt-Tunnel gebohrt wurde, war auch noch die innere Struktur des Berges gänzlich unbekannt, und nur ein frisches Wagen schaffte, ausgerüstet mit den mächtigen Hilfsmitteln der physikalischen Technik, trotz aller Schwierigkeiten den gewünschten Durchgang durch die Alpen. Die Bestrebung, allgemeine Grundsätze zur Anwendung zu bringen, bevor sie in allen irgend möglichen Fällen sich als richtig erwiesen hätten, würde gleichbedeutend sein mit einer Vertagung eines jeden Fortschrittes ad calendas Graecas, d. h. auf ewige Zeiten.

Noch eines sehr wesentlichen Fortschrittes, welchen die Anwendung jenes Grundprinzips in der Krankheitslehre hervorgebracht hat, müssen wir hier gedenken. Außer denjenigen Krankheiten, welche ganz offenbar durch Ansteckung herbeigeführt werden und die deshalb von jeher als Infektionskrankheiten bezeichnet wurden, gibt es eine große Menge von Krankheitsprozessen, bei denen diese Art der Entstehung weniger in die Augen fällt, indem ihr Anfang kein so plötzlicher, ihr Verlauf ein langsamerer, oft vielmals unterbrochener ist und die Uebertragung von Mensch zu Mensch entweder gänzlich fehlt oder weniger deutlich hervortritt. Wenn es in solchen Fällen gelingt, Mikroorganismen in den erkrankten Organen nachzuweisen und durch ihre Isolierung, Züchtung und Uebertragung dieselben Krankheitsformen bei Versuchstieren hervorzurufen, so wird das Gebiet der Infektionskrankheiten eine wesentliche Erweiterung erfahren und die Heilkunst neue Aufgaben und Erfolge zu verzeichnen haben. In der That

Digitized by Google

ist dieses geschehen und wichtige und weitverbreitete Krankheitsprozesse, wie die Tuberkulose und die rheumatischen Krankheiten mit ihrem traurigen Gefolge von Herz- und Nierenaffektion, sind in ihren Ursachen aufgeklärt und zu greifbaren Objekten der ärztlichen Behandlung geworden.

Bei der großen Mannigfaltigkeit der durch Mikroorganismen erzeugten Krankheiten ist es nun ein unabweisliches Bedürfnis geworden, die ähnlichen und verwandten Vorgänge in Gruppen zu sondern, und können zu diesem Zwecke verschiedene Eigenschaften derselben verwendet werden. Solange nur die Erscheinungen, welche diese Krankheiten im menschlichen Körper hervorbringen, bekannt waren, mußten diese als Grundlage der Einteilung benutzt werden und man unterschied solche von akutem Verlauf, die gewöhnlich mit Fieber begleitet waren, von solchen, welche einen langsameren, sog. chronischen Verlauf darboten, allein dieses Prinzip ist nicht zureichend, indem die verschiedenartigsten Infektionskrankheiten oftmals durchaus gleichartige Erscheinungen hervorbrachten, so daß ihre Erkennung oft erst am Leichentische und auch daselbst nicht unter allen Umständen gesichert werden konnte.

Bei den offenbar ansteckenden Krankheiten versuchte man schon seit langem, die Art der Uebertragung als Einteilungsprinzip zu verwenden und unterschied kontagiöse und miasmatische Krankheiten, von denen die ersteren durch unmittelbare Berührung, die anderen durch Vermittelung der Luft übertragen werden sollten. Allein man fand bald, daß diese beiden Arten der Uebertragung nicht alle vorkommenden Verhältnisse der Uebertragung umfaßten und man bildete die Gruppe der kontagiösen miasmatischen Krankheiten, welche bald direkt, bald indirekt übertragen werden sollten und in die bei genauerer Kenntnis der Vorgänge immer mehr Krankheitsprozesse aus den beiden ersten Gruppen hinüber genommen werden mußten.

Nachdem die organisierte Natur dieser Krankheitserreger erkannt war, kann ein solches verschiedenartiges Verhalten gegenüber dem Organismus nicht Wunder nehmen, indem natürlich ein jedes wirksame Partikelchen in der verschiedenartigsten Weise dem Körper einverleibt werden kann, bald durch Einimpfung unter die Haut, bald durch Einatmung, bald auch, in vielen Fällen wenigstens, durch Aufnahme mittels der Nahrung.

Besäßen wir eine vollständige Kenntnis von sämtlichen Lebenserscheinungen dieser niederen Organismen, so müßten natürlich diese als die Grundlage eines Systems der übertragbaren Krankheiten genommen werden und wir werden hier ebenso scharf diese genetischen Gruppen von Infektionskrankheiten unterscheiden können, wie dieses bei den durch höher organisierte Parasiten erzeugten Krankheiten bereits der Fall ist, unter denen wir solche unterscheiden, welche z. B. durch Blasen- und Bandwürmer erzeugt sind, von denjenigen, bei denen Rundwürmer, z. B. Trichinen, die Ursache des Krankheitsprozesses darstellen. Allein auch diese zoologische Einteilung würde nicht vollständig zutreffen, indem in vielen von solchen Gruppen Krankheitsprozesse von sehr verschiedener Art und namentlich von sehr verschiedener Schwere unmittelbar nebeneinander gestellt werden müssen. So müßten in dem angezogenen Beispiel die relativ unschuldigen Affektionen, welche durch Spulwürmer und ähnliche, nur im Darme des Menschen vegetierende Organismen hervorgerufen werden, unmittelbar neben die schweren Erkrankungsformen gestellt werden, welche die Trichinen hervorbringen, deren junge Brut vom Darm aus das ganze Muskelsystem des Körpers durchwandert.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schleier der Christnacht.

Von

Viktor Blüthgen.

Ein Nest alter, wunderschöner Häuser lag da beisammen, wie vergraben in verwildertes Buschwerk und Riesenbäume, und doch konnte man die dunklen Giebelwände mit den verschnörkelten Giebeln darüber und den alten Steinrahmenfenstern durch die kahlen Aeste gewahren — eines hatte ein Türmchen auf dem Dache, in dem sich die Glocke gegen den Nachthimmel abhob. Sie hatten so scharfe Züge mit tiefen Schatten, und auf dem Dache eine Schneeperücke. Und auf den Aesten der Bäume und dem struppigdürren Gehölz am

Digitized by Google

Boden lag es ebenfalls weiß und greisenhaft, und das Profil des alten, einsam stehen ge-

„Ein Rest alter, wunderlichäner Wohnhäuser lag da beisammen."

liebenen Steinportals neben Mauerruinen, iesseits des Gehölzes, schimmerte mit weißer Schneekante. Ein kleiner verschneiter Kirchof dabei, ein winterlicher Garten, zu dem teinerne Stufen hinabführten — das alles hatte etwas so Starres, Verlassenes, Verwahrlostes, Fremdes an sich!

Es waren geistliche Gebäude; ein alter deutscher Herrensitz, der sich in ein einsames Gut verwandelt hatte. Eine gräfliche Familie hatte es vor Zeiten erworben, aber selten hatte ein Mitglied hier gewohnt. Es war von bezahlten Leuten verwaltet worden, wie manches andere Gut des Familienvermögens, und man hatte keine Kosten aufgewendet, um Dinge im Stande zu halten, welche nichts einbrachten. Im Sommer war die lachende grüne Wildnis hier bezaubernd; sie lag herum wie die Rosenhecke um das Dornröschenschloß. Jetzt, im Winter, ließ der dürre Ueberrest häßlich. Aber die Schneenacht verklärte die Häßlichkeit und machte sie in anderer Weise märchenhaft. Und welch eine Schneenacht! Die Christnacht, in der die Lüfte so klug wehen, in der die schlafende Natur wie plötzlich erwacht scheint, der Schnee wie lebendig flimmert. Das festlich lodernde Leben in der Menschenbrust wirft einen flackernden Schein über die Dinge, die sie mit einer heimlichen Bewegung überkleidet — dies ist das ganze Geheimnis. Aber auch für den, welcher sich dies sagt, ändert es an dem Eindrucke nichts.

Die zwei kunstreichen Giebelhäuser, welche

eine Brücke durch die Luft verband, waren für die Herrschaft reserviert. Selten wurden die meist kleinen Zimmer mit ihrer altmodischen Einrichtung, den Wänden voll Holzbekleidung und verblichenen Zeugtapeten, den Schnitzmöbeln mit hohen Lehnen und Leder- oder Seidenzeugbekleidung, den verschossenen Teppichen, den hundert Rumpelkammergeräten gelüftet. Nur ein größerer und ein daran stoßender kleinerer Raum erfuhren jüngst eine Veränderung. Leute aus der Stadt kamen, warfen alles, was darin sich vorfand, bis auf die nackten Wände und den schwarzen Marmorkamin hinaus und richteten die Zimmer neu ein, mit Malereien, schmucken Tapeten, bequemen Möbeln und weichen Teppichen — in dem kleineren Raume gab es seitdem ein Himmelbett, einen Schreibtisch und bis zur Decke reichende Bücherspinde.

Vom Garten her wehte der Ostwind gegen die Häuser. Er zog stetig aber gemächlich. Er streifte gewissermaßen vorsichtig über die helle Schneekante des alten Portals und die wie mit Watte umlegten Aestchen, die sich nicht rührten. Nur in die Schornsteine fuhr er mit ungenierter Wucht hinab und blies so beharrlich, als fühle er sich verantwortlich dafür, daß in dieser Nacht die Menschenkinder warm säßen.

In dem einen der Herrenhäuser war er auf ein Kaminfeuer gestoßen, und das war ihm hier etwas Neues. Er prasselte in den Flammen umher und warf den Schein soweit als möglich in die Stube, welche sich so sehr verändert hatte. Kein lebendes Wesen befand sich in dem Raume, ausgenommen die alte schwarze Hauskatze, welche in einer Ecke zu schlafen schien.

Ein berstendes Holzstück lärmte wie eine abgebrannte Pistole, und die Katze richtete sich auf, dehnte sich und schritt gravitätisch zum Kamin.

„Hm!“ sagte sie, „dich sollte ich kennen. Wie geht's in Rußland?“

„So so,“ meinte der Ostwind. „Ich halte es nicht lange da aus. Wenn's möglich ist, komme ich Weihnachten immer herüber, denn da gibt's hier am meisten zu sehen. Was habt ihr für eine Veränderung?“

„Einen Herrn hier. Er hat uns geerbt, als er auf großen Reisen, ich weiß nicht wo, war, hat er geschrieben, daß zwei Zimmer instandgesetzt werden sollten, und nun ist er hier. Ich muß mich schon zu ihm halten; und er benimmt sich anständig gegen mich.“

„Lebt er allein?“

„Natürlich; bei zwei Zimmern! Er ist sogar sehr allein, denn er liest und schreibt fast den ganzen Tag —“

Es klopfte an der Thür draußen, häufiger und immer stärker. Plötzlich sprang die Thür zu dem kleinen Nebenraum auf. Der Schein einer Lampe fiel in das Zimmer mit dem Kamin; man sah einen Schreibtisch und den Rücken eines Mannes, welcher „Herein!“ rief. Dann legte dieser Mann die Feder beiseite, stand auf, nahm die Lampe und trat gleichzeitig mit dem, welcher geklopft hatte, in das Kaminzimmer. Der eine war der junge Graf, der andre der Inspektor.

„Guten Abend, lieber Neuhaus,“ sagte der junge Graf, der doch schon hoch in die dreißig sein mochte. Seine Haltung war vornüber geneigt, sein Antlitz bleich, seine Stimme hart und klanglos. Dennoch hatte er etwas Vornehmes, etwas geistig Vornehmes. Er setzte die Lampe auf den Kaminsims, warf ein paar Holzstücke in die Glut und ließ sich wie fröstelnd in einen Lehnstuhl fallen.

„Was wünschen Sie?“

Der Inspektor stand breit an der Thür und blickte ein wenig verlegen aus dem vollbärtigen Gesicht, das von Kraft und männlichem Ernst sprach. Man merkte ihm an, daß er mit einem Herrn zu thun hatte, den er nicht recht zu nehmen wußte.

„Herr Graf,“ hub er an, mit rauher, schwer fließender Rede, „es ist heiliger Abend heute, und wir haben den Saal im Leutehause hergerichtet für das Gesinde, daß sie ihre Weihnachtsfreude haben und ihren Herrgott loben.“

„So, so; und wie haben Sie das gemacht?“ sagte der Graf zerstreut und fuhr mit der Fußspitze streichelnd an der Katze hin und wieder.

„Wie es von alters her Sitte ist: wir haben drei hübsche Tannen aus dem Forst geholt und aufgeputzt, und sie stehen auf der langen Tafel, und darunter ist für alle Leute aufgebaut, Bäckerei und Sachen, die sie gebrauchen können und die ihnen Freude machen. Wenn sie abgegessen haben, führe ich die Leute hinein, meine Frau und Kinder angeschlossen, daß sie inne werden, wir sind eine große Familie vor dem Herrgott, dann

Digitized by Google

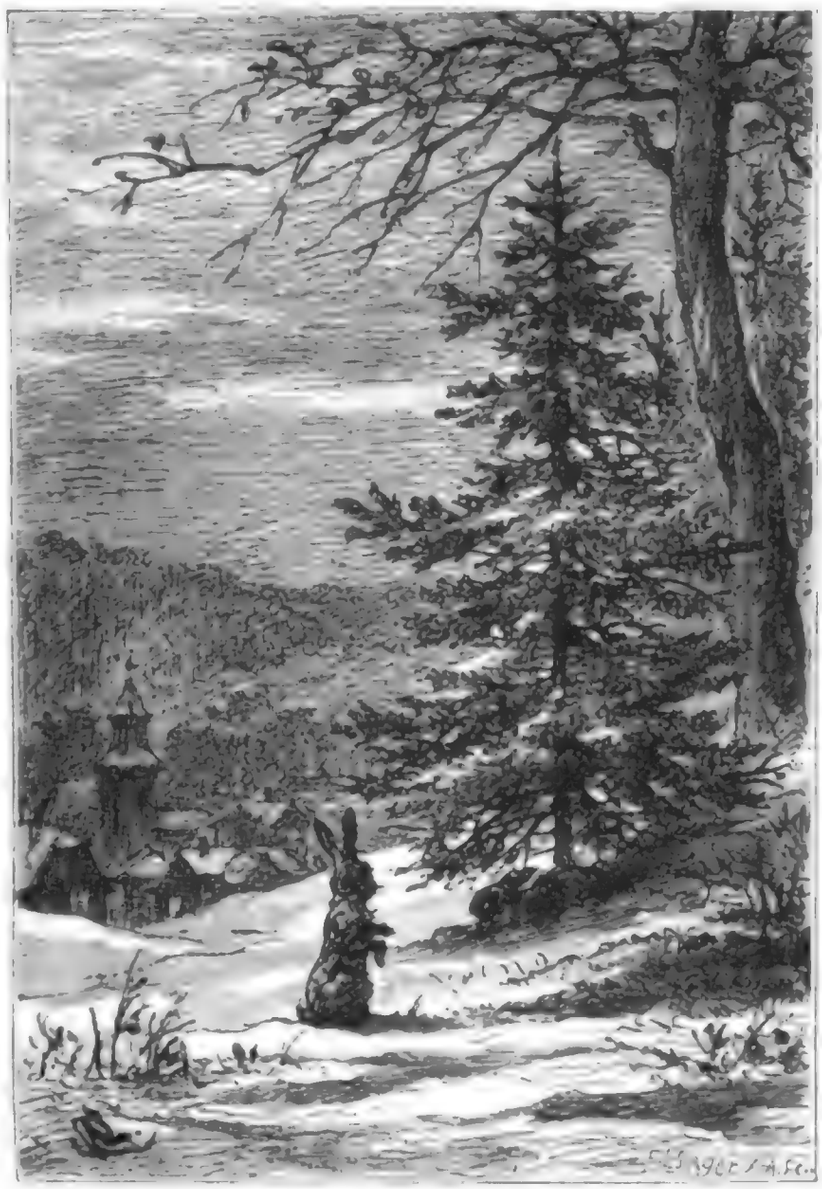
singen wir ein Weihnachtslied aus dem Gesangbuch, und ich habe danach immer ein paar Worte im guten Willen geredet, wie mir's ums Herz ist. Nachher ist alles fröhlich und übt allerlei Bräuche, wie sie in der Gegend althergebracht sind —"

„Schön, lieber Neuhaus, machen Sie das so, ich habe nichts dagegen."

„Halten zu Gnaden — da wollt ich fragen, ob der Herr Graf uns nicht die Ehre schenken wollten, zugegen zu sein und zu thun, was ich sonst in Ermangelung des wirklichen Herrn gethan habe."

Der Graf lachte auf, und das Lachen klang ein wenig spöttisch.

„Ich danke, mein Lieber," sagte er, „Ich würde eine sonderbare Figur dabei machen. Ich kann weder Kirchenlieder vorsingen, noch predigen, am wenigsten Weihnachtspredigten halten. Das Volk hat seinen Weihnachtsglauben und mag seine Feste feiern; ich denke ein wenig anders über das Kind von Bethlehem und seine Mutter, seit ich mich habe überzeugen müssen, daß die Isis Sathor von Aegypten nebst ihrem Söhnchen das Original zu der jüdisch-christlichen Kopie eines wunderbar geborenen Christus darstellen. Es ist ein anmutiges Fest, voll Poesie, dieses Weihnachtsfest; wer es über sich gewinnen kann, mag es um deswillen mitfeiern. Mir ist Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit die höchste Mannestugend. Ich hoffe, daß Sie wenigstens die Ueberzeugung der Leute teilen, indem Sie die Führung der Feier übernehmen?"



„Am Waldrand saß ein magerer Buschhase."

Der Inspektor hob den Kopf und sah ernst, die Augen voll Glanz, zu seinem jungen Gebieter hinüber.

„Ja, Herr Graf, halten zu Gnaden, die teile ich. Was es mit dem ägyptischen Ibis auf sich hat, das weiß ich nicht und mag's auch nicht wissen. Aber um einer elenden Kreatur willen gebe ich meinen Trost im Leben und Sterben nicht dran. Die Weisheit ist gewiß ein schönes Ding, Herr Graf, aber sie ist nichts für das Herz, und ich will lieber glauben, daß Hirten auf dem Felde Engel singen hörten und Gottes Sohn in einer Krippe mit himmlischer Glorie sahen, als die Freude verlieren, die ich seit meinen Kinderjahren alle Weihnachten gehabt, und die Gewißheit, daß mir einer hilft, mein Geblüt und Gemüt ordentlich im Zaum zu halten, mir Licht gibt in Trübsal und einen Stecken und Stab für das dunkle Thal des Todes —"

Der Graf erhob sich und trat vor.

„Mein lieber Neuhaus," sagte er nicht

Digitized by Google

unfreundlich aber mit leiser Ungeduld, „das ist eine vortreffliche Weihnachtspredigt, welche Eindruck machen wird. Ich bin weit entfernt, Ihre Ueberzeugung antasten zu wollen. Es gehört viel eigne geistige Arbeit dazu, um dahin zu kommen, wo ich stehe, und keine Reue zu fühlen. Lassen Sie sich durch den Gedanken an mich Ihre Weihnachtsstimmung nicht stören —"

Er nickte verabschiedend und kehrte zum Kamin zurück. Der Mann mit dem ehrlichen, von innerem Feuer geröteten Gesicht sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Graf, gute Nacht!" und schritt aus der Thür.

Die Flammen im Kamin loderten, knisterten und knackten. Der Ostwind fuhr ärgerlich darin herum, und plötzlich stäubte eine Funkengarbe hinaus, daß der Graf erschrocken beiseite rückte. Er griff nachdenklich zu der Zange und schob das Holz weiter zurück. Er sah den Leutesaal mit den drei hohen Tannen auf dem Tische im Geiste; der Lichtschein erhellte die braunen Gesichter, und er atmete Tannenwürze und Wachsduft. Man sang, und die sonore Stimme des Inspektors predigte. Der Inspektor hatte fünf hübsche Kinder mit blauen Augen und Flachsköpfen, und in jedem der blauen Kinderaugen spiegelten sich drei Tannen voll Kerzen wie funkelnde Weihnachtsseligkeit.—

„Ich bin kein Kind mehr," sagte er mit leisem Seufzer. „Es muß sein." Und er ging mit der Lampe wieder in sein Studierzimmer.

„Pfui!" fauchte der Ostwind; „Pedant! Pedant!" die Funken stoben und die Flammen loderten blaugolden in die Luft. „Wie dumm, wie langweilig!"

„Ich wollte, ich wäre vorhin mit durch die Thür gegangen," murrte die Katze. „Es wäre noch schöner, wenn ich das Jahr nichts von Weihnachten haben sollte!" — Du findest es überall; aber ich —!"

— — — — — — — — —

Der Ostwind fuhr über das Land. Er bekam genug zu sehen.

Auf dem Berglande lag überall der Schnee, und er war am dicksten an den Waldrändern, wo die Felder anfingen. Die Hasen hätten viel lieber grüne Weihnachten gehabt.

Am Waldrande saß ein magerer Buschhase und machte Männchen. Die Häsin lag dicht dabei unter einer Tanne, hart am Stamme, wo sie vorher den Boden abgescharrt hatte. Vom Thale glänzten glührote Fenster herauf.

„Warum reckst du dich?" fragte der Ostwind. „Willst du im Dorfe die Weihnachtslichter sehen, und was aus den Tannen geworden ist, die sie hier abgehauen? Die sind Prinzessinnen geworden, ich werde sie gleich besuchen. Alles voll Gold und Silber an ihnen, alles voll Lichter und Schmucksachen. Die Menschen sind vernarrt in sie."

„Ich besehe mir meine eigene Tanne da, und sie ist mir lieber so, wie sie ist. Sie ist grün, und darauf kommt mir alles an. Das Grün ist die Hauptsache in der Welt, denn davon lebt unsereiner. Ich wollte dir sagen, du solltest mir den Schnee von den Zweigen fegen, aber das wäre doch nicht das Richtige. Grün unterm Schnee, das ist unsere Hoffnung in dieser betrübten Zeit, und das bedeutet die Tanne. Ihr Grün ist freilich ungenießbar, und darum sage ich, es ist nichts Reelles. Aber das paßt eben, denn die Hoffnung ist auch nichts Reelles. Man wird nicht wirklich satt von ihr. Du könntest etwas über den Schnee da fegen, denn es ist Saat darunter, ganz hübsch aufgegangen."

Der Ostwind amüsierte sich über den Hasen, der noch immer auf den Hinterläufen saß und seine Tanne bewunderte. Die Häsin, welche zusammengeduckt, mit hintergelegten Löffeln zugehört hatte, hob diese und schielte herüber.

„Ihr sollt etwas Genießbares haben, das gehört zu Weihnachten —"

Der Ostwind wirbelte auf dem Felde hin und jagte dichte Schneewehen vor sich in das Dorf hinab. —

— — — — — — — — —

Vor einem Orte stand eine Mühle, eine sogenannte holländische. Unten war sie eine Art Haus, oben drauf stand die Mühle. Heute war sie still, und der Ostwind machte keinen Versuch, die Flügel zu bewegen, was sonst zu seinen Hauptbelustigungen gehörte. Er fuhr durch die Luken hinein, durch alle Gänge und Schlüssellöcher.

In einer Stube stand ein Mann vor dem Spiegel. Er hatte schwere Stiefel an den Füßen, einen dicken Pelz am Leibe, eine Pelzmütze auf dem Kopfe und war bemüht, sich einen Bart aus Watte über das Gesicht zu passen. Auf dem Tisch stand ein angeputztes Christbäumchen mit brennenden Lichtern, da-

Digitized by Google

neben lag auf einem vollgestopften Sack mit allerlei Buckeln und Erhebungen ein Paar pelzgefütterte Fausthandschuhe. Der Mann lächelte still vor sich hin, so recht glückselig, und dann wieder grimmig — nun pfiff er leise durch die Watte und horchte: eine feine Kinderstimme plapperte in der Entfernung, einförmig und unverständlich, und der Mann ließ die Hände sinken und hörte zu wie vor einer Offenbarung.

In einer anderen Stube, über dem Hausflur hinüber, war es sehr warm. Ein sauberes Stübchen mit weißen Gardinen und Blumen auf dem Fenstersims, mit einer weißen Decke über dem Tische und einem braunen alten Kachelofen in der Ecke. Eine alte Frau in bäuerlicher Kleidung hielt ein sonniges blondes Geschöpf von Kind auf dem Schoße, dabei erhob sich eben ein etwa fünfjähriger Knabe von einem hölzernen Schemel, auf dem er gekniet hatte, während auf der anderen Seite ein etwas älteres Mädchen im Stuhle saß.

„Ein sauberes Stübchen mit weißen Gardinen und Blumen ..."

Eine junge Frau lehnte am Kachelofen, mit höchst ernsthaftem Gesicht. Auf dem Tische stand ein Licht, die einzige Beleuchtung in dem Stübchen.

„Habe ich's gekonnt, Mutter?" fragte stolz der Junge. „Nicht wahr, fein?"

„Du hast gesagt: in meine Augen, es heißt: in meinen Augen," meinte das Mädchen eifrig.

Der Junge sah sie von der Seite an. „Du weißt auch was! Um so was kümmert sich der Weihnachtsmann gar nicht. Nicht wahr, Mutter?" Vielleicht weiß der's gar nicht einmal, wie's richtig ist."

„Oho, der weiß alles."

„Ich glaube gar, ihr fangt euch an zu zanken," sagte die Mutter vom Ofen her, und die beiden senkten die Köpfe. Die Großmutter summte eine Choralmelodie, und das goldige kleine Ding auf ihrem Schoße steckte den Finger in den Mund.

Dem Ostwind gefiel das Stübchen. Er schürte im Feuer des Kachelofens und sprühte kleine Feuerwerke hinaus. Der Junge trat vor. „Liese, der Ofen sät Feuersamen."

„Still!" sagte die Mutter. „Ich glaube, er kommt."

Auf dem Hausflur knisterte es, die Hausthür ging auf, es klingelte, und schwere Stiefel trampelten, wie um sich von ihnen zu befreien. Ein paar tiefe Seufzer stiegen in dem Stübchen auf.

Die Mutter nahm das Licht vom Tisch und sagte „Herein!" — denn es klopfte.

Der Mann im Pelz aus der Stube gegenüber trat herein und sagte mit rauher Stimme „Guten Abend." Er hatte den Sack über die Schulter genommen und trug das brennende Weihnachtsbäumchen.

„Guten Abend, lieber Weihnachtsmann," sagte die Mutter. „Da sind meine drei artigen Kinder. Die beiden großen können ganz ordentlich beten."

Der Junge kniete mit verschüchtertem Gesicht auf den Holzschemel und faltete die Hände,

Digitized by Google

während seine Augen wie gebannt an dem Baume hingen. Der Mann schritt mit brummendem Kopfnicken in die Stube vor und stellte den Baum auf den Tisch. Dann wandte er sich zu den Kindern und hub in tiefem Tone an:

„Ich komme durch den tiefen Schnee,
Ich komme von der Himmelshöh,
Da loben die Engel vor güldenem Thron,
Gott den Vater und den Sohn,
Den heiligen Geist in Herrlichkeit,
Die loben sie in Ewigkeit.
Gottes Sohn ist in die Welt geboren
Als Kindlein vor Bethlehems Thoren,
Auf daß ihn ehren alle Frommen
Und in den schönen Himmel kommen.
Des sollt ihr heut gedenken
So will er euch beschenken:
Schöne Sachen den Guten,
Den Bösen eine Ruten,
Eine Ruten, die beißt und brennt —
Jetzt zeigt mir, ob ihr beten könnt."

„Er versank in stummes Brüten —"

Dazu rappelte er mit dem Sacke. Der Junge hob andächtig die Blicke und sagte:

„Jesus in meinen Augen,
Jesus auf meinen Lippen,
Jesus in dem Herzen mein,
Daß ich ein Gotteskind mag sein.
Geboren ist der Heiland heut,
Des freun sich alle Christenleut —"

Weiter kam er nicht. Der Blick des Mannes im Pelz war auf das süße Geschöpf gefallen, das die Großmutter im Schoße hielt. Es hatte Härchen, welche wie Sonnenschein flimmerten, und Augen wie Heidelbeeren, und sah, den Finger im Munde, groß und unverwandt, zu dem Manne empor. Und der Mann wäre am liebsten hingegangen und hätte es ans Herz genommen und abgeküßt, doch bezwang er sich und blinzelte nur ganz wenig, wie er meinte, ihm zu, so wie er sonst gern that — und plötzlich nahm das kleine Ding den Finger vom Munde und deutete mit dem nassen, winzigen, auf den Mann hin und sagte mit hellem Aufleuchten in den klugen Augen:

„Papa!"

Da überkam es den Mann, er wußte nicht wie. Er warf den Sack auf die Erde, riß die Mütze und den falschen Bart herab und kniete mit einem Aufjauchzen zu dem Kinde hin.

„Es hat mich erkannt, Mutter! So 'n kluges Kind! Es hat mich erkannt, es ist nicht zu glauben —" und die Worte erstickten

Digitized by Google

ihm, und er riß das Kind an ſich und erſtickte es faſt mit ſeinen Küſſen.

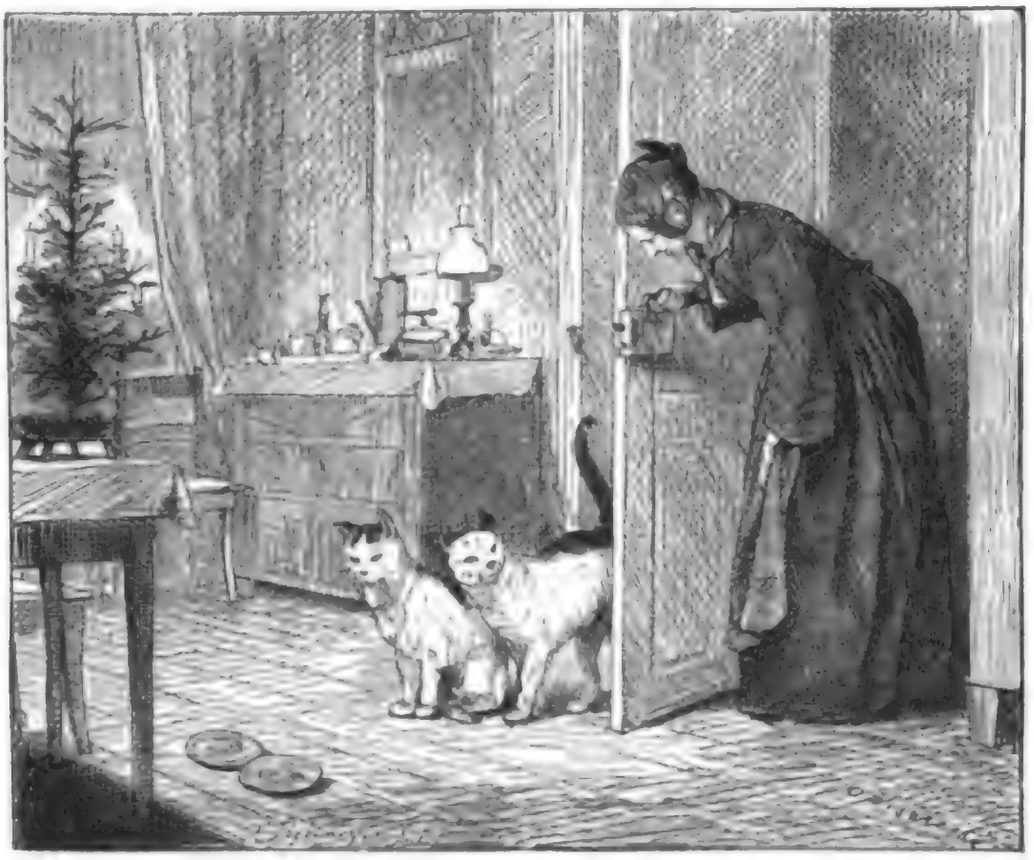
„Der Vater!“ ſagten die beiden größeren Kinder verdutzt lachend. „Aber Mann!“ rief es vorwurfsvoll vom Ofen.

„Eh, ſo laß, ſie werden wohl auch ohne den Weihnachtsmann fromm werden.“

Der Oſtwind kreiſelte voll Rührung wie toll im Ofen. „Das lohnt doch der Mühe! Das iſt doch ein Weihnachtsvergnügen — ja, die Kinder, die Kinder!“

— — — — — — — — —

In der Stadt war's. Ein hübſches Häuschen, und im obern Stock ein nettes Stübchen, warm, einfach, recht wie für einen ſauberen alten Herrn geſchaffen. Am weißen Kachelofen ein Lehnſtuhl mit grünem Plüſch bezogen, ein runder Tiſch mit grüner Decke, darunter



„Ei, ei, was hat denn der Weihnachtsmann gebracht —“

ein Hirſchfell als Teppich und darauf ein Chriſtbäumchen im Holzgeſtell, noch unangezündet. Was braucht ein einſamer alter Menſch viel mehr um Weihnachten zu feiern, als ſolch ein Plätzchen?

Ein Lämpchen brannte auf dem Sophatiſche, ein grüner Schirm dämpfte das Licht. In dieſem grünen Dämmerlicht ſchritt der alte Herr behäbig breit auf und ab, das feine, ganz weiß umrahmte Geſicht nachdenklich zu Boden geſenkt. Er mochte ſchon lange ſo gegangen ſein, denn der Abend war bereits ſtark vorgeſchritten. Zuweilen blieb er ſtehen und blickte ſich um. „Es zieht hier, ich weiß nicht wovon,“ murmelte er. Der Oſtwind war's, der mit ihm ging. Er war neugierig, wie lange es dauern würde, ehe dieſer alte Herr aufhörte, die Beine zu bewegen.

Jetzt ſtand derſelbe am Fenſter und drückte wohl zum zwanzigſten Mal die Stirn dagegen. Man konnte gegenüber eine Weihnachtsſtube mit vollem Kinderjubel ſehen und ein junges Paar, das ſich manchmal verklärt aneinander lehnte und küßte.

Der alte Herr ſeufzte, zog ein baumwollenes Taſchentuch und fuhr über ſein Geſicht.

„Es hat nicht ſollen ſein, und heute iſt es fünfzig Jahre her. Und heute ſind wir zwei einſame Menſchenkinder und könnten doch glücklich ſein, ich wenigſtens, und ich glaube, ſie auch.“

Er raffte ſich auf und nahm eine Flaſche

Digitized by Google

und ein Glas aus einem Schränkchen, die er neben das Christbäumchen setzte. Dann schritt er in einen dunklen Nebenraum und brachte ein Bild herein, das er dem Ofen gegenüber sorglich auf einen Stuhl stellte. Nun zog er Streichhölzer aus der Tasche und begann langsam die Wachskerzen in den Tannenzweigen anzuzünden. Ebenso bedächtig entkorkte er die Flasche, goß in den grünen Römer ein und ließ sich in den Lehnstuhl nieder.

„Gesegnete Weihnacht!"

Die mildstrahlenden Wachsflämmchen erhellten die Zimmerecke mit festlichem Schimmer. Ein Glasschrank, ein paar eingerahmte Photographieen an der Wand, die Flasche und der Römer brannten mit goldigen Reflexen. Der alte Herr mit dem feinen stillen Gesicht und dem schlichten weißen Haar legte das Taschentuch über den Schoß, faltete die Hände hinein und betrachtete das Bild gegenüber.

„Ein paar Sekunden später saß die Katze in den Zweigen des Christbaums –"

Ein Oelbild in einfachem Goldrahmen, ein junges Mädchen im Kostüm der Luisenzeit, die Büste knapp umschlossen, die vollen Arme bloß und in der Taille gekreuzt, das dunkle wellige Haar über dem Wirbel aufgenommen, hübsche, aber eigensinnige Züge. Ein Gesicht, um zu reizen und zu quälen, weich und selbstsüchtig und selbstzufrieden.

Es quälte den alten Herrn noch immer: das sah man ihm an. Nicht mit jener Qual, welche hager macht und unstet, sondern mit jener still nagenden, welche wie eine alte Kugel in der Wunde zu weilen drückt, bis an das Lebensende.

„Das ist der Tag, da ich dich gewinnen wollte und dich verlor, und so sahst du aus. Da bleibst du für mich eine ewig junge Braut. Hätten unsere Wege sich noch einmal gekreuzt — vielleicht, es stünde doch anders um uns."

Er versank in stummes Brüten, indem er spielend die Daumen übereinander drehte. Der Wein leuchtete unberührt mit geheimnisvollem

Digitized by Google

Feuer. Der Kerzenschein überschimmerte das Mädchenantlitz, daß es in erheucheltem Leben spielte. Es war so still im Zimmer; und der Kopf des alten Herrn sank tiefer auf die Brust.

„Die Liebe höret nimmer auf."

Im Ofen schnurrte es auf und ab, der Ostwind. „Dummes Zeug, dummes Zeug —" Es war ihm nicht recht behaglich in dieser Weihnachtsstube. „Kein Temperament!"

— — — — — — — — —

Wieder ein sauberes, helles Stübchen, etwas hoch gelegen. Helle Möbel mit Mahagonibeize, weiße Gardinen, weiße Deckchen — weiß, weiß, und hübsch gestärkt mit einem gewissen Schimmer von Waschblau. Etwas ärmlich das Ganze. Auf dem Tisch ein mageres Bäumchen mit einem halben Dutzend Lichtern. Auf den nackten, mit weißem Sand bestreuten Dielen zwei Teller voll Milchmus.

Ein Anblick zum Kopfschütteln. Aber die ältliche Person, welche das Arrangement musterte, lächelte so zufrieden, sogar zärtlich. Sie trug einen langen dunklen Wollrock und um den Hals ein Knüpftuch; das Scheitelhaar rahmte die Ohren mit zwei Zöpfchen ein, das übrige Haar war in einen dünnen Kranz aufgesteckt. Es lag etwas unbeschreiblich Altmodisches und Altjungferliches über der hageren Person, in der Atmosphäre des ganzen Raumes.

Die Bewohnerin ging mit so leisen Schritten, als es der knirschende Sand zuließ, auf die Stubenthür zu und blieb da ein paar Augenblicke in lauschender Stellung. Den Mund über dessen Oberlippe sich ein Schatten hinzog, spitzte ein Lächeln. Es war die Antwort auf ein leises Miauen, welches draußen hart hinter der Thüre erscholl, wie mit einer kläglichen vorwurfsvollen Frage.

„Hübsch warten, Miezchen, hübsch abwarten, Hinzchen, die Kinderchen müssen Geduld haben und warten lernen. Alles nach der Ordnung. Erst singen wir etwas, und dann wird geklingelt."

Und sie trat zurück und begann in der Stube auf und abgehend, mit dünner Stimme ein Weihnachtslied zu singen:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Und bring' euch eine neue Mär —"

Sie konnte es auswendig und sang es bis zu Ende. Dann ergriff sie eine Schelle und klingelte, und nun erst ging sie die Thür öffnen.

Zwei Katzen schmiegten sich durch die Thür, beide weiß mit rot und grauem Rücken und Schwanz.

„Ei, ei, was hat denn der Weihnachtsmann gebracht für die Kinderchen? Das ist doch was, um sich den Bart zu lecken. Nun, ganz überrascht seid ihr, nicht wahr? Ganz schüchtern sind die Kinderchen, wahrhaftig; es ist auch so schöner Zucker dran, und reiner Rahm, nicht die abscheuliche blaue Milch — ei, ei, ei —"

Der Ostwind pfiff zu der noch immer halb offenen Thür herein, daß die Katzenjungfer rasch zuschlug. Er flog an dem welken, hagern, faltigen Gesichte vorbei, kreiste um die Stube und kam wieder heran, um sich zu vergewissern. Waren das dieselben Züge, welche er in der Stube des alten Herrn auf dem Oelbilde gesehen hatte, oder täuschte er sich? Hui! das war sie, und ihre Zärtlichkeit streichelte zwei prall ausgefütterte Katzen — und dort saß er mit den feuchten Augen und dem rührenden alten Herzen — die Liebe höret nimmer auf — — hui!

Der Ostwind kann überall hin. Er wunderte sich, nicht vorher daran gedacht zu haben, daß er dies Gesicht treffen müsse. Eine närrische Welt!

— — — — — — — — —

Im Kamine blies er am liebsten. Da gehörte das Flammenspiel mit zur Stube, und man konnte bequem etwas sehen.

Und das war eine Weihnachtsstube! Ein Saal, doch wie eine Kapelle; auf dem Tische ein Baum, fast so hoch wie ein Bootsmast. Jeder Ast hätte noch einen netten kleinen Christbaum abgegeben. Die Lichter darin große Tafelkerzen, handgroße flimmernde Papiersterne, Schmetterlinge, Konfektsachen. Und welche Kostbarkeiten darunter aufgebaut. Ein Kunstkabinett voll Schönheit, ein funkelnder Reichtum an Arbeit und Material. Getriebene Schalen, venetianisches Kunstglas, eingelegte, beschlagene Holzarbeit, Prachtbücher, Decken von Seidenplüsch und Brokat. Auf einem der in Altgold bezogenen Rokokosessel ein Ballkleid, ein Hauch von Schönheit. Wenn die Lichter brannten und der Weihnachtstisch sich dann in den hohen Deckenspiegeln verzehnfachte, mußte das eine Orgie von Farben und Glühlichtern geben.

Jetzt war es noch still im Saale: eine weiße Katze mit wohlgepflegtem seidenem Pelz

Digitized by Google

lag faul auf einer Felldecke, aber sie rührte sich nicht. Nur aus dem Nebenzimmer, dessen Thür bloß angelehnt sein mußte, hörte man lebhaftes Reden.

„Ich bestehe darauf, daß du hingehst, Georg! Mein Gott, nun habe ich mich gequält mit der abscheulichen Stickerei und der Mensch hat mir ganz bestimmt versprochen, ich soll das Ding heute haben — und ich setze keinen Schritt eher in den Saal, das sage ich dir, ehe ich es nicht hier sehe. Es ist zu häßlich von dir, daß du mir's verweigerst; das wirst du davon haben, daß du mir den ganzen Abend verdirbst."

„Aber sei doch vernünftig, liebes Kind —"

„Ich will aber nicht vernünftig sein, oder

„Da lag das Kirchlein, seitlich der Straße, auf einer Erhöhung —"

vielmehr ich bin es; wenn einer von uns unvernünftig ist, so bist du es. Ein anderer Mann, der seine Frau liebt, wie du es mir immer versicherst, wäre längst gesprungen. Aber das vermisse ich eben an dir, dieses Achten auf meine Wünsche — Ich habe mir die Augen für dich verdorben —"

„Du hast noch so süße Augen —"

„Was ist das — um Gotteswillen sieh nach, Georg —"

Die Thürspalte hatte sich erweitert und Fips war im Saale erschienen. Fips war ein brauner Wachtelhund, ein sehr streitbarer kleiner Herr, und Mimi, die Katze, zu Mißtrauen geneigt. Sie hob sich, zeigte die Zähne und fauchte. Der Wachtelhund stellte sich in Schlachtordnung und bellte. Der Kampf schien unvermeidlich. Allein Mimi war die schwächere, und sie wußte das: sie floh. Eine wilde Jagd begann. Ein paar Sekunden später saß die Katze in den Zweigen des Christbaums, welcher zitterte und schwankte, mit giftigen Augen auf den Feind blickend, der auf dem Ballkleide Stellung genommen hatte. Ein Weinglas lag auf dem Tische in Scherben, eine Karaffe war umgefallen und blutroter Burgunder strömte

Digitized by Google

auf das zarte schillernde Märchen von einem Ballkleide.

Der Ostwind konnte alles sehen, er trieb die Flammen höher auf, und sie beleuchteten das feindliche Paar. Der Hund lärmte und tobte.

Ein junges Ehepaar stand davor, aristokratische Figuren und Gesichter, noch sehr jung.

„Bestie!“ sagte der junge Mann zähneknirschend, griff in das Fell des Hundes, trug den Heulenden zur offnen Thür und warf ihn in das Nebenzimmer. Die Katze sprang hinab und kroch in eine Ecke. Die junge Frau lag lachend und weinend vor dem Ballkleide auf den Knieen.

„Georg, das ist süß, das ist bezaubernd! Und nun ist es hin! Jetzt will ich dir gestehen, daß ich mir zu übermorgen auch ein neues Ballkleid habe machen lassen. Siehst, du, wie gut es war! das hier kann ich doch nicht anziehen. Nicht wahr, nun sagst du nichts, wenn die Rechnung kommt? Und so eines bekomme ich auch noch, du hast einen unbeschreiblichen Geschmack. Meinethalben bleib nun hier, die Stickerei wird dir auch später noch Freude machen. Klingle dem Johann, er soll den Baum anzünden.“

Der junge Mann schritt zu einem Klingelzug. Sein Gesicht war finster.

„Puh!“ machte der Ostwind — —

— — — — — — — — —

Er flog wieder über offenes Land. Ein Dorf lag hinter ihm, vor ihm die verschneite, von Wagenspuren zerrissene Landstraße, weiterhin winterlicher Wald. Eine eisige Nacht, die zum Morgen neigte und die im Licht des scheidenden Mondes dämmerte.

Die Straße vom Dorfe her war belebt, vermummte Gestalten wateten durch den Schnee, Männer, Weiber, Kinder. Glockenläuten schwang sich mit dröhnendem Klang durch die Winterluft — da lag das Kirchlein, seitlich der Straße auf einer Erhöhung, das Dach voll bläulich silbernem Schneeglanz, die Fenster hell erleuchtet. Man läutete zur Frühmette.

Der Reisende, welcher noch halb verschlafen in der geschlossenen Kutsche den Weg herauffuhr, vernahm das vom Kutscher. Er wußte nicht, was eine Frühmette war, er war nie in einer solchen gewesen.

„Hübsch ist es drin, Herr, die ganze Kirche wie ein Weinachtsbaum.“

„Anhalten, ich will eine Frühmette sehen! Ich komme gleich wieder.“

Der Wagen hielt im Angesicht der Kirche mitten auf der Landstraße, und der Mann im Wagen nahm seinen Pelz fest um sich und stieg heraus. Die Glocken läuteten nicht mehr, aber man hörte die Orgel spielen, als er die glatten Stufen aufwärts stieg.

Die kleine Dorfkirche mit den weißgetünchten Wänden sah wie verklärt aus. Rechts und links vom Altar zwei mächtige Tannen, wie mit leuchtenden Sternen besät, die Emporen mit Tannengezweig verkleidet. Die Sitze waren fast gefüllt, zwischen den ernsten Männern und Frauen bewegliches Kindervolk, brennende Lichter vor sich, die Kinder Wachsstümpfchen. Hier und da erlosch eins, um sich schnell wieder zu entzünden.

Ein bezauberndes Bild, voll Unruhe, aber voll freudiger, festlicher Unruhe.

Der Fremde fand einen Platz, und die neugierigen Gesichter beruhigten sich über seine Anwesenheit. Er war ein junger reisender Kaufmann, mit vollen gesunden Backen, krausem Haar und einem Schnurrbärtchen. Seine Augen blinzelten ein wenig verschlafen — er hatte am Abend helfen eine Weihnachtsbowle im Wirtshaus trinken, und sie war nicht klein gewesen. Eine seelenvergnügte Gesellschaft war da beisammen gewesen, und sie hatten Schnurren erzählt, und er hatte eigentlich den Vogel abgeschossen. Er war überhaupt immer vergnügt wie ein Sperling, Tag für Tag. Er hatte keine Sorgen, kannte die besten Wirtshäuser und ließ sich nichts abgehen. Er war ein so guter Mensch, wie irgend einer, und es war ihm klar, daß man dazu nicht gerade Kirchen zu besuchen nötig hatte. Er bildete sich ordentlich etwas darauf ein, daß er hier am kalten Wintermorgen in einer solchen saß. Dann wieder, wenn er die Augen ein wenig schloß, hatte er ein Gefühl, als säße er in einem Theater.

„Vom Himmel hoch da komm' ich her!

scholl es um ihn, und es dämmerte in ihm auf, als könne er das Lied auch noch singen. Er setzte mit einer gar nicht üblen Stimme ein, und je länger er sang, je schwungvoller sang er. Es war ihm, als brächte er erst das rechte Leben in den Gesang und als dürfe er nicht aufhören, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Prediger sang die Liturgie, die ganze Gemeinde antwortete, ein brausender Chor. Jener war ein weißhaariges schlichtes Männlein mit zitternder Stimme, aber das klang eigentümlich ergreifend, wenn er sie hören ließ.

Digitized by Google

Ein wunderſamer Geiſt zog durch dieſen Raum, Tannen und Wachsduft und feierliche Töne und dabei noch etwas Unbeſchreibliches. Die müden Augen des jungen Mannes klärten ſich und leuchteten und er ſank ein wenig zurück. Ein paar Saiten in ſeiner Bruſt klangen, wie vielleicht einmal in ferner Zeit ſchmerzlich-angenehm. Er träumte während alles ſang, Weihnachtsfeſte der Kindheit, und wachte erſt auf, als man ſchwieg.

Der Prediger ſtand auf der Kanzel.

„Chriſt iſt geboren, freut euch! Das Licht iſt in die Welt gekommen, und abermals ſage ich: freuet euch! der Gläubige freue ſich, und wer da nicht glaubt, der bete: Vater, gib mir meine Jugend wieder! — —“

Der junge Reiſende erhob ſich leiſe. Er ſaß ganz hinten und konnte ohne viel Aufſehen hinausgehen zu dem harrenden Wagen.

„Nun, war's nicht hübſch, Herr?“

„Sehr hübſch. Jetzt kann's weiter gehen.“

Er legte ſich in die Kiſſen zurück und ſchloß die Augen. Die Weihnachtskirche verdämmerte vor ihm wie ein Traum und in dem Traum klang es langgedehnt: Vater gib mir meine Jugend wieder! Es klang wie von einer pfeifenden, wimmernden Stimme. Aber es war die Stimme des Oſtwinds, der um den Wagen pfiff.

— — — — — — — — —

Ueber acht Tage waren vergangen. In dem alten Gutshauſe mit dem ſchnörkeligen Giebel loderte wieder das Kaminfeuer in dem Saale, während der gelehrte junge Graf nebenan ſchrieb. Die ſchwarze Katze ſaß zuſammengekauert auf einem Polſterſchemel und blinzelte in die Flamme. Neben ihr lagen die dürren Reſte eines Chriſtbaums, ein paar Aeſte kniſterten im Kamin.

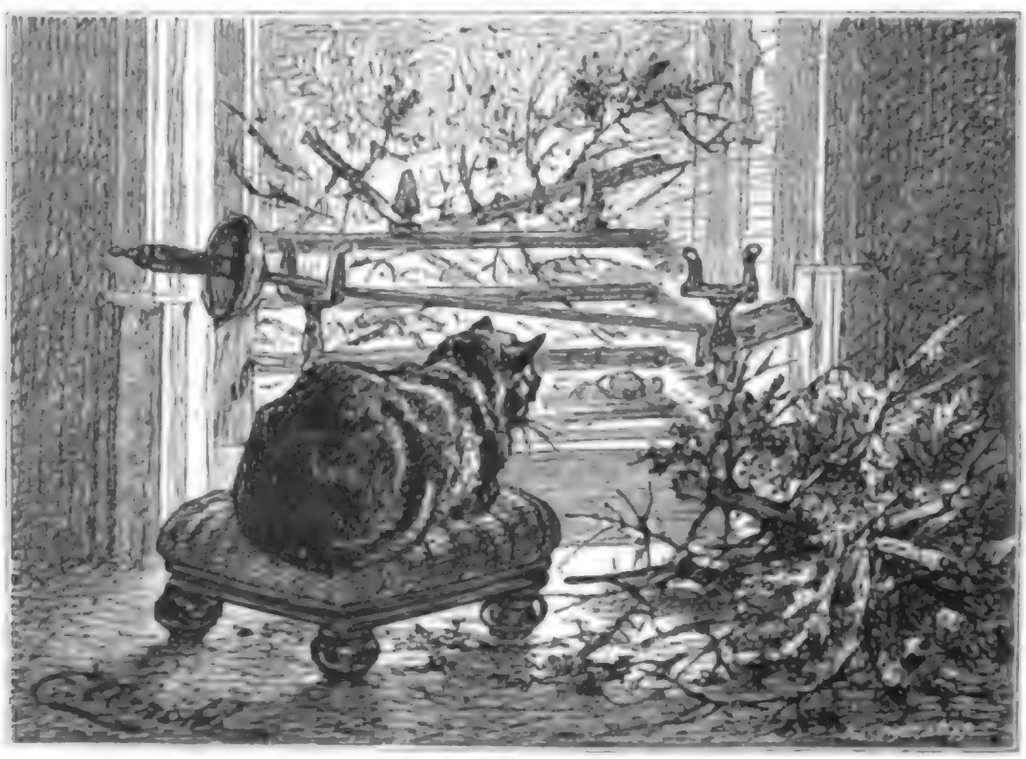
Plötzlich blies es kräftig von oben herein — der Oſtwind.

„Da bin ich wieder einmal. Ich war gerade im Zuge und bin ein wenig um die Erde gefahren. Die Nacht, wenn uns niemand mehr ſtört, will ich dir Weihnachtsgeſchichten erzählen. Aber der tauſend hier geht's einem alten Chriſtbaum zu Leibe?

„Einer von denen aus der Leuteſtube. Du erinnerſt dich? Unſer Graf will ſie alle für ſich verbrennen, er meint der Harzgeruch wäre ihm angenehm. Einen haben wir ſchon verbrannt.“

Das Chriſtbaumholz ächzte und knackte.

„Ja, das hilft nichts, Schätzchen,“ ſagte der Oſtwind. „Es gibt Genüſſe, die man mit dem Leben bezahlt. Du haſt wenigſtens das Höchſte genoſſen, was einer Tanne werden kann. Solch ein Weihnachten iſt unbeſchreiblich ſchön, aber es dauert auch nur eine Nacht, dann iſt's vorbei. Nur die Liebe höret nimmer auf, wie ein alter Herr ſagte — das iſt eine ſchaurige Geſchichte, eine, die du nachher hören ſollſt, Freundchen.“



Digitized by Google

Stationsgebäude der Venusexpedition auf den Aucklandsinseln.

Deutsche Weihnachtsfeier auf den Aucklandsinseln.

Von

Herm. Krone.

Die „Alexandrine“ kommt immer noch nicht von Neuseeland zurück! Bald bricht der Morgen des 23. Dezember an, und am 12. ist sie von den Aucklandsinseln zur Chronometervergleichung nach dem Bluff Harbour in See gegangen. Das war aber auch ein Wetter fast diese ganze Zeit hindurch, daß man um den Verbleib des Schiffes Besorgnisse hegen durfte. Und was wird man in Melbourne über uns denken, da wir bis jetzt noch keine Notiz über unser Schicksal nach Neuseeland senden konnten?

Solche und ähnliche Betrachtungen stiegen in mir auf, als ich mich am 23. Dezember 1874 gegen 3 Uhr zur Morgenbeobachtung rüstete — und warum war mir's nur gerade heute so froh ums Herz, ungeachtet aller Befürchtungen und Sehnsuchtsgedanken? War es die gehobene Stimmung allein, in die uns alle die Freude über unsere wohlgelungene Beobachtung des Venusdurchgangs versetzte? War es der Zauber des nahenden Weihnachtsfestes, das wir auf unsrer, von der übrigen Menschheit nicht gekannten Robinsonsinsel jetzt verleben sollten, auf diesem kleinen Felseneiland weit draußen im südlichen Ozean, dessen uraltes, wild und knorrig durcheinander gewuchertes Urwaldgebüsch gerade jetzt in seiner herrlichsten Blütenfülle prangte?

Der Nordwind hat die kleine melancholische Beobachtungslaterne ausgeweht. Der seit Mitternacht herabströmende Regen hat nachgelassen, aber feucht umschleiert liegt das nasse Meer mit seinen träumerischen Eilanden vor meinen Blicken und schimmert die milde Dämmerung

Digitized by Google

matt zurück, die jetzt, in den längsten Tagen des Aucklandhochsommers vom Sonnenuntergang im Südwest bis zum Sonnenaufgang im Südost, ohne unterzugehen, unter der Südpartie des Horizontes herumgezogen. Hab' manchesmal, wenn ich meinen Beobachtungstag hatte, nach der meteorologischen Ablösung morgens um 3 Uhr eine einsame Morgenwanderung an der felsigen Küste unternommen, so auch heute. Die wild flutende Brandung, die sich soeben zurückgezogen, wälzte sich breit überschäumend von neuem über die mächtigen Strandgerölle heran und führte sie ein gutes Stück mit sich bergan, so daß sie prasselnd wieder zurückstürzten; trieb mit den mannigfaltigen, riesig langen, lederartigen Seetanggewächsen ihr rastloses Spiel, dabei überraschte sie immer wieder von neuem eine langsam dem Tang entkrochene, große, spinnenbeinige Krabbe; dort spülte sie nullipare inkrustierte Muscheln heran und trug sie den Tausenden festgesogener Napfschnecken als gute Gefährten herzu, die da und dort auf dem schwarzen, basaltischen Küstengestein sich als helle Punkte kennzeichneten. Unfern von mir an der Felsenbank sah ich einen gravitätisch sich umblickenden Seelöwen den feuchten Fluten entsteigen. Ein einsamer Höhlensturmvogel zog mit seinem mystischen: „Gackahkerack, Gackahkerack" ... hin und her. Drüben von dem kleinen „Schuheiland" her schwebte ein Kormoran der Roseinsel zu. Die Sandfliegen, die gewöhnlich jeden aus dem Wohnhause Tretenden zu irgend welcher Tages- oder Nachtstunde auf die zudringlichste und empfindlichste Weise zu peinigen pflegen, waren auch heut wie die Tiger über mich hergefallen. Ich nahm deshalb meinen Rückweg von der Erebus-Cove durch die höher gelegene Urwaldpartie, gelangte durch diese auf den von der Mannschaft von Roß ausgeholzten Track bei dem uralten Metrosideros, unter dessen knorrigem Astgewirr wir am 16. Oktober unsere erste Rast am Lande gehalten hatten, und kam im Verfolg desselben mit Ueberschreitung des Seeligers Creek nach einer Viertelstunde wieder bei unserem magnetischen Observatorium in unser Venusthal.

Hochsommer, und der längste Tag auf den Aucklandsinseln — und dabei übermorgen Weihnacht! Weihnacht, o seliger Traum der Kinderjahre!

Was war's denn, das mir weit, weit hinter dem fernen Horizonte, dort nach Norden zu, durch die feuchte Morgendämmerung wie ein Nebelbild erschien? „Die Stadt mit ihren Türmen" — ja, die heimatliche Stadt, das heimatliche Land. Dort sah ich weiß verschneite Dächer und Wege, jeder Pfahl hatte ein weiß Käppchen auf, jedes schwanke Reis neigte sich unter frisch gefallenem Weihnachtsschnee — und ich sah, wie die Weihnachtsbäumchen, schlanke Fichten und Tannen mit ihrem kräftigen Grün und dem würzigen Waldduste unter der weißen Schneedecke hervorlauschten, ob denn die Lichtchen bald aufgesteckt würden, und rotwangige Aepfel und vergoldete Nüsse aus ihren Zweigen hervorwüchsen, der jubelnden Kinderschar entgegenlachend. Ich sah, wie die armen, frierenden Kleinen auf dem Weihnachtsmarkte ihre Pflaumenmännchen und Pelzmärtel zum Verkauf boten; wie da und dort eines vor dem andern immer ein kleines Geheimnis bis zum Feste hatte; wie das alles endlich ein buntes Durcheinander von Besorgen, Einkaufen, Bescheren gab, damit eines dem andern Freude bereite. Auch die Vorbereitungen zu dem schönsten Feste der Kinderjahre in meinem traulichen Daheim sah ich, und manche bange Frage fühlte ich von dort aus über den weiten Ozean um den halben Erdball zu uns herüberschweben — und konnte doch darauf keine Antwort geben, denn wir lebten auf unserem öden Felseneiland weit draußen im großen Ozean fern von aller Menschheit, abgeschlossen von allem Verkehr mit derselben; unser Schiff war hinausgesegelt, ohne daß wir die Gewißheit haben konnten, daß es jemals wiederkehren werde; konnte es doch längst an den Snares und ihren Korallenriffen, oder der Südküste Neuseelands, oder gar an den Aucklandsinseln selbst zerschellt sein.

Der Morgen des 23. Dezember erhellte den weißlichen Nebelduft, der über dem Port Roß, über unserer Inselgruppe lag. Aus dem Urwalde, der den aufstrebenden Berghang dicht hinter und neben unserem hölzernen Wohnhause bedeckte, zwitscherten und jubelten die kleinen lieblichen Sänger Tui, Mocco und Robin ihre Morgenliedchen.

Einige der Gefährten waren durch den wild verwachsenen Busch hinaufgeklommen auf die Höhe des Berghanges nordwestlich des Wohnhauses, um dort ein paar alte Metro-

Digitized by

sideros zu fällen, die uns schon lange genug die Aussicht in der Nähe des Meridians unserer Sternwarte neidisch beschränkt hatten. Galt es doch jetzt, durch möglichst umfassende Mond- und Sternbeobachtungen genaue Längen- und Breitebestimmungen für unsere Station zu erlangen, nachdem uns die Sonne bei der Beobachtung des Venusdurchgangs selbst, am 9. Dezember, gerade zur rechten Zeit freundlich und günstig gelächelt hatte.

„Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in seinem Kahn“ ...

so tönte eine wohlbekannte Stimme aus der Dunkelkammer von der Arbeit her. Mein Sohn Johannes richtete photographische Platten vor für das Kopieren der Originalaufnahmen des Venusdurchgangs — ich aber begann schon, als fürsorglicher Hausvater, mancherlei Vorbereitungen für unsere Weihnachtsfeier.

„Aber blickt doch dorthin — dort, am fernen Horizonte erscheint wie ein Nebelbild ein Schiff — es ist keine Täuschung — die „Alexandrine“, nein, sie kann es nicht sein, sie muß kreuzen, wenn sie bei diesem Nordnordwest einsegeln will — nicht ‚mit traurigem Takte‘, nein, seht, wie schnell das Schiff näher kommt, schon ist es durch den Nebel deutlicher zu sehen — es ist ein großer Dampfer! Hoiho, ihr da oben, kommt herunter, ein Dampfer im Hafen!“ — Ungläubig erst, bald aber doch meiner nicht wie Scherz klingenden Aufforderung Folge leistend, kamen sie herab und staunten mit mir die stolz hereindampfende Korvette an. Wir erkannten bald das Sternenbanner Nordamerikas. Unsere deutsche Flagge ließen wir grüßend in die Höhe gehen — Gruß um Gruß — und in wenig Minuten lag die amerikanische Korvette „Swatara“ zwischen der Terror-Cove und der Erebus-Cove unseres Port Roß vor Anker. Wir sahen die Boote aussetzen, sahen zwei derselben zu uns heanrudern und in kurzer Zeit konnten wir unsern Besuch willkommen heißen.

Besuch bei uns auf der Aucklandsinsel! Der Gedanke wäre uns vor einer halben Stunde noch märchenhaft erschienen. Chandler, der kommandierende Kapitän der „Swatara“, und Professor Dr. Harkneß aus Washington, der Direktor der Sternwarte daselbst und Leiter der amerikanischen astronomisch-photographischen Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs in Hobarttown, Tasmania, waren die ersten am Lande; dann folgten sämtliche Offiziere der Korvette, sämtliche Mitglieder der Expedition. Ein herzliches, brüderliches Bewillkommnen drückte die gegenseitige hohe Freude aus, daß man sich wohlbehalten hier begrüßen konnte.

Warum kam die „Swatara?“ Ein amerikanisches Kriegsschiff geht ebensowenig wie ein anderes zwecklos vom Kurs ab, segelt nicht ohne wichtige Veranlassung durch gefährliche Gewässer, klippenreiche, gefahrdrohende Inseln an, oder läuft in selten frequentierte, wenig bekannte Häfen ein. Die braven Leute gaben uns bald die Lösung dieser Frage. Man hatte in Australien, in Tasmanien, Besorgnis um uns gehegt, und die „Swatara“ kam, um nach uns zu sehen, und uns, wenn nötig, Hilfe zu leisten. Der Anlaß dazu war von dem hochherzigen Kapitän Chandler ausgegangen, der, als er auf telegraphischem Wege von Hobarttown aus in Melbourne Erkundigung eingezogen, und seine eigne Besorgnis um uns durch das amerikanische und deutsche Konsulat geteilt und bestätigt fand, sich ohne Zaudern entschlossen hatte, auf seiner weiteren Fahrt zur Abholung der nordamerikanischen Expeditionen in Neuseeland und den Chataminseln uns auf den Aucklandsinseln aufzusuchen und uns nötigenfalls an Bord zu nehmen.

Das war eine hohe Weihnachtsfreude für uns! Als wir den wildbewachsenen, waldigen Platz ausrodeten und unser Wohnhaus, unsere Sternwarten aufbauten, hätten wir uns nicht träumen lassen, daß hier noch in diesem Jahre Deutschland und Amerika das Weihnachtsfest brüderlich zusammenfeiern würden. Nun gab's gegenseitig viel zu erzählen, zu zeigen, zu vergleichen! Vom höchsten Interesse waren natürlich die gegenseitigen Mitteilungen der Beobachtungsresultate des Durchgangsphänomens, und die Vergleichung der Beobachtungspraxis auf beiden Stationen.

Den Nebel hatte die Sonne siegreich überwunden und zeigte nun unseren neuen Freunden unsere wilde Insel in ihrem Festgewande, im lieblichen, sonnenvergoldeten Blütenschmuck. Blütenprangende Gesträuche verschiedener Arten von Veronika wölbten sich mit dichten Coprosma- und Panax-Gebüschen über der reichen Fülle behaglicher Farne und Moose, hoch aufragender Gräser und starrer, torfbildender Portulakpflanzen, über die jetzt unser Fuß mit den auf unserer Insel üblichen Unterbrechungen durch Klettern,

Digitized by Google

Stolpern, Einsinken, Kriechen, Turnen und sonstigen Leibesübungen dahinwandelte. Ein Sträußlein der frischduftigen weißen und rosenroten Enziane wurde den schnell gesammelten Farnen und Blüten hinzugefügt; Professor Dr. Harkneß nahm eine Photographie unserer Niederlassung auf, einige andere Herren der amerikanischen Expedition skizzierten in Eile, was ihnen besonders gefiel — jeder suchte die Zeit möglichst auszunützen, um sich eine kleine Erinnerung an unser Felseneiland mitzunehmen.

Der Abend vereinigte uns alle an Bord der „Swatara", wo wir nach einem heiteren Mahle bis in die Nacht miteinander sangen und musizierten. Als uns die Neger von der „Swatara" ans Land ruderten, ergoß der Mond zwischen federartig gewehtem Schleiergewölk einen grünlichen Lichtglanz über das ruhige Meer, kaum regte sich ein leiser Lufthauch von Nordost. Die Stellung des südlichen Kreuzes, die Uhr der Seefahrer auf der südlichen Halbkugel der Erde, zeigte Mitternacht, Zeit für unsere meteorologische Ablösung.

Kaum war 4 Uhr morgens die helle Sonne hinter den Bergen an der Laurie-Cove aufgetaucht, als uns wohlbekannter kräftiger Morgengruß aus dem Schlummer weckte. „'raus da, 'raus aus dem Haus da! Hier sind Briefe von drüben! Halloh, die „Alexandrine" ist da! 'raus da, wer Weihnachtsbriefe haben will! Steward!! Give me match!!" — Hei, wie schnell kamen wir da alle auf die Beine! Gruß um Gruß — — und nun laßt sehen, wie's daheim gegangen ist. In zweifelhafter Morgentoilette sah einer den andern auf dem Bettrande sitzen und lesen — und lesen. Wenn Humboldt in seinem Kosmos sagt: „Der Anblick des gestirnten Himmels bietet Ungleichzeitiges dar," so fand diese Wahrheit heute bei uns auf der Aucklandsinsel nicht nur wieder ihre volle Bestätigung, sondern sogar eine bemerkenswerte Erweiterung; auch unserer Wahrnehmung bot sich heute viel Ungleichzeitiges dar. Während der Sonnenstrahl, der uns traf, acht Minuten alt war, bis er von der Sonne zur Erde gelangte, waren die letzten Mitteilungen, die neuesten Nachrichten in den Briefen, die bis zum 10. September reichten, 105 Tage alt, also 18,900mal älter als besagter Sonnenstrahl, der gleichzeitig mit den Briefen anlangte. Vor einem Vierteljahre hatten wir die letzten Briefe aus der Heimat in Melbourne bekommen. Daß nun gerade heute zum Weihnachtsabend wieder Briefe anlangten, das war für uns eine unbeschreibliche Weihnachtsüberraschung und erfüllte uns mit inniger Freude. Wir hätten nur noch gar zu gern unseren Lieben ebenfalls Weihnachtsnachrichten aus unserem Antipodenerdenwinkel gewünscht! Eine telegraphische Depesche, die wir der „Alexandrine" nach Neuseeland mitgegeben, wurde von dort aus zunächst mit der Post nach Melbourne an unseren hochverdienten Konsul Brahe, und von diesem auf der geheimnisvollen Drahtbrücke um den halben Erdball nach Hause weiter befördert, um dort wenigstens anzuzeigen, daß wir am 9. Dezember den Venusdurchgang mit Glück und Erfolg beobachtet hätten. Diese Depesche mußte, wenn sonst die „Alexandrine" nicht unterwegs Schaden genommen, etwa am 18. Dezember auf der Berliner Sternwarte eintreffen, und von hier aus, so war unsere Voraussetzung, würde man schon in billiger Rücksichtnahme eine kurze Notiz über diese Nachricht unseren sieben Familien gewissermaßen als unseren Weihnachtsgruß brieflich zugehen lassen. Wir schätzten also in fester Ueberzeugung die Unsrigen im Besitz dieser freudigen Weihnachtsmitteilung, zumal sie zugleich daraus ersehen hätten, daß wir wohlbehalten auf den Aucklandsinseln angekommen seien. Leider aber mußten wir bei unserer Rückkunft uns von dem Irrtümlichen unserer Voraussetzung überzeugen! Warum aber waren wir auch so naiv gewesen, überhaupt eine Privatdepesche an die offizielle Kommission zu senden; man hatte ja dort vor unserer Abreise, der Ersparnis halber, eine offizielle Depesche über unseren Erfolg für überflüssig erklärt! Hätten wir doch lieber der ersten begeisterten Regung des Herzens Folge gegeben, diese erste Depesche der ersten wissenschaftlichen Expedition des jungen Deutschen Reiches an Se. Majestät unseren erhabenen Kaiser selbst zu richten! O, auch uns fehlte es nicht an Weihnachtsboten, die, unbeschadet strengster Pflichterfüllung, doch auch die Sprache des Herzens verstanden. Diese unsere schnellste Post nach und von der Heimat ging weder zu Wasser noch zu Lande, sie lief auch nicht auf dem gedankenblitzenden Drahte. Unsere Briefträger durcheilten pflichtgetreu und ohne Säumen in funkelnden goldbrokatenen Ge-

Digitized by Google

wändern den blauen Aether. Wenn der Tag daheim zur Rüste ging, um 4 Uhr abends, da machten sie sich auf den Weg, alle daheim untergehenden Sterne, einer nach dem andern; bei uns war's dann genau zu derselben Zeit 2 Uhr 9 Minuten morgens des andern Tages — dann erzählten sie uns noch volle zwei Stunden lang, was den Tag über daheim passiert war, und wenn Orion, der uns auf der Aucklandsinsel, wie alle Sternbilder, gegen seine Stellung für die nördliche Halbkugel umgekehrt erschien, bei uns um diese Zeit unter den Horizont der Aucklandsinseln tauchte, dann ging er daheim auf und bestellte unsere Grüße zu Hause.

Hatten wir nun schon so viel Weihnachtsfreude gehabt, was fehlte uns denn noch, um unser Weihnachtsfest in der Südsee nach alter, lieber deutscher Weise zu feiern? — Was uns fehlte: Ein deutscher Christbaum und der deutsche Weihnachtsschnee. Schnee können wir uns nicht schaffen, den behält jetzt noch der Mount Cook auf den neuseeländischen Alpen für sich, so philosophierte ich meiner Aucklandsfamilie vor. Wo aber der liebe Herrgott Bäume wachsen ließ, da hat er sicherlich einen davon zum Christbaum geschaffen. Nun, so komm mit mir, freundliche Leserin, und du, lieber Leser, die ihr jemals Freude hattet an dem deutschen Weihnachtsfeste, feiert mit uns Weihnacht auf unserer Robinsonsinsel, denn es möchte sich schwerlich noch einmal die Gelegenheit dazu bieten. Wir sind jetzt so ziemlich die südlichsten Menschen auf der Erde. Kommt, teilt unsere Einsamkeit, unsere Weihnachtsfreude mit uns! Macht's euch inzwischen bequem in unserem Wohnzimmer; ein lustiges Feuer edler Myrten- und Epacrisbäume, die man in den Sammlungen daheim vergeblich suchen dürfte, brennt im Kamine, das wird euch bei unserer Sommertemperatur von 9° R. Wärme nicht unlieb sein. Einen kleinen Imbiß laßt euch wohlschmecken; da ist noch ein ganz erträglicher Rest von dem Kormoran, der Möve und dem Papagei, die ich vorgestern abgebalgt habe — ich gehe jetzt hinaus in den Wald, einen Christbaum zu holen, einen zweiten sogar, den einen gestern bereits von mir besorgten habe ich unseren amerikanischen Freunden gern auf ihre Bitte für die „Swatara" überlassen.

Hätt' ich je in meinem Leben gedacht, daß der Urwald so herrlich blühen kann! Besonders heute! . . .

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt" . . .

wie klingt das in dem einsamen Blütenwalde! . . . Du kleiner lieber Tui da in der blühenden Kassinia, singst ja so fröhlich mit mir, und hüpfest so zutraulich näher und näher zu mir heran, daß ich den Sonnenschein und die Blüten um dich her aus deinen klugen schwarzen Aeuglein wiederspiegeln sehe — willst wohl ein Weihnachtsliedchen anstimmen und unser Fest mit uns feiern? Aber schau, gerade den Baum, auf dem du jetzt singst, den sollst du mir zum Christbaum lassen — hast noch viel andere Blütenbäume in deinem Walde, die ich dir alle lassen will. Weihnachtsschnee, meinst du, brauchen wir nicht, wenn wir so viel Blütenschnee haben? Recht hast du, Vöglein. — So, nun nehme ich diese beiden über und über mit weißen zierlichen Blütensträußen beladenen Kassiniaäste mit den kleinen frühlingsgrünen, eirunden Blättchen, binde sie übereinander, füge zu beiden Seiten einige Reiser der herrlichen Metrosiderosmyrte mit den prächtigen, granatroten Blütenbüscheln und einige dracänenähnliche Triebe des neuseeländischen Speerholzbaumes hinzu, und befestige endlich dies alles zusammen in der Fensterecke unseres Wohnzimmers — darunter wird schwellendes Moos gebreitet, aus dem einige abenteuerlich geformte Farnkrautblätter des rankenden Polypodium emporsprießen — und der Christbaum ist fertig, wie er aus einem Stück Aucklandsurwald herauswächst. Mein Sohn und Freund Leyser drehen Tüllen aus Draht, darin werden bunte Wachslichtchen befestigt. Neben dem Christbaum hängt ein Barometer, neben diesem die Pendeluhr nach Sternzeit. Der anschließende Raum unterhalb der Sternkarten wird jetzt durch einen weißüberdeckten Tisch aus dem photoheliographischen Observatorium besetzt und auf diesem in geheimnisvollen Umhüllungen die kleinen Gegenstände ausgelegt, die ich in Melbourne als wohlbestallter Familienvater der Expedition auf Wunsch der Kameraden für das Weihnachtsfest eingekauft habe. Dr. Wolfram und Leutnant Siegel treffen die Vorbereitungen für die festliche Verlosung derselben, die unsere Bescherung bedeuten soll; ersterer, unser Bru-

Digitized by Google

der Kellermeiſter, kombiniert ſchon in Gedanken die zur Abendfeier in Ausſicht geſtellte Weihnachtsbowle. Freunde, gebt acht, wir leben heut über alle Aucklandsinſelbegriffe lukulliſch!

Unſere Mahlzeit haben wir heut auf den Abend verlegt und dafür beſondere Vorbereitungen getroffen; mittags gab's nur „fliegendes Frühſtück". Ich höre da jemand ſagen: „Fliegen zum Frühſtück" — Sie haben damit auch recht, braver Leyſer, denn die großen blauen Bremſen im Hauſe und die Sandfliegen draußen ſind zu Millionen vorhanden, und miſchen ſich unausgeſetzt in die ernſten Angelegenheiten der deutſchen Venusexpedition.

Nur zur feſtgeſetzten Stunde alles fertig — „very well! all right! Steward. ring the bell!" Bim bim bim, verſammelte nun unſer gemütliches Haus- und Tiſchglöcklein die engere Familie in der feſtlich de-

Die deutſche Expedition auf den Aucklandsinſeln Weihnachten feiernd.
Herm. Krone. Johs Krone. Dr. Wolfram. Leutn. Siegel.
Herm. Leyſer. Dr. Schur. Dr. Seeliger. Capt-Leutn. Becks.

korierten Wohnſtube. Punkt 8 Uhr begann unſere Mahlzeit, währenddeſſen folgten unſere Leute unſerem vortrefflichen Beiſpiele in ihrem Zimmer nebenan, und bildeten mit den von uns zur Weihnachtsfeier eingeladenen Nachbarn aus der Erebus-Cove, die faſt gleichzeitig mit uns auf der Inſel angekommen waren, dem neuſeeländiſchen Schäfer Alfred Nelſon, kurzweg „der Fred" genannt, mit ſeiner wackern, rüſtigen Frau, gegenwärtig und vorübergehend die einzigen menſchlichen Bewohner der Aucklandsinſeln außer uns, den andern Teil unſerer Weihnachtsgeſellſchaft. Unſere kleine Ziege, Richard, an welcher Freund Leyſer Vater- und Mutterſtelle vertrat, war bald da, bald dort, wo es ihr gerade am beſten behagte; bald wärmte ſie ihren halb verſengten, grauweiſen Pelz am Kochherde in der Küche oder bei uns vor dem Kamin, bald kam ſie zu dem und jenem von uns betteln und wollte gehätſchelt ſein wie ein Kind. Heute beſonders gefiel es ihr bei uns im Zimmer beſſer als in der Küche. Da quiekten unter dem Kochherde die drei kleinen Katzen, die morgens erſt mit der „Alexandrine" aus Neuſeeland angekommen waren, und die wir aufzupäppeln verſuchen wollen, damit ſie die zahlreichen Mäuſe wegfingen, die ſowohl bei uns im Wohnhauſe ihr Weſen treiben, und allabendlich steeple chase halten, als auch ſogar in der Sternwarte, und zwar im ſtrohgefütterten Kaſten der Pendeluhr ihr Hauptquartier aufzuſchlagen belieben. Maori, ein anderer Ankömmling aus Neuſeeland, ein

Digitized by Google

hübscher, noch junger Neufundländer Hund, hat nicht weit von seinem Herrn Platz genommen.

Das Mahl ist beendet. Jetzt, Kinder, aufgepaßt! Wer hübsch artig gewesen, soll jetzt beschert bekommen.

Ich entzünde nun die Lichtchen des Christbaums — — prächtig glänzen die Blüten daran beim Scheine der Weihnachtskerzen in dem schönen frischen Myrtengrün der Zweige. Wir sitzen alle 8 Gefährten um den großen Tisch herum. Mein Sohn Johannes intoniert als Weihnachtsgruß „Stille Nacht, heilige Nacht" auf seiner uns in unserer Einsamkeit lieb gewordenen Zither! Wir stimmen alle ein und singen das Lied bis zum Ende; der Text war viermal abgeschrieben und wurde für je zwei verteilt. Des Bruder Kellermeisters treffliche Bowle dampft mit lieblichen Düften durch das festlich strahlende Wohnzimmer. Punkt 9 Uhr Aucklandszeit bringen wir in einem vollen Glase herzliche Weihnachtsgrüße unseren Lieben in der Heimat, bei denen jetzt, in Dresden, die Uhr 10 Uhr 51 Minuten Vormittags des 24. Dezember zeigt. Jetzt werden die Lose gezogen, und jeder Gewinn — es gibt keine Nieten — unter humoristischen Sentenzen ausgepackt und herumgezeigt, Leutnant Siegel ist das Schoßkind Fortunas; ihm fällt das große Los zu, ein australisches Schachspiel. Auch unseren neuseeländischen Nachbarn, Fred und Frau, können wir so durch kleine Weihnachtsgeschenke Freude machen, ebenso unserem Koch, unserem Zimmermann Cruse, einem Schweden, und Alfred, dem Steward, einem Amerikaner, der sich rühmt, durch unsere Expedition an Vielseitigkeit derart profitiert zu haben, daß er außer Steward auch noch Astronom, Photograph, Nähmamsell, Waschfrau, Jäger, Baumeister und Steuermann gewesen sei. Selbstverständlich wäre er stets, unbeschadet dessen, in seiner freien Zeit Baron.

Jetzt sollten nun noch die drei kleinen Katzen verlost werden. Obgleich wir uns auf meine Veranlassung in Australien das Wort gegeben hatten, solange wir als Expedition beisammen wären, und ganz besonders auf der Insel, nicht Karten zu spielen, so kam doch jetzt ein Kartenspiel zum Vorschein mit dem Vorschlage, die drei Kätzchen auszuspielen. Ich legte nun den Kameraden nochmals ans Herz, des gegebenen Wortes eingedenk zu bleiben und dadurch allerlei Zwistigkeiten zu vermeiden, die beim Kartenspiel so oft und so leicht zu entstehen pflegen. Um aber, in anderer Hinsicht eine gewisse Pedanterie zu vermeiden, einigten wir uns dahin, jetzt mit diesen Karten drei Spiele „Schwarzen Peter" zu spielen, wobei man sich, mangels tiefer liegender Bedeutung dieses Spieles, das eigentlich gar kein ernstes Kartenspiel sei, gewiß nicht veruneinigen könne; dann sollte das Spiel Karten unbrauchbar gemacht werden. Der erste „Schwarze Peter" solle die am meisten schwarzfleckige, der nächste die weniger schwarze, endlich der letzte, die hellste der drei Kätzchen bekommen. Jedem dieser drei Katzenväter lag dann die Pflicht ob, in jeder Weise für seinen Pflegling, zunächst noch Säugling, väterlich und mütterlich zu sorgen, ihn mit aufgelöster kondensierter Milch aufzupäppeln, wie wir es mit Richard, der Ziege, gethan, und dann, als zweite Hauptsache das Kätzchen im Mausfang zu unterrichten. So geschah es auch. Weil den Kätzchen die Milch mittels einer Glasröhre eingeflößt wurde, sahen sie dann, als sie größer und klüger wurden, jedes Barometer für ihre Milchröhre an, und hätten sich mit anderen, weniger wissenschaftlichen Katzen gar nicht mehr abgegeben. Nachdem das dritte Spiel vollendet war, wurden von verschiedenen Kartenblättern kleine viereckige Kästchen geformt, ein Loch in eine der Seiten geschnitten, und das bekannte Experiment der Herstellung schwebender Ringe aus Tabaksrauch damit zur Ausführung gebracht. So war mit diesem Falle die Frage des Kartenspielens auf der Aucklandsinsel ein- für allemal erledigt worden.

Deutsches Fest ohne deutsches Lied? Kann gar nicht vorkommen! Und hätten wir auch kein Kommersbuch mitgehabt — jeder hat seinen Liederschatz immerdar bei sich. Und wer nicht mit draußen war bei uns in der Südsee, der mußte es doch von ferne klingen hören.

In der That es war ein heiterer, ein origineller Weihnachtsabend. Aber waren wir denn auch alle so recht heiter, so recht herzlich froh? War es das Sehnen nach unseren Lieben in der Heimat allein, das sich durch das Allegretto des unvergeßlichen Abends wie eine leise Dissonanz hindurch zog? Es war ein Septimenakkord, der zuletzt herausklang, zum vollen harmonischen Grundakkord fehlte noch die Auflösung, und die lag „im Schoße

Digitized by Google

der Götter." Zu der festlich heiteren Grundstimmung des Weihnachtsabends trugen alle jene glücklichen Umstände nicht wenig bei, die uns bisher gelächelt hatten, so daß wir uns nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten eines vortrefflichen Gelingens der Lösung unserer Hauptaufgabe erfreuen durften. Aber inmitten all unserer Freude und unseres Glücks gedachten wir auch immer und immer wieder an diesem denkwürdigen Weihnachtsabend auf der Insel jener armen, unglücklichen Schiffbrüchigen, die in Mangel und Elend vor 10 und vor 8 Jahren hier ihr Weihnachtsfest vertrauerten. Weihnacht 1864 lebten schon seit fast Jahresfrist auf der Südseite der Insel, am Carnley Harbour, die 5 Schiffbrüchigen des Schiffes „Grafton", Musgrave, Raynal u. s. w., und zugleich, ohne von einander zu wissen, auf der Nordseite, wo wir jetzt unser Fest begingen, seit länger denn 9 Monaten die letzten 6 vom Schiffbruch des „Invercauld"; 6 waren schon beim Schiffbruch ertrunken, 13, die sich ohne alle Hilfsmittel mehr in das Innere der Insel gewagt hatten, sind verschollen, einen von diesen fand man erhungert in einer kleinen Hütte von Zweigen im Walde — Weihnacht 1866 feierten 14 Ueberlebende von 83 Schiffbrüchigen des Schiffes „General Grant" auf der Enderbyinsel, unserer Niederlassung gegenüber, nach einem Aufenthalt von mehr als 7 Monaten. Um Neujahr 1867 gingen 4 davon auf dem großen Boot in See und sind auf der Fahrt nach Neuseeland verschollen, 10 wurden nach 1½ Jahren gerettet. Ueber etwaige andere Unglücksfälle an den Aucklandsinseln haben wir keine Nachrichten, weil Ueberlebende in andern Fällen von Schiffbrüchen entweder gar nicht vorhanden waren, oder von keinem rettenden Schiffe später hier aufgefunden wurden. Daß außer den erwähnten Fällen in der That noch andere Unglücksfälle hier vorgekommen sind, beweisen 2 Schiffbrüchigenhütten auf der Ewinginsel, südlich der Enderbyinsel, am Eingang zum Port Roß von Osten her. Das von einem alten knorrigen Metrosideros pietätvoll errichtete Denkmal zur Erinnerung an die 72 Verunglückten des „General Grant" auf der Höhe des Pig Point schließt mit den Worten, die auch wir bekennen:

Blessed are they that die in the Lord!

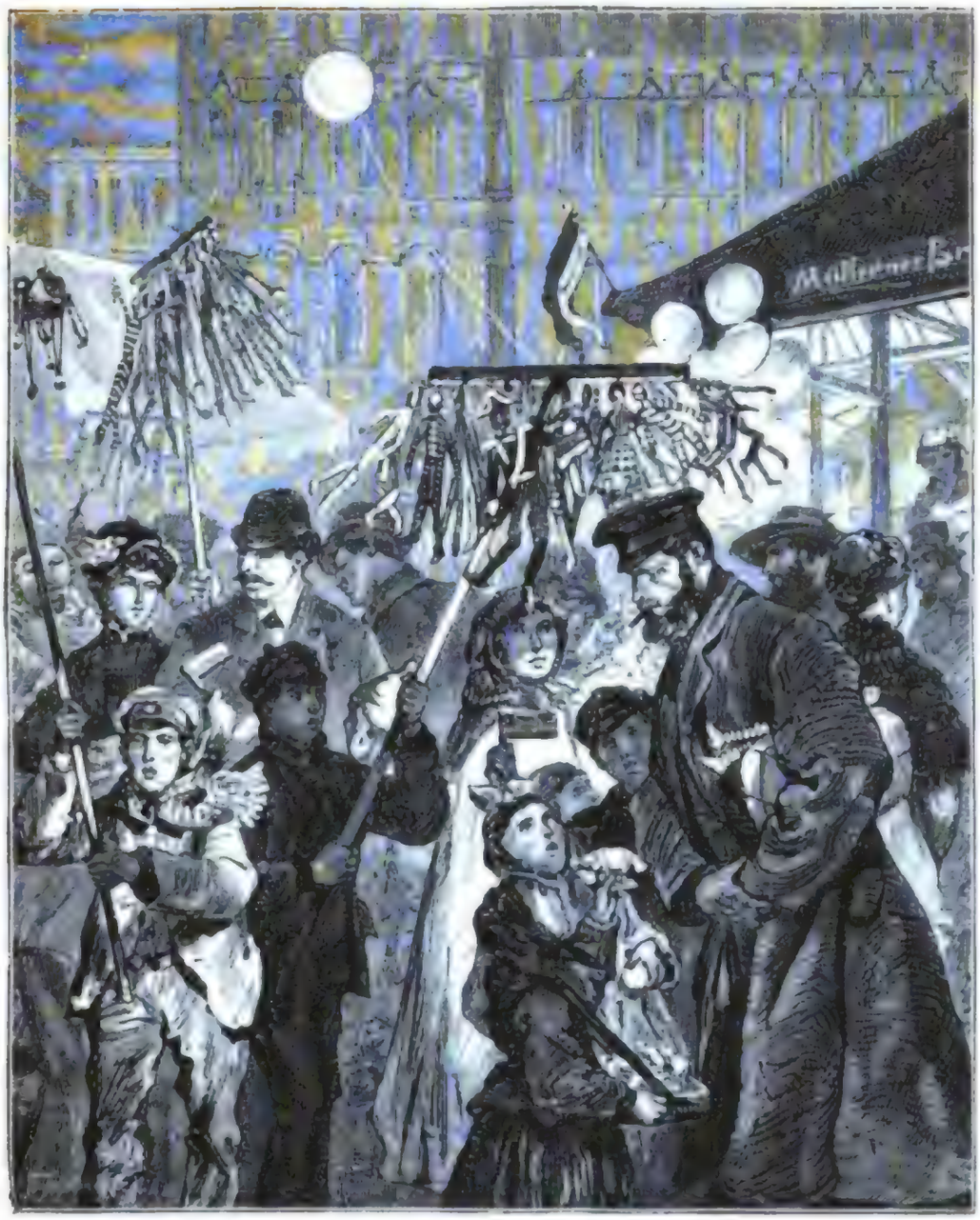
Aber ungeachtet aller Wandlungen sproßt unausgesetzt überall neues Leben hervor. Jetzt gerade um diese Stunde wurde mir vor 19 Jahren mein ältester Sohn Johannes geboren, der heute hier auf der Insel mit mir den Christbaum geschmückt hat, dem es ein gütiges Geschick vergönnt hat, als treuer Reisegefährte seines Vaters mit hinauszusegeln und die Welt zu umreisen, so daß Vater und Sohn an der glücklichen Lösung unserer hochwichtigen Aufgabe gemeinsam arbeiten durften. Mitternacht in der Christnacht! Heil denn unserem lieben Geburtstagskinde in unserer Mitte! So kamen wir also dazu, Christnacht und Johannisnacht in einer Nacht zu feiern.

Draußen aber rauschte der Regen in Strömen herab. Wie ferner Kanonendonner, so tobte die wildschäumende Brandung an der Felsenküste und rollte und spülte die alten längst rund gescheuerten Gerölle immer wieder von neuem bunt durcheinander, fegte die gigantischen Tanggewächse hin und her in rastlosem Tanze, und donnerte wie ein dumpf heranbrausender Bahnzug von den andern Felseninseln im Port Roß herüber. Ein scharfer Ostnordost hatte sich seit den Nachmittagstunden zu einem wilden Sturme entwickelt, der die drüben in trauter Gemeinschaft vor Anker liegenden beiden Schiffe, die stolze Amerikanerin „Swatara" und unsere kleine französische Bark „Alexandrine" in wechselndem Spiele hoch auf und niedertanzen ließ — so tobte und wütete das Unwetter ununterbrochen fort durch die Christnacht.

Ob sich nicht jeder von uns fragte: Wie wird's übers Jahr sein?

Das Wetter beruhigte sich gegen Mittag des ersten Weihnachtsfeiertags. Nach einem nochmaligen herzlichen Abschiedsbesuche unserer neugewonnenen Freunde von der „Swatara" rüsteten sich diese, wieder auszulaufen. Hoch auf stiegen die Flaggen, Gruß auf Gruß herüber und hinüber, die ehernen Schlünde der Geschütze donnerten uns noch einen letzten Abschiedsgruß, den Gruß Amerikas an Deutschland, und hinaus dampfte das schöne Schiff in den blauen Ozean. Noch zuletzt hatte man uns gesagt: Kommt mit, Freunde, wenigstens die, die fertig sind mit ihrer Arbeit! Es war uns beim Abschiednehmen, als hätte man sich schon längst gekannt, als wären wir lange miteinander befreundet. Dank und Heil dem hoch

Digitized by Google



Auf dem Berliner Christmarkt. Von E. Hosang.

herzigen braven Kapitän Chandler! Ihm und allen den andern lieben Freunden auf der „Swatara“ stete freundliche und dankbare Erinnerung!

Das war ein unvergeßliches Weihnachtsfest! Wie ein Nebelbild wird es, so oft Weihnacht wiederkehrt, am fernen Horizonte meiner Erinnerung auftauchen, und wird auch in später Abenddämmerung immer noch deutlich bleiben, wert dessen, es erlebt zu haben. Jetzt sind die Observatorien und das Wohnhaus abgebrochen; nur die gemauerten Pfeiler stehen noch, einer mit unserer von Johannes eingemeißelten Inschrift. Alles ist wieder wüste und leer, wo wir gerodet und gebaut haben, wo unser strahlender Christbaum in dem traulichen Wohnzimmer blühte. Die Seelöwen, Wildschweine, Albatros, Kormorane und Sturmvögel mögen jetzt wieder ungestört ihre Versammlungen halten in unserem Venusthale.

Wer wird der nächste nach uns sein, der sein Weihnachtsfest auf den Aucklandsinseln feiern wird?

Digitized by Google

Annas Herz.

Erzählung meiner alten Freundin aus der französischen Zeit.

Von

A. von der Elbe.

nserem Hause gegenüber, in der alten hannoverschen Stadt Lüneburg, stand eine allerliebste kleine, von einem Blumengarten umhegte Villa, in der ein Ehepaar, wie Philemon und Baucis, in vollkommener Eintracht und Behaglichkeit lebte. Herr Jäger hatte das Familienhaus am Markt seinem Bruder und erwachsenen Kindern überlassen und genoß hier, von einem bewegten Leben ausruhend, seine späteren Jahre im Frieden.

Ich ging oft zu dem Paar hinüber; Frau Anna, noch immer eine hübsche alte Dame, war sehr gütig gegen mich, von offenem, zutraulichem Wesen und konnte angenehm erzählen. Sie hatte als junges Mädchen die harte französische Zeit durchgemacht, erinnerte sich aller damaligen Verhältnisse genau, und wußte manchmal meinen kindlichen Patriotismus zu entflammen, wenn sie von den Schandthaten der Scharen Davousts, Prinzen von Eckmühl, in Hamburg erzählte, deren Vorgehen in Lüneburg sie in erschreckendster Unmittelbarkeit selbst erlebt hatte.

Einst, als wir allein saßen, erwähnte sie der bangen Tage des Kampfes in und bei Lüneburg im Jahre 1813, und fügte hinzu:

„Diese Tage lehrten mich mein Herz erkennen und brachten mir die Entscheidung meines Lebensschicksals; besonders deshalb sind sie mir unvergeßlich und in jeder Einzelheit gegenwärtig!“

Ich bat sie, mir näheres darüber mitzuteilen, und sie begann, mir freundlich willfahrend, wie folgt:

„Zu der Zeit, mit welcher ich beginne, im Jahre 1812, zog der Kaiser Napoleon die Streitkräfte seiner Verbündeten in Rußland zusammen; seit dem Sommer dauerte der Zug nach dem Osten, und die Zeitungen berichteten uns, in welchen ungeheuren Kolonnen die Regimenter über den Niemen setzten.

Auch der Mann meiner armen Schwester Charlotte, der im Jahre 1803, nach Auflösung der hannoverschen Armee, in preußische Dienste getreten war, mußte schon im März einen kleinen Urlaub abbrechen und wieder zu seinem Regiment zurückkehren. Er war damals zuletzt vor dem russischen Feldzuge in Lüneburg am Krankenbette seiner Frau, an welches mich die Eltern zu ihrer Pflege geschickt hatten, und mit unbeschreiblichem Weh sah ich den Abschied des Paares mit an, von dem ich beide gleich sehr gefährdet hielt.

Charlotte starb schon vier Tage nach der herzzerreißenden Trennung, doch forderte sie vorher von mir das Versprechen, ihre beiden kleinen Kinder nicht eher zu verlassen, als bis Theodor zurückkehre und für die Seinen sorge. Die Eltern in Hamburg billigten meinen Wunsch, bei den kleinen Waisen zu bleiben, und so richtete ich mich auf unbestimmte Zeit in Lüneburg im Hause des Schwiegervaters meiner Schwester ein.

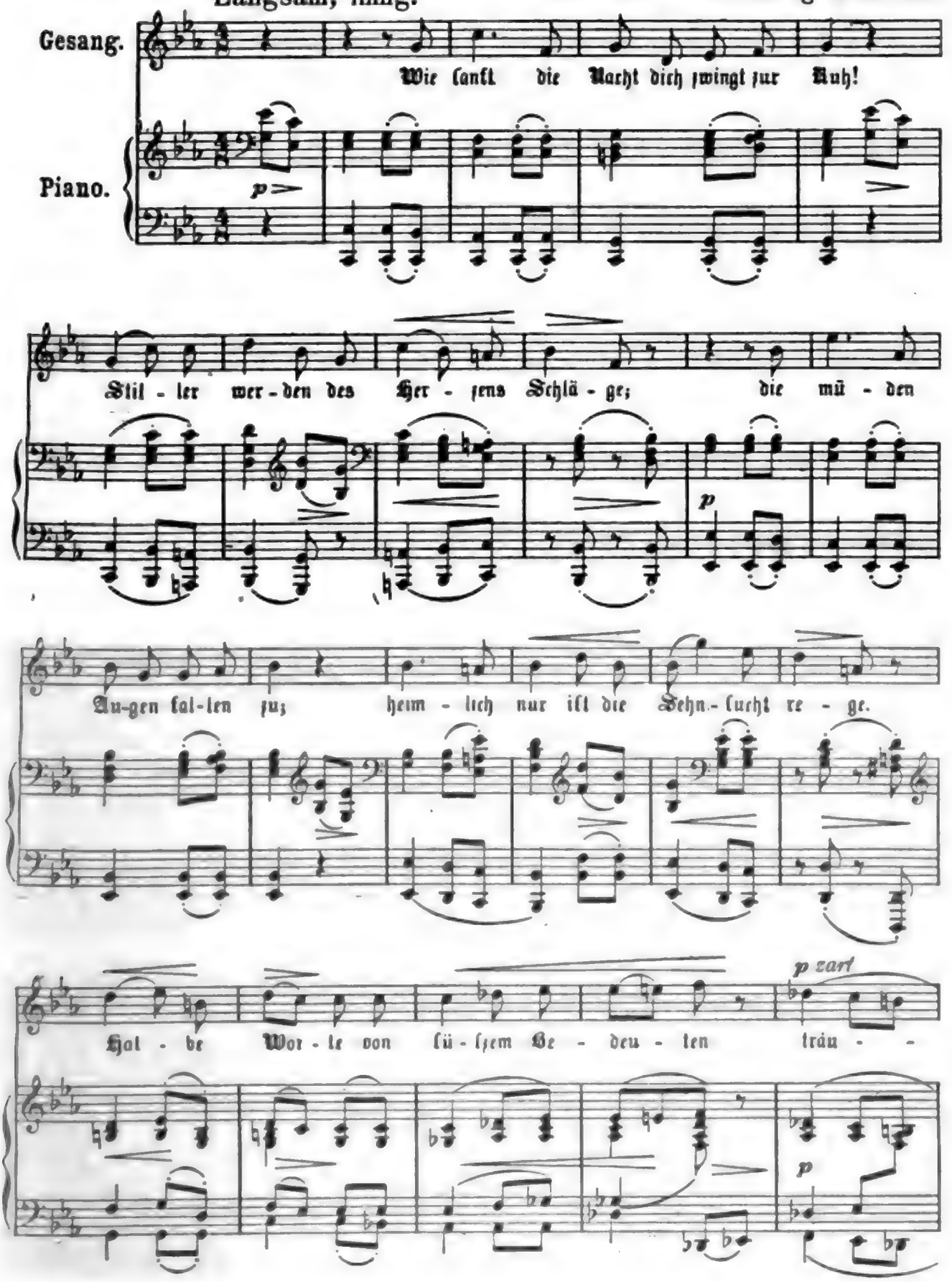
Dies war der Kaufmann und Spediteur Jäger am Markt, dessen ältester Sohn Theodor damals Charlotte, sein junges Weib, vorläufig in das geräumige Elternhaus geführt hatte, da er als Offizier in den harten Zeiten zu viel umher geworfen ward, um ein eignes Heim zu gründen; und Charlotte wußte sich, wie ich glaube, mit dem kränklichen, alten Herrn, der milden, frommen Schwiegermutter und ihrem Schwager Georg, der das Geschäft führte, gut zu stellen.

Ich war erst 18 Jahre alt, als ich an das Krankenbett der Schwester gerufen wurde, und mußte nun plötzlich für die beiden Kinder von 4 und 2 Jahren, sowie eigentlich auch

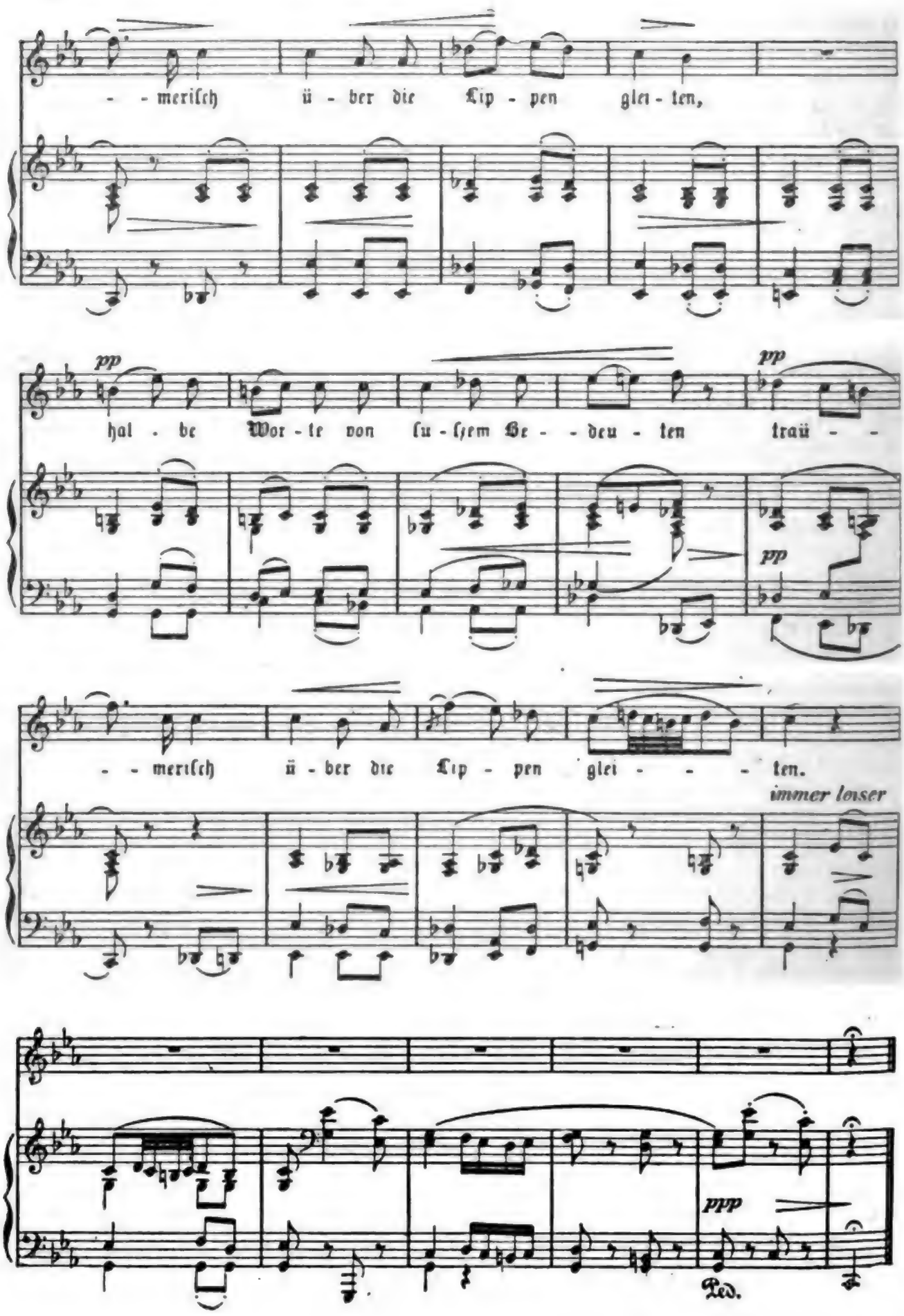
Wie sanft die Nacht.

Theodor Storm.

Langsam, innig. Ludwig Meinardus.



Digitized by Google



Digitized by Google

für den ganzen Haushalt sorgen; denn die gute Mama hatte fast immer mit dem Vater zu thun, der gelähmt und an seinen Rollstuhl gefesselt war. Sein Leiden gab dem alten Herrn ohnehin ein so unzufriedenes Gemüt, daß er alles Ueble, was geschah, auf sich bezog und anzunehmen schien, der liebe Gott schicke alles Ungemach aus Malice gegen ihn, den Johann Theodor Jäger, der doch in seinen eignen Augen ein solcher Biedermann war, daß sich der Dinge Lauf nach seinen Wünschen hätte richten sollen.

Uebrigens bemühten wir uns alle ihn zu befriedigen; besonders eifrig aber, voll kindlicher Liebe und im schönen Verein mit der Mutter, sorgte der Sohn für den Vater. Georg war ein stiller, bescheidener Mann, groß, blond, etwas linkisch und verlegen, so daß er neben meinem Schwager, seinem stattlichen Bruder Theodor, mit dem braunen, lockigen Haar und dem selbstgewissen Benehmen, nie eine vorteilhafte Figur gespielt hatte.

Theodor, das wußte ich längst und fand es natürlich, war auch der Liebling der Eltern, der Glanz des Hauses und derjenige, dessen Wohl und dessen Wünsche, ohne daß man es selbst meinte, zuerst in Frage kamen. Nach dem Tode seiner Frau hatte er sehr schöne Briefe voll tiefer Trauer an uns geschrieben; seit die Armee aber im Inneren Rußlands stand, gelangte selten eine Nachricht zu uns.

Der Sommer verging mir im Drang eifriger Geschäftigkeit und in einem wunden Schmerzgefühl um den Tod der heißgeliebten Schwester, der ich still für mich manche Thräne nachweinte. Auch die schwere Last der vaterländischen Verhältnisse, welche ja alle Gemüter niederdrückte, hing beständig gleich einer Gewitterwolke über uns.

Die Mutter hatte immer genug mit mir über unsere Kleinen und den Haushalt zu sprechen, sie war gütig gegen mich, wie gegen Jeden, aber ein freundschaftliches Vertrauen, wie ich es zu meiner Mutter besaß, fehlte hier. Bei aller Milde ihres Wesens hatte sie doch einen engen Sinn, der sich nur mit ihren allernächsten Angehörigen gern beschäftigte. Sie war eine kleine, flinke Matrone, die mir in ihrer weißen Haube, unter der graue Löckchen hervorquollen, mit den sanften, blauen Augen noch heute in klarster Erinnerung steht.

Die Kleinen machten nun meine ganze Freude aus, und als das Weihnachtsfest herankam, wünschte ich lebhaft ihnen einen Baum putzen zu dürfen; hatte ich ihnen doch oft, wenn sie in der Dämmerung auf meinem Schoß saßen, von dem guten Weihnachtsmann mit dem langen Bart, der rauhen Pelzmütze, mit Puppen, Pferdchen und Kuchen im Sack, erzählen müssen.

Mama seufzte schmerzlich, als ich um einen Weihnachtsbaum zu bitten wagte, Thränen füllten ihre Augen und sie entgegnete: „Du weißt, Anna, wie furchtbar die Nachrichten aus Rußland lauten; mein Herz ist gar zu schwer, wenn ich an den armen Theodor denke, der nun seit dem September nicht geschrieben hat; von der schrecklichen Kälte soll ja die Armee ganz aufgerieben werden! Freuen sich auch die Männer über ein mögliches Mißlingen der Pläne Napoleons, so kann ich nur an den Sohn denken, welchen der Würger in dies Elend brachte. O wir dürfen jetzt keinen fröhlichen Lichterbaum anzünden!“

Sie hatte ja eigentlich recht, und doch schlug mein junges Herz wie das der Kleinen; mich verlangte endlich einmal nach ein bißchen Freude, ja, ich wollte leidenschaftlich gern selbst einen Tannenbaum haben, wenn ich auch der Großmutter sowohl wie meinem eigenen Gewissen die Kinder vorschob.

So ließ ich denn nicht nach, leise zu betteln, und als sie dann endlich einwilligte, sprang ich zu Gellers, unserem Hausknecht und bat ihn inständigst, mir bald einen Baum aus dem Stadtwalde zu holen. Die gute, alte Seele war's zufrieden, er hatte mir noch nie etwas abgeschlagen, und mit einem, „jo, jo, Manselleken, wie willt em schon kriegen!“ trollte er sich, sein Beil in der Hand, ab.

Auf dem Boden fand ich aus früheren Zeiten einen kleinen Tannenbaumgarten mit grünem Gitter darum, den polsterte ich frisch mit Moos, schnitt Lämmer von weißer Pappe, die ich mit Watte beklebte, zog einen Hirten an und beschaffte in aller Heimlichkeit einige kleine Geschenke, um sie unter den Baum zu legen.

Tags vor dem Fest stand ich mit den Kindern eben vor Tisch im großen Hinterzimmer, wo gegessen wurde; sie trommelten an dem zugefrorenen Fenster und plauderten von Weihnachten, da trat Georg zu mir und sagte halblaut und stockend in seiner schüchternen

Digitized by Google

Weise: „Ich höre, die Mamsell Schwägerin schmückt einen Baum; — wenn ich wüßte, was sie sich wünscht, möchte ich es ihr darunter legen.“

Ich sah erschrocken und ebenso verlegen wie er zu ihm auf; so viel ich wußte, redete er mich noch nie so freundlich an; ja manchmal hatte es mir geschienen, daß er mich eher vermeide als suche.

„Vielen Dank, Mosje Jäger!“ stammelte ich, „ich mag Sie nicht bemühen — ich weiß ja, die Zeiten sind schlecht; — ach, schenken Sie mir ja nichts!“

„Aber Lottchen schenke etwas Hübsches, Onkel Georg!“ bat die Kleine und kletterte von der Fensterbank auf seinen Arm. Willst du, liebes Onkelchen?“ schmeichelte sie und streichelte ihm die Wange.

„Kätzchen, ja, aber deine gute Anna soll auch etwas bekommen!“ Er sah sehr freundlich zu mir nieder, so daß ich rot wurde und sagte, ich müsse nach dem Essen sehen, den kleinen Hans auf den Arm nahm und in die Küche lief.

Nach dieser Vorrede Georgs fühlte ich mich gedrungen, die Nacht am wärmehaltenden Kachelofen sitzend, aufzubleiben, um ihm ein Paar grüne Handmüffchen zu stricken, da es meinen Begriffen von Schicklichkeit entgegenlief, ein Geschenk anzunehmen, ohne dasselbe zu erwidern.

Der Weihnachtsabend kam; nach dem Mittagessen machte ich mich rasch nochmal von den Kindern los und ging, meine letzten Groschen zusammensuchend, aus, um einen Wollshawl für Gellers zu kaufen; der Alte war immer so gut und gefällig gegen mich, und ich fühlte wohl, er that alles meiner selbst wegen, nicht weil ich Charlottens Schwester oder die nützliche Pflegerin der Kleinen war.

Die Kälte schnitt förmlich, ich zog mein Mäntelchen fest um mich, die Leute auf den Straßen liefen mit heraufgeschlagenen Kragen eilig durch den hohen Schnee und hielten die Hände in den Taschen.

Sehr bald kam ich wieder nach Hause und ging in das Eßzimmer, der braune Kachelofen spendete eine behagliche Wärme, die mir sehr wohlthat. Ich putzte meinen Baum mit rotbackigen Aepfeln, mit selbstgebackenen Sternen von Honigkuchen und mit gelben Wachslichtern; es waren ihrer vielleicht nicht so viele, wie mir heute nötig scheinen, damals aber genügten sie, und als ich Schäfchen und Schäfer unten im Moose aufgestellt hatte, gefiel mir das Ganze außerordentlich.

Dann kam nach ihrem Mittagsschlaf die Mutter herein; sie rückte in ihrer huschigen Weise hier und da die Dinge zurecht, deckte weiße Tücher auf Tische und Stühle und trug mit leisem Klagen über die Kälte, Theodors ungewisses Schicksal, die armen Kinder, welche nun die Weihnachten ohne Mutter erleben mußten, ihre Gaben herbei. Für die Kommis, für Gellers, für die Magd wurde je ein Stuhl belegt; die Kinder sollten das Ihrige unter dem Baum finden, für mich wurde neben Georg auf einer Komode beschcert; ich legte ihm die grünen Müffchen hin und mußte nun gehen, um meine Geschenke nicht zu sehen. Ich hatte vor ein paar Tagen bemerkt, daß ein Kistchen aus Hamburg von den Eltern angekommen sei und ward dadurch in eine rechte Weihnachtsaufregung versetzt.

Vorn im Wohnzimmer warteten wir auf den Ruf der Klingel; die Kommis drüben im Kontor, die Dienstboten in der Küche, alles lauschte auf der Mutter Zeichen. Georg stand am Rollstuhl des Vaters, ich hielt Hänschen auf dem Arm, Lotte an der Hand; die Kleinen fingen ein Weihnachtslied an, das ich sie gelehrt, und wir sangen halblaut:

„Wie gern doch sah ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen,
Wohl schön're Freude gibt es kaum!“

Herr Jäger sprach dazwischen mit Georg und sagte: die Kälte sei ihm in diesem Jahre ganz besonders unerträglich, und gerade weil er so empfindlich sei, werde es so kalt.

Da erklang endlich die Klingel; ich lief mit den jubelnden Kleinen über die große Diele, und alle andern folgten.

Die Thüre zur Weihnachtsstube stand offen, die kleine gebeugte Gestalt der Mutter mit der Klingel in derselben; der Lichterglanz war mir nie so wonnevoll erschienen; nach allem Trüben wie Sonnenschein, wie frohes Aufleben! Ich glaube, ich jauchzte mit den Kindern in die Wette.

Zuerst zeigte ich den Kleinen ihre Herrlichkeiten, dann wandte ich mich meinem Platze

Digitized by Google

zu. Georg hielt die Müffchen in der Hand, sah mich von der Seite mit strahlenden Augen an und sagte: „Die werden recht warm halten!"

Obenauf lag für mich ein breites, hellrotes Band, auf demselben steckte ein Zettel mit den Worten: „Von Georg an Anna."

Ich erschrak, als ich die beiden Namen so nebeneinander sah, und freute mich doch mit sonderbarem Glücksgefühl über die prächtige Schärpe; hatte ich doch während so langer Zeit nur schwarze Bänder getragen! Lebhaft dankte ich dem Geber, und kramte verwirrt unter meinen anderen Schätzen.

Dann wanderten die Leute, ihr Häufchen Geschenke, ihre Schüssel mit Aepfeln und Kuchen im Arm, von einem zum andern, um sich zu bedanken; Gellers war sichtlich froh über seinen Wollshawl, schmunzelnd sagte er: „Den kann ick mannigen Winner drägen, mien lütje Mansell!"

Darauf gingen sie alle hinaus und die Familie befand sich allein. Lottchen hätschelte ihre neue Puppe und Hans blies zetermordio auf einer Trompete, die ihm meine Eltern geschickt hatten.

Dem Großvater ward das zuviel, er brummte: „Die Hamburger wissen doch, wie mein Kopf leidet, aber trotzdem, oder vielleicht deshalb, schicken sie mir diese Plage!" Er meinte dann, man könne jetzt die blendenden Lichter am Baum ausblasen, und Georg solle ihn nur wieder ins Wohnzimmer fahren, wo man doch diesen Abend essen müsse, da hier alles in Unordnung sei.

Eben wollte ich bitten, ob wir die Lichter noch ein Weilchen brennen lassen dürften, als die Hausthür heftig zuschlug und ein fremder, klappernder Schritt sich über die Diele heranbewegte. Der alte Mann murmelte, indem sein mageres Gesicht sich zornrot färbte: „Vagabondage und freche Bettelei," als die Zimmerthüre aufgerissen ward und eine Erscheinung auf die Schwelle trat, gegen welche der Hausherr unwillkürlich den Krückstock erhob.

Es war ein Mann in einem fürchterlich zerlumpten Zustande. Die zottelige Pelzmütze mit einem zerfetzten Tuch festgebunden, Haar und Bart wirr um fahle, eingefallene Züge hängend, ein alter Schafpelz schlotternd über zerrissene Uniformsstücke, die mit Lumpen umwundenen Füße in Holzschuhen steckend und einen Knotenstock in der Hand, so stand der Kommende da.

Die Kinder kreischten: „Der Weihnachtsmann!" und klammerten sich an mich; wir anderen blickten starr auf den Eindringling.

Dieser sank auf den nächsten Stuhl an der Thüre nieder und stöhnte wie ein Sterbender: „Zu Hause!"

„Theodor!" schrie plötzlich die Mutter und stürzte sich über den Fremdling, ihn mit ihren Armen umfassend und sein Haupt an ihrer Brust bergend.

Auch ich sprang auf ihn zu; großer Gott, mein stolzer, stattlicher Schwager in solchem Elend! Das Herz wallte mir über vor Mitleid, ich sank neben ihm in die Kniee, ergriff seine Hand, wärmte sie an meinen Lippen, stürzte dann fort nach Wein, flößte ihm denselben ein und sprach ihm im Verein mit den Seinen liebevoll zu.

Endlich erholte sich Theodor; er erwiderte unsere Liebkosungen, zog die Kinder zu sich heran, und ward seiner mächtigen Bewegung so weit Herr, daß er sprechen konnte.

„O die Wonne, die Seligkeit bei euch zu sein! Der Kälte, dem Jammer, dem Bettel entronnen! O das Vaterhaus, welch ein Hafen des Glücks! Bei euch will ich gern sterben, aber draußen, in der fernen Eiswüste, verlassen, ein Nichts in dem Chaos, fürchterliches, unsagbar grausiges Schicksal!"

Nachdem wir alle uns etwas gefaßt hatten, verlangte Theodor mit dem Bruder auf sein Zimmer zu gehen, er bedürfe nichts mehr als sich umzukleiden — und eine halbe Stunde später hatten wir ihn in Georgs Kleidern, vorn in der Stube am wohlbesetzten Tisch beim Abendbrot. Zuerst ein schmerzliches Erinnern an die Verstorbene, an Charlotte, und dann erzählte er uns in kurzen Umrissen seine Erlebnisse, schilderte uns die ausgestandenen Gefahren und Leiden und wie Scharen von tapferen Deutschen auf Rußlands unabsehbaren Schneefeldern ihren Tod gefunden!

Seine tiefliegenden Augen fingen an zu glühen, die Worte flogen über seine Lippen, dunkle Flecken brannten auf seinen Wangen, bald verwirrte sich sein Bericht und wir erkannten mit Schrecken, daß er in Fieberphantasieen rede.

Georg und die Mutter führten ihn ins Bett, Gellers lief zum Arzt; es war der Anfang eines hitzigen Fiebers.

Am zweiten Weihnachtstage brachte der

Digitized by Google

Hamburger Korrespondent das 29. Bülletin, in welchem die furchtbaren Verluste der großen Armee eingestanden wurden. Neue Hoffnung, den Erzfeind doch noch einmal zu bewältigen, belebte alle Gemüter.

Georg traf sich mit gleichgesinnten Freunden in der Hinterstube eines Weinhauses, wo, von den französischen Behörden unbemerkt, verbotene Zeitungen eingeschmuggelt und von den Patrioten verschlungen wurden. Von hier aus brachte er uns das Neueste ins Haus, aber auch manche Kunde von dem jammervollen Tode bekannter Männer, die ihr Leben auf den nordischen Schlachtfeldern lassen mußten.

„Für mich ist noch Härteres ausgesucht," sagte der Vater bei solchen Nachrichten in seiner gewöhnlichen Bitterkeit, „mir kommt mein bester Sohn nur ins Haus, um hier zu sterben!"

Georg stand einst dicht daneben, als der Vater dies äußerte; er schien aber nicht davon verletzt, er war daran gewöhnt, Theodor über sich gestellt zu sehen. Und die Sorge für den Kranken, die Befürchtung für sein Leben teilten wir alle in gleicher Weise.

Unsere arme Mutter kümmerte sich gar nicht mehr um die Außenwelt; ihr war's ganz einerlei, was aus dem Vaterlande wurde, sie lebte nur in der Sorge für ihren Sohn, in dem Dienst für ihren Mann, und wußte sich immer zu neuen Anstrengungen für die Ihren im Gebet aufzurichten.

Bei Theodor war eine schlecht geheilte Armwunde wieder aufgebrochen und gefährdete sein teures Leben für lange Zeit. Ach, es waren entsetzlich trübe, schwere Monate für uns, diese ersten des später so glorreichen Jahres 1813!

Ende Februar regte die Nachricht vom Nachrücken der Russen, die den Vizekönig von Italien in Berlin angegriffen haben sollten, die Bevölkerung so sehr auf, daß es eine Zusammenrottung gab und der Pöbel sich an französischen Angestellten und Douaniers vergriff.

Georg ging in dieser Zeit freudiger einher als sonst, ja er hielt manchmal im Familienkreise kleine Reden, so daß alle ihn erstaunt ansahen, was er aber gar nicht bemerkte, so begeistert war er von der Hoffnung, daß sein Vaterland doch noch von der tief gehaßten französischen Herrschaft frei werden könne. Auch mir kam er unbefangener entgegen; er wagte, besonders wenn er mich allein traf, ein Gespräch anzuknüpfen und freute sich, daß er bei mir dieselben patriotischen Empfindungen antraf, welche ihn beseelten. Meine grünen Handmüffchen trug er immer, auch als es schon milderes Wetter wurde, bis eines Tages scharfe Neckworte des Bruders sie verschwinden ließen.

Zum Glück erholte sich Theodor jetzt mehr und mehr; ich glaube, sonst hätte die Mutter dem armen Georg seine große Freudigkeit verwiesen; denn daß es doch noch Wichtigeres geben könne, als das Leiden eines Sohnes, begriff sie nicht.

Bald durfte Theodor das Bett verlassen und konnte nun in rascher, wohlgepflegter Rekonvaleszenz sich wieder unter uns in der Wohnstube aufhalten; erfüllt von Dankbarkeit und Glück für das uns wiedergeschenkte geliebte Leben, genossen wir alle dies Zusammensein mit einer heiteren Freudigkeit, wie sie hier seit Jahr und Tag nicht geherrscht hatte. Theodor zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite; wie lebhaft, wie zärtlich verkehrte und spielte er mit seinen Kindern, wie voll steckte er von Späßen und Erfindungen für die Kleinen; welch ein glückliches Talent besaß er den grämlichen, alten Herrn zu erheitern und wie ritterlich zart ging er mit seiner Mutter um! Auch gegen mich war er von einer ganz eigenen, dankbaren Wärme, und ich merkte oft, daß seine dunklen Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhten. Ich fühlte und gab es allen zu, daß mein Schwager ein seltener, ein begabter und liebenswürdiger Mann sei — und doch wehrte sich etwas in mir gegen seine sichere, spielende Ueberlegenheit.

Georg schien in dieser Zeit weniger heimisch in unserem Kreise; nicht allein, daß Theodor ihn in den Schatten stellte, ihn entbehrlich machte, er selbst war auch völlig hingenommen von der großen Hoffnung der Befreiung unseres Vaterlandes. Trotz Verboten, Konfiskationen und den damaligen langsamen und schwerfälligen Verkehrsmitteln, drang die Nachricht von der preußischen Erhebung auch zu uns nach Lüneburg.

Als Georg mit dieser Kunde nach Hause kam, als er bei fest verschlossenen Thüren eine Berliner Zeitung aus der Tasche zog und uns mit strahlenden Augen den Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk vorlas, da jubelte

Digitized by Google

ich laut auf, und sichtlich belebte und durchzitterte die Luft, an dem bevorstehenden Befreiungskampf teilzunehmen, auch Theodors ganzes Wesen; aber seine Wunde litt es noch nicht, er durfte sich noch nicht zum Dienst melden.

Voll heftiger Bewegung fielen sich aber die Brüder um den Hals, und am selben Abend setzte Georg für Theodor — der den rechten Arm noch nicht einmal zur Führung der Feder gebrauchen konnte — einen Bericht an sein Regiment auf, des Inhalts, daß er mit Verlangen dem Zeitpunkt seiner Dienstuchtigkeit entgegensehe, vorläufig aber noch auf Urlaub bleiben müsse.

Dies Schreiben ward dann auf heimlichen Wegen befördert; standen wir doch noch immer unter französischer Herrschaft und residierte die Departementsverwaltung mit dem Unterpräfekten an der Spitze in der Stadt. Nach der Kriegserklärung Preußens durfte sogar von Theodors militärischer Eigenschaft nicht mehr die Rede sein.

Da kam endlich der 21. März heran, dieser Tag des unbeschreiblichsten Volksjubels, des ersten Einzugs der Russen, unserer Befreier!

Nachdem schon ein paar Tage zuvor die französischen Behörden uns verlassen hatten, durcheilte der Ruf: „Sie kommen! Die Kosaken sind da!“ unsere Stadt. Wie sie gingen und standen, liefen die Leute nach dem Bardewieker-Thor, um die Heißersehnten einziehen zu sehen. Die Glocken läuteten und von den Stadtwällen wurden Kanonenschüsse als Freudengrüße abgefeuert.

Auch Theodor eilte auf Georg gestützt hinaus; Gellers mußte den Rollstuhl des Vaters vor die Hausthür schieben; Kommis und Magd liefen fort. Die Mutter hielt ihren Mann halb umfaßt, als wolle sie ihn vor den heranziehenden fremden Kriegern schützen, und ich stand mit den staunenden Kindern daneben.

Und nun kam das russische Kosaken-Piket auf kleinen, rauhen Pferden, mit schwarzgelben Lanzenfähnchen, langsam in der drängenden Volksmasse, unter Trompetengeschmetter in der Bardewieker-Straße daher und auf den Markt gerückt; aber vor jauchzenden Zurufen, hellem, begeisterten Jubel von alt und jung, konnte man nur dann und wann die Trompeten hören.

Ich empfand tief und ganz die überwältigende Größe und Wonne dieses Augenblicks und werde sie nie vergessen! Das waren ja unsere Befreier von dem Joch und Jammer, unter dem mein Vaterland gelitten, von dem bislang meine Jugend zu Boden gedrückt ward; aber nicht allein diese daherreitenden bärtigen Männer waren unsere Retter, ganz Rußland war der Wall, an dem des Usurpators Macht zerbrach!

So wie ich schienen alle zu empfinden.

O, es ist etwas Erhebendes, Wunderherrliches, wenn eine edle, selbstlose Freude die ganze Bevölkerung in derselben hellen Wonne aufjauchzen läßt! Dann fühlt man sich groß in der Kraft und Gewalt des Ganzen und zugleich befreit vom eignen Leid, aufgelöst in der Allgemeinheit!

Es schien, als sei alles Trennende, alles Persönliche abgefallen; Unbekannte, durch Stand und Rang Geschiedene, fielen sich mit Glückwünschen und Freudenthränen in die Arme; Männer und Knaben warfen mit lautem Hurra ihre Mützen in die Luft; Weiber schlugen unter Frohlocken ihre Hände zusammen, oder hoben sie dankend gen Himmel, und aus den Fenstern flatterten grüßende Tücher. Und nun dies Liebkosen der fremden Gäste, dies Küssen und Streicheln der Hände, dies Hinaufreichen von Erquickungen, dies Zujauchzen und Winken, dieser Rausch unbeschreiblicher Lust, der aller Herzen gleichmäßig bewegte! Unversehens befand ich mich mitten dazwischen, getragen, geschoben, umflutet von der Menge, Hände schüttelnd, die sich mir entgegenstreckten, mein Tuch schwenkend, jauchzend.

Wie ich wieder an unser Haus gelangt bin, weiß ich nicht; zu mir selbst kam ich, als die Mutter sagte: „Ich glaube, lieber Johannes, es zieht hier für dich?“ und dann Gellers winkte, der sich eben in der Nähe zeigte, um den Vater hineinzufahren. Mich sah sie mit strafenden Blicken an und tadelte, daß ich die Kinder verlassen habe. Ja, ja, sie hatte recht, aber wenn man sich selbst ganz vergißt, kann man auch nicht an andere denken!

Vorläufig nahmen die Kosaken Biwak auf dem Markt. Der Anführer aber ging aufs Rathaus, begleitet von vielen angesehenen Bürgern, unter denen auch unsere Brüder waren, und nahm die Stadt vom Balkon aus im Namen des Kaisers von Rußland und des Königs von England in Besitz.

Digitized by Google

Dann kam ein Aufzug der Schiffer mit fliegenden Fahnen und fröhlicher Musik; sie stellten sich vor dem Rathause auf und spielten die Volkshymne „God save the king!“ darauf durchzogen sie, begleitet von jubelnden Volkshaufen, die Straßen. Die sonst so ruhige Stadt war ganz verwandelt, man wußte nicht, woher die vielen Menschen kamen! Abends brannten die Wachtfeuer der Kosaken auf dem Markt, an welchen sie in guten Speisen und Getränken schwelgten, die man ihnen von allen Seiten brachte, während rings umher die Häuser illuminiert waren und das freudige Auf- und Abwogen der Volksmassen bis spät hin dauerte.

Dieser glückliche Zustand patriotischer Erregung hielt mehrere Tage an; Theodor — jetzt in einer schönen, neuen Uniform, aber noch mit dem Arm in der Binde — und sein treuer Begleiter Georg blieben immer im Gange, immer mitten dazwischen, jeder in seiner Art über sich hinaus gehoben.

Der stattliche Offizier war, wo sich die Männer zur Begutachtung der Lage zusammenfanden, der Mittelpunkt; er hielt kleine schwunghafte und begeisterungsvolle Vorträge, ward viel um seine Meinung gefragt, und ging auch jetzt in jeder Weise dem Jüngeren vor. Georg strahlte in stiller Glückseligkeit, freudig räumte er seinem Bruder den ersten Platz; wenn es aber etwas auszurichten galt, trat er vor und war stets der hilfreich Wirkende.

Am zweiten Tage nach dem Einzuge, als Theodor abends mit Georg aus der Weinstube nach Hause kam, sagte er sehr vergnügt: „Am Mittwoch wird auf dem Rathause ein Befreiungsfest, ein großer Ball, stattfinden, zu dem auch du, liebe Anna, gehen mußt.“

Das Herz klopfte mir vor Freude, ich sah die Eltern an und wußte nicht, ob ich zustimmen dürfe.

Da der Vorschlag von Theodor ausging, erklärten beide sich einverstanden; nach einigem Hin- und Herreden entschloß sich sogar Mama mich zu begleiten.

Theodor forderte mich auf mit ihm die erste Polonaise und eine Gavotte zu tanzen, seines Armes halber dürfe er sich auf keinen Walzer einlassen, und ich werde mit der linken statt der rechten Hand bei der tour de main fürlieb nehmen müssen; halblaut fügte er in seiner galanten Weise hinzu: „Ist doch die linke dem Herzen die nähere!“ Die Mutter lächelte glückselig bei der Aussicht, die eleganten Pas ihres Lieblings, von denen sie oft mit Entzücken gesprochen, wieder bewundern zu sollen und meinte: „Wir können wirklich ein Freudenfest feiern, daß Theodor wieder froh und gesund ist!“

Vater seufzte und sagte: an ihn komme gar kein Vergnügen mehr, wäre vor dem Rathause nicht die hohe Treppe, möchte er auch mit. Worauf Georg sich erbot, ihn mit Gellers, der ebenso stark sei wie er, im Stuhl hinauf zu tragen. Der Vorschlag ward angenommen, und so befand sich die ganze Familie in erwartungsvoll freudiger Stimmung.

Als ich später mit dem Licht in der Hand nach meinem Zimmer hinaufging, in dem ich mit den Kindern schlief, trat Georg mir aus einer dämmerigen Ecke entgegen, er blieb stehen und sah mich an, so daß ich merkte, er habe etwas auf dem Herzen.

„Nun, Mosje Jäger, womit kann ich dienen?“ fragte ich freundlich.

„Leider kann ich eigentlich nicht tanzen, Mamsell Anna,“ entgegnete er stockend und schüchtern, „wenn Sie es aber doch einmal mit mir versuchen möchten, wäre das Fest für mich doppelt so schön.“

„Gern!“ rief ich froh, „welchen Tanz wollen Sie?“

„Erst kommt die Polonaise, die tanzen Sie mit Theodor, dann ein Menuett, das kann ich nicht, darauf die Gavotte mit meinem Bruder, und dann ein Walzer, um den bitte ich!“

Ich sagte ihm herzlich gern diesen Tanz zu, und wir trennten uns mit einem freundlichen Gutenacht!

Anderen Tages rüstete ich mit wahrer Ballfreude mein weißes Kleid und nahm dazu die Rosa-Schärpe hervor, welche Georg mir zu Weihnachten geschenkt hatte, diese und ein Kreuzchen am schwarzen Bande von meiner Mutter sollten mein Schmuck sein.

Der festliche Tag kam heran; im Vorübergehen fragte mich Georg nachmittags halblaut, ob ich ihm die Ehre erzeigen werde sein Weihnachtsband zu tragen?

Ich bejahte vergnügt und sagte, es liege schon mit meinem Kleide bereit. „Wie sollte ich Ihre Gutheit nicht anerkennen?“ fügte ich herzlich hinzu.

Er lächelte und nickte mir in sichtlicher Freude zu, und ein helles Erröten lief über

Digitized by Google

sein männlich ernstes Gesicht bis unter das blonde Haar, so daß er mir plötzlich ordentlich hübsch vorkam.

Als ich abends fertig war und aus meinem Zimmer trat, wanderte Georg, gleichfalls in seinen Festkleidern, wieder im Gange auf und ab, er begegnete mir und sagte verlegen: „Nehmen Sie es nicht übel, Anna, daß Sie mich hier finden, aber ich wollte Sie gern zuerst im Ballputz sehen."

Ich nahm ihm das gar nicht übel, winkte freundlich und lief die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, wo ich Theodor in blanker Uniform, stattlich und gebieterisch wie immer, vorfand.

„Ah!" sagte er artig, „meine verehrte, kleine Schwägerin schon fertig? Wie hübsch du aussiehst! — Arme, liebe Anna, du hast eine ernste Jugend gehabt, und vielleicht noch nie einen Ball besucht?"

„Nein, noch nie, Theodor, dies ist der erste!"

„Der erste; ein wunderbares Zusammentreffen, gerade in dem Monat, in welchem wir im vorigen Jahre so grenzenlos traurig waren! O Charlotte, verklärtes Himmelsbild, verzeihe, wenn wir dich scheinbar vergessen! Es ist ja nur die Freude über unser wiedergeborenes Vaterland, die uns jubeln läßt; das Herz gedenkt in treuer Liebe deiner, du auf uns herab lächelnder Engel; deine Tugend, deine Zärtlichkeit wird ewig in unserem dankbaren Gedächtnis fortleben!"

Er war bei dieser Anrede vor Charlottens sehr ähnliches Pastellbild getreten, das im ovalen Rahmen über dem Sofa hing und die teuere Schwester, jugendschön, im Brautanzuge, wie sie vor sechs Jahren war, zeigte. Sie trug ein weißes Kleid, wie ich heute, dasselbe Kreuzchen — wir hatten beide ein gleiches zur Konfirmation bekommen — ein paar Rosen vor der Brust und eine breite, weiße Atlasschärpe. Ich hatte eben mein 13. Jahr zurückgelegt, als sie heiratete, aber ich erinnerte mich ganz genau, daß sie damals so aussah; sie galt für sehr hübsch und dies Bild wurde oft bewundert. Als Theodor, wie mir schien, von der Treue und Gewalt seiner Empfindung überwältigt, mich an die über alles geliebte Schwester erinnerte, drangen mir die Thränen in die Augen und verlöschten für den Augenblick alle Ballfreude.

Er wandte sich um, sein Blick überflog noch einmal meine Gestalt, und er sagte: „Möchtest du zu ihrem Andenken nur heute noch die bunten Farben ablegen?" Damit zog er einen Schlüssel hervor, trat an die Kommode, in welcher Charlottens bessere Sachen aufbewahrt wurden, und nahm aus einem Kästchen das schwere, weiße Atlasband, welches sie als Braut getragen.

„Ihr und mir zur Genugthuung, Anna, vertausche dein brennend rotes Band mit diesem!"

Wenn er viel Größeres in diesem Augenblicke von mir gefordert hätte, würde ich es gern gewährt haben; die Mahnung, mit der er mir Charlottens Band reichte, berührte meine tiefsten Empfindungen; es schien mir selbst plötzlich unpassend, daß ich, die ich so lange ein schwarzes Kleid getragen, mit einem roten Bande zum Ball gehen wollte und ganz arglos nahm ich seinen Vorschlag auf.

„Gern, Theodor!" rief ich bereitwillig, „o wie hast du recht! Gib nur her!" Und rasch knüpfte ich die breite Schleife auf, die hinten das Band zusammenhielt, steckte einige Nadeln los, rollte das rosa Band zusammen, legte es in Charlottens Kommode und schmückte mich mit dem weißen.

Währenddem schnitt Theodor von den Blumenstöcken, die seine sorgliche Mutter für den gehätschelten Patienten herbeigetragen, einige Monatsrosen, legte sie mit geschickten Händen zum Strauß zusammen und bot ihn mir zum Vorstecken, mit dem Bemerken, daß mein Anzug doch noch einer kleinen Auffrischung bedürfe; gehorsam befestigte ich seine Rosen vor der Brust.

Dann nahm er meine Hand, küßte sie, führte mich vor den Spiegel und rief: „In der That, eine frappante Aehnlichkeit mit dem Bilde!"

Es überlief mich heiß mit seltsamem Erschrecken, als er dies sagte, ich blickte in den Spiegel und mußte ihm im stillen recht geben, ja, ich sah Charlotten ähnlich. Trotzdem mich diese Wahrnehmung hätte erfreuen sollen, wandte ich mich in einer sonderbaren Mißempfindung vom Spiegel ab; noch aber stand ich Hand in Hand mit Theodor, als die Thür sich öffnete und Georg eintrat.

Er stutzte, als er uns ansah, sein Blick irrte prüfend von einem zum andern; sichtlich erbleichend trat er einen Schritt zurück.

Digitized by Google

„Auch du, Bruder, glaubst an ein Wunder und meinst, das Bild sei lebendig geworden?“ rief ihm Theodor freudig entgegen.

„Nein,“ entgegnete Georg tonlos, „ich glaube nicht an Wunder, nur an Wirkliches.“ Damit wandte er sich um und verließ das Zimmer.

Die Mutter kam herein, ganz erfüllt von der Sorge, wie man den Vater am besten mit zum Fest nehmen könne; der alte Herr, stattlich geputzt, saß ungeduldig im Rollstuhl auf dem Flur. Gellers fuhr ihn dann wie gewöhnlich hinaus, wir anderen schlossen uns an; Theodor bot mir den Arm, und so zogen wir, mit vielen herzuströmenden Ballgästen, über den Markt.

Drüben im Rathause trug Georg mit dem Diener den Vater im Wagen die breiten Steintreppen hinan, und auf einen Flur, von dem aus er zum großen Fürstensaal gerollt wurde.

Nun umfing mich der Glanz und die Freude eines Festes, wie ich noch nie genossen, und tilgte alle eben vorhergegangenen Eindrücke aus!

Gewinde, Wappen, Inschriften und dunkle Fürstenbilder lüneburgischer Herzöge zierten den weiten, altertümlichen Saal. Unter dem hohen Mittelfenster, an dem der russische Adler prangte, stand ein Altar, von zwei Reihen pappener Säulen umgeben, die mit Lorbeerkränzen und bronzierten Vasen geschmückt waren; Bogen von Tannenzweigen verbanden die Säulen untereinander.

Nachdem sich alle Gäste versammelt hatten, blies die Musik einen Tusch, dann einen Marsch, worauf zwanzig weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen im Haar und russischen Kokarden erschienen, deren eine die Büste des Kaisers von Rußland vorantrug. Dieselbe wurde auf den Altar niedergesetzt, mit Lorbeerzweigen und Gewinden bekränzt, und mit einer Dankrede und Hymne begrüßt. Darauf begann erst der Ball.

Theodor hatte mich nicht vom Arme gelassen, so schritten wir nun miteinander in der Polonaise dahin. Er war die Liebenswürdigkeit selbst, erklärte mir alles, nannte mir die hervorragendsten Persönlichkeiten, und führte mir nach der beendeten Polonaise Tänzer zu. So ward ich nach und nach für den ganzen Abend im voraus engagiert.

Nach dem Menuett kam die Gavotte mit Theodor, und heimlich freute ich mich schon auf den Walzer mit Georg, den ich mir gar nicht tanzend denken konnte.

Gleich nach der Gavotte — während der sich die Eltern sichtlich an Theodors gerühmter Tanzkunst ergötzten — kam ein Freund Georgs zu mir und bat um den Walzer, da Georg mit dem alten Herrn Jäger, welchem die Unruhe zu viel werde, den Ball verlassen müsse. Ich sah auch gleich darauf, wie der Sohn den Vater hinausfuhr.

Aber warum hatte denn Georg nicht Zeit gefunden, warum hatte er es in seinem geselligen Ungeschick — wie ich grollend sein Benehmen gegen mich nannte — nicht der Mühe wert gehalten, mich persönlich zu benachrichtigen? Wir würden einen Umtausch der Touren verabredet und die Möglichkeit ganz gewiß gefunden haben, doch noch miteinander zu tanzen!

Das half nun aber nichts, ich mußte sehen, mich ohne ihn zu amüsieren; bald empfand ich aber, daß mir die Vernachlässigung von seiten Georgs doch nachgehe, daß ich zerstreut sei und die anfängliche Lust an dem Fest verliere.

Als nach etwa einer Stunde die Mutter zu mir kam, über Müdigkeit klagte und meinte, sie mache sich doch Sorge um ihren Mann, Georg sei so wenig unterhaltend, willigte ich gern ein, mit ihr den Ball zu verlassen.

Theodor, der sich in meiner Nähe gehalten und nicht weiter getanzt hatte, schloß sich uns, über Schmerzen in seinem Arm klagend, an.

Am nächsten Tage erwartete ich eine Entschuldigung Georgs und wollte ihm dann auch sagen, wie der Schärpenumtausch gekommen, denn mir ahnte, daß er darüber empfindlich sei; als er es aber vermied, das Wort an mich zu richten, fand ich weder Mut noch Gelegenheit ihn zu versöhnen, und wir gingen in der ganzen nächsten Zeit so kühl nebeneinander her, wie zwei wildfremde Menschen, waren dies aber innerlich gewiß nicht, ich wenigstens mußte immer darüber nachdenken, wie ich wohl zwischen uns ein gutes Einvernehmen herstellen könne.

Theodor dagegen blieb sich gleich an artigem Entgegenkommen, und mir schien es manchmal, als habe ich seit Weihnachten in den Augen aller eine andere Geltung gewonnen.

Digitized by Google

Die äußeren Ereigniſſe ſollten uns aber bald von unſeren perſönlichen Intereſſen abziehen.

Schon acht Tage nach dem Ball hieß es plötzlich, der Feind, Franzoſen und Weſtfalen, rücke gegen die Stadt heran; die Ruſſen bliesen Alarm und marſchierten vor das Thor, die Sturmglocken wurden geläutet, die Bürgerkompanieen aufgeboten und jedes Haus wurde ängſtlich verſchloſſen. Tauſende von Menſchen aber zogen auf die Wälle, um die Plänkeleien zwiſchen den Koſaken und den anrückenden Truppen mit bangem Auge zu verfolgen. Gegen Abend kam Georg nach Hauſe und erleichterte uns mit der Nachricht, der Feind ziehe ſich zurück.

Dieſer Anlaß diente aber dazu, die Bürgerwehr, der jeder waffenfähige Einwohner beitrat, ſo raſch es anging, zu verſtärken und beſſer zu organiſieren. Da es beſonders jetzt auf eine ſorgſame Bewachung der Stadt ankam, wozu viele Leute erforderlich waren, ſtellten ſich die Brüder, beide Kommis und der alte Gellers zum Dienſt.

Theodor hatte ſich zum 15. April wieder bei ſeinem Regiment gemeldet, er wollte uns am 8. verlaſſen und verſuchen, ſo gut es in den unruhigen Zeiten gehen mochte, durchzukommen. Während er ſich aber noch in Lüneburg aufhielt, konnte und wollte er ſich dem Dienſt ſeiner Vaterſtadt nicht entziehen; ſelbſtverſtändlich durfte er dies nicht in ſeiner Uniform, ſondern mußte von nun an wieder bürgerliche Kleidung tragen. War ſein rechter Arm auch noch nicht ſtark genug den Degen zu führen, ſo hieß es doch, daß ſeine militäriſchen Kenntniſſe dem Gedeihen des Ganzen mehr nützen könnten, als eine kräftige Fauſt.

Täglich langten aus der Umgegend beunruhigende Nachrichten über franzöſiſche Truppenbewegungen an, täglich mußte die Stadt, welche zu früh triumphiert hatte, auf das Schlimmſte gefaßt ſein. Die alten Befeſtigungswerke ſtanden noch, wenn ſie auch einer Belagerung und dem Angriff der Artillerie nicht zu widerſtehen vermochten, kleinere Truppenkörper konnten ſie doch aufhalten, wofern gut aufgepaßt wurde; dies übernahm die Bürgerwehr. Der Wachtdienſt ging um, und faſt in jeder Nacht blieb einer von unſeren fünf Männern vor dem Thor.

Der 1. April war ein warmer, ſonniger Tag, ſo daß ſich der Vater in den kleinen Hausgarten fahren ließ, welcher an der Seite der großen Hinterſtube lag; die Kinder ſpielten bei ihm und die Mutter trippelte ab und zu. Ich ſaß in der Stube, in der tiefen Niſche des offenen Fenſters, gerade hinter dem Platz des alten Herrn und nähte eifrig.

Da kam Theodor in den Garten, gebot Lottchen an einem anderen Platz mit dem kleinen Bruder zu ſpielen und ſetzte ſich zum Vater; ich dachte nicht daran, daß man mich nicht ſehen könne, oder daß die beiden etwas ſprechen würden, was nicht für mein Ohr beſtimmt ſei.

Theodor fing von der Vereinſamung ſeines Herzens an, und daß ſeine armen Kleinen die natürliche, liebevolle Obhut einer Mutter entbehren müßten; der Vater meinte, Anna thue, für ein junges Ding, das ſie ſei, ihr möglichſtes, und die Kinder wüchſen unter ihrer Pflege geſund auf.

Mit ernſtem Tone antwortete der Sohn: „Der Anſicht bin ich auch, lieber Vater, und gern möchte ich mir und den Waiſen dieſe treue Gefährtin ſichern. Anna erinnert mich immer lebhafter an unſere verklärte Charlotte, nur mag ſie noch hübſcher ſein, ſie iſt ſeit Weihnachten jeden Tag mehr aufgeblüht. Ich glaube nach den Wünſchen der Abgeſchiedenen, ja ganz in ihrer Seele zu handeln, wenn ich die Schweſter an ihren Platz ſtelle, und bedarf nur noch dazu deines Segens, den du mir hoffentlich nicht vorenthältſt?“

„Du könnteſt ohne Frage mit deiner Perſönlichkeit eine glänzendere Partie machen, ein reicheres Mädchen finden; aber wir haben Charlotte ohne Widerſpruch aufgenommen, weil du ſie gern hatteſt und werden auch gegen Anna nichts einwenden; ja wir haben uns an ſie gewöhnt, und es iſt das Bequemſte, ſie als deine Frau zu behalten.“

„Ich möchte dieſe neue Wendung meines Lebensſchickſals ſicher ſtellen, bevor ich zu meinem Regiment abgehe. Anna wird mit noch größerer Liebe ſich der Kleinen annehmen, wenn ſie das Gelöbnis empfangen und gegeben hat, nach Beendigung des Krieges deren Mutter zu werden, und mir iſt es ein ſüßes Gefühl des Troſtes, wenn ich in bevorſtehenden ſchweren Stunden ſie mein eigen weiß! Was mich aber beſonders beſtimmt, iſt meine Ueberzeugung, daß die Selige aus ihren lichten Höhen lächelnd unſeren Bund ſegnen wird!“

Digitized by Google

Ich sprang auf und eilte aus dem Zimmer; ich konnte und wollte nicht mehr hören; ein Sturm von Empfindungen wirbelte mir im Kopf und Herzen, und eingeschlossen in meiner Kammer suchte ich mich zu fassen.

Theodor war mir immer ein Bruder gewesen; als Kind hatte er mich in der Zeit seiner Verlobung mit Charlotte unbefangen geliebkost, wir nannten uns du, und das zutrauliche Verhältnis war nie ein anderes geworden.

Er einst mein Gatte! Ich vielleicht in wenigen Tagen seine verlobte Braut? War das möglich?

Jetzt fiel mir ein, daß Freunde des Hauses diese Möglichkeit schon öfter andeuteten, welche ich stets als etwas Sonderbares innerlich abgewiesen. Es ward mir klar, daß unser Verkehr auf dem Balle jene Mutmaßung bestätigte — ja, daß auch Georg wahrscheinlich dasselbe dachte! Ein grenzenloser Schreck, zu viel gethan zu haben und schon gebunden zu sein, befiel mich.

Dann besann ich mich und suchte mich in dem Verhältnis zurecht zu finden. Ich prüfte mich, ob ich fest werde nein sagen können, wenn Theodor mit der ganzen Macht seines Wesens um mich werben sollte; wenn er den Geist Charlottens zu Hilfe rufend, vor dem noch immer meine ganze Seele sich beugte, mich bitte, an ihre Stelle zu treten? Ihm ein ernstliches Nein! War das denkbar? Wie sich alle gegen mich wenden würden, wenn ich dies wagen sollte, wie man mich undankbar, unbegreiflich, lieblos gegen die Kinder, pietätlos gegen die Schwester und gegen übernommene Pflichten nennen würde!

Einmal sprang ich auf und wollte so schnell wie möglich nach Hamburg zu den Eltern zurückkehren. Dann sagte ich mir, daß dies in der jetzigen Zeit bei der bedrängten Lage der Stadt gar nicht angehe, daß ich aushalten, auskämpfen müsse!

Hätte ich nur irgendwo einen Haltpunkt, eine Hilfe gesehen, wäre nur Georg nicht so ganz kühl und fremd, so fortwährend von städtischen Angelegenheiten und dem Geschäft in Anspruch genommen gewesen, gegen ihn würde ich vielleicht mein Herz ausgeschüttet, seinen Rat erbeten haben. Die Eltern, das wußte ich bestimmt, standen beide so gänzlich auf Theodors Seite, daß sie immer nur wollten, wie er.

Ich fühlte, mir blieb nichts übrig, als mein Geschick so zu nehmen, wie stärkere Geister beschlossen hatten, dasselbe zu lenken, und wieder versuchte ich, mich auszusöhnen. War denn Theodor nicht ein anerkannt tüchtiger, gewandter, schöner Mann? Wie sehr hatte Charlotte ihn geliebt, wie oft hatte sie mir seine Vorzüge geschildert! Und darin hatte er recht, wollte er den Kindern eine Stiefmutter geben, so würde die Schwester mich am liebsten auf diesem Platz sehen. Also der Seligen zuliebe, den Kleinen eine ganz treue Mutter, und Theodor — Gott würde auch dazu helfen, daß ich ihm gegenüber das richtige Gefühl, den richtigen Ton fände!

Als ich nach langer Zeit auf den Ruf der Mutter meine Kammer verließ, kam ich mir um viele Jahre älter geworden vor und ging mit Ergebung, aber auch mit einer größeren Sicherheit an die Geschäfte des Hauses, dem ich einst unwiderruflich angehören sollte.

Mama trug mir auf, ein Täschchen mit Mundvorrat für Gellers zu rüsten, der auf Nachtwache vor das Altenbrücker-Thor gehe.

„Für Gellers?“ fragte ich erstaunt, „der war ja erst in der vorigen Nacht draußen?“

„Er geht für Theodor, gib ihm tüchtig Fleisch und Wein mit, dann wird er's schon aushalten.“

Als ich in der Küche stand und mit fliegenden Händen — denn ich wußte mich doch noch nicht zu beherrschen — Stücke von einem großen Schinken abschnitt, kam Georg mit Gellers über die Diele; der Alte, seinen Mundvorrat erwartend, blieb in der Küchenthür stehen, und Georg sagte zu ihm:

„Theodor hätte das nicht annehmen sollen: lieber möchte ich gehen; Er überanstrengt sich, Gellers, die Nächte sind noch zu kalt.“

„Justement darum,“ entgegnete der Alte, „uſe Kaptein kunn sik verküllen, un wat rechts to dauen is buten Door doch for öm nich.“

„Nun, zu thun ist für uns alle nichts anderes, als die Augen offen zu halten; was aber in dunkler Nacht, wenn man weiß, daran hängt die Sicherheit Tausender, gerade genug ist!“

„Laten's man sinn, eck kann jo utslapen: adjes, Manfell!“ Mit den Worten nahm er sein gefülltes Täschchen, nickte mir freundlich zu und ging zum Hause hinaus. — Arme, ehrliche Seele!

Digitized by Google

Georg verschwand im Kontor, ohne mich anzusehen und ich hatte weiter kein Bestreben, als um Gotteswillen nicht mit Theodor allein zu sein.

Als ich am nächsten Morgen in die Küche kam, um das Frühstück zu besorgen, saß die Magd einsam bei ihrem Gerstenkaffee — nur für den Vater und Theodor wurde bei den teuren Preisen echter Kaffee genommen.

„Guten Morgen, Doris," sagte ich, „wo ist Gellers?"

„Hei is noch nich to Hus, Mansell," erwiderte sie mit ängstlichem Gesicht.

„Sei nur ruhig, er wird schon kommen, stell' ihm den Kaffee ans Feuer, denn nach der durchwachten Nacht ist ihm etwas Warmes nötig."

Ich that, was mir oblag; zog die Kinder an und befand mich mit ihnen im Eßzimmer, am fertigen Frühstückstisch, als die Familie sich versammelte. Georg rollte des Vaters Stuhl an den Tisch, er sprach das Morgengebet und wir aßen und tranken. Dann ging jeder seinen Geschäften nach.

Gellers war noch immer nicht in der Küche; ich faßte mir ein Herz dies Georg zu sagen, als er eben über den Hausflur ging.

„Noch nicht?" fragte er und sah nach seiner Uhr. „Es ist acht vorbei, und um sechs wird die Wache abgelöst: da muß etwas Besonderes geschehen sein!"

Er nahm seinen Hut und verließ das Haus, indem er sagte: „Ich will selbst zum Altenbrücker-Thor gehen und nachsehen."

Mittlerweile hatten auch die Eltern und Theodor gehört, daß Gellers fehle; eine unruhige Stimmung bemächtigte sich aller Hausgenossen.

Die Mutter sagte, Gott werde doch dem alten frommen Manne beistehen, und der Vater meinte, so etwas Aergerliches könne auch nur ihm passieren, daß in diesen schweren Zeiten seinem erprobten Hausknecht ein Malheur zustoße! Die Kinder fingen auch an ängstlich zu fragen, und Theodor ging mit großen Schritten im Garten auf und ab.

Es mochte halb zehn sein, als sie endlich unseren lieben alten Gellers auf der Bahre heimbrachten; Georg ging mit tief betrübtem Gesicht nebenher. Als ich aus der Küche ihnen entgegen sprang, setzten die Träger ihre Last auf der Diele nieder, wobei eine Pferdedecke, die über den Körper gebreitet lag, herunterfiel.

Da lag der Getreue mit blutbefleckten Kleidern, tot, von mehreren Kugeln durchbohrt! Georg sagte, eine französische Streifpatrouille habe ihn erschossen.

Ich kniete weinend neben der Leiche des selbstlosen, braven Alten nieder; er trug meinen Weihnachtsshawl um den Hals, dunkel gefärbt von seinem Blut, das aus einer Stirnwunde heruntergeflossen war; mit heißem Weh dachte ich an alle seine Güte und Bereitwilligkeit und schluchzte laut, indem ich seine herabhängende kalte Hand mit den meinen liebkoste.

Da berührte etwas meine Schulter, ich blickte auf; die Träger verließen eben den Flur, nur Georg stand neben mir.

„Weshalb beweinen Sie ihn so schmerzlich?" fragte er ernst. „Blicken Sie doch in dies zufriedene Gesicht, Anna, glauben Sie mir, er ist mit dem erhebenden Bewußtsein gestorben, daß er für das Glück geliebter und verehrter Menschen mit seinem entbehrlichen Dasein eintrete; welch einen besseren Tod kann es geben? Danken Sie Gott, daß nicht Theodor hier liegt!"

„O Georg!" rief ich bewegt, „wie können Sie es mit diesem schrecklichen Tode so leicht nehmen? Haben Sie denn unseren lieben alten Gellers nicht gerne gehabt? Ist es denn nicht furchtbar, ihn so zu verlieren? Und wie wird Ihr Bruder es ertragen, daß er für ihn hinausging und starb?"

Jetzt kamen auch die übrigen Hausgenossen herzu und ich eilte tief erschüttert fort.

Kaum befand ich mich oben bei den Kindern, als Alarmsignale durch die Straßen tönten, die Sturmglocken läuteten und die Kosaken über den Markt sprengten. Ich lief hinunter und sah, wie unsere Bürgerwehrmänner wohlbewaffnet das Haus verließen; es hieß, die Franzosen seien da, General Morand greife die Stadt an!

Fürchterliche Stunden folgten jetzt! Wir versammelten uns alle unten im Wohnzimmer um des Vaters Stuhl; das Haus ward verschlossen und auch die Fensterladen legten wir vor; ich saß am Fenster und blickte durch eine Spalte auf den Markt. Mama hielt beide Kinder auf dem Schoß — seltsamerweise fühlte ich mich ihnen seit gestern nicht so zugeneigt wie sonst — sie tröstete die Kleinen, die leise jammerten und manchmal vom Großvater angefahren wurden, der vor sich hin knurrte und

Digitized by Google

schalt. In der Ecke am Ofen kniete die Magd, ihre blaue Schürze über den Kopf geschlagen und abgerissene Bibelverse murmelnd.

Mit äußerster Spannung beobachtete ich das Treiben auf dem Markt. Der Bürgermeister und die Senatoren eilten in ihrer Amtstracht nach dem Rathause, und bewaffnete Männer rannten nach der Richtung des neuen Thors; dann folgte menschenleere Einsamkeit, während vom Kampfplatz Kanonendonner, das Geknatter des Gewehrfeuers, Geschrei und Gerassel herübertönte. Eine entsetzlich bange Stunde mochte der Kampf schon dauern, als der jüngste Kommis mit einem Streifschuß an der Backe zurückgelaufen kam. Er berichtete uns, daß alle Gegenwehr vergeblich sei; die Kosaken hätten das Thor mit Wagen versperrt, aber nach etlichen Kartätschenschüssen der Franzosen und der Aufforderung sich zu ergeben, widrigenfalls die Stadt in Brand geschossen werde, räumten die Bürger jetzt selbst das Hindernis fort.

Gleich darauf sprengten die Kosaken flüchtend, von französischen Reitern verfolgt, durch die Stadt, um ein anderes Thor zu gewinnen; beim Marktbrunnen wurde einer der Kosaken vom Pferde geschossen. Nun begann eine wilde Flucht der Bürger und blutige Verfolgung.

Ich konnte dies nicht mehr ansehen und stürzte händeringend in den Garten, begriff ich doch nicht, wie die Unsern durchkommen und sich retten sollten.

Da klirrte das Hofthor, das auf eine Seitengasse ging, von der man zum Wall gelangte und unsere drei Kämpfer sprangen eilig herein; sie liefen, ohne mich zu sehen, am Gärtchen her und ins Haus, ich aber sank auf meine Kniee und dankte Gott für ihre Rettung!

Ihnen folgend, fand ich die Männer beschäftigt, Thür und Fenster noch fester zu verrammeln, um das Eindringen der übermütigen Sieger und Plünderung abzuwenden.

Einige Stunden später herrschte leidliche Ruhe in der Stadt; ein Teil der Truppen lagerte auf dem Markt und mußte mit Speise und Trank versehen werden, so daß wir alle Hände voll zu thun fanden.

Dieser Tag gab aber nur ein Vorspiel zu noch schlimmeren folgenden.

Frühmorgens wurde eine hohe Kontribution gesammelt, und um 9 Uhr tauchte das Gerücht auf, daß Russen im Anmarsch seien. Dann hieß es, man wolle angesehene Bürger als Geiseln zur Strafe der Stadt auf das Rathaus schleppen, um sie demnächst zu erschießen; aber glücklicherweise kam die Katastrophe eher, als dies geschehen konnte.

Im Laufschritt mußte ein französisches Bataillon ausrücken und dem Feinde vor dem Thor entgegengehen. Ein Kampf entspann sich vor der Stadt, dem wir mit großer Angst aus der obersten Bodenluke unseres hochragenden Giebelhauses zusahen und der mit Niederlage und Gefangennahme der Franzosen endete.

Dann wurde die Stadt von den Verbündeten beschossen, worauf die übrigen Franzosen mit ihrem General Morand hinaus marschierten. Jetzt folgte eine Schlacht, in der die Franzosen unterlagen; Morand blieb und es gab von beiden Seiten viele Verwundete und Tote. Große Einquartierung folgte und geschäftige Unruhe.

Gegen Abend verbreitete sich die neue Schreckenskunde, der Marschall Davoust, Prinz von Eckmühl, sei mit 17,000 Mann im Anzuge.

General von Dörnberg, der Höchstkommandierende der Verbündeten, eröffnete dem Magistrat, er ziehe sich zurück, um die Stadt nicht einem blutigen Kampf auszusetzen, beklage aber ihr Schicksal.

Am nächsten Tage lag bange Sorge mit bleierner Schwere auf allen Gemütern und gegen Abend rückte Davousts Avantgarde ein.

Eine Deputation suchte den Kommandeur, General Montbrun, auf und bat um Schonung der Stadt, dieser aber schalt sie hart für ihre Rebellion und kündigte neue 10,000 Mann Einquartierung an. Er sagte ihnen, der Kaiser habe das widersetzliche Departement der Niederelbe „hors de la loi“ erklärt und dasselbe der Willkür seiner Feldherren überlassen, wie der Marschall die Stadt strafen werde, sei abzuwarten.

Folgenden Tages verlangte er auf dem Rathause eine Liste von hundert der angesehensten und begütertsten Einwohner.

Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß alle im Kaufhause lagernden Waren zur Strafe der Stadt für ihre Widersetzlichkeit konfisziert werden sollten und das Haus, Jäger und Sohn infolge seines Speditionshandels dort große Vorräte liegen hatte, eilte Georg dorthin, um zu sehen, was zu retten sei.

Digitized by Google

Es war etwa zehn Uhr morgens. In banger Sorge saßen wir wieder vorn im Wohnzimmer um den Vater versammelt, der zorniger denn je sich mit Theodor über alles Geschehene unterhielt.

Im Drange dieser furchtbaren Tage, in denen man stündlich seines Lebens nicht sicher zu sein glaubte, war zwischen Theodor und mir, dem ich obenein scheu auswich, keine außergewöhnliche Annäherung vorgefallen.

Als wir Georgs Rückkehr vom Kaufhause mit Spannung erwartend dasaßen, wurde plötzlich mit wuchtigen Schlägen an die jetzt stets verschlossene Hausthür gepocht und im Namen des Kaisers Einlaß begehrt.

Theodor öffnete; eine Wache von sechs französischen Chasseurs und zwei Polizeidiener traten ein; die Stubenthür war offen geblieben und wir hörten, wie der Unteroffizier eine französische Ordre verlas, in welcher befohlen ward, hundert Einwohner gefangen zu setzen, um sie durch das Los zu dezimieren.

Todesschrecken befiel uns. Ich begriff nicht gleich, was dies heißen solle; der Vater aber murmelte, aschfahl werdend, mit gefalteten Händen: „Der zehnte wird erschossen!"

„Wo ist der Hausherr?" fragte der Unteroffizier.

„Hier," sagte Theodor und trat an seines Vaters Stuhl.

„Wollen Sie mich mit sich schleppen?" rief der alte Herr in äußerster Bitterkeit, „so müssen Sie den Rollstuhl anfassen, denn gehen kann ich nicht!"

Der Chasseur sah sich verlegen um: „Ist das Ihr ältester Sohn?"

„Ja!"

„So müssen Sie uns folgen!"

„Theodor!" schrie die Mutter und umklammerte ihren Liebling.

„Laß gut sein, Mutter, hier hilft nichts; ich bin der älteste Sohn des Hauses, folglich vertrete ich den hilflosen Vater."

„Der, wie wir sehen, außer stande war, sich an dem Aufstande zu beteiligen und dadurch von selbst frei wird."

„Ja, Sie haben recht, mein armer Vater kann keine Waffen mehr tragen."

„Aber Sie thaten es?"

„Das habe ich! Erlauben Sie mir, mich von den Meinen zu verabschieden?"

„Natürlich; doch fassen Sie sich kurz, wir müssen noch mehrere Verhaftungen vornehmen."

Theodor umarmte die tief erschütterten Eltern und küßte seine Kinder, auch mich schloß er in die Arme und flüsterte mir ein: „Lebewohl, geliebte Anna!" zu.

Wir weinten alle; Mama vermochte sich nicht zu fassen, sie rief immer wieder:

„Mein Theodor! nein, das kann Gott nicht wollen!"

„Gerade das; gerade das wird mir geschehen," knirschte der Vater.

Dann ward Theodor nach dem Rathause hinüber geführt.

In Thränen und Jammer blieben wir zurück; die Kinder schrieen laut, ohne recht zu wissen, weshalb; jetzt war auch mir Theodor in der edlen Weise, mit der er das Unabänderliche hinnahm, äußerst liebenswert erschienen, so daß ich ihm voll tiefem Schmerz nachweinte.

Als wir noch alle fassungslos beieinander saßen, kam Georg nach Hause; er glaubte seine geschäftlichen Angelegenheiten gut geordnet und trat heiter ein.

Entsetzt blickte er uns an, und mit fliegenden Worten erzählte ihm der Vater das Geschehene.

Starr und sinnend blieb Georg vor dem Stuhl des zornigen Alten stehen; er sprach kein Wort; ein Blick seines blauen Auges flog mit unbeschreiblichem Ausdruck über alle und blieb auf mir mit herzergreifender Innigkeit haften, dann wandte er sich und verließ das Zimmer.

Die Mutter flehte leise, Gott wolle Georgs Herz für ihren Jammer erweichen, und der Vater schalt auf seine Gleichgültigkeit gegen den Bruder; nur ich verstand ihn, nur ich fühlte, wußte, daß erhabene Empfindungen sein edles Herz so mächtig bewegten, daß er keine Worte fand, dieselben auszudrücken.

Gleich darauf sah ich Georg unser Haus verlassen und zum Rathause hinüber gehen; jetzt ahnte mir, daß er handeln wolle! Es dauerte nicht lange, so kam er von der großen Rathaustreppe wieder herunter und ging quer über den Marktplatz; zwischen allem Gewirr des französischen Biwaks verfolgte ich seine hohe Gestalt; er ging in das Quartier des General Montbrun.

Die Mutter gab mir einen Auftrag, ich folgte nicht, die Kinder drängten sich bittend an mich, ich schob sie zurück, wie ganz von fern hörte ich den Vater sagen:

Digitized by Google

„Laßt sie, sie verliert mehr als wir alle, wenn Theodor erschossen wird."

Es war mir, als ginge mich alles das, was sie thaten und sprachen, nichts an. Mein Blick hing wie gebannt auf dem Hause, wo Er weilte! Er, Georg, der liebste von allen! Jetzt wußte ich, jetzt fühlte ich, was er mir war. Seine Worte an der Bahre des alten Gellers erklärten mir seine tief verschlossene Empfindungsweise und ließen mich ahnen, welch ein Opfer zu bringen er sich anschickte. Auch sein Benehmen gegen mich, vor und nach dem Ball, zeigte sich, erklärt durch meine eignen Gefühle, mir plötzlich in einem neuen Lichte; ja er liebte mich wie ich ihn, glaubte aber, ich gehöre dem Bruder an! So wurde mir mein Herz offenbar, das nur für ihn schlug!

Eben verließ er die Wohnung des französischen Machthabers und kam wieder über den Markt, seine Schritte auf das Rathaus zu lenkend. Wie haftete mein Auge auf dem teuren Manne, wie verfolgte ich jede Bewegung!

War Georg schön, stattlich, ich wußte es nicht, ich empfand nur, daß ich mir keinen liebern Anblick denken konnte als den, welchen seine Erscheinung jetzt bot. Es schien mir, als habe er nie das Haupt so hoch gehoben, als sei niemals sein Gang so straff gewesen; wie getragen von einem großen Entschluß schritt er dahin.

Er verschwand in der hohen Thür des Rathauses. Meine ganze Seele zitterte in der Frage: würde Theodor das Opfer annehmen? Wäre es möglich, wäre es denkbar?

Ich sollte nicht allzulange in Ungewißheit bleiben; fliegenden Schrittes kam die elegante Gestalt Theodors von der Rathaustreppe herab, auf unser Haus zu; wie gelähmt von Schreck, Zorn, Fassungslosigkeit, sank ich in meinen Stuhl zurück.

Gleich darauf stand Theodor in der Stubenthür. Ein allgemeiner Freudenschrei begrüßte ihn; seine Mutter und die Kinder flogen auf ihn zu, der Vater breitete ihm die Arme entgegen, nur ich konnte mich nicht rühren.

„Gott Lob und Dank, daß ich wieder bei euch bin!" rief er mit nachdrucksvoller Wärme, „euch und dem Leben wiedergeschenkt!"

„Aber wie? — wie, geliebtes Kind, hat Gott die Herzen der Gewaltthätigen gerührt?" stammelte die Mutter.

„Wodurch bist du befreit, erzähle!" rief der Vater.

Theodor verstummte während eines bangen Augenblicks, sein Auge suchte das meine, welches mit ernstem Vorwurf auf ihm ruhte. Es war das erste Mal im Leben, daß ich diesen Mann in Verlegenheit sah.

Endlich stieß er das eine Wort „Georg!" hervor.

Des Vaters Arme sanken herab, die Mutter verhüllte ihre Augen, ich aber erhob mich und trat dicht vor den Selbstsüchtling hin. Das Blut stockte in meinem Herzen, ich glaubte ersticken zu müssen, wenn ich nicht hätte reden dürfen.

„Und wie konntest du dies Opfer der größten Bruderliebe annehmen?" fragte ich mit einem mir selbst fremden, harten Ton.

„Er stellte mir vor, daß ich leben müsse für die Meinen, als Familienvater, für die Kinder!"

„Glaubst du nicht, daß auch Georg dereinst mit Weib und Kindern sein Leben genießen möchte?"

„Er sagte, mein Platz dort komme ihm zu, er sei Lüneburger Bürger, nicht ich, er vertrete die Firma, das Haus Jäger und Sohn."

„Du warst als der älteste dem Häscher gefolgt, du hattest selbst anerkannt, daß du für den kranken Vater eintreten müßtest; du hattest dich wie Georg an dem Aufstande der Stadt gegen die Fremdherrschaft beteiligt — und — du solltest als Offizier und Mann von Ehre deinen Platz zu behaupten wissen!"

Er erbleichte; ich fühlte, ich erkannte, daß jedes zarte Band zwischen uns zerschnitten sei, daß Beleidigungen, wie meine Worte sie enthielten, nie ganz vergessen und vergeben werden konnten, aber was lag mir in der Stunde an Theodors freundlicher Gesinnung?

Dann rief ich begeistert und voll Entzücken über Georgs Edelmut:

„Er, den ihr alle weniger liebt als diesen, er ist der bessere! O wolle Gott ihn schützen, daß er uns nicht durch gewaltsamen Tod entrissen wird!"

Zitternd vor Erregung, und wie nie im Leben in allen Tiefen der Seele erschüttert, verließ ich das Zimmer.

Ich glaubte es nicht ertragen zu können, je wieder mit Theodor zusammen zu treffen. Als ich etwas ruhiger geworden, empfand ich nichts lebhafter als das Verlangen, mich zur Abreise einzurichten; ich fing an meine Sachen einzupacken, obwohl es noch immer für mich unmöglich war, die Stadt zu verlassen; dann

Digitized by Google

plötzlich fühlte ich, daß ich nicht von hinnen könne, bevor über Georgs Schicksal die Entscheidung gefallen sei.

Nach etwa einer Stunde kam die Mutter zu mir herauf; die alte Frau befand sich in einem jammervollen Gemütszustande und dauerte mich unbeschreiblich. Die Liebe für beide Söhne rang einen schmerzlichen Kampf in ihrem Innern. Sie fühlte wohl, daß Georg edler gehandelt habe als Theodor, aber sie tadelte mich doch wegen meiner harten Worte gegen ihren Liebling; sie deutete betrübt an, wie damit meine Aussicht auf ein Lebensglück an der Seite Theodors vernichtet sei. Dann wieder blickte die zärtlichste Angst um Georg aus jeder Miene, jedem Wort, und diese Aeußerung reinster Mutterliebe machte sie mir so wert, so ehrwürdig, wie nie zuvor. Mir war als sehe ich jetzt erst Georgs Züge in ihrem Antlitz und als gehöre ich von nun an wie eine rechte Tochter zu ihr. Bei all meinem inneren Jammer bemühte ich mich eifrig, ihr zu dienen, und nach besten Kräften in dem von Einquartierung und allen möglichen feindlichen Forderungen überladenen Hauswesen zu helfen. Aber trotz aller Arbeit schleppten wir die Tage mühsam miteinander hin. Die immer wieder durchbrechende Angst meines Herzens dehnte mir jede Stunde ins Endlose. Ich fühlte, ich wußte, wenn Georg sterben mußte, so war es mit aller meiner Hoffnung auf Lebensglück vorbei!

Drei Tage blieben die Gefangenen in der Franzosen Gewalt, drei entsetzlich bange, fast unerträgliche Tage, an denen sich jeden Augenblick die Kunde verbreiten konnte, welche zehn von den gefangenen hundert Männern erschossen worden.

Am dritten Tage morgens, als ich einen Augenblick für mich zum Besinnen von allem Geschäftstreiben des Hauses fand, und fassungslos weinend in einem versteckten Winkel des Gartens saß, trat plötzlich Theodor vor mich hin. Ich erschrak und wollte an ihm vorüber entfliehen; er aber hielt mich fest und bat um eine Unterredung. Zum erstenmal, seit Georg uns fehlte, sah ich ihn jetzt voll an; er war bleich und trug den Ausdruck schwerer Gemütskämpfe.

„Anna," sagte er mit schmerzlichem Ton, „du fliehst und verachtest mich wie einen feigen Bösewicht, der ich nicht bin; ich redete mir nur ein, alle Gründe, die Georg vorbrachte, zu glauben, und daß ihm der Platz gebühre, den ich einnahm: fing ich doch eben neu an zu hoffen; deshalb gewann das Leben den höchsten Wert und ich suchte es mir zu retten. — Deine Vorwürfe trafen mich schwer und ich habe fürchterliche Tage verlebt! Anna, ist es unmöglich, daß du mich begreifst und mir verzeihst?"

„Du bist eitel und verzogen, Theodor, und stellst dich schon lange über deinen Bruder."

„Jeder Mensch hat seine Schwächen; laß uns bei dem vorliegenden Fall bleiben. Ich habe geschwankt, bin abgewichen von der strengsten Forderung, aber der Elende, als welchen du mich ansiehst, bin ich nicht; sprich dich offen gegen mich aus, Anna, nur so können wir uns wieder näher treten."

„Wohlan; in diesen Tagen ist viel Mißtrauen gegen dich in mir aufgestiegen. Du hast schon damals, vor dem Ball, mir Georgs Schärpe abgenommen und dich so lebhaft mit mir beschäftigt, weil du ihn von mir trennen wolltest!"

„Anna!" — Er trat zurück und erschrak furchtbar.

„Siehst du, wie ich jetzt scharfblickend bin; alle geheime Selbstsucht deiner Natur liegt offen vor mir da!"

„Du siehst klarer als ich selbst; ich rang um dich — deine Liebe — deinen Besitz — und du?" —

„Ich, Theodor, ich liebe deinen Bruder, und kann deshalb niemals dir angehören!"

Nach diesen Worten, die ihm jede Hoffnung nahmen, entfloh ich ihm und kehrte ins Haus zurück.

Erschüttert von dieser Unterredung und todestraurig, da alle meine Sorge und mein Leid in mir aufgeregt war, ging ich über die Diele; da öffnete sich die Hausthür und Georg, Georg, lebend, gesund, gerettet, trat über die Schwelle!

Mit einem lauten Freudenschrei flog ich ihm entgegen; weit breitete ich meine Arme aus, ihn zu umfassen, ich hing an seinem Halse, unsere Lippen fanden sich und ich konnte nur stammeln: „Georg, o Georg!"

Dann ließ er mich los, flüsterte: „Verzeihen Sie, Anna — Theodors Braut — die Wonne Sie wiederzusehen ließ mich vergessen" —

„Nie, niemals Theodors Braut!"

„Wäre es möglich — mein?"

Digitized by Google

„Dein, nur dein, wenn du mich liebst!“

Da riß er mich an sein Herz mit einem Jubelruf und wir umfaßten uns zum unlöslichen Bunde für das Leben.

Auch die Mutter kam herzu, weinte an der Brust des Sohnes und zog den Wiedergeschenkten zum Vater hinein, an dessen Stuhl Georg überwältigt von seinen Empfindungen, auf die Kniee sank.

Segnend legte der alte Mann seine Rechte auf das gerettete teure Haupt. Georg zog des Vaters Hände an seine Lippen, nahm dann meine Hand und bat: „Segne auch sie! Anna und ich sind von nun an Eins, und hoffentlich bringe ich euch keine unliebe Tochter?“

Ich war seit Jahr und Tag schon zu nah mit der Familie verbunden, als daß man mich ungütig hätte aufnehmen sollen. Sogar Theodor fand jetzt die Selbstüberwindung und gute Form, mir artig seine Glückwünsche zu sagen.

Die Freilassung der hundert gefangenen Bürger war infolge eines Schreibens des Generals von Dörnberg an den Marschall Davoust erfolgt, in welchem er die schärfsten Gegenmaßregeln an französischen Gefangenen in Aussicht stellte, und mit dankbarer Freude nahm die Stadt ihrer Väter und Söhne Befreiung auf.

Am andern Tage zog Montbrun mit der ganzen Besatzung ab, und am Nachmittage erschienen schon wieder die Kosaken.

Theodor konnte jetzt auch die Stadt verlassen; er schied gewiß mit erleichtertem Herzen, daß er nun uns Glückliche nicht mehr zu sehen brauchte, und gelangte wohlbehalten zu seinem Regiment. Die Feldzüge der Befreiungsjahre machte er ruhmreich und unversehrt mit und kam erst im Herbst 1815, nach der Schlacht von Waterloo, als Major, wieder auf Urlaub nach Lüneburg, wo er Georg und mich längst verheiratet, als liebevolle Pfleger seiner Kinder begrüßte.

Ohne weitere Aussprache herrschte jetzt das beste Einvernehmen zwischen uns, und bemühten wir uns beide, die Apriltage des Jahres 1813 zu vergessen.“

Vorfreuden am Weihnachtstag. Von A. von Oettingen.

Digitized by Google

Der Sammler

Vom Weihnachts-Büchertisch.

Noch immer zählt das Buch zu den beliebteren Weihnachtsgeschenken, wenn schon nach der verminderten Produktion zu schließen die Kauflust für kostbare Bücherdeckel und schön bedrucktes Papier in etwas abgenommen zu haben scheint. Und es ist im Grunde genommen gut so: erst wenn auf den Schwindel der „glanzvollen Ausstattungen“ und „typographischen Großthaten“ der heilsame Krach gefolgt sein wird, dürfen wir auch wieder gesündere litterarische Verhältnisse erwarten. Was uns diesmal der Weihnachtsmarkt brachte, ist mehr vielseitig als reichhaltig, viele Genres sind vertreten, aber wenige durch zahlreiche Nummern, etwa die stets begehrten Jugendschriften ausgenommen.

Unter den sog. Prachtwerken, eine grrrande Attraction unter den Büchern, und wie die französische angeblich an der Spitze der Zivilisation marschierend, nimmt wohl unbestritten einen ersten Rang ein: „Amor u. Psyche“. Eine Dichtung in 6 Gesängen von Robert Hamerling. Illustriert von Thumann (Leipzig, Ad. Titze). Schon der Text ist hier von ernst zu nehmender Bedeutung: der Stoff aus den Metamorphosen des Apulejus, stilvoll bearbeitet von einem vornehmen modernen Dichter, der sein antikes Vorbild um bedeutende Längen übertrifft. Ein Sang, der zum Herzen geht, innig und befreiend und hinwegtragend über die Misere des Lebens und endend mit einem begeisterten Lobgesang auf den herrlichen Sprößling Amors und Psyches „Minneluft“, die Hamerling der „Glückseligkeit“ des Apulejus substituiert hat. Und neben einem Dichter bewundern wir einen Meister des Griffels, Paul Thumann, dessen ideal-schönen, formvollendeten Gestalten in erfreuender Harmonie zu den dichterischen Ergüssen stehen. Namentlich sind die ganzseitigen Lichtdrucke von ausgezeichneter Schönheit. Es mag den Freunden des Thumannschen Griffels — und wer wäre es nicht — bei dieser Gelegenheit erwünscht sein zu hören, daß auch von dem durch ihn illustrierten Lieder-Cyklus Chamissos „Frauen-Liebe und Leben“ (ebd.), dessen anmutig-innige Blätter auf niemand eine tiefe Wirkung versagen werden, eine neue Auflage erschienen ist. — Zur rechten Zeit, um als Weihnachtsgeschenk benützt zu werden, wurde komplett: das sehr stattliche, bildergeschmückte Werk: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler, welches viele der ersten deutschen Künstler illustriert haben (Bruckmanns Verlag, München).

Aus Kramers „Für kleine Leute“ (München, F. Bassermann).

Digitized by Google

Den Patrioten und Geschichtsfreunden wird die Lektüre dieses schönen zweibändigen Werkes, welches neben der Phantasie-Illustration auch der authentischen zu ihrem Rechte verholfen hat, eine Quelle der Erhebung und edlen Genusses sein, in der sich mit aller Treue und Klarheit die Entwickelung eines der größten und glorreichsten Geschlechter spiegelt. Achtzehn äußerst gelungene Bilder aus dem Leben der Vögel von H. Giacomelli, dem bekannten Meister der Tierbilder einigen sich in der „Idylle aus dem Vogelleben" (Stuttgart, deutsche Verl.-Anst.) ein Prachtwerk zu dem David Franz geschmackvolle Randzeichnungen und Julius Sturm entsprechende Gedichte beigesteuert haben. Ein wirklich kostbares Werk, das die weiteste Verbreitung verdient, ist die „Gustav Freytag-Gallerie" (Leipzig, Fr. Schlömp) eine Sammlung von 29 Compositionen zu Freytags Werken und einem Porträt des Dichters, die jetzt zum erstenmal in einheitlicher Folge als geschlossenes Werk erscheint. Die namhaftesten Kräfte, darunter Menzel, Camphausen, Piloty, Spangenberg, Lindenschmit, Thumann, Meyerheim, Kaulbach, Skarbina 2c. haben die Originalgemälde und Kartons zu diesem Werke geliefert, nach denen Fr. Bruckmann vorzügliche Photographieen in Folio ausführte. Joh. Proelß und Jul. Rissert begleiten mit einem ansprechenden Text, der nicht nur die bildliche Darstellung, sondern auch die Entwickelung und Bedeutung des Dichters schildert, die reiche Gallerie, die eines unserer wertvollsten Illustrationswerke repräsentiert. Von den „Nordland-Fahrten", die malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland Schottland, England und Wales, mit besonderer Berücksichtigung von Sage, Geschichte, Litteratur und Kunst enthalten, ist soeben ein dritter Band erschienen (Leipzig, F. Hirt und Sohn), der, England und den Kanalinseln gewidmet, von A. Brennecke, Francis Broemel und Johann Proelß herausgegeben wurde. Obgleich von verschiedenen Federn geschrieben, geht doch durch das Ganze ein einheitlicher Zug und wir werden nicht allein mit dem Land und seinen Wundern, sondern auch mit seiner Geschichte in anziehender Darstellung bekannt gemacht. Proelß und Broemel zeigen sich als litterarische Landschaftsmaler von großem Talent, während Brennecke der Geschichte der alten Schlösser und den Colleges sein Augenmerk zuwendet. Die Illustrationen des Foliobandes sind von verschiedenem Wert, aber großenteils sehr charakteristisch und verraten immer den englischen Ursprung. Vieles ist malerisch aufgefaßt, manchem ein stimmungsvoller Reiz gegeben, nur der Schnitt erinnert oft an die Illustrationen der englischen Wochenschriften, die einen verwöhnten Geschmack nicht zu befriedigen vermögen. Künstlerischer z. B. sind die Illustrationen in „Unser Vaterland" (Gebrüder Kröner, Stuttgart), jenen reich illustrierten Foliobänden, welche mit begleitendem Text von H. Schmid, K. Stieler, Rosegger, Pichler, Höfer, Wachenhusen 2c. versehen, das bayrische Gebirge, Tirol und Vorarlberg, Steiermark und Kärnten, Nord- und Ostsee und den Rhein in zum größten Teil musterhaften Holzschnitten schildern. Einschaltend wollen wir hier auch auf den sehr schön gedruckten Weihnachts-Katalog „Festgaben aus dem Stuttgarter Verlag" aufmerksam machen, der die Wahl von Geschenken erleichtert und uns zugleich ein interessantes Bild gibt, in welcher Weise der, namentlich für die technische Seite des Buchhandels neuerdings so bedeutungsvoll gewordene Stuttgarter Verlag sich entwickelt hat. Der Katalog ist selbst ein Prachtwerk, dem auf diesem Gebiete Aehnliches nicht an die Seite gestellt werden kann.

Für „unsere lieben Frauen" hat der Bazar durch Herausgabe eines „Bazar-Albums" gesorgt, das eine Großfolio-Mappe fertiger Musterblätter für Kunststickerei und Majolika-Malerei enthält. Die Vorlagen für Majolika-Malerei zeigen Borten, Rosetten, Medaillons, Köpfe 2c. in stilvollen Ornamenten, dann wieder Naturalistisches. Für Buntstickerei dienen Vorlagen zu einer Tischdecke in italienischer Renaissance, Portieren, Tabouret und Kissen Bordüren. Das alles ist geschmackvoll, künstlerisch gediegen ausgeführt und sei warm empfohlen. Bildende Kunst und Musik verbindet das „Musikalische Künstler-Album" (L. Schmidtsche Verlagshandlung, Augsburg), welches 14 Original-Kompositionen von Kammerlander, Kleffel, Lachner, Prestel, Rheinberger und Wüllner mit Zeichnungen von Freytag, Traub und Zehner enthält. Das Ganze macht einen stattlichen Eindruck und eignet sich wohl zu festlichen Geschenken. Die Musikalien sind originell und nicht zu schwer, die Zeichnungen freilich nicht immer gelungen (besonders die von Traub) und würden im Holzschnitt auch besser ausgesehen haben, als in der teilweise geradezu roh wirkenden Aetzung. Das farbige Papier der einzelnen Stücke gefällt uns ebenfalls nicht und das ganz außergewöhnliche Format (33 × 40) erschwert die Benützung außerordentlich. Wie bei dem Musik-Album ist auch bei dem Buch „Die deutsche Bühne deren geschichtliche Entwickelung in Wort und Bild" dargestellt von einem Weimaraner (Dresden, W. Streit) ein großer Teil der Illustrationen auf dem Wege der, für sparsame Verleger allein seligmachenden Zinkographie hergestellt. Freunde der Bühne sollen sich an diesem unkritischen Durcheinander des Weimaraners, dessen Hauptquelle wohl Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" gewesen ist, erfreuen. Wer das Theater mit ernsterem Blicke ansieht, wird vermutlich dem weder innerlich noch äußerlich anziehenden Opus besonderen Geschmack abgewinnen können.

Unter den Büchern, welche vorzugsweise Belehrung anstreben und zugleich durch ihr Aeußeres einen Platz auf dem Weihnachtstisch beanspruchen, darf mit in erster Linie Friedrich von Hellwalds „Naturgeschichte des Menschen" (Stuttgart, Spemann) genannt werden, von der der erste Band vorliegt. Hellwalds seltene Begabung mit überraschendem Fleiß alles nur Erdenkliche für seine Arbeiten zusammenzutragen, bewährt sich auch in diesem Falle. Sein Buch verbindet mit dem Vorzug das neueste auf seinem Gebiete zu sein, zugleich den als eines der vollständigsten betrachtet werden zu dürfen und überdies als eines der lesbarsten. Die Keller-Leuzingerschen Illustrationen machen das Werk Hellwalds noch annehmlicher und bieten zeichnerische und xylographische Leistungen, die schwerlich zu erreichen und in gleicher Schönheit kaum schon

Digitized by Google

vorhanden gewesen sind. Derselbe Verlag (W. Spemann, Stuttgart) bringt bereits den dritten Jahrgang des so rasch beliebt gewordenen „Neuen Universum“ auf den Markt, der wieder eine Fülle origineller Illustrationen enthält und in bunter Reihenfolge eine Menge von neuen Erfindungen und Entdeckungen, gewerblichen Etablissements, technischen Großthaten u. s. w. vorführt und für die reifere männliche Jugend ein sehr passendes Geschenk ist. Den Freunden der Blumen und der Gartenpflege werden willkommene Geschenke sein: die neue von Th. Rietner und Th. Rümpler bearbeitete Auflage „von Schmidlins Gartenbuch“ Berlin, J. Parey (das eine vollständige, leicht verständliche und durch Illustrationen noch anschaulicher gemachte Anweisung zur Pflege des Gartens ꝛc. gibt) und das „Illustrierte Gartenbau-Lexikon“, welches Th. Rümpler unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner der Wissenschaft und Praxis herausgegeben hat (ebd.). Auf mehr als 1000 zweispaltigen Seiten ist hier der außerordentlich reiche Stoff in zahlreichen alphabetischen Artikeln behandelt, so daß auch der Laie leicht in der Lage ist, sich auf jede Frage Antwort zu erholen. Daß auch um den Gartenbau verdiente Männer Aufnahme gefunden haben, ist ebenso zu billigen, wie die Aufnahme historischer Abhandlungen über den Gartenbau in den einzelnen Ländern. Dem Text sind 1002 Abbildungen beigegeben. Freunden der technischen Errungenschaften ꝛc. empfiehlt sich der von G. von Muyden und H. Frauberger herausgegebene an 700 Seiten starke große Oktavband „Die Erfindungen der neuesten Zeit“, welcher zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen, mit Rücksicht auf Patentwesen und Kunstindustrie (Leipzig und Berlin, O. Spamer) darstellt. Das Werk hat den Vorzug einer planmäßigen Anordnung, die den Fortschritt auf den einzelnen Gebieten deutlich erkennen läßt und so wirklich belehrt und unterrichtet. Der in diesem Falle ganz unentbehrliche illustrative Schmuck befriedigt ebenfalls gerechte Ansprüche und orientiert mit leichter Mühe über zahlreiche neue Erfindungen und Erzeugnisse des menschlichen Geistes. Ein sehr sorgfälig durchgeführtes Register kommt dem Nachschlagebedürfnis in dankenswertester Weise entgegen. Für Hausfrauen empfehlen sich namentlich drei Bücher, voran das am meisten praktische „Hoffmannsche Haushaltungsbuch“ (Stuttgart, Thienemanns Verlag) ein sehr geschickt eingerichtetes Kontobuch für alle nur erdenklichen Ausgaben im häuslichen Leben, mit Jahreszusammenstellungen, Notizkalender, Wäschebuch ꝛc. Hoffmanns Buch hat den Vorteil, der Hausfrau das Eintragen zu erleichtern, ihr einen genauen Ueberblick nicht nur über die Ausgaben eines Tages, sondern auch über die Objekte zu geben und so einer rationellen Wirtschaftsführung den denkbarsten Vorschub zu leisten. Schon zum 26. Mal erscheint der „Deutsche Frauenkalender“ (Berlin, Parey), der zwar an Zierlichkeit das Hoffmannsche Buch übertrifft, nicht aber an praktischer Nützlichkeit; doch kann er als geschmackvolles Notizbüchlein recht wohl neben jenem bestehen. Von allen möglichen schönen und süßen Dingen handelt der „Kaffee- und Theetisch nebst Rezepten und Servierkarten“ von L. von Pröpper (Stuttgart, Engelhorn), ein reizendes kleines Büchlein, in dem eine gewandte, erfahrene Hausfrau von der Zubereitung des Kaffees und Thees, von Schokolade, von Kuchen und Brezeln, Torten und Backwerk, Puddings und süßen Speisen, Cremes, Gefrornem, Sulzen, Kompotten, Konfitüren ꝛc. so vieles zu erzählen weiß, daß einem das Wasser dabei im Munde zusammenläuft.

Werke, die erst erscheinen sollen, doch aber zur Weihnachtszeit noch rechtzeitig genug kommen werden, sind ein neuer Roman von Georg Ebers (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), der im 16. Jahrhundert spielt und eine Sammlung Heyseʃcher Novellen (Berlin, Herz), in der auch das „Glück von Rothenburg“ Aufnahme finden wird, welches hoffentlich der schwächste Bruchteil des Ganzen ist, da sonst anspruchsvollere Leser wenig befriedigt sein werden. Erfreuliche Gaben sind jedenfalls auch der zweite Band von Treitschkes Geschichtswerk (Leipzig, Hirzel) und H. Grimms „Fünfzehn Essays“ N. F. (Berlin, F. Dümmler, Verlagshandlung). Zwar sind Grimms Aeußerungen subjektiver gehalten, als man es in unserer Zeit der Phrase gewohnt ist, allein er hat die Kraft der eignen Persönlichkeit und die einer ebenso vornehmen wie wahren und naiven Natur. Aus seinen Worten spricht immer ein hoher Sinn, wenn auch jene Beweisführung dem Eigenwillen einer vorgefaßten Meinung unterliegen mag und seine Meinungen nicht nach jedermanns Geschmack sind. So gehören diese Essays über Kunsthistorisches und Litterarisches mit zum Besten was die neueste Litteratur auf diesem Gebiete hervorbrachte und verdienen volle Empfehlung. Zu Geschenken empfehlen sich auch die neuesten Romane zweier vielgelesener Schriftsteller: P. K. Rosegger und L. v. Ompteda. Ersterer ließ eine Geschichte aus dem XVII. Jahrhundert „Der Gottsucher“ erscheinen (Wien, Hartleben), die ein tragisches Gemälde entrollt. Sie führt den Leser in eine Alpengemeinde, die mit verblendeter Strenge aus der Gemeinschaft der Gläubigen verstoßen wird und nun in entsetzlicher Weise verwildert. Ein Idealist, der den zelotischen Pfarrer der Gemeinde am Altar erschlagen hat, versucht die Gemeinde zu retten, aber vergeblich und hofft nun von der Selbstvernichtung das Heil. Rosegger hat das mit ergreifender Gewalt zu schildern verstanden und neben der Tragik und Wildheit doch auch der Anmut und warmen Herzenstrieben zu rechtem Ausdruck verholfen. Ompteda schildert in seinem Romane „Der Anhänger“ mit geradezu frappierender Treue die moderne hohe Gesellschaft in Deutschland; daß dies zugleich in einer fesselnden und interessanten Form, in einer glücklich durchgeführten Handlung geschieht, macht das Buch um so wertvoller. Ein echtes deutsches Buch ist Ernst Wichérts historischer Roman „Heinrich v. Plauen (Leipzig K. Reißner), der in mehr als einer Beziehung an die besten historischen Dichtungen der Neuzeit, eines Freytag, Dahn, Scheffel u. a. erinnert und eben jetzt in zweiter Auflage erscheint. Die Begebenheit, welche der reich und kunstvoll verschlungenen Handlung zu Grunde liegt ist der altpreußischen Geschichte

Digitized by Google

entnommen und gibt zur Vorführung einer Fülle farbenreicher Bilder Anlaß. Deutscher Geist, deutsches Fühlen und Denken weht uns aus diesem Buche entgegen, in dem die Dichtung auf der Basis eingehender historischer Studien aufgebaut die Vergangenheit mit all ihren Einzelheiten wieder lebendig werden läßt und darum sowohl den Geschichtsfreund als den Freund einer belebenden und geschmackvollen Unterhaltungslektüre befriedigt. E. Werners anziehende Erzählung „Der Egoist", den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, erschien in einer höchst zierlichen Buchausgabe (Stuttgart, W. Spemann). Originelle Erzählungen, in denen sich eine wirkliche Poetennatur ausspricht enthält „Jorinde und andere Geschichten" von H. Seidel (Leipzig, Liebeskind). Rudolf Bunge, der sich bisher vorzugsweise als beachtenswerter Dramatiker bethätigte, beschenkt uns mit einem schönen und sinnigen Buch betitelt „Deutsche Samariterinnen (Leipzig, K. Reißner), welches allen Frauen gegeben zu werden verdient, zur Aufmunterung und Darnachachtung. Mit fein empfindender Hand hat der Verfasser Leben und Wirken von Marie Simon, Emeline v. Bardeleben, Hedwig v. Rittberg, Lilla Deichmann-Schaafhausen, Anna Gräfin zu Stolberg Wernigerode, Marie Merkert, Amalie v. Lasaux und Marie Nathusius, als leuchtende Vorbilder echt weiblicher Nächstenliebe dargestellt. Gute Porträts von den Geschilderten sind beigegeben.

Den Reigen der lyrischen Gaben eröffnet eine neue Anthologie, die ursprünglich von Adolf Glaser zusammengestellt wurde und nun von Sophie Varena unter dem Titel „Von allen Zweigen", neue lyrische Dichtungen (Berlin, H. W. Müller) herausgegeben worden ist. Ein kleines handliches Sammelbändchen mit den üblichen Anthologie-Holzschnitten, in dem kein nennenswerter Lyriker neuerer Tage vergessen ist. In schon 8. Auflage liegt vor die lyrische Anthologie von Georg Scherer „Deutscher Dichterwald" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.), die zu den besten derartiger Sammlungen gehört. Sie enthält Beiträge von ca. 150 Dichtern und weist neben zahlreichen sonstigen Illustrationen allein 60 Miniaturporträts auf. Altmeister Bodenstedt erfreut seine Verehrer mit der Verdeutschung der „Lieder und Sprüche des Omar Chajjam" (Breslau, Schlettersche Buchhandlung). Mit Recht rühmt der formgewandte Uebersetzer oder besser Nachdichter dem persischen Dichter unerschöpfliche Fülle von Gedanken neuen Gepräges, von schlagenden Gleichnissen, witzigen Einfällen und originellen Wendungen nach. Auf jeder Seite überrascht der dichterische Reichtum des Urhebers und erfreut der Geschmack und die sprachliche Gewandtheit des Uebertragers. Wilhelm Hertz bietet eine gehaltvolle Dichtung in „Bruder Rausch" (Stuttgart, Gebr. Kröner), ein Klostermärchen, das feineren Naturen viele Freude machen wird. Von dem liebenswürdigen Rudolf Baumbach sind zwei Neuigkeiten zu melden „Von der Landstraße" und „Mein Frühjahr". Gesammelte Gedichte aus Enzian (Leipzig, Liebeskind). Durch Wohlklang und Frische schmeicheln sich auch diese Gedichte in das Ohr ein, obgleich wir füglich von diesem „modernen Anakreontiker" auch einmal das Anschlagen eines neuen Tons erwarten dürften, so lieblich der alte immer klingen mag. Aus demselben Verlag kommt noch kurz vor Thorschluß ein Bändchen „Schelmengedichte" von Ed. Bormann, der sich bisher namentlich als sächsischer Dialektdichter bekannt gemacht hat. Auch in diesen meist hochdeutschen Liedern läßt ihn sein köstlicher und schlagfertiger Humor nicht im Stich und wir sind überzeugt, daß der Autor die Lacher auf seiner Seite hat. „Neue Gedichte" gibt der altbekannte Ernst Scherenberg (Leipzig, E. Keil) heraus, echte Dichtungen deutschen Gepräges voll Mark und Kraft und doch auch der Lieblichkeit und des einschmeichelnden Reizes nicht entbehrend. Im Anschluß an das Volksbuch behandelt L. A. Fetzer in einem epischen Gedicht die „Melusine" (Stuttgart, J. B. Metzler), das namentlich auf Frauen seinen Eindruck nicht verfehlen dürfte.

Zahlreiche Neuigkeiten liegen auf dem Gebiete der Jugendschriften-Litteratur vor. An wahrhaft künstlerischer Ausführung steht immer noch an der Spitze Julius Lohmeyers „Deutsche Jugend" (Leipzig, Alph. Dürr), die in stets gleichwertiger Gediegenheit bereits bis zum 21. Bande vorgeschritten ist und sich an die Altersstufe vom 9. bis 14. Lebensjahre wendet. Die ersten 15 Bände des trefflichen Werkes, das übrigens auch von den Preußischen, Württembergischen und Badischen Unterrichtsministerien durch höchste Anerkennung ausgezeichnet wurde, erscheint jetzt auch in einer billigen Volksausgabe unter dem Titel: „Julius Lohmeyers deutscher Jugendschatz", um diese schönheitsvolle Musterjugendschrift den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Die letzten Bände enthalten wieder eine Fülle wertvoller Erzählungen, Märchen, Karakterbildungen aus Natur und Menschenleben, humorvolle Dichtungen von den berufensten unserer Jugendschriftsteller. Monatlich erscheint ein Heft. Die prächtigen Bände empfehlen wir als eine der schönsten und edelsten Weihnachtsgaben, die überall von der Jugend mit Jubel begrüßt werden. Von Julius Lohmeyer erscheint in demselben Verlage ein sehr drolliges reich illustriertes Weihnachtsbuch für die Kinderwelt: „Lachende Kinder", Reimscherze und Scherzreime zu heiteren Bildern von Fedor Flüge, Paul Thumann, Eugen Klimsch, Woldem. Friedrich, Oskar Bletsch, Lud. Richter, ein Büchlein voll sprudelnden Kinderhumors, an dem auch der Erwachsene seine Freude hat.

Aus dem K. Thienemannschen Verlag in Stuttgart sind wieder verschiedene beachtenswerte Neuigkeiten hervorgegangen, so die gänzlich umgearbeitete Auflage des „Jugendkalenders oder die zwölf Monate des Jahres" von Leonh. Diefenbach, mit 36 farbigen Bildern von P. Wagner. Schildert in anspruchslosen Reimen namentlich die Freuden der Jugend, wie sie mit den verschiedenen Jahreszeiten zusammenhängen. Ferner das höchst gelungene Jugend-Album „Das artige Kind" mit Reimen von J. Trojan und Bildern von E. Klimsch, welches vor dem ersten Buch die ungleich feinere, geradezu künstlerische Ausstattung voraushat. Die Bilder sind dem Leben mit großer Treue nachgezeichnet, die Reime voll sinniger Poesie. Ebenfalls von Klimsch illustriert ist die Erzählung für Mädchen von 10

Digitized by Google

bis 15 Jahren von Ottilie v. Ruchmann „Luftschlösser", während die Farbenbilder zu einer neuen für die reifere Jugend von Otto Hoffmann bearbeiteten Ausgabe der „Schwäbischen deutschen Volksbücher" Herm. Vogel geliefert hat. Dem letzten Buch möchten wir ein besonders empfehlendes Geleitswort mit auf den Weg geben. Ebenfalls zu den Neuheiten des Thienemannschen Verlags gehört die spannende Geschichte aus dem Revolutionskrieg in Honduras „Der Geächtete" von Rud. Scipio.

Der Marken sammelnden Jugend kann keine größere Freude bereitet werden als durch A. Zschiesches musterhaftes „Illustrirtes Briefmarken-Album" (Leipzig, A. Zschiesche), das schon in 2. Auflage vorliegt und 203 Seiten stark, 40 Porträts, 84 Wappen- und über 1000 Marken- und Wasserzeichen-Abbildungen u. v. a. enthält.

Eine ganze Kollektion von Erzählungen für junge Mädchen und Damen erscheint in schmucken Einbänden bei K. Krabbe in Stuttgart. Die bis jetzt vorliegenden Bände enthalten Erzählungen von Maria Stein (Herzenskämpfe), E. Balleske (Dornen und Rosen), Th. Devrient (Was das Leben bringt), und A. Wildermuth (Wollt ihr's hören? oder Schule und Leben). Die Erzählungen sind einfach gehalten und anspruchslos und erfüllen ihren Zweck vortrefflich jungen Mädchen in die Hand gegeben zu werden. Von A. Wildermuth, der Tochter der beliebten Erzählerin, scheinen wir noch Erfreuliches erwarten zu dürfen: die hier gebotenen Erzählungen zeigen ein schönes Talent. Eine sinnige Natur offenbart sich in dem Devrientschen Band.

Viel Mittelmäßiges in Reim und Bild bringt Maria v. Olfers „Guckkästchen" (Leipzig, Lehrmittel-Anstalt), ein Buch, in dem manches den Anschein der Karikatur hat; man sehe nur die Mißgestalt zu Puppenmütterchen; sehr hübsch sind dagegen die „Gänseblümchen". Die Verse sind so, daß sie hier und da das Verständnis des Kindes überschreiten. Ungleich erfreulicher als Guckkästchen ist Viktor Blüthgens „Jung Mieze", Bilder aus einem Kinderleben von F. Werkmeister (Berl., Photogr. Gesellschaft), in denen Text und Bild so recht dem Verständnis unserer lieben Kleinen angepaßt sind. Am allerbesten aber hat uns gefallen „Für Kleine Leute", Bilder und Reime von Lud v. Kramer (München, F. Bassermann). Solche Bilder, von denen wir zwei, freilich ohne den Schmuck der Farbe, hierher setzen, müssen dem Geschmack des Kindes eine gute Richtung geben und erfreuen zudem auch das Herz des Großen. Derselbe Verlag edierte noch eine altertümlich ausgestattete Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, „Kurt" von Otto Benn, mit Illustrationen von H. Braun, die namentlich der männlichen Jugend viel Freude bereiten wird. Den sehr schönen Druck des Buches besorgte Georg Hirth in München, der auch selbst eine Gabe auf den Weihnachtstisch legt in Form von Briefbogen und Kouverts mit Nachbildungen von Stichen Dürers, Bruckmeiers, Cranachs, Behams, Jost Ammann ꝛc. Freunde alter Kunst werden diese „Neuen Briefe mit alten Bildern" willkommen heißen.

Mit einer ganzen Flut von Neuigkeiten überschüttet uns diesmal wieder der altbewährte Verlag von Otto Spamer in Leipzig, der wie wenig andere sich um die Verbreitung guter Volks- und Jugendschriften verdient gemacht und vor vielen neuen Produzenten noch immer die Billigkeit und das Anheimelnde der Bücher voraus hat. Von neuen meist sehr bereicherten Auflagen bringt er u. a. zu diesen Weihnachten neu auf den Markt: die 3 Bände des „Vaterländischen Ehrenbuchs" von Franz Otto und Oskar Höcker ein die Zeit von 1813 bis 1871 mit Wärme und Begeisterung schilderndes Werk, das an 500 Bilder enthält und mehr und mehr Lieblingsbuch der deutschen Knabenwelt werden sollte. Ferner Georg Hiltls „Der alte Derfflinger und seine Dragoner", eine reich illustrierte historische Erzählung aus den Tagen des Franzosenkriegs, spannend und anziehend erzählt; „Die Nibelungen" nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt von Dr. Wilhelm Wägner ꝛc. ꝛc. Dem schließen sich eine ganze Reihe neuer Werke an, unter denen wir die folgenden hervorheben. Da ist vor allem zu rühmen das „Illustrierte Allgemeine Familien-Spielbuch" von J. D. Georgens und Jeanne Maria v. Gayette-Georgens, welches eine viele Bogen starke Encyklopädie des Spiels ist, wie wir sie ähnlich noch nicht besitzen und die in keinem Hause fehlen sollte, wo Geselligkeit gepflegt wird. Was auch nur an Spielen vorhanden ist, hier wird es beschreibend jedermann gelehrt. Mit den Ausgrabungen der Neuzeit macht Hermann Kunst die reifere Jugend in seinem sehr instruktiven, illustrierten Buch „Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht" bekannt, während Ernst Friedel „Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung" wie sie ist und wie sie geworden ist schildert. Nennenswertes dürfte in diesen Büchern bei aller Knappheit nicht übersehen sein. Neben der anziehenden Erzählung für erwachsene Töchter „Rings um die Welt" von C. Michael (die auch ein allerliebstes ABC und Lesebuch für artige Puppen im gleichen Verlag erscheinen ließ) erhalten wir diesmal noch eine Reihe kulturhistorischer Erzählungen von mehr als

Aus Kramers „Für kleine Leute" (München, F. Bassermann).

Digitized by Google

gewöhnlichem Wert, die der Jugend neben Unterhaltung auch Belehrung gewähren. Dahin gehören „Pendagron", eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit Alexander des Großen nach dem Französischen und J. Mähly, ein Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland „Pythagoras" von Ad. Riecke und die kulturgeschichtliche Erzählung aus der Blütezeit der Renaissance zu Florenz und Rom „Savanarola" von Ad. Glaser. Sehr angenehm sind uns in den letzten Büchern die Illustrationen von Ermisch aufgefallen, der mit dazu beitragen sollte den manierirten und langweiligen Zeichnungen Ld. Burgers den Weg aus dem Verlag zu weisen. Ungemein billig, dabei wertvoll im Inhalt, hübsch in der Ausstattung, sind die unterhaltenden und belehrenden „Neuen Volksbücher", deren Serie neuerdings durch Beiträge von J. Nover (Nordischgermanische Götter- und Heldensagen), J. Meyer (Poetisches Vaterlandsbuch), M. Kretzer (Schwarzkittel), R. F. Hempel (Im Feuerregen), E. v. Waldow (Der Erbonkel), F. Otto (Johann Peter Hebel) und Ad. Glaser (Das verschwundene Dokument), bereichert wurde.

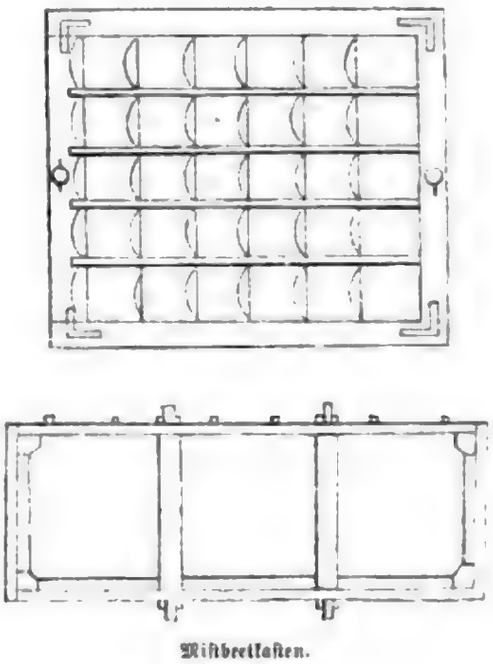
Von Louise Pichler liegen zwei Jugendschriften in neuen Auflagen vor: „Germania, Hermann der Befreier" und „Vom Fels zum Meer", beide mit Farbendrucken geschmückt und bei J. F. Schreiber in Eßlingen erschienen. Das zweite Buch behandelt die Geschichte der Hohenzollern, in beiden zeigt sich eine erfreuliche patriotische Tendenz. Für junge Mädchen empfehlen wir „Ulli" von E. Biller (Leipzig, K. Reißner), „Versuche und Erfolge" von Eva Hartner (ebd.) und „Haus und Welt" Bilder aus des Lebens Mai von Brigitta Augusti (Leipzig, F. Hirt und Sohn), drei Geschichten, die sehr glücklich den Ton treffen, um dem Kreis zu gefallen, für den sie bestimmt sind. Von der zuletzt genannten Verfasserin erschien auch ein Werk aus dem Französischen des Colomb „Liebe um Liebe", das sehr amüsant ist und eine Reihe nicht gewöhnlicher Illustrationen aufweist. Im selben Verlage wie dieses Buch (Leipzig, F. Hirt und Sohn) erschienen Bilder aus dem Seeleben unter dem Titel „Das Buch vom braven Mann" von J. Merishöffer, der in verdienstlicher Weise auf die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aufmerksam macht und seine Tendenz in spannender, die Jugend gewiß erfreuende Erzählungen einkleidet. —

Nur als Attrape ist die Buchform verwendet für ein ganz allerliebstes Schachbrett, das von sinnreichster Konstruktion für Reise und Haus gleich brauchbar, den großen Vorzug hat, leicht transportabel zu sein. Wenn man das Buch aufklappt, so hat man das Schachbrett vor sich, in das die Figuren mit Zapfen festgesteckt werden, wodurch bezweckt wird, daß sie bei Benützung auf Fahrten nicht umfallen können. Der zum Herausnehmen eingerichtete Rückeneinsatz dient als Notizblock zum Notieren von Position ꝛc., der Bleistift dazu birgt sich im Innern des Einsatzes. Die Schachfiguren und Brettsteine finden zwischen den Deckeln selbst Platz. Für Schachspieler ein ebenso passendes wie elegantes Geschenk. k.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Nachdem wir im vorigen Monat von den Vorbereitungen der Gemüsetreiberei, auch vom Beginn der Kartoffel- und Gurkentreiberei gesprochen, erinnern wir daran, daß frischer Pferdemist auf einen Haufen gesetzt werden muß, damit er sich erwärme; die Beimischung von Hühner- und Taubenmist erhitzt ihn noch mehr, trockenes Laub macht ihn weniger heiß, hält ihn aber länger warm. Erst nachdem der Mist begonnen hat, „zu brennen," wird zur Anlage der eigentlichen Mistbeete geschritten. Diese sollen auf vollständig ebener Fläche liegen — in den noch oft angewendeten Vertiefungen sammelt sich das Regen- und Schneewasser und erkältet das Beet — und wird hier der Mist vollständig eben etwa ein Meter hoch, aber wenig breiter als der Mistbeetkasten aufgeschichtet und mäßig festgetreten; auf ihn legt man den Mistbeetkasten, der gewöhnlich drei bis vier Fenster lang und 1,65 m im Lichten breit sein wird; auf drei Seiten ist er mit Leisten umgeben, die das Eindringen der kalten Luft hindern; auf der Südseite ist er mit Riegeln versehen, auf welche die Fenster sich stützen; an der Vorder- (Süd-) Seite wird er gewöhnlich 25, auf der Hinterseite 35—40 cm hoch sein. Am besten wird der Kasten aus dem Holz der Akazie (Robinia Pseudo-Acacia L.) hergestellt und mit Kreosot gegen Fäulnis geschützt. Die Fenster haben gewöhnlich eine Länge von 1,65 und eine Breite von 0,90 m; der Rahmen besteht aus gutem Kiefernholz, die drei oder vier Sprossen ebenso oder aus Schmiedeeisen; der Rahmen und die Sprossen werden mit Oelfarbe bestrichen. Das Glas der Fenster sei hellgrün oder



Mistbeetkasten.

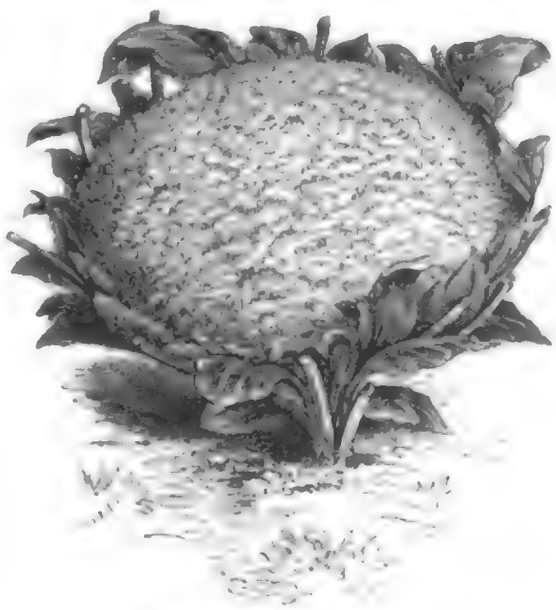
Digitized by Google

Primula veris.

halbweiß, jedenfalls aber rein von Blasen und Unebenheiten, die wie Brennlinsen wirken, durch welche das Sonnenlicht die unter ihnen stehenden Pflanzen töten kann. Nachdem der Kasten, am besten mit einem Ziegelstein unter jeder Ecke, aufgesetzt und nach seiner Länge in die Wasserebene eingerichtet worden, wird er noch bis zur Hälfte seiner Höhe mit angewärmtem Laub und dann bis nahe an die obere Kante mit vor Frost geschützter Mistbeeterde angefüllt, schließlich aber mit einem wenigstens 50 cm dicken Umschlag von warmem Pferdemist umgeben, der später ganz oder teilweise weggenommen und durch frischen ersetzt werden kann, durch den das kalt gewordene Beet von Neuem erwärmt wird.

Primula cortusoides.

Sobald die Erde im Kasten warm geworden, wird sie mit den Pflanzen besetzt, welche inzwischen in dem im vorigen Heft erwähnten kleinen Mistbeet angezogen wurden, oder mit Samen (von Karotten u. a.) besäet, welche man eben daselbst angekeimt hat. Die Pflanzen müssen stets möglichst dicht unter dem Glase der Fenster stehen; stoßen sie dort an, dann hebt man den Kasten und erhöht auch den Umschlag von Mist.



Erfurter Zwerg-Blumenkohl.

Des Nachts und bei Schneewetter sind die Fenster mit Strohmatten zu bedecken, bei warmem, namentlich aber bei Sonnenwetter zu lüften und zwar stets auf der Seite, wohin der Wind streicht, so daß dieser niemals unter die Fenster oder an die Pflanzen kommt.

Es liegt uns fern, hier einen vollständigen Kursus der Gemüsetreiberei zu geben, vorläufig mögen diese Andeutungen genügen; wir kommen später noch gelegentlich auf Einzelheiten zurück. Wir können aber nicht unterlassen, noch die Sorten einzelner Gemüse zu nennen, welche sich zur Früherziehung, also zum Treiben besonders geeignet gezeigt haben; es sind außer Kartoffeln, Gurken, Melonen, Kopfsalat, Glas-Kohlrabi und Radieschen, die wir bereits in voriger Nummer genannt, folgende: Blumenkohl: der Haageiche Erfurter Zwerg- oder Treib-, auch der neue früheste Schneeballen-Wirsingkohl: Wiener und früher niedriger; Weißkraut: Johannistraut und Yorker Spitzkraut; Rotkraut: Erfurter blutrotes Salat-; Karotten: holländische und Pariser Treib-; Spinat: großer rundblättriger; Zuckererbsen: de Grace oder Buchsbaums- 15 cm hoch; Knuselerbsen: de Grace 20—25 cm hoch; Markerbsen: Wunder von Amerika; Buschbohnen: früheste weißschalige Treib- 25 cm hoch, Neger-, Treib- und gelbe englische Treib- und Carters Longswood. Andere Gemüse werden nur sehr selten getrieben.

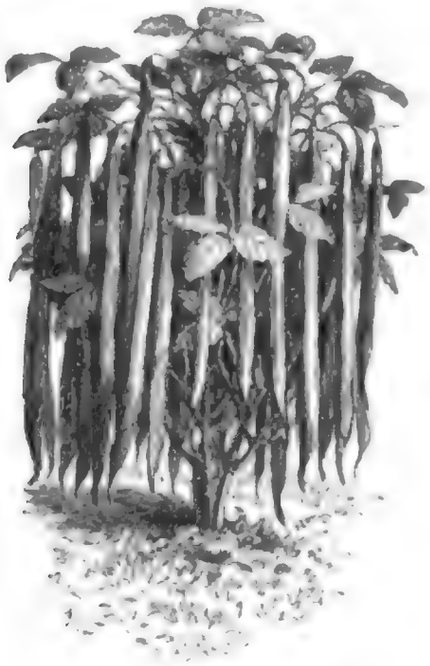
Syringa persica.

Königsflieder.

Digitized by Google

Der Mensch aber lebt nicht von Brot — wollte sagen: Gemüse! — allein, — soll auch ein Blümlein dabei sein; und keines eignet sich als Weihnachtsblume besser als unser Flieder oder Lilak, den der ehrwürdige alte Linné Syringa genannt hat nach der Mythe von der Syrinx (Röhre, Pfeife), wonach Pan, der Waldgott mit dem Bocksfuß und mit Hörnern, eine Nymphe verfolgte; sie aber wurde während dieser in einen Strauch verwandelt, aus dem er sich eine Flöte machte. Das Vaterland des schönen Strauches ist nicht mehr genau bekannt; wir Deutschen haben ihn unter Kaiser Ferdinand I. aus der Türkei erhalten, von wo der Gesandte Busbeck ihn 1560 zuerst nach Wien brachte. Heute ist er in ganz Europa verbreitet, selbst verwildert, und in den drei nordischen Reichen Schweden, Norwegen und Dänemark, selbst Finnland, gehört ein blühender Fliederzweig auf den Weihnachtstisch. Mußte doch einer unserer Freunde, Chef der ausgedehnten Gartenanlagen und Treibereien des Baron D. bei Gothenburg, einst harte Vorwürfe von seiner sonst so liebenswürdigen Herrin ertragen, weil er zum „Fulbord" (Weihnachtstisch) keinen blühenden Flieder hatte schaffen können — aber die Natur hatte ihre Hilfe versagt, die Sträucher hatten dort in dem Jahre keine Blütenknospen vorgebildet.

Des Flieders Blütenknospen finden sich nämlich, dick angeschwollen, an der Spitze der diesjährigen Zweige, und wenn man diese anfangs Dezember abschneidet und im warmen Zimmer am hellen Fenster, in warmes Wasser gestellt, sich entwickeln läßt, dann ist die Wahrscheinlichkeit vor-



Carters Longswood (Treib-Buschbohne).

handen für ihr Blühen zur Weihnachtszeit. Die ganze Pflanze aber „treibt man an", indem man sie, die gut „Ballen hält", d. h. die Erde von den Wurzeln nicht fallen läßt, aufgräbt, vierzehn Tage, ohne sie anzufeuchten, liegen, also halb vertrocknen läßt, dann in einen passenden Topf pflanzt und sofort warm stellt, aber auch von oben durch Spritzen anfeuchtet. In einer Temperatur von 28—32° C. (22—25° R.) werden auch die blauen Blüten weiß, während die Blätter grün bleiben, und nennt man dann die Sorte Charles X. In niedriger Temperatur können nur bei vollständigem Aus-

Zwerg-Markerbse

schluß des Lichtes blaue Fliederblüten in weiße verwandelt werden und bleichen sich dann auch die Blätter.

Eine zweite Weihnachtsblume im hohen Norden ist die Schlüsselblume oder Primel (Primula L., die Erste, weil die Primel beinahe stets die erste Frühlingsblume ist). In Schweden heißt sie „Mariae Nyckelband", d. i. das Schlüsselband der Jungfrau Maria. In der Sage von der weißen Frau ist die Schlüsselblume („Himmelsschlüssel") der Schlüssel, mit welchem der Zugang in das verzauberte Schloß oder in den verherten Berg gewonnen wird. Sind sie doch alle, oder beinahe alle die zahlreichen Arten, auf den Bergen zu Hause und verlangen ganz besondere Sorgfalt, wenn sie in der Ebene heimisch werden und alle ihre Schönheit entfalten sollen. Und doch trotzen sie allen Härten unseres Winter — nur Nässe können sie in der kalten Jahreszeit nicht vertragen!

Wohl aber lieben sie es, daß man sie zur Weihnachtsblume macht, denn das Einpflanzen (mit Wurzelballen) Ende November oder anfangs Dezember in mäßig große Töpfe und Aufstellen, nicht im warmen Zimmer, wohl aber zwischen seinen Doppelfenstern, danken sie mit bereitwilligem Oeffnen ihrer reizenden Blüten-Dolden, gern schon zu Weihnachten. Unsere liebenswürdigen Leserinnen haben das längst gewußt, sie wollten aber heute daran erinnert sein, daß von den zahlreichen Arten, Abarten und Sorten, welche z. B. Haage und Schmidt in Erfurt in ihrem Katalog verzeichnen, die gewöhnliche Frühlings-Primel Primula veris acaulis und ihre Abart mit gefüllten Blüten sich am leichtesten in dieser Weise zur Blüte bringen lassen.

Digitized by Google

Auch Cortusi's großblumige Primel, Primula cortusoides L. amoena oder grandiflora (Cortusi, Direktor des botanischen Gartens in Padua, † 1593; er war der erste Gelehrte, nach welchem eine Pflanze benannt wurde) ist schön und immerhin leicht zu kultivieren, obwohl sie, die im Uralgebirge und in Japan zu Hause, bei strengem, schneelosem Winter immerhin eine leichte Streu- oder Laubdecke verlangt, im Zimmer aber nicht ganz so früh und sicher zur Blüte kommt, als unsere gefüllte Schlüsselblume.

Rezepte für die Puppenküche.

Aus dem Leben kleiner Mädchen zum Weihnachtsfeste.

Von L. von Pröpper.

Gewiß hat Christkindchen manchen von Euch lieben kleinen Freundinnen eine Puppenküche gebracht und nun wollet Ihr gewiß auch gerne gleich

darin kochen, so daß es Euch hoffentlich lieb sein wird, wenn ich Euch hier einige gute, leichte Rezepte gebe, die, wenn Ihr sie sorgfältig bereitet, gut gelingen und Beifall finden werden.

Erster Weihnachtsfeiertag.

Aepfelsuppe, Filet mit Kartoffelpüree, Dreiback, Mandeltorte, Schokoladeplätzchen.

Aepfelsuppe. Schneide ein paar mittelroße geschälte saure Aepfel in Scheibchen, koche ie mit anderthalb Tassen Wasser weich und treibe s durch ein Sieb; füge nun 15 Gramm Zucker nd ein bis zwei Theelöffel Korinthen hinzu und lasse es noch ein wenig kochen. Einige Theelöffel voll weißen Wein verbessern das Süppchen sehr, doch ist es nicht nötig.

Filet mit Kartoffelpüree. Reibe ein schönes Stückchen von Rindsfilet, etwa 125 Gramm mit sehr fein gestoßenem Salz und ein wenig weißem Pfeffer ein und lasse ein eigroßes Stückchen Butter in deiner Bratkasserolle recht heiß werden, lege das Filet hinein und lasse es auf beiden Seiten zuerst anbraten und dann gar braten, indem du es sehr fleißig mit der Butter begießest.

Unterdessen hast du zwei bis drei geschälte Kartoffeln in gesalzenem Wasser abgekocht und wenn sie gar und abgegossen sind, so treibe sie gleich mit einigen Eßlöffeln Milch in eine Schüssel, worin sich schon ein walnußgroßes Stückchen Butter befindet, rühre es eine gute Weile recht kräftig und stelle es in dein Backöfchen, daß es recht heiß werde. Dann richte das Filet auf einer länglichen Schüssel an und umlege es mit dem vorher noch einmal gut durchgerührten Püree; an die Sauce gieße ein wenig kaltes Wasser, verrühre sie mit dem kleinen Besen und gebe sie in die Sauciere.

Dreiback. Weiche drei Zwiebacke in Milch, worin du etwas Eigelb verklopft hast und lasse sie nun durch und durch feucht werden; backe sie dann, einen nach dem andern, mit Butter in der Kuchenpfanne auf beiden Seiten, lege sie beim Anrichten übereinander, indem du die zwei ersten mit Eingemachtem bestreichst und bestreue den letzten mit Zucker.

Mandeltorte. Stoße 25 Gramm abgezogene Mandeln fein und verrühre sie mit 30 Gramm gestoßenem Zucker und zwei Eidottern; füge ein zu Schnee geschlagenes Eiweiß hinzu und fülle die Masse in die mit zerlassener Butter ausgepinselte und mit gesiebtem Zwieback bestreute Form, backe die Torte in gelinder Hitze, zu schöner gelbbrauner Farbe, etwa eine halbe Stunde lang und lasse sie in der Form erkalten.

Schokoladeplätzchen. Menge 60 Gramm gesiebten Zucker und 10 Gramm geriebene Schokolade untereinander und schlage ein halbes Eiweiß zu steifem Schaum, rühre ihn schnell in das Vermengte, setze davon haselnußgroße Häufchen auf, über das Backblech gelegtes Papier und backe sie bei ganz geringer Wärme.

Zweiter Weihnachtsfeiertag.

Milchsuppe, Berchtesgadner Kartoffeln mit Kalbsschnitzelchen, Aprikosen-Auflauf, Aniskuchen, Dütchen und Hütchen.

Milchsuppe. Stoße sechs abgezogene Mandeln mit ein wenig Wasser recht fein und koche sie nebst einem kleinen Stückchen Zimt in zwei Tassen Milch; verrühre einen Theelöffel voll Kartoffelmehl mit ein wenig kalter Milch, gib dies und Zucker nach Geschmack in die kochende Milch und serviere glasierte Croutons dazu, welche du rund wie ein Fünfmarkstück, aus Weißbrotschnitten stichst, mit gesiebtem Zucker bestreust und solange in dein Backöfchen stellst, bis sie oben schön gelb sind.

Berchtesgadner Kartoffeln mit Kalbsschnitzelchen. Schäle rohe Kartoffeln, schneide

Digitized by Google

sie in Scheiben, steche sie rund wie ein Markstück aus und koche sie in Milch mit etwas Salz, sorge aber, daß sie nicht zerfallen; dämpfe unterdessen ein wenig fein gehackte Zwiebel und ganz wenig Mehl in einem wallnußgroßen Stückchen Butter, rühre es mit der von den Kartoffeln abgeseihten Milch an und koche es zu einer gebundenen Sauce, thue die Kartoffeln nebst noch einem Stückchen Butter und Salz hinein und schwinge es zusammen über dem Feuer.

Kalbsschnitzelchen. Bitte Mama um ein Stückchen kalten Kalbsbraten und schneide es zu Schnitzelchen wie ein Fünfmarkstück, bestreiche sie mit verklopftem Ei, bestreue sie mit geriebenem Weißbrot und brate sie in einer flachen Pfanne mit heißer Butter auf beiden Seiten rasch ab, kannst solche Schnitzelchen auch aus rohem Kalbfleisch, ein paar Koteletten z. B., bereiten, mußt sie aber dann klopfen und natürlich etwas länger braten.

Aprikosen-Auflauf. Gib 30 Gramm Aprikosenmarmelade mit einer Messerspitze Zucker und dem Safte eines Zitronensechstels in eine Schüssel und rühre es stark; ziehe dann den Schnee von anderthalb Eiweiß langsam darunter, gieße es in eine Porzellanschale, übersiebe es mit Zucker und backe den Auflauf einige Minuten lang.

Aniskuchen. Verrühre ein Eigelb mit 60 Gramm Zucker, gib dann das zu Schnee geschlagene Eiweiß dazu, hierauf 30 Gramm Mehl und für einen Pfennig Anissamen, thue es in die, wie bei der Mandeltorte angerichtete Form und backe den Kuchen 20 bis 30 Minuten lang im Backofen. Statt Anissamen kannst du auch ein wenig fein gestoßene Vanille nehmen.

Dütchen und Hütchen. Nimm 20 Gramm abgezogene und mit einem Eiweiß fein gestoßene Mandeln, ein wenig Wasser, 40 Gramm Zucker, ein wenig abgeriebene Zitronenschale und 10 Gramm Mehl, vermische es wohl, setze davon runde Plätzchen, wie ein Fünfmarkstück etwa, auf ein mit Butter bestrichenes Backblech und backe sie bei guter Hitze; nimm sie noch warm herunter, drehe sie, auch noch warm, wie ein Dütchen über ein spitzes Hölzchen und fülle sie dann, aber erst wenn sie gleich serviert werden sollen, mit Johannisbeergelee.

Zu den Hütchen backe die Plätzchen etwas größer, lege auf jedes, solange sie noch warm sind, ein Pfeffermünzküchel, drücke das Plätzchen von drei Seiten in die Höhe und an das Küchel, daß es wie ein dreieckiges Hütchen (Dreispitz) wird und klebe an einer Seite ein ganz kleines, farbiges Pfeffermünzküchel als Kokarde an.

Kartoffelmehl-Creme. Nimm eine reichliche Tasse Milch, 20 Gramm Zucker, ein kleines Eigelb und zwei Theelöffel Kartoffelmehl; bringe die Hälfte der Milch mit dem Zucker zu Feuer und rühre mit der andern Hälfte das Kartoffelmehl und das Eigelb an, gieße dies in die kochende Milch und lasse es unter stetem Rühren einigemal aufkochen; setze es ab, rühre es noch etwas und gebe es in eine Schale.

Johannisbeertorte. Stoße 30 Gramm nicht abgezogene Mandeln und siebe sie durch einen Seiher, thue sie auf das Backbrett, vermische sie mit 30 Gramm Zucker und ebensoviel Mehl zu einem Häufchen und mache in die Mitte eine Grube, in welche du 30 Gramm frische zerbröckelte Butter, ein halbes Ei, die abgeriebene Schale eines Zitronenachtels und ein wenig Zimt und Gewürznelke gibst und es zu einem Teig vermengst, den du in ein Tuch schlägst und eine Weile an einen kalten Ort legst. Hierauf rolle ihn aus, schneide ihn rund und lege ihn auf das Backblech; kneife einen Rand und bestreiche ihn mit Ei, backe die Torte dann in einem mäßig warmen Ofen sehr langsam schön gelb und belege sie beim Gebrauche mit eingemachten Johannisbeeren.

Gugelhopf. Rühre 30 Gramm Butter zu Schaum und dann nach und nach ein verklopftes Ei und 45 Gramm feines Mehl hinein, indem zuerst ein Theelöffel Ei gut darin verrührt wird, hierauf etwas Mehl und so abwechselnd, bis beides verbraucht ist; füge nun noch anderthalb Eßlöffel Milch, einen halben Theelöffel Hefe, drei abgezogene, fein geschnittene Mandeln, 4 Gramm Zucker und etwas abgeriebene Zitronenschale hinzu, fülle den Teig in die mit Butter bestrichene und mit Zwieback bestreute Gugelhopf- (Schnecken) Form, lasse ihn gehen und backe ihn schön gelb.

Kalte Küche.

Für kleine Mädchen, denen Mama noch kein Feuer erlaubt.

Weinsuppe. Rühre ein halbes Eigelb mit einem Theelöffel gestoßenem Zucker recht schaumig und gieße nach und nach, unter stetem Rühren, eine Tasse weißen Wein daran.

Ebenso von Bier und zu beiden Suppen kannst du kleines Backwerk vom Christbaum servieren.

Weißbrot-Pudding. Brocke ein Weißbrötchen mit der Kruste in eine gewöhnliche Obertasse, die damit gerade gefüllt sein wird, gieße immer etwas Milch dazwischen und drücke das Weißbrot mit einem kleinen Löffel fest ein; stürze es nach einer Weile, bestreue ihn stark mit Zucker und umlege ihn, nach Belieben, noch mit etwas Johannisbeergelee.

Schneeberg. Verrühre zwei Eiweiß mit

Digitized by Google

einem Theelöffelvoll eingemachten Himbeeren oder Johannisbeeren und 30 Gramm gesiebtem Zucker zu steifem Schnee, setze davon einen kleinen Berg auf ein Schüsselchen und garniere es mit kleinen Häufchen von dem Eingemachten.

Eiercreme. Verklopfe ein frisches Eigelb mit vier Theelöffeln Zucker und etwas Himbeersaft, schlage dann das Eiweiß zu festem Schnee und rühre es gut durch.

Zuckerkuchen. Bestreiche eine runde Scheibe Weißbrot mit frischer Butter und bestreue sie dick mit Zucker.

Apfelküchlein. Stich ziemlich dicke Apfelscheiben in der Größe von Fünfmarkstücken aus und bestreue sie reichlich mit grob gestoßenem Zucker; nach Belieben kannst du sie auch auszacken.

(Alle Gerätschaften, die in den Rezepten als Maße genannt sind, denkt sich die Verfasserin in natürlicher Größe.)

Technische Errungenschaften.

Von H. W. Uhland.

Ein neues Instrument zur Voraussbestimmung des Wetters.

Neben dem seit mehr als zwei Jahrhunderten fast allgemein in Gebrauch gekommenen Quecksilberbarometer hat, der bequemern Handhabung und leichtern Transportabilität wegen, das sogenannte Aneroidbarometer vielfach Aufnahme gefunden. Eine höchst zweckmäßige Kombination des letztern mit dem Klinkerfuesschen Haarhygrometer stellt der von F. W. Klinkerfues, Direktor der Göttinger Sternwarte, konstruierte und unter dem Namen Wetterkompaß eingeführte Apparat dar, bei welchem, der Thatsache entsprechend, daß die Schwere des Luftdrucks, außer durch den Temperaturwechsel, durch den Feuchtigkeitsgehalt der Luft und die herrschende Windrichtung modifiziert wird, alle diese Faktoren in Rechnung gezogen sind. Den Hauptbestandteil dieses Instruments bildet der Aneroidring, eine aus dünnem Messingblech hergestellte, luftleere und luftdicht verschlossene, kreisförmig gebogene Röhre, deren durch den Wechsel des Luftdrucks bedingte Formänderungen auf einen Zeiger

Wetterkompaß.

übertragen und von einer Skala abgelesen werden. Von den mit a a bezeichneten Enden des offenen Ringes ist das eine an der Grundplatte festgelagert, während das andre den durch den Luftdruck erzeugten Schwankungen zu folgen vermag. Das freie Ende, welches bei zunehmendem Luftdruck stärker gekrümmt wird, trägt den in einen Metallrahmen eingespannten hygroskopischen Haarstrang, der durch den Einfluß der trockenen Luft verkürzt, durch den der feuchten Luft verlängert wird. Der Haarstrang geht durch das Glasauge des Metallhebels c, welcher mit einem kleinen Gewicht versehen ist und mittels eines Zahnsegments in das Triebrad der Zeigerachse greift, so daß die Zeigerbewegung gleichzeitig durch die Formänderung des Ringes und durch die Verlängerung resp. Verkürzung des Haarstrangs beeinflußt wird. Die Berechnung des zu erwartenden Wetters basiert somit auf dem durch gleichzeitige Beobachtung des Barometers und des Hygrometers festgestellten Verhältnis zwischen Luftdruck und Luftfeuchtigkeit. Wie die Abbildung erkennen läßt, tritt der von innen bewegte Zeiger in gebogener Form über den äußern Skalen hervor, wodurch die ungehinderte Drehung der zur Bezeichnung des Witterungscharakters und der Windrichtung dienenden Scheiben gestattet ist. Bei der Einstellung dreht der Beobachter beide Scheiben derart, daß der Zeiger auf der Wetterscheibe auf dasjenige Feld zu stehen kommt, welches dem jeweiligen Stand der Witterung entspricht, während er auf der Windscheibe auf der der herrschenden Windströmung entsprechenden Angabe steht. Bei unverändert bleibender Windrichtung wird derselbe nach 10—12 Stunden das für die nächsten 12—24 Stunden zu erwartende Wetter direkt anzeigen; bei verändertem Wind muß er sofort entsprechend eingestellt werden; da es, um eine zuverlässige Angabe zu erhalten, offenbar von Wichtigkeit ist, ob ein und derselbe Witterungswechsel zu trockenem oder feuchtem Wetter hinzukommt.

Digitized by Google

Unterm Christbaum.

Von F. Luthmer.

Das Fest der häuslichen Freude, der wertth… Liebe im Schoße der Familie, das Fest, an dem wir … lich zu der Empfindung kommen, daß geben selig… denn nehmen — es ist auch ein Hochfest für die Kun… Hause. Ganz unabhängig von der mächtigen Zeitströ… die das Kunstgewerbe zu ihrem Liebling erkoren, ja, … vorher, ehe sie ihre kräftigen Wellen bis in das Leb… bescheidenen Bürgerhauses hineintrug, war es das K… gewerbe, das seine besten Leistungen zum Schmuck des Weihnachtstisches ber… mußte. Und wie sollte es anders sein! Nicht nur durch Erraten und Erfüllen … Wünsche den Beschenkten zu erfreuen, ist das Ziel des Geschenkgebers: Die Gab… auch das Auge erfreuen — selbst wenn sie ein Nutzgegenstand ist, soll sie hübscher … stattlicher aussehen, als man sich denselben für eigenes Geld angeschafft hatte. … selbst das Naschwerk, das dem flüchtigsten Genusse Geweihte, nimmt eine kunst… Form an, wenn es unter den Lichtern des Christbaums als Geschenk paradieren … Wir meinen nicht die edlen Leistungen des Marzipan- und Zuckerbäckers, die je… alters her ein selbständiger, wenn auch nicht immer nach Gebühr gewürdigter … des Kunstgewerbes waren. Nein, auch trivialere Dinge, die man als stets wil… mene Neckerei den jungen und alten Männern des Hauses beschert, nehmen ein … edeltes Aussehen an: Die nackte Salamiwurst verhüllt ihre unschöne Schale in … glänzenden Staniolpanzer und präsentiert sich mit dem Kaviartönnchen, der Straßb… Terrine und einigen schön etikettierten Likörflaschen, anständig zu einem Stilleben … einigt. Der „Bon“ zum Besuch einer Theatervorstellung nach Wahl, mit we… der Vater seine heranwachsende Tochter erfreut — eigentlich ein Wisch, ein Be… auf Sicht — wird zur zierlichen Karte, welche Döpler des Jüngeren Künstler… sinnig geschmückt hat. Wenn so das Kleinste und Vergänglichste die Weihe der Sc… heit erfährt, wie viel mehr wird für das dauernde, das lange erhoffte Geschenk d… Vorzug in Anspruch genommen. Da ist mancher stille Wunsch in bezug auf die … schönerung der Wohnung, der im Lauf des Jahres zwischen Vater und Mutter … Sprache kam, zurückgestellt, anscheinend von beiden vergessen worden, bis er … seine glänzende — glücklich, wenn nicht doppelte! — Erfüllung findet. Wie man… Sofa-Ueberzug ist „nochmal für angänglich“ erklärt, wie manchen Teppichs d… Versetzung ins Kinderzimmer noch hinausgeschoben worden, weil „bis Weihnachten … nicht mehr lange hin“ ist und der Tapezierer schon heimlich einen schönen Rest … preßten Plüsch zurückgelegt hat, der gerade zur Tapete paßt! — Und nun gar … eigentliche Kunstübung im Hause! Zählt die Kilometer Cordonnetseide, die Hekt… von Tuch, Atlas und Seidenplüsch, die in den letzten vier Wochen sich unter zierl… Mädchen- und Frauenhänden in farbenprangende Decken und Deckchen, Kissen- … Stuhlbezüge verwandelt haben. — Fragt bei den unglücklichen Schreinern an, die … mit dem Polieren gemalter Holzsachen beschäftigen, wie viele Klafter Ahornholz … noch in den letzten Tagen vor dem Fest ins Haus getragen sind mit dem immer wie… holten Ansinnen, lieber alles andere liegen zu lassen und nur dies eine, aber dies … bestimmt, fertig zu machen. Erkundigt euch bei dem Direktor der Wächtersbacher Ste… gutfabrik, der einzigen in Deutschland, welche die dankbaren Majolika-Kreidefi… den Ersatz für die schwierige Majolikamalerei erzeugt — erkundigt euch bei ihm, … viele seiner Brennöfen er im Monat Dezember dem gewohnten Betrieb entzogen hat, … sie mit Schüsseln und Platten von anspruchsloser Dilettantenhand zu beschicken.

staunen, welchen Aufschwung die kunstgewerbliche ustrie in den letzten Monaten des Jahres erfährt, 4. Dezember zu einer Unzahl hübscher kleiner Lokal-usstellungen vereinigt, unterm Glanz der Weih-ter Schöpfer und Empfänger gleichmäßig zu er-

könnten das Bild der Gewerbeausstellungen noch rfolgen, wir könnten die Preisjury in Gestalt der en Freundinnen, die kritisierende, hämische Presse ngalanten Brüdern mit ihren „schnoddrigen" Be-n über weibliche Handarbeit im ganzen und spe-ederfinden. Allein wir wollen lieber dem Mittel-ier strahlenden Schönheit, dem Christbaum selbst, paar Betrachtungen widmen.

die wir, um mit Jensen zu reden, „in unseres es Mittagshöhe stehn," besinnen uns auf die Zeit, hmuck des Christbaums noch nicht Gegenstand der den Industrie war. Wir haben vielleicht selbst noch che vor Weihnachten um den runden Familientisch d Aepfel und Nüsse vergoldet, Ketten aus buntem er geschnitten und Netze, die dann mit Rosinen eln gefüllt wurden. Ja die Talentvolleren unter vielleicht sich bis zur Modellierung künstlicher us Seidenpapier verstiegen, bei deren Erfindung die Phantasie bis zu den ausschweifendsten stachelte. Ob diese schöne, die Feststimmung so leitende Arbeit heute wohl noch in vielen Fami-den wird? Wer die tausend Dinge, die alljähr-vitäten" sieht, welche die Industrie jetzt zum s Christbaums darbietet, möchte es bezweifeln. sie nicht tadeln, die Lametten und Kugeln, die Flitter aus gestanztem Metall und gepreßtem ie sind meist geschickt auf den Effekt gearbeitet. eser bunte Kram unseren Kindern den Baum rz wachsen läßt, wie er es uns war, der dessen Schmuck die erwachsenen Geschwister gearbeitet hatten, an dem jedes Stück bis n der Mutter gebackene Konfekt Hausindustrie

ll diese herzlichen Beziehungen zu leblosen Din-gentümlichkeit des Deutschen, nicht unterschätzen. Münze — meinetwegen. Aber aus ihr setzt sich ital eines reichen Gemütslebens zusammen. Und müt schlägt alles, was um und mit dem Christ-menhängt, doppelt starke Wurzeln. Darum mag manches Samenkorn des Schönheitssinnes aus-Pflege beim Kinde eine nur zu oft mißachtete Eltern ist. So gibt die südländische Sitte der des Christbaums, also in Augenhöhe des Kin-ten „Krippe", hübschen Anlaß zu einer Schau-das Gemüt und die Phantasie des Kindes an-mag wohl in der Familie Gelegenheit zu solcher ung in dieser Darstellung von Christi Geburt wie wir sie in italienischen Kirchen sehen, wo das Presepe Gegenstand der Rivalität zwischen den verschie-denen Pfarreien ist. Aber irgend einen derartigen Schmuck sollte der Fuß des Christbaums immer erhalten; wenn es auch nur wäre, um den unschönen Bretterfuß, oder noch schlimmer, den seit einigen Jahren aufgetauchten gußeiser-nen Behälter zu verdecken. Ueberaus unsympathisch be-rührt das Hereinragen aller dieser maschinellen, höchst praktischen Erfindungen in das Fest des Gemütslebens. Das ärgste dieser Art ist die Beleuchtung des Christbaums mit Gas, der wir in den letzten Jahren hier und da begeg-net sind.

Sie lachen, verehrte Leserin, und meinen, das ginge nicht? O, bei unseren Industriellen geht alles. Man baut einfach aus dünnen bleiernen Gasröhren ein Gerüst mit Stamm und Aesten, befestigt diese unsichtbar unter dem Geäst des Tannenbaums, läßt an den geeigneten Stellen kleine Brenner hervorkommen, und leitet das Gas aus der Zimmerleitung durch einen Gummischlauch herzu. Denken Sie, wie sauber, keine Wachstropfen auf den Ge-schenken, wie hell, und dann das bequeme Aus- und An-zünden! Aeußerst praktisch! — aber unser Bedauern den armen Kindern, in deren Jugenderinnerungen sich nicht der Duft der verlöschenden Wachslichter mischt — der Moment des unfreiwilligsten Schlafengehens, der nur durch die Aus-sicht auf das Erwachen zu all den Herrlichkeiten ver-süßt wird.

Zum Schluß sei noch eine seltsame Leistung erwähnt, welche die „Kunst im Hause" auf dem Weihnachtstische auf-zuweisen hat: Ein Surrogat des Christbaums, die Märkische „Weihnachtspyramide". Es ist auffallend, daß gerade die an Tannenwaldungen so reiche Mark Brandenburg diese eigen-tümliche Erfindung hervorgebracht hat, der wohl niemand eine Thräne nachweinen wird, wenn sie, wie es den An-schein hat, aus dem Gebrauch der jetzigen Generation ver-schwindet. Mannigfache Formen hat dieses, vielleicht noch aus wendischen Heidenzeiten stammende, geputzte Lichterge-rüst. Latten und Tannenreifen, zu einer pyramidalen Form zusammengefügt, sind mit grünem Papier umwickelt, welches in kunstloser Weise Tannennadeln nachahmt und mit bun-tem Flitter, Bändern und Lichtern geschmückt ist. Angesichts dieser steifen papierenen Kunst wird es uns klar, was uns am Tannenbaum erfreut — es ist der Gruß aus dem win-terlichen Wald, das Stückchen Natur, das uns die dunkel-grünen Nadeln, der köstliche Harzduft ins Zimmer zaubern. Und selbst der unvollkommenste Ersatz für die Tannen, wenn er nur von draußen stammt, wenn er uns nur ein Stück Waldespoesie ins Zimmer bringt, ist willkommen. Freund-lich lebt in der Erinnerung des Verfassers ein Weihnachts-abend in Florenz.

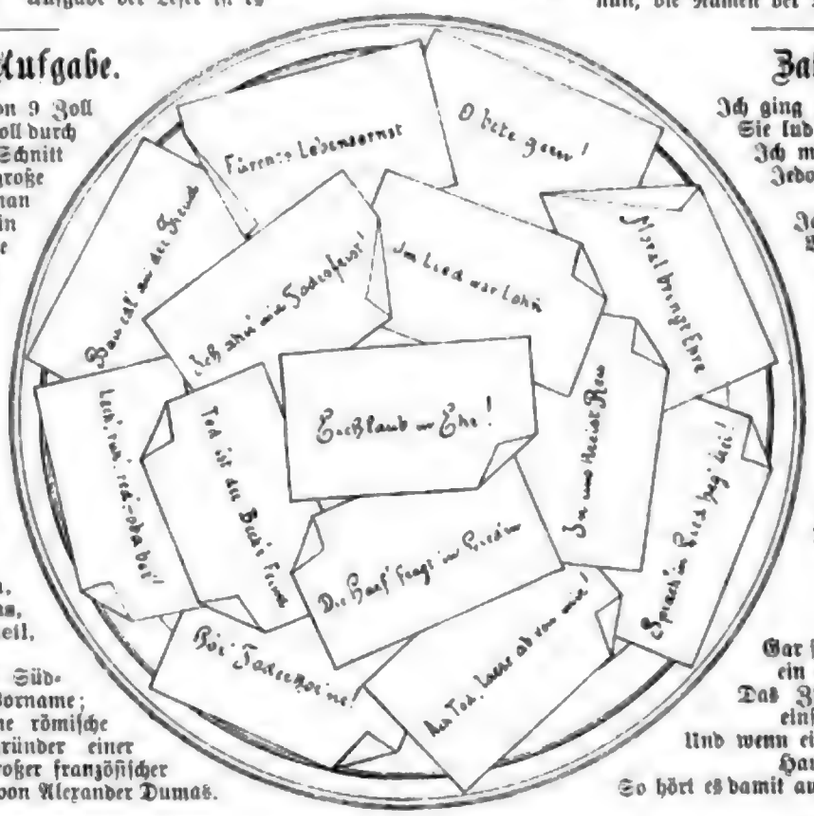
Dem einsamen Wanderer hatte sich ein liebenswür-diger deutscher Familienkreis erschlossen: zwei blondlockige Kinderchen jubelten um den lichtergeschmückten Christbaum; der aber war nicht in einem deutschen Tannenwald, sondern droben im Lorbeerhain von Fiesole erwachsen.

Digitized by Google

Zum Kopf-Zerbrechen.

Der Visitenkartenteller (Preisgekrönte Aufgabe I).

Vierzehn deutsche Dichter und Schriftsteller machen dem verehrten Leser ihren Besuch und geben ihre Karte ab. Sie verbergen jedoch ihre Namen in Sprüchen derart, daß jeder einzelne Spruch genau dieselben Buchstaben enthält, wie der betreffende Tauf- und Zuname des Dichters. Aufgabe der Leser ist es nun, die Namen der Betreffenden zu entziffern.



Geometrische Aufgabe.

Ein rechteckiges Brett von 9 Zoll Breite und 16 Zoll Länge soll durch einen zusammenhängenden Schnitt so in zwei genau gleich große Teile zerlegt werden, daß man aus letzteren ohne weiteres ein Quadrat von 12 Zoll Seite zusammensetzen kann. Wie ist dieser Schnitt zu legen?

Silbenrätsel.

Aus folgenden 21 Silben sind 8 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben herab gelesen den Namen eines großen Staatsmannes und seinen Wirkungskreis angeben:

Ass, an, bär, cor, dau, en, er, i, ke, li, le, lus, lapp, mol, mu, neil, ne, ro, san, su, ta.

1) Eine Pflanze; 2) ein Südländer; 3) ein weiblicher Vorname; 4) ein Landstrich; 5) eine römische Münze; 6) der Mitbegründer einer berühmten Stadt; ein großer französischer Dichter; 8) ein Schauspiel von Alexander Dumas.

Zahlenrätsel.

Ich ging an ihr vorbei —
Sie lud mich ein durch 1 und 2,
Ich möge bleiben 2 und 3.
Jedoch mich überkam ein eigen Bangen:
Ich durfte niemals 1, 2, 3
Wie nah' sie meinem Herzen sei —
Drum bin ich rasch davon gegangen.

Uebersetzungsrätsel.

Menu: Va sœur sous peu, bas qu'une d'elles, gain zèbre Athènes, c'est le riz-à-late, air de beurre beau los.

Charade.

Gar selten mit dem Ersten wird
ein Sterblicher beglückt,
Das Zweite nur darf höchstens
einst sich dessen wohl erfreuen:
Und wenn einmal das Ganze sich aufs
Haupt der Erste drückt,
So hört es damit auf, das Ganze auch zu sein.

Vexierrätsel.

cis

la | *vie*

mille

Rebus.

Rätsel.

Hoffähig zwar, doch sonst herabgekommen
Und aus der Stadt zumeist ins Dorf verbannt.
Bin rückwärts ich, wie aus der Schrift bekannt,
Sogar im Himmel stets wohl aufgenommen!

Rechenaufgabe.

Wie oftmal läßt sich von der Mitte des Buchstaben-Quadrates F der Name Friedrich Schiller lesen?

r e l l i h c s h S c h i l l e r
e l l i h c s h c h s c h i l l e
l l i h c s h c i c h s c h i l l
l i h c s h c i r i c h s c h i l
i h c s h c i r d r i c h s c h i
h c s h c i r d e d r i c h s c h
c s h c i r d e i e d r i c h s c
S h c i r d e i r i e d r i c h s
h c i r d e i r F r i e d r i c h
s h c i r d e i r i o d r i c h s
c s h c i r d e i e d r i c h s c
h c s h c i r d e d r i c h s c h
i h c s h c i r d r i c h s c h i
l i h c s h c i r i c h s c h i l
l l i h c s h c i c h s c h i l l
e l l i h c s h c h s c h i l l e
r e l l i h c S h s c h i l l e r

Auflösungen zu Heft 3, Seite 365.

Schlüsselrätsel: Es lebe was aus Deutschland ist — Und treue Freundschaft übt — Was immer deutschen Sinnes ist — Und deutsche Treue liebt.

Arithmogryph: Wolframitzkirchen, Main, Metz, Mainz, Inaim, Klotho, Carmen, Mannheim, Weihnachten, Frankreich, Afrikanerin.

Silbenrätsel: Sebastian Bach — Heinrich Heine: Stahlstich, Elle, Bari Argonnen, Stachelhäuter, Tahiti, Jarnac, Adolph, Noah, Bazaine, Amalfi, Christian, Hyazinthe.

Rätselhafte Inschrift: Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe — Liegt er gelagert am ruhigen Bach, — Und die hüpfenden Lämmer grasen — Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen. — Süßes Tönen entlockt er der Flöte — Und das Echo des Berges wird wach, — Oder im Schimmer der Abendröte — Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach.

Scherz-Charade: Zweifelhaft.

Rösselsprung: Seid gegrüßt mit Frühlingswonne — Blauer Himmel, goldne Sonne! — Drüben auch aus Gartenhallen — Hör' ich frohe Saiten schallen. — Ahnest du, o Seele, wieder — Sanfte, süße Frühlingslieder? — Sieh umher die falben Bäume! — Ach, es waren holde Träume.

Entzifferung der Keilinschrift in Heft 2, Seite 244: Aber einmal, schwer Geständnis, — Einmal mußt du doch dich beugen, — Und am Ende der Erkenntnis — Steht ein ahnungsvolles Schweigen.

Digitized by Google

OF NEW YORK

Gottfried Kinkel †.

Kurz vor dem Abschluß dieses Heftes erreicht die Trauerkunde von dem Abscheiden Gottfried els, der unserem Blatt von Anbeginn ein guter nd und Berater gewesen ist. Wir waren so lich bereits beim ersten Schritt in die Oeffent- t den nun Dahingeschiedenen an unserer Seite hen. Sein frischer und stimmungsvoller Artikel e Gondelfahrt durch Venedig" wird gewiß allen n Lesern auch heute noch in freundlicher Er- ung sein. Die Zeit ist zu kurz ihm an dieser e einen eingehenden Nachruf zu widmen, aber Bild mag hier stehen und einige Worte über äußern Lebensgang, der bewegt wie nur einer

Am 11. August 1815 als Sohn des Pfarrers erkassel am Rhein geboren, besuchte Kinkel das nasium und die Hochschule zu Bonn, von wo ch nach Berlin zur Fortsetzung seiner theolo- n und philosophischen Studien wandte. 1837 er in Bonn als Dozent für Kirchengeschichte nd wußte sich bald einen großen Zuhörerkreis rschaffen. Bedeutende geistige, auch bereits che Anregung schöpfte er aus einer längeren reise in Italien wie aus dem regen Verkehr mit ock, Geibel und anderen Dichtern. Nach seiner iratung mit der geistreichen Frau Johanna ieur sah er sich genötigt, die inzwischen an- mene Stellung als Hilfsprediger in Köln geben und ganz zur Philosophie überzutreten. Jahr 1848 trieb ihn der Revolution in die

In dem badischen Aufstand 1849 verwundet fangen genommen, wurde er zu lebenslänglicher ngshaft verurteilt, später aber von Karl Schurz und nach England in Sicherheit gebracht. längerem Aufenthalt in Amerika und London, r der Schmerz traf seine ausgezeichnete Gattin lieren, folgte er dem Rufe an das Polytechni- Zürich, dem er als Professor der Archäologie unstgeschichte bis an sein Ende angehörte.

inkel hat sich als Redner und auf seinem biete durch zahlreiche bedeutende Werke einen hen Namen errungen. Mehr noch als Dichter. Hier verdankt er seine Popularität in erster Linie den durch ächte poetische Empfindung mit klassischer Formvollendung gleich ausgezeichneten Dichtungen: „Otto der Schütz" und „Der Grobschmied von Antwerpen". Seine „Gedichte" sind leider nicht so bekannt, wie sie es verdienen, denn jede Seite zeigt uns die Schöpfung eines wahren Dichters. Die Nation wird den Dichter und den Mann nicht vergessen, der fern von der Heimat nun den ewigen Schlaf schläft.

Familien- und Gesellschafts-Spiele.

Ein sehr empfehlenswertes und originelles Weihnachtsgeschenk bilden die bei Dr. Richter in Leipzig und Berlin erschienenen „Georgens' Familien- und Gesellschaftsspiele". Die gelungensten dieser Spiele sind die von Oskar Justinus verfaßten, unter denen wir eine geographische Rätsel-Novelle, ein Ansatz- (Der Schriftsteller) und Disputationsspiel finden. Die Spiele haben das Gute, nicht nur die Teilnehmer zu fesseln und — so vor allem bei der Rätsel-Novelle — zu erheitern, sondern sie geben auch reiche Belehrung und sind so billig, daß sie Jeder sich beschaffen kann. Diese Blätter werden demnächst eine diesen Spielen verwandte „Zelebritäten-Idylle" von dem erfindungsreichen O. Justinus zum Abdruck bringen.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar.

Merkur tritt in diesem Monat aus dem Zeichen des Steinbocks in das Zeichen des Wassermanns. Am 21. steht er am weitesten östlich von der Sonne. Er geht daher erst nach derselben unter und kann am südwestlichen Abendhimmel gesehen werden. Am besten ist dies der Fall zu Mitte des Monats zwischen 5 und 6 Uhr abends. Am 26. erreicht er in seiner Bahn den Punkt der größten Annäherung an die Sonne.

Venus. Im Januar befindet sich dieser Planet im Zeichen des Schützen und kommt am 9. an den Ort seiner größten Sonnennähe. Venus ist jetzt Morgenstern und man kann sie anfangs nach 5 Uhr, später vor 5 Uhr früh am südöstlichen Himmel sehen. Die Dauer ihrer Sichtbarkeit erreicht jetzt fast 2½ Stunden. Am 13. Januar zeigt sie sich in ihrem größten Glanze.

Mars ist in diesem Monate unsichtbar.

Jupiter. Dieser Planet bietet im Januar einen überaus prächtigen Anblick. Er glänzt in den späteren Abendstunden hoch am Himmel und man kann ihn fast die ganze Nacht hindurch sehen. Ein Taschenfernrohr zeigt schon die vier Monde, von denen er umkreist wird. Jupiter steht im Januar im Zeichen der Zwillinge.

Saturn steht im Zeichen des Stiers und läßt sich ebenfalls noch bequem beobachten. Anfangs geht er erst kurz vor Tagesanbruch unter, dann aber immer früher und früher und gegen Ende des Monats verschwindet er bereits gegen 2 Uhr nachts am nordwestlichen Horizonte.

Digitized by Google

Der billige Weihnachtsbaum.

Von Lothar Meggendorfer.

1.

2

3.

4

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Phylax.

Novellette von Alexander L. Kielland.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen

von

Chr. von Harauw.

I.

Fräulein Thyra trat ans Sprachrohr und rief zur Küche hinunter: „Sind die Koteletten für Phylax nicht bald fertig?“

Mamſell Hanſens Stimme ertönte zurück: „Sie ſind ans Fenſter geſtellt, um abzukühlen; ſobald ſie die rechte Temperatur haben, ſoll Stine ſie hinauftragen.“

Phylax hatte es gehört; er ſtand ruhig auf und legte ſich auf die Decke vor dem Kamin.

Er hatte mehr Verſtand als ein Menſch — wie der Großhändler zu ſagen pflegte. Am Frühſtückstiſch ſaß, außer den Bewohnern des Hauſes, ein alter Feind von Phylax, der einzige, den er hatte. Der Kandidat der Rechte, Viggo Hanſen, war indeſſen auch mit vielen Autoren in der Welt verfeindet und ſeine ſpitze Zunge war über ganz Kopenhagen wohl bekannt.

Hier in der Familie nahm er ſich als langjähriger Hausfreund eine ganz beſondere Offenherzigkeit heraus, und wenn er ſchlechter Laune war — ein Zuſtand, in dem er ſich gewöhnlich befand — ließ er ſeiner Bitterkeit ſchonungslos gegen alles und jedes ohne Unterſchied freien Lauf. Namentlich hatte er es ſtets auf Phylax abgeſehen.

„Dies große gelbe Vieh,“ pflegte er zu ſagen, „wird hier von allen verzärtelt und verhätſchelt und mit Braten und Karbonade vollgepfropft, während manches Menſchenkind kaum eine Brotrinde zu nagen hat.“

Das war indeſſen der wunde Fleck, den der Herr Kandidat nicht ungeſtraft berühren durfte. Sobald ſich jemand ein Wort gegen Phylax herausnahm, das nicht von Bewunderung erfüllt war, erhielt er einen ſtrafenden Blick von der ganzen Familie, und der Großhändler hatte es dem Kandidaten Hanſen ſogar rundweg geſagt, daß er einmal ernſtlich auf ihn erzürnt würde, wenn jener nicht abließe, von Phylax in wegwerfendem Tone zu ſprechen.

Fräulein Thyra aber war darüber förmlich von Haß erfüllt gegen den Kandidaten, und Waldemar, der Sohn des Hauſes, obgleich er ſchon erwachſen, wenigſtens ſchon Student war, machte ſich doch immer noch ein Vergnügen daraus, die Handſchuhe aus der Rocktaſche des Kandidaten herauszuziehen und ſie Phylax zum Zerreißen zu überliefern.

Und ſelbſt die gnädige Frau, die doch ſo mild und weich war wie ſüßer Brei, konnte nicht umhin, den Kandidaten bisweilen vorzunehmen und es ihm ernſtlich zu verweiſen, wie er es doch übers Herz bringen könne, ſo ſchlecht von dem lieben Tier zu reden.

Phylax verſtand dies alles gar wohl, aber er verachtete den Kandidaten Hanſen und nahm keine Notiz von ihm. Er ließ ſich dazu herab, die Handſchuhe zu zerreißen, weil ſein Freund Waldemar daran Gefallen fand: im übrigen that er, als ob er den Kandidaten nicht bemerke.

Als die Koteletten gekommen waren, verzehrte Phylax ſie ſtill und diskret; er zermalmte die Knochen nicht, ſondern nagte ſie ganz rein ab und leckte den Teller.

Dann begab er ſich zum Großhändler und legte die rechte Pfote auf deſſen Knie.

„Wohl bekomm's, alter Junge!“ rief der Großhändler gerührt, „guten Morgen;“ ſo oft ſich dies wiederholte, ergriff ihn die gleiche Rührung.

„Du kannſt doch den Phylax eigentlich

Digitized by Google

nicht alt nennen, Vater," sagte der Student in etwas überlegenem Tone.

„Nun, warum denn nicht? Er hat doch seine acht Jahre auf dem Nacken."

„Aber lieber Mann," versetzte die gnädige Frau mild, „ein Hund von acht Jahren ist doch kein alter Hund."

„Ja, nicht wahr, Mutter!" rief Waldemar eifrig, „gibst du mir nicht recht, ein Hund von acht Jahren ist kein alter Hund."

Und in einem Nu war die ganze Familie in zwei Parteien geteilt, in zwei sehr eifrige Parteien, die mit einem unaufhaltsamen Strom von Worten eine Debatte darüber erhob, ob man einen achtjährigen Hund einen alten Hund nennen könne oder nicht. Man wurde warm auf beiden Seiten und obgleich ein jeder immerfort seine Meinung wiederholte, ohne auf die der anderen zu achten, hatte es nicht den Anschein, als ob man einig werden würde, und vergebens war sogar das Bemühen der alten Großmutter, die sich von ihrem Stuhl erhoben hatte, um etwas von dem Leibmops der hochseligen Königin Witwe zu erzählen, dessen Bekanntschaft sie auf der Straße zu machen die Ehre gehabt hatte.

Plötzlich aber stockte der unentwirrbare Wortschwall, als einer nach der Uhr sah und ausrief: Das Dampfschiff! Alles erhob sich; die Herren, die zur Stadt sollten, stürzten davon, die ganze Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen und die Frage, ob ein achtjähriger Hund ein alter Hund genannt werden könne oder nicht, blieb in der Luft schweben.

Nur Phylax rührte sich nicht vom Fleck. Er war an diesen Familienlärm gewöhnt und die schwebende Frage interessierte ihn nicht. Er ließ seine klugen Augen über den verlassenen Frühstückstisch hingleiten, legte dann die schwarze Schnauze auf die mächtigen Pfoten nieder und schloß die Augen zu einem kleinen Frühstücksschläfchen. So lange man sich hier auf dem Lande befand, konnte man nicht viel anders vornehmen als essen und schlafen.

Phylax war einer der echten dänischen Rassehunde vom zoologischen Garten; einen Bruder von ihm hatte der König gekauft, was Allen, die ins Haus kamen, ausdrücklich erzählt ward.

Dennoch hatte Phylax anfangs kein beneidenswertes Los gehabt, denn ursprünglich war seine Bestimmung die eines Wachthundes bei dem weiten Kohlenlager des Großhändlers auf Christianshafen.

Dort hatte Phylax sich musterhaft aufgeführt. Des Nachts war er wild und rasend wie ein Tiger, am Tage aber so still und ruhig und sogar demütig, daß der Großhändler aufmerksam auf ihn ward, ihn vom Platze fortnahm und zum Haushunde beförderte.

Und von diesem Augenblick an entfalteten sich eigentlich erst alle Vollkommenheiten des edlen Tieres.

Phylax hatte gleich anfangs eine eigentümlich bescheidene Manier an sich, draußen an der Thür stehen zu bleiben und die Eintretenden demütig anzublicken, so daß man durchaus nicht umhin konnte, ihn mit ins Zimmer hineinschlüpfen zu lassen, und dort fand er sich bald zurecht; zuerst unter dem Sofa, hernach aber auf dem weichen Teppich vor dem Kamin.

Und wie nach und nach die Mitglieder der Familie die seltenen Eigenschaften des Hundes immer mehr schätzen lernten, stieg er immer höher in ihrer Gunst, bis der Kandidat Hansen die Behauptung aufstellte, daß Phylax eigentlich der Herr im Hause sei.

Unleugbar war es auch, daß Phylax in seinem ganzen Auftreten zeigte, er sei sich der Stellung, die er einnahm, wohl bewußt. Er blieb nicht mehr demütig an der Thüre stehen, sondern ging selbst zuerst hinein, wenn jemand dieselbe öffnete. Und wurde ihm nicht gleich aufgemacht, wenn er an die Thüre kratzte, so erhob das mächtige Tier sich auf die Hinterbeine, legte die Pfoten auf den Griff und öffnete selbst die Thür.

Als er zum erstenmal dies Kunststück machte, rief die gnädige Frau entzückt: „Ist er nicht prächtig? Ganz wie ein Mensch, nur viel besser und treuer."

Auch die übrigen Hausbewohner waren der Meinung, daß Phylax besser sei als ein Mensch. Jeder einzelne schien durch seine bewundernde Huldigung des edlen Tieres sich von einem Teil der eignen Sünden und Schwächen frei zu machen, und so oft jemand mit sich selbst oder anderen unzufrieden war, erhielt Phylax die allervertraulichsten Mitteilungen und teuersten Versicherungen, daß er doch der einzige sei, auf den man sich verlassen könne. Kam aber Fräulein Thyra ent-

Digitized by Google

täuſcht von einem Balle nach Hauſe, oder hatte ihre beſte Freundin treulos ein ſchrecklich großes Geheimnis verraten, ſo warf ſie ſich weinend auf Phylax nieder. „Jetzt habe ich nur dich mehr, Phylax! Es iſt auf der ganzen Welt, niemand, niemand, niemand, der mich liebt, als nur du. Nun ſind wir beide ganz allein auf der weiten, weiten Erde; du aber wirſt deine arme kleine Thyra nicht verraten — das mußt du mir verſprechen, Phylax!“ und dabei weinte ſie, daß es auf des Hundes ſchwarze Schnauze herabträufelte.

Es war deshalb nicht zum Verwundern, daß Phylax zu Hauſe mit einer gewiſſen Würde auftrat. Aber auch auf der Straße konnte man es ihm anſehen, wie ſicher er ſich fühle und ſtolz darauf, ein Hund in einer Stadt zu ſein, wo die Hunde die Macht haben.

Wenn die Familie im Sommer auf dem Lande lebte, pflegte Phylax nur etwa einmal in der Woche mit den anderen ſich zur Stadt zu begeben, um alle Bekannte anzuriechen. Draußen auf dem Lande lebte er ausſchließlich ſeiner Geſundheit, er badete, wälzte ſich in den Blumenbeeten und begab ſich darauf in die Stube, um ſich an den Möbeln, den Damen und zuletzt auf dem Kaminteppich trocken zu reiben.

Die übrige Zeit des Jahres ſtand ganz Kopenhagen zu ſeiner Verfügung und er verfügte über die gute Stadt mit großer Ungeniertheit.

Welch ein Genuß war es nicht, zeitig im Frühjahr, wenn das feine Gras in den öffentlichen Anlagen, die kein menſchlicher Fuß betreten durfte, emporzuſproſſen begann, mit einigen guten Freunden darin auf und nieder und im Kreiſe rund zu jagen, daß die Grasbüſchel in die Luft flogen.

Oder wenn die Leute des Gärtners zum Mittageſſen heimgegangen waren, nachdem ſie den ganzen Vormittag mit den feinen Blumen und Büſchen beſchäftigt geweſen, wie ſpaßhaft war es da nicht zu thun, als ob man nach Maulwürfen grübe: die Schnauze mitten im Blumenbeet in die Erde zu ſtecken, zu puſten und zu ſchnauben und dann mit den Vorderfüßen die Erde auszugraben, etwas anzuhalten, die Schnauze wieder einzuſtecken, zu ſchnauben und dann aus allen Kräften die Erde aufzuwerfen, bis das Loch ſo tief war, daß ein einziger kräftiger Ruck mit den Hinterfüßen einen ganzen Roſenbuſch mit Wurzeln und allem hoch, hoch in die Luft ſchleudern konnte.

Wenn Phylax nach einer ſolchen That mitten auf dem Raſenplatz in der warmen Frühlingsſonne ſtill ausgeſtreckt lag und die Menſchen draußen nur ganz beſcheiden im Staub oder Schmutz vorbeitrappelten, dann wedelte er ſich ganz in der Stille ſelber zu.

Dann gab es die großen Schlägereien in den Anlagen oder rund um die Reiterſtatue herum, auf dem Königs-Neumarkt, von wo man in wilder Fahrt naß und ſchmutzig durch die Oſterſtraße zwiſchen den Fußgängern hindurchfuhr, ſich an den Unterröcken der Damen und den Beinkleidern der Herren abreibend, mit unbegrenztem Gaſſenrecht auf beiden Seiten, Kinder und alte Damen umrennend, bald in einen Hofraum hinein die Küchentreppe hinan einer Katze nachſpringend, bald Schreck und Verwirrung verbreitend, indem man einen alten Feind, auf den man unterwegs ſtieß, an der Kehle packte. Bisweilen konnte Phylax auch ein Vergnügen daran finden, mitten vor einem kleinen Mädchen, das für die Mutter Gewerbe ging, ſtehen zu bleiben, ihm die ſchwarze Schnauze gerade ins Geſicht zu ſtecken, und aus vollem Halſe Wau, wau, wau, zu brüllen.

Die arme Kleine! Sie ward blau im Geſicht, hielt die Arme ſteif heruntergeſtreckt und trippelte mit den Füßen, ohne einen Laut hervorbringen zu können. Die erwachſenen Damen aber auf der Straße ſchalten ſie und ſagten:

„Du kleine Närrin! Wie kannſt du dich wohl von einem ſolch hübſchen, guten Hunde fürchten! Er wollte ja bloß mit dir ſpielen, das große, gute Tier, willſt du ihn nicht ſtreicheln?“

Dazu war die Kleine aber durchaus nicht zu bewegen, und als ſie zu ihrer Mutter nach Hauſe kam, war ihr der Hals noch wie zugeſchnürt. Aber weder die Mutter noch der Arzt konnten ſpäter begreifen, daß das muntere friſche Kind beim geringſten Schreck blau und ſteif wurde und nicht den geringſten Laut hervorbringen konnte.

Aber alle dieſe Vergnügungen waren doch nur ſchwach und geringfügig im Vergleich mit den großen Liebeskavalkaden, und hier war Phylax ſtets einer der vorderſten. In Rudeln von einem halben oder ganzen Dutzend großer

Digitized by Google

gelber, brauner und schwarzer Hunde, mit einem Gefolge kleinerer und ganz kleiner Köter, so übel zugerichtet, daß sie kaum noch zu erkennen waren, aber trotzdem noch voll Mut, mit hoch aufgerichtetem Schweif und grölzend vor Eifer, obgleich sie nicht die mindeste andere Aussicht hatten, als wiederum zerbissen und in den Schmutz gewälzt zu werden — so fuhr der Schwarm in rasendem Galopp durch die Straßen, über Plätze, Gärten und Flurenbeete — unter Beißen und Geheul, blutig und beschmutzt, die Zunge aus dem Halse heraushängend, Menschen und Kinderwagen aus dem Wege drängend — Platz für die Kämpfe und die Liebeshändel der Hunde — wie die wilde Jagd durch die unglückliche Stadt.

Die Menschen auf der Straße waren alle Phylax vollkommen gleichgültig, mit Ausnahme der Polizeidiener. Denn mit seinem scharfen Verstande hatte er schon längst eingesehen, daß die Polizei dazu da sei, ihn und seine Mithunde gegen die mannigfachen Uebergriffe der Menschen zu beschützen. Deshalb blieb er immer wohlwollend stehen, wenn er einem Schutzmanne begegnete, um sich hinter den Ohren krauen zu lassen. Namentlich hatte er einen guten wohlbeleibten Freund, dem er oft in der Grünstraße begegnete, wo Phylax eine langjährige Liebschaft hatte.

Wenn der Schutzmann Frode Hansen aus einem Keller heraufstieg — was er sehr oft that, denn er war ein gemütlicher Kerl, den man mit Vergnügen zu einem Glase Bier einladen konnte — dann hatte sein Gesicht viele Aehnlichkeit mit der aufgehenden Sonne, denn er war rund und rot, warm und strahlend.

Wenn er dann aber in voller Gestalt auf dem Pflasterwege stand und einen strengen Blick die Straße auf und ab warf, um zu untersuchen, ob irgend eine übelgesinnte Person bemerkt hätte, woher er gekommen, wurde man unwillkürlich an den Ausdehnungskoeffizienten erinnert, wovon wir in unserer Jugend in den Physikstunden gehört haben.

Denn, wenn man den tiefen Einschnitt betrachtete, der durch seinen starken Leibriemen, sowohl vorn und hinten wie auch an den Seiten hervorgebracht wurde, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in des Schutzmanns Frode Hansens Magen ein solcher Koeffizient mit einem außerordentlich starken Drange, sich auszudehnen, befindlich sei.

Und die Leute, die ihm begegneten — zumal wenn er einen seiner tiefen Bierseufzer ausstieß — wichen ängstlich einen Schritt zur Seite. Denn sollte es sich einmal ereignen, daß der Koeffizient drinnen über den festen Gürtel den Sieg gewann, so war es vorauszusehen, daß die Trümmer und namentlich die Spange vor dem Magen mit einer Kraft, um Spiegelscheiben zu zerschmettern, umherfliegen würden.

Im übrigen war Frode Hansen gar so gefährlich nicht, er galt im Gegenteil sogar für einen der harmlosesten Polizeidiener, und nur äußerst selten machte er eine Meldung irgend einer Art. Trotzdem war er bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben; denn war erst einmal eine Meldung von anderen erstattet, so brauchte man nur Frode Hansen zu fragen, denn der hatte immer einen Aufschluß, gleichviel warum es sich handelte, zu geben.

Es ging ihm daher auch gut auf der Welt; die Bewohner der Grünstraße bis hinab zur Rademacherstraße, hatten ihn beinahe gern und selbst Madame Hansen konnte es bisweilen erschwingen, ihn mit einem Glase Bier zu traktieren.

Und doch hatte sie nicht viel fortzugeben. Arm wie sie war und dem Trunk ergeben, hatte sie Mühe genug, sich mit ihren beiden Kindern durchzuschlagen. Nicht als ob Madame Hansen sich wirklich vorwärts arbeitete oder auch nur den Versuch dazu machte, so weit reichte ihr Ehrgeiz nicht; wenn sie es nur dahin brachte, die Hausmiete zu bezahlen und etwas für Kaffee und Branntwein übrig zu behalten, so war sie schon zufrieden.

In der That galt auch Madame Hansen, selbst in der Grünstraße allgemein für eine verkommene Person, und wenn man sie fragte, ob sie Witwe sei, pflegte sie zu sagen: „Ja, sehen Sie, das kann man doch nicht so leicht wissen."

Die Tochter war ungefähr 15 Jahre alt, der Sohn ein paar Jahre jünger. Auch über sie herrschte in der Grünstraße und der Umgegend die allgemeine Meinung, daß dort selten ein paar schlimmere Rangen aufgewachsen seien.

Waldemar war ein kleiner bleicher dunkeläugiger Bursch, glatt wie ein Aal und voller Bosheit und List; sein kautschukartiges Gesicht konnte in einer Sekunde von dem Ausdruck der witzigsten Frechheit zu dem der lammfrommsten Unschuld übergehen.

Digitized by Google

Auch von Thyra ließ sich sonst nicht viel Gutes sagen, als daß sie ein hübsches Mädchen zu werden verspräche. Aber man erzählte schon manche böse Geschichte von ihr und sie trieb sich in der Stadt in sehr verschiedenen Gewerben umher.

Madame Hansen wollte von diesen Geschichten nie etwas hören, sondern nahm sie auf die leichte Achsel. Ebensowenig kümmerte sie sich um den Rat, den ihr Nachbarn und Freundinnen erteilten, sie solle die Kinder sich selbst überlassen, da sie verworfen genug dazu seien, und lieber einige Mieter bei sich aufnehmen, die ihr etwas einbrächten.

„Nein, nein," antwortete Madame Hansen dann, „so lange sie bei mir noch eine Art Heim haben, fallen sie der Polizei doch nicht völlig in die Klauen und so kommen sie doch nicht ganz aus Rand und Band."

Daß die Kinder nicht ganz aus Rand und Band gehen sollten, das war in ihrem bißchen Gehirn der letzte Punkt, um den sich die Reste sammelten, die nach einem Leben, wie sie es geführt, noch in ihr von einer Mutter übrig geblieben war.

Und deshalb schleppte sie sich weiter, schalt und schlug die Kinder, wenn sie spät nach Hause kamen, machte ihnen ihr Bett auf, gab ihnen ein bißchen Essen und hielt sie so an sich, so gut es eben gehen wollte.

Madame Hansen hatte in ihrem Leben viele Dinge versucht, und alles hatte sie stufenweise weiter abwärts geführt, vom Dienstmädchen zur Aufwärterin, darauf zur Waschfrau und dann zu dem, was sie jetzt war.

Frühmorgens, ehe es tagte, kam sie über die Amalienbrücke zur Stadt zurück mit einem schweren Korb über jedem Arm. Aus den Körben staken Kohlblätter und das Kraut von roten Rüben hervor, so daß man glauben mochte, sie mache ein Geschäft damit, bei den Bauern draußen aus Armut Gemüse einzukaufen und es in der Grünstraße und Umgegend wieder zu verhandeln.

Madame Hansen trieb indessen keinen Gemüsehandel, sondern vielmehr ein kleines Kohlengeschäft, indem sie die Ware in kleinen Portionen und halb insgeheim an arme Leute ihres Standes absetzte.

In der Grünstraße beachtete man dies scheinbare Rätsel nicht, und nicht einmal der Schutzmann Frode Hansen schien an Madame Hansens Geschäft etwas Auffallendes zu finden. Wenn er sie des Morgens mit den schweren Körben beladen herankommen sah, pflegte er im Gegenteil im freundlichsten Tone zu fragen: „Nun, liebes Madamchen, waren die Rüben heute wohlfeil?"

War sein Gruß einmal minder freundlich, so wurde er im Laufe des Tages mit einem Glase Bier bewirtet.

Das war eine stehende Ausgabe für Madame Hansen; hatte sie außerdem aber noch einen guten Abend, kaufte sie einen großen, wohlüberzuckerten Kringel. Sie aß ihn nicht selbst und auch den Kindern gab sie ihn nicht. Niemand wußte, was sie damit machte und es bekümmerte sich auch niemand weiter darum.

Gab es keine Aussicht zu Freibier, so führte der Schutzmann Frode Hansen würdevoll seinen Koeffizienten die Straßen auf und ab spazieren.

Wenn er dann Phylax oder einen anderen von seinen Freunden unter den Hunden antraf, blieb er immer lange stehen, um sie hinter den Ohren zu krauen. Und wenn er die große Ungeniertheit bemerkte, mit welcher die Hunde sich auf der Straße aufführten, gewährte es ihm ein ganz besonderes Vergnügen, einen unglückseligen Mann, der es sich herausgenommen hatte, ein Briefkouvert in den Rinnstein zu werfen, hart anzufahren und seinen Namen und volle Adresse aufzuschreiben.

II.

Im Spätherbst war eine Mittagsgesellschaft beim Großhändler. Die Familie war schon längst vom Bade wieder in die Stadt gezogen.

Das Gespräch hatte sich matt und mit Unterbrechungen hingeschleppt, als es plötzlich wie ein wilder Strom losbrach. Denn unten an dem Tischende, wo die gnädige Frau saß, war die Frage aufgetaucht, ob einer Dame die Bezeichnung einer feinen, wirklich feinen Dame zukommen könne, von der man erzählte, daß sie auf einem Dampfschiff ihre Füße mit kleinen Schuhen und Zwickelstrümpfen auf ein Taburett gelegt habe.

Und als ob jeder einzelne in der Gesellschaft sein halbes Leben damit zugebracht habe, diese Frage zu überlegen, warfen alle ihre

Digitized by Google

völlig abgeschlossene unerschütterliche Meinung auf den Tisch; die Parteien teilten sich in einem Nu; die unerschütterlichen Meinungen stießen aneinander, fielen zu Boden, wurden wieder aufgenommen und mit gesteigertem Eifer von neuem hingeworfen.

An dem anderen Tischende wurde man von jenem lebhaften Gespräch nicht berührt. In der Nähe des Wirtes saßen meistens ältere Herren, und wie heiß ihre Damen auch wünschen mochten, jener Frage durch Aufstellung ihrer unerschütterlichen Meinung die entscheidende Lösung zu geben, so mußten sie doch darauf verzichten, weil der Brennpunkt des Gesprächs aus einigen jungen Leuten in unmittelbarer Nähe der gnädigen Frau bestand, und die Entfernungen zu groß war.

„Mir deucht, ich sehe das große gelbe Vieh heute nicht," sagte Kandidat Viggo Hansen in seinem verdrießlichen Tone.

„Ach nein, leider nicht! Phylax ist heute nicht hier, der arme Kerl! Ich war genötigt, ihn zu bitten, mir einen unangenehmen Dienst zu erweisen."

Der Großhändler sprach immer von Phylax in einer Weise, wie von einem geachteten Geschäftsfreunde.

„Sie machen mich ganz neugierig. Wo ist das liebe Tier denn?"

„Ach, gnädige Frau, das ist eine ärgerliche Geschichte in der That. Sehen Sie, draußen auf unserem Kohlenlager auf Christianshafen ist gestohlen worden."

„Jh, du gütiger Himmel, gestohlen, sagen Sie? Vermutlich sind die Diebereien dort in längerer Zeit betrieben worden."

„Haben Sie denn bemerkt, daß das Lager kleiner wurde?"

Da mußte der Großhändler unwillkürlich lachen, was ihn selten ankam. „Nein, nein, mein bester Herr Doktor, verzeihen Sie, daß ich lache, aber Sie sind wirklich naiv. Es lagern nun dort an die 100,000 Tonnen Kohlen, so daß Sie begreifen können, daß was dazu gehört, um —"

„Da müßte von Abend bis Morgen mit zwei Pferden gestohlen werden," warf ein junger Geschäftsmann ein, der witzig sein wollte.

Der Großhändler fuhr fort, als er sich ausgelacht hatte: „Nein, sehen Sie, der Diebstahl wurde dadurch entdeckt, daß gestern etwas Schnee fiel."

„Wie beliebt? Schnee? Gestern? Davon weiß ich nichts."

„Es war das auch nicht zu einer Tageszeit, wo Sie wach sind, gnädige Frau; es fiel gestern aber ein wenig Schnee ganz früh am Morgen. Und als meine Leute auf den Kohlenplatz kamen, entdeckten sie Diebsspuren. Es zeigte sich da, daß ein paar Bretter der Umzäunung gelöst, aber so künstlich wieder eingesetzt waren, daß niemand es hätte bemerken können. Und durch diese Oeffnung finden die Diebereien also Nacht für Nacht statt; ist das nicht empörend?"

„Halten Sie denn aber keinen Wachthund auf dem Platz, Herr Großhändler?"

„Ach ja, natürlich; es ist aber noch ein junges Tier — übrigens von vorzüglicher Rasse, halb Bluthund — und Gott mag wissen, was für Kniffe diese Banditen angewandt haben; es sieht aber so aus, daß sie mit dem Tier auf freundschaftlichem Fuß stehen, denn man findet die Spuren des Hundes mitten unter den Diebsfüßen."

„Das ist merkwürdig, und jetzt soll also Phylax versuchen?" —

„Ja, ganz recht; ich habe heute den Phylax dorthin geschickt, der wird mir die Schurken schon fassen."

„Könnte man nicht die losen Bretter künftig festnageln?"

„Das könnte man allerdings, Herr Kandidat Hansen; ich will aber die Kerle gefaßt haben; sie sollen ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, mein Rechtsbewußtsein ist aufs tiefste gekränkt."

„Es ist doch etwas schönes, um ein solches treues Tier."

„Ja, nicht wahr, gnädige Frau; müssen wir Menschen nicht zu unserer Schande bekennen, daß wir in so vielen Stücken hinter den unvernünftigen Tieren zurückstehen?"

„Ja wohl, aber Phylax ist auch ein wirkliches Kleinod. Er ist doch ganz gewiß der hübscheste Hund in ganz —"

„Konstantinopel," unterbrach der Kandidat Hansen die gnädige Frau.

„Das ist ein stehender Witz des Herrn Hansen," erklärte der Großhändler, „er hat unser Athen des Nordens zum Konstantinopel des Nordens umgetauft, weil, wie er meint, hier zu viele Hunde seien."

„Das ist doch gut für die Hundesteuer," versetzte einer der Gäste.

Digitized by Google

„Ja wohl, wenn die Hundesteuer nicht so ungerecht verteilt wäre," rief Hansen unwillig, „es ist ja doch keine Manier, daß eine herrenlose alte Dame, die ihren Hund im Strickbeutel herumträgt, ebensoviel bezahlen soll, wie einer, dem es beliebt, seine Mitmenschen durch den Besitz eines halbwilden Tiers von der Größe eines kleinen Löwen zu genieren."

„Wie wollten Sie denn, Herr Kandidat, wenn ich fragen darf, die Hundesteuer berechnet haben?"

„Natürlich nach dem Gewicht," erwiderte Herr Viggo Hansen, ohne sich zu bedenken.

Die alten Großhändler und Kommunalbeamten lachten so herzlich über diese Idee, die Hunde wägen zu lassen, daß die untere Hälfte des Tisches, wo man immer noch die unerschütterlichen Meinungen hin und her warf, aufmerksam wurde und ihre Meinungen fallen ließ, um dem Gespräch über die Hunde zuzuhören.

Und die Frage, ob einer Dame die Bezeichnung einer feinen, wirklich feinen Dame zukommen könne, von der man erzählte, daß sie auf einem Dampfschiffe ihre Füße mit kleinen Schuhen und Zwickelstrümpfen auf ein Taburett gelegt habe — diese Frage blieb auch in der Luft schweben.

„Sie scheinen ja ein förmlicher Hundehasser zu sein, Herr Kandidat," sagte Hansens Tischdame, noch immer lachend.

„Das hat seine bestimmte Ursache, Frau Hansen," rief der Doktor über den Tisch hinüber, „er hat eine so entsetzliche Angst vor Hunden."

„Aber das müssen Sie mir doch einräumen, Herr Kandidat," fuhr Frau Hansen fort, „daß die Hunde allezeit die treuen Gefährten der Menschen gewesen sind."

„Ja, das will ich gern zugeben, gnädige Frau, und ich könnte Ihnen auch erzählen, sowohl was der Hund vom Menschen, als auch, was der Mensch vom Hunde gelernt hat."

„Ach, erzählen Sie, erzählen Sie doch," hieß es von mehreren Seiten.

„Mit Vergnügen! Erstens hat der Mensch den Hund wedeln gelehrt."

„Das wäre doch höchst sonderbar," rief die alte Großmutter.

„Dann hat der Hund sich alle die Eigenschaften angeeignet, wodurch die Menschen niedrig und unzuverlässig wurden: Kriechende Schmeichelei nach oben, Roheit und Geringschätzung nach unten, das kleinlichste Festhalten an dem Eigenen, Mißtrauen und Feindschaft gegen alles andere. Ja, so gelehrig ist das edle Tier gewesen, daß es sogar die rein menschliche Kunst versteht: die Leute nach den Kleidern zu beurteilen, gut angezogene Leute läßt er gehen, aber zerlumpten fährt er an die Beine."

Hier ward der Kandidat durch vielstimmige Ausbrüche der Mißbilligung unterbrochen und Fräulein Thyra ballte erbittert die kleine Hand um das Fruchtmesser.

Einige der Gäste wollten aber doch hören, was der Mensch vom Hunde gelernt habe und ermunterten den Kandidaten, fortzufahren. Dieser sagte mit wachsender Bitterkeit:

„Der Mensch hat vom Hunde gelernt, auf die staubküssende, unverdiente Anhänglichkeit Wert zu legen. Wenn weder Ungerechtigkeit noch Mißhandlung jemals auf etwas anderes gestoßen ist, als auf diesen ewig wedelnden Schweif, die leckende Zunge und flehende Augen, so führt dies schließlich dazu, daß der Herr glaubt, er sei ein prächtiger Kerl, dem all diese Ergebenheit mit Recht zu teil wird. Und indem er die am Hunde gemachte Erfahrung auf die Menschen überführt, mit denen er umgeht, thut er sich weniger Zwang an, da er überall erwartet, wedelnden Schweifen und leckenden Zungen zu begegnen. Und wenn er sich dann täuscht, verachtet er die Menschen, und wendet sich mit lauten Lobsprüchen dem Hunde zu."

Wieder ward der Kandidat unterbrochen; einige lachten wohl, aber die meisten nahmen ein Aergernis an dem, was er sagte und der Wirt versetzte:

„Hören Sie, Herr Kandidat Hansen, ich kann nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es in meinem Hause gewisse Dinge gibt, welche — —"

Der Großhändler war in Zorn geraten, aber ein gutmütiger Verwandter des Hauses beeilte sich, ihn zu unterbrechen: „Ich bin Landmann, und Sie werden doch zugeben, Herr Kandidat, daß ein guter Hofhund uns ganz unentbehrlich ist, nicht wahr?"

„O ja, ein kleiner Köter, der ordentlich kläffen kann, daß der Knecht wach wird."

„Nein, Verehrtester, das geht nicht, wir müssen einen tüchtigen Hund haben, der die

Digitized by Google

Schurken beim Kragen nehmen kann. Ich meinerseits habe einen prächtigen Bluthund."

„Und wenn nun ein dienstwilliger Mensch auf Ihren Hof gerannt kommt, um Ihnen zu melden, daß es im Hinterhause brennt, und Ihr prächtiger Bluthund ihm dann an die Kehle fährt — was dann?"

„Ja, das wäre allerdings ein unglücklicher Zufall," lachte der Landmann, und die anderen lachten mit.

Herr Biggo Hansen wurde immer eifriger, antwortete schlagfertig nach allen Seiten und stellte die ungereimtesten, paradoxesten Behauptungen auf, so daß die jüngeren Leute sich höchlich daran ergötzten, ohne seine steigende Bitterkeit weiter zu beachten.

„Aber die Wachthunde! die Wachthunde! die dürfen wir doch wohl behalten, Herr Kandidat?" rief ein Kohlenhändler lachend.

„Durchaus nicht! Nichts ist unsinniger, als daß ein armer Mann, der durch die Not getrieben kommt, um sich von einem Kohlenberge seinen Sack zu füllen, dafür von wilden Tieren zerrissen werden soll — zwischen einem so geringen Versehen und einer so fürchterlichen Strafe ist durchaus kein vernünftiges Verhältnis."

„Wollen Sie uns denn nicht sagen, wie Sie Ihren Kohlenberg beschirmen würden, wenn Sie einen hätten?"

„Ich würde es mit einer tüchtigen Umzäunung einfriedigen lassen, und wenn ich ein sehr ängstliches Gemüt hätte, würde ich mir einen Wächter halten, der höflich aber bestimmt zu denen, die mit einem Sacke kämen, sagen sollte: „Entschuldigen Sie gütigst, mein Herr ist in diesem Punkte sehr genau. Sie dürfen Ihren Sack hier nicht füllen, Sie müssen sich augenblicklich entfernen."

Durch das allgemeine Gelächter, das auf dies letzte Paradoxon folgte, ertönte plötzlich die ernste Stimme eines Geistlichen von dem unteren Tischende her:

„Es kommt mir vor, als ob in dieser Diskussion etwas fehle, etwas, das ich das ethische Moment nennen möchte. Haben wir nicht alle, die wir hier sitzen, in unseren Herzen ein klares, bestimmtes Gefühl davon, wie empörend ein solches Verbrechen ist, das wir Diebstahl nennen?"

Allgemeine warme Zustimmung.

„Und muß es uns nicht noch mehr empören, wenn wir vernehmen, wie man ein Verbrechen, das in göttlichen und menschlichen Gesetzen, ausdrücklich als eines der ärgsten bezeichnet wird, zu einem geringen und unbedeutenden Versehen macht? Muß das nicht in hohem Grade dazu beitragen, die öffentliche Ordnung zu gefährden und zu untergraben?"

„Gestatten Sie auch mir," erwiderte sofort der unverdrossene Kandidat Hansen, „ein ethisches Moment anzuführen. Verhält es sich nicht so, daß unzählige Menschen, die hier nicht zugegen sind, in ihren Herzen ein klares und bestimmtes Gefühl davon haben, wie empörend das Verbrechen ist, das sie Reichtum nennen? Und muß es diejenigen, welche statt Kohlen nur einen leeren Sack besitzen, nicht noch mehr empören, wenn sie jemanden sehen, der es sich herausnimmt, 2—300,000 Tonnen zu besitzen, viele Tiere zur Bewachung seines Kohlenberges loszulassen und nachdem er auf die Thür geschrieben hat: Die Wachthunde werden beim Einbruch der Dunkelheit losgelassen, sich zu Bett zu legen. Muß das nicht in hohem Grade dazu beitragen, Erbitterung hervorzurufen und die öffentliche Ordnung zu gefährden?"

„Du allmächtiger Gott und Vater! das ist ja ein Sanskulotte!" rief die alte Großmutter.

Die meisten Gäste murmelten auch mißvergnügt, er ginge zu weit und es sei nicht mehr spaßhaft. Nur einige wenige lachten noch: er meint gar nichts damit, das ist bloß so seine Manier — Prost Hansen!

Der Wirt aber nahm die Sache ernster. Er dachte an sich und er dachte an Phylax. Mit unheimlicher Höflichkeit begann er:

„Darf ich mir zuerst die Frage erlauben, Herr Kandidat, was Sie unter einem vernünftigen Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafe verstehen?"

„Zum Beispiel," erwiderte Hansen, der jetzt ganz wild geworden war, „wenn ich von einem Großhändler, der 2—300,000 Tonnen Kohlen besitzt, hörte, daß er einem armen Teufel verweigert habe, seinen Sack zu füllen und daß derselbe Großhändler zur Strafe dafür von wilden Tieren zerrissen wäre — dann wäre das etwas, das ich sehr gut verstehen könnte, denn zwischen einer so großen Herzlosigkeit und einer so grausamen

Digitized by Google

Strafe wäre doch ein vernünftiges Verhältnis —"

„Meine Damen und Herren! Meine Frau und ich wünschen Ihnen: Gesegnete Mahlzeit!"

In gedrückter Stimmung und heimlich flüsternd zerstreuten die Gäste sich in den Gemächern. Der Wirt ging umher mit einem strammen Lächeln, und sobald er damit fertig war, jedem einzelnen eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen, beeilte er sich, den Kandidaten Hansen aufzusuchen, um ihm mit unzweideutigen Worten für immer die Thür zu weisen.

Das war aber nicht von nöten, Herr Viggo Hansen hatte sie schon gefunden.

III.

Mit dem Schnee verhielt es sich in der That so, wie der Großhändler berichtet hatte. Obgleich es noch im ersten Anfang des Winters war, fiel doch mehrere Tage nacheinander etwas feuchter Schnee am frühen Morgen, wenn aber die Sonne aufgegangen war, verwandelte er sich in einen feinen Regen.

Dies war auch fast das einzige Zeichen, daß die Sonne aufgegangen sei, denn viel heller ward es den ganzen Tag über nicht, und auch nicht wärmer. Die Luft war dick von Nebel — nicht dem weißlichgrauen Meernebel, sondern dem dichten, schweren bräunlichen Nebel aus Rußland, der auf dem Wege durch Schweden eben nicht leichter geworden war; und der Ostwind kam damit gezogen und packte ihn gut und fest zwischen die Häuser Kopenhagens ein.

Unter den Bäumen am Kastelsgraben und in den Anlagen war es ganz schwarz durch das Geträufel von den Zweigen; aber mitten in den Straßen und auf den Dächern hatte der Schnee eine dünne weiße Schicht gelegt.

Es war noch ganz still drüben auf den Werften am Sunde, der schwarze Morgenrauch wirbelte aus den Schornsteinen empor und der Ostwind warf ihn auf die weißen Dächer, so daß er sich noch schwärzer ausnahm und breitete ihn über den Hafen aus zwischen die Masten der Schiffe, welche schwarz und traurig im Morgengrauen, mit weißen Schneestreifen an den Seiten, dalagen. Auf der Zollbude war man daran, die Bluthunde einzusperren und die eisernen Pforten zu öffnen.

Der schwere Ostwind wälzte die See gegen die Langelinie und ließ sie in graugrünem Schaum zwischen den schleimigen Steinen zerstieben, während lange Wellen in den Hafen hineingingen, gegen die Wassersperre der Zollbude schäumten und große Namen und inhaltsschwere Erinnerungen über die Balken des Flottenbassins rollten, wo die großen hölzernen Fregatten abgetakelt unter ihrem Dach in ihrer ganzen imponierenden Unbrauchbarkeit lagen.

Der Hafen war noch voll von Schiffen, auf den Brücken und in den Packhäusern lagen Waren hoch aufgestapelt. Niemand konnte wissen, wie sich der Winter gestalten würde, ob man monatelang von der Welt abgeschnitten sein, oder ob man mit Nebel und Schneematsch davon kommen solle.

Deshalb lagen da lange Reihen von Petroleumsfässern, die zusammen mit den ungeheuren Kohlenbergen auf einen strengen Winter lauerten, und es lagen da Tonnen und Fässer voll Wein und Kognak, die geduldig auf neue Fälschungen warteten, Thran und Talg und Kork und Eisen — alles lag und wartete, ein jedes auf das, was ihm beschieden war.

Ueberall lag Arbeit da und wartete — schwere Arbeit, grobe Arbeit und feine Arbeit, vom untersten Raum der großen englischen Kohlendampfer an bis ganz hinauf zu den drei vergoldeten Rettichen auf des Kaisers von Rußland neuer Kirche in der Breitenstraße.

Aber noch war keine Arbeit begonnen. Die Stadt schlief noch fest, die Luft war schwer, der Winter drohte hereinzubrechen und in den Straßen war es so still, daß man das Wasser von dem Schnee, der auf den Dächern schmolz, mit tiefem Gestöhn in die Dachröhren fallen hörte, als ob die großen steinernen Häuser noch selbst im Halbschlummer schluchzten.

Eine kleine schläfrige Morgenglocke läutete drüben auf dem Holm; hier und da ging eine Thür auf und ein Hund kam heraus, um zu bellen. Rouleaus wurden aufgezogen und Fenster geöffnet, das Stubenmädchen machte drinnen rein bei einem flackernden Licht; in dem Fenster des Palais lag ein galonierter Lakai und puhlte sich die Nase in der frühen Morgenstunde.

Der Nebel lag dicht über dem Hafen und hing in den Masten der großen Schiffe wie in einem Walde, Regen und nasse Schneefetzen machten ihn noch dichter, aber der Ostwind

Digitized by Google

preßte ihn zwischen die Häuser ein und erfüllte den ganzen Amalienplatz, so daß Friedrich V. wie in den Wolken dasaß und seine stolze Nase unbekümmert seiner halbvollendeten Kirche zuwandte.

Nun begannen mehrere schläfrige Glocken zu läuten; eine Dampfpfeife stieß einen fürchterlich gellenden Ton aus. In den Schenken, die „vor dem Glockenläuten" geöffnet werden, hielt man schon Frühmesse mit Schnaps und warmem Kaffee. Mädchen mit über den Rücken herabhängendem Haar nach einer wilden Nacht kamen aus den Seemannshäusern am Neuhafen heraus und begannen noch halb im Schlaf die Fenster zu putzen.

Es war schneidend kalt, und die Leute, welche über den Königs-Neumarkt sollten, sputeten sich an Oehlenschläger vorbei, den man vor dem Theater barhäuptig an die Luft gesetzt hatte und dem der im Halskragen angesammelte Schnee zerschmelzend in den offenen Hemdqueder hinablief.

Nun kam das lange unerbittliche Geschrill der Dampfpfeifen von den Fabriken rund umher in der ganzen Stadt und im Hafen liefen die kleinen Dampfer und pfiffen ohne Zweck.

Die Arbeit, die überall umherlag und wartete, begann die vielen kleinen schwarzen Gestalten zu verschlingen, welche schläfrig und verfroren zum Vorschein kamen und ringsum in der Stadt verschwanden. Und es entstand fast ein stilles Gewimmel in den Straßen, einige liefen, andere schleppten sich langsam dahin — sowohl die, welche hinab in den Kohlendampfer, als auch die, welche hinauf sollten, um die Rettiche des Kaisers von Rußland zu vergolden — und tausend andere, welche von Arbeit aller Art verschlungen werden sollten.

Und es begannen Wagen zu rasseln, Ausrufer ließen ihre Stimme erschallen, die Maschinen erhoben ihre ölglänzenden Schultern und drehten schnurrende Räder, und nach und nach schwankte die dicke schwere Luft in gedämpftem Gemurmel von der vereinten Arbeit dieser Tausende von Menschen; der Tag war begonnen; das frohe Kopenhagen war erwacht.

Den Schutzmann Frode Hansen fror es bis in den innersten Koeffizienten; es war eine ungewöhnlich kalte Nachtwache gewesen und er ging, ungeduldig auf Madame Hansen wartend, die Grünstraße auf und nieder. Sie pflegte um diese Zeit oder auch wohl noch früher zu kommen, und heute war er fest entschlossen, es bis zu einem Glas Bier oder einer Tasse warmen Kaffees zu bringen.

Aber die Madame Hansen kam nicht und er begann zu überlegen, ob es nicht doch seine Pflicht sei, sie anzugeben, sie trieb es gar zu weit; diese Spiegelfechterei mit den Kohlblättern und dem Kohlenhandel konnte durchaus nicht länger angehen.

Auch Thyra und Waldemar hatte mehrere Male in die kleine Küche hinausgelugt, ob die Mutter noch nicht gekommen sei und den Kaffee über das Feuer gesetzt habe. Aber es war noch schwarz unter dem Kessel und so finster draußen und kalt in der Stube, daß sie wieder ins Bett sprangen, unter das Stroh krochen und sich damit die Zeit vertrieben, einander mit Füßen zu stoßen.

Als die große Pforte am Kohlenlager des Großhändlers Hansen auf Christianshafen geöffnet ward, saß Phylax da und schielte beschämt zur Seite; es war auch eine widerwärtige Arbeit, die man ihm übertragen hatte.

In einem Winkel fand man zwischen zwei leeren Körben ein Bündel Fetzen, aus dem es schwach hervorstöhnte; auf dem Schnee sah man ein paar Tropfen Blut und dicht dabei lag unberührt ein überzuckerter Kringel.

Als der Aufseher den Zusammenhang begriffen hatte, wandte er sich zu Phylax, um ihn zu loben; der war aber schon nach Hause gegangen, die Sache war ihm zu unangenehm.

Man hob die Frau auf, naß und widerlich wie sie war, und der Aufseher bestimmte, daß sie auf den ersten Kohlenwagen, der zur Stadt abginge, geladen werden solle; der könnte dann beim Hospital halten und der Professor könnte dann selbst zusehen, ob sie einer Reparation wert sei.

Gegen zehn Uhr begann die Familie des Großhändlers sich um den Frühstückstisch zu versammeln. Thyra kam zuerst. Sie eilte auf Phylax zu, streichelte und küßte ihn und überschüttete ihn mit zärtlichen Worten.

Phylax aber rührte den Schwanz nicht und erhob kaum seine Augen; er leckte fortwährend seine Pfoten, die von den Kohlen etwas schwarz geworden waren.

„Ach, liebe Mutter!" rief Fräulein Thyra. Phylax muß krank sein, er hat sich natürlich

Digitized by Google

diese Nacht erkältet; es war auch abscheulich vom Vater.

Als Waldemar aber kam, erklärte er mit Kummermiene, daß Phylax beleidigt sei. Sie warfen sich nun alle drei über ihn mit Bitten und Entschuldigungen und guten Worte, aber Phylax sah kalt von dem einen zum andern; es war klar, daß Waldemar recht habe.

Thyra lief nun zum Vater hinaus und der Großhändler trat ein mit ernstem Blick, beinahe feierlich. Es war ihm soeben durch das Telephon vom Kontor berichtet worden, wie gut Phylax aufgepaßt habe, und indem er auf dem Kaminteppich vor dem Hunde niederkniete, dankte er ihm gerührt für den großen Dienst, den er ihm geleistet.

Dies stimmte Phylax etwas milder. Der Großhändler erzählte nun seiner Familie, indem er auf dem Knie liegen blieb und des Hundes Pfote in der Hand hielt, den Vorfall der letzten Nacht, und wie die Diebereien von einem verworfenen Frauenzimmer begangen seien, einem von der schlimmsten Sorte, welches sogar — man denke sich bloß — einen ziemlich bedeutenden Handel mit den gestohlenen Kohlen getrieben habe. Sie war so durchtrieben, daß sie den jungen Wachthund mit einem Kringel bestach, was natürlich bei Phylax nichts verschlug.

„Und dies bringt mich auf den Gedanken, wie oft eine gewisse Person, die ich nicht nennen mag, mit solchen Redensarten kam, wie z. B. daß es schmählich sei, daß ein Tier Brot verschmähe, welches mancher Mensch mit Dank annehmen würde. Sehen wir nicht jetzt, wozu das gut war? Gerade durch diese — hm! durch diese Eigentümlichkeit ward Phylax in den Stand gesetzt, ein abscheuliches Verbrechen ans Licht zu ziehen, zur gerechten Strafe beizutragen und so sich, sowohl uns wie auch dem Gemeinwesen nützlich zu erzeigen."

„Aber, lieber Vater," rief Fräulein Thyra, „willst du mir nicht etwas versprechen?"

„Was denn, mein Kind?"

„Daß du es nie wieder von Phylax verlangen willst, laß sie lieber etwas stehlen."

„Das verspreche ich dir, Thyra," sprach der Großhändler, und erhob sich mit Würde.

„Phylax ist hungrig," sagte Waldemar mit seiner Kummermiene.

„Aber Thyra doch! hol' ihm seine Koteletten!"

Thyra wollte in die Küche hinunterstürzen, aber in demselben Moment brachte Stine sie hastig herein.

Der Professor muß vermutlich nicht erkannt haben, daß Madame Hansen der Reparation wert sei, denn sie kam nie wieder zum Vorschein und die Kinder gingen ganz aus Rand und Band. Was aus ihnen geworden, weiß niemand.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, vorstehende Erzählung fast an demselben Tage, an welchem die Originalausgabe die Presse verläßt, in einer vom Verfasser revidierten Uebertragung unsern verehrten Lesern bieten zu dürfen. Ist doch Kielland einer von den Schriftstellern, deren Schöpfungen zündend wie eine That die Runde durch die gebildete Welt zu machen pflegen.

Erst seit wenigen Jahren in Deutschland bekannt, hat er es verstanden, im Fluge sich die Anerkennung der Kritik, die Sympathieen des Publikums zu erwerben. Sein Roman „Arbeiter", durch welchen er sich glänzend bei uns eingeführt, zeigt bereits völlig ausgeprägt die Eigenart und markanten Vorzüge seiner Schreibweise. Frisches Erzählertalent, knappe und plastische Charakterisierung, Einfachheit und Wahrheit in der Schilderung, echt künstlerische Gestaltungskraft. Daß Kielland bei Zola in die Schule gegangen, verrät die schonungslose Realistik, mit der er die seinem scharfen Auge sich offenbarenden sozialen Schäden bloßlegt und zeichnet. Eine gewisse Herbigkeit durchzieht alle seine Schöpfungen, und ist es ihm bitterer Ernst, wenn er den dominierenden Klassen ein getreues Spiegelbild der gesellschaftlichen Mißstände vorhält.

Die bis jetzt in das Deutsche übertragenen Werke sind: „Else", ein Weihnachtsmärchen, in dem jedoch der Künstler dem sozialen Reformator zu weit gehende Conzessionen gemacht hat; die Romane „German Worse" und „Schiffer Worse"; eine Reihe kleinerer Erzählungen, welche den größten Teil des „Skandinischen Novellenbuches" ausmachen, und „Ausgewählte Novelletten". Letztere ganz vortrefflich ausgeführte Miniaturbildchen, welche durch feine Zeichnung die außergewöhnliche dichterische Kraft am deutlichsten bekunden.

Als Dramatiker ist Kielland ebenfalls thätig gewesen; drei seiner kleinen dramatischen Arbeiten sind unter dem Titel „Für die Bühne" gesammelt erschienen. Auch diese Arbeiten sind sehr ansprechend, wenn schon mehr novellistischen als dramatischen Charakters.

Wir haben von Kielland noch Großes zu erwarten, er steht im besten Mannesalter und hat genügende Muße zu dichterischer Produktion.

Am 18. Februar 1849 wurde Alexander L. Kielland zu Stavanger in Norwegen geboren, er studierte mehrere Jahre in Christiania und hat sich nach Erlangung des Doktorgrades nach Malk bei Stavanger zurückgezogen, um in ungestörter Muße seinem schriftstellerischen Beruf leben zu können.

Die Red.

Digitized by Google

Auf frischer That ertappt.

Von W. Grabheim.

Digitized by Google

Eine Eisenbahn unter dem Meere.

Von

Ludwig Kalscher.

Geschichte.

Die „gütige und weise Fee Kultur", deren thatkräftiger Geist unaufhaltsam vorwärts dringt, hat einige ihrer größten Triumphe auf dem Gebiete der Ingenieurkunst gefeiert. Wir wollen hier nur an den Suezkanal, an den Panamakanal, an die Dampfmaschinen, an die „Times"-Pressen, an einige amerikanische Brücken und an den Themsetunnel erinnern. Heute wollen wir von einem neuen Wunderwerk der Technik sprechen, das im Prinzipe dem letztgenannten Unternehmen gleicht, in Wirklichkeit aber unendlich großartiger angelegt ist, denn es handelt sich nicht um einen Erddurchstich unter einem Flusse, sondern um einen solchen unter einem Meere, dem Kanal La Manche. Dieses kühne Projekt wirbelt, seitdem es ins Stadium der praktischen Durchführung getreten, in England so ungeheuren Staub auf und macht auch im Auslande so viel von sich reden, daß eine ausführliche, aus sorgfältigen Studien hervorgehende Darlegung aller Seiten desselben vielleicht auf Interesse stoßen wird.

Die Idee, zwischen Albion und dem Lande der Gallier einen trockenen Verbindungsweg herzustellen, ist durchaus nicht neu. Schon vor achtzig Jahren — also zu einer Zeit, da man von den Eisenbahnen noch keine Ahnung hatte — faßte ein französischer Ingenieur den Gedanken, eine unterseeische Fahrstraße zu bauen. Die Reise sollte mit Hilfe von Vorspannpferden gemacht werden. Die Pläne wurden Napoleon, der zu jener Zeit erster Konsul war, vorgelegt und später im Luxemburgpalaste ausgestellt, sind aber unauffindbar in Verlust geraten. Kurz darauf projektierten verschiedene Franzosen die Legung ungeheurer Eisenröhren auf den Meeresboden; andere befürworteten die Erbauung einer Brücke über den Kanal La Manche. Doch fanden diese Vorschläge keinen Anklang — auch die im Laufe der zwei letzten Dezennien aufgetauchten, zahlreichen, teilweise geradezu verblüffenden und immens kostspieligen Pläne wurden von der Mehrheit der Fachleute als unpraktisch verworfen — und die Sache ruhte, bis Thomé de Gamond um die Mitte der dreißiger Jahre das Studium

Digitized by Google

derselben zur Hauptaufgabe seines Lebens machte. Anfänglich befürwortete er Röhren, später jedoch entschied er sich für einen unterseeischen Tunnel. Er opferte sein Vermögen auf Messungen, Sondierungen und Bohrungen, die ihn die Wahrscheinlichkeit feststellen ließen, daß ein Durchstich herstellbar sei. Er bemühte sich eifrig für die Verwirklichung seiner Lieblingsidee. 1857 kam er nach England, erläuterte seine Pläne den hiesigen Ingenieuren und hatte Unterredungen mit dem Prinz-Gemahl und dem Premierminister Lord Palmerston; während der letztere von dem Projekt ebensowenig wissen wollte, wie von dem Suezkanal — er war bekanntlich ein strenger Verfechter der Isolierung Englands —, legte der deutsche und daher kosmopolitische Gatte der Königin die lebhafteste Teilnahme dafür an den Tag; dasselbe gilt von Viktoria, welche sagte: „Wenn der französische Ingenieur den Tunnel zustande bringt, werde ich ihm meinen Segen in meinem Namen und dem aller Damen Englands geben." Gamond nahm seinen Gegenstand so ernst, daß er zu wiederholten Malen auf den Meeresgrund hinabstieg, um sich über dessen geologische Beschaffenheit genau zu unterrichten; als er dies zum letztenmal that, wäre er beinahe ums Leben gekommen, denn fleischfressende Fische setzten ihm so sehr zu, daß er fast das Bewußtsein verlor und nur mit genauer Not dem Tode entrann. 1856 ließ Napoleon III. die Gamondschen Pläne durch eine wissenschaftliche Kommission prüfen, welche beantragte, daß, da Gamonds Schlußfolgerungen ganz plausibel seien, die beiden Regierungen auf gemeinsame Kosten einige Versuchstunnelierungen vornehmen lassen mögen, damit die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der praktischen Durchführbarkeit des Projektes ermittelt werde. Doch wurde nichts daraus und auch die Zurschaulegung der Gamondschen Zeichnungen auf der Pariser Weltausstellung von 1867 förderte zu keinem unmittelbaren, greifbaren Ergebnis.

Mittlerweile hatte sich der ausgezeichnete englische Ingenieur Sir John Hawkshaw auf die Untersuchung der Schichtenbildung unter dem Kanal La Manche verlegt und durch, auf Kosten einiger reicher Männer vorgenommene Bohrungen die Frage soweit vorwärts gebracht, daß sie öffentlich besprochen werden konnte. Auch prüfte er mit Hilfe eines eigens ersonnenen Apparates den Meeresboden an zahlreichen Stellen. Er gelangte nach allederm zur Ueberzeugung, der Tunnel könne höchst wahrscheinlich hergestellt werden; von den Details werden wir später sprechen, wenn wir die technische und geologische Seite der Sache vorbringen. Gleichzeitig beschäftigte sich mit dieser der bedeutende Wrexhamer Minentechniker William Low, der der praktischen Seite einen erheblichen Aufschwung gab und namentlich der so wichtigen Lüftungsfrage Aufmerksamkeit schenkte, — ein Punkt, der bislang nur ganz unbefriedigend behandelt worden war. Low schlug vor, es sollten zwei separate Tunnels gebohrt werden, deren einer den andern ventilieren würde; dieser Plan beruht auf dem in allen Kohlenbergwerken angewandten Prinzip der Zugerzeugung behufs Lüftung. Diese zwei Tunnels sollten vorläufig einen kleinen Durchmesser haben; nachdem durch ihre erfolgreiche Vollendung die Möglichkeit des ganzen Unternehmens unwiderleglich dargethan worden wäre, sollten sie nachträglich auf den für den Eisenbahnverkehr erforderlichen Umfang ausgeweitet werden. Low legte seine Denkschriften und Zeichnungen 1867 Napoleon III. vor, der ihn lebhaft ermunterte, der Angelegenheit eifrig nachzugehen. Low that sich zu diesem Zwecke mit Thomé de Gamond und James Brunlees zusammen und es gelang ihnen, einen englischen und einen französischen Durchführungsausschuß — mit Lord Richard Grosvenor, bezw. dem berühmten Volkswirt Michel Chevalier an der Spitze — zustande zu bringen. Diese Komitees konnten dem Kaiser schon im Juni 1868 praktisch greifbare Pläne unterbreiten, die die französische Regierung auf Wunsch Napoleons einer Prüfungskommission überwies, welche über die mutmaßlichen Schwierigkeiten und die von einer glücklichen Ueberwindung derselben zu erwartenden Vorteile einen höchst unparteiischen Bericht erstattete. Im Prinzip sprach sie sich für den Bau des Verbindungstunnels aus, über die Frage jedoch, ob der Staat es riskieren solle, die von den Förderern erbetene Zinsengarantie zu übernehmen, gingen die Ansichten auseinander. Auch die Mitglieder der Staatsbehörden für die Verwaltung der Straßen, Brücken und Minen konnten sich über diesen Punkt nicht einigen.

Unterdessen war das Jahr 1870 heran-

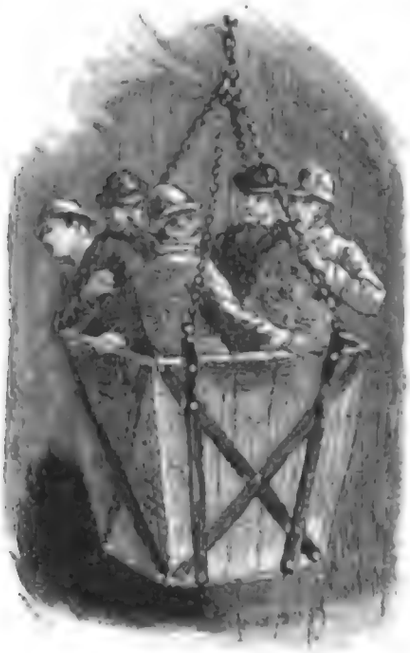
Digitized by Google

gerückt. Bekanntlich hatten die Franzosen um jene Zeit etwas Dringenderes zu thun und erst 1872 tauchte der Kanaltunnel wieder auf. Damals wurde in London eine Aktiengesellschaft begründet, die den Titel „Kanaltunnel-Kompanie“ annahm und deren Präsident noch jetzt der vorhin genannte Lord ist. Sie beabsichtigte, einstweilen ein Kapital von 80,000 Pfd. Strl. aufzubringen, um auf eigne Rechnung die wünschenswerten praktisch-technischen Vorarbeiten ausführen zu können. Gleichzeitig setzte Lord R. Grosvenor sich wieder mit der Pariser Regierung in Verbindung, denn in England hätte sich ja nichts machen lassen, falls das Projekt nicht auch seitens der befugten französischen Behörden gebilligt und gefördert würde. Das Ministerium, dem auch noch andere Pläne ähnlicher Natur vorgelegt worden waren, ließ sie allesamt von einer neuen technischen Kommission prüfen. Die Brücken, Fähren, Röhren u. dgl. wurden ohne weiteres verworfen; desgleichen mehrere Tunnelprojekte, die teils zu vag waren — wie z. B. das Austinsche, dessen Kosten sich überdies auf 17 Mill. Pfund Sterl. veranschlagten, — teils auf irrigen geologischen Voraussetzungen beruhten, wie das Remingtonsche (Kosten allerdings bloß 7 Mill. Pfd. Sterl.). Nur der ursprünglich von Low und Gamond begonnene, dann von Hawkshaw und Brunlees verbesserte Plan, der unter der Aegide Grosvenors und des Hauses Rothschild stand, wurde beachtenswert gefunden. Auch 73 französische Handelskammern, die man zu Rate zog, erklärten sich zu gunsten dieses Projektes. Nachdem noch verschiedene Ausschüsse und Behörden ihre Meinung abgegeben hatten, kam die Kommission in ihrem Berichte wesentlich zu dem Schlusse, daß das Unternehmen wünschenswert sei und die Regierung die Vornahme der nötigen Vorarbeiten bewilligen möge; sobald die Durchführbarkeit des Ganzen erwiesen und die Regelung der politischen Punkte der Frage zwischen den Verwaltungen der beiden Staaten erfolgt sein werde, wäre eine definitive Konzession zu erteilen; natürlich müßte dieser endgültigen Erledigung ein entsprechendes Uebereinkommen

Edward Watkin.

Digitized by Google

zwischen einer englischen und einer französischen Tunnelgesellschaft vorhergegangen sein. Im Oktober 1874 begann die Pariser Regierung mit der Londoner zu unterhandeln. Das



Einfahrt in den Schacht.

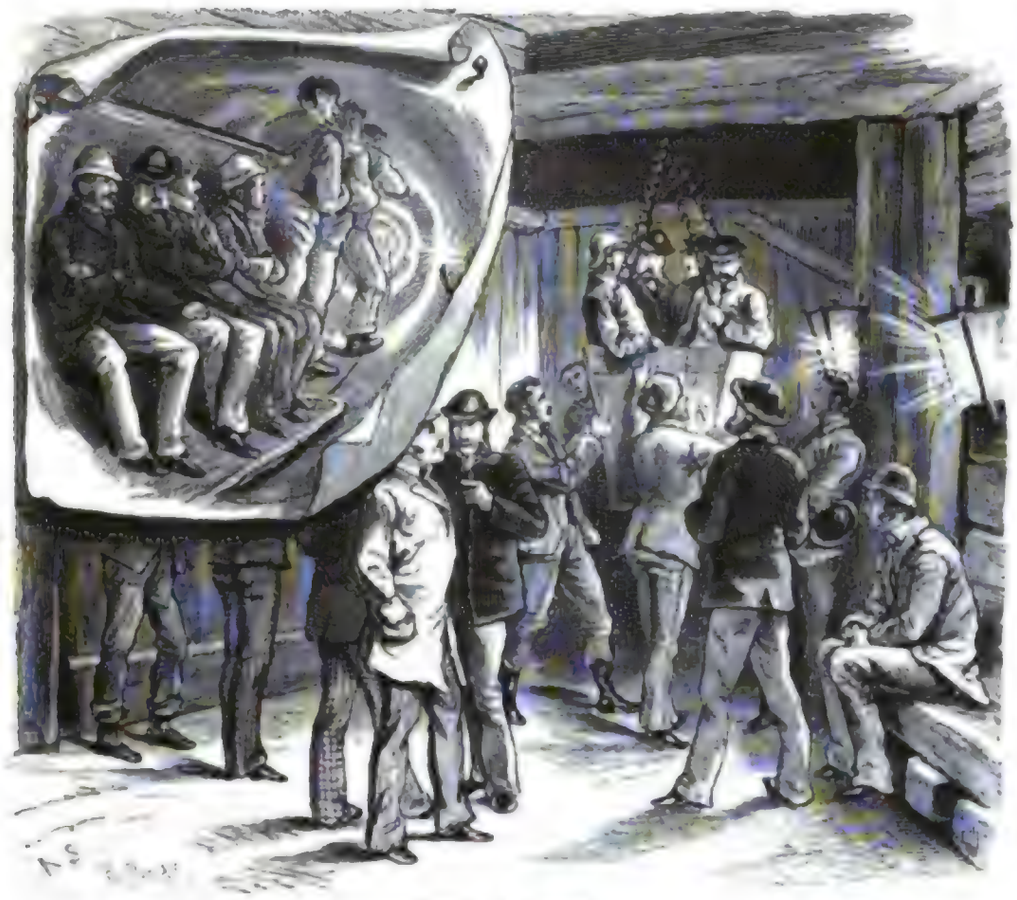
Disraeli-Ministerium erklärte, an der öffentlichen Nützlichkeit einer Landverbindung zwischen den beiden Reichen vermittelst eines Tunnels könne kein Zweifel herrschen und es wolle dem Grosvenor-Chevalierschen Projekte keinerlei Hindernis in den Weg legen, falls man auf jedwede Staatshilfe — sei es eine Garantie, ein Darlehen oder eine Subvention — verzichte. Anfangs 1875 schloß der französische Arbeitsminister mit der mittlerweile begründeten französischen Tunnelgesellschaft ein vorläufiges Uebereinkommen, auf Grund dessen die Nationalversammlung im August desselben Jahres — die Regierungsverhandlungen waren unterdessen zum Abschluß gelangt — einen Gesetzentwurf annahm, dessen Hauptpunkte folgendes besagten: Die Gesellschaft verpflichtet sich, binnen fünf, eventuell acht Jahren auf französischem Gebiete mindestens 2 Millionen Frank für Untersuchungen, Experimente u. s. w. auszugeben. Nach Ablauf dieser Zeit hat die Gesellschaft das Recht, entweder das Unternehmen fahren zu lassen oder die definitive Konzession zu nehmen. Vorher muß sie mit einer ähnlichen englischen Gesellschaft ein Uebereinkommen getroffen haben, welches die gemeinsame Herstellung und den gemeinsamen Betrieb des künftigen Unternehmens nach gleichmäßigen, den Gesetzen beider Länder entsprechenden Regeln und Grundsätzen sichern müßte. Die Arbeiten müssen binnen 20 Jahren, vom Tage der definitiven Konzessionierung an gerechnet, vollendet sein. Die Konzession wird auf 99 Jahre erteilt und die Regierung verpflichtet sich, 30 Jahre hindurch — von der Vollendung an gerechnet — kein Konkurrenzprojekt zu konzessionieren. Die Regierung hat das Recht, den Tunnel bei dem Staate drohender Gefahr zeitweilig verkehrsunfähig zu machen, ohne die Gesellschaft pekuniär entschädigen zu müssen, wohl aber ist sie bereit, die Dauer des Monopols um einen entsprechenden Zeitraum zu verlängern. Unterläßt es die Gesellschaft, eine oder die andere Bestimmung der Konzessionsurkunde zu erfüllen, so verliert sie die Konzession und der Staat tritt in alle ihre Rechte ein. Alle Verteidigungswerke und andere Sicherheitsmaßregeln sind von der Gesellschaft auf eigene Kosten beizustellen.

In derselben Woche wurde ein im großen und ganzen ähnliches Gesetz vom englischen Parlament geschaffen. Allein es geschah nichts, denn ohne Geld lassen sich bekanntlich keine großen Sprünge machen, und es gelang der englischen Kompanie nicht, das für die Vorarbeiten nötige Kapital zusammenzubringen.

Ausbaggern der Erde.

Das Haus Rothschild und die nahe interessierte London-Chatam-Dover Bahngesellschaft erklärten sich bereit, je 20,000 Pfd. Sterl. zu

zeichnen, falls die noch fehlenden 40,000 Pfd. Sterl. anderweitig aufgetrieben werden könnten. Es liefen aber nur 3—4000 Pfund Sterl. ein. Dieser Mißerfolg hatte zwei Ursachen: erstens setzte das Publikum damals noch zu wenig Vertrauen in die Ausführbarkeit des Unternehmens; zweitens lehnte die andere nahe interessierte Bahnkompanie, die englische Südostbahngesellschaft es ab, sich den Förderern des Hawkshaw-Brunleesschen Planes anzuschließen, weil ihre Ingenieure der Ansicht waren, daß die von der Kanaltunnelkompanie in Aussicht genommene Trace oder Strecke nicht die richtige sei, sondern eine falsche, d. h. geologisch schlecht und finanziell kostspieligere. Diese Uneinigkeit der Fachleute hatte zur Folge, daß die ganze Angelegenheit vollständig ins Stocken geriet. Weder auf französischer noch auf englischer



Ankunft im Tunnel.

Seite geschah etwas seit 1876, und wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis die Geschichte wieder aufgetaucht wäre, würde nicht ein energischer Mann, der Präsident der Südostbahngesellschaft, Sir Edward Watkin, sich in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Brady, Sir Fred. Bramwell, dem bereits mehrfach erwähnten Low, dem Obersten Beaumont u. a. zu einem entschlossenen Durchhauen des gordischen Knotens aufgerafft haben. Nachdem man ein volles Lustrum nichts mehr vom Kanaltunnel gehört, faßte die genannte Bahngesellschaft auf Anregung ihres Vorsitzenden voriges Jahr den Beschluß, die Vorarbeiten auf eigne Rechnung und Gefahr zu veranlassen. Kaum hatte das Parlament die Erlaubnis dazu erteilt, erwarb die Südostbahn ein angemessenes Stück Landes und begann drauf los zuarbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Bohrungen mit überraschend günstigem Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Aktiengesellschaft zu bilden, die von der Südostbahn das Grundstück, die Maschinen und die begonnenen Vorarbeiten übernahm und das zur Weiterführung erforderliche Kapital — etwa 250,000 Pfd. Sterl. — beistellte.

Ehe wir mitteilen, wie die Angelegenheit gegenwärtig steht, wird es sich empfehlen, von der Herstellung, dem Betrieb, den Vorteilen, den angeblichen Gefahren und den mutmaßlichen Aussichten der Eisenbahn unter der Meerenge zu sprechen.

Digitized by Google

Schichte und Strecke.

Wir haben vor uns eine Reihe von in den verschiedensten Blättern erschienenen Artikeln aus dem vorigen Dezennium, in denen die geplante unterseeische Eisenbahn als ein Ding der Unmöglichkeit hingestellt wird. Nicht nur Ingenieure, sondern auch Geologen zweifelten an der Ausführbarkeit der Idee. Die „Pall-Mall-Gazette" schrieb im März 1876: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß in der unbekannten Region, in die man eindringen will, unüberwindliche Schwierigkeiten sich darbieten werden. . . . . Es ist sehr fraglich, ob die Sache je so weit kommt, daß wir es nötig haben werden, die Ventilationsfrage in Betracht zu ziehen." Mr. Bishop bemerkte um dieselbe Zeit in seiner Broschüre „die Kanaleisenbahn", es werde schwerlich gelingen, Licht und Luft zu schaffen und die Gefahr eines Einsturzes oder einer Ueberschwemmung werde mit dem Fortschreiten der Arbeiten steigen. Gar mancher, der jetzt die Erbauung des Tunnels für sehr leicht hält, hielt sie vor wenigen Jahren für unmöglich. Die wichtige Frage also: „Kann der Tunnel gemacht werden?" läßt sich nicht länger mit „Nein" beantworten. Schon längst gibt es erhebliche Strecken Kohlengruben unter dem Meere, manche davon nur wenige Fuß unter dem Seeboden, ohne daß sie eingestürzt oder überschwemmt worden wären. Die Leistungen der neuen „Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft" haben bewiesen, daß auch der geplante Tunnel verhältnismäßig leicht herzustellen ist, leichter als die ebenfalls geplante Brücke über die Meerenge von Forth, die jedenfalls größere technische Geschicklichkeit in Anspruch nehmen würde, als der unterseeische Tunnel nach allem, was man heute weiß. Das vollkommene Gelingen hängt einzig und allein von der vollkommenen Richtigkeit der geologischen Voraussetzungen der Unternehmer ab, wir sagen „vollkommene Richtigkeit", denn die höchste Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit ist bereits unwiderleglich dargethan. Welches sind diese Voraussetzungen, die mit den Vorbedingungen für die erfolgreiche Durchführung des Projekts identisch sind?

Die Breite des Kanals La Manche variiert in seiner Ausdehnung vom Lizard bis zum nördlichen Vorland zwischen 10 und 20 geographischen Meilen; eine Ausnahme macht nur der Längestreifen von Calais bis Boulogne auf französischer, von Dover bis Hythe auf englischer Seite; derselbe ist bloß 4—5 Meilen breit. Schon aus diesem Grunde — und überdies auch weil die nahe interessierten Eisenbahnlinien auf diesen Streifen auslaufen — wäre der letztere die geeignetste Strecke für den unterseeischen Tunnel. Besitzt die Schichtenbildung an dieser Stelle aber auch die wünschenswerten Eigenschaften? Findet sich ein Gestein, das wasserfrei und wasserdicht ist, sich leicht schneiden oder bohren läßt, genügende Haltbarkeit aufweist und dabei nicht zu tief liegt? Die Antwort ist: Glücklicherweise ist ein solches günstiges Material vorhanden. Bekanntlich befinden sich an den beiderseitigen Küsten des Kanals Kreidefelsen, die sich in beiden Ländern noch ein gut Stück landeinwärts erstrecken. Nun gibt es zweierlei Kreideformationen: die obere oder weiße Kreideschichte und die untere oder graue. Beide sind gleich haltbar; die graue ist aber leichter schneidbar, weil sie nicht, wie die weiße, mit Feuerstein durchsetzt ist; und was das Wasser betrifft, so läßt sich sagen, daß die weiße Kreide das wasserreichste Material ist — viele Städte beziehen ihr Wasser ausschließlich aus diesem, — während die untere Kreide sich durch große Wasserfreiheit und Wasserdichtigkeit auszeichnet, denn sie ist stark lehmhaltig und läßt sich zu einer vollkommen wasserdichten Füllerde verarbeiten: Sir Fredr. Bramwell nennt sie „einen ungebrannten natürlichen Portlandzement." Da die Devise der Ingenieure lautet: „Man finde die graue Kreide und folge ihr", so ist es einerseits offenbar, daß die geologischen Verhältnisse dem Zukunftstunnel von vornherein sehr günstig sind, anderseits aber entsteht die Frage, ob dieses gute Material auch auf der ganzen Strecke ununterbrochen vorhanden ist oder etwa nur auf den beiderseitigen Ufern. Nun denn, nach dem heutigen Stande der Geologie läßt sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die graue Kreide sich unter dem ganzen Kanal hinzieht. Mit absoluter Gewißheit freilich kann dies selbstverständlich niemand behaupten; aber die Wahrscheinlichkeit ist so groß, daß die Watkin'sche Gesellschaft daraufhin sich ans Werk wagte und — „dem Wagenden ist oft Fortuna hold" — die bisher fertiggestellten zwei Kilometer Tunnel bestätigen die Aussprüche der Geologen. Allein wenn sich

Digitized by Google

im Verlaufe der Arbeiten zeigen sollte, daß die Kreideschichte mit Rissen oder Spalten versehen ist, die das Wasser einlassen würden, falls man auf sie stieße, — was dann? Darauf antworten die hervorragendsten Fachmänner, es sei kaum möglich, daß solche Störungen vorhanden sind, denn wenn sie auch zu Olims Zeiten vorhanden gewesen sein mögen, so müßten sie infolge der Wasserdichtigkeit der unteren Kreide längst eingetrocknet sein; überdies ist es Thatsache, daß sich das unbewegliche Gestein auf jedem Meeresgrund mit einer Lage von Muscheln und Pflanzen bedeckt, die im Laufe der Zeit so fest wird, daß sie aller Voraussicht nach die Spalten und Risse verstopft und den Zufluß des Wassers wirksam verhindert. Dies erklärt auch den Umstand, daß die unterseeischen Kohlengruben, selbst wenn sie nur durch dünne Decken vom Meere getrennt sind, fast gar nicht vom Wasser belästigt werden. Nehmen wir jedoch mit den Pessimisten an, man werde auf solche Störungen stoßen und es mit großen Wassermengen zu thun bekommen, — so finden wir, daß die Ingenieure auch in diesem Falle nicht in Verlegenheit wären, denn sie besitzen verschiedene Wege und Mittel, die es ermöglichen würden, die Risse oder Spalten unschädlich zu machen und sie so zu behandeln, daß der Tunnel ihnen zu Trotz weitergebaut werden könnte, ohne daß die Arbeiter ertrinken müßten oder das Wasser den Betrieb der Eisenbahn stören würde. Leider gestattet uns der Raum nicht, diese interessanten Vorrichtungen hier zu beschreiben.

Wir sehen also, daß die geologischen Schwierigkeiten so gut wie überwunden sind. Nun fragt es sich zunächst, in welcher Tiefe die wertvolle graue Kreideschichte liegt, denn von der Tiefe hängt viel ab. Käme es einzig und allein auf absolut verläßliches Gestein an, so brauchte man nur bis auf die sogenannte „paläozoischen" (urweltlichen) Felsen hinabzusteigen; dann wäre man auf ebenso sicherem Boden wie im Mont Cenis. Aber man müßte so tief hinabsteigen, daß es entweder unmöglich oder doch ungeheuer kostspielig wäre, angemessene Zugänge und Steigungen herzustellen. Die graue Kreide liegt glücklicherweise minder tief. Der Kanal La Manche hat an seiner tiefsten Stelle auf der für den Tunnel geeigneten Strecke keine größere Tiefe als 57 Meter — also kaum die Hälfte der Höhe des Kölner Doms oder des Wiener Stephanturms — beim höchsten Wasserstand. An gewissen Stellen ragt die unterseeische Kreideschichte auf beiden Ufern empor und sie ist auf der französischen Seite 480, auf der englischen 295 Fuß tief. Da der Tunnel einen Diameter von nur 14 Schuh haben wird, böte die graue Kreide somit reichlich Raum selbst für eine ganze Reihe von Tunnels, um so eher als der Längestreifen, welcher die graue Kreide zu Tage treten läßt, über vier Kilometer mißt.

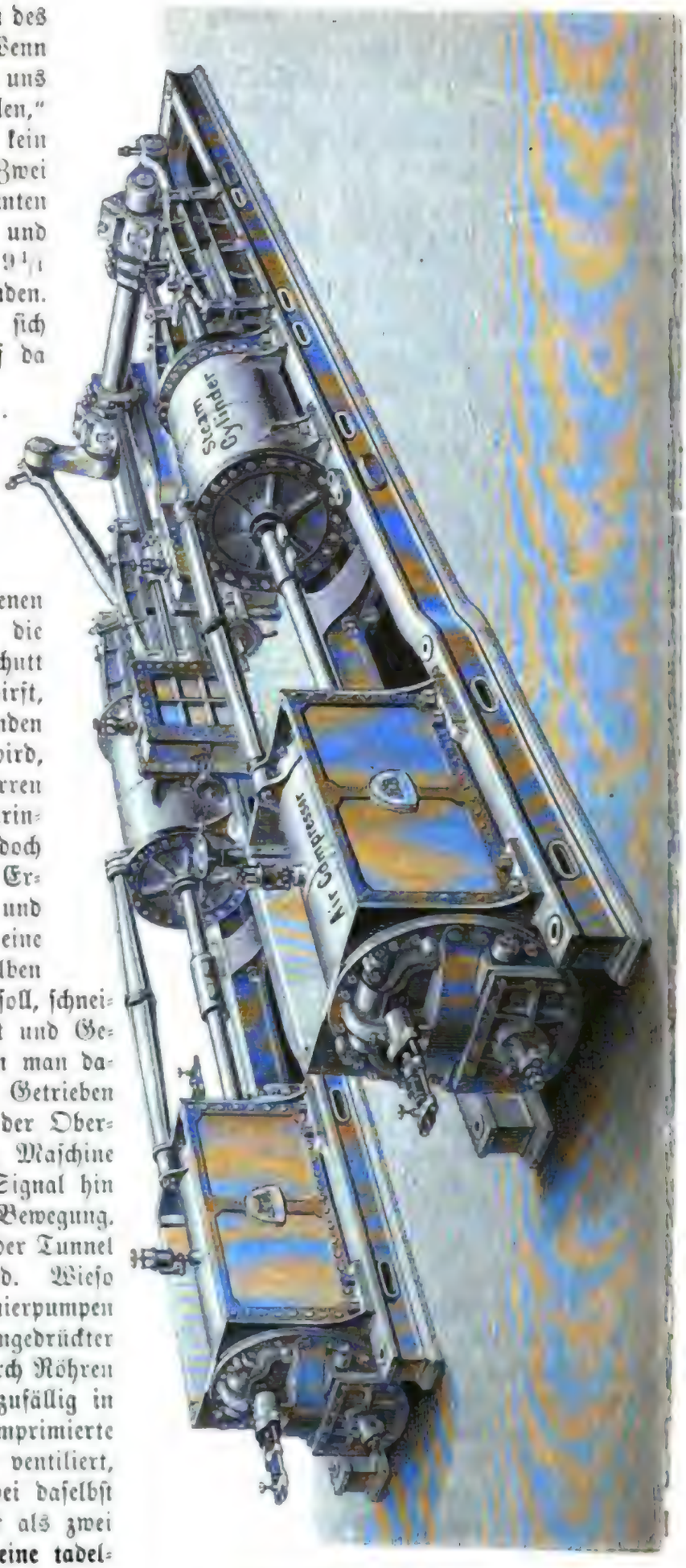
Was nun die Route betrifft, die für den Tunnel am geeignetsten wäre, so hat sie zu Streitigkeiten zwischen den „Gelehrten" Anlaß gegeben. Die Ingenieure der älteren Kanaltunnelgesellschaft beabsichtigten von jeher, den Tunnel von der Sankt-Margaretenbucht in England bis nach Sangatte in Frankreich zu bohren; sie dachten nämlich irrtümlich: „Die graue Kreide läßt sich an beiden Küsten nur durch die weiße erreichen." Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß erstere bei Folkestone frei daliegt. Als dies dargethan wurde, änderten sie ihre Trace einigermaßen, aber noch immer nicht zur Zufriedenheit der Ingenieure der Südostbahn, welche sich für Folkestone entschieden und durch ihre thatsächlichen Leistungen bewiesen, daß sie unzweifelhaft im Rechte sind, womit übrigens nicht gesagt ist, daß das Grosvenorsche Konsortium mit seiner neuen Route unrecht hat. Der Watkinsche Tunnel, soweit er bisher gediehen, befindet sich etwa 50 Meter unterhalb des Punktes, an dem das günstige Bohrmaterial zwischen Dover und Folkestone frei zu Tage tritt. Es ist das gewiß keine große Tiefe — ursprünglich hieß es, man müsse der Sicherheit halber 400 Fuß tief hinabsteigen —, aber sie genügt vollkommen und man ist bisher nicht auf Wasser gestoßen, so daß man vertrauensvoll erwartet, alles werde auf der ganzen Strecke glücklich ablaufen. Hätte man den Tunnel aber bei der Margaretenbucht begonnen, so hätte man, um zur unteren Kreideschichte zu gelangen, die ganze obere durchbohren müssen, und das hätte ungeheuer viel Zeit und Geld für Wasserauspumpungszwecke erfordert, während sich jetzt all dies als überflüssig erweist.

Die Herstellungsweise.

Die untere Kreide ist nicht nur wasserfrei, sondern auch ungemein leicht zu schneiden, un-

Digitized by Google

endlich leichter als das harte Gestein des Mont Cenis oder des Gotthard. „Wenn wir beauftragt gewesen wären, ein uns passendes Material selber herzustellen," sagte ein Ingenieur, „wir hätten kein geeigneteres schaffen können." Zwei Truppen von je sechs Arbeitern könnten den Tunnel, wenn sie in England und Frankreich gleichzeitig begännen, in 9½ Jahren mit der Spitzart vollenden. Selbst mit dem Federmesser ließe sich der Tunnel herstellen. Es bedarf da nicht, wie bei den großen Bergtunnels, des Dynamits, überhaupt keinerlei Sprengungen. Will man rasch vorwärts kommen, so muß man mit Maschinen arbeiten. Hawkshaw und Brunlees beabsichtigten, mit der von Dickensen Brunton erfundenen „Tunneling Machine" zu bohren, die den von ihr ausgeschnittenen Schutt gleichzeitig auf eine lange Fläche wirft, auf der er von dem nachkommenden Schutt so lange vorwärts geschoben wird, bis er in die bereit stehenden Karren fällt. Die Ingenieure der Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft jedoch entschieden sich für eine noch neuere Erfindung des Obersten Beaumont und des Hauptmannes English, — eine kreisrunde eiserne Scheibe von demselben Durchmesser, den der Tunnel haben soll, schneidet die Kreide mit einer Raschheit und Genauigkeit, die man sehen muß, wenn man davon eine Vorstellung haben will. Getrieben wird diese Scheibe von einer auf der Oberfläche der Erde stehenden mächtigen Maschine mit komprimierter Luft. Auf ein Signal hin setzt diese Maschine die Scheibe in Bewegung, und sie wird es auch können, wenn der Tunnel noch so weit vorgeschritten sein wird. Wieso das geschieht? Nachdem Komprimierpumpen die Maschine mit gehörig zusammengedrückter Luft versehen haben, dringt diese durch Röhren bis zur Bohrscheibe vor. Es liegt zufällig in der Natur der Sache, daß die komprimierte Luft gleichzeitig auch den Tunnel ventiliert, und zwar so gründlich, daß die zwei daselbst beschäftigten Arbeiter — denn mehr als zwei kommen nicht in Verwendung — eine tadellose Luft atmen. Würde man dagegen eine



Beaumontsche Maschine für komprimierte Luft.

Digitized by Google

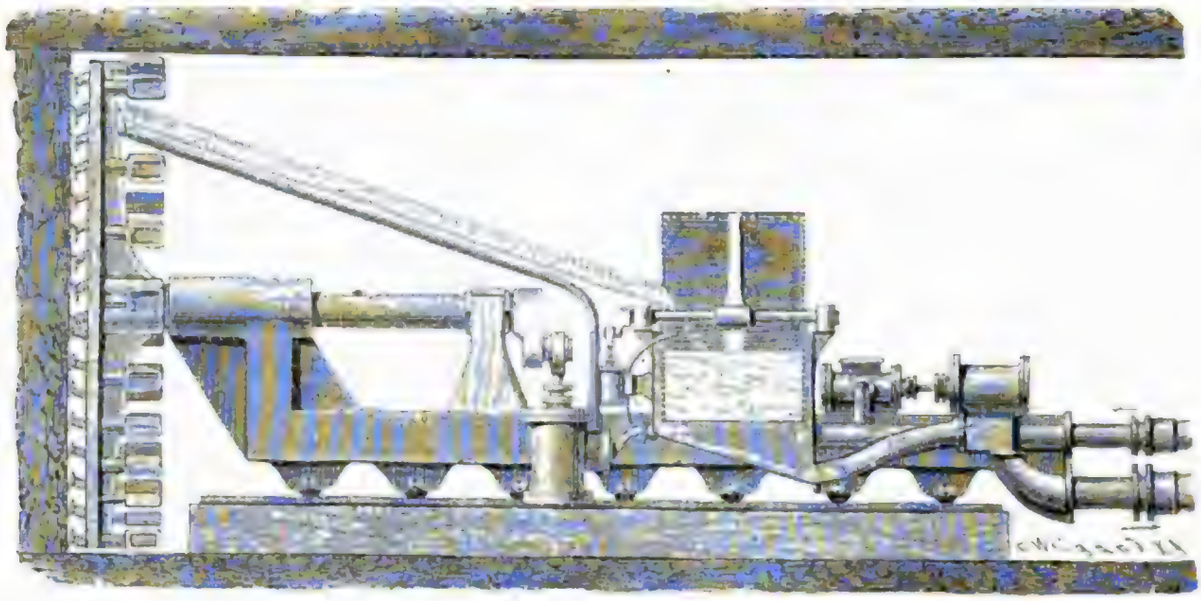
Dampfmaschine benützen — und eine solche müßte unten stehen, nicht oben —, so würde die Luft noch verschlechtert; die anderen Methoden, durch die die Bohrscheiben noch getrieben werden könnten — Elektrizität, Wasserkraft u. s. w. —, würden die Luft zwar nicht verschlechtern, aber auch nicht verbessern, und darum empfiehlt sich die komprimierte Luft am meisten; sie ist auch beim Bau der Tunnels durch den Mont Cenis und den Gotthard, sowie anderweitig vielfach in Gebrauch gezogen worden, auch unterirdisch wiederholt und stets mit dem besten Erfolge.

Die bis vor kurzem in Verwendung gestandene Maschinerie bohrte bei einer Thätigkeit von sechs Tagen à 24 Stunden — Sonntags wird in England nicht gearbeitet — wöchentlich ungefähr 100 Meter aus, was immerhin schon sehr viel ist; doch wird bereits eine andere Maschinerie hergestellt, mit deren Hilfe in derselben Zeit 140—150 Meter werden tunneliert werden können. Einstweilen wird man einen Durchstich von sieben Schuh Durchmesser bohren. Ist derselbe von einem Ufer bis zum andern fertig — die ganze Strecke wird, die notwendigen Steigungen und Landzugänge inbegriffen, etwa 38 Kilometer lang sein —, so daß es klar wird, es seien keine geologischen Hindernisse vorhanden, dann wird man eine größere Maschine aufstellen und eine Scheibe von 14 oder 15 Schuh Durchmesser anlegen. Sollte es der Verkehr im Laufe der Zeit erfordern, so wird man den Tunnel nach Belieben erweitern können, um für neue Schienengeleise Raum zu schaffen. Hier sei gleich erwähnt, daß man auch daran denkt, eventuell von Landzugängen und Steigungen Umgang zu nehmen und statt dessen die Züge bei der Ankunft mittels einer mächtigen hydraulischen Winde sanft an die Oberfläche der Erde zu heben; dadurch würde sich die Tunnelstrecke auf kaum 30 Kilometer vermindern.

Der Leser wird gewiß fragen, was mit der ausgebohrten Masse geschieht. Natürlich muß dieselbe entfernt werden. Dies könnte auf zweierlei Art geschehen. T. R. Crampton meint, die seit längerer Zeit in seinen Ziegelfabriken bei Sevenoaks erfolgreich angewandte, von ihm selbst erfundene Methode ließe sich auch dem Kanaltunnel anpassen. Hiernach müßte die Bohrmaschine durch Wasserkraft getrieben werden. Nachdem das Wasser seine Arbeit verrichtet, wäre es in einem angemessenen Behältnis und einem entsprechenden Verhältnis mit dem Kreideschutt zu mischen, so daß ein rahmiger Schlamm entstünde, der durch Luftröhren an die Oberfläche zu leiten wäre, von wo er ins Meer fließen oder anderweitiger Verwendung zugeführt werden könnte. Da bei diesem Verfahren jeder Zug zur Wegschaffung des Materials entbehrlich wäre, würde viel Geld und Arbeit erspart werden und das Geleise nötigenfalls für die Herbeischaffung des zum Verkleiden des Tunnels bestimmten Konkrets frei bleiben. Anderseits aber würde die Legung der Röhren viel Geld beanspruchen; ferner unterbliebe bei der hydraulischen Methode die kostenlose Lüftung des Tunnels und es müßten gewaltige Ventilationsmaschinen aufgestellt werden; endlich spricht gegen die Annahme des Cramptonschen Vorschlages die Befürchtung, daß der Schlamm sich allmählich setzen und die Oeffnung der Leitungsröhren verstopfen könnte. Man hat es daher vorgezogen, sich an die zusammengepreßte Luft zu halten. Jede Stunde ist ein Eisenbahnzug nötig, um den Bohrschutt wegzuschaffen. Eine Lokomotive mit komprimierter Luft bringt den Zug bis zum Eingang des Tunnels und von dort wird das Material mittels großer Winden an die Oberfläche gebracht. Das ist etwas sehr Leichtes, denn in manchen Kohlengruben werden viel schwerere Massen aus zehnmal größeren Tiefen heraufgewunden. Es liegt daher auf der Hand, daß die auf mehreren Seiten gewordenen Befürchtungen, die Wegschaffung des Schuttes werde unüberwindliche Schwierigkeiten und unerschwingliche Kosten verursachen, durchaus unbegründet sind.

Eine andere Befürchtung bezog sich bislang auf die Verkleidung der Tunnelwände. Die Höhe der früheren Schätzungen der Herstellungskosten rührte zum Teil davon her, daß man glaubte, die Verkleidung müsse mittels Backsteine erfolgen, was bei einer so langen Strecke natürlich Riesensummen verschlingen würde. Es hat sich aber herausgestellt, daß die graue Kreide vollkommen „selbststützend", d. h. dauerhaft und haltbar ist; die vor neun oder zehn Monaten vorgenommenen Bohrungen weisen noch jetzt das alte Aussehen absolut unverändert auf; sogar der den Wänden durch die Schneidemaschine verliehene Glattglanz ist sichtbar geblieben. Diese Thatsachen haben zur Folge, daß die Verkleidung in höchst einfacher

Digitized by Google



Tidenalen Bruntons Bohrmaschine.

und billiger Weise dadurch geschehen kann, daß man den Bohrschutt in Zementblöcke (Konkret) verwandelt und diese an die Tunnelwände befestigt, wozu man keines Gerüstes, sondern bloß gewöhnlicher Hebemaschinen bedarf. Ohnehin gibt es kein zur Zement-Erzeugung geeigneteres Material als die graue Kreide. Uebrigens könnte bei der Beschaffenheit der letzteren jede Verkleidung füglich unterbleiben.

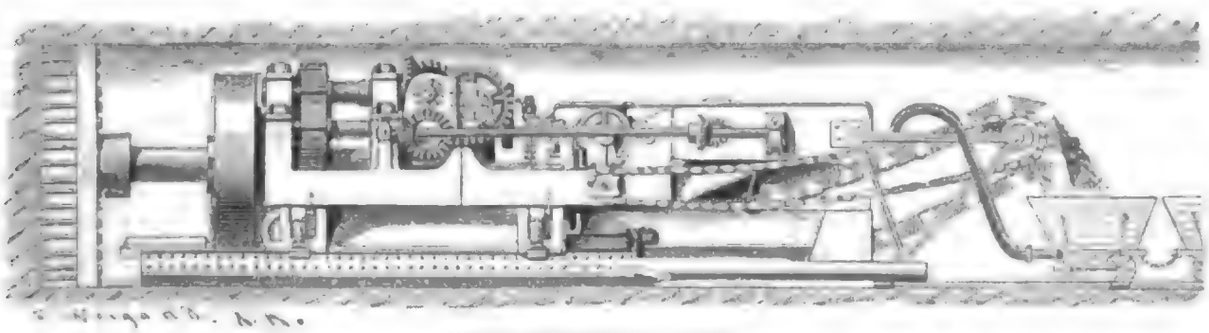
Betrieb der Eisenbahn.

Nehmen wir an, daß der Tunnel fertig ist, so entsteht die Frage, wie derselbe am zweckmäßigsten zu betreiben wäre. Die Beleuchtung wird jedenfalls durch elektrisches Licht bewerkstelligt werden; dieses leistet schon jetzt, während der Arbeiten, vorzügliche Dienste. Der Probetunnel ist mit Swan'schen Weißglühlampen, die Dr. Siemens eingerichtet hat, taghell erleuchtet, was natürlich die Arbeit ebenso sehr erleichtert, wie es später dem Betrieb zustatten kommen wird. Was die Art und Weise, wie die Züge durch den Tunnel geführt werden sollen, betrifft, so hängt sie so sehr mit der Ventilationsfrage zusammen, daß es sich empfiehlt, beide Punkte zugleich zu behandeln. Man glaubt im Publikum ziemlich allgemein, es werde sehr schwierig oder ganz unmöglich sein, einen so langen, noch dazu unterseeischen Tunnel erträglich zu lüften und viele Gegner des letzteren meinen, die Erstickungsgefahr werde sich als so groß erweisen, daß jedermann auch nach Beendigung des Unternehmens die Seekrankheit vorziehen werde. Wir selbst schüttelten früher den Kopf, wenn wir an diesen Gegenstand dachten; jetzt aber, nachdem wir der Sache unsere volle Aufmerksamkeit geschenkt, können wir diejenigen unter unseren Lesern, die das Meer scheuen und ihre Reise nach diesem Inselland bis zur Fertigstellung des Kanaltunnels verschieben, beruhigen. Es steht mit der Lüftung nicht so arg; die maßgebenden Leute haben sich diesen Punkt im vorhinein ganz gut überlegt.

Man pflegt sich darauf zu berufen, daß die Ventilation im Mont Cenis und im Gotthard noch viel zu wünschen übrig läßt. Allerdings, — der Lokomotivenrauch verdirbt die Luft in diesen Tunnels gar sehr. Wie aber, wenn man von der Dampfmaschine Umgang nähme und die Züge durch andere Mittel beförderte? Ließe sich da nicht eine Verschlechterung der Luft verhindern und vielleicht sogar eine Verbesserung derselben erzielen? Jawohl. Käme nur die Bequemlichkeit des Betriebes in Betracht, so würde man es gewiß vorziehen, die allgemein gebrauchte Dampfmaschine zu verwenden; Gleichmäßigkeit ist im Eisenbahnverkehr immer wünschenswert und überdies würde man keine eignen Lokomotiven zu bauen brauchen. Auch läßt sich nicht sagen, daß der Rauch nicht erfolgreich bekämpft werden könnte. Während der Mont Cenis und der Gotthard nur je einen Durchstich haben, könnte man sich unter dem Meere für die Annahme des Lowschen Planes entscheiden, wonach zwei Tunnels zu machen wären; der eine nähme

alle Züge von Frankreich nach England, der andere alle die umgekehrte Richtung einschlagenden Züge auf; entweder könnte ein Tunnel den anderen ventilieren, wie wir bereits einmal erwähnt, oder in jedem Tunnel ließe sich ein stets dieselbe Richtung habender Luftstrom erzeugen. Ferner könnte man — abgesehen vom Gebrauch der Anthrazitkohle und von Vorrichtungen zur Rauchverzehrung — eine Ventilationsmaschine von 200 Pferdekraft an der Oberfläche aufstellen. All diese Maßnahmen würden wahrscheinlich eine weit bessere Lüftung als die in den genannten Bergtunnels zur Folge haben. Da man jedoch gut thäte, das Möglichste zu leisten, so haben die Ingenieure noch mehrere andere Zugsbeförderungsarten in Betracht gezogen. So z. B. die bei Pferdebahnen versuchsweise bereits eingeführte „feuerlose Lokomotive", die in einem Kessel einen Vorrat von unter starkem Druck hochgradig erhitztem Wasser enthält, dessen Gewalt den Zug treibt. Gegen diese Maschinen ist einzuwenden, daß die von ihnen angehäufte Energie nur für ganz kurze Strecken hinreicht. Dr. Siemens hat übrigens wertvolle Verbesserungen vorgeschlagen, welche die „Feuerlose" in den Stand setzen würden, die ganze unterseeische Bahnstrecke zurückzulegen; doch wäre dann noch immer nichts für die Lüftung gethan. Dasselbe gilt von der Seilmethode, die überdies unangenehme Betriebsstörungen mit sich bringen könnte. Geradezu unübertrefflich für die Ventilation wäre das pneumatische System, bei welchem die Luft an der Vorderseite des Zuges ausgepumpt und dieser durch den rückwärtigen Luftdruck vorwärts getrieben würde. Solchergestalt müßte sich bei Abgang jedes Trains die Luft im ganzen Tunnel vollständig erneuern. Leider aber ist diese Methode nur bei Linien mit vielen Stationen rentabel, während sie im Kanaltunnel unverhältnismäßig hohe Kosten verursachen würde. Selbstverständlich verdient auch die Elektrizität Beachtung, um so größere, als es ja schon elektrische Bahnen gibt; man darf zuversichtlich erwarten, zur Zeit der Vollendung des Tunnels werde die praktische Anwendbarkeit der Elektrizität so weit fortgeschritten sein, daß der Betrieb der unterseeischen Eisenbahn durch diese Naturkraft empfehlenswert erscheinen würde, wenn nicht der Umstand dagegen spräche, daß dann erst noch separat für die Lüftung zu sorgen wäre.

Nach alledem hat man es vorläufig für das Beste erachtet, sich für die komprimierte Luft zu entscheiden, die, wie weiter oben ausgeführt, den Tunnel schon jetzt indirekt venti-



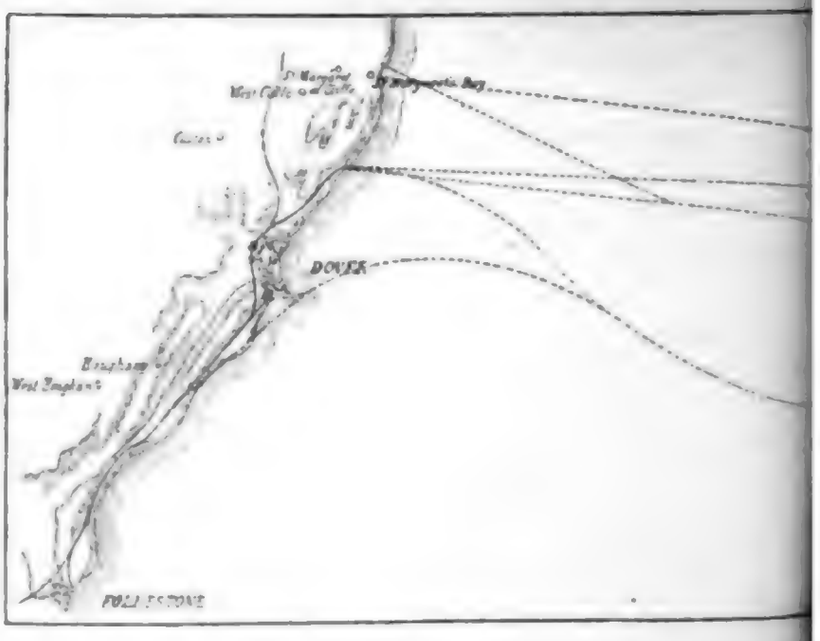
Beaumont-English Bohrmaschine.

liert. Hierbei wird die Lokomotive, die natürlich entsprechend anders beschaffen sein muß, statt mit Dampf, mit zusammengedrückter Luft gespeist, die auf ähnliche Weise freigelassen wird und so den Zug treibt, gleichzeitig den Tunnel mit guter Ventilation versehend. Man würde da nicht erst zu experimentieren brauchen, denn die fünf Kilometer lange Stadtbahn zu Nantes wird seit drei Jahren mit bestem Erfolg auf diese Weise betrieben.

Hinsichtlich der Betriebskosten der Eisenbahn unter den Meereswogen kann es als ausgemacht gelten, daß dieselben weit geringer sein werden als diejenigen der oberirdischen Linien, schon deshalb, weil die Züge den ganzen Tunnel ohne Unterbrechung, ohne Aufenthalt durchlaufen werden; es wird auf dem Wege keine Bahnhöfe geben, und die Abnutzung beliefe sich nicht hoch. Selbst falls die Lüftung eine fortwährende Extra-Ausgabe verursachen sollte, betrügen die Betriebskosten wahrscheinlich kaum mehr als die Hälfte der auf anderen Linien üblichen. Dieser Punkt bringt uns auf die Kostenfrage, von deren befriedigender

Digitized by Google

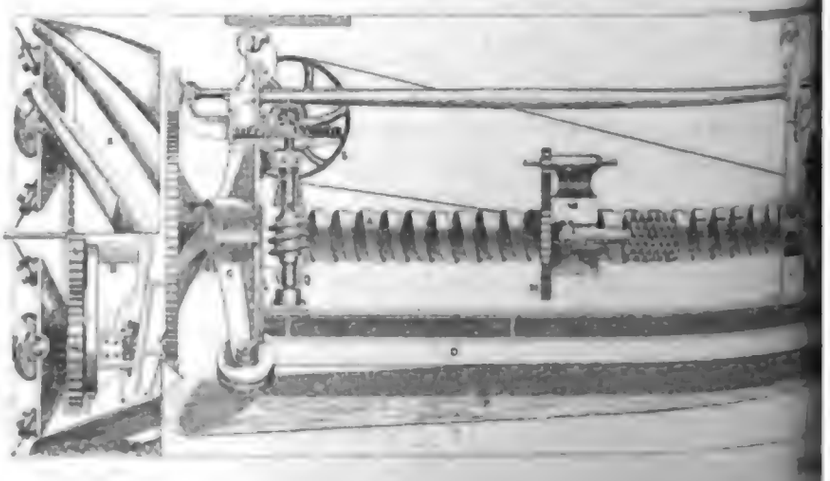
Lösung die Rentabilität des geplanten Unternehmens selbstverständlich in hohem Maß abhängt.

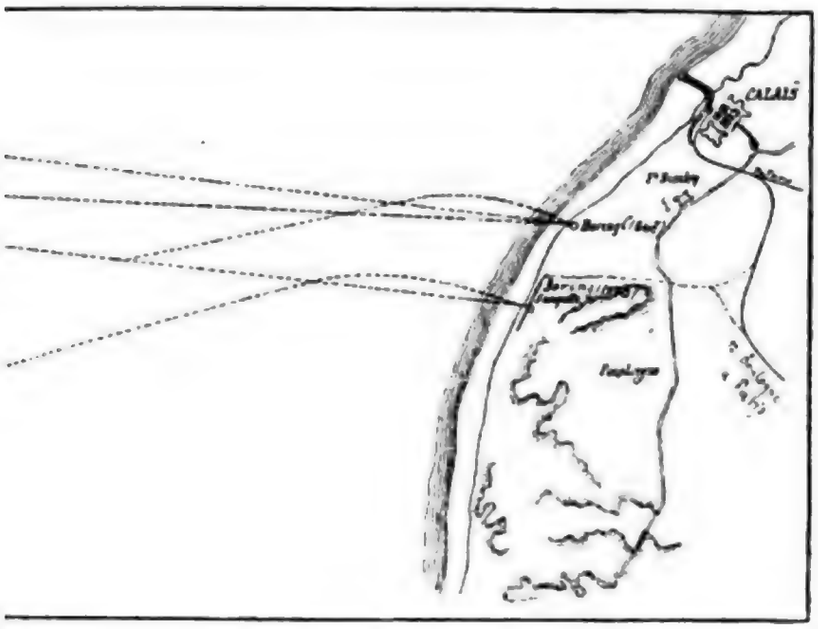


Finanzielles.

Die Betriebskosten wären also nicht hoch, — wie aber steht's mit den Herstellungskosten?

In dieser Beziehung sind bis vor kurzem arge Befürchtungen gehegt worden. P. J. Bishop meinte, der Tunnel müsse verhältnismäßig ebensoviel kosten wie der Brunelsche Themsetunnel, also über 54 Mill. Pfd. Sterl. (!) und selbst diese Ziffer könne noch überschritten werden. Die ältere Kanaltunnelgesellschaft schätzte die Kosten eines Probedurchstiches auf nicht weniger als zwei Mill. Pfd. Sterl., die des definitiven auf eine viermal so hohe Summe. Später reduzierte Hawkshaw und Genossen ihre Schätzung für das ganze Unternehmen auf „vier bis acht Mill. Pfd. Sterl." Diese Beträge, die recht erheblich sind, wurden auf Grund der Voraussetzung angenommen, man werde erstens durch die weiße Kreideschichte zu bohren, folglich umfassende und kostspielige Entwässerungsarbeiten zu machen haben, zweitens die Tunnelwände mit Ziegeln ausmauern müssen. Sir Edward Watkin nun erklärte vor einem halben Jahre, es sei geradezu lächerlich, an vier bis acht Mill. Pfund Sterl. zu denken; das Ganze könne „für eine erstaunlich geringere Summe" hergestellt werden. Er will die auf Grund der begonnenen Arbeiten gemachten Berechnungen einstweilen noch nicht veröffentlichen, allein wir haben Ursache zur Vermutung, die Submarin-Kontinental-Bahnkompanie könne im Verein mit der französischen Gesellschaft den Tunnel für 2—2½ Mill. Pfd. Sterl. herstellen. Das Kapital der Watkinschen Tunnelkompanie beträgt vorläufig 250,000 Pfd. Sterl. und damit gedenkt sie — abgesehen davon, daß ein Teil dieses Geldes auf den Ankauf der erforderlichen Grundstücke verwendet werden mußte — die ganze englische Hälfte des Versuchsdurchstiches zu bewältigen. Dieselben Leistungen, für die das ältere Konsortium 80,000 Pfd. Sterl. veranschlagte — Versuchsschachte und eine halbe englische Meile (⅘ Kilometer) Probetunnel —, hat die Südostbahn für den vierten Teil dieses Betrages vollbracht. Man arbeitet eben im Trockenen und bedarf keiner Ziegelauskleidung. Auch rücksichtlich der Zeit, deren man zu dem Unternehmen bedarf, ist ein Umschwung in den Ansichten und eine praktische Klärung derselben eingetreten. Während Michel Chevalier und Lord Richard Grosvenor es noch für geraten hielten, sich eine Frist von 20 Jahren vorzubehalten und die Ingenieure die erforderliche Zeit an neun bis zwölf Jahre schätzten, beweist die Raschheit, mit der die Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft gearbeitet hat, daß

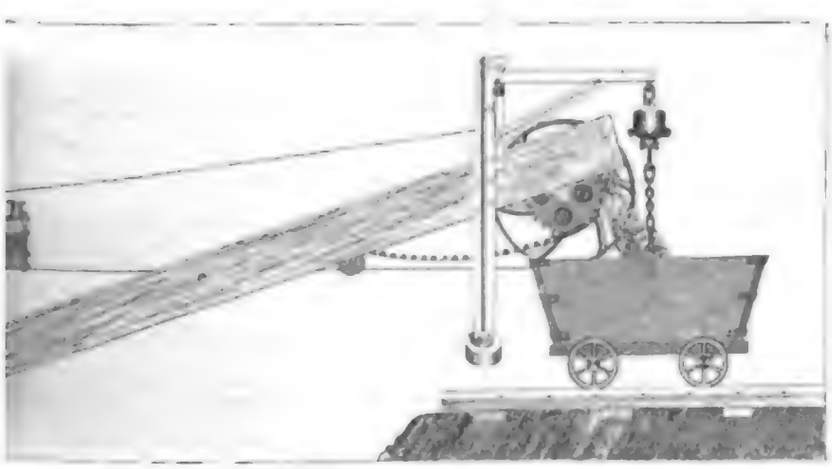




der ganze Tunnel sich in etwa 260 Wochen herstellen ließe.

Da die Gegner des Projekts — wir werden alsbald sehen, daß es deren sehr viele gibt — nicht mehr hoffen können, die Höhe der Herstellungskosten werde die Ausführung desselben unmöglich machen, betonen sie mit großem Nachdruck, daß die Kosten der behufs Schutzes und Verteidigung der Tunneleingänge erforderlichen Maßregeln und Befestigungen unerschwinglich sein würden. Der „Daily Telegraph" z. B. „appelliert an die Taschen der Anhänger Sir E. Watkins" und berechnet die Kosten der betreffenden Werke französischer wie englischerseits auf je 2—3 Mill. Pfd. Sterl., „so daß die Aktionäre von vornherein mit einer unfruchtbaren Last von 5—6 Mill. Pfd. Sterl. behaftet wären, wodurch die Dividenden jedenfalls sehr verringert würden." Allerdings müssen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden und es steht nicht zu erwarten, daß die Staatsverwaltungen die Kosten tragen wollen; aber erstens ist es sehr fraglich, ob die letzteren wirklich so hoch wären, zweitens läßt sich durchaus nicht mit Bestimmtheit sagen, daß jene Ausgabe von fünf bis sechs Mill. Pfd. Sterl. — angenommen, diese Ziffer würde sich als richtig erweisen — die Rentabilität des Unternehmens im Keime ersticken müßte. Ebensowenig kann man heute das Gegenteil behaupten, — dieser Punkt muß vorderhand rein hypothetisch bleiben. Wohl aber lassen sich auf Grund der praktischen Erfahrung Berechnungen über die mutmaßliche Rentabilität anstellen.

Diese hängt nicht nur von den Kosten der Herstellung, der Verteidigungswerke und des Betriebes ab, sondern in noch höherem Maße von den Betriebseinnahmen. Diese können so niedrig sein, daß sie nicht einmal ein geringes Anlagekapital verzinsen; sie können aber auch so groß sein, daß selbst ein hohes Kapital eine gute Dividende abwirft. Viele glauben, der Tunnel werde von Personen nur sehr schwach und für Frachtgüter auch nicht stark benutzt werden; andere meinen, daß zwar vielleicht die Mehrheit der Passagiere auf der unterseeischen Bahn fahren und auch der Lastenverkehr lebhaft sein werde, daß dies aber nicht hinreichen könne, das Unternehmen einträglich zu machen. Darauf ist zu erwidern: Ebenso wie der steigende Verkehr das Entstehen und Gedeihen neuer Verkehrsmittel begünstigt, begünstigen die neuen Verkehrsmittel ein Anwachsen des Verkehrs. Es ist widersinnig, vom Umfang des gegenwärtigen Verkehrs auf die Einträglichkeit eines künftigen Kommunikationsmittels schließen zu wollen. Als man vor 57 Jahren die Eisenbahnen einführen wollte, wandten einige gescheite Leute ein, dieselben könnten nie rentieren, denn die



Digitized by Google

Beförderung sämtlicher Passagiere und Güter, die bislang zu Wagen oder zu Wasser befördert worden, würde nicht die Betriebskosten decken; in Wirklichkeit aber übertrafen die Erträgnisse aller neuen Bahnen die Erwartungen ihrer Begründer um ein Vielfaches. Aehnlich verhält es sich mit dem Suezkanal, an dessen Rentabilität bekanntlich sehr stark gezweifelt wurde, während heute seine Einnahmen bereits eine überraschende Höhe erreicht haben. Die Welt schreitet eben von Jahr zu Jahr vorwärts, die Menschen vermehren sich unaufhörlich und die natürliche Folge ist, daß Handel und Verkehr rasch und stetig an Ausdehnung gewinnen.

Während es also unmöglich ist, zu wissen, welchen Umfang der Verkehr auf der Eisenbahn unter den Meereswogen erreichen wird, kann es unseres Erachtens kaum einem Zweifel unterliegen, daß derselbe recht erheblich sein werde. Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten Reisenden, wenn sie die Wahl haben, diejenige Strecke wählen, welche die kürzeste Seefahrt involviert, und daß der Warenverkehr durch eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung an Raschheit, Sicherheit und Nützlichkeit nur gewinnen kann, ist ganz selbstverständlich. Sollte es wirklich möglich werden, von England nach den Verkehrsmittelpunkten Europas rasch, ohne Erstickungsgefahr, ohne Seekrankheit, ohne durch Stürme entstehende Verzögerungen und Verluste, bei ununterbrochener Fahrt in hell erleuchteten Wagen zu gelangen, sowie Waren rasch, sicher, ohne Umladung und ohne Schiffbruchgefahr von und nach Großbritannien zu senden, so läßt sich billigerweise annehmen, daß die betreffenden Kompanieen gute Geschäfte machen werden. Schon jetzt verkehren auf den verschiedenen vorhandenen Dampferlinien jährlich über eine halbe Million Passagiere zwischen diesem Inselreich und dem europäischen Festlande; seit längerer Zeit beträgt die jährliche Zunahme des Verkehrs 5—6%, der Wegfall der Seefahrt jedoch würde bald eine weit größere Steigerung zur Folge haben. Wie die Tarife der Dampferlinien beweisen, kann man desto höhere Fahrpreise verlangen, je kürzer die Fahrt, namentlich die Seefahrt; obgleich die Strecke Dover-Calais weitaus die teuerste auf dem ganzen Kanal La Manche ist, wird sie von den allermeisten Reisenden benutzt, weil ihre Länge nur 1½ Stunden beträgt. Demzufolge könnten die Gesellschaften, die die unterseeische Eisenbahn betreiben werden, einen recht hohen Personentarif haben; zufällig aber sind die von den beiden Regierungen vor sieben Jahren genehmigten Maximal-Fahrpreise nicht höher als die jetzigen via Dover-Calais. Man wird per Kopf und Kilometer zu bezahlen haben; I. Klasse 50, II. 37½, III. 27½ Centimes französ. Währung. Unter solchen Umständen, glauben wir, könnte nur eine sehr schlechte Ventilation die Mehrheit der Reisenden abhalten, die Fahrt durch den Tunnel zu machen. Und daß der Güterverkehr — der schon jetzt jährlich einen Wert von mehr als 80 Mill. Pfund Sterl. repräsentiert — zum allergrößten Teile auf die Tunnelbahn übergehen wird, läßt sich bei den erwähnten gewichtigen Vorteilen mit Bestimmtheit annehmen, denn diese würden selbst einen höheren Frachtsatz reichlich aufwiegen.

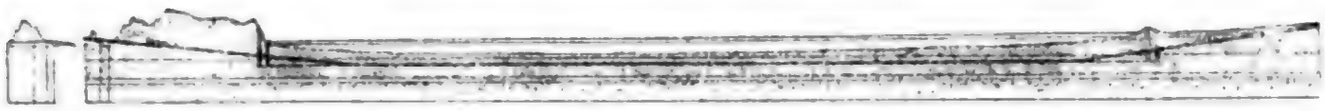
Es ist nicht unmöglich, daß die unterseeische Bahn in den ersten Jahren, ehe sie bei ihrer absoluten Neuartigkeit das volle Vertrauen des Publikums gewinnt, Verluste erleiden wird; bald aber dürfte sie einträglich werden, denn während die meisten übrigen Bahnen nur einzelne Städte, Provinzen oder höchstens Länder miteinander verbinden, wird der Tunnel unter dem Meere das reiche und fleißige Großbritannien mit ganz Europa verbinden. Dieser Umstand widerlegt auch die wiederholt aufgestellte Behauptung, es sei „nicht der Mühe wert", den Tunnel zu bauen. Wenn es der Mühe wert ist, über die Meerenge von Forth eine auf zwei Mill. Pfd. Sterl. veranschlagte Brücke zu errichten, um zwei kleine Bevölkerungsgruppen einander näher zu bringen, dürfte es sich voraussichtlich auch lohnen, England mit Europa zu verbinden, selbst wenn die Herstellung und die Verteidigung des Tunnels viermal so viel kosten sollten als jene Brücke. Freilich bleibt die Gefahr vorhanden, daß der Tunnel bei Eintritt von Kriegsunglück von einer oder der andern Regierung — beide haben sich das Recht dazu vorbehalten — ohne Schadenersatz zerstört werden könnte; dann hätte die Rentabilität ein Ende erreicht. Diese Betrachtung leitet uns auf eine andere Seite der Frage hinüber:

Gefahren und Vorteile.

Wir haben gesehen, daß Aussicht vorhanden ist, die Eisenbahn unter den Meereswogen

Digitized by Google

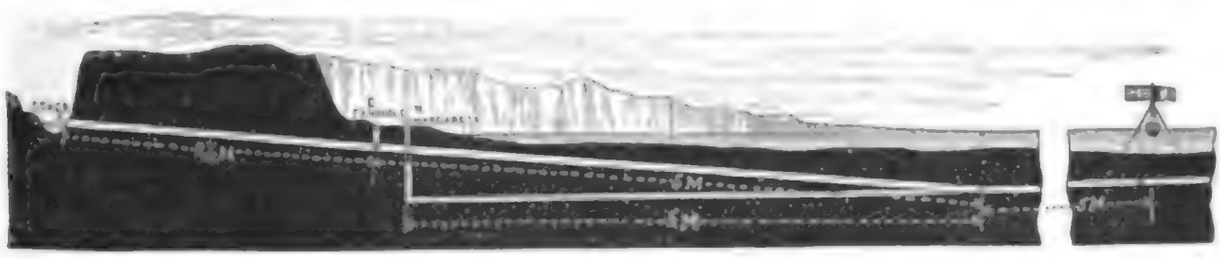
asch und nicht zu teuer herzustellen, gute üftung, helle Beleuchtung und eine beträchtiche Fahrgeschwindigkeit — die ganze Tunneltrecke kann in einer halben Stunde bequem urchmessen werden — zu erzielen. Es entteht nun die Frage: Soll der Tunnel gebaut werden oder nicht?[1]) Mit anderen Worten: was überwiegt, die für ihn sprechenden Vorteile oder die gegen ihn sprechenden Gefahren? Darüber gehen die Meinungen, zwar nicht in Frankreich, wohl aber in England, scharf auseinander. Manches englische Blatt geht so weit, die Schiffahrt für auf alle Fälle genügend zu erklären und eine unterseeische Bahn als staatsgefährlich und für Handel und Verkehr wenig nutzbringend hinzustellen.



Querdurchschnitt des Kanals.

Andere schlagen einen ganz entgegengesetzten Ton an und reden, als ob der Zukunftstunnel geeignet wäre, die Menschheit von jedem Uebel zu erlösen. Ziehen wir die Sache unbefangen in Betracht — und wir haben als kosmopolitische Ausländer gewiß kein Interesse daran, parteiisch oder einseitig zu sein — so finden wir, daß die Vorteile eines Erddurchstiches unter dem Kanal La Manche weder so geringfügig, noch so ungeheuer wären, wie manche Leute glauben oder glauben machen wollen.

Wie immer und überall, thut man auch hier gut, sich an die goldene Mittelstraße zu halten. Es ist entschieden vorteilhaft, Waren, statt mit ein- oder zweimaliger Umladung, ununterbrochen, schnell, sicher, pünktlich und verhältnismäßig billig zu verfrachten. Wenn man die schlimmen Nebel und die gefährlichen Stürme bedenkt, die im Winter auf dem Kanal La Manche herrschen, so muß man zugeben, daß eine bequeme, direkte Eisenbahnfahrt unter den tückischen Seewellen für die Passagiere weit angenehmer und vorteilhafter ist. Von dem zweimaligen Umsteigen, dem Hin- und Herlaufen mit Gepäck ohne Schutz gegen Wind und Wetter und den sonstigen Unannehmlichkeiten einer bei aller Kürze in drei Abteilungen verstückelten Reise abgesehen, ist es notorisch — uns persönlich sind zahlreiche Fälle bekannt —, daß erstaunlich viele Festländer, bezw. Engländer, die den Kontinent, resp. Großbritannien, gerne bereisen möchten, sich durch die Furcht vor der Seekrankheit — und dauere diese auch nur 1½ Stunden — abhalten lassen, ihrer Neigung nachzugehen. Es mag das feige sein, aber es ist nun einmal so, und den vielen kranken Engländern, die alljährlich die festländischen Heilorte besuchen, ist es gar nicht zu verargen, daß sie



Projektierter Schacht im Tunnel auf englischer Seite.

eine minder beschwerliche Tour vorziehen würden. Wer gesund ist, ohne Gepäck reist und — nicht zur Seekrankheit neigt, dem stünde es ja frei, nach wie vor das herrliche Meer mit seiner bei schönem Wetter so köstlichen Luft zu befahren!

Der Verkehr wird gewinnen. Viele Personen, die das Meer scheuten, werden reisen; manche Waren, die jetzt im Winter wegen ihrer besonderen Eigenschaften bei der Un-

[1]) Obgleich augenblicklich die Ausführung des Tunnels mehr als zweifelhaft geworden, halten wir es doch für angezeigt, unsere Leser durch einen fachmännischen Bericht über dies großartige Unternehmen, dessen Durchführung doch nur eine Frage der Zeit ist, zu informieren. Die Red.

Digitized by Google

verläßlichkeit der Schiffahrt gar nicht oder nur in geringen Mengen nach England geschickt werden können, werden täglich dahinkommen und daher billiger sein. Die Strecke zwischen London und Paris wird von Expreßzügen in sieben Stunden zurückgelegt werden. Nicht gering anzuschlagen wäre auch der Wert des neuen Verkehrsweges für die geistige Annäherung zwischen Engländern und Franzosen. In dieser Beziehung hat Ferdinand de Lesseps kürzlich geäußert: „Der Tunnel wird die irrigen Begriffe, die die beiden Völker von einander noch haben, aus der Welt schaffen." Das ist vielleicht übertrieben, aber man kann nicht leugnen, daß das Niederreißen von natürlichen wie künstlichen Schranken geeignet ist,

Werkstätten zum Tunnelbau an der englischen Küste.

das gegenseitige Verständnis zwischen den Nationen zu fördern, und daß die letzteren heutzutage im allgemeinen die Tendenz haben, solche Schranken thunlichst zu beseitigen. Engerer Verkehr hat naturgemäß zur Folge, daß man einander besser kennen lernt und Vorurteile oder Antipathieen ablegt. Ein weiterer Vorteil, den der Tunnel hätte — dies sogar, falls er nicht vollendet würde —, wäre die Bereicherung verschiedener Wissenschaften, namentlich der Geologie, der Mechanik, der Ingenieurkunst, denn die mit dem Projekt verbundenen Bohrungen und technischen Experimente müssen zu mancher neuen Entdeckung, zu mancher neuen Anwendung wissenschaftlicher Gesetze führen.

Nach alledem sollte man meinen, daß die Herstellung des Tunnels empfehlenswert sei. Karl Schurz schrieb vor einigen Monaten an Sir Edward Watkin: „Falls das Werk zustande kommt, wird es die Krone menschlicher Arbeit seit dem Erscheinen von Kunst, Wissenschaft und Zivilisation auf Erden sein." In der uns vorliegenden Nummer der Londoner „Daily News" vom 22. Januar 1875 heißt es: „Die Vollendung des Tunnels ist in jeder Beziehung zu wünschen; dieselbe hätte ebenso segensreiche Folgen wie die

übrigen großen Triumphe der Wissenschaft in unserer Zeit." Wer würde glauben, daß dieselbige „Daily News" seit einigen Monaten ihr Möglichstes thut, die Herstellung der unterseeischen Verbindung Englands mit dem Kontinent zu entmutigen? Auch die „Times", die vor neun Jahren begeistert für die Tunnelidee schwärmte, ist jetzt wütend dagegen. Bischöfe und Aristokraten, die sich Mitte 1868 an Napoleon III. mit der Bitte wandten, „diesem höchst wünschenswerten, zur Erleichterung des rasch steigenden Verkehrs zwischen beiden Ländern notwendig gewordenen, edeln, ungeheuer vorteilhaften Unternehmen, welches die die beiden Völker vereinigenden Bande befestigen und anderen Nationen als denkwürdiges Beispiel von Eintracht dienen würde, seinen Schutz angedeihen zu lassen," — Kirchenhäupter und Aristokraten, die wie gesagt, „diesem fruchtbaren Zweck den raschesten Erfolg" wünschten, protestieren jetzt öffentlich gegen dieses selbige Werk und behaupten, es sei geeignet, die Völker einander zu entfremden und England in große Gefahr zu bringen. Dieselben Blätter, die früher sagten, der Tunnel würde „den Kanal nur insoferne abschaffen, als dieser ein Verkehrshindernis bildet, würde denselben aber intakt lassen, soweit er England vor politischen Verwickelungen schützt," dieselben Zeitungen schreiben seit kurzem, der Tunnel würde dem britischen Staat leichter zu Verwickelungen verhelfen. Während in Frankreich wenig Stimmen gegen den Kanal laut werden, steht in England den nach Ausdehnung der Erleichterung des internationalen Verkehrs Strebenden eine Partei gegenüber, die Großbritannien aus falschem Patriotismus von der übrigen Welt gänzlich absondern möchte. Diese Rückschrittler in politischer Beziehung schrieen Zeter und Mordio, als der Suezkanal gebaut werden sollte; ohne an die Vorteile desselben für England zu denken, stellten sie die Befürchtung in den Vordergrund, der Kanal werde den Feinden Englands Gelegenheit geben, leichter nach Indien zu gelangen. Dieselbe Geschichte wiederholt sich gegenwärtig.

Die „Times" veröffentlichte im letzten Winter einen Artikel, dessen Kern dahin ging, der Tunnel könne den Franzosen eine Handhabe zu einer leichten Invasion Englands bieten. Damit war dem Wortschwall Thür und Thor geöffnet. Generale und Admirale, Ingenieure und Lords schrieben Artikel auf Artikel, um die strategischen Gefahren des Zukunftstunnels auseinander zu setzen. Später gaben sie infolge der gewichtigen Argumente der Tunnelfreunde den Gedanken einer Invasionsmöglichkeit auf, behaupteten aber, der Tunnel könne bei englischem Kriegsunglück als Friedensbedingung vom Feinde okkupiert werden; er könne nur dazu dienen, die herzlichen Verhältnisse zwischen Engländern und Franzosen in gespannte nnd angstvolle zu verwandeln u. s. w. Alle Widerlegungen — man könne den Kanal durch Verträge neutral machen; man könne ihn in verschiedener Weise rasch auf beliebige Zeit unbrauchbar machen, nötigenfalls gänzlich zerstören; man müsse ja von drohenden Gefahren eine vorherige Ahnung haben ꝛc., — werden mit kleinlichen, bei den Haaren herbeigezogenen Pedanterieen beantwortet. Die Tunnelgegner halten die Franzosen für die schlimmsten Verräter, Barbaren, Vertragsbrecher u. s. w. und ihre eignen Behörden und Landsleute für die dümmsten, schwächsten, armseligsten Tölpel auf Erden. Es ist eine seltsame Eigenschaft des Briten im Auslande, sich und seine heimatlichen Zustände über den grünen Klee zu loben, zu Hause aber über alles zu brummen und alles für schlecht zu halten. Weil er seine Flotte für schwach, seine Armee für ungenügend hält, protestiert er jetzt in einer großen Monatsschrift, dem „Nineteenth Century", in starker Anzahl gegen den Kanaltunnel, bildet er sogar einen „Anti-Kanal-Tunnel-Verein", schreibt eine Menge Broschüren fantastischen Inhalts, um an erfundenen Erzählungen die schrecklichen militärischen Folgen des Baues der unterseeischen Eisenbahn darzuthun; aus den Titeln einiger dieser Schriften läßt sich entnehmen, wohin dieselben zielen: „England vernichtet, oder: Kanaltunnel-Enthüllungen", „England in Gefahr, oder: Der Kanaltunnel", „Die Invasion Englands, nach 20 Jahren erzählt", „Die Schlacht bei Boulogne" u. s. w.

Trotzdem die Franzosen ganz dasselbe Recht hätten, ähnliche Befürchtungen hinsichtlich der Engländer zu hegen, hat sich unter ihnen keine einzige Feder gefunden, die höchst unwahrscheinliche, fernliegende Möglichkeiten zum Vorwand genommen hätte, um gegen die Durchführung eines anerkannt nützlichen, voraussichtlich sogar außerordentlich segensreichen

Digitized by Google

Unternehmens zu schreiben. Ganz Frankreich, Lesseps an der Spitze, macht sich über die Bedenken vieler Engländer — freilich hegt, wie gesagt, nur ein Teil der letzteren solche Bedenken — ebenso lustig wie einst über diejenigen John Bulls über den Suezkanal, von dem er jetzt mehr profitiert als alle übrigen Völker zusammengenommen. Lesseps bemerkte kürzlich, der Kanaltunnel werde trotz alles Geschreis gebaut werden und die Engländer werden den größten Nutzen daraus ziehen. Der „Rappel" schreibt: „Eine seltsame Nation das! Sie hat Philipp II. und Napoleon I. am Landen verhindert und fürchtete sich davor, daß einige als Touristen verkleidete französische Soldaten London in ihrer Reisetasche entführen und in ihren Koffern Kanonen versteckt halten könnten." Im „Temps" lesen wir: „Bald wird die Agitation dem gesunden Menschenverstand weichen und England würde auf der Vollendung des Tunnels bestehen, falls Frankreich sich derselben widersetzte. Heutzutage kann übertriebener, unbedachtsamer Patriotismus dem Fortschritte der Zivilisation und den wahren Interessen der Völker nicht lange hinderlich im Wege sein." Auch wir glauben, daß das Vorurteil angesichts der Anforderungen des aufgeklärten Zeitgeistes und der friedlichen Tendenzen, die jetzt im Völkerleben herrschen, verschwinden muß. Die Einführung der Dampfschiffahrt erweckte ähnliche Befürchtungen — waren dieselben begründet? Die Engländer, die für unbeschränkten Freihandel schwärmen, und die der Abgeschlossenheit Chinas und Japans ein gewaltsames Ende bereitet haben, können nicht erwarten, selber isoliert zu bleiben; es steht ihnen schlecht an, der Erweiterung und Vergrößerung des internationalen Verkehrs hinderlich entgegen zu treten.

* * *

Infolge eines Prozesses, ob der Boden unter dem Meere der Krone oder jedwedem Besitzergreifenden gehöre, hat Sir Edward Watkin die Arbeiten einstellen lassen. Ob und wann bei der lauen Haltung der englischen Regierung, ja der offen ausgesprochenen Antipathie der leitenden Persönlichkeiten der Plan zur Ausführung kommen wird, kann niemand vorhersagen. Kommen wird jedoch der Tag, und wir schließen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Ansicht, die wahre Vaterlandsliebe sei mit echtem Kosmopolitismus vereinbar, durchdringen und man bald vor der Möglichkeit stehen werde, von Schottland nach Ostindien oder doch mindestens von London bis Konstantinopel eine ununterbrochene Reise im Eisenbahnkoupee zu machen.

Tunneleingang auf der englischen Seite

Digitized by Google

Zur silbernen Hochzeit.

Von

Germanikus.

Am 25. Januar 1858 schwangen sich die Glocken der St. Georgskapelle im Schloßhofe zu Windsor in fröhlichem Hochzeitsklange. Sie verkündeten weithin die Vermählung der ältesten Tochter des königlichen Hauses, der „Prinzeß Royal" Viktoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Erben der Krone Preußen.

Der hohe Bräutigam, am 18. Oktober 1831 geboren, stand damals bereits in der Vollkraft des männlichen Alters. Er hatte eine arbeitsvolle Jugend durchlebt. Wenn auch, gleich allen Prinzen des preußischen Königshauses, geborener Soldat, war er doch mit bestimmter Richtung auf seine Stellung als künftiger Thronerbe erzogen. Ausgezeichnete Lehrer hatten ihm eine umfassende wissenschaftliche Bildung gegeben. Namentlich waren seine, von Ernst Curtius geleiteten geschichtlichen Studien weit über das durchschnittliche Maß hinausgegangen. Das anliegende Blatt aus einem der Hefte des erlauchten Schülers gestattet uns, ihn in der Stille seiner geistigen Werkstatt zu belauschen. — Gemäß der Tradition des königlichen Hauses, die jedem jungen Mitgliede die Erlernung eines Handwerks zur Pflicht macht, ging der Prinz Friedrich Wilhelm nebenbei durch die Schule des praktischen Buchbinders. Des Thronerben ernstes Streben fand auf der Universität Bonn, die er in den Jahren 1849 bis 1852 bezog, noch reichere und reifere Nahrung. Alsdann widmete sich das, nun bereits akademisch bemooste Haupt dem militärischen Dienste. Dort begegnen wir ihm, unter verschiedensten Kameraden, auf dem Blatte, welches dem Meldebuche im königlichen Palais zu entstammen scheint, als einfachem Oberst im 1. Garderegiment zu Fuß.

Seine ersten kriegerischen Erfahrungen sammelte der Kronprinz im schleswig-holsteinischen Feldzuge (1864) unter dem „alten Wrangel". Der Krieg gegen Oesterreich berief ihn als Feldherrn an die Spitze der „Zweiten Armee". Er führte sie über Glatz und Neisse durch das Gebirge nach Böhmen hinein, und brachte in der Schlacht von Königsgrätz, durch sein entscheidendes Eingreifen bei Chlum, am 3. Juli mittags, den Sieg, gleichwie einst Blücher ihn bei Waterloo gebracht hatte. Als General der Infanterie in die Heimat zurückgekehrt, legte er seine Erlebnisse und Erfahrungen in einem Werke: „Erinnerungen aus dem Kriegsjahre" nieder, welches leider bis jetzt nur einem kleinsten, auserwählten Kreise zugänglich gewesen ist. Ebenso wurde die bald folgende Fahrt zur Eröffnung des Suezkanals und nach Palästina Anlaß zu schriftstellerischer Thätigkeit, unter dem Titel: „Meine Reise nach dem Morgenlande 1869".

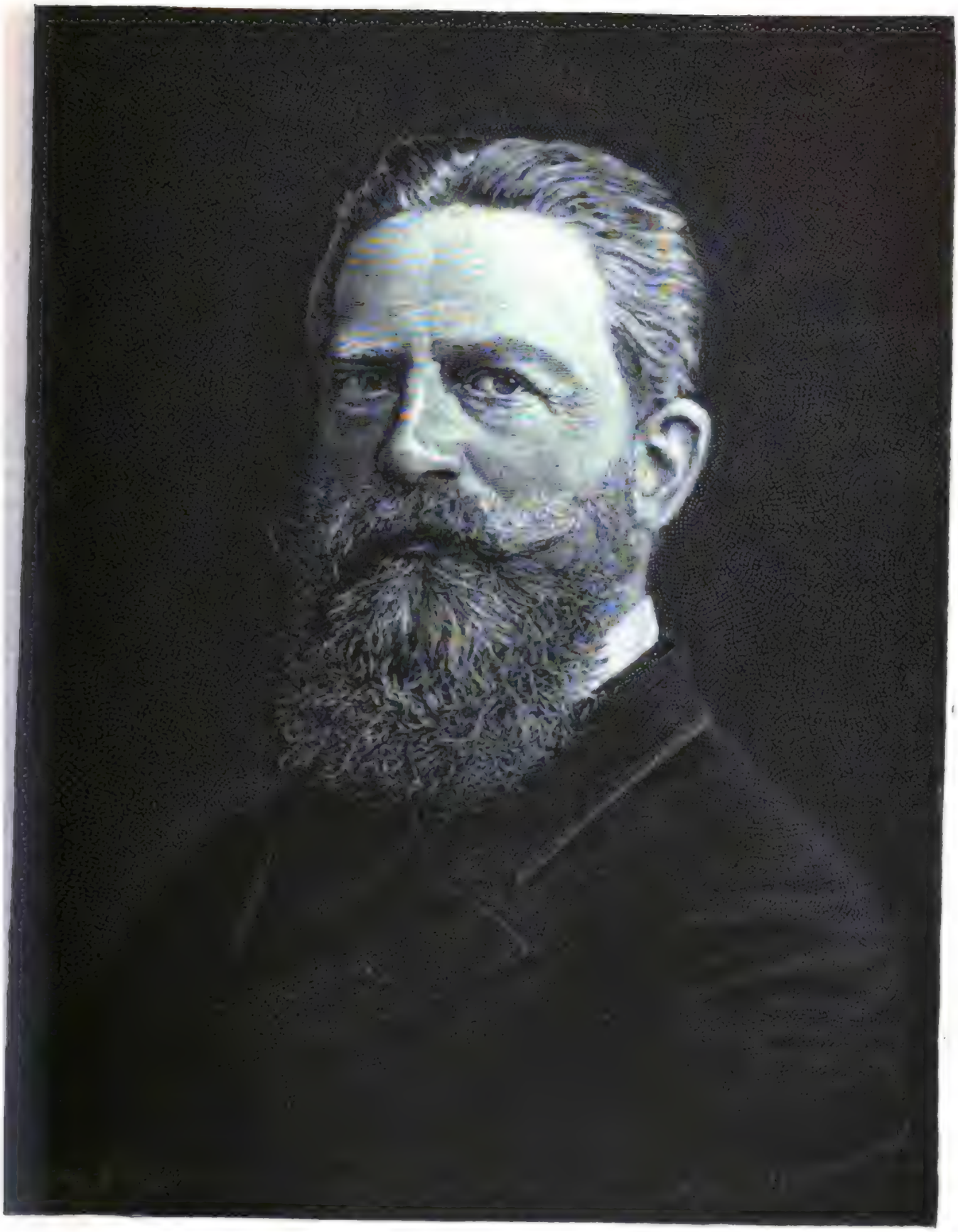
Im französischen Kriege trat der Kronprinz an die Spitze der „Dritten Armee" und führte diese zu den glorreichen Siegen bei Weißenburg, Wörth und Sedan; alsdann bis vor Paris. Dort gab er schon am 19. September den Regungen seines menschenfreundlichen und patriotischen Herzens beredte Worte durch den öffentlichen Aufruf an alle Deutschen zur Gründung einer Invalidenstiftung für die Opfer des glorreichen Feldzuges.

Nach der festlichen Heimkehr wandte der Generalfeldmarschall und Kronprinz des Deutschen Reiches sich neben den Pflichten seiner hohen militärischen Stellung als Inspekteur der süddeutschen Armeekorps, von neuem mit warmem Interesse der Förderung aller friedfertigen Bestrebungen des öffentlichen Lebens im Vaterlande zu. Es wäre hier nicht Raum aufzuzählen, was alles durch ihn und unter ihm geschaffen und gefördert ist. Erinnern wir uns daher hier unter vielem, daß wir die großartigen und erfolgreichen Ausgrabungen zu Olympia seiner Anregung

Digitized by Google

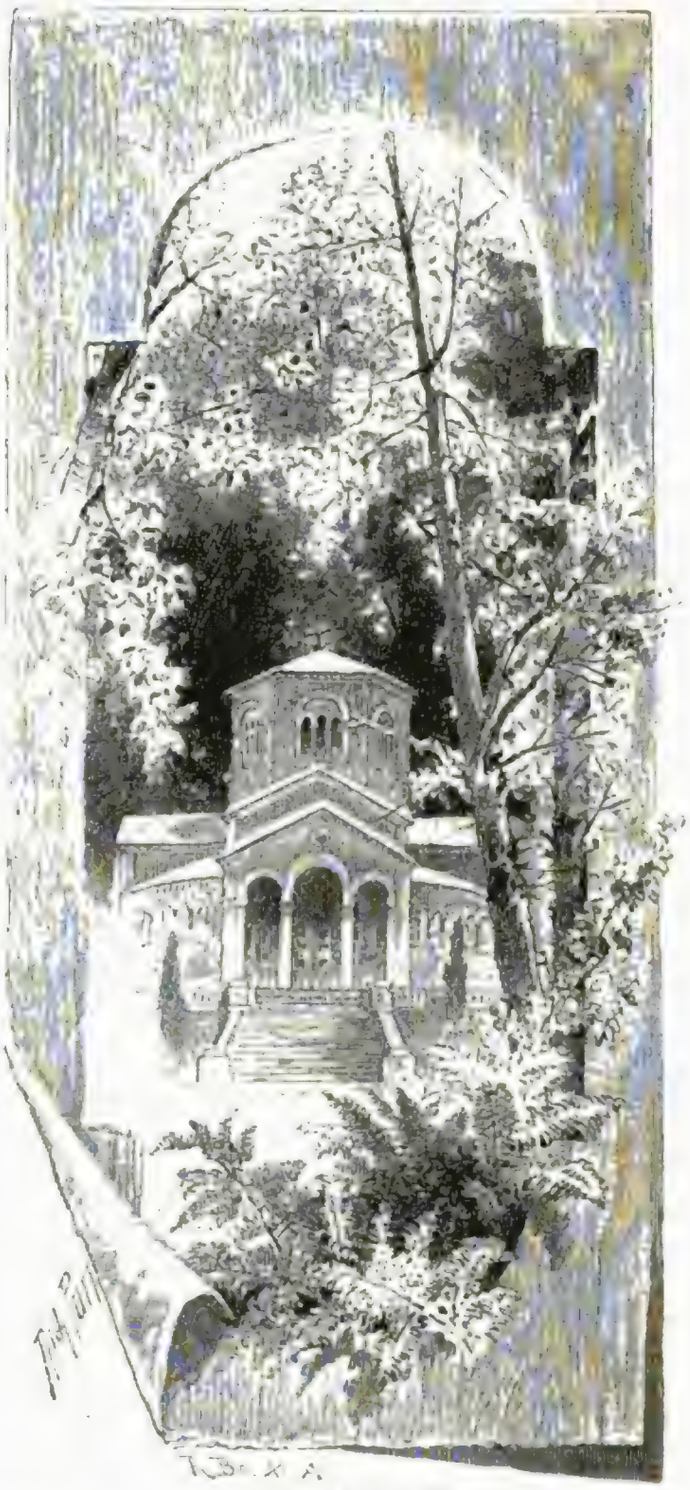
Victoria Kronprinzessin

Digitized by Google



Digitized by Google

und seiner dauernden Befürwortung zu danken haben. Und vornehmlich in den Werken des Friedens erschließen sich, seit Deutschlands Machtstellung in Europa uns diese schönste Errungenschaft jener harten Kriegsjahre dauernd gesichert hat, die verehrungswürdigsten und liebenswertesten Eigenschaften im Gemüte unseres Kronprinzen. Denn der bewährte und siegreiche Feldherr ist in seinem innersten Herzen ein friedliebender Mann. Sein edler, offener, fester Charakter, sein herzliches Wohlwollen, sein selbstloses Pflichtgefühl, seine einfache Leutseligkeit, seine unbefangene, zu aufmunternden Scherzen geneigte Heiterkeit, seine hervorragende, edle und männliche Erscheinung — mit einem Worte: die hohe Reife und Reinheit seines Standpunktes als Mensch, erwarben und erwerben ihm die warme, herzliche Zuneigung und feste, unverbrüchliche Anhänglichkeit aller der weiten Kreise, die in allen Teilen unseres Vaterlandes jemals mit ihm in Berührung zu treten berufen sind.



Mausoleum des Prinzen Albert.

Die jugendliche Braut, der am 25. Januar 1858 die Hochzeitsglocken von Windsor läuteten, hatte (geb. 22. November 1840) an jenem Morgen ihr 18. Jahr noch nicht lange begonnen. Aber sie trat in das Leben, und in das neue Verhältnis zu dem ihr fremden Lande, ausgerüstet mit einer gleich umfassenden wie gründlichen Erziehung, das Werk ihres ausgezeichneten Vaters, des Prinzen Albert, der die hohen Gaben des Geistes und Gemütes in seinem ältesten Kinde mit weiser und liebevoller Sorgfalt selbst gepflegt hatte.

So war sie nicht nur berufen sondern auch auserwählt, als Gattin ihrem Gemahl auf seinem ferneren Lebensgange mit Rat und That hilfreich zur Seite zu stehen, nicht minder aber als Mutter ihren Erziehungspflichten mit so überlegener Einsicht und so herzlicher, aufopfernder Freudigkeit obzuliegen, daß sie in ihrer liebeerfüllten Häuslichkeit allen deutschen Frauen und Müttern als ein leuchtendes Beispiel voransteht.

Von ihrem selten begabten Vater hat die hohe Frau auch den stillen rastlosen Fleiß, die Freude an nützlichem und schönem Schaffen geerbt, und die eindringende Beschäftigung mit allem, was wert ist gekannt und gewußt zu sein. Jedes derartige Streben ist bei der deutschen Kronprinzessin der Teilnahme, der Unterstützung

und — durch den ihr zu Gebote stehenden, für jede Frau höchst ungewöhnlichen Schatz praktischer Anschauungen, Fertigkeiten und Kenntnisse — der wirksamsten Förderung gewiß.

Es ist nicht mein Beruf, und hier nicht der Platz, aufzuzählen, was unsere Kronprinzessin während der vergangenen fünfundzwanzig Jahre im stillen durch Lehre und Beispiel geschaffen hat. Werfen wir unseren Blick daher nur in eine dieser zahlreichen Richtungen, die Wiederbelebung des fast erstorbenen deutschen Kunstgewerbes. Denken wir nur wenige Jahre zurück! Wie sehen damals unsere Wohnräume, wie die Möbel, wie jeder Gegenstand des täglichen Gebrauches aus! Welch ein Farbensinn herrschte, oder vielmehr welche Verneinung jeder Farbe gehörte damals zum guten Ton! Vergleich nur ein jeder die erfreulichen Bilder, die heute ihm unsere Möbeln und Ge-

Große Allee im Park zu Windsor.

räte, der Schmuck unseres Hauses, gewähren, mit der öden Nüchternheit und verwilderten Gedankenlosigkeit, die uns im allgemeinen noch vor zwanzig Jahren einengten; damit haben wir alle täglich ein Bild vor uns von einem Teile der heilsamen und fördernden Wirksamkeit der deutschen Kronprinzessin. Das großartige Monument, welches sie sich als Wiedererweckerin des deutschen Kunstgewerbes selbst errichtet hat, das Gewerbe-Museum zu Berlin, feiert seine Stifterin als siegreichen Heerführer nicht minder, als die Siegessäule im Tiergarten ihren hohen Gemahl. — Tritt unsere zukünftige Kaiserin der Nation in solcher geistigen Kraft und Erhabenheit gegenüber, so fesselt sie nicht minder die Herzen aller derer, denen das Glück zu teil wurde, ihr und ihrem edel-heiteren häuslichen Kreise persönlich nahe treten zu dürfen, durch ihre milde Herzensgüte, durch ihre samaritanische — in eignen schweren Prüfungen gereifte — Teilnahme an jedem Unglück und Leiden welches sie berührt; durch ihre nie rastende Pflichttreue; durch ihre hohe, vor-

Digitized by Google

nehme Wahrhaftigkeit: abgewandt jedem wesenlosen Scheine, jeder gemachten Phrase — zugewandt allem, was rein, edel und echt menschenwürdig ist.

So darf das Vaterland, wenn einmal die Vorsehung das, an jenem hoffnungsreichen 25. Januar 1858 vereinigte hohe Paar an die Spitze seiner Geschicke berufen, mit festem Vertrauen seiner Führung folgen. Eine solche wird es sein, wie wir sie bedürfen um die, von den machtvollen Sprößlingen der alten Hohenzollernburg dem deutschen Volke unter den großen Nationen Europas erstrittene Stellung auch dauernd würdig auszufüllen und dadurch zu bewahren.

So ist am 25. Januar 1858 das englische Königsschloß Windsor Castle, als die Wiege fünfundzwanzigjährigen reichsten ehelichen und häuslichen Glückes für unser, heute noch so jugendliches, silbernes Jubelpaar auch dem deutschen Volke ein Blatt seiner Geschichte geworden. Schlagen wir es auf mit frohem und dankerfülltem Festgefühle. Wir werden sehen, daß keine würdigere und großartigere Stätte für die Geburt unserer zukünftigen Kaiserin, für die Vereinigung unseres zukünftigen Kaiserpaares bereitet werden konnte, als Windsor Castle.

Künstliche Ruinen bei Virginia Water im Windsor-Park.

Das Schloß lagert im Themsethale auf einer breiten vereinzelten etwa 50 Meter steil abfallenden Anhöhe, um die der Strom, hier noch ein frischer klarer Fluß, wie ein silbernes Band sich windet. Diese Lage soll dem Platze den angelsächsischen Namen gegeben haben, „Windelshore", ein gewundenes Ufer. Wilhelm des Eroberers militärischer Blick erkannte den beherrschenden Punkt und er baute hier eine der Festen, vermittelst deren er sein neues Reich zu halten bestrebt war. Aus seiner Zeit rührt der mächtige runde Turm, der „Keep", her, welcher auch heute noch auf künstlich erhöhtem Grunde den starken Kern und hervorragenden Mittelpunkt des Schlosses bildet. Rings um den breiten Steinriesen lagern sich die zwei weiten Höfe, in die wir jetzt von seiner Zinne aus frei hinabschauen.

Gen Westen erstreckt sich der untere Schloßhof, der alsdann mit einer schroffen unnahbaren Felsmauer gegen das, an ihren Fuß geschmiegte Städtchen abfällt. Hier wachsen aus dem Gestein drei uralte runde Türme

Digitized by Google

Als „Unser Fritz" Geographie lernte.

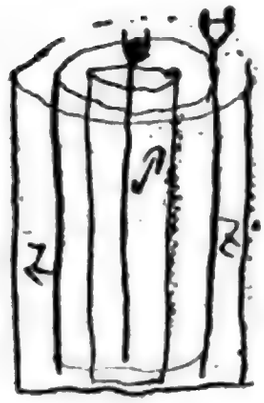
(Aus einem Schreibhefte des Kronprinzen.)

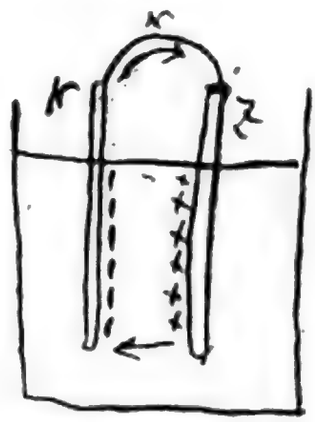
Digitized by Google

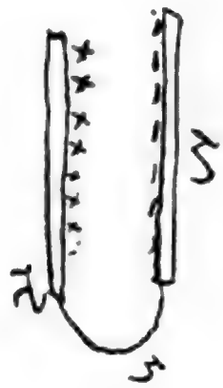
Zum Prontuz

Vergleichung der Cordill. von Cern mit denen v. Quito und Neu Granada; nebst Profilzeichnung dieser Gebirgsländer, v. W. u. O. gesehen.

Friedrich







hervor, die noch der ersten Gründung des Schlosses durch den Eroberer entstammen. Denn man weiß, daß König Eduard III. sie verschonte, als er nach der Schlacht bei Crecy, etwa im Jahre 1350, fast das gesamte alte Schloß niederriß. Der Neubau wurde aus dem Lösegelde bestritten, welches des Siegers zwei erlauchte Gefangene in Windsor Castle, die Könige Johann von Frankreich und David von Schottland, zu erlegen hatten. Zugleich verwerteten beide hohe Herren ihre gezwungene Muße und ihre höhere Bildung in den Künsten des Friedens, indem sie dem Bauherrn auch noch mit gutem Rate an die Hand gingen. Das bedeutendste Bauwerk auf dem „Unteren Hofe" ist die St. Georgs-Kapelle, eine reiche Blüte der Spätgotik. Als Ordenskapelle der Ritter des Hosenbandes trägt sie im Innern ungewöhnlichen Schmuck durch die, über den prächtig geschnitzten Chorstühlen hangenden Banner, Mäntel, Schwerter und Wappen der „Knights of the Garter". Durch die bunten Fenster fällt ein trübes Licht auf das reiche dunkle Schnitzwerk in Holz und Stein, und auf die kunstvollen Monumente der früh geschiedenen Prinzeß Charlotte, der Tochter Georgs IV., und ihres Gemahl des späteren ersten Königs der Belgier.

Vor dem östlichen Altare öffnet sich ein unterirdischer Gang in das Gewölbe unter der anstoßenden Albert-Kapelle, wo neben den drei letzten Königen Englands auch ihr heimatloser Nachfolger, Georg V., nach langjähriger Irrfahrt seine Ruhestätte gefunden hat. In der St. Georgs-Kapelle selbst hat die Königin Viktoria „dem letzten Könige von Hannover" ein Denkmal errichtet. Die Schlußworte der Inschrift lauten bedeutsam: „Starb zu Paris, 12. Juni 1878, ein Königreich gewinnend, das nicht von ihm genommen werden kann. In diesem Lichte wird er Licht sehen." Die Albert-Kapelle über dieser Gruft, früher nach ihrem Erbauer dem Kardinal Wolsey genannt, ist jetzt, nach zehnjähriger Arbeit, mit dem höchsten Aufwande von Geschmack und Pracht in ein Mausoleum des Prinzen Albert verwandelt. Der in buntem Marmor fast überreich eingelegte spiegelnde Fußboden trägt in seinem Mittelpunkte das Marmorbild des Verewigten auf hohem, prächtig geschmückten Cenotaph. Das Gewölbe ist mit bunter Glasmosaik auf Goldgrund aus der berühmten Fabrik von Salviati in Murano eingelegt. Die Fenster der Langseite illustrieren figürlich die Geschlechtsfolge des Prinzen bis hinauf zum Stammvater Wittekind. Die kleine Kapelle ist jetzt wohl eines der größten Prachtwerke des Erdkreises. —

In den Mauern des alten Klosters hausen noch immer die „Armen Ritter von Windsor", eine Stiftung Eduards III. für 18 verdiente invalide Offiziere.

Die Verbindung zwischen dem Unteren und Oberen Schloßhofe ist noch heute durch das uralte bedeckte „Norman Gate" hergestellt. Oberhalb desselben sehen wir — gen Osten — die neueste Entwickelung der Königsburg, den großartigen viereckigen „Oberen Hof" mit seinen fünfhundert Zimmern in hoheitvoller Ruhe und schwerer würdiger Pracht sich ausbreiten. Hier erscheint uns die Majestät der lebendigen Größe, ohne Prunk und Schnörkel, in einfachen riesigen Zügen. Sie gebietet Ehrfurcht durch ihre erhabene, stolze, festgegliederte Masse. Windsor Castle zeigt uns die Entwickelung der monarchischen nationalen Größe Englands. Mit ihrem geschichtlichen Ursprunge, der Eroberung, beginnend schreitet die Königsburg durch acht Jahrhunderte stetig wachsend fort; altehrwürdig und jugendkräftig. Windsor Castle trägt in seinen Bauwerken Erinnerungen an fast jeden Herrscher Englands. Namentlich ließen hier Eduard III. und Heinrich VIII. dauernde Spuren ihres Wirkens zurück; später Elisabeth und das Haus Hannover. Georg IV. ward der Wiedererbauer des Schlosses, so wie es jetzt im wesentlichen dasteht, durch seinen genialen Baumeister Sir Jeffrey Wyatville. Seit dem Jahre 1824 hat das Parlament für diesen Zweck mehr als 40 Millionen Mark bewilligt.

Halten wir, ehe wir das Innere des Schlosses betreten — soweit es dem Fuße des Fremden zugänglich — noch eine kurze Umschau. Wohl keine Landschaft Englands ist in ihrer eigentümlichen Schönheit englischer als das Bild, welches sich hier vor unseren Augen entrollt. Windsor Castle steht auf natürlich gegebener, gewachsener, fester, beherrschender Höhe, von der Themse umflossen. Am anderen Ufer, gegen Norden, liegt tief unter uns die, mehr denn vier Jahrhunderte alte, stets jugendfrische hohe Reichsschule Eton, darüber hinaus sucht der Blick das ehrwürdige Oxford.

Digitized by Google

Autograph des Krou[illegible]

(Aus dem Reise[illegible]

Datum	Charge.	Namen.	Inhalt der Meldung.
1/7	Sr. Lieut. im 1. Garde Manns Rgt.	von Rochow	meldet sich ganz gehorsamst auf 3 Monat zur Dienstleistung zum Garde Artillerie Regt. kommandirt
1	Oberst u. Kommandeur der Garde Artillerie Regiment	v. Krehl	meldet sich ganz gehorsamst von Urlaub zurück.
1.	Landgraf Alexis von Hessen		meldet sich gehorsamst auf seiner Durchreise.
1 Juli	Hauptmann	v. Schidlitz	meldet sich ganz gehorsamst zum Artillerie Offizier des Platzes Spandau ernannt.
1/7.	Premierlieut. u. Assistent beim Ortskommando	Gf. Pfuhlenburg	meldet sich ganz gehorsamst von Urlaub zurück. —
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

und seines Gefolges.

r von London 1857.)

	Die Lieutenants		
1/7	von Oslau	3ten Infanterie	Regiment, mit Rüdiger von 17 Inf.
	melden sich ganz gehorsamst zur Dienstleistung zum Garde Artillerie		
	Regiment kommandirt		
1/7	von Goltberg		meldet sich ganz gehorsamst zur
	Lieutenant im 1ten		Dienstleistung zum Garde
	Hirschfeld Regiment		Artillerie Regiment
	Königin		kommandirt.
1/7.	Frhr. v. Verdy	Lieutenant im 14. Inf. Rt.	meldet sich ganz gehorsamst zur Dienst-
			leistung beim Garde-Artillerie Regiment
			kommandirt.
	Oberst v. Moltke		meldet gehorsamst seine
			Rückkehr aus London
	Oberst v. Herwarth		meldet gehorsamst seine Rück-
	Commandeur des Kaiser		kehr von der Respirirung des
	Alexander Grenadier		3te Garde Landwehr Regiments
	Regiments		

Im Westen und Osten drängen sich Herrensitze und Cottages in der frischen grünen baumreichen Ebene; am fernsten östlichen Horizonte zeichnet sich bei klarer Luft dem scharfen Auge die mächtige Kuppel der St. Pauls-Kathedrale in London. Man hat an solchem Tage einen endlosen Rundblick über zwölf Grafschaften.

Beschränken wir jetzt unsere Blicke wieder auf den Oberen Schloßhof zu unseren Füßen, so zeigen sich uns gradeaus und rechts die Privatgemächer der Königin und des königlichen Haushaltes. An der Westseite des „Quadrangle" steht auf einem hohen Piedestal die Reiterstatue des „lustigen Königs" Karls II.; ein älteres Werk aus dem Jahre 1679. Horace Walpole urteilt über ihren Kunstwert: „Die Früchte, Fische und Embleme der Schiffahrt um den Sockel sind vorzüglich gemacht. So erweisen sich Mann und Pferd als recht zweckdienlich, um des Beschauers Auge schleunigst auf das Piede-

Gruppe immergrüner Eichen im Park zu Windsor.

stal herab zu lenken." Der Flügel zur Linken enthält die „Staats-Gemächer". Wir betreten diese durch den großen „Staatseingang". Ueberraschend großartig sind hier die Staatstreppe und das Vestibül, auf welches sie mündet. Man könnte sich in den Eingang eines majestätischen Tempels versetzt fühlen, unter dieser doppelten Reihe von Säulen, auf die aus bedeutender Höhe ein reichliches gedämpftes Licht fällt. Unser Führer leitet uns, von hier aus, durch eine lange verschlungene Reihe schwerprächtiger Prunkgemächer, deren schönster Schmuck in den Meisterwerken der Malerei besteht die hier versammelt sind und mehreren Räumen den Namen verliehen haben: das Zuccarellizimmer, das Rubens- und das Vandykzimmer. Letzteres enthält 22 der bedeutendsten Bilder des großen Porträtisten. Der Ballsaal ist mit prächtigen Gobelins bekleidet, die Geschichte des Jason darstellend. In zwei Nebenzimmern führen gleiche Kunstwerke uns das Intriguenstück „Esther-Mordachai Haman" vor.

Weiter dringen wir ein bis zur Waterloo-Galerie. Ein mächtiger Raum, der sein Licht von oben durch die, in der Mitte erhöhte, von Gurtbögen getragene Decke empfängt. Bis zur Höhe von etwa 7 Metern sind die Wände in dunklem Holz getäfelt. Ueber dieser Bekleidung reihen sich die lebensgroßen Porträts von Männern, die in irgend welcher Beziehung zur Schlacht von Waterloo stehen. Fast sämtliche Bilder sind von Sir Thomas Lawrence gemalt. Ich sah diesen großartigen Raum an einem der seltenen Tage, wo zu einem feierlichen Bankette das berühmte Goldservice von Windsor auf der Tafel, für siebzig Gedecke, und auf den hohen schweren Büffets

Digitized by Google

nd Kredenzen leuchtete. Es sollte die An=
esenheit der ältesten Tochter des Hauses und
res Gemahles verherrlicht werden.

Neben der Waterloo=Galerie öffnet sich
ns die St. Georgs=Halle. Sie ist 70 Me=
r lang und 12 Meter breit. In einer Höhe
on 12 Metern trägt sie eine flachgewölbte
etzförmige gotische Decke,
eren unendliche Maschen
it den Wappen aller
osenbandritter seit Stif=
ng des Ordens ausgeklei=
et sind. Kein Fremder
ird wohl die kolossale Halle
urchmessen ohne sich der
ekannten Sage zu erin=
ern, in welche die jetzt
infhundertjährige Stif=
ng des Ordens sich ge=
leidet hat. Aber es gibt
och eine andere Legende,
ie vielleicht nicht so all=
emein bekannt ist und
ie — mir wenigstens —
eit mehr zusagt. Denn
e zeigt uns den König
duard III. in einem weit
ürdigeren Lichte. Nach
ieser Ueberlieferung zog
ch, gegen den Schluß des
estes, die Königin Phi=
ppa aus dem Ballsaale
n die königlichen Privat=
emächer zurück. Der König
olgte ihr bald und er=
lickte in einem Vorzimmer
uf dem Fußboden ein
lanes Strumpfband; er
laubte es als Eigentum
einer Gemahlin zu erken=
ien. Einige, ihm vor=
retende Herren seines
„cortège“ waren über das
Band bereits hinweggeschritten, zu vornehm
um sich nach einem so unbedeutenden Dinge
zu bücken. Der König jedoch hob es auf und
agte: „Ihr scheint dieses Strumpfband nur
gering zu schätzen, ich aber will es zu hohen
Ehren unter euch bringen.“

Und das Motto des Ordens — so be=
richtet die Sage weiter — sei die Antwort
der Königin gewesen, als der König sie frug,

Culloden-Monument im großen Windsor-Park.

was die Leute von ihr denken sollten, daß es so fahrlässig um ihren Anzug bestellt sei? —: „Hony soit qui mal y pense“. —

Eine halbrunde lange Galerie verbindet die nördlichen Staatsräume des Schlosses durch den östlichen mit dem südlichen Flügel, wo die unnahbaren Privatgemächer der Königin liegen. An einem Sonntag Morgen wollte einmal einer der Hofherrn einem wißbegierigen Reisenden einen Blick auf diesen Weg entlang gönnen, als der Gottesdienst in der Schloßkapelle bereits begonnen hatte. „Es sei jetzt ein möglicher Augenblick für diesen Grenzfrevel, da Ihre Majestät sich bereits in der Kapelle befinde.“ Als die kühnen Eindringlinge schon bis in die Mitte der Galerie gelangt waren, stockte der Führer plötzlich. Sein feines Hofohr hatte das nahende Rascheln eines Gewandes vernommen. Mit dem leisen Schreckensrufe: „die Königin!“ ergriff er seinen Begleiter an der Schulter und drückte gleichzeitig auf irgend einen verborgenen Knopf in der Holztäfelung der Wand. Eine geheime Thür sprang auf und beide Uebelthäter verschwanden — in ein Gewirr von Glas= und Porzellankammern, aus denen sie erst nach längerer Irrfahrt wieder in erlaubte Pfade einmündeten.

Am nördlichen Abhange des Schloßhügels steigt eine steinerne Treppenflucht mehrere hundert Stufen hinauf. Sie mündet auf die prächtige breite Terrasse, die dort von der Königin Elisabeth hergestellt ist. Ein Spaziergang von seltener Schönheit der Aussicht, der den guten Bürgern von Windsor und ihren ehrbaren, hoffentlich immer noch „lustigen“ Hausehren geöffnet ist. Von dort führte Karl II. die Terrasse,

Digitized by Google

der östlichen Front entlang, weiter. Unter ihr liegt ein Blumengarten, rundum durch eine Orangerie abgeschlossen, so daß kein unbefugtes Auge eindringen kann. In seinem Mittelpunkte steht ein Wasserbassin; gerade Wege zerlegen die Fläche, von etwa 6 Morgen, in regelmäßige Kreisabschnitte. Diese sind mit Rasen bedeckt, in den die Blumenbeete, in länglichen Figuren, eingelegt sind. Der bedeutendste und eigentümlichste Schmuck des Gartens besteht in der vollendeten Verbindung des lebenden Blumenflors mit den Meisterwerken der Erzbildnerei, die als schöne Statuen und prächtige Vasen im Garten ver-

Hof des Schlosses Windsor bei Mondschein.

teilt sind. Diese geben der Anlage den italienischen Charakter der, mit so meisterlichem Verständnisse, auch in den Gärten von Sanssouci durchgeführt ist; zuerst durch den Kunstsinn Friedrichs des Großen, dann Friedrich Wilhelms IV. Seine jetzige Vollendung verdankt dieser Blumengarten unter den Fenstern der Königin der stillschaffenden Thätigkeit und dem hochgebildeten Schönheitssinne des verstorbenen Prinzen Albert, wie so unendlich Vieles, was wir jetzt in Windsor bewundern.

Unmittelbar an die Ostseite des Schlosses schließt sich der „Hauspark". Dieser kleinere, abgeschlossene Teil enthält eine Fläche von 600 Morgen. Wir finden hier einen kaum übersehbaren Reichtum von herrlichen alten Bäumen, reizenden Cottages und auserwählten künstlerischen Gartenbildern. Jedoch erlaubt der mir zugemessene Raum nicht, in diesen kühlen Schatten länger zu verweilen. Wir betrachten daher nur im Vorüberwandern die, nach Wilhelm dem Eroberer genannte und ihm wohl mindestens gleichalterige Eiche, die auf 2 Meter Stammhöhe 12 Meter Umfang mißt. Hier dürfen wir auch die uns allen befreundete „Hernes Eiche" suchen, unter welcher der spukhafte Schluß der „Lustigen Weiber von Windsor" sich so oft vor uns abgespielt hat. Nicht

Digitized by Google

weit davon finden wir die „Lutherbuche“; ein Ableger des bekannten gleichnamigen Baumes bei Altenstein in Thüringen, an dem Platze, von wo der Doktor Martin im Jahre 1521 als Junker Georg auf die Wartburg entführt wurde.

Aus diesem „Kleinen Park“ gelangen wir in den königlichen „Küchengarten von Frogmore“. Abermals eine Schöpfung des Prinzen Albert. Der gesamte, von hohen Steinmauern eingeschlossene Betrieb bedeckt 45 Morgen. Sowohl was Einrichtung als was Leistungen betrifft, steht der „Küchengarten“ in allen Zweigen unübertrefflich da und sucht zur Zeit wohl in ganz Europa seinesgleichen. Wir finden hier eine Reihe von 14 großen Glashäusern für Obst, deren Gesamtlänge 400 Meter beträgt. Ihnen gegenüber hat sich ein ganzes Dorf von hohen und niederen Treibhäusern für jede Art von Früchten, Gemüsen und Blumen angesiedelt. Sie liefern unter anderem jährlich 1000 Stück Ananas; die Erdbeeren aus 9000 Töpfen; Schnittbohnen und Blumenkohl während des ganzen Jahres; dazu Wälder dekorativer Pflanzen und Blumen. Bei einem Besuche fremder höchster Herrschaften im Schlosse wurden binnen einer Woche die jungen Erbsen von so viel Reihen verbraucht, daß deren Gesamtlänge beinahe 5 Kilometer betrug. Die erste Anlage des Küchengartens kostete 900,000 Mark. — In der Nähe des Gartens treffen wir auf eine Musterwirtschaft (Model farm) die, mit drei anderen, ebenfalls vom Prinzen Albert im Windsor-Parke errichtet ist; daneben eine Dairy (Milchkeller), in welcher großartige rationelle Einrichtung sich mit reichstem Schmucke des Innern verbindet.

In einem einsamen, dicht bewaldeten Teile des benachbarten Parkes hat die Königin ihrem allzufrüh vollendeten Gemahl ein Mausoleum errichtet. Dort hat neben dessen irdischen Ueberresten in einem gemeinsamen granitenen Sarkophage auch die trauernde Witwe sich ihre letzte Ruhestätte bereitet.

Alle die einzelnen landschaftlichen Gruppen, die wir besucht und gestreift haben, werden umfaßt durch den „Großen Windsor-Park“. Er enthält, in unabsehbarer Erstreckung, etwa 2500 Morgen. Wir dringen in dieses grüne Meer auf einer gewaltigen Schneide ein, die sich in mächtiger Breite und kaum zu ermessender Länge vom südlichen Fuße des Schloßhügels in den Großen Park hinauszieht. In ihrer Mitte dehnt sich eine geräumige Fahrstraße; jedoch erscheint sie nur als helle Linie, denn auf beiden Seiten nimmt der freie grüne Rasen, der sie begleitet, wohl den vierfachen Raum des Weges ein. Diese gesamte Fläche ist wieder hüben und drüben durch zwei Reihen hoher alter Ulmen eingefaßt; weite schattige Alleen für Fußgänger und Reiter. Die riesigen Rüstern sind zur Zeit Karls II. (1670) gepflanzt und stehen heute noch in voller Kraft.

Das ist der, etwa 4 Kilometer lange, berühmte „Long Walk“, das gewaltigste Meisterstück englischer Parkkunst. Wir wandern fürbaß und blicken, zwischen den Bäumen, auf geräumige Weidegründe hin, belebt durch Herden von Schafen, Angoraziegen und vertrautem Dammwild. Am Schlusse des Long Walk teilt sich der Weg. Rechts führt er zum sportberühmten Ascott. Wir jedoch streben gerade aus durch den Wald, um das große künstliche Wasserstück des Parks: „Virginia Water“, seine Kaskaden, Tempelruinen und Schluchten gebührend anzustaunen. Auf dem Rückwege nimmt, beim einsamen Obelisken von Culloden beginnend, ein neues Wunder uns auf und hält uns wohl eine halbe Stunde lang gefangen. Es wäre wohl ein blühender Garten, wenn nicht die lichten alten Eichen über uns bezeugten daß wir noch im Walde sind. Aber unter ihnen begleitet jetzt unseren Weg ein wohl 6 Meter hohes, dichtes Gebüsch dessen kräftiges, immergrünes Blattwerk in einem bläulichen Meere der frischesten, üppigsten Blüten fast verschwindet. Wir sind in den, allen Landschaftsgärtnern wohlbekannten „Rhododendron Walk“ eingetreten. Ein wunderbarer Anblick gerade in dieser Blütenzeit; dem Festländer, der nie einen farbenreichen Wald gesehen, doppelt wunderbar.

Diese märchenhafte Pracht begleitet uns bis an unseren Ausgang aus dem Parke von Windsor, das „Bishopsgate“. Hier zögern wir noch ein kurzes Weilchen. Denn ganz in der Nähe des Thores entdecken wir in der Waldwand vor uns zwischen den alten hohen Bäumen eine schmale Lichtung oder Schneide. In dieser Lichtung zieht sich eine Schlucht sanft abwärts, und jenseit dieser Schlucht, weit — weit hinaus — steigt im Rahmen der beiden Waldsäume die mächtige Königsburg Windsor Castle nochmals vor unseren überraschten und geblendeten Augen empor.

Digitized by Google

Die Gäste der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

ine tüchtige, wahrhafte Natur," fuhr Eva unbeirrt fort, „deren Berührung belebt und erfrischt".

Er sah von der Seite auf sie herab. „Da haben wir's ... Die Frau wäre im stande.. oh.."

Eva schüttelte den Kopf. „Ich glaube auch, daß er gewünscht hat, sich mit mir zu verbinden," fuhr sie leiser fort. „Aber ein solcher Schritt wäre eine Thorheit gewesen."

„Gott sei Dank, daß Sie das einsehen," brach er hervor. „Kind, folgen Sie meinem Rate, binden Sie sich um Gotteswillen nicht wieder. Es wird nichts, kann nichts werden, so wenig wie das erste Mal. Damals hatten Sie einen Lumpen zum Manne, von dem das Schicksal sie befreit hat. Jetzt könnte es Ihnen nun passieren, an der Seite eines braven Kerls, wie, meinethalben, dieser Doktor da — kreuzunglücklich zu werden und ihn natürlich ebenso unglücklich zu machen. Lassen Sie sich warnen. Die Verhältnisse in Deutschland gestatten einer Frau Ihrer Begabung das eheliche Leben noch nicht. Es ist Ihnen versagt. Und Ihr Naturell begünstigt Sie in hervorragender Weise. Das sagt Ihnen ein alter Praktiker, der Ihr Geschlecht kennt. Sie brauchen nicht, wie eine George Sand und andere geniale Frauenzimmer, Ihre Zuflucht zu nehmen zu Entschädigungsverhältnissen, die der ganzen Lebensführung denn doch etwas Improvisiertes, Halt- und Zügelloses geben. Sie haben diese Bedürfnisse nicht; um so besser für Sie ... Sie sind eine zärtliche, aber keine sinnliche Natur. Das wissen oder fühlen Sie selber auch sehr wohl. Nun, ich habe es Ihnen einmal gesagt, weil einem eine solche von anderen klar für uns formulierte Wahrheit in einzelnen Lebenslagen recht zu statten kommen kann. Und was den Burschen betrifft, der mich vorhin mit einer Art von Eigentumsanspruch an Sie ganz giftig ansah, als er uns zusammenfand, geben Sie ihm meinetwegen einen Kuß und dann schicken Sie ihn seiner Wege, hören Sie!"

Er hob warnend den Finger; sie nickte leise und sah ihn an: „Sie haben recht."

„Nun, das ist eine Sache für sich. Sie wollen mir folgen?"

„Ja."

„Geben Sie mir Ihre Hand."

Er zog diese schöne Hand an die Lippen und ging dann. Eva trat unter die Thüre und sah der mächtigen Gestalt nach, die sich ihren Weg zwischen den Schleppen, schwarzen Fracks und weißen Schultern hindurch bahnte nach dem oberen Ende des Saales zu, wo Madame Santines saß. Dann wandte sie sich zurück in das Halbdunkel und die Stille des Billardzimmers, die nun längere Zeit hindurch von niemand mehr unterbrochen wurde. Jene noch immer überfüllten Räume dort waren in einem Sinne leer für sie, und sie fühlte nicht das mindeste Verlangen, in dieselben zurückzukehren.

Uebrigens hatte Buchner vorhin nicht nur in subjektiver Empfindung gesprochen: die Wachskerzen waren wirklich herabgebrannt und wurden von den Dienern fortwährend durch neue ersetzt. Die Hitze im Saale war fast unerträglich geworden: man hatte durch geöffnete Fenster und Thüren eine heftige Zugluft hergestellt, in welcher die Lichter hin und her flackerten. Damit noch nicht zufrieden, fächelten die Frauen sich wütend und ließen auch ihren Kavalieren diese Wohlthat freigebig zu gute kommen. Die dunkeln Köpfe der Italiener waren hier und da hinter den breiten Fächern ihrer Damen kaum noch sichtbar; die schöne Giulia Mozzi bedeckte gerade, als Eva an dem Paare vorüberkam, mit dem ihrigen

Digitized b

eine bedenkliche Annäherung des dunkeln Bärtchens della Roccas an ihre runde weiße Schulter.

Getanzt wurde nur noch von wenigen Paaren. Jetzt wurde das Räderrollen der zur Abfahrt bereiten Equipagen draußen auf dem Kies laut und die Räume fingen an sich zu leeren. Man atmete auf im Saale, und die umständlichen Abschiedsbegrüßungen, die man austauschte, hatten etwas von erneuter Frische und Lebhaftigkeit. Die Gastgeber hielten aus, Herr Santines vielleicht etwas zerstreut und abgespannt, Madame Santines und die Baronin mit demselben liebenswürdigen Lächeln und derselben Spannkraft, mit der sie die Gäste bewillkommnet hatten. Von den jüngeren Hausgenossen war nur die unverwüstliche Komtesse Thera noch da; auch Frau Eva blieb in deutscher Pflichttreue so lange, bis der Saal beinahe ganz leer war. Nanny, Hermione und die Panikoffs waren schon lange verschwunden. „Die kleine Quincenet, die sich schonen muß, wußte, daß sie sich zurückziehen durfte, wenn sie wollte," sagte Madame Santines etwas ungehalten. „Die Panikoffs, nun, die sind bei einer solchen Gelegenheit allenfalls zu entbehren, da sie wenig tanzen und nur von Politik zu reden wissen. Aber Nanny begreife ich nicht. Das Mädchen pflegte sonst bei dergleichen meine Hauptstütze zu sein, und heute habe ich sie kaum zu Gesicht bekommen. Ich werde sie morgen ins Gebet nehmen."

Buchner hatte sich, als er den Saal verlassen, nicht gleich hinauf in sein Zimmer begeben: dasselbe war im ersten Stocke gelegen; Musik und Stimmengewirr aus den Gesellschaftsräumen würden ihm dorthin gefolgt sein und jede Ruhe verscheucht haben. Er trat daher in den Garten hinaus und verließ auch diesen, um den Walzerklängen und dem Geräusch der sehr lauten Gesellschaft zu entgehen. In die tiefe Nacht hinein, schritt er auf der Chaussee den Berg hinauf. Hier umfing ihn die ersehnte Stille, die dann aber bald durch ein entferntes Rollen unterbrochen wurde, das sich im Näherkommen als von einem schweren Wagen herrührend auswies. Derselbe rumpelte hinter ihm drein, den steilen Weg von der Stadt hinauf, holte ihn ein und fuhr an ihm vorüber. Er konnte nur eben die dunkle Masse des Gefährtes erkennen, welches eine seltsame, kastenartige Form zu haben schien. Der Fuhrmann, oder waren es ihrer mehrere — er hatte nichts unterscheiden können —, verhielt sich ganz still, auffallend genug für einen Italiener.

Buchner zerbrach sich den Kopf über die Natur dieser schweigenden nächtlichen Fuhre, bis ihm plötzlich und völlig unvermittelt, wie es ihm schien, das Verständnis für die Begegnung kam. Was an ihm vorübergefahren, war der Totenkarren gewesen, welcher die den Tag über in den Kirchen beigesetzten Leichen unbemittelter florentinischer Einwohner stundenweit über die Hügel hin in die gemeinsame Armengruft in Trespiano brachte.

Es war ihm nun die Lust vergangen, dieser unerfreulichen Wagenladung weiter den Hügel hinauf und durch die Finsternis zu folgen; auch die duftgeschwängerte Luft aus den Gärten an der Straße atmete die Nase des Arztes jetzt mit minderem Behagen ein als vorher.

Er stieg wieder hinab; von weitem leuchteten ihm durch die Nacht die hellen Fenster der Villa Santines entgegen. Und daneben durch die Landstraße davon geschieden, die dunkeln Umrisse eines andern Hauses, bei dessen Anblick es ihn wie Ruhe überkam nach der peinlichen Spannung seines Denkens und Empfindens während der letzten Stunden. Das kleine Aschenbrödel, welches dort ruhte und durch kein Märchenwunder in den Ballsaal da drüben eingeführt worden war, stand jenem ganzen lauten Treiben so fern, daß wer in demselben zu Schaden gekommen war, sich wohl erholen konnte beim bloßen Gedanken an sie.

Buchner ging langsam an dem kleinen schlafenden Hause vorüber und rief dabei eine Vorstellung in sich auf, die ihn merkwürdig unterhielt und erheiterte. Marie war ja doch schließlich auch ein junges Mädchen, und wenn man sie's gelehrt hätte, würde sie tanzen können wie die übrigen. Sie hätte dann vielleicht auch etwas mehr Selbstgefühl, und undenkbar war es ja überhaupt nicht, daß sie ihre jetzige krankhafte Schüchternheit irgend einmal abstreifen würde. Sie sich in dem Duft und Flitter der übrigen vorzustellen, schien auch nicht völlig unmöglich, obgleich ihm dies schon schwerer wurde. Kurz — er umfaßte endlich in Gedanken mit seinen Armen die kleine schmächtige Gestalt da drinnen und drehte sich mit ihr im Tanze, und ein leises, aber deut-

Digitized by Google

liches Wohlgefühl beschlich ihn jedesmal, so oft es ihm zum Bewußtsein kam, daß diese Vorstellung eigentlich nichts enthielt, was sie zur unerfüllbaren Phantasie hätte stempeln müssen.

Und daneben wurde ihm ein anderes klar. Daß, wenn die kleine Marie da drüben in der glänzenden Versammlung gewesen wäre — vielleicht auf ihn besonders angewiesen, wahrscheinlich sogar, denn sie kannte ja keinen Menschen — dieser Abend für ihn einen anderen Inhalt gehabt und er in einer anderen Stimmung als die war, in welcher er sich vorhin befunden, dem hellen Saale zum Schlusse den Rücken gekehrt haben würde.

Die abfahrenden Wagen folgten einander jetzt rascher und rascher, die Musik ertönte zwar noch, aber das Tanzen schien so ziemlich aufgehört zu haben. Buchner begab sich nun auf sein Zimmer, da man hoffen durfte, daß in kurzer Zeit alles zu Ende sein werde.

Aber es dauerte noch stundenlang, ehe im Hause allgemach die Lichter erloschen, und die volle nächtliche Stille die Oberhand gewann. Der letzte schlürfende Dienstbotentritt, welchen die etwa noch Wachliegenden mit nervös geschärfter Reizbarkeit des Gehörs treppauf treppab und ein paar endlose Gänge entlang verfolgen konnten (er gehörte dem Koch an, der die übrig gebliebenen Wachsstümpfchen mit umständlicher Sorgfalt gesammelt und in einen eigens um die breite Taille gebundenen umfangreichen Leinwandbeutel versenkt hatte), dieser letzte schlürfende Tritt also verhallte in den ersten Morgenstunden, da die Sonne nicht mehr weit davon entfernt war, die tiefe Dunkelheit unvermittelt in ebenso helles Licht zu verwandeln.

In einem der Gastzimmer des Hauses war die Kerze schon sehr frühe ausgelöscht worden. Wozu hätte die darin rastlos auf und ab wandernde Bewohnerin auch wohl des Lichtes bedurft? Etwa um im Spiegel ihr graues, überwachtes Gesicht zu sehen, mit den plötzlich schärfer gewordenen Zügen, den dunklen Ringen um die Augen — alles andere eher als das heitere, jugendfrische Antlitz, welches es eigentlich hätte sein müssen, um — trotz allem und allem — die ehrgeizigen Pläne doch noch zu verwirklichen, die jetzt, so lange sie sich nicht mit Gewalt zwang, das Gegenteil zu glauben, so grausam gescheitert schienen.

Nanny hatte sich entkleidet, hatte das lange Nachthemd übergeworfen, war mit bloßen Füßen in die Schuhe geschlüpft, und hatte dann jene rastlose Wanderung durchs Zimmer angetreten, die sie jetzt, nach Stunden, immer und immer wieder fortsetzte, sobald die innere Unruhe sie aus dem Sessel aufgejagt hatte, in den die ermatteten Glieder fast gegen ihren Willen gesunken waren. Manchmal blieb sie vor der Spiegelkonsole stehen, die Hand auf die Platte gestützt, und starrte lange und angelegentlich auf die durch die Dunkelheit mattschimmernde Glasfläche, als sehe sie darin etwas ganz anderes, als den dunklen, unheimlichen Umriß einer Gestalt. Zuweilen lachte sie hart auf... eine Thräne kam nicht in die heißen Augen während der langen Stunden dieser Nachtwache. Ich habe es nicht besser haben wollen, murmelte sie ein paarmal. Und diesen Ausbrüchen folgte wieder langes, stummes, intensives Grübeln, denn der rastlose Geist gab noch nicht alles verloren und zerquälte sich, Möglichkeiten auszudenken eines endlichen Gelingens, allen den Demütigungen und Qualen zum Trotze, welche man sie heute Abend hatte durchkosten lassen.

Als der strahlende italienische Tag anbrach, verschloß Nanny die Läden fest, zog die Vorhänge zu und suchte ihr Lager auf. Sie hatte trotz ihrer Ermattung kein Schlafbedürfnis, aber sie wollte schlafen, damit ihr Aussehen am nächsten Tag den übrigen nicht allzuviel verrate. Und der Schlaf kam endlich; sie zwang ihn herbei nach langem Ringen, denn Nanny hatte einen festen Willen.

Die Tage, welche unmittelbar einem Ereignis folgen, auf das sich vorher die Erwartungen vieler konzentriert hatten, pflegen überall in der Welt denselben nicht eben angenehmen Charakter zu tragen. Sei es ein Subskriptionsball, ein Künstlerfest oder ein Familienkränzchen gewesen, für welches man lebende Bilder arrangiert hatte — in den beteiligten Kreisen herrscht, sobald die Feierlichkeit vorüber ist, ein verwandtes Gefühl der Leere und eines gelinden Ueberdrusses, zugleich eine Art Hunger nach neuer Aufregung. Man hat noch keine rechte Lust, zu den gewohnten Beschäftigungen, welche durch die Vorbereitungen zu dem Ereignis unterbrochen worden waren, so ohne weiteres wieder zurückzukehren. Man vermißt das unendliche Schwatzen der vorhergehenden Tage, den geschäftigen Müßiggang derselben, und würde

Digitized by Google

sehr zufrieden sein, wenn sich am liebsten aus der verwichenen Festivität selber, noch irgend etwas Außergewöhnliches ergäbe, davon man das unendliche Gerede eine Weile weiter spinnen könnte.

Auch im Santinesschen Hause herrschte ungefähr diese Stimmung, soweit sie bei einzelnen nicht durch ernstere innere Angelegenheiten in den Hintergrund gedrängt wurde. Das frühere, heiter angeregte Leben wollte sich nicht gleich wieder entwickeln; selbst zur gewöhnlichen Tagesordnung war man noch nicht wieder zurückgekehrt. „Wir waren so gemütlich gerade vor dem Ball," klagte die Baronin, „und jetzt will das Ding gar nicht wieder ins rechte Geleis kommen." Sie hatte recht, und nun traten auch noch Ereignisse ein, welche jener „Gemütlichkeit" des international gastlichen Hauses auf längere Zeit ein Ende machten. Die Anfänge derselben hatten sich nicht im Santinesschen Hause abgespielt, aber sie berührten es mit ihren Wirkungen.

Zur späten Abendstunde an einem dieser Tage befand sich Aristides Golzow in seinem Arbeitszimmer, dem weiten Gemache mit den Büsten großer Freidenker auf schwarzen Marmorsäulen in den Ecken. Es war außer ihm nur noch eine Person im Zimmer; diese eine war Litkas Schwester, Fräulein Amalie Golzow.

Herr Golzow hielt ein Papier in der Hand, ein Schriftstück, offenbar amtlichen Ursprungs, welches er vor kurzer Zeit erst erbrochen hatte. Er starrte hinein mit seinem längsten Gesicht, doch war immerhin keine gewaltsame Aufregung in diesen Zügen, denen etwas von der Ernsthaftigkeit mancher Tiere eignete, zu lesen. Wer ihn beobachtete, wäre schwerlich auf den Inhalt des Dokuments verfallen. Es war dasselbe nämlich nichts mehr und nichts minder als das Dekret seiner Ausweisung aus Italien, dem Asyl seiner Familie, seinem Adoptivvaterlande.

Zu lesen stand darin, daß er bei Gefahr der Einkerkerung sich binnen sechsunddreißig Stunden nicht mehr auf italienischem Grund und Boden betreffen lassen dürfe.

Fräulein Panikoff brauchte nicht mehr mit dem Inhalt des Dekrets bekannt gemacht zu werden. Dasselbe schien sie nicht überrascht zu haben; jetzt stand sie völlig schweigend da und beobachtete den Empfänger.

„Hm —." Herr Aristides begann mit einem kurzen, sehr wenig humoristischen Lachen — „Sie thun mir also die Ehre an, mich für gefährlich zu halten. Meinem Vater haben sie nie die Gastfreundschaft gekündigt — so scheint es doch also, daß ich auch abgesehen von seinem Namen, dem herrlichen Republikanernamen, den ich trage, ein Gegenstand der Beachtung für sie bin."

Es war nicht zu verkennen, daß ihn einstweilen dieser Gedanke mit einiger Genugthuung erfüllte. „Sechsunddreißig Stunden," fuhr er dann nachdenklich fort ... „das ist eine anständige Frist, in dreizehn bis vierzehn Stunden können wir jenseits der Grenze sein ... es bleibt für Vittoria" — das war Madame Golzow — „Zeit genug, wen und was sie will mitzunehmen."

Amalie Panikoff war einen Schritt näher gekommen und es trat ein Zug der Spannung in ihr Gesicht. Golzow, ihren finster fragenden Blick beantwortend, fuhr wie zur Entschuldigung fort: „Sie wissen so gut wie ich, daß Vittoria nicht ohne die kleinsten Kinder gehen wird. Die großen sind leicht bei Bekannten unterzubringen. Wir bleiben natürlich zunächst in der Schweiz, an einem Orte, von welchem aus ich mich ohne allzugroße Schwierigkeit mit unserem Hilfskomitee ins Vernehmen setzen kann. Dies Haus muß vermietet werden, ganz oder teilweise. Wie wäre es, wenn Sie und Litka ..."

Er hatte immer abwechselnd wieder in das Papier gesehen, als ob er diese Verhaltungsmaßregeln aus demselben abläse. Jetzt aber schaute er auf, mit etwas mehr Lebhaftigkeit als bisher, da ihm ein guter Gedanke gekommen schien. Aber gleich darauf bot sein Gesicht den Anblick versteinerter Verblüfftheit dar: er stockte mit halboffenem Munde.

Dicht vor ihm stand Amalie, ihre Finger streckten sich nach seinem Arm aus, ihr Antlitz war weiß und entstellt und ein bitteres Lachen schlug wieder und wieder hart an sein Ohr.

„Was haben Sie, Amalie! Sind Sie wahnsinnig?" fragte er endlich.

„Wahnsinnig? Man könnte es werden! Falscher und Feigling! Jetzt, hier öffnet dir das Schicksal den Ausweg, zeigt dir, auf welche Weise du die unwürdigen Fesseln abstreifen kannst, und du, blind und stumpf, siehst nicht, fühlst nicht ... willst die Ketten mit dir schleppen, mit seitwärts nach unten schielendem

Digitized by Google

Auge blickst du an der Hand vorbei, die du ergreifen solltest und den Pfad der Freiheit betreten, endlich, endlich ..."

„Und was willst du, das ich thun soll?" fragte er unbehaglich. War es auch ein unheiliges Feuer, welches eben in dem sonst kalt und gleichgültig scheinenden Mädchen aufgeflammt war — es war immerhin ein Feuer gewesen, und in seltsamem Gegensatze zu ihrem Auflodern stand ihr Wesen bei den nächsten Worten. Da schien die Flamme schon wieder niederzuliegen und nur unter der Asche zu glimmen. „Was ich von dir will," sagte sie in ihrer gewöhnlichen trockenen Art. „Daß du deinem thörichten Weibe die Existenz dieses Blattes verhehlst und morgen allein von hier abfährst, mit dem lombardischen Nachtzug. In dem Zug werde auch ich mich befinden. Einige Stationen von hier vereinigen wir uns, um uns hoffentlich nicht wieder zu trennen. Du bist vermählt gewesen, so lange du in Italien warest. Du lässest sie hinter dir zurück, die Jugendthorheit mit allen ihren Folgen. Ein freier Mann ziehst du wieder nordwärts, und zu freiem Bunde gesellt sich diejenige, deren geistiges Ich mit dem deinen schon hier eins geworden war."

Er sah sie an, nicht ohne Neigung, aber mit einer gewissen Furchtsamkeit. „Du wolltest, Amalie" — sagte er wie dankbar den Arm um sie legend — „wolltest dies unsichere Los mit einem Manne teilen, der dir niemals rechtlich, niemals kirchlich angehören kann?"

Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Ich erkenne jenes Recht und diese Kirche nicht an. Mir geben sie keine Gesetze. Was sie binden, ist für mich nicht gebunden. Ich nehme mir mein Recht, mein Recht an das Leben, an das sich vollziehende Geschick der Rasse ... ich nehme dich."

Sie hatte ihn umschlungen; da flog sie plötzlich, kräftig und sehnig wie sie war, wie ein machtloses Kind zur Seite, weit fortgeschleudert von einer unwiderstehlichen Hand. Und mitten im Gemache stand die Eigentümerin dieser Hand, ballte dieselbe zur Faust und schüttelte sie gegen die Feindin. Dann, plötzlich krümmten sich die kleinen Finger zu Krallen, und, alle zehn ausgespreizt, ging sie auf die unwillkürlich Zurückweichende los, sie, Madame Golzow, welche gerade zur rechten Zeit eingetreten war, um ihr Hausrecht und ihren Gatten zu kämpfen.

Was nun folgte, läßt sich nicht beschreiben. Madame Vittoria stammte, wie man weiß, aus der Hefe des Volkes. Ihm gehörte sie in diesem Augenblicke wieder an vom Scheitel bis zur Sohle, mit jeder Nervenfaser ihres Wesens. Ihm gehörten ihre Gesten, ihre Aussprache, ihre Redewendungen, ihm diese unwiderstehliche Flut von Schimpfworten, von Verwünschungen, welche sich über die Verbrecherin dort in der Ecke ergoß. Deshalb wäre es vergeblich, von dem was sie sagte, oder vielmehr schrie, mit einer gellenden weit über das stille Haus hinaus schallenden Stimme schrie, auch nur einen Teil wiederholen zu wollen. Es gab fast kein verächtliches Schimpfwort, welches Fräulein Panikoff nicht über sich ergehen lassen mußte, keine Drohung einer Gewaltthätigkeit, zu welcher weibliche Hände — und es waren in diesem Augenblick die Hände einer kleinen Furie — fähig waren, die ihr nicht ins Angesicht gezischt worden wäre.

Und bei alledem, obwohl diese Rhetorik im Straßenkot gelernt war und in diesem und in den elendesten Höhlen der Armut oder ihrer rohen Genüsse geübt wurde, obwohl sie zügellos, gemein war bis zum Uebermaß — es wäre gewiß niemanden eingefallen, darüber zu höhnen oder gar zu lachen ... Sie entbehrte — diese wilde Beredsamkeit der entfesselten Leidenschaft — sicherlich nicht des Pathos, nicht der niederschmetternden Logik, ja, so seltsam man diesen Ausdruck in Beziehung gebracht zu dieser Redeweise finden mag, auch nicht einer gewissen Würde. Es war die tief beleidigte Ehefrau, welche sprach, sie war ohne ihre Schuld gekränkt, und es durchbebte ihre Stimme ein etwas, welches sie noch eindrucksvoller machte: die wider Willen hervorbrechende Neigung zu dem treulosen Gatten.

Sie ließ endlich von Amalie Panikoff ab und wendete sich ganz zu ihrem Manne. Es sah aus, als habe sie nicht übel Lust, sich an ihm zu vergreifen; die heißen, sprühenden Augen hatten sich mit Thränen der Wut gefüllt, aber — ob diese Thränen selber, das Mitleid mit uns, welches uns zu überkommen pflegt, wenn wir weinen — sie weicher machten ... die Vorwürfe, welche sie gegen den Mann schleuderte, waren leicht im Vergleich zu den Keulenschlägen, denen Fräulein Panikoff ausgesetzt gewesen war.

„Mich und die Kinder, die ich dir ge-

Digitized by Google

boren habe, wolltest du verlassen? Es sollte sein, als wären wir für dich nie gewesen? Versuche es! Geh, versuche, ob es dir gelingt, uns zu vergessen. Geh, ich habe die Bambini ... ich werde sie lehren, dich verachten ... ich habe Alexander, den ich immer am meisten liebte, weil er dir gleicht, Treuloser. Nein, nein, nicht verachten sollen sie dich ... wir alle wollen nie vergessen, daß du ihre Mutter geliebt und dich nicht gescheut hast, sie aus dem Straßenschmutz aufzuheben und an dein Herz, in dein Haus zu ziehen. Ich werde ihnen sagen: er war nicht schlecht, euer Vater ... poveretto — er hatte ein gutes Herz. Aber er ist bethört worden, verzaubert. Eine Hexe hat ihn verführt ... Denkt euch, Kinder, häßlich, gelb und alt ... sie hat einen Zauber auf ihn geworfen, daß er eure Mutter vergessen mußte. Ja, du" ... wieder ein Wutausbruch gegen Fräulein Amalie gerichtet, welche die ganze Zeit über mit verschränkten Armen unbeweglich dagestanden hatte ... „Auskratzen möchte ich dir die toten Fischaugen, an deinem häßlichen dünnen Haar möchte ich dich aufhängen, nur daß es nicht halten würde ... dich habe ich die ganze Zeit über dulden müssen unter meinem Dache, dich und eure Politik, welche nur der Deckmantel war, unter welchem du meines Mannes Herz mir abspenstig machen wolltest. Meines Mannes ... ich könnte noch jetzt wahnsinnig werden, wenn ich daran denke. Du hast geglaubt, ich sei gleichgültig, Aristides" — mit weicher werdender Stimme — „da ich um mich duldete, was mir so unaussprechlich zuwider war; hast vielleicht gar gemeint, ich liebte dich nicht mehr so wie ehemals. Glaube mir, es war nicht Gleichgültigkeit: es war Stolz. Du hattest die arme, unwissende Frau geheiratet, du liebtest sie — aber sie auch noch zu belehren, die Mühe wäre zu groß gewesen. Um kluge Gespräche führen zu können, dazu brauchtest du andere ... und diese kamen ins Haus, diese, diese ... ach, wie nenn' ich sie nur ... und nun schwieg ich und ließ dich gewähren. Ich hätte vielleicht auch verstehen können, was ihr sprachet — die Madonna hat mich nicht ohne Witz zur Welt kommen lassen — aber ich wollte nicht. Ich konnte ihre Gesichter nicht sehen ... und sie, deine sauberen Freunde und Freundinnen beachteten mich nicht. Ich war die Dumme, die Unwissende ... sie wußten nicht, daß ich mich nur zurückhielt, um ihnen nicht an die Kehle zu fahren, wie ich jetzt thue." Und wirklich stürzte sie sich auf die Russin, welche endlich ihre stark aufgetragene verächtliche Gleichgültigkeit fahren ließ und mit vorgestreckten Armen entsetzt zurückwich. „Aristides," zum erstenmal, seit die Ehefrau im Zimmer war, öffnete sie die Lippen, „wollen Sie ruhig zusehen, wie die Furie mich zerreißt?"

„Was steht sie noch da!" schrie Madame Golzow dazwischen. „Wartet sie, daß ich ihr das Fratzengesicht zeichne! Ich erwürge sie ..."

„Vittoria." Jetzt hatte auch der Hausherr, der bisher während den Strafreden der Gattin keine besondere Figur gespielt hatte, die Sprache wieder gefunden. „Vittoria, laß sie!"

„Vittoria, laß sie," das waren nur zwei Worte, aber sie waren geeignet, den Konflikt für jetzt vollständig zu lösen. Denn was sagten sie nicht alles, diese wenigen Worte und der vertraulich beschwichtigende Ton, in dem sie gesprochen wurden! Sie machten aus den drei Personen im Zimmer zwei Parteien: der Sprechende schloß sich und die Angeredete zu einer zusammen — die dritte Person blieb draußen und bildete die andere. Er bat um Schonung für sie, er konnte das nur der Wütenden gegenüber, indem er durchblicken ließ, daß sie ihm gleichgültig sei. „Laß sie!" das hieß nicht: berühre nicht, was mein ist, sondern: was geht sie uns weiter an: sie hat ihr Teil und mag gehen.

Madame Golzow hatte sich auf den Ruf ihres Mannes umgedreht und starrte ihn fragend an mit den sonst so schönen, jetzt rotunterlaufenen Augen, als wolle sie sich überzeugen, ob sein Gesicht bestätige, was der Ton sie ahnen ließ.

Ein Augenblick — und nun mochte Fräulein Panikoff sich der wiedergewonnenen Sicherheit ihres Lebens oder ihres unzerkratzten Gesichtes freuen, wenn sie wollte. Madame Golzow wendete ihr den Rücken, das Ehepaar stand dicht beieinander. „Warum sagst du mir nicht, daß ich mich beeilen müsse, einzupacken für uns und die Kinder! Warum lässest du mich hier die Zeit verlieren?" fragte Vittoria plötzlich, mit dem Fuße aufstampfend. „Wann gehen wir?"

„Ich dachte, morgen mit dem Nachtzug wäre Zeit genug. Sind wir einmal aus der Stadt, so wird man es nicht so genau nehmen,"

Digitized by Google

sagte der brave Ehemann und gab der Frau einen Kuß. Einen Augenblick überwältigte sie die Aufregung; sie lag laut schluchzend in seinen Armen. Dann faßte sie sich mit einer heldenmütigen Anstrengung. Sie hatte die Hände auf seine Schultern gelegt und sah ihm halb zärtlich, halb drohend ins Gesicht. „Ich lasse dich nicht mehr aus den Augen..."

Er zog sie an sich. „Du bist und bleibst meine Frau, Vittoria. An etwas muß man glauben. Ich bin Atheist vom Vater her" — er sprach mit seinem gewöhnlichen trockenen Ernst und mochte die ungeheure Ironie, die in seinen Worten lag, gar nicht bemerken — „aber das Gesetz, welches dich mir angetraut hat, ist mir heilig ... Ich wäre nicht ohne dich gegangen."

Und Fräulein Panikoff? Als die Unterredung bis hierher gediehen war, befand sie sich nicht mehr im Zimmer. Der genaue Zeitpunkt, wann sie dasselbe verlassen, hat später nicht mehr ermittelt werden können. —

Nanny hatte einen schweren Tag hinter sich. Fast ununterbrochen waren seit den Vormittagsstunden die Equipagen über den Kies der Anfahrt gerollt: ein Besuch hatte den anderen abgelöst; der vornehme Teil der italienischen Ballgesellschaft schien sich das Wort gegeben zu haben, heute den üblichen Besuch bei der neulichen Gastgeberin abzustatten. Karten waren hineingeschickt worden und schöne Marquisinnen und Komtessen in überwältigenden Frühlingskostümen, mit Sonnenschirmchen von weißer Seide, auf die ein Vermögen in kostbaren Spitzen garniert war — zuweilen die einzige Kapitalanlage einer solchen vornehmen Familie — hatten auf den kleinen Sofas im verdunkelten Salon gesessen und hatten Madame Santines immer wieder nicht genug davon sagen können, wie exquisit ihr Ball gewesen sei. Und bei allen diesen Besuchen ohne Ausnahme war daneben noch ein Thema verhandelt worden, ein Thema von höchstem Interesse für die gute Gesellschaft: die bevorstehende Vermählung der schönen Gräfin Mozzi mit dem Prinzen della Rocca.

Nanny war meist zugegen gewesen und hatte in Lächeln und Sprechen und ruhiger Haltung das Uebermenschliche geleistet. Jetzt, in vorgerückter Nachmittagsstunde, lag sie in einem Sessel im Zimmer des Fräulein von Quincenet und sah ungefähr aus wie jemand, der eben von einer schweren Krankheit erstanden ist. Hätte die Information der Gesellschaft ihr noch einen Zweifel übrig gelassen an der Wahrheit dessen, was für sie die grausame, die raffiniert grausame Zertrümmerung einer stolzen Lebenshoffnung bedeutete, so hielt sie das in der Hand, was auch diesen heben mußte. Sie ließ die Linke über die Lehne des niedrigen Sessels, in dem sie saß, schlaff herabhängen und hielt ein Zeitungsblatt darin: es war der Corriere della Corte, dessen Nachrichten aus den aristokratischen Kreisen authentisch zu sein pflegten, und er brachte heute eine Notiz über die nahe bevorstehende „illustre" Verbindung.

Hier endlich brauchte Nanny ihren Mienen keine Gewalt mehr anzuthun; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte düster vor sich hin. Das Antlitz hatte allen Jugendreiz abgestreift in diesen Tagen unerhörter innerer Aufregung; selbst seine Hauptlinien schienen verändert und entstellt. Und doch hatte Nanny sich im Zügel gehalten, wie es nur wenige in ihrer Lage vermocht hätten. Alle Härte, die in ihrer wesentlich kühlen, unruhigen und zugleich berechnenden Natur lag, hatte sie gegen sich selber gekehrt: keinen Ausbruch der Wut, der Verzweiflung, hatte sie sich gestattet, nicht einmal in ihrem eignen Zimmer, auf ihrem Bette, in der Tiefe der Nacht. Die Spuren einer durchweinten Nacht sind durch alle Toilettenkünste nicht zu verwischen und Nanny durfte sich nicht verraten: ihr Gesicht sollte von den Höllenqualen nichts erzählen, die sie mit einem sonderbaren Heroismus ertrug. Aber ganz war ihr das doch nicht gelungen, und gerade für den furchtbaren Zwang, den sie erlitten, rächte sich die Natur durch einen eignen, fast verzerrten Zug, welcher von jetzt an in dem sonst so anziehenden charaktervollen Antlitz hervortrat.

Nanny hatte lange schweigend und unbeweglich gesessen und die Bewohnerin des Zimmers war geräuschlos hin und her geglitten und hatte sie mitleidig beobachtet. Hermiones leichte Gestalt, das schlanke dunkle Köpfchen, die verständigen Rehaugen voll Anteil — es war eine Erscheinung, an der Unglück und innere Zerfallenheit sich wenigstens nicht ärgern konnten; und Nanny mochte das dunkel empfinden, denn sie zeigte kein Bedürfnis nach der völligen Einsamkeit des eignen Zimmers.

Digitized by Google

Man sah es dem Fräulein von Quincenet an, daß sie bereit war, auf das leiseste Zeichen irgend eines Anteils an ihrer Gegenwart zu ihrer Gefährtin zu eilen. Eine wahre Atmosphäre der Sympathie webte in dem ganzen Gemache: selbst Luise, das Kammermädchen, welches im Schlafzimmer nebenan beschäftigt, manchmal an der halb zurückgeschlagenen Portiere zwischen den beiden Stuben jenseits vorüberging, schickte dann allemal einen respektvoll bedauernden Blick hinein, einen ganz komplizierten Blick, der auch zugleich eine Dosis von Zorn und Abscheu gegen den „Verräter" der Außenwelt vermittelte, wie er von einer Zofe nicht energischer verlangt werden konnte.

Endlich richtete sich Nanny mühsam, wie zerschlagen, ein wenig auf und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen. „Ich muß hier fort," sagte sie mit müder klangloser Stimme. „Ich muß Veränderung haben, einen gründlichen Wechsel der Szenerie. Ich habe keine Lust, an der Geschichte zu Grunde zu gehen."

Hermione hatte sich sofort einen niedrigen Sessel in die Nähe der Sprechenden gerollt, oder vielmehr, die aufmerksame Luise war, als ihre Herrin die Hand an denselben gelegt, eiligst herbeigekommen und hatte den Stuhl zurecht geschoben, und nun saß Fräulein de Quincenet, bereit, der Sache alle Beachtung zu schenken. „Du hast recht, Nanny. Ich war im Begriff dir eben diesen Vorschlag zu machen. Nun wollen wir überlegen, wohin du gehen kannst. Wo ist deine Tante Merlin im Augenblick?"

Nanny wehrte ungeduldig mit der Hand. „Zur Tante um Gotteswillen nicht, die bringt einen gesunden Menschen in einer Woche soweit, wie ich jetzt bin. Bei ihr ist man stets im Fegefeuer. Ich brauche Ruhe."

Hermione schwieg eine Weile überlegend. „Ich habe eine Idee, Nanny. Wie wär's mit den Verwandten deines Vaters, jenen Leuten, die irgendwo in der Nähe von Brüssel an einem kleinen Ort leben — für das, was du jetzt suchst?"

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte Nanny etwas lebhafter. Sie stand auf und schritt im Zimmer auf und ab. „Sie haben mich immer so gern einmal sehen wollen, weil ich dem Vater gleichen soll, von dem sie viel gehalten haben. Es sind einfache Leute; gute Menschen, wie es scheint."

Sie war bei ihrer Wanderung in die Nähe des großen Spiegels gekommen und trat jetzt heran und betrachtete sich mit selbstquälerischer Bedächtigkeit. „Ein schöner Anblick!" sie lachte hart auf. „Ich bin zehn Jahre älter geworden. Jetzt müßte er mich sehen."

„Dann würde ihm hoffentlich das Gewissen schlagen," konnte Luise, das Kammermädchen, sich nicht enthalten, sehr hörbar vor sich hin zu murmeln, während sie sich neben dem Spiegel niederbückte, um die kleinen Schuhe ihrer Herrin aufzuheben.

Nanny hatte sich schon abgewendet, und drehte sich jetzt noch einmal herum. „Meinen Sie? Ha, ha, bon cœur, que vous êtes! doppelt beglückwünschen würde er sich, daß er mich noch zur rechten Zeit los geworden ist. Dagegen die schöne Julia ... was kann man dafür, wenn man Augen hat."

Luise begnügte sich damit, Augen und Hände zum Himmel zu heben. Nanny aber, nachdem sie noch einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, sagte, mit einem kleinen, matten, ungeduldigen Seufzer, welche der Unausführbarkeit auch dieses Planes galt: „Mit den Verwandten in Belgien, das ist auch nichts. Wer weiß wie diese Leute leben. Ich kenne meine Natur. Ich bekomme ein menschliches Aussehen nicht wieder ohne schweren Burgunder, Hühnerbouillon, Austern und andere dergleichen kostspielige Items. An grober Kost habe ich mich nie satt essen können. Und ich muß jetzt viel essen und gut trinken. Wie gesagt, ich habe keine Lust, die Schwindsucht zu bekommen, mit der sie mich, als ich jünger war, zu bedrohen pflegten. Ich möchte auch wissen, wohin mit mir, wenn ich elend würde. Meine jetzigen guten Freunde würden mich alle nicht brauchen können. Und die Tante schickte mich ins Hospital, in eines von denen, wo sie zum Vorstand gehört. Ich danke. Besinne dich, Hermione, was fangen wir an?"

Man sah Hermionen an, daß die von Fräulein Merlin gegen den Besuch bei den Verwandten in Belgien angeführten Gründe auch für sie nicht ohne Gewicht waren. „Daß Papa mich auch immer noch vom Hause fern hält," sagte sie jetzt ungeduldig. „Wofür hat man gute Freunde, wenn sie einem nicht aus einer solchen Verlegenheit helfen sollen."

„Ja, es ist fatal," meinte Nanny offenherzig ... „Aber ich finde ein Auskunftsmittel.

Digitized by Google

Gib mir nur Zeit," sagte die kleine Millionärin eifrig. Man hat ja doch Verbindungen, wir haben Freunde ... sie würden sich nichts Besseres wünschen, als mir gefällig zu sein. Aber die Sache muß doch passen. Luise, besinne dich ... die Feuillets, die Rauquemonts, die Gräfin Brion ... nein, die ist devot und geizig," sie stockte einen Augenblick und über das Gesichtchen zog eine feine Röte. „Armands Mutter, die Gräfin Condillac ... aber das geht nicht, nicht wahr, Luise?"

Die Zofe, in der Thüre des Schlafzimmers, halb von der Portiere gedeckt, machte, von Nanny unbemerkt, eifrig abwehrende telegraphische Bewegungen. „Nein, wo denke ich hin ... das ist unmöglich. Da klopft es. Oeffne, Luise."

Luise ging an die Thür und verschwand dann durch dieselbe, auf einen Wink der draußen stehenden Person, wie es schien. Nach einigen Augenblicken kam sie zurück. „Es war Giuseppe, der alberne Mensch, er hat mich erschreckt."

Das war kein ganz geschickter Versuch, der Herrin einen Schrecken zu ersparen: in die braunen Augen des Fräuleins trat eine lebhaft, besorgte Frage.

„Ja — es ist ein Telegramm, gnädiges Fräulein."

„Ah —" die kleinen Hände hatten in fliegender Hast das Blatt aufgerissen und sie verschlang den Inhalt mit den Blicken. Telegramme, die aus dem Hause eines Millionärs abgeschickt werden, brauchen nicht an jenem störenden Lakonismus zu leiden, welcher solchen Mitteilungen sonst eigen zu sein pflegt. Das Formular war in seiner ganzen Größe dicht beschrieben. Man teilte der jungen Dame ausführlich mit, daß Monsieur de Quincenet erkrankt sei ... durchaus nicht bedenklich ... eine Grippe, Wirkung des unbeständigen Frühlingswetters — daß er aber an arger Verstimmung leide und die Rückkehr der Tochter zu wünschen schiene. Sie möge kommen, aber ohne Uebereilung, möge ganz bequem reisen — der Wagen werde von dem und dem Tage an alle Züge der Südbahn erwarten.

Das arme Kind war leichenblaß geworden, aber sie gab sich keinem Ausbruch der Sorge und des Kummers hin. „Wir fahren heute abend, Luise," sagte sie mit leicht bebender Stimme. „Packen Sie alles. Erkundigen Sie sich, wann der internationale Zug geht. Ich will gleich mit Madame Santines sprechen."

Sie schlug nun doch die Hände vors Gesicht und fing an leise zu weinen. Nanny trat zu ihr und legte den Arm um sie. „Nur nicht gleich den Mut verloren ... die Sache ist gewiß nicht gefährlich. Bleibe hier, ich will hinunter zu Madame Santines gehen und ihr das Nötige sagen. Sie wird dann zu dir kommen."

Hermione nickte, die Augen in ihr Spinnwebbattisttüchlein gedrückt. Aber Nanny ging noch nicht gleich. Sie machte einen Schritt nach der Thüre, dann kam sie zurück. „Hermione, laß mich mit dir gehen. Einmal in Paris, will ich schon unterkommen, wenn wider Vermuten die Krankheit deines Vaters zu ernst sein sollte, als daß du mich bei euch aufnehmen könntest oder möchtest. Die Tante hat viele Freunde dort. . ."

„Kränke mich nicht. So lange Papa lebt" — Hermiones Stimme brach, aber sie nahm sich zusammen und fuhr fort — „ist unser Haus so oft du willst eine Heimat für dich. Aber —"

Der Zug aufsteigender Verlegenheit in ihrem Gesicht war so deutlich, daß Nanny erschrak. „Nun?"

„Wir reisen deshalb nicht später? du kannst bis heute abend bereit sein?"

Innerlich erleichtert, versicherte Nanny, daß sie in einer halben Stunde genug einpacken könnte, um nach China zu reisen ... „in meiner jetzigen Stimmung wenigstens," fügte sie hinzu. „Ich wüßte nicht, wessen ich nicht fähig wäre, um hier fortzukommen."

Madame Santines hatte durch Nanny die Nachricht, welche ihre Schutzbefohlene erhalten hatte, erfahren. Sie war sofort zu Hermione geeilt, hatte sie umarmt, mit ihr geweint, sich aber nicht lange bei ihr aufgehalten, da die Abreise vorbereitet werden mußte. Monsieur Santines und Doktor Buchner waren aus ihren Zimmern gestöbert und an die Eisenbahnkursbücher gesetzt worden; der Kutscher, der Koch waren schon benachrichtigt, die Baronin und Teresa Conti, welch letztere Hermionen sehr liebte, liefen ab und zu, um Luisen beim Packen zu unterstützen, was die Zofe sehr viel lieber ohne Hülfe besorgt haben würde. Teresa besonders, mit ihrem wunderlichen Ungeschick in allen weiblichen Handgriffen

Digitized by Google

und Leistungen, kam und brachte allerlei Unnötiges getragen, kurz das Haus befand sich von oben bis unten in Unruhe, wie es sich bei einem so wichtigen Ereignis, wie es die Abreise der kleinen Millionärin war, nicht anders schickte.

Nanny war unterdes allein in ihrem Zimmer; sie blieb so völlig unbehelligt: sie konnte kaum anders, als sich flüchtig vorstellen, wie alles sein würde, wenn jene Wendung in ihrem Schicksal eingetreten wäre. Jetzt so unbeachtet, vergessen über das andere, und dann — sie lächelte bitter „. . . keine Viertelstunde wäre vergangen, in der man sich nicht um die künftige Prinzessin della Rocca bekümmert hätte, selbst in ihrer Gegenwart wäre ich die erste gewesen" . . . — Daß sie mit Hermionen gehen würde, schien noch niemand zu wissen.

Da wurde mit einem Male all den hastigen Reisevorkehrungen von irgend einer Seite her Einhalt geboten. Die Herren hatten die Reiseroute genau nachgeschlagen und die Wahrnehmung gemacht, daß die Reisenden ebenso zeitig in Paris eintreffen würden, wenn sie den durchgehenden Zug, der morgens um neun Uhr Florenz verließ, benützten, daß sie mit diesem bequemen Anschluß haben würden, daß die Abreise am Tage überhaupt in jeder Hinsicht vorzuziehen sei. Hermione mußte sich gegen ihren Willen überzeugen lassen und sich noch eine Nacht gedulden.

Es war spät am Abend und das Haus endlich in Ruhe. Madame Santines war noch auf: sie saß in ihrem Zimmer und schrieb an die Mutter Hermiones; ihre Hand eilte flüchtig über das Papier; man sah, daß das Korrespondieren zu ihren gewohnteren Beschäftigungen gehörte.

Da ging die Thüre. Sie sah fragend auf. „Du noch nicht zu Bette, Nanny . . ."

„Lassen Sie sich nicht stören, Tante." Fräulein Nanny rückte sich den nächsten Sessel in die Nähe eines Tisches mit einer Lampe und nahm ein Buch auf.

„Du solltest nicht so spät auf sein, Kind," du siehst nicht gut aus, bemerkte nach einer Weile Madame Santines, die indessen hastig weitergeschrieben hatte. „Lesen würde ich auch um diese Zeit nicht mehr, deine Augen kamen mir in den letzten Tagen etwas angegriffen vor."

Nanny schlug ihr Buch zu und schob es gleichgültig zur Seite. „Ich möchte ein paar Minuten mit Ihnen reden, Tante, wenn Sie fertig sind."

Jetzt blickte Madame Santines aufmerksamer hinüber. „Gleich, mein Kind." Sie beschrieb noch einen ihrer starken Briefbogen kleinsten Formates mit großen, kräftigen Zügen, schlug dann den Brief zusammen, klappte den englischen Schreibpult von kostbarer eingelegter Arbeit zu, verschloß ihn und steckte den Schlüssel zu sich. Dann rückte sie ihren Sessel herum. „Nun, hätte denn die Sache nicht bis morgen Zeit gehabt, Nanny?"

„Nein, denn ich gedenke morgen früh mit Hermione zu fahren," gab Nanny zur Antwort.

Madame Santines klopfte mit der Linken etwas nervös auf die Platte des Schreibtisches. „Was heißt das?" fragte sie scharf, wie man sie selten hörte.

„Wundern Sie sich wirklich darüber, Madame Santines?" sagte Nanny, mit dem müden, beinahe gleichgültigen Ausdruck, der sie während dieses ganzen Gesprächs nicht verließ, den Kopf hebend. „Wundern Sie sich wirklich darüber, daß ich Florenz auf eine Weile müde bin!"

„Ich verstehe dich nicht. Was ist vorgefallen, Kind?" fragte Madame Santines, aber man konnte wohl hören, daß sie nicht so frank und in gutem Glauben sprach, wie gewöhnlich.

„Sie wüßten es wirklich nicht? Dann fragen Sie die Baronin, die wird es Ihnen sagen. Es ist nicht angenehm, wenn man Stoff zu einer pikanten Geschichte gegeben hat, die auf unsere Unkosten endigt. Ich wenigstens finde keinen Geschmack daran. Hier bleibe ich auf keinen Fall. Wenn Hermione nicht reiste und mich mitnehmen wollte, würde ich einen andern Ausweg gefunden haben. Ich wäre im stande gewesen, selbst zur Tante nach Neapel zu gehen."

Das Gesicht der Madame Santines trug den strengsten, unwilligsten Ausdruck, welchen dieses Antlitz, dessen hervortretendster Zug liebenswürdigste Bonhomie war, überhaupt annehmen konnte. „So wäre es denn wirklich wahr, Mädchen," sagte sie, „was man mir, ich gestehe es, oft schon zutragen wollte, was ich aber zu glauben mich stets entschieden geweigert habe — du bist Thörin, bist" — es wurde ihr offenbar nicht leicht, das Wort auszusprechen — „bist unloyal genug gewesen, hinter meinem Rücken in Beziehung zu treten zu einem Herrn . . . zu einem Italiener, einen

Digitized by Google

Psyche und Charon. Von A. Zick.

Digitized by Google

dieser hochmütigen, grundsatzlosen Aristokraten ... Nanny, Nanny“ und sie wurde heftiger, da sie durch Nannys Schweigen alles bestätigt fand — „das war unklug — es war sinnlos — es war schlecht.“

Hier warf Nanny ein wenig den Kopf auf. „Du hast mich und mein gutmütiges Vertrauen hintergangen,“ fuhr die ältere Dame, ohne darauf zu achten, fort; „du hast heimliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt ... Es ist also alles, alles wahr? Pfui Mädchen!“ rief sie außer sich ... und dann, da jene keinen Versuch machte, sich zu verteidigen, fügte sie nach einer Pause etwas entwaffnet hinzu ... „du bist hart bestraft worden.“

„Ich habe mir keine große Mühe zu geben gebraucht, irgend jemanden zu hintergehen,“ sagte Nanny darauf. „Die Familien, bei denen ich —“ der Name wollte nicht über ihre Lippen — „bei denen ich ihn kennen lernte, waren Bekannte von Ihnen. Ich habe keine versteckteren Rendezvous-Plätze gehabt, als die kleinen Erfrischungszimmer neben den Ballsälen bei Guadagnis und Fenzis, oder einmal eine tiefe Fensternische im Palazzo Mozzi, während die anderen hinter uns tanzten. Einmal, ja einmal hatten wir eine von etwas weiterher vorbereitete Zusammenkunft in der Akademie delle Belle Arti. Und die Gräfin Mozzi schien diese Begegnungen zu begünstigen,“ murmelte sie vor sich hin und nagte an der Unterlippe, „ah“ —

„Ich begreife nicht, wie du auf eine solche Bekanntschaft weitgehende Hoffnungen hast gründen können,“ bemerkte Frau Santines nach einer Pause, während welcher sie Nannys verändertes Gesicht zum ersten Mal genauer und mit wider ihren Willen steigender Teilnahme betrachtet hatte.

„Diese Hoffnungen waren nicht so unbegründet, nachdem was — was zwischen uns vorging. Er schien eine Leidenschaft für mich zu empfinden. Diese riß mich hin. Ich bin sonst nicht eben sehr empfänglich für dergleichen, wie Sie wissen, aber diesmal ... Und,“ sie hob gelassen den Kopf — „warum wäre es so unsinnig gewesen, zu hoffen, daß er sich mit mir vermählen werde? Wen heiraten diese Italiener nicht alles? Ist nicht die Cavalieri-Guadagna eine Frankfurter Jüdin? Hat nicht die Torriglioni auf ihren Karten ein ‚nata Levy‘ unter der neunzinkigen Krone?“

„Diese Frauen waren sehr reich,“ warf Madame Santines hin.

„Ja, das ist's,“ sagte Nanny. „Da lag der Fehler in meiner Berechnung. Ja, wenn ich als anerkannte Erbin der Tante gälte — was ihr nichts kosten würde. Aber so, ein abhängiges, das Gnadenbrot essendes Geschöpf, verwöhnt, zur großen Dame erzogen — und dabei aussichtslos und bettelarm.“

Madame Santines sah jetzt nicht mehr aufgebracht aus. „Abgesehen davon ... du kennst diese Verhältnisse nicht, wie ich, Kind. Die della Roccas haben wirklich den Aristokratenstolz, welcher das Wappen rein halten will. Hättest du mich in dein Vertrauen gezogen, dir wäre eine bittere Erfahrung erspart geblieben.“

„Vielleicht,“ sagte Nanny ruhig. „Dazu ist es nun zu spät.“

Ihr kaltes, gleichgültiges, erschlafftes Wesen, der starke Gegensatz desselben zu dem bisher so elastischen Naturell des Mädchens, ging der guten Dame ans Herz. „Ich hatte es ganz anders für dich im Sinn, Nanny“, fuhr sie nach einer Weile mit Wärme fort. „Du hast da eben einen Punkt berührt, in dem ich auch wenig mit deiner Tante übereinstimme. Sie hat dich an sich attachiert; du entbehrst nichts: das ist wahr ... im Gegenteil, du bist an ein Leben des Ueberflusses gewöhnt worden. Aber du bist im unklaren über deine künftigen Aussichten, man weiß nicht, thäte man gut, dich in einfachen Verhältnissen — natürlich nur neben einem gebildeten Manne — zu versorgen, oder hast du Ansprüche an eine glänzende Verbindung. Ich muß dir gestehen, wie ich deine Tante kenne —.“

„Wird sie mich in ihrem Testament mit einigen Tausend Francs abfinden,“ ergänzte Nanny ruhig. „Denn dieser Posten würde in den Zeitungsberichten über die Testamentseröffnung gar keine Figur machen. Da muß es heißen: Hunderttausend Francs an die Stadtgemeinde von Palermo ... ebensoviel an das Syndikat in Florenz zur Errichtung von Volkskindergärten und Stipendien für Volksschullehrer, oder zur Bildung eines Hilfsfonds für die hinterlassenen Familien ausgewiesener Republikaner und so weiter.“

„Ich fürchte auch, das große Vermögen wird sich zersplittern,“ gab Madame Santines zu. „Deshalb hatte ich einen Wunsch, eine

Digitized by Google

Hoffnung," sie seufzte. „Was nützt es, jetzt noch davon zu sprechen. Als ich meinen Neffen, Ferdinand Buchner, kommen ließ, dachte ich an dich, Nanny."

Da Nanny schwieg, mußte sie fortfahren. „Im Anfang schien es mir, als sollte ich die Freude haben, euch vereinigt zu sehen; dir selbst hast du es zuzuschreiben, Mädchen, daß die Sache nicht weiter gediehen ist. Ferdinand, der sich gibt, wie er ist, verhehlte im Anfang nicht sein lebhaftes Interesse an dir. Da mußt du ihn kopfscheu gemacht haben."

„Er hat mich mit Hettore — mit dem Prinzen in der Akademie delle Belle Arti gesehen," bemerkte Nanny.

„Freilich, das erklärt alles," sagte Madame Santines mit der Kälte tiefsten Unwillens.

Nanny zuckte die Achseln und drückte wie ermüdet den Kopf rückwärts in die Lehne des Sessels. „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Wenn ich überhaupt anfangen wollte, hätte ich vielleicht mancherlei zu bereuen, aber das thue ich grundsätzlich nicht. Mir habe ich wahrscheinlich einen schlechten Dienst erwiesen, denn Buchner ist ein vortrefflicher Mensch. Er aber — ich glaube er kann froh sein, daß er mich nicht bekommen hat. Wir wären, fürchte ich, wieder auseinander gelaufen. Zur deutschen Hausmama passe ich nicht . . . zu diesem Leben kleinlichster Alltäglichkeit und Pflichterfüllung im Detail bin ich verdorben . . . wodurch, das machen Sie mit der Tante aus."

„Ferdinand wird später eine gute Stellung und ein reichliches Auskommen haben," meinte Madame Santines. „Wenn ihr euch lieb gehabt hättet . . ."

„So würde das sehr bald aufgehört haben, wenn wir uns hätten einschränken müssen," fiel Nanny ein. „Bei mir wenigstens, fürchte ich. Ich habe bemerkt, daß Eheleute sich meist nur lieb haben, wenn es ihnen gut geht. Aber wozu davon reden? Ich war eigentlich auch gar nicht des Herrn Doktors Geschmack. Wenigstens habe ich nicht viel mit Frau Eva gemein, von der er ganz hingenommen scheint."

„Ach, Eva — das ist etwas ganz anderes," sagte Madame Santines unwillig. „Sie denkt an dergleichen nicht."

Fräulein Nanny zuckte wieder die Achseln. „Ich bin darüber nicht unterrichtet."

„Aber ich," sagte Madame Santines, noch immer streng.

„Nun gut, liebe Madame Santines. Mag er übrigens heiraten, wen er will, meinetwegen die kleine Fledermaus drüben."

„Wen?"

„Nun, die Marie. Er soll sich ja der kranken Person dort mit wahrer Aufopferung angenommen haben. Und in der Welt pflegt nichts ganz umsonst zu geschehen."

„Nanny, ich glaube du bist toll!" rief Madame Santines, diesmal ganz ernstlich aus dem Gleichgewicht gebracht.

Nanny hatte jene Aeußerung völlig aufs Geratewohl hingeworfen. Jetzt, da dieselbe gefallen war, hörte sie gleichsam erst selber darauf und schenkte der Sache das Wenige von Aufmerksamkeit, was sie noch für Dinge, die nicht ihre Angelegenheiten waren, übrig hatte. „Die Geschichte wäre amüsant," sagte sie, in egoistischer Nichtachtung des augenscheinlichen Aergers von Madame Santines. „Schade, daß ich nicht mehr hier sein kann, wenn sie sich entwickeln sollte. Die Baronin muß mir schreiben."

Madame Santines hatte sich indessen wieder gefaßt. „Man muß deiner Gemütsstimmung einiges zu gute halten, Kind," sagte sie kalt, „sonst würde ich dich bitten, dergleichen unpassende Scherze in meiner Gegenwart zu unterlassen."

„Wie stark Sie ihre Ausdrücke wählen! liebe Madame Santines;" und es sprach wieder die junge Dame der großen Welt, welche nichts außer der Fassung brachte, und die jeden, der es wagte, ihr zu nahe zu treten, sofort zu strafen pflegte. „Es geschehen in diesem Hause und in seiner Nachbarschaft mancherlei Dinge, von denen Sie keine Ahnung haben. So hat z. B. Hermione während der ganzen Zeit ihres Hierseins mit dem Grafen Condillac in Korrespondenz gestanden. Die Panikoffs sind die Vermittlerinnen gewesen. Papa Quincenet wird finden, daß die Verbannung des Töchterchens wenig genützt hat."

„Nanny, das ist nicht wahr!"

„Bitte, Madame Santines."

Die arme Frau war außer sich. Es gab wenig, was ausgesucht peinlicher und empfindlicher für sie hätte sein können, als diese Entdeckung. Was sollten ihre Freunde von ihr denken! Unbegrenzt waren das Vertrauen, die Verehrung gewesen, die sie bis jetzt im Kreise derselben genossen hatte. Und nun? in welchem

Digitized by Google

zweideutigen Lichte mußte sie mit einem Male allen erscheinen! Man vertraute ihr ein junges Mädchen an, dessen kleine Person kaum von geringerer Wichtigkeit als die einer Fürstin von Geblüt war: wenigstens würde bei dem dermaleinstigen Verfügen der Eltern über ihre Hand nicht viel weniger Diplomatie zur Verwendung kommen, als bei einer fürstlichen Heirat. Man vertraute sie ihr an in der ausgesprochenen Erwartung, sie dadurch aus dem Bereiche gewisser Annäherungen und Einwirkungen, mit einem Worte, aus dem Bereiche der Huldigungen eines vornehmen jungen Mannes gerückt zu haben, welcher dem Papa des Prinzeßchens trotz seines Ranges als Schwiegersohn höchst unerwünscht gewesen wäre. Und nun erwies sich dieser klug geplante Schachzug elterlicher Vorsicht als völlig nutzlos! und nur, weil sie, Madame Santines, das in sie gesetzte Vertrauen getäuscht, weil sie es an Wachsamkeit hatte fehlen lassen!

Die alte Dame weinte vor Aerger. Sie war aufgesprungen und durchmaß aufgeregt das Zimmer.

„Du hast um dies alles gewußt, Nanny!“ sagte sie einmal mit bitterem Vorwurf.

„Ich habe es wenigstens mehr als geahnt,“ gestand Nanny. „Was wollen Sie ... ich hatte mit mir zu thun. Uebrigens halte ich den alten Quincenet für einen Thoren, daß er sich jener Verbindung so heftig widersetzt. Condillac ist wenigstens ein echter Edelmann. Was will der alte Börsenspekulant mehr? Der junge Graf sei ein Verschwender? Sein Vater ist es auch gewesen und ist jetzt ein Geizhals. Graf Armand ist im Grunde ein guter Mensch. Er liebt Hermione wirklich.“

„Glaubst du?“ Der Ton verriet, daß die Sprecherin einer besseren Ansicht von der Sache schon zugänglich sei. Nanny, obwohl mit bitterer Pein, wiederholte die Versicherung. „Hermione ist allerdings auch ein einziges Geschöpf,“ sagte sie mit einem Anflug von Wärme, der bei ihr sehr selten war. „Wenn jemand, so verdient sie, glücklich zu sein. Sogar ich gönne es ihr.“

„Sie hat dich aufgefordert, sie zu begleiten?“ fragte Madame Santines nachdenklich.

„Es ist ihr wenigstens sehr lieb, wenn ich mit gehe,“ erwiderte Nanny ausweichend. „Ich werde Ihnen von dort schreiben.“

„Das erwart' ich von dir, Nanny.“

„Gewiß, ich halte Sie an fait. Der Papa wird nachgeben, nehmen Sie mein Wort darauf.“

„Es wäre vielleicht das beste, was er thun könnte,“ meinte nun auch Madame Santines. Würde aus den jungen Leuten doch noch ein Paar, so erschien die Korrespondenz, welche sie als Liebende, allen Hindernissen zum Trotze geführt, sofort in einem ganz neuen Lichte.

Aber die Sache konnte doch noch einen andern Ausgang nehmen, als die kluge Nanny dachte. Sie war immerhin in eine bedenkliche Lage gebracht worden, und durch wen? „Diese Panikoffs sind doch undankbare Geschöpfe,“ sagte sie, indem sie sich wieder vor ihrem Schreibtisch niederließ. „Die Baronin liegt mir beständig an, sie aus dem Hause zu entfernen. Wenn sie dies erfährt, wird sie mir keine Ruhe mehr lassen. Nun, dann mag sie die Sache in die Hand nehmen.“

„Mich dünkt, der Besuch, den die Panikoffs bei Ihnen machen, ist diesmal ein besonders ausgedehnter,“ sagte Nanny gleichgültig.

„Ja, aber wohin sollen die Mädchen gehen?“ meinte Madame Santines. „In ihrem kleinen Neste dort an der russischen Grenze halten sie es nicht aus. Auch vertragen sie sich nicht mit ihrer Stiefmutter.“

„Das begreift sich,“ sagte Nanny. „Sie sind zu gut, liebe Madame Santines. Die Mädchen richten Ihnen hier Unheil an. Litka besonders mit ihrer unheimlichen Geschäftigkeit. Wenn die Polizei hierzulande nicht so fabelhaft indolent wäre, hätten sie sich dieselbe schon längst auf den Hals gezogen. Nun, hoffentlich werden Sie beide auf gute Art los.“

Madame Santines blickte fragend auf.

„— Litka scheint Salviero endlich da zu haben, wo sie ihn längst haben wollte. Und wenn sie sich verheiratet, zieht ja wohl die andere mit.“

„Was ich heute abend alles erfahre,“ sagte Madame Santines kopfschüttelnd.

„Und Sie sollen noch etwas hören, noch eine Neuigkeit,“ sagte Nanny aufstehend. Sie legte die Hände auf dem Rücken zusammen und blickte mit etwas zur Seite geneigtem Kopf nach Madame Santines hin. „Ich werde in Paris meine Stimme ausbilden.“

„Nanny!“

„Glauben Sie nicht, daß dieselbe hinreiche, um meine Existenz darauf zu gründen.“

Digitized by Google

Madame Santines sah perplex aus. „Das wäre ein gewagter Schritt, mein Kind."

„Ich sehe daran nichts zu wagen. Was versäume ich denn, während ich Singstunden nehme? Und die Kosten? Nun, die trägt die Tante, wenn ich nur ein Wort sage. Ich habe in der Hinsicht nie über sie zu klagen gehabt."

„Du hast gutes Material," sagte Madame Santines nachdenklich. „Die Stimme ist nicht groß, aber in allen Lagen, die sie umfaßt, gleichmäßig gut ... und das ist ein großer Vorzug ... Du denkst doch nicht etwa an die Bühne?" fragte sie nach einer Pause.

„Ça dépend. Glauben Sie, daß mir das dramatische Talent so völlig abgehe?"

„Von deinem dramatischen Talent weiß ich nichts. Aber ich fürchte, die Stimme wird nicht hinreichen. Bleibe hier, Nanny, daß wir sehen, was daraus zu machen ist."

Nanny schüttelte langsam den Kopf. „Für die nächsten Monate? unmöglich! Wenn Sie mich später noch haben wollen, komme ich zurück, damit Sie mir den letzten Schliff geben. Ich weiß, das kann niemand so wie Sie. Was haben Sie aus der Stimme der Thera gemacht! Wäre ich klüger gewesen ..."

„So hättest du dich von mir ausbilden lassen, meinst du? Ich bin noch immer bereit dazu. Laß uns wenigstens hier versuchen, ob es der Mühe verlohnt," drängte die gute Frau.

Aber Nanny war nicht zu bewegen. „Sie trauen mir denn doch zu viel zu," sagte sie mit einem sonderbaren Lächeln. Da sie jetzt gerade von einem Husten befallen wurde, sah ihr Madame Santines besorgt ins Gesicht. „Du siehst elend aus, armes Kind," ... wo hatte sie nur die Augen gehabt in den letzten Tagen, daß sie jetzt erst die grausame Veränderung in diesen Zügen wahrnahm!

„Ja, die Sache hat mich etwas mitgenommen," bestätigte Nanny. „Aber seien Sie unbesorgt. Die Schwindsucht bekomme ich nicht. Ich werde mich pflegen im Hotel Quincenet."

„Und ich werde an die Malachini schreiben. Bei ihr nimmst du Unterricht, bei sonst niemanden. Du sollst nicht in gewissenlose Hände fallen. Von zehn Lehrern würden neun deine Stimme in einem halben Jahre ruinieren. Die Malachini ist sehr vorsichtig. Und wie hat sie gesungen! Sie unterrichtet nicht mehr. Aber sie wird mir zu Gefallen alles für dich thun."

„Sie sind gut, Madame Santines," sagte Nanny. „Wir müssen morgen früh vor acht Uhr von hier fahren, nicht wahr? Nun, dann ist es Zeit, wenn man noch eine Stunde schlafen will. Gehen Sie nicht auch zu Bett?"

„Ja, das heißt, sobald ich fertig bin. Gute Nacht, mein Kind." Sie küßte die kalte Wange, die ihr Nanny hinhielt. Ihr gütiger Gruß rief dort keine Wärme hervor und ihr Blick glitt von neuem mit heimlicher Unruhe über die eingefallenen Wangen, die etwas vorgebeugten Schultern des Mädchens hin. „Nur Mut, Nanny," flüsterte sie. „Das Leben kann noch mancherlei Gutes bringen."

„Hoffen wir das Beste davon," sagte Nanny etwas frivol, „obschon ich nicht leugnen will, daß es mir in diesem Augenblick enorm zuwider ist. Aber das wird sich geben. Gute Nacht."

Die unermüdliche Frau blieb allein zurück, öffnete den Schreibpult noch einmal und schrieb den Brief an Madame Malachini, der eine ganz exzeptionell warme Empfehlung des Fräuleins Merlin wurde. Die kleine kostbare Pendule auf dem Sims des Schreibtisches vor ihr schlug mit hellem Metallklang die zweite Stunde nach Mitternacht, als sie sich endlich erhob, um ihr Schlafzimmer aufzusuchen.

Die strahlende Sonne des nächsten Morgens hatte einen sehr heißen Maitag heraufgeführt. In zwei Wagen, der eleganten Santinesschen Equipage und dem Wirtschaftswagen, welcher Fräulein Luise und die gewaltigen Koffer ihrer jungen Herrin, sowie das Gepäck Nannys trug, waren die Reisenden nach dem Bahnhofe befördert worden. Herr und Madame Santines und Doktor Buchner begleiteten sie.

Die Hitze war schon bei der Fahrt den schattenlosen Hügel hinunter, zwischen den hellen Mauern der Gärten, von denen die Sonne zurückprallte, unerträglich gewesen. Dazu lastete der Druck des Abschieds und dessen, was vorhergegangen war, auf der kleinen Gesellschaft: von einem unbefangenen Gespräch war keine Rede. Hermione trug einen dichten Schleier über dem blassen, verweinten Gesichtchen; sie war apathisch und ließ ihre Begleiter alle Anordnungen treffen; nur daß sie Buchner, als er ging, um die Billete zu nehmen, zuraunte „Wir müssen ein Koupee allein haben!"

Buchner bewunderte Nanny. Auf Reisen

Digitized by Google

mußte ihre kühle Ruhe und unerschütterliche Selbstbeherrschung besonders zur Geltung kommen; schon jetzt zeigten sich davon die Proben. Auch sah sie sehr gut aus in dem dunkeln eleganten Reiseanzuge. Ihr schmales Gesicht war immer, was man interessant zu nennen pflegt. Die braunen Augen leuchteten durch den Schleier, den sie um den kleinen modernen Herrenhut geknüpft hatte, wenn sie dieselben nicht in ihrer kurzsichtigen Weise halb zukniff und Menschen und Dinge mit gleichgültiger Ungeniertheit betrachtete. Buchner sah, wie ein paar Italiener, die auf dem Perron standen, der schlanken Gestalt mit lebhaften Blicken folgten. Sie beachtete das nicht; sie konnte, sobald sie wollte, die völlig unnahbar große Dame herauskehren.

Die geht nicht an der Infamie des Herrn Prinzipe zu Grunde, sagte sich Buchner. Um so besser für sie. Es steckt etwas in dem Mädchen.

Das Millionenbewußtsein hat immer seine Annehmlichkeiten; gewiß nicht am wenigsten traten dieselben beim Reisen hervor. Es besitzt den Talismann, der alles Störende völlig aus dem Wege räumt; man gelangt damit beinahe so bequem von einem Orte zum andern, als ob man ohne alle irdischen Hinderungen durch die Luft führe.

Der Alleinbesitz des Koupees erster Klasse war für den größten Teil der Fahrt den Damen gesichert. Hermione hatte sich sofort in die Kissen gedrückt; die unentbehrliche Luise begann alle nötigen Vorkehrungen gegen allzugroße Hitze zu treffen. Sie öffnete Fläschchen mit kühlenden Essenzen, bespritzte Fußboden und Kissen des Wagens, holte das Spitzentuch hervor, mit welchem ihre Herrin den lästigen Hut vertauschen sollte, und machte sich noch auf mancherlei andere Art nützlich.

Indessen tönte das Abfahrtssignal zum zweitenmal. Hermione bog sich noch einmal heraus und drückte ihr Gesichtchen gegen die volle Wange ihrer mütterlichen Freundin. „Pardon, Pardon," flüsterte sie dicht an ihrem Ohr. Madame Santines preßte ihr statt aller Antwort die Hand.

Als Nanny dem Doktor die schmale behandschuhte Rechte gereicht, hatte er dieselbe festgehalten und ihr angelegentlich ins Gesicht gesehen. „Leben Sie wohl, Fräulein Nanny. Unsere guten Wünsche begleiten Sie."

„Unsere? wessen?" fragte sie rasch.

„Nun, derer, die hier herzlichen Abschied von Ihnen genommen haben," entgegnete er.

„Wirklich? weniger wäre mehr!" sagte sie spöttisch. „Warum reden Sie nicht für sich allein?"

„Nun, meine guten Wünsche, wenn Ihnen daran gelegen ist, es zu wissen, gehören Ihnen ganz besonders," gab er ernsthaft zurück. Sie sah ihm in die Augen, in das ruhige, männliche Gesicht, dann schüttelte sie leise den Kopf. Aber sie sagte in einem Tone, der nicht leicht zu deuten war: „Gute Wünsche kann man immer brauchen. Adieu, auf Wiedersehen!"

„Wann wird das sein, Fräulein Nanny?"

„Ach, man trifft sich ja immer wieder in der Welt. Sie ist so abgeschmackt klein — man kann einander gar nicht entgehen, wenn man auch wollte. Fragen Sie Monsieur Santines, ob ich nicht recht habe. — Da, endlich ist es so weit! Ich wundere mich immer von neuem, daß ein italienischer Zug überhaupt jemals abfährt."

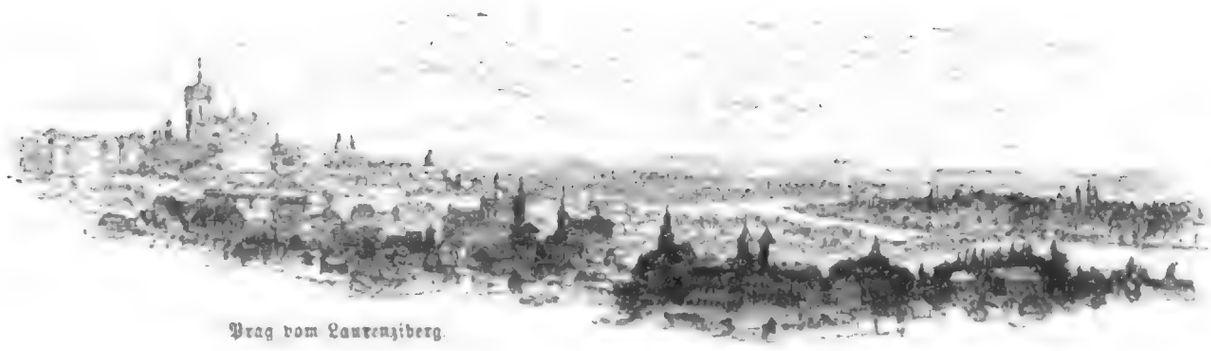
Dieser wenigstens fuhr in der That jetzt ab. Er dampfte langsam aus dem Bahnhofe hinaus, nachdem er an den auf dem Perron Stehenden noch einmal im Fenster des Koupees erster Klasse eine Vision eleganter Reisetoiletten, eines winzigen Battisttuches in einer kleinen, in dänisches Leder gekleideten Hand, ein paar dunkle Augen unter einem Herrenhütchen und als Abschluß im Hintergrunde das thränenüberströmte Antlitz der Zofe Luise vorübergeführt hatte.

Monsieur Santines hatte auf der Bibliothek in den Uffizien, der Laurentiana, etwas zu thun und verabschiedete sich am Ausgang des Bahnhofes von seiner Frau und deren Begleiter, denen er den Wagen überließ. Man hatte verabredet, sich später in einem Hotel in der Via Calzajoli wieder zusammenzufinden, in dem Madame Santines und alle von der Familie abzusteigen pflegten, wenn mancherlei Besorgungen einen mehrstündigen Aufenthalt in der Stadt nötig machten, während dessen ein pied à terre erwünscht war.

Hier im Restaurant des Hotels, im ersten Stocke, saßen etwa eine Stunde später Buchner und Madame Santines, in einem der hohen, halbdunkeln, leidlich kühlen Zimmer. Herr Santines ließ noch auf sich warten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Prag vom Laurenziberg.

Das alte königliche Prag.

Von

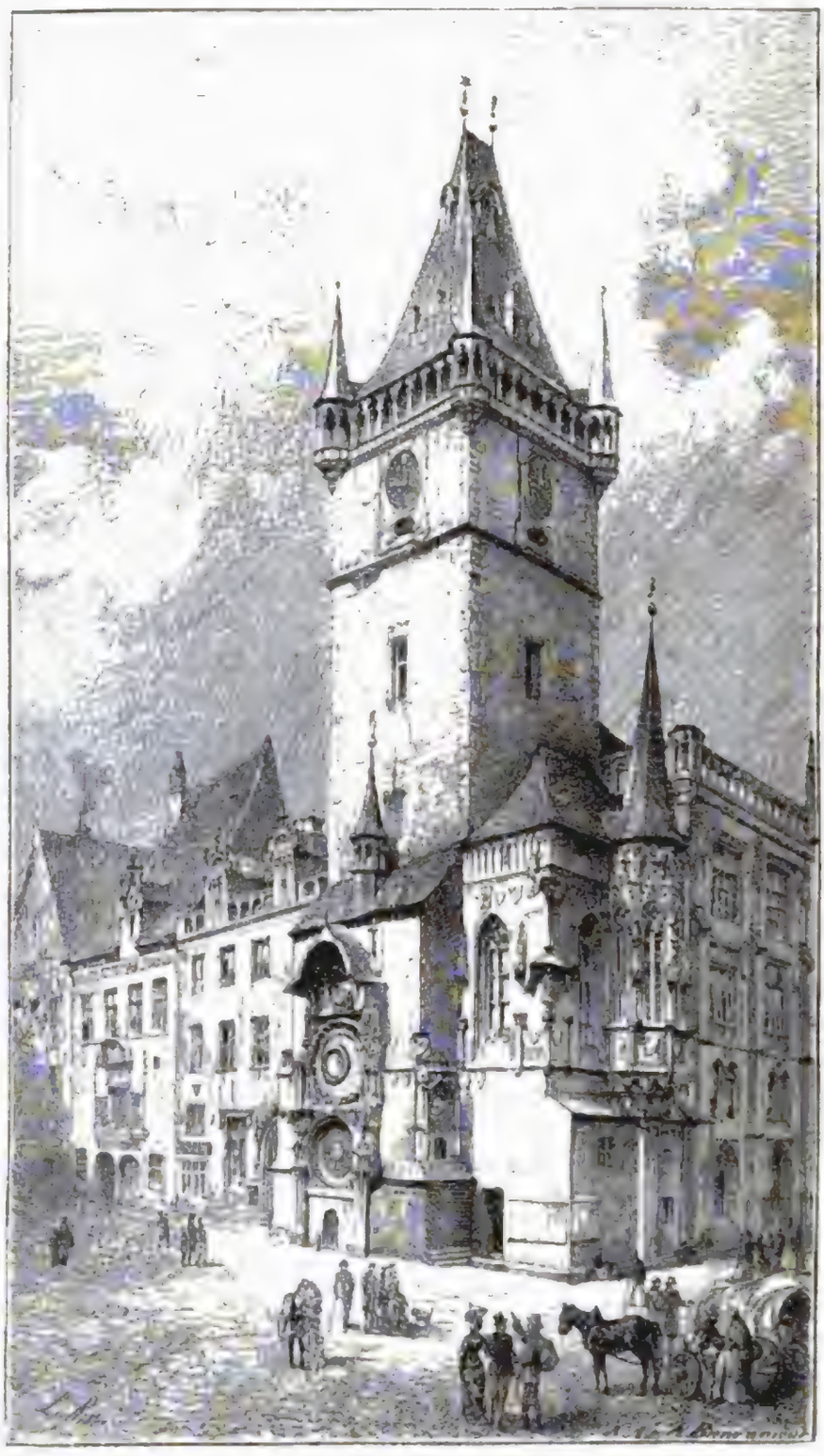
Freiherrn Fr. von Helfert.

Als ich in jungen Jahren die Bekanntschaft meines „Peter Schlemihl“ machte, da war es ein kleiner Zug gleich zu Anfang seiner „wundersamen Geschichte“, der mich in ganz eigentümlicher Weise berührte, ein Eindruck, der mir seither haften geblieben. Unser dazumal noch schattenbeglückter Freund befindet sich vor dem Norderthor bei Herrn Thomas John, der die schöne Fanny „wie es schien die Herrin des Tages“ an seinem Arme durch die Parkanlagen führt. Man kommt in den Rosenhain, Fanny will aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen, verletzt sich an einem Dorn, es fließt ihr rotes Blut, man fragt nach „englisch Pflaster“; ein hagerer, ältlicher, in Grau gekleideter Mann fährt mit der Hand in die Schoßtasche seines altfränkischen Frackes und reicht der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Man ersteigt einen Hügel, dessen Gipfel eine interessante Fernsicht zu bieten scheint. „Ein Fernrohr her!“ ruft John und schon ist der Dürre wieder mit der Hand in seiner Schoßtasche, zieht daraus einen schönen Dollond heraus und händigt selben dem Hausherrn ein. Man möchte sich auf dem Rasen am Abhange des Hügels niederlassen; „es wäre göttlich,“ meint wer aus der Gesellschaft, „wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten!“ Dieselbe Bewegung des Männleins, das ebenso unergründlich scheint, wie dessen Schoßtasche, aus welcher er jetzt einen reichen golddurchwirkten Teppich herauszuziehen bemüht ist. Und in gleicher Weise kommen auf eine nachlässige Bemerkung des Fräuleins ein großes Zelt mit allem Zubehör zum Aufspannen desselben, zu guterletzt sogar drei Reitpferde mit Sattel und Zeug durch eine einfache Handbewegung des immer bereitwilligen grauen Mannes zum Vorschein. Aber niemand scheint ihn zu bemerken, keiner aus der Gesellschaft will ihn kennen; das Fräulein nimmt das Wundpflaster „ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank“ aus dessen Händen; sein Dollond geht von Hand zu Hand „und nicht wieder in die des Eigentümers“; die Bedienten nehmen den Teppich in Empfang, ihn auszubreiten, „als müßte es so sein“, das Zelt, es auszuspannen „und keiner fand etwas Außerordentliches darin“ ....

Warum ich dieses Geschichtchen dem geneigten Leser ins Gedächtnis rufe? Um ihn zu fragen, ob er nicht meint, daß wir mehr oder weniger alle aus der Gesellschaft Herrn Thomas Johns und dessen schöner Fanny sind? Wir erfreuen uns an der „süßen Gewohnheit des Daseins“, wir wachsen heran, wir genießen die Jugend mit all ihren uns noch so neuen Freuden, wir durchwandern die Welt und sehen die herrlichsten Dinge, die Sonne gießt ihren goldenen Strahlenregen um uns her, wir atmen in einer balsamischen Luft, der nächtliche Himmel wölbt sich mit seinem nicht bloß für das Auge, selbst für den Gedanken unermeßlichen, unfaßbaren, geheimnisvollen, schimmernden und glitzernden

Digitized by Google

Sternenheere über uns. Wir ſehen, wir empfinden, wir genießen das alles, es freut uns, wir laſſen es uns behagen, aber erfüllt uns dabei das Bewußtſein der Erkenntlichkeit? Sagen wir geziemenden Dank dafür? Nehmen wir alle die Schönheiten und Wohlthaten, die uns das tägliche Leben und ein beglücktes Erdenwallen bringt, nicht in gleicher Weiſe wie Herrn Johns Bediente den willkommenen Teppich in Empfang — „als müßte es ſo ſein?!“ Nein, mein freundlicher Leſer, es müßte gar nicht ſo ſein, könnte viel anders ſein, zu deinen Ungunſten anders! Du könnteſt gar nicht auf die Welt gekommen ſein, dann hätteſt du von alledem nichts — haſt du alſo nicht für dein Daſein zu danken? Du könnteſt blind geboren oder geworden ſein, wo du von alledem nichts ſäheſt — haſt du nicht für dein unverſehrtes Augenlicht zu danken? Es könnten dich körperliche Leiden oder Seelenpein, Gram und Sorgen derart erdrücken, daß dir für alles vor dir und um dich Herz und Empfinden abginge — haſt du nicht für dein im Vergleich zu Tauſenden deiner Mitbrüder ſo günſtiges Los, für deine leibliche und geiſtige Geſundheit, für die Heiterkeit und glückliche Empfänglichkeit deiner Seele zu danken?



Altſtädter Rathaus.

Wenn einer in eine fremde Stadt kommt, beſieht er ſich ihre Merkwürdigkeiten mit Sorgfalt, bewundert ſie wohl gar, ſo er kein Anhänger der düſtern Lehre vom Nil admirari iſt, und bewahrt ſie in ſeinem Gedächt-

nisse. Denn man will nicht umsonst seinen Bädecker bei sich haben; man hat einen Lohndiener gemietet; die Reise kostet Geld, und am Ende möchte man heimgekehrt etwas zu erzählen haben, wobei man im vornhinein darauf gefaßt sein muß, durch die Frage: „Und jetzt sagen Sie uns, wo es Ihnen eigentlich am besten gefallen hat?“ ebenso in Verlegenheit gesetzt zu werden, wie etwa einer durch die plötzliche Aufforderung des Mächtigen vor ihm: „Bitten Sie sich eine Gnade aus!“

Hradschin.

So macht man's in der fremden Stadt! Aber in der eignen, die jener an Schönheit und Sehenswürdigkeit vielleicht nicht das Geringste nachgibt? An die ist man ja von Jugend auf gewöhnt, die hat man vor sich jahraus jahrein, die ist uns so alltäglich wie der Sonnenschein im Sommer und der Schnee im Winter; sich näher anzuschauen, was es da etwa zu sehen gibt, dazu ist es ja immer noch Zeit! Einer meiner Jugendfreunde meinte: wenn er einmal aus Prag fort müsse, werde er sich einen Fremdenführer dingen und sich von diesem drei Tage herumführen und alles zeigen lassen.

Obwohl nun im Buche der Bücher davor gewarnt wird, zu sprechen: „Herr ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener dort,“ und obwohl ein altes Wort erinnert, daß Eigenlob keinen angenehmen Duft verbreitet, muß ich doch von mir rühmen, daß ich für die Größe und Schönheit, für den alten Ruhm und die ereignisvolle Vergangenheit meiner Vaterstadt Prag von Kindesbeinen an nicht gleichgültig war. Am Ende ist es nicht einmal Eigenlob, was ich da vorbringe; denn ich danke das meinem lieben längst dahingegangenen Vater, ich danke es erfahrenen Freunden meiner jungen Jahre, ich danke es begeisterten Studiengenossen, die in mir den Sinn für all das weckten, die meine Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Dinge lenkten, in deren Umgebung ich aufwuchs, auf die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an diesen und jenen Platz, an dieses und jenes Gebäude knüpften und an denen wohl keine Stadt des mittleren Europa reicher ist, als das altberühmte Prag.

Schon eine allgemeine Ueberschau kündet dies. Es möchte sich schwer beweisen lassen, was man von patriotischen Vergleichs-Enthusiasten mitunter behaupten hört: Prag sei gleich dem alten Rom auf sieben Hügeln erbaut. Das aber ist gewiß, daß nicht leicht eine andere Stadt eine so große Zahl von Standpunkten aufzuweisen hat, deren einer einen schöneren, einen reicheren und großartigeren Anblick gewährt als der andere. Man wähle das Belvedere, den Hradschin, den Laurenziberg, den fürstlich Kinskyschen Garten, oder am rechten Moldauufer den Vysehrad (spr. Wyschehrad), den Zizkaberg, man hat überall ein anderes Bild, und man wird kaum sagen können, eines stehe hinter dem anderen zurück, weil jedes die Fülle der Gegenstände

in neuer Gruppierung, mit einer eignen Zuthat von Reizen vor das Auge führt . . . .

Oben wo an Waldes Rand sie stehen,
Sieht man Praga stumm im Morgenschlummer.
Aus der Moldau rauchen Morgendämpfe,
Hinter Praga werden blau die Berge,
Hinter denen fängt es an zu tagen . . . .

Also singt der altböhmische Barde, wo er die Ueberrumpelung Prags durch die herzoglichen Brüder Udalrich und Jaromir und die Vertreibung der Polen aus der Prager Burg und dem Lande Böhmen erzählt; jene halten sich verborgen, bis der Hirt erscheint und den Burgwächtern bläst, ihm das Thor zu öffnen; mit dem Hirten dringen sie dann in das Innere ꝛc.

Hier haben wir ein Bild der alten Fürstenburg ob dem Hradschin, von welcher die nachmalige Großstadt ihren Namen und ihren Anfang genommen hat, in ihrer frühesten Gestalt. Die Höhen im Halbkreise herum sind noch mit dichtem Wald bedeckt, der sich an einzelnen Punkten wohl dicht bis an die Umwallung der Burg heranzieht. Etwas weiter stromaufwärts und am rechten Ufer erhebt sich der Vysehrad, die uralte Burg des weisen Krok und dessen noch ruhmvollerer Tochter Libussa. Diese hatte bald, so geht die Sage, die Vorteile des höheren und beherrschenden Punktes drüben erkannt und die Anlage einer neuen Burg beschlossen. „Gehet hin," hatte sie zu ihrer Umgebung gesagt, „dort wo ob dem Flusse die Holzarbeiter ihren Platz haben; fraget sie, was sie zur Zeit verfertigen, und darnach soll die künftige Stadt heißen." Die Ausgesandten hatten gethan wie ihnen befohlen war, eine Schwelle = „prah" war eben in Arbeit gewesen, und von dieser war dann der Name Praha, Praga, Prag genommen worden.

So weit die Fabel! Vom Standpunkte der wissenschaftlichen Sprachforschung hält diese Herleitung schon darum nicht Stich, weil prah gen. masc., dagegen praha gen. fem. ist. Die neuere Philologie hat darum nach einer anderen Erklärung gesucht und glaubt diese in dem Zeitworte praziti = brennen, dörren gefunden zu haben, wornach praha einen durch Verbrennen des Waldes freigemachten Platz bedeuten und ein Analogon zu dem deutschen „reut" (von roden Rossenreut, Gassenreut, Wernersreut) bilden würde. Der Name Prag bezog sich ursprünglich nur auf die feste Burg (hrad); was außerhalb und unterhalb derselben lag, galt Jahrhunderte lang als bloßer Burgflecken, podhradí, suburbium, dessen Häuser und Gehöfte sich westwärts gegen den weißen Berg, südwärts zum Flusse hinab und über den Fluß hinüber in die Ebene zogen; aus den ersteren entstand die spätere Kleinseite, jenseits des Flusses die heutige Altstadt. Um die Burg und die Vorburg spielt denn auch die älteste Geschichte der Stadt. Als Wenzel der Heilige seine Mutter die heidnische Drahomira aus dem Lande weisen mußte und sie ihrem Sohne und der Stadt fluchend hinausfuhr, da öffnete sich nicht weit von der Burg die Erde und verschlang sie mit Wagen und Gespann! In meinen Knabenjahren wurde auf dem Loretto-Platz eine kleine Erdsenkung als der Ort bezeichnet, wo der Teufel die böse Zauberin geholt hatte; so oft man die Grube, erzählten die Leute, ausfüllen und den Platz ebnen wollte, immer wieder sei die Erde eingesunken und die Vertiefung sichtbar geworden, zum ewig fluchwürdigen Andenken an die Mörderin der heiligen Ludmilla.

Der Vysehrad ist, wie wir gesehen, nicht bloß älter, er war auch lange Zeit berühmter und glanzvoller als die Prager Burg, und vor allem umwebt ihn der geheimnisvolle Zauber von Dichtung und Sage. Da sehen wir die noch jungfräuliche Fürstin Libussa als Richterin in dem Streit der beiden Brüder Chrudos von der Otava und Staglav von der Radbuza; doch die Unbändigen wollten sich nicht fügen und sie spricht zu den Kmeten Lechen und Vladyken:

Nimmer will ich Eure Streite schlichten,
Wählet Euch den Mann aus Euresgleichen,
Daß er mit dem Eisen Euch regiere —
Viel zu schwach für Euch sind Mädchenhände.

Die Wahl fällt auf Premysl, den klugen Herrn von Stadic, mit welchem Libussa fortan ihren Fürstensitz teilt. Auch Kazi ihre Schwester nimmt sich einen Gemahl, es ist der starke Bivoj, der, um ihr seine Kraft zu zeigen, den wilden Eber bei den Ohren fängt und der Fürstin zu Füßen legt. Unter Herzog Krezomysl wird Horimir, weil er die Bergwerke des Landes verwüstet, zum Tode verurteilt; er bittet sich die Gnade aus, noch einmal vor seinem Ende sein Roß im Burghof reiten zu dürfen; es ist sein treuer Semik, dem raunt er was ins Ohr, schwingt sich auf dessen Rücken, nimmt dann plötzlich einen Anlauf

und hinüber setzt er über die Mauer und den Fluß mit einem gewaltigen Sprung auf das andere Ufer, wo noch heute eine Stelle den Namen davon führt — na Vyskocilce — „zum Aufsprung".

Das Christentum bringt dem Vysehrad neuen Glanz. Neben dem Fürstenhof entstehen geistliche Gebäude, dreizehn Kirchen erheben ihre Türme in die Lüfte, was der Burgstadt schon von weitem ein gebietendes Aussehen verschafft. Durch Jahrhunderte ist der Vysehrad bleibender oder zeitweiliger Sitz der Landesfürsten. Aber nach der blutigen Hussitenschlacht bei St. Pankraz, November 1420, fallen die Sieger, oder vielmehr in ihrem Gefolge der Prager Pöbel, über die Burg her, daß, wie es in der Schrift von Jerusalem heißt, kein Stein auf dem andern bleibt. Von da an hat sich der Vysehrad nicht wieder erholt, obwohl die Befestigungswerke später hergestellt, ja unter der kurzen Franzosenherrschaft 1742 verstärkt und in jene Gestalt gebracht wurden, in der wir sie der Hauptsache nach heute sehen. Aber was sie umschließen, die Kuppe des Berges, bietet einen überaus öden verlassenen Anblick. Eine romanische Rund-Kapelle an der Straße und die wiederholt, aber nicht zu ihrem Vorteil, umgebaute Hauptkirche mit dem Friedhof dabei, die Wohnungen des Dompropstes und einiger Canonici, dann eine Anzahl militärischer Depots von der nüchternsten Einfachheit, dazwischen einige angebaute Felder und große unkultivierte Striche — das ist gegenwärtig der altberühmte Vysehrad. Es zeugt von der großen Begabung Ferdinands von Saar, daß er diesen trostlosen Schauplatz in seiner lieblichen Idylle „Innocenz" poetisch zu verklären verstand.

Außerhalb der Festungswerke an der Lehne des in seinem unteren Teile jäh in den Fluß hinabstürzenden Felsens gewahrt man ein altes Gemäuer, wie es scheint, die Ueberbleibsel eines vielleicht ausgebrannten und dann in Verfall geratenen Wirtschaftsgebäudes späterer Zeit. Im Volksglauben aber gilt es als die „Bäder der Libussa" und steht darum in hohen Ehren. Als vor einigen Jahren davon die Rede war, längs dem Flusse eine Straße in den Felsen zu sprengen, wobei Libussens Bäder verschwinden mußten, hat sich die öffentliche Stimme Prags mit solcher Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, daß das Unternehmen vorläufig aufgegeben wurde; ob man mit der Zeit aus sehr nahe liegenden praktischen Gründen nicht wieder darauf zurückkommen wird, ist schwer zu sagen. Gewiß würde diese Flußpartie ein Stück ihrer malerischen Romantik verlieren, wenn das alte Mauerwerk fiele.

Dem uralten Vysehrad schräg gegenüber ist nun mit der Zeit die neuere Burg Prag, castrum Pragense, urbs, auch civitas Pragensis, wie sie in den lateinischen Quellen abwechselnd genannt wird, allmählich herangewachsen. Daß die Anfänge sehr bescheiden waren, haben wir an der Begebenheit von 1004 gesehen, wo des Morgens auf der Schloßbrücke der Hirt erscheint, um das Vieh auszutreiben. Als ein halbes Jahrhundert später Bretislav I. neue Mauern um die Burg aufführte, fiel in deren Bereich die Küche des Frauenklosters von St. Georg, an welche die Arbeiter aus frommer Scheu die Hand nicht legen wollten; aber Spytihnev, der Sohn des Herzogs, machte keine Umstände, warf den Herd auseinander, dessen Steine den Berg hinab in den Bach Brusnice kollerten, und rief dazu lustig: „Die Frau Aebtissin wird heute keinen Kuchen backen können". Die Frau Aebtissin kam heraus und rühmte höhnend den Prinzen ob seiner Tapferkeit gegen wehrlose Frauen, was ihr aber sehr übel bekam; denn als später aus dem Prinzen ein Herzog wurde, mußte sie ihr Bündel schnüren und dahin gehen von wo sie gekommen war; sie war nämlich kein Landeskind.

* * *

Ich kann hier selbstverständlich keine zusammenhängende Geschichte von Prag liefern, ich kann nur einige der wichtigsten Momente herausheben und einzelne charakteristische Geschichten einflechten, und so möge denn der geneigte Leser mit mir aus den eben geschilderten patriarchalischen Zuständen ein Salto mortale in die Zeit des höchsten noch ungetrübten Glanzes der Hauptstadt Böhmens machen. Das war unter Karl IV., dem das Volk den Beinamen „Vater des Vaterlandes" gegeben. Prag war unter ihm nicht bloß die Hauptstadt des großen böhmischen Länderbesitzes mit Mähren, Schlesien, den beiden Lausitzen, der Mark Brandenburg, der Grafschaft Glatz: es war auch römisch-deutscher Kaisersitz, politischer und diplomatischer Mittelpunkt für die Gebiete bis über den Rhein und hinab bis über die

Digitized by Google

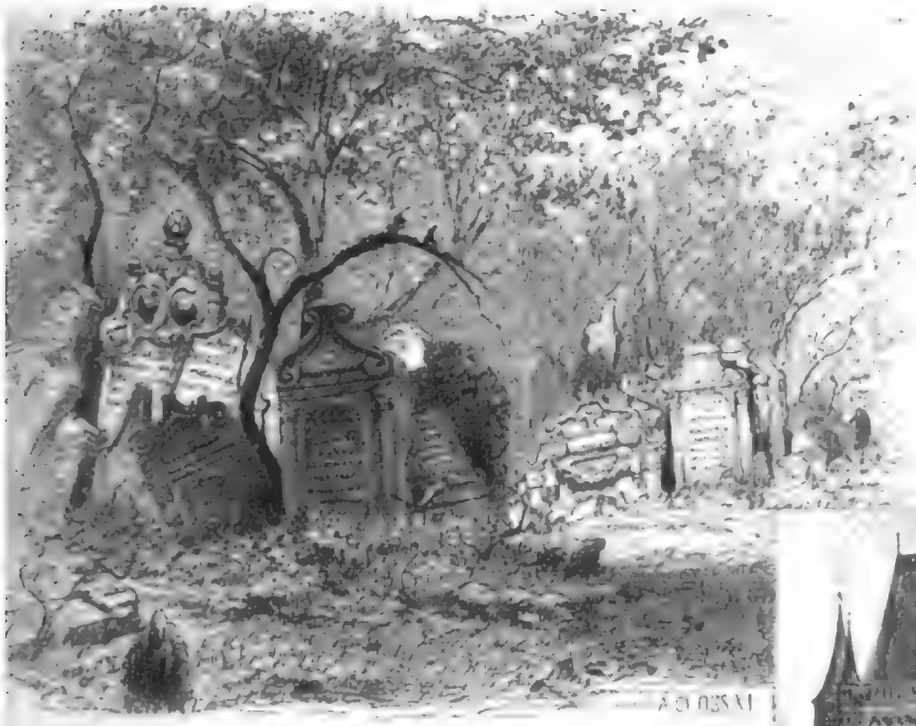
Alpen. Prag dieser Doppelstellung würdig zu machen, war des kunstliebenden, bauluſtigen, ideenreichen Kaisers und Königs eifrigstes Mühen. An der Stelle des alten vom heil. Wenzel aufgeführten Rundbaues sollte sich ein hoher gotischer Dom erheben, die jetzige St. Veitskirche mit ihren luftigen Strebebogen, mit ihrem durchbrochenen Triforium, mit dem durchsichtigen Gehäuse ihrer von außen angebrachten Wendeltreppen, eine der zierlichsten und zugleich kühnsten Schöpfungen des gotischen Stiles. Die an beiden Ufern der Moldau sich ausbreitende Stadt, Hradschin und Kleinseite hier, die Altstadt drüben, sollte eine massive Steinbrücke verbinden: sie galt damals und noch Jahrhunderte hindurch als eines der modernen Weltwunder und steht mit ihrem Schmuck von neunundzwanzig Statuen heute wie vor bald sechsthalbhundert Jahren in ungebrochener Kraft.

Inneres der Synagoge in Prag.

An die blühenden drei Prager Städte schloß Karl IV. eine vierte, die Neustadt, nova civitas, deren spätere Anlage sich noch heute in den großen, zum Teil riesigen Plätzen und den breiten, wenn auch nicht nach der Schnur gezogenen Straßen verrät. Man unterscheidet die untere und obere Neustadt. In jene, in der Niederung am Fluße abwärts und zu Füßen des Zizkaberges gelegen, wurde der Poric (spr. Porschitsch) einbezogen, die älteste Ansiedelung der Deutschen in Prag und vielleicht in ganz Böhmen, mit der von ihnen erbauten St. Petersklrche vom Ende des elften oder aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Die obere Neustadt, flußaufwärts gegen den Vysehrad hin, macht sich in ihrer jetzigen Gestalt durch die Maisengebäude bemerkbar, für deren Ausbreitung es weder in der beengten Altstadt noch auf der in die Berge hineingeschobenen Kleinseite hinreichenden Raum gibt: das große Neustädter Rathaus, jetzt Strafgericht mit den Untersuchungsgefängnissen; das Provinzial-Strafhaus zum heil. Wenzel; die frühere Karlskaserne, jetzt böhmisches Polytechnikum; das große Militärspital, ehemals Jesuitenkollegium; endlich die großartigen, an Zahl und Größe immer wachsenden Abteilungen des allgemeinen Krankenhauses. Erwähnt müssen hier noch werden, nicht zwar um ihrer Größe willen: das St. Wenzelsbad

Digitized by Google

von wo am 11. März 1848 die national-politische Bewegung ausging; das Benediktinerstift St. Emaus, von Karl IV. für Mönche mit slawischer Liturgie gestiftet, was sich aber nicht lange erhielt; endlich die Kirche am Karls-



Judenkirchhof

, gleichfalls von Karl IV. gegründet, ein ischer Kuppelbau von einer so weiten Span- ıg — es war damals die Zeit architekto- ger Experimente, wie man sieht — daß) der Ueberlieferung der Baumeister, als im Gewölbe ein Sprung zeigte, verzwei- d davonlief und sich den Tod gab. Der ung ist heute noch zu sehen, aber natür- das Gewölbe auch, dessen Innenseite eine so geschmackvolle als reiche Ornamentierung eist.

Böhmen war das ganze Mittelalter hin-) wegen seines Reichtums an Gold und er berühmt. Wieviel es aber an Schätzen Denkmalen der Kunst, an öffentlichen :en, vorzüglich Kirchen besessen, das läßt ıus dem Erstaunen ermessen, das Aeneas ius darüber äußert, der das Land nach Greueln und Verwüstungen der furcht- Hussitenzeit gesehen! Er war 1451 Legat des Kaisers Friedrich III. zum age in Beneschau geschickt. Er übernachtete in Tabor, der alten Hussitenstadt. Nach Prag, wo damals die Pest herrschte, ist er nicht gekommen, er hat sie nicht geschaut die Stadt mit den Türmen der Teynkirche, von deren Spitzen der goldene Kelch von weitem hell funkelte und den Sieg des „böhmischen Glaubens" bekundete. Ruhe sollte dem Lande noch lange nicht kommen. In der Person Vladislavs von Polen erhielten die Prager einen der wohlwollendsten und gutmütigsten Könige, so daß sie ihm — denn was ist Güte in einer Zeit wilder Aufregung und Parteiung! — den Beinamen eines „Král Dobre" gaben, weil er zu allem nur „dobre" oder lateinisch „bene" sage. Er hatte seinen Sitz im Königshof an der Grenze der Altstadt gegen die untere Neustadt; als er eines Tages nach dieser Seite hin im Fenster lag, trat ein Bogenschütze heran und zielte nach ihm mit den Worten: „Lasset uns diesen hergelaufenen Polacken umbringen!"

Altes Thor.

Der Pfeil traf nicht, aber noch in derselben Nacht räumte der „König Gut-ist's" seinen Palast, ließ sich im Dunkel der Nacht über die Moldau bringen und schlug seinen Sitz am Hradschin auf, 1484, der von da die bleibende Residenz der böhmischen Könige wurde. Vladislav war an Kunstsinn und Baulust ein würdiger Nachfolger Karl IV. Während sei-

Digitized by Google

ner Regierung wirkten zwei der berühmtesten böhmischen Architekten, Matthäus Reisek aus Prostejov und Benes von Laun. Ersterer, ein Autodidakt, baute auf des Königs Geheiß neben dem Königshof den jetzt sog. Pulverturm, ursprünglich eines der Thore zwischen der Alt- und Neustadt und noch heute eine der größten baulichen Zierden Prags. Das während der Hussitenstürme in gänzlichen Verfall geratene Schloß am Hradschin baute Benes um; der „Vladislaische Saal" und daneben die Landrechtsstube in der Burg, dann das „Vladislaische Oratorium" im St. Veitsdom sind seine Werke. Es war zugleich der Abschied, den der gotische Baustil von Prag nahm. Der von Benes begründete und mit ihm auch erloschene „Vladislaische Stil" war stark überladen; aber der Künstler entfaltete in den Verschlingungen und Verästungen seiner Rippengewölbe eine so phantasiereiche schönheitsvolle, schier berückende Pracht, daß man über der Bewunderung gern den Tadel vergißt.

Mit Ferdinand I. kam Böhmen dauernd an das Haus Habsburg. Der König schenkte

Kleinseite und Hradschin.

Kreuzherren-Kloster und Altstädter Pulverturm.

seiner neuen Hauptstadt in einem Gartenhause nächst dem Schlosse und einem aus edler Bronze sich leicht und zierlich aufbauenden Brunnen im anstoßenden Schloßgarten zwei Werke des schönsten toskanischen Renaissancestiles, wie sich ähnliches diesseits der Alpen kaum wird nachweisen lassen. „Fremd genug," sagt Ambros von dem Gartenhause, „stand und steht der heitere italienische Bau in seiner Umgebung da. Man könnte sich fast an jene exotische Prachtblume erinnert finden, welche in Immermanns ‚Münchhausen' der Jäger Oswald einmal mitten in einem westfälischen Eichenbusch aufgeblüht erblickt, wohin, der Himmel weiß welcher Zufall, ihr Samenkorn verwehte."

Ambros meint, der liebenswürdige Benozzo Gozzoli würde mit Erstaunen eine seiner reizenden Architektur-Perspektiven, mit denen er die Wände des Camposanto von Pisa ausgeschmückt, hier verwirklicht finden. Heute nennt man den zierlichen Wunderbau des „Belvedere"; eine Zeitlang wurde es von dem Publikum für das „Observatorium des Tycho de Brahe" gehalten, jenes berühmten Astronomen, der am Hofe Rudolf II. lebte und wirkte.

Rudolf, für Prag welcher Name! Es haben einige sein Zeitalter als das silberne nach dem goldenen Karls IV. bezeichnet; andere nannten es das zweite goldene; es waren aber auch solche, die es noch über die Karolingische Periode setzten. Von einem der beiden Scaliger sollen die zwei Disticha zur Verherrlichung Prags herrühren:

Digitized by Google

Lignea prima fuit, posuit cum limina Pragae
Jam tum surgenti prima Libussa suae:
Marmorea inde stetit, postquam super aethera turres
Extulit et magnas luxuriosa domus.

Deusch etwa:

Hölzern war es zuerst, als die hohe Fürstin Libussa
Legte den ersten Grund ihrem entstehenden Prag:
Marmorn wurde es dann, als stolz und prachtvoll es Türme
In die Lüfte erhob, Häuser gewaltig und groß.

Der Böhme Petrus Capella aber fügte ein drittes Distichon dazu:

Jam non marmorea est, non lignea, at aurea tota
Continua facta est sede Rudolphe Tua —

In deutscher Uebersetzung beiläufig:

Nicht mehr von Marmor, von Holz nicht, sondern von lauterem Golde
Hast du es, Rudolf, gemacht, seit es dein bleibender Sitz.

Es wird für immer zu bedauern sein, daß Ferdinand Mikovec (sprich Mikowetz) seine Kulturgeschichte Prags in der Rudolfinischen Zeit, für die er Jahre und Jahre lang fleißig und verständig gesammelt, nicht zum Abschlusse bringen konnte. Was das öffentliche Leben betraf, die konfessionalen Spaltungen, die politischen Parteiungen mit all ihren häßlichen Leidenschaften und Anschlägen, war es eine abscheuliche Zeit, die Erzähler und Darsteller in Fülle, alte und neue, gefunden hat. Aber um so glanzvoller, um so erfreulicher und erfrischender hob sich von diesem düstern Hintergrunde das rege vielseitige ideenreiche geistige Leben ab, das wohl einer eingehenden Schilderung wert wäre. Aber es müßte ein Polyhistor sein, der sich dieser überaus lohnenden Aufgabe unterzöge! Von den kostbaren Sammlungen des Kaisers weiß im allgemeinen jeder zu erzählen; die Besonderheiten und Einzelheiten derselben aber nachzuweisen, daran hat sich noch keiner gewagt. Der Kaiser und sein Hof hatten dabei einen ausgesprochenen Sinn für die Natur; der Hofgarten pflegte die edelsten Pflanzen, im Hirschgraben wurden Tiere seltener Art gehalten und hier soll sich, wie manche wollen, jene Begebenheit zugetragen haben, die Schillern den Stoff zu seinem „Handschuh" geliefert; nicht König Franz, sondern Kaiser Rudolf wäre es gewesen, der mit dem Finger gewinkt ꝛc. Die Musikkapelle Rudolfs zählte Meister von erstem Range; mit ihr und jener am Münchener Hofe konnte sich in ganz Europa keine messen. Bis zu den Freuden der Tafel erstreckte sich der feine Geschmack der damaligen vornehmen Welt Prags. Rodovsky von Hustiran wurde zum Coelius Apicius des rudolfinischen Zeitalters, und ein „archäologisches Souper" das Mikovec nach des edlen Ritters 1591 erschienener „Kochkunst oder Büchlein von verschiedenen Speisen, wie man sie nützlich und geschmackvoll zu bereiten hat" ꝛc. zusammenstellte, hat den Teilnehmern, darunter A. W. Ambros, eine hohe Achtung vor den kulinarischen Genüssen jener Zeit abgerungen. Vergessen wir zum Schlusse nicht, daß die Bürgerschaft von Prag zum Einzuge Ferdinand I. eine Ausstellung von lebenden Blumen, d. h. von 1000 ihrer schönsten Töchter veranstalten konnte — eine der sittigen Jungfrauen hat bei dieser Gelegenheit den König in ciceronianischem Latein angeredet — und daß Prag diesen Vorzug unter Ferdinands

Pulverturm.

Enkel, der vielleicht nur darum nicht geheiratet hat, weil er eine wählen für eine Zurücksetzung all der vielen gleichberechtigten andern gehalten, kaum eingebüßt haben dürfte, so wird man zugeben, daß das Leben der Prager

Digitized by Google

Gesellschaft zuzeiten Rudolf II. eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht haben mußte.

Doch wie jäh sollte der Umschwung zum Schlimmsten eintreten! Wie sehr sind ihm selbst, dem nicht ohne eigne Schuld so unglücklichen Herrscher, die letzten Jahre seines Lebens durch Auflehnung der Stände, durch Abfall und Widerstand im eignen Hause verbittert worden! Der Dichter des „Bruderzwist in Habsburg" läßt den auf die Stadt hinabblickenden Kaiser (4. Aufzug) zu Wolf Rumpf dem Kämmerer sprechen:

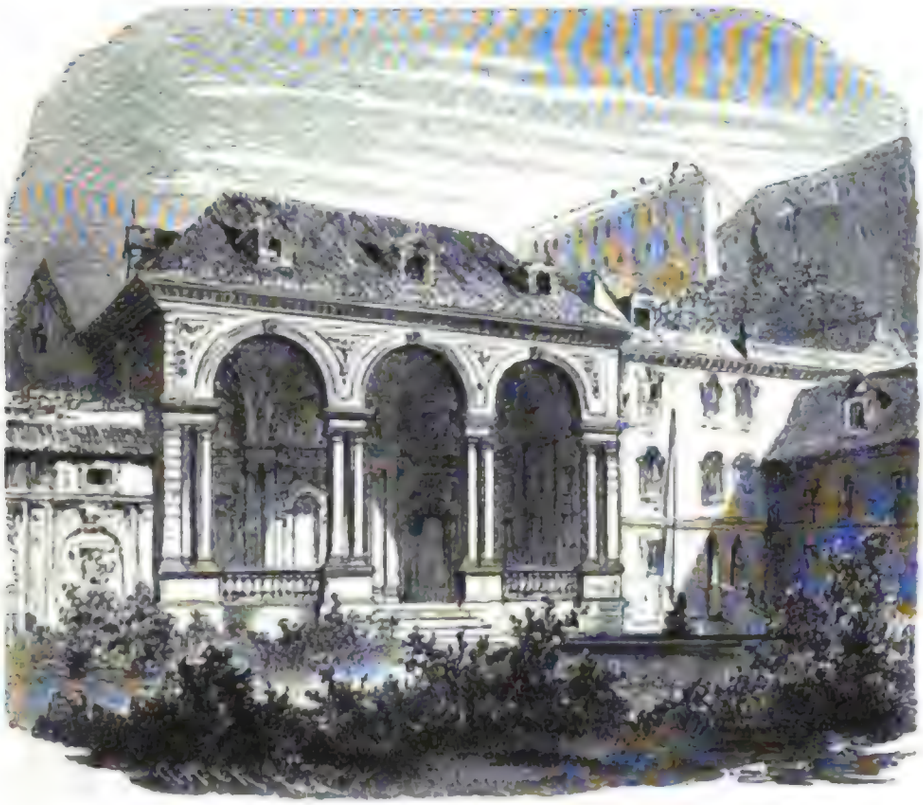
Kleinseitner Brückentürme.

— — Schau wie sie üppig liegt,
Geziert mit Türmen und mit edlem Bau,
Verschönt durch Kunst, was Gott schon reich geschmückt!
Und mein Werk ist's . . .

Es folgen einige Verse, die sachlich unhaltbar sind. Kaiser Rudolf II. konnte sich weder rühmen Prag gegen das „lebensvolle Wien" auserkoren, noch für Prag den Sitz seiner Ahnen „seit des Reiches Wiege" verlassen zu haben. Denn Wien war damals gegen Prag eine kleine Stadt und schon Rudolfs Großvater hatte, seit dessen erzherzogliches Haupt zwei Kronen schmückten, mehr in Prag als in Wien residiert. Bei Rudolfs Vater war dies wohl in minderem Grade der Fall, doch wurden Maximilians irdische Reste gleich denen Ferdinands im Prager Dome beigesetzt; das in weißem Salzburger Marmor auf Rudolfs Befehl ausgeführte prachtvolle Gruftdenkmal ist eines der gerühmtesten Werke

Digitized by Google

Alexander Colins. Was Rudolf von seinen beiden Vorgängern unterschied und was auch in dem Distichon des Petrus Capella hervorgehoben ist, lag darin, daß er in Prag blei-



Wallensteinshallen.

bend weilte, im buchstäblichen Sinne des Wortes, so daß er in den spätern Lebensjahren nicht einmal sein Schloß, seine geliebten Schätze und Sammlungen verließ.

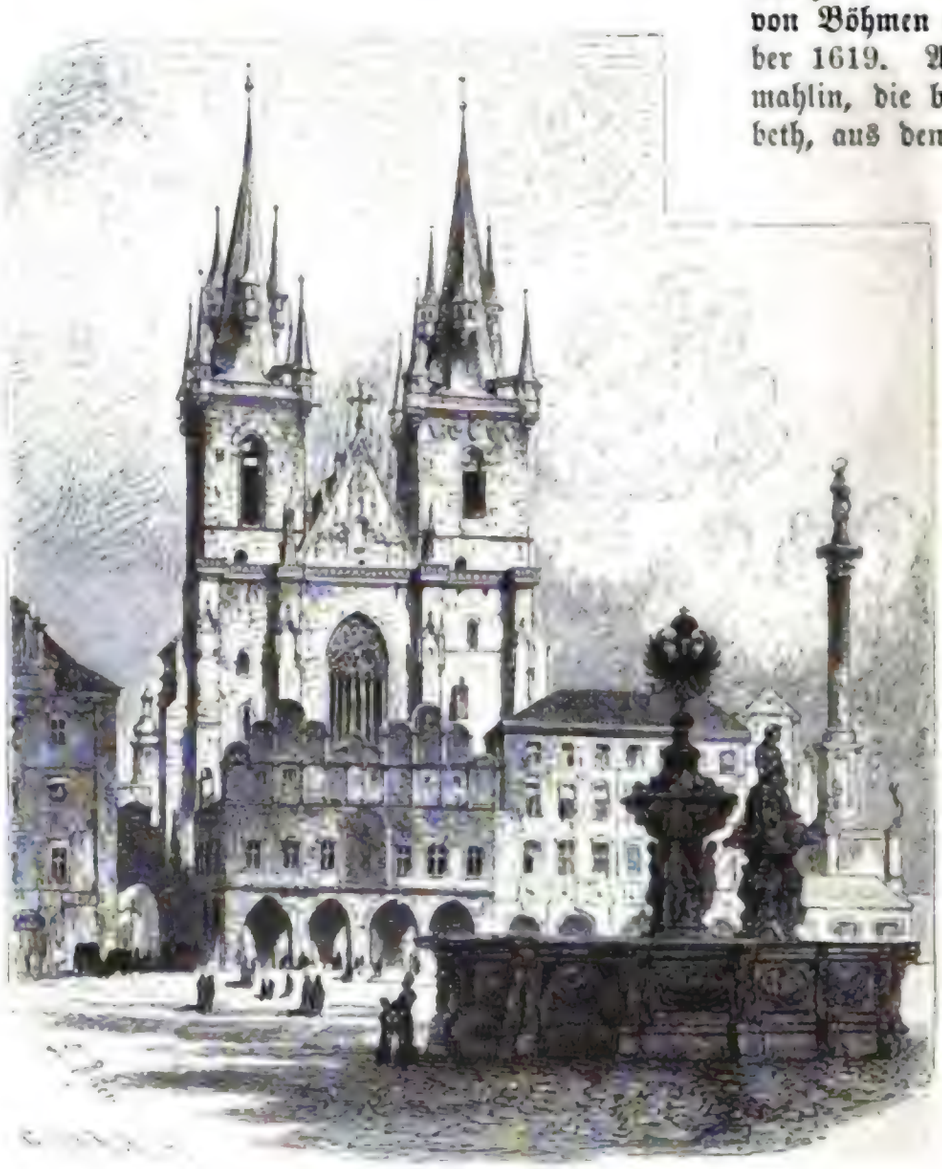
Landtagsstube.

Grillparzer läßt dann den Kaiser in die Zukunft schauen. Krieg wird entbrennen und die Stadt, die er so reich beschenkt und die ihm so bös vergolten, wird des Wehe kein Ende haben:

Digitized by Google

In deinem Umfang kämpft er seine Schlachten,
Nach deinen Kindern richtet er sein Schwert,
Die Häupter deiner Edlen werden fallen,
Und deine Jungfrauen, losgebundenen Haars,
Mit Schande zahlen ihrer Väter Schande . . .

Die Dichter haben es bekanntlich leicht, ihren Helden Prophezeiungen in den Mund zu legen; aber daß Rudolf II. nicht ohne Ahnung dessen, was nach ihm kommen werde, gestorben, ist mehr als wahrscheinlich. Schon 6 Jahre nach seinem Scheiden erfolgte die „Defenestration" der kaiserlichen Statthalter, vom politisch-historischen wie vom medizinisch-chirurgischen Standpunkte eines der sonderbarsten Ereignisse der neueren Geschichte, wenn man erwägt, daß nicht nur alle drei kopfüber hinabgestürzten mit dem Leben davon kamen, sondern der eine, der Sekretär Fabrizius, vom Flecke weg nach Wien fuhr dorthin die neueste Post zu bringen; der zweite Jaroslav Martinic zu Hause seiner Frau einige Bocksprünge vortanzte, um ihr zu beweisen, daß ihm kein Glied verletzt sei; und nur der dritte, Herr Wilhelm Slavata, von der Frau Polyxena von Lobkovic in ihrem Hause verborgen, einige Zeit bedurfte, um nach Heilung seiner Wunden seinem Freunde Martinic nachreisen zu können. Die Landtagsstube, welche jene drei so rasch und auf so ungewöhnlichem Wege hatten verlassen müssen, besteht noch heute in ihrer damaligen Gestalt; den Fleck, wo sie zur Erde fielen, bezeichnet eine kleine Pyramide.



Teynkirche. – Rathaus-Brunnen. – Marienſäule.

Es folgte der Einzug Friedrichs von der Pfalz als erwählten Königs von Böhmen am 31. Oktober 1619. Als dessen Gemahlin, die britische Elisabeth, aus den Fenstern der Hofburg auf die sich zu ihren Füßen ausbreitende Stadt hinabblickte, soll sie ausgerufen haben: „Das ist eine wahrhaft königliche Stadt!" Wenig Tage über ein Jahr, und die Schlacht am weißen Berge, 9. November 1620, machte der Herrlichkeit des „Winterkönigs" ein Ende. Nicht vollends acht Monate später, 21. Juni 1621, und es fand jenes entsetzliche Blutgericht statt, das die Urheber und Hauptteilnehmer des böhmischen Aufstandes durch die Hand des Scharfrichters vom Leben zum Tode brachte. Der erste war Joachim Andreas Schlik, Graf von Bassano und Ellenbogen; er war ganz in schwarze Seide gekleidet, betrat frei und ungefesselt die Bühne und legte auf den Block

ſein Haupt, das der Henker mit einem Hiebe vom Rumpfe trennte; dann wurde durch einen der Henkersknechte die rechte Hand des Rumpfes auf

St. Veitskirche.

den Block gelegt und gleichfalls abgehauen. Hand und Kopf wurden in Verwahrung genommen, um „auf Pragas Brücke warnend aufgeſtellt“ zu werden; der übrige Körper wurde in ein bereit gehaltenes Tuch gewickelt und von ſechs ſchwarz vermummten Perſonen weggetragen. Aehnlich war der Vorgang bei den andern Verurteilten: Wenzel Budovec von Budova, Chriſtoph Harant von Polzic, Kaſpar Kaplír von Sulevic. Dieſer war ſchon hoch in den achtzigen geweſen, als er ſich den revolutionären Machthabern angeſchloſſen und zum oberſten Landſchreiber hatte ernennen laſſen. Johann Beckovsky in ſeiner Chronik erzählt, Fürſt Liechtenſtein habe den Ritter wiſſen laſſen, er möge die Gnade ſeiner Richter anrufen, allein Kaplír habe davon keinen Gebrauch machen wollen: „Die göttliche Barmherzigkeit rufe ich an, nicht die menſchliche. Denn gegen Gott den Allgütigen habe ich täglich geſündigt; um die Gnade des Fürſten Liechtenſtein, gegen den ich mich nie vergangen, werde ich nicht bitten. Was böte mir auch noch das Leben? Ich nehme Speiſe zu mir und empfinde nicht, ob ſie gut iſt oder nicht. Ich trinke, und unterſcheide nicht, ob es Bier oder Wein iſt. Wenn ich ſitze, ermüdet es mich, wenn ich liege, beſchwert es mich, zu gehen vermag ich ſchon gar nicht ohne Unterſtützung der Krücke oder eines Dieners. Es iſt darum beſſer, daß ich ſcheide. Sagen ſie, ich habe den Tod verdient, ſo möge ich in Gottes Namen ſterben, ſein heiliger Wille geſchehe!“ Als ſein Name gerufen wurde, nahm er ſeine Kräfte zuſammen und trat den letzten Gang an; aber er verwickelte ſich in ſeinen Mantel, ſo daß er geſtürzt wäre, wenn ihn ſein Begleiter, der Paſtor Roſacius, nicht gehalten hätte. „Unterſtützet mich,“ bat der Greis: „denn wenn ich fiele und mir das Genick bräche, würden meine Feinde ſagen, ich hätte es aus Verzweiflung gethan.“ Man mußte ihm helfen beim Entblöſen des Halſes und als er dann, fortwährend betend, niederkniete, hielt er ſein Haupt zu tief, ſo daß ihn einer der Umſtehenden aufmerkſam machte: „Edler Herr, nachdem Ihr Eure Seele Gott dem Herrn befohlen, opfert ihm auch freudig Euer graues Haupt und hebt es zum Himmel empor.“ Er that wie ihm geboten, reckte ſeinen Hals ſo lang er konnte, ein wohlgeführter Streich machte ſeinem Leben ein Ende. Noch zwanzig

Brunnen im Kaiſergarten.

traf nach ihm die Reihe, bei zweien wurde die Strafe verſchärft, bei Bohuslav von Michalovic, dem vor der Hinrichtung die rechte Hand abgehauen, und bei dem Arzt Dr. Jan Jeſ-

Vor der alten Schloßstiege.

senius, dem zuerst die Zunge ausgeschnitten, dann erst das Haupt abgeschlagen wurde.

Der Schauplatz des entsetzlichen Vorganges war der Altstädter Ring. Viele Häuser an demselben sind seither höher, massenhafter, auch im Stil moderner aufgebaut worden; das Kinskysche Palais ist spätern Ursprungs, die schlanke Marienſäule rührt aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg her; der Hauptsache nach aber hatte der Platz damals denselben Charakter wie heute. Das schwarzausgeschlagene Gerüst war neben dem Rathause gegenüber der Teynkirche aufgerichtet. Um die zwei freien Seiten des mächtigen Rathausturmes lief, etwa in Halbstockhöhe, eine von einer zierlichen gotischen Steinbrüstung umschlossene Plattform, von welcher der Weg aus dem Innern des Gebäudes, wohin die Verurteilten in der Nacht vor der Hinrichtung vom Hradschin gebracht worden waren, unmittelbar auf das hölzerne Schreckensgerüst geführt hat. Jene Plattform oder Altane ist in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, als man an den unglückseligen Neubau des Rathauses ging, abgetragen worden, und im Publikum raunten sich viele ins Ohr, es sei dies geschehen, um ein Erinnerungsmerkmal an den 21. Juni 1521 verschwinden zu machen. Mag sein, daß bei Entwerfung des Bauplanes diese Erwägung nebenher mitspielte; aber die eigentliche Schuld, warum der malerische Vorsprung beseitigt wurde, trugen gewiß jene spießbürgerliche Nüchternheit, der nur das zusagt, was flach und nach dem Lineal ist, und jene mitunter begründete, nur zu häufig aber bloß vorgeschützte Rücksichtsnahme auf die „Verkehrsverhältnisse“, der ein Vierteljahrhundert später auf demselben Altstädter Ringe der herrliche Marktbrunnen zum Opfer fiel. Letzteres geschah mit einer derart raffinierten Barbarei, daß selbst die einzelnen Bestandteile mit ihrem teils figuralen teils ornamentalen Schmuck — das Material ein kostbarer schwarzer Marmor! — in Trümmer zerschlagen wurden, damit es nur ja nicht möglich sei, das Geschehene, das bezeichnend genug mit schuldbewußter Eile im Schatten einer Nacht vor

sich ging, später einmal rückgängig zu machen, das schöne Werk in dessen einzelnen Stücken wieder zusammenfügen und an die alte Stelle zu setzen!

Ich habe den damaligen Um- und Erweiterungsbau des Altstädter Rathauses einen „unglückseligen" genannt, und das war er, da er in eine Zeit fiel, wo architektonisches Verständnis und Schönheitsgefühl, noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so würdig vertreten, völlig untergegangen zu sein schien. Der „Künstler" — dem Himmel sei's geklagt, wenn er auf diesen Titel Anspruch machte! — hatte die Gelasse des ersten Stockwerkes mit riesigen, bis auf den Boden hinabreichenden Fenstern versehen. In Prag war man gleich mit dem boshaften Witze bei der Hand: es sei dies darum geschehen, um eine etwa künftige „Defenestration" der Ratsherren — wie die schreckliche von 1419 vom Neustädter Rathause! — zu erleichtern, damit man nämlich die Mißliebigen zum Fenster nicht hinaus zu *werfen*, sondern bloß hinaus zu *schieben* brauche. Der Unwille über dieses bauliche Monstrum war auch ein so lauter und allgemeiner, daß der bereits genehmigte und zum Teil ausgeführte Plan von den Behörden zurückgenommen und eine Umstaltung vorgenommen wurde, die zwar noch immer von dem Schönheitsideale auf Himmelsweite entfernt ist — es ist die heutige Ostfront — wobei aber doch jenes erste Muster von Unnatur und Abscheulichkeit vermieden wurde. Glücklicherweise hat man damals an die Südfront keine Hand angelegt, und diese steht darum heute noch in jener malerischen Ursprünglichkeit da, welche durch das allmähliche Anwachsen des Stadthauses im Laufe der Jahrhunderte geschaffen worden. Wie früher erwähnt, nur der Anbau um den untern Teil des Turmes ist für immer verschwunden.

Die dem Altstädter Rathause nächstgelegenen Stadtteile gestatten der Phantasie, sich ein Bild des ehemaligen städtischen Lebens auszumalen, das Emil Rößler, der liebe treue Freund, der fern von der Heimat ein so trauriges Ende finden mußte, in seinem „Altprager Stadtrecht" (Prag, Calve 1845) mit so gelungenen Strichen gezeichnet hat: „Prag gab damals wie andere Städte das Bild eines fortwährenden Jahrmarktes; darum auch die Verordnung, daß die Vorbauten der Hütten der Kaufleute so hoch sein sollen, daß ein Reiter ungehindert darunter fortkommen könnte. Sehr häufig waren bei den Häusern am Markte Vorlauben von Stein oder Holz angebracht, die erst später überbaut und zum Hause selbst gezogen wurden. Der nächst der Teynkirche gelegene Teynhof, später das ‚alte Ungelt' genannt, war seit dem XI. Jahrhundert das Kaufhaus oder der Aufenthaltsort der fremden Handelsleute. Da legten sie ihre Waren nieder, da banden sie sie auf und boten sie zum Verkaufe aus. Viele Nationalitäten berührten sich hier. Die Franzosen und die Italiener, die Kärnter und die Lützelburger, durch die geschichtlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes an diesen Boden einmal gewohnt, kamen auch später als Kaufleute wieder. So wogte allenthalben buntes Leben. Die meisten Handwerker wählten nach der Sitte jener Zeit zum Betriebe lieber die Straßen als die finstern Häuser. Gab es Händel, so waren die muntern Gesellen auch dabei, warfen ihr Handwerkszeug hinweg und ergriffen die verpönten, schlecht verborgenen Waffen. Wie schwer wurde es dem Richter und dessen Gesinde Ruhe zu gebieten, und kaum konnte des Richters Glocke am Abende das geräuschvolle Leben auf Straßen und Wegen, das aus den Häusern und Hütten, und selbst aus den Kellern, denn auch diese waren bewohnt und hatten ihre Ausgänge gegen die Straße, herausschallte, bis an den Morgen zum Schweigen bringen" . . .

(Schluß folgt.)

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.

(Fortsetzung.)

Wenn man in der Zoologie und Botanik den Gegensatz von natürlichen und künstlichen Systemen aufstellt und dasjenige Linnés z. B. als ein künstliches bezeichnet, so wird darunter verstanden, daß die Grundprinzipien, auf welchen bei solchen die Einteilung

Digitized by Google

beruht, nebensächliche Eigenschaften der Körper betreffen und die eigentlich wesentlichen unberührt lassen. Niemand kann im Zweifel sein, daß erst eine Einteilung der letzteren Art den wissenschaftlichen und auch praktischen Anforderungen entspricht. Für die Krankheitsprozesse ist sie schon von den Schülern Schönleins, so von Eisenmann versucht worden; so stellte der letztere z. B. die Krankheitsfamilie der rheumatischen Prozesse auf, welche in der That auch nach unseren neueren Erfahrungen eine zusammengehörige Gruppe bilden, wenn auch in dem einen Falle das Muskelsystem, in dem anderen das Herz oder die Nieren der Sitz der Krankheit sein mögen. Die sog. Lokalisation eines Krankeitsprozesses, d. h. die örtlichen Veränderungen, welche die Ansiedelung eines Parasiten in diesem oder jenem Organe hervorruft, können zwar an und für sich von großer Bedeutung für den Patienten sein, sie sind aber nicht geeignet, als wesentliche Kennzeichen des Prozesses zu dienen. Diese müssen vielmehr aus den den Prozeß verursachenden Momenten hergenommen werden, auf ihnen allein kann demnach ein natürliches System begründet werden. Zu seiner vollständigen Ausführung wäre, wie schon bemerkt, eine vollständige Kenntnis aller Entwickelungsvorgänge derjenigen Organismen notwendig, welche Krankheitsprozesse erzeugen. Da nicht zu erwarten steht, daß diese vollständige Kenntnis so bald zu erlangen sei, so muß man sich vorderhand mit einigen allgemeineren biologischen Kennzeichen begnügen, welche zwar nicht einzelne Formen dieser Organismen, wohl aber ganze Gruppen derselben charakterisieren.

Verwandte pflanzliche oder tierische Organismen zeichnen sich in der Regel durch die Gemeinsamkeit gewisser äußerer Lebensbedingungen aus, welche sie zu ihrer Entwickelung bedürfen. Ich erinnere an die Umgestaltung der Atemwerkzeuge, welche bei den das Wasser bewohnenden Fischen zur Entwickelung der Kiemen geführt hat, während die den Fischen gleichwertig organisierten Tiere, welche Luftatmer sind, Lungen besitzen. Daß auch in diesem Falle scheinbar so abweichende Bildungen unter dem Einflusse äußerer Lebensbedingungen entstanden sind, geht daraus hervor, daß auch bei den luftatmenden Tieren in einem frühen Stadium der Entwickelung Kiemenanlagen vorhanden sind, und es ist ja allen meinen Lesern bekannt, wie bei den Fröschen beide Formen des Atemapparats zur Entwickelung gelangen, und diese Entwickelung parallel geht dem Aufenthaltsorte des Tieres; solange dasselbe im Wasser lebt, besitzt es Kiemen, und erst wenn seine Leibesgestalt für den Aufenthalt im Wasser eine unzweckmäßige geworden ist, beginnen auch diese Organe zu schwinden, und treten andere an die Stelle derselben, welche einen Aufenthalt in der freien Luft ermöglichen und dazu nötigen. Daß bei dieser Metamorphose die äußeren Lebensbedingungen die wesentliche Ursache dieser tiefgreifenden Umwandlung darstellen, geht aus dem Umstande hervor, daß unter veränderten äußeren Bedingungen, so z. B. wenn diese Tiere in engen Gefäßen gehalten werden, welche sie nicht verlassen können, die Umwandlung in luftatmende Tiere ausbleibt.

Es geht aus diesem, der Entwickelung höher organisierter Tiere entnommenen Beispiele eine auch für die vorliegende Frage außerordentlich wichtige Thatsache hervor, nämlich diejenige des umgestaltenden Einflusses, welchen äußere Lebensbedingungen auf Organismen ausüben, und es läßt sich wohl annehmen, daß, je einfachere Verhältnisse ein solches Wesen darbietet, jener Einfluß in um so höherem Maße zur Geltung gelangen wird, oder anders ausgedrückt, es werden für die niedersten Organismen die Bedingungen, welche der Ort ihrer Vegetation darbietet, den entscheidendsten Einfluß auf ihre Gestaltung und Leistungsfähigkeit ausüben. Solange wir nicht im stande sind, in allen Fällen die einzelnen Arten dieser Organismen zu bestimmen, welche krankheitserregend wirken, werden wir Gruppen von solchen unterscheiden müssen je nach dem Standort derselben, welchen sie vor dem Eindringen in den menschlichen Organismus besaßen, und den äußeren Lebensbedingungen, welche sie zur Erregung von Krankheiten befähigen.

In dieser Beziehung hat uns die Erfahrung vier verschiedene Lokalitäten kennen gelehrt, von denen aus eine Uebertragung der Krankheitserreger auf den Menschen stattfinden kann. Es sind dieses die drei Elemente, aus denen unser Erdkörper besteht: Erde, Wasser, Luft und außerdem die belebten Wesen, welche jene bevölkern. Jedes derselben kann als Standort für Krankheitserreger dienen, und so können Krankheitspro-

Digitized by Google

zesse unterschieden werden, deren Erreger wir von anderen Pflanzen oder Tieren, aus der Luft, dem Wasser oder dem Erdboden beziehen.

Sämtliche als Krankheitserreger wirkende Organismen gehören den allerkleinsten belebten Wesen an, die meisten derselben der Gruppe der sog. Spaltpilze, welche aus allerkleinsten Kügelchen, Stäbchen oder Fäden bestehen, nur wenige der Gruppe der Infusorien, welche bereits eine viel höhere Organisation besitzen, deren Lebensbedingungen daher viel beschränktere sind. Ungeheure Massen dieser Organismen bevölkern namentlich den Erdboden, zum Teil auch das Wasser, und unzweifelhaft würde, falls sämtliche derselben als Krankheitserreger wirken könnten, die Existenz des Menschengeschlechtes auf das höchste bedroht, wenn nicht unmöglich sein. Indem in jedem kleinsten Erdpartikelchen, welches in der Form des Staubes in unsere Lungen eindringen mag, vielleicht Tausende solcher Organismen vorhanden sind und Millionen anderer in einem Glase Wassers, welches wir genießen, so wären wir fortdauernder und unvermeidlicher Gefahr ausgesetzt. Allein die Erfahrung lehrt, daß nur unter gewissen Bedingungen diese schädigende Wirkung eintritt, und daß diese Bedingungen im ganzen nur selten eintreten und ihre schädlichen Wirkungen entfalten.

Unter den wahrscheinlich sehr mannigfaltigen Bedingungen, welche diese einfachsten und kleinsten Bewohner der uns umgebenden Welt befähigen, als Krankheitserreger zu wirken, tritt uns als die erste und allgemeinste entgegen die Anwesenheit von Menschen, resp. Tieren: überall da, wo die Bevölkerung eine größere Dichtigkeit annimmt, treten Kranheitsprozesse auf, deren Erreger wir von der Außenwelt her beziehen. Ungewöhnlich massenhafte Zusammenhäufung von Menschen, wie sie dauernd in Städten oder vorübergehend zu Kriegszeiten stattfindet, bewirkt ein Anschwellen vieler Krankheitsprozesse. Es ist demnach anzunehmen, daß hierbei eine gegenseitige Einwirkung zwischen den Krankheitserregern und Krankheitsträgern stattfindet und daß erst durch die fortgesetzte Uebertragung auf den Menschen die niederen Organismen ihre Infektionsfähigkeit erlangen, welche sie dann auch bei freier Vegetation in dem Boden oder Wasser infizierter Gegenden bewahren können.

Die Bewahrung dieser durch Umzüchtung gewonnenen Eigenschaft hängt aber wiederum von gewissen Bedingungen ab, welche nicht überall in der Außenwelt getroffen werden. So sehen wir eine Reihe der schwersten Infektionskrankheiten, wie Cholera, Pest und Gelbfieber, nur an gewissen Stellen der Erdoberfläche sich entwickeln, von denen aus sie dann allerdings über weite Länderstrecken sich verbreiten können. Wo dieselben außerhalb ihres Ursprungsgebietes auftreten, muß eine Importation der Krankheitskeime stattgefunden und müssen dieselben einen wenigstens vorübergehend günstigen Boden zu ihrer Weiterentwickelung gefunden haben.

Andere Krankheitsprozesse freilich sind ganz und gar an bestimmte Lokalitäten geknüpft, wie die Malariakrankheiten; sie finden sich daselbst schon vor, bevor noch eine irgend erhebliche Besiedelung des Landes stattgefunden und befallen bereits die ersten Ankömmlinge, welche den jungfräulichen Boden zu bearbeiten anfangen. Für ihre Heranzüchtung zu Krankheitserregern genügen daher die im Boden vorhandenen Bedingungen, und ihre Entstehung ist unabhängig von der Ansiedelung der Menschen.

Endlich gibt es eine Reihe von Krankheitserregern, welche gänzlich die Fähigkeit verloren haben, außerhalb des Körpers der Menschen und der höheren Tiere zu vegetieren und die daher ausschließlich auf ihre parasitäre Existenz angewiesen sind.

Berücksichtigen wir alle diese Verhältnisse, so läßt sich nicht verkennen, daß in der That die Erkrankungsbedingungen, welche aus solcher Quelle stammen, unendlich beschränkter sind, als es zunächst den Anschein hat. Soweit eine gegenseitige Einwirkung zwischen den niedersten Organismen und dem Menschen- oder Tierkörper notwendig ist, um jene zu krankheitserregender Wirksamkeit heranzuzüchten, sind die Mittel zu ihrer Bekämpfung naheliegend, sowie die Bedingungen solcher Umzüchtung klar gelegt sind. Da in diesem Falle die Brutstätten der Krankheitserreger eine geringere Ausdehnung besitzen, so bietet die Bekämpfung derselben schon außerhalb des menschlichen Körpers keine unübersteiglichen Schwierigkeiten dar, und in solchen Fällen, in denen die Keime von einem fremden Lande her eingeschleppt werden, hat auch die Verhinderung dieser Importation durch Absperrmaßregeln, wie bei der Pest und Cholera, die günstigsten Erfolge gehabt.

Digitized by Google

In ſolchen Ländern hingegen, in denen ſchon der Boden an und für ſich ſämtliche Bedingungen zur Erzeugung gewiſſer Krankheitserreger in ſich trägt, wie dieſes bei der Malaria der Fall iſt, da werden nur große, die Bodenverhältniſſe durchaus umgeſtaltende Einrichtungen, wie ſie die alten Römer in der Campagna Romana durchgeführt haben, dem Uebel Schranken zu ſetzen vermögen.

Die günſtigſten Verhältniſſe aber zu ihrer Bekämpfung bieten diejenigen Krankheitsprozeſſe dar, deren Keime ausſchließlich innerhalb des Tierkörpers zur Entwickelung gelangen. Denn es iſt klar, daß in dieſem Falle nur die Verwendung erkrankter Tiere als Nahrungsmittel oder das Zuſammenleben mit erkrankten Individuen die Uebertragung der Krankheitsprozeſſe vermittelt. Beides aber läßt ſich in kultivierten Ländern unſchwer verhüten, ſobald dieſe Beziehungen genügend erkannt ſind. Wenn gegenwärtig dieſe Krankheiten, zu denen unter anderem die Tuberkuloſe gehört, auch gegenwärtig die größten Verwüſtungen unter dem Menſchengeſchlechte anrichten, ſo iſt gerade hier die Ausſicht zu ihrer Bekämpfung die günſtigſte, weil ſich die Quellen der Erkrankung am leichteſten verſtopfen laſſen. Gerade in dieſem Gebiete iſt es gewiß, daß die Erkenntnis der wahren Urſachen der Krankheitsprozeſſe und die Verbreitung dieſer Kenntniſſe in der ganzen Bevölkerung zu Erfolgen führen wird, welche die zweifelhaften Erfolge ärztlichen Handelns bei ſchon ausgebrochener Krankheit bei weitem überflügeln muß.

In den folgenden Kapiteln ſollen aus jeder der oben angeführten Gruppen von Krankheitsprozeſſen einzelne Formen derſelben, welche entweder durch ihre weite Verbreitung beſondere Wichtigkeit beſitzen, oder an deren Unterſuchung ſich beſonders wichtige wiſſenſchaftliche Fragen anknüpfen laſſen, erörtert werden.

(Fortſetzung folgt.)

Im Grünen. Von M. Leloir.

Nach einer Photographie aus dem Verlag von B. Schleſinger in Stuttgart. (E. Lecadre & Co., Paris.)

Digitized by Google

Der Mutter Bild.

Von

Moritz Blanckarts.

Der heimgegang'nen Mutter Bild
Hängt über meinem Bette
Und wacht als Schutzgeist lieb und mild
An meiner Lagerstätte.

Begeb' ich abends mich zur Ruh'
Mit Sorgen oft und Kummer,
So lächelt sie mir freundlich zu
Und tröstend naht der Schlummer.

Mein erster Blick im Morgengrau'n
Trifft wieder ihre Züge,
Und Stärkung find' ich und Vertrau'n
Zum Kampf mit Schein und Lüge.

So wirkt auch nach dem Tode fort
Der teuern Mutter Segen,
Und was mir fehlt, in Rat und Wort,
Trägt mir ihr Bild entgegen.

Wiener Tanzmusik.

Von

E. Schelle.

Im Sturmschritt.

Autograph von Joh. Strauß.

Bei dem Worte „Wiener Tanzmusik" geraten alle Beine von der Donau bis zur Newa in Bewegung. Selbst der kalte Nordländer wird warm und dem Bewohner des Spree-Athens, dessen Erinnerungen noch tief in die dreißiger Jahre hineinreichen, dämmern Bilder auf, die sich zu trauten bekannten Gestalten verdichten und ihm von wonnevollen Stunden einer längst vergangenen traumhaften Zeit erzählen.

Im Jahre 1838 machte unter den Studierenden der Berliner Universität eine Persönlichkeit ein gewisses Aufsehen, welche in ihrem ganzen Gebaren ein seltenes Musterbild von Original lieferte. Es war ein Mann von etwas kleiner aber gedrungener Gestalt; seine Gesichtszüge verrieten jüdische Abstammung und erinnerten auffallend an den Komponisten der „Hugenotten". Obwohl er die Studentenjahre schon längst hinter sich hatte — denn seinem Aussehen nach mußte er bereits ein angehender Vierziger sein — bewies er einen Eifer im Besuche der Vorlesungen, der manchem unter den Studenten Entsetzen einflößen konnte. Er mußte von einem wahrhaft faustischen Durst nach Erkennt-

Digitized by Google

nis ergriffen sein, denn er befaßte sich mit allen möglichen Wissenschaften, sogar die Theologie nicht ausgeschlossen, und heimste täglich eine Sammlung von Vorträgen ein, die geeignet war, einen gesunden Menschenverstand vom gewöhnlichen Schlage aus den Fugen zu bringen. Wer ihn nur oberflächlich beobachtete, mußte allerdings zweifeln, daß es in seinem Kopfe ganz richtig sei und doch war das seltsame Wesen bei ihm keineswegs eine Folge von geistiger Schwäche oder Störung. Der alte Student war vielmehr das Opfer einer Leidenschaft, die ihn mit dämonischer Macht beherrschte: die damals alles bezaubernden Wiener Tänze hatten es ihm angethan, die reizenden Ländler und Walzer Lanners und Strauß', für die er schwärmte, wie nur ein Jüngling für seine erste Herzensdame schwärmen kann. Eine solche Leidenschaft ist sicherlich unschuldiger Art, allein bei unserem Studenten war sie so in das Extreme gestiegen, hatte dessen Naturell dermaßen in Beschlag genommen, daß sie ihn zu den größten Extravaganzen verleitete, infolge deren seine Familie sich veranlaßt sah, ihm die freie Verfügung über sein bedeutendes Vermögen zu nehmen. Summen über Summen hatte er in den Zeiten seiner Unabhängigkeit verschwendet, um Kuriere nach Wien zu senden und daselbst die neuesten Werke der beliebten Tanzkomponisten in ganzen Schichten aufzukaufen, die er dann an die verschiedenen Orchester verteilte, damit man in Berlin das Neueste unmittelbar nach seinem Erscheinen zu hören bekomme. Ja er gestand uns selbst, daß er mit dem Plane umgegangen sei, ein riesenhaftes Musterorchester für seine Lieblinge zu gründen; „denn — setzte er hinzu — die gewöhnlichen Musiker wissen die Schönheiten solcher Werke nicht zu erkennen, sie haben keine Empfindung für die Grazie, die in dieser Musik liegt." „Und — äußerte er auch dann gelegentlich mit einer gewissen Ironie — ich heiße nicht umsonst Beer; wenn ein Beer den Ruhm des Mannes in der französischen Oper macht, warum sollte ich ihn nicht in der Wiener Tanzmusik machen?" — Eine so maßlose Hingabe und exzentrische Vorliebe für sein Ideal hatte ihm von seiten seiner Bekannten den Spitznamen „Wiener Tanzbeer" eingetragen. Jetzt freilich war der arme Wiener Tanzbär übel daran. — Unvermögend, seinem Hange nachzugeben, seit er unter Kuratel gestellt war, hatte er sich auf die Universität in ein freiwilliges Exil begeben und suchte hier seine Leidenschaft unter den Wissenschaften zu begraben. Doch vergebens, die Liebe zu jener Sirene hatte ihn wohl in das Original verwandelt, das uns in seiner Person entgegentrat, aber nie hat er sie gänzlich verwinden können.

Diese exzentrische Vorliebe für die Wiener Tanzmusik, ja überhaupt alles, was von Wien kam und sich auf Wien bezog, mutete uns sämtlich, da wir neben den Wissenschaften auch das Studium der Musik uns zur Lebensaufgabe gewählt hatten, ungemein sympathisch an, und wir bedauerten nichts mehr, als daß unsere Bekanntschaft mit dem Original nicht in dessen goldenes Zeitalter gefallen war. Für den Musiker von Fach schloß in jenen Tagen der Name Wien seine höchsten Wünsche und Hoffnungen in sich. Das Bild der alten Kaiserstadt schwebte vor uns im lichten Glanze idealer Verklärung, wie einst das Bild der heiligen Stadt Jerusalem vor den Kreuzfahrern, denn hier war die Werkstätte gewesen, aus der die ewigen Meisterwerke der Haydn, Mozart, Beethoven in die Welt getreten, war der Boden, aus dem die herzigen volkstümlichen Weisen emporgesprossen, die uns Holteis „Die Wiener in Berlin" so lieb und wert machten. Und nach einer so großen, die höchsten Aufgaben der Kunst erschöpfenden Vergangenheit drang nun, da wir den schöpferischen Quell in Wien längst versiegt glaubten, ganz plötzlich und unerwartet, ein Strom von üppigen, naturwüchsigen Melodieen in jenen Tänzen auf uns ein und erfüllten das blasse abstrakte Leben, das wir in Spree-Athen führten, mit trunkener Lust. Man muß die Wirkung, welche diese Tanzweisen hervorgerufen, selbst erlebt haben, um sich ein Bild davon entwerfen zu können. Kaum waren die graziösen, leicht geschürzten Gebilde bei uns erschienen, als sie alle Tanzlokale, alle Ballsäle der großen und kleinen Welt in Beschlag nahmen, in der Musik der Wachtparade den Ton angaben. Sie wußten sich sogar in musikalische Kreise hineinzuschmeicheln, wo der Tanz verpönt war, und selbst den strengen Altgläubigen, die nur auf Bach schwuren, die kontrapunktischen Falten auf der Stirn wegzulächeln, und mancher Salon, der seine klassische Keuschheit bisher musterhaft gewahrt hatte, vermochte ihrem sinnbestrickenden Zauber keinen Widerstand zu leisten; hörte man doch

Digitized by Google

manchmal die Ländler Lanners an Orten auf dem Klavier, wo früher kaum Webers „Aufforderung zum Tanz“ zulässig befunden war. Wo aber ein solcher Melodieenflor blühte, mußte da nicht der Himmel voll gestimmter Geigen, jegliche unter ihnen eine Stradivari, hängen, nicht die Luft von harmonischem Wohllaut durchdrungen sein? Und nun gar der Prater, wo man, wie uns der Tanzbeer erzählte, im grünen Schatten dicht belaubter Bäume, umgaukelt von den lieblichsten Klängen, die berühmten Backhendl aß, von denen wir uns keine Vorstellung machen konnten! Wie oft haben wir, nachdem wir uns an den Wiener Tänzen satt gehört, in ein Gasthaus bei sogenannten Wiener-Würstel im Geiste uns nach der Vaterstadt Schuberts versetzt und uns sehnsüchtig zugerufen: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“

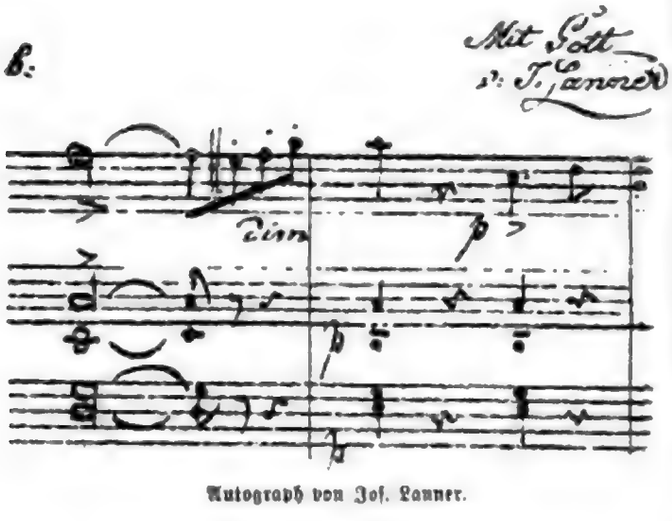
Die großen Klassiker haben Wien die höchsten Ehren des Kunstruhmes zugeführt, allein mit ihren Tänzen hat sich die Kaiserstadt die Herzen der Völker erobert. Selbst die Franzosen, welche doch das Monopol des Tanzes zu besitzen vermeinen, mußten vor den lustigen Kindern der Donau die Waffen strecken. Der bewältigende Einfluß der Wiener Tanzmusik verrät sich bei ihnen wie überall, wo man spielt und tanzt, in deutlich wahrnehmbaren Spuren; hat sogar manche Nachbildungen angeregt. Das Scherzo in der Pastoralsymphonie von Felicien David könnte nach einem Walzer von Strauß modelliert sein, und wer dürfte es nicht aus dem Walzer im „Faust“ heraushören, daß Gounod längere Zeit Wiener Luft geatmet hat! Keine unter den verschiedenen Gattungen der Musik kann es an Popularität mit der Tanzmusik aufnehmen, weil in ihr die Tonkunst nur durch die elementare Macht der einfachen Melodie und des Rhythmus wirkt, nicht etwa den Wellenschlag der Seelenstimmungen oder das Pathos der Leidenschaft malen, sondern einfach zum Ausdruck der frohen Lust am Dasein in Gebärde und Bewegung anregen will. Auch die Schöpfungen der berühmten Wiener Meister Lanner und Strauß beanspruchen keine höhere Bestimmung, sie sind für den Tanzsaal empfunden und gebildet, allein der warme Hauch deutscher Gemütlichkeit, der uns aus ihren von musikalischem Vollblut durchströmten Formen entgegendringt, die unendliche Genußseligkeit, welche sie atmen, verliehen ihnen auch über ihren Zweck hinaus Geltung und Interesse. Das Ohr lauscht gern statt der früheren mageren bis zur Ermüdung wiederholten Tanzsätze, den melodieenreichen Weisen der Ländler und Walzer, welche sich zu einem heiteren Tanzbilde zusammenreihen und die Wellen ihrer Rhythmen durch die Sinne wie durch den Körper schwingen.

Die heutige Tanzmusik in Wien ist wie alle Tanzmusik die Frucht des Volkslebens, welche die Sonne der Kunst zur Reife gebracht hat. Es mag befremdlich erscheinen, aber es liegt in dem Naturgesetze nationaler Kunstentwickelung tief begründet, daß der Boden für die Veredelung der wilden Blüte von den Alpen, des Ländlers, des naturwüchsigsten unter den deutschen Tänzen, erst dann geeignet war, nachdem die Musik an Ort und Stelle ihre erhabensten Ideale verwirklicht hatte. Aus dem Volksliede sind die Tänze, die uns entgegentreten, wie die Typen der zu ihnen aufspielenden Musik hervorgegangen, denn so lange das Volk noch in der Vollkraft seines ursprünglichen Wesens steht, will es dem Genusse seiner Freude am Dasein sich hingeben, die gehobene Stimmung nicht nur in Gesang, sondern zugleich auch in Wort und in rhythmischen Bewegungen des Körpers aussprechen. Allmählich aber löst sich die Weise vom Lied, wirft, wie der Schmetterling die Hülle der Puppe, das unbequeme Wort ab und begleitet, sich vervielfältigend, den Tanz in freier Selbständigkeit, um endlich mit ihm dem Theater zu verfallen und von hier aus, nachdem beide ihren vollständigen Charakter dem kunstvollen Schliff für den Salon geopfert, in das großstädtische Leben einzutreten. So debütierte der alte deutsche Tanz der „Langaus“ plötzlich in Martinis Oper „Una cosa rara“, wo ihn vier Damen zum erstenmal tanzten und wurde nun als „Cosa rara“ und späterhin als Wiener Walzer in die Bälle des großen Redoutensaales eingeführt, während die sogenannten „Deutschen Tänze“, welche damals in Wien sehr in Mode standen, als ein gallisches Gewächs, obwohl sie aus dem Elsaß stammten, nur eine deutsche Auflage der französischen, einst am Hofe Ludwigs XIV. sehr beliebten „Allemande“ waren.

Ein anderes Geschick hat dem Ländler, dem Sohne des bayrischen und österreichischen Alpenlandes, die Wege vorgezeichnet. In den Bergen, die seine Wiege sind, hat sich mit der alten

Digitized by Google

Sitte auch der alte naive Frohsinn und die Genußkraft des Volkes in ihrer vollen Frische erhalten und hier haust noch der muntere Tanz in seiner primitiven Gestalt, treibt auf den Halden, in den walddustigen Thälern, wie vor langen Jahrhunderten sein lustiges Wesen im innigen Verband mit dem Lied als Schnadahüpfl. Wenn das Volk sich in seine festtägliche Stimmung wirft, die Burschen und die Mädchen sich zu Spiel und Tanz versammeln, und die Klänge der bekannten Weise mit kecken Rhythmen zum Tanze auffordern, da läßt es dem Burschen, der seine Dirne im Kreise dreht, keine Ruhe, er muß einige Verse des Liedes singen, welches der Weise angehört. Ein anderer setzt das Lied fort, improvisiert neue Verse; bald schweigen die Aufspielenden, denn die Sänger begnügen sich mit der Melodie nicht mehr, sie



Autograph von Jos. Lanner.

variieren sie nach Belieben, improvisieren zugleich neue Tanzwendungen und Bewegungen, ganz dem deutschen Geiste gemäß, welcher für jede Individualität ein besonderes Recht verlangt. Wunderbar dringt durch dieses bunte, in derben Farben durcheinander schillernde Bild der Volkslust ein Ton aus fernen grauen Zeiten märchenhaft herüber und erzählt uns von den schönen Tanzliedern, die schon in den Tagen Walters von der Vogelweide zur Reigenlust hier geklungen haben. Aber wenn der Mond sein silbernes Licht über die Tanzenden und Singenden ergießt, dann scheint aus den weißen Schleiern, welche die aufsteigenden Abendnebel um die Kuppeln der Berge weben, das Bild des lustigen Heini von Steier hervorzutreten und wie in dem zu Ehren Osterdingens gedichteten Liede zu rufen: „Der Heini von Steier ist wieder im Land!“ Und wehmutsvoller klingen dann im Herzen die Worte, welche im Jahre 1230 die Wiener dem sanges- und reigenkundigen Erzherzog von Oesterreich, Leopold VII., nachriefen:

Wer singet uns nu vor
Zu Wienn uf denn kor,
Als er vil dicke hat getan
Der vil tugendriche mann!
Wer stift uns an den reien
In dem herbst und in dem maien?

Denn auch der Tag wird einst kommen, wo der fröhliche alte Ländler mit dem Schnadahüpfl und mit ihm das letzte Denkmal alter deutscher Volksfreude in die Wellen der modernen Kultur versinkt.

Dieser Gebirgstanz mit seinem Schnadahüpfl und der ganzen Sippe seiner mannigfachen Verzierungen bildet den Stamm, aus welchem die moderne Wiener Tanzmusik emporgeblüht ist, und man verspürt noch den kräftigen Schlag ihres bäurischen Geschlechts bei ihren letzten Ausläufern bis „An der schönen blauen Donau“ von Johann Strauß, an der gesunden Farbe, die ihr weder der elegante Firnis des Salons, noch die auflösenden Einflüsse der fremden Oper haben rauben können. Der eigentümliche Charakter der Residenz, welcher hier den Lebensverhältnissen eine ganz absonderliche Form gab, hatte der frühen Entartung des Volkstanzes glücklich vorgebeugt. Die Stadt, umfriedigt von hohen, düsteren Festungsmauern und getrennt durch weite Glacis von den sie umgebenden Vorstädten, deren jede mit echt deutschem Eigensinn den übrigen gegenüber eine sich selbständig abschließende Individualität behaupten, bezeichnete schon durch ihr äußeres Bild den großen Abstand, den die Vorliebe für fremde Sitte zwischen Volk und Gesellschaft in Deutschland während des 18. Jahrhunderts hervorrief. In der Stadt da waltete die italienische Oper, da tanzte man in Perücken und goldgesticktem Rock den zierlichen französischen Menuett, auch die Allemande oder den deutschen Tanz, weil ihn Paris gesandt, und ließ sich, wie erwähnt, zum Walzer herab, seit ihn der Italiener Martini durch seine beliebte Oper entnationalisiert hatte; in den Vorstädten dagegen hauste der Ländler vom Gebirge mit seinem Schnadahüpfl und verbreitete auf Tanzböden, in Gasthäusern und Vorstadttheatern Lust und Freude. Doch zwischen der Kunst und dem Volke besteht ein sympathisches Band, welches

Digitized by Google

Jos. Lanner.

der Geschmack der Zeit wohl lockern, aber nie gänzlich zerreißen kann. So breit das Glacis, so dicht die Mauern waren, sie konnten es dennoch nicht verhindern, daß sich der Ländler in die Stadt, ja selbst in den Konzertsaal hineinschmuggelte. Der schlichte Joseph Haydn, in welchem der Volkssinn so rege war, hatte ihn in sein Herz geschlossen und natürlich von ihm jenen heiteren, lebensfrischen Humor, jenen kindlichen Ton, der seinen Schöpfungen das Gepräge unverkümmerter Jugend aufdrückt, ja in einigen Menuetttrios des Meisters, wie in den Quartetten op. 64 Nr. 3 und 4, streckt uns der Sohn des Volkes sein leibhaftiges Gesicht entgegen, lachend ob der Neckerei, die er treibt, während die Tanzformen Mozarts, selbst die „deutschen Tänze" und Walzer, die er für die Redoutenbälle geschrieben, stets die elegante Grazie des französischen Menuetts entfalten.

Endlich aber sollte die Stunde schlagen, wo der Ländler seinem Naturzustande entsagen mußte. Die Oper hatte er glücklich vermieden, doch nun erhaschen ihn die Hände eines Tondichters, der mehr als irgend jemand berufen war, das Kind des Gebirges zu veredeln und für die Kunst zu verwenden. Franz Schubert hatte schon mit der Muttermilch die warme Empfindung für diesen Volkstanz eingesogen. War er doch selbst aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangen, ein Kind der Vorstadt und zwar derjenigen Vorstadt, in welcher Ländler und Schnadahüpfl ihren eigentlichen Sitz hatten, denn die Nußdorferstraße, in welcher der Komponist der Müllerlieder das Licht erblickte, liegt fast in der unmittelbaren Nähe von Lichtenthal und dem tanz- und liederlustigen Thury. Den Ländler durchströmt die Musik Schuberts wie das Blut die Adern des Körpers; geläutert und erwärmt durch das Genie, treibt in ihr seine nährende Substanz einen üppigen, unerschöpflichen Blütenreichtum an Melodieen hervor, in deren prachtvollen Farbenschmelz auch das Ideal und das volkstümliche Lokale sich so wunderbar durchdringen: es blitzt in dem munteren Spiele der feinen und dabei keck hervorspringenden Rhythmen auf, welche den Schöpfungen des Meisters ein so charakteristisches Gepräge verleihen, spielt sich endlich in jenem warmen gemütlichen Grundtone ab, der sie als die echten, eingebornen Kinder des Wiener Lebens kennzeichnet. Schubert und Weber sind die ersten deutschen Komponisten, deren künstlerische Individualität in dem Liede und Tanze des Volkes wurzelt, und dem Tanz hat jeder von beiden ein prachtvolles Denkmal gesetzt, Weber mit seiner „Aufforderung zum Tanze", Schubert mit einer ganzen Sammlung von Tänzen verschiedener Art. Bei dem norddeutschen Tondichter jedoch entlehnt die Muse

Joh. Strauß.

Digitized by Google

dem Tanz die einschmeichelnden Mittel als einen eleganten Toilettenschmuck, um im Salon die Reize ihrer Schönheit mit unwiderstehlicher Macht wirken zu lassen; sie fordert wohl zum Tanze auf, aber wer möchte es wagen, seinen Arm um ihre Hüften zu legen und sich mit ihr im Kreise zu drehen? Die „Aufforderung zum Tanze“ will nur gehört und bewundert werden, die Tänze Schuberts aber — ich meine die Ländler, denn sie enthalten das eigentliche Mark des Schubertschen Genius und unter den Händen des Meisters gleitet der Ländler sogar in den sentimentalen Walzer hinein — laden das Volk in schlichten populären Formen zu froher Reigenlust ein. Sie beanspruchen nicht den Glanz des aristokratischen Salons, noch weniger den Beifallsruf des Konzertpublikums. So unansehnlich und klein der Rahmen erscheint, in welchem die anspruchslosen Weisen gespannt sind, so enthält er doch nicht weniger Wunderthaten des Genius, als das brillante musikalische Tanzgedicht Webers, dessen Einfluß auf die neuere Tanzmusik der Dilettantismus bedeutend überschätzt hat. Namentlich enthalten die zwanzig Ländler, welche erst vor einigen Jahren in Wien aus dem Nachlaß des Meisters zu Tage gefördert wurden, Perlen musikalischer Kunst von so kostbarem Werte, daß sie als einzig und unerreicht uns die höchste Bewunderung entlocken. Zwanzig Ländler finden sich hier nach dem Spiele des Zufalls zusammengestellt, alle in Sätzen von zwei achttaktigen Perioden geformt; in keinem von ihnen verletzt irgend ein an höhere Regionen anklingender Effekt widerspruchsvoll den volkstümlichen Charakter, den der ursprüngliche Typus des Tanzes verlangt und dennoch schattet sich in jedem dieser kleinen Gebilde die Empfindung so eigentümlich ab, daß es eine kleine, selbständige, in sich begrenzte Tonwelt schildert, ja ein eignes Tanzbild entfaltet, so deutlich malen sich die Linien der rhythmischen Bewegung in den Zügen und Nüancen der Melodie ab. Diese zwanzig Ländler würden allein schon genügen, Schubert als den eigentlichen Vater der heutigen Wiener Tanzmusik zu bezeichnen, denn die Reize und Effekte, mit welchen diese alten und neuen Errungenschaften prunken, lassen sich bereits in jenen, wenn auch noch nicht erschlossen, doch schon hinlänglich vorbereitet, wie die Blüte unter der Knospe wahrnehmen. Auch die anderen damals beliebten Tanzgattungen hat Schubert in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen, aber in ihnen findet sich sein Wiener Naturell nicht so heimisch, wie in dem Ländler, und als er seinen schönen Landsmänninnen in einer Kunstgabe den Tribut seiner Verehrung für sie darbringen wollte, da langte er nicht nach Ekossaisen, deutschen Tänzen, Galopps, sondern fügte aus heiteren Ländlern einen reizvollen Strauß zusammen und umwand ihn mit dem Titel: „Hommage aux belles Viennoises“. Eine zartere Weihe konnte der Wiener Volkstanz nicht erhalten.

Die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger Schuberts auf diesem Gebiete haben redlich das ihrige geleistet, den Ländler seinem Schnadahüpfl zu entfremden und nach Kräften an seiner Erziehung für den Ballsaal der vornehmen Welt gearbeitet. Doch selbst die hervorragendsten und beliebtesten Tanzkomponisten unter ihnen, die Pamer, Fauchenberger, Ad. Müller, selbst Bendel, anfangs ein Konkurrent Lanners, vermögen uns höchstens nur ein kleines historisches Interesse abzunötigen; sie sind für uns nur hohle Namen, hinter denen sich keine Persönlichkeiten bergen. Dem Tanz ist wie dem Schmetterling nur eine kurze Spanne Lebensdauer zugemessen; schon der Luftzug der nächsten Mode verweht ihn für alle Zeiten, wenn er sich nicht durch den Zauber einer ausgeprägten Physiognomie, durch ein ungewöhnliches Werk von gesundem Schönheitsgehalt in die Erinnerung der Generationen eingraben kann.

Doch der Mann, der berufen war, das Vermächtnis Schuberts in großartiger Weise zu verwerten, sollte nicht auf sich warten lassen. Mancher Veteran aus der damaligen Kunstwelt erinnert sich noch aus den zwanziger Jahren eines jungen Mannes, den sie häufig vor dem Burgthor in dürftiger Kleidung, sich das tägliche Brot ergeigend, antrafen. Gleichgültig warfen die Vorübergehenden Geldstücke in den Hut neben ihm und ahnten nicht, daß die Stadt Wien den armen Geiger zu ihrem Ehrenbürger ernennen und in dankbarer Erinnerung an die frohen Stunden, die er durch seine Tänze bereitet, an den Kunstruhm, mit dem er sie geschmückt, ihm bei seiner Leichenfeier das Geleite zu seiner Ruhestätte auf dem Döblinger Friedhof geben würde, wo der Fremde auf dem Grabsteine nicht ohne Rührung den Namen Joseph Lanner liest. Wenn man Schubert den Vater der Wiener Tanzmusik

Digitized by Google

nennen muß, so gebührt Lanner die Ehre, dieselbe in dem Ländler zuerst aus der stillen Umfriedigung des Wiener Volkslebens in das high life der deutschen Gesellschaft eingeführt zu haben. Gleich Schubert war er ein Wiener von echtem Schrot und Korn, und wie bei jenem pulsierte in seinem Naturell mit vollem Schlage das naive Empfindungswesen des Wiener Volkslebens, aus dessen Mitte er hervorgegangen, und vereinigten sich die spezifischen Eigenschaften des Wiener Geistes; leichter Sinn und sorgenloses, in Musik und Tanz aufgehendes Genußleben als die Faktoren seiner künstlerischen Individualität. Beschränkte Verhältnisse nötigten ihn, seine musikalische Erziehung als Autodidakt selbst in die Hand zu nehmen. Einige oberflächliche Anweisungen genügen ihm, sich auf der Geige eine nicht unbedeutende Fertigkeit zu erwerben und nun verbindet er sich mit einigen gleichgesinnten Genossen zu einem Quartett, das bald zu einem Quintett aufsteigt, arrangiert für diese Kräfte allerhand Stücke aus beliebten Opern und versucht sich auch in der Komposition von Tänzen. Allmählich erwächst das Quintett zu einem Orchester und damit reift zugleich sein Gründer für seine Mission heran; sein Name beginnt in Wien populär zu werden — die Metamorphose des Ländlers ist begonnen.

Das Wiener Temperament Lanners mußte sich magnetisch zu diesem Tanze hingezogen fühlen, an dem die ersten Eindrücke seiner Kindheit, die Träume seiner Jugend hafteten; der Ländler war dem Meister in das Herz gewachsen und dieser pflegte und hegte ausschließlich den Volkstanz, wie der Vater sein Lieblingskind. Doch der berauschenden Atmosphäre der glänzenden Ballfeste in den Sälen der aristokratischen Welt vermochte der ursprüngliche Typus des Ländlers keinen Widerstand zu leisten, seine Formen wuchsen wie unwillkürlich weit über das herkömmliche Maß hinaus und bekleideten sich mit farbenprächtigen Effekten. Die frische aufjauchzende Volkslust gab dem Taumel eines berückenden Sinnenrausches Raum. Stürmischer wogen die Rhythmen und im koketten Dekolleté enthüllt jetzt die Melodie eine ungeahnte Fülle von bedeutender, verführerisch anmutender Schönheit. Unter dem Drucke einer einzigen alles nivellierenden Stimmung opfern die einzelnen Ländlersätze willig der wirbelnden Ballluft den hervortretenden Charakterzug in ihrer alten Physiognomie, die individuelle Selbständigkeit, und schließen sich in einer brillanten Coda zu einer großen anmutigen Gruppe zusammen. Bald machte die welsche Oper ihre Einflüsse geltend, die Rossinische Stretta beginnt aufzutauchen und wirft glühende, aber fremdartige Streiflichter über die Musik; doch damit zeigen sich Symptome, welche die baldige Auflösung des Ländler verkünden. Und in der That mit op. 49 erweist Lanner seinem alten Freunde die letzte Ehre; sein nächstes Werk, der Karolinenwalzer, verkündet eine neue Phase der Wiener Tanzmusik: der Ländler hat sich aufgegeben, sich nun als Walzer und zwar als wahrer Wiener Walzer entpuppt, und der vornehme Titel Walzer verwischt von nun an den letzten Rest der Erinnerung an den alten gemütlichen Schnadahüpfltanz der Wiener Vorstadt. In dieser Gestalt übernahm ihn Johann Strauß, der Vater, der aus einem Mitgliede des von Lanner gegründeten Orchesters sich zum Kollegen und Nebenbuhler seines früheren Meisters emporgeschwungen hatte; obwohl er an erfinderischer Begabung unendlich hinter Lanner zurückstand, so wußte er doch diesen Mangel durch weltmännische Manier und durch einen weiteren Horizont seiner praktischen Bestrebungen zu decken. Unter seinen Händen ging freilich der Walzer jeder saftigen, gemütlich breiten Melodie verlustig, die ihm Lanner gegeben, aber er gewann dafür den glänzenden Schliff des internationalen Welttons und in den prickelnden, einschneidenden Rhythmen, in der scharf pointierten, mit pikanten harmonischen Aperçus reich verbrämten Melodie Reize, die durch Neuheit fesselten. Strauß entführte der Donaustadt ihren Walzer, bürgerte ihn in den Weltstädten Europas ein, sprengte mit ihm in Berlin sogar die geheiligten Pforten des klassischen Konzertsaales zum Entsetzen der damaligen Musikwelt; zugleich aber öffnete er die Schleusen des französischen Tanzes; die Schranken des alten Wienertums fallen, wie späterhin die Mauern der Kaiserstadt zusammenstürzen, und die französische Quadrille, der Galopp, die böhmische Polka strömen hinein in das Becken der Wiener Tanzmusik, um hier ihre mageren Formen in den Fluten gesunder Melodieen zu baden. War Lanner zuletzt der Mann des Wiener Walzers, so ist Strauß der Mann der Quadrille, des Galopps und der Polka, die er bei uns nationalisiert hat, und noch jetzt teilen

Digitized by Google

sich unter seinen Söhnen Eduard, Joseph, namentlich aber den seinen Vater an schöpferischer Kraft und musikalischer Bildung weit überragenden Johann jene fremde Tänze mit dem Walzer in die Herrschaft über unsere Tanzmusik.

Neben Lanner und Strauß haben auch Morelly der „Fideli" und Fahrbach der Wiener Tanzmusik duftende Sträußchen gewunden.

Mit Strauß, dem Vater, hat diese aufgehört, das Kind harmloser Lust zu sein, hat sie sich zum Zeitbilde der Kämpfe unserer Gegenwart erhoben. Die Söhne haben die große Musik

Portrait Fr. Schuberts von M. von Schwind.

mit ihren gewaltsamen Accenten, ihren Zukunftsharmonieen und gigantischen Orchestermassen in das friedliche Gebiet des Tanzes eingeführt; die Melodie kündigt den Bässen den Gehorsam auf, ringt mit deren fortlaufender Tanzbewegung in eignen widerhaarigen Rhythmen; aus ihren Windungen glüht das Feuer der Leidenschaft hervor; und das betäubende Orchester dröhnt wie schwere Artilleriesalve durch die Reihen der Tanzenden, und seit Johann Strauß mit seiner von ihm erfundenen Polka Mazurka die Tschechen und Polen in brüderlicher Umarmung sich munter im Kreise drehen läßt, hat die Wiener Tanzmusik sogar ein politisches Problem gelöst: sie hat den gordischen Knoten der Nationalitätsfrage, wenn auch nicht durchhauen, so doch zu durchgeigen versucht.

Der alte vorstädtische Ländler aber hat sein Schnadahüpfl längst vergessen und drapiert sich nun stolz mit dem Mantel symphonischer Kunst, als sähe er einer dritten Wandlung entgegen. Und warum sollte eine solche außerhalb der Möglichkeit liegen? Der Kern unserer Musik, das melodische Element, ist gesund geblieben, die zersetzenden Einflüsse der italienischen und französischen Kunst haben seine Lebenskraft nicht zerstören können, das bezeugen die letzten Gebilde des berühmtesten unter den

jetzigen Tanzkomponisten, unseres Johann Strauß. Und wenn die musikalische Kunst auf unserem Boden zwei Blütezeiten erlebt hat, warum sollten wir uns der Hoffnungen auf eine dritte entschlagen? In der That sind diese Hoffnungen bereits in Erfüllung gegangen.

Als im Jahre 1848 in Paris die Revolution ausbrach und aus ihr dann das zweite Kaisertum hervorstieg, welches vielen Schlamm von unten mit sich hinaufführte, wurde insbesondere die leicht komische Oper stark in Mitleidenschaft gezogen. Die frivole Richtung, welche jetzt an der Tagesordnung war, fand nur in dieser Gattung, welche die Franzosen mit vollem Recht als ihr nationales Erzeugnis betrachten, diejenige Atmosphäre, in welcher sie am behaglichsten atmen konnte. Diese Einflüsse ermangelten nicht, gar bald zu Tage zu treten. Schon in den letzten Werken Aubers machen sich die Symptome eines Zersetzungsprozesses bemerkbar. Wir sehen die elegante Grazie des Schöpfers von „Fra Diavolo“ bereits in das Triviale ausschreiten, die chevalereske Noblesse Boieldieus bei Adam, dem begabtesten Nachfolger jener Meister, einem derben Realismus den Platz räumen. Der Blüte der musikalischen Kunst in deren reinster Entwickelung ist überhaupt nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen; dasselbe Gesetz, auf welchem der Fortschritt basiert, nämlich das Bedürfnis der Steigerung des Effekts, birgt auch den Keim des Verfalles in sich. In der komischen Oper und deren Abarten erkannten die frivolen Neigungen des Napoleonischen Regime ihr künstlerisches Element, während man Sympathieen für die ernsteren Gattungen der Musik wohl heuchelte, aber nie empfand. Wie jeder Zeitgeist stets den Mann findet, welcher die Strahlen desselben in seinem Talente konzentriert und in einem homogenen Kunstwerk kristallisiert, so sollte auch das Empire des dritten Napoleon das Genie erwecken, in dem es musikalisch sich verherrlichen konnte.

Ein Kölner Musiker, ein Cellist, Jakob Offenbach, war es, der für das Gelüsten der Zeit den ersehnten Leckerbissen entdeckte. Ein Deutscher von Geburt, traf er doch in Paris den Boden an, auf welchem er sich eigentlich heimisch fühlte, so heimisch, daß er seinen Namen Jakob in Jacques übersetzte und damit auch äußerlich die französische Etikette sich anheftete. Durch einige kleine und niedliche Stücke hatte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sein Talent gelenkt, aber erst im „Orpheus in der Unterwelt“ da leuchtete sein Genie im vollen Glanze auf. „Orpheus in der Unterwelt“ machte nicht nur in Paris, sondern überall Furore; Jacques Offenbach reichte hier dem Pariser Hautgout die Würze, nach welcher dieser so sehnlich verlangte. Läßt sich Adam der Vorwurf machen, daß in seinen Werken die Quadrille in die komische Oper ihren Einzug hielt, so gebührt Offenbach der Ruhm, dem Cancan hier das Bürgerrecht verliehen zu haben. Cancan! — Dieser Ausdruck, welcher bekanntlich den berühmtesten Tanz auf den Bällen Mabile bezeichnet, schließt die drei Faktoren in sich, mittelst welcher Offenbach sich bald die Welt eroberte: Parodie des Idealen und Sittlichen, Zote und Gassenhauer. Die komische Oper wurde zu einer niedrigen Posse, die niedrige Posse zu einer entarteten Farce herabgedrückt. Die Grazien fanden in dieser Gattung auf der Bühne kein Gehör mehr. Das mauvais genre war zum guten Ton erhoben; „Die schöne Helena“, „Die Großherzogin von Gerolstein“ herrschten mit unumschränkter Macht

Autograph von Fr. Schubert.

Digitized by Google

und schienen diese für alle Zeiten gefestigt zu haben.

Da sollte der komischen Oper in der Wiener Tanzmusik ein kleiner David erstehen, welcher den Kampf mit dem großen Goliath von der Seine aufnahm und diesen glorreich besiegte. Als der geniale Johann Strauß, des großen Vaters größerer Sohn, den man mit Recht den König des Walzers nennt, mit seinem „Indigo" den ersten Schritt ins Theater that und man das gesunde herzige Lachen des Wiener Walzers von der Bühne herab vernahm, da war es, als dränge ein erfrischender Luftstrom in den schwülen Dunstkreis der Klänge Offenbachs und der vielen Nachahmer dieses Matadors. Ist auch Johann Strauß nicht ein Meister des Theaters, wie es Offenbach war, versteht er auch nicht, in seinen Operetten wie dieser die verschiedenen Ingredienzien zu einem einheitlichen Guß zu verschmelzen, der Wiener Walzer thut unter seinen Händen Wunder. Er hat auf seinen Fittichen die „Fledermaus", den „römischen Karneval", „Cagliostro" weit in die Welt hineingetragen und selbst an der Stätte, von wo aus „Die schöne Helena", „Die Großherzogin von Gerolstein" ihren Triumphzug begannen, herrliche Siege erfochten. Und welche Offenbarungen mögen uns noch in der komischen Oper bevorstehen, wenn der Mann auftauchen wird, welcher dem lebenskräftigen Wienertanz echtes Theaterblut einzuflößen versteht. Hat derselbe doch schon so weit blutreinigend gewirkt, daß die junge Wiener Operette freudig ihr Haupt erheben und mit ihrem Antlitz, auf dem das kräftige Rot volkstümlicher Ursprünglichkeit wieder zu erblühen beginnt, lächelnd in die Welt hineinschauen darf. Mit Recht ist der Wiener stolz auf seine Ländler und Walzer, welche ja in den übrigen Tanzarten pulsieren. Tragen sie auch ein modernes, um nicht zu sagen kosmopolitisches Kostüm; in ihnen rinnt echtes Wiener Blut und wenn aus dem Grün des Praters die Klänge der „schönen blauen Donau" an unser Ohr dringen, da entschlüpft uns unwillkürlich der Ausruf:

„'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!"

Auf der Gemsjagd. Von Georg Sturm.

Digitized by Google

Schritt für Schritt.

Von

H. von Schreibershofen.

Nachstehende Blätter gelangten vor längerer Zeit durch eine besondere Fügung in meine Hände. Bei einem Eisenbahnunfalle, welcher sich in der Nähe meines einsam gelegenen Gutes ereignete, wurde einer der Reisenden so schwer verletzt, daß sein Weitertransport für unmöglich erklärt ward. Mein Haus nahm ihn auf und nach einigen schweren Leidenstagen verschied er, ohne über seinen Namen oder seine Angehörigen eine Mitteilung gemacht zu haben. Alle darauf bezüglichen Fragen wies er zurück. Kurz vor seinem Tode bat er mich, die Papiere, die er mir übergab, nicht in andere Hände fallen zu lassen. Aufschluß über seinen Namen gaben diese nicht. Unzweifelhaft gehörte er den besseren Ständen an; seine feinen, vornehmen Manieren, seine edlen, auffallend schönen Gesichtszüge sprachen dafür. Was mich aber sofort für ihn einnahm, war sein ergebungsvolles Dulden, sowie seine rührende Dankbarkeit für jede Hilfsleistung.

Da viele Jahre seitdem verstrichen sind, glaube ich diese Bekenntnisse eines Unglücklichen, Irrenden nun der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen.

Möchten die Wunden, welche sein Leichtsinn einst geschlagen, geheilt und vernarbt sein.

* * *

. . Saß mit Martha und meinen beiden kleinen Mädchen im Garten, lehrte Lieschen Ball werfen, als Renbach kam. Wir freuten uns immer, ihn zu sehen, ist ein guter zuverlässiger Mensch. Er erzählte, es seien Versetzungen in der Luft — trifft uns leider noch nicht, aber unser Oberst könnte mit weggefegt werden. Renbach sah wieder einmal schwarz und fürchtete, mit einem andern Kommandeur könnten auch andere Prinzipien Eingang finden. —

Infame Klatscherei! Das hat man von solch einer kleinen Stadt! Der Oberst gab mir einen nicht mißzuverstehenden Wink über das Unstatthafte unbezahlter Rechnungen, meinte, könnte Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Muß wirklich lachen! Die Unannehmlichkeit genoß ich gerade hinreichend. Ohne Geld Rechnungen bezahlen, ist aber ein Kunststück, was ich noch nicht kann. Hätte ich Obersten-gehalt, wollte ich auch auskommen, der hat gut reden. Hätte nie gedacht, daß ein Haushalt so teuer zu unterhalten wäre. Martha schreibt ihre kleinen Ausgaben immer auf und meint, es würde zwar nicht mehr dadurch, sei ihr aber eine Beruhigung zu wissen, wo das Geld hingekommen wäre. Rechte Frauenlogik! Es ist weg und kommt nicht wieder, damit Punktum! —

Renbachs Onkel ist schwer erkrankt; ließ den Neffen kommen. Sehr schade! Ich hatte darauf gerechnet, daß mir Renbach bei meinem Alten helfen sollte, um einen größeren Zuschuß herauszudrücken. Nun muß ich es verschieben, denn wenn auch mein Alter zufrieden ist, daß ich mich nicht von allem zurückziehe, so versteht er doch bei Geldsachen keinen Spaß. —

Das Avancement ist heraus, der Oberst ist übergangen und er muß abgehen. Man sagt unter der Hand, der Zug im Regimente sei nicht so wie es von Oben gewünscht würde, wir wären nicht schneidig genug. Renbach sieht aus wie ein Topf voll Mäuse bei der Aussicht auf solche Veränderungen, er macht mir manchmal selbst bange. Man weiß aber doch auch, was sich gehört, und schließlich wird man den gestrengen Herrn auch noch zufriedenstellen können. —

Habe mit Martha hin und her überlegt, aber die Wohnung wird zu klein, mit den Kindern, man muß die Kameraden doch auch einmal bei sich sehen. —

Gestern großes Regimentsdiner. Der

Digitized by Google

Oberst von Mustard ist ein schöner Mann und ein famoser Soldat. Der versteht's! Seine Kritik über das Regiment war nicht sehr schmeichelhaft und hat ihm nicht viele Freunde gemacht; es fehlte bloß, daß er seinen Vorgänger eine Schlafmütze genannt hätte. Morgen komme ich mit meiner Eskadron dran; habe mir schon den Wachtmeister und sämtliche Unteroffiziere bestellt. Der Oberst soll unter Umständen von einer schauderhaften Grobheit sein. —

So, also das ist's! Pferde samt und sonders schlecht — eine Trainkompanie, keine Husareneskadron — niemand hat eine Ahnung, wie es bei einem flotten Regimente hergeht, — kein Interesse für die Rennen u. s. w. Nichts schiene getrieben zu sein, wie Theorie, und er danke für solche wissenschaftliche Ausbildung, die nur Schnallenputzer hervorbringe, er wolle keine Federfuchser kommandieren, sondern Soldaten, die zu reiten verständen und wüßten, worauf es ankäme. Renbach sagte hernach: „Flott sein heißt wohl so viel, als wetten und spielen — da kommt es nur darauf an, wessen Beutel es am längsten aushält." —

Der Oberst hatte ein kleines Rennen arrangiert, ich gewann. Kameraden meinten, wäre bei meinem Glücke natürlich. Es ist wahr, ich habe eigentlich immer Glück, auch meine Heirat mit Martha, die als Waise gleich ihr eignes Vermögen mit bekam, war ein Glück, denn so verliebt, wie ich war, hätte ich sie auch ohne einen Pfennig geheiratet. —

Der Kommandeur hat eigentlich nicht so unrecht. Gegen seine Kapitalpferde sind unsere alle zusammen miserabel, und wenn ich so zurückdenke, ist es hier allerdings nicht wie bei einem flotten Husarenregimente hergegangen. Der Oberst ist besonders liebenswürdig gegen mich, ich glaube, er merkt, daß seine Ideen bei mir am meisten Anklang finden; hatte beinahe Streit mit Renbach darüber, dessen Protegé, der kleine Leutnant von Fersen sich mehr zu meinen Ansichten als zu Renbach seinen neigt. Eltern haben nicht viel und der Sohn braucht natürlich jetzt mehr als früher. —

Es wird von Oben gewünscht, daß sich die Offiziere der kleinen Garnisonen öfter in der Residenz, am Hofe zeigen; womöglich mit ihren Frauen. Martha geht diesen Winter nicht aus, ich muß hin — kostspielig, aber ganz amüsant. —

Gestern Taufe von meinem dritten kleinen Mädchen. Mein Alter hat sich famos benommen, schickte eine sehr respektabele Summe, dito Marthas alte Tante. Renbach stand Gevatter, sein Onkel hat sich wieder erholt, hat ihm aber den sonderbaren Vorschlag gemacht, abzugehen und in das Geschäft einzutreten. Der Mann muß verrückt sein; wer Husar ist, wird doch nicht Kaufmann werden. —

Der Oberst hat den Leutnant v. Fersen heute tüchtig abgekanzelt, und auch Renbach hat sein Teil bekommen; beide können sich nicht mit den neuen Anforderungen einrichten. Fersen sagte geradezu, er hätte nicht die Mittel, um alles mitzumachen, was der Oberst sehr übel nahm, und ihm antwortete, wenn man in einem solchen Regimente stände, dürfe man kein Stubenhocker sein und nicht wie ein Schneidergeselle leben — Standesausgaben dürften nicht gescheut werden, und es gäbe genug andere Dinge, wo er sparen könne. Renbach war so klug, stille zu schweigen, er sah mich aber an, als wollte er mich an seine Prophezeiungen erinnern. —

Es sind schon vier Wochen, daß mein Vater gestorben ist. Habe es nie so recht gewußt, daß er doch überall in solcher Achtung stand. Selbst vom Hofe kamen Beileidsbezeugungen und in Ausdrücken, daß ich auf Ehre! stolz auf unsern Namen war. Noch am letzten Tage sagte Vater: „Mache unserm Namen immer Ehre, es hat nie ein Flecken darauf geruht." Versteht sich von selbst, weiß, was ich mir schuldig bin. Uebrigens ist nicht die Hälfte von dem da, was ich eigentlich zu erben hoffte. Ich hatte so manches verschoben, und dachte immer, ich würde in gute Verhältnisse kommen, nun möchte ich mich fast an Goldstein wenden, er läßt einen nur zu himmelschreiend bluten, obgleich er noch der beste dieser Blutsauger ist. Ich habe ihn Fersen empfohlen. —

Traf heute Martha, als sie der kleinen Lieschen ein Gebet lehrte. Mag für Kinder ganz gut sein, die Erziehung verlangt solche Hilfen, aber Kopfhängerinnen darf sie mir nicht aus den Mädchen machen. Sie werden hoffentlich hübsch und dann könnte ihnen diese Duckmäuserei nur schaden. Martha neigt aber selbst etwas zu dieser Richtung und Renbach bestärkt sie leider darin. Mit der Zeit muß ich ihr das fortwährende Kirchengehen abge-

Digitized by Google

wöhnen, es ist genug, wenn sie geht, wenn ich Kirchenparade habe. Es ist ganz nett, wenn Frauen fromm sind, es darf aber nicht übertrieben werden. Der Oberst spottete neulich auch recht über die Muckerei hier im Orte. —

Renbach ist außer sich. Der kleine Fersen fängt an, sich zu emanzipieren und Renbachs Gängelbande zu entlaufen. Es geht allerdings jetzt ein anderer Zug durch das Regiment und wir verdanken es dem Obersten, daß der Großherzog sich neulich sehr lobend über uns ausgesprochen. —

Der letzte Winter hat mir doch mehr Geld gekostet, als ich für möglich gehalten. Die Fahrten in die Residenz, die Hoffêten, die ewigen Regimentsdiners, bei denen ein kleines jeu nicht fehlt — man kann es doch nicht abschlagen, wenn der Oberst dabei ist; es will alles bezahlt sein. —

Hurrah! Mein Glück bleibt mir treu. Ich bin zu der vakanten Hofstellung bestimmt. Es war allerdings die höchste Zeit, daß etwas geschah, um meinem Kredite wieder aufzuhelfen; die Leute fingen an, Schwierigkeiten zu machen, und ich hätte um alles in der Welt nicht gewollt, daß Martha etwas gemerkt hätte. Frauen geraten gleich so aus dem Häuschen. Nun muß aber der ganze Haushalt in einen andern Train kommen. Martha muß eine Jungfer haben, denn auf ihre Toilette muß sie jetzt großes Gewicht legen; eine Kinderfrau habe ich sofort engagiert; Martha muß ihre Zeit nun besser anwenden. Einen Diener nehme ich in der Residenz, die hiesigen dummen Kerls kann ich dort nicht gebrauchen, es sind ja lauter Bauern. —

Renbach, der Philister, glaubte, ich würde es mir erst überlegen, ob ich die Stellung annähme oder nicht. Er redete sehr weise über die Ausgaben, über die Schwierigkeiten, sich nach der Decke zu strecken in solcher Stellung; er könnte in der That einen Wegweiser für junge Mädchen schreiben, so superklug redet er oft. Martha hatte er so in Unruhe versetzt, daß sie abends ganz ängstlich ausrechnete, wie viel der Haushalt kosten würde. Ich beruhigte sie endlich mit der Versicherung, daß meine Einnahme dort viel größer sei und sie thue am besten, mir nach wie vor die Einrichtungen allein zu überlassen. Ich war froh, daß sie nichts von der neulichen kleinen Klemme erfahren hatte, sonst hätte sie mir am Ende Schwierigkeiten gemacht. —

Habe eine famose englische Braune gekauft, unsinnig teuer, aber ein Kapitalpferd. Ich bin momentan durch diese Ausgabe etwas geniert, aber der Oberst, dessen Fürwort ich viel zu danken habe, riet mir zu dem Kaufe, da der Großherzog viel auf den ersten Eindruck gebe. Der Oberst gab mir zu verstehen, daß er mich als den einzigen echten Kavalier, dessen Auftreten für den Hof passen würde, empfohlen hätte. Tante hat an Martha 1000 Mark für den Umzug geschickt, geiziger, alter Drache! Noch vor kurzem hätte ich sie mit Kußhand genommen, aber jetzt hätte sie wohl, meiner Stellung angemessen, das Doppelte schicken können. Kinder stellen sich noch erbärmlich an, daß sie zur Kinderfrau sollen. Martha ist viel zu schwach, ich muß strenger sein; sie hat in der That jetzt andere Pflichten und ist es mir schuldig, in der Residenz anders aufzutreten. —

Habe eine Abschiedsfête gegeben. Kolossales Fest! Renbach, der alte Philister, hielt es für überflüssig, er hat allerdings keine Idee, was sich schickt. Man kann doch nicht, wie der Fuchs vom Hühnerstalle, so aus einer Garnison fortschleichen, wo man jahrelang gestanden hat! Nein! Den Anstand muß man wahren. Der Oberst sprach sich sehr freundlich über mich aus; besonders, daß ich seine Intentionen von Anfang an verstanden habe, was freilich noch jetzt bei einigen nicht der Fall sei; dabei blickte er Renbach sehr bezeichnend an. Hernach sprach er mit dem kleinen Fersen, dem er seine Zufriedenheit ausdrückte, daß er solch ein schneidiger, guter Offizier geworden sei. Renbach sagte halblaut dazu: „O ja, er hat ganz gut gelernt, mit den Wölfen zu heulen;" zum Glück hörte es der Oberst nicht. —

Höchst unangenehme Geschichte. Bin bei der Fête schändlich betrogen, mußte Martha um etwas von den 1000 Mark bitten, wollte, es wäre eine Null mehr. Martha fragte aber recht sonderbar; das muß ich ihr entschieden abgewöhnen, solches Inquirieren kann ich nicht aushalten. Muß nach der Residenz, kann ihr bei dem Umzuge nicht helfen; würde sie am Ende auch nur genieren. Renbach bot seine Hilfe an. —

Wohne im Hotel, teuer aber gut. Machte

Digitized by Google

angenehme Bekanntschaften. Es ist merkwürdig, wie man sich gewöhnen kann; es ist abends ohne Martha fürchterlich langweilig, ich weiß nichts anzufangen. Ein Herr v. Wellborn bot mir an, mich in einen kleinen Zirkel einzuführen, dankte aber; begreife nicht, wie man als verheirateter Mann dergleichen noch mitmachen kann. Königliche Hoheit sind äußerst gnädig. Prinzeß Alice fragte sehr herablassend nach Martha, hoffte, sie bald zu sehen. Habe gleich an Martha geschrieben, sich zu beeilen; und freute mich schon, für ihre hiesige Stellung etwas vorbereitet zu haben. Lernte einen Bankier Meiberg kennen, zudringlicher Schwätzer, soll aber fabelhaft reich sein. —

Endlich eingerichtet. So ist es besser, als in der engen Wohnung in der kleinen Stadt. Es ist ebenso elegant wie komfortabel geworden, ich habe auch keine Kosten gescheut. So eine Frau ist aber doch zu thöricht. Anstatt sich zu freuen, ist sie traurig, sehnt sich nach dem abscheulichen kleinen Neste zurück und redet von den Versuchungen der großen Welt. Es ist lächerlich, wir sind doch wahrhaftig keine Kinder mehr. Renbach scheint ihr bei dem Einpacken geholfen zu haben. Er ist wirklich ein guter, gefälliger Kerl, aber ein wunderliches Haus, und wird mit seinen übertriebenen Ansichten nicht weit kommen. Man muß sich zu akkommodieren verstehen und neuen Verhältnissen Rechnung tragen können. —

Fange an, bekannt zu werden, Herr von Wellborn und Bankier Meiberg haben es mir sehr erleichtert. Habe mich gegen Martha, die sehr niedergedrückt war, endlich offen ausgesprochen, und ihr alles verziehen, womit sie mir den Wechsel in unseren Verhältnissen so erschwert hat. Ich sehe ein, daß ich mit ihr Nachsicht haben muß; sie kann aber auf meine Liebe bauen. Ich sagte ihr alles, was einem denn so auf die Zunge kommt, und sie wurde ganz rot vor Freude und Dankbarkeit, fiel mir um den Hals, sprach von Vorwürfen, die sie sich gemacht, von neuem Vertrauen — „schon gut, schon gut," sagte ich endlich, die Zeit drängte, ich hatte Dienst, oder nein, ich hatte Meiberg zum Dejeuner eingeladen. —

Prinzeß Alice ist ganz entzückt von Marthas Schönheit und sie sieht wirklich gerade jetzt sehr gut aus. Sie muß sich aber noch besser anziehen, die Oberhofmeisterin hat es mir gesteckt, daß man sich über ihre Toiletten aufgehalten, und der Hof, besonders die Prinzeß, legt den größten Wert auf elegante Toiletten. Nur jetzt keine falsche Sparsamkeit, auf den ersten Eindruck kommt alles an. Jetzt im Karneval kommt man keine Nacht vor 2 Uhr zu Haus und absagen darf man nirgends. Ich glaube, ich kann mit der Zeit Einfluß bekommen, man scheint viel auf mein Urteil zu geben. —

Hatte eine kleine Auseinandersetzung mit Martha. Sie bildet sich ein, unsere Ehe könne hier noch ebenso idyllisch und schäferhaft weiter gehen, wie in der kleinen Stadt. Wir waren vielleicht dort schon Stadtgespräch, hier würden wir es aber ganz sicher, wenn wir uns anders als die übrigen Menschen benähmen. Sie sollte nur hören, wie die Herren über solch ein schnäbelndes Taubenpaar reden. Ich bin schon förmlich lächerlich, daß ich so solide bin. Dann quält sie mich stets, ich solle an Renbach schreiben. Wozu und was? Er kennt hier niemand und seine Verhältnisse und Beziehungen sind so ganz andere. —

Einige kleine Szenen mit Martha hatten mich gestern so verdrossen, daß ich mich von Wellborn bereden ließ, ihn zu einem kleinen Souper zu begleiten. Milly und Fanny tanzten später, wirklich reizende Personen. Famoses Souper, brillante Weine. Wellborn schlug ein Spiel vor, Milly verbot es mit einem spöttischen Seitenblick auf mich, zeigte ihr aber, daß es mir auf ein paar Goldstücke nicht ankäme. Ich begreife nicht, warum ich diese harmlosen Soireen so lange vermieden habe; es ist genau so wie in jeder andern soliden Gesellschaft; kein Kind könnte etwas dabei finden, nur etwas amüsanter, nicht die steife Hofetikette. —

Es wurden mir 150 Louisdor für meinen Braunen geboten. Danke schön! Als ich noch beim Regimente war, hätte ich jedes Pferd dafür hingegeben, da wäre es ein nicht zu verachtender Glücksfall gewesen; jetzt muß ich auf Dehors sehen. Vorige Woche erst sagte mir der Herzog allerlei Verbindliches über das Tier. Nein, wenn man in einer Lage ist, wie ich jetzt, so stellt man selbst seinen Preis. Begegnete mehreren früheren Kameraden. Mußte lachen, als ich daran dachte, daß gerade diese oft prophezeit hatten, ich würde mich nicht halten können, wenn mein Alter das Zeitliche gesegnet hätte. O, wie sie über

Digitized by Google

die Straße sprangen, um nach meinem Ergehen zu fragen. Ja, wenn man etwas gilt, dann können sie kriechen. Wollte doch, Vater hätte es erlebt, mich in solcher Stellung zu sehen, hätte ihn sicher gefreut. —

Trotzdem der Karneval vorüber, kann ich keinen ruhigen Abend finden. Die Soireen drängen sich noch, und hin und wieder muß ich mich bei Milly zeigen. Prinzeß Alice geht viel in das Theater, muß sie meist begleiten, finde Martha hernach stets zu Bette oder so müde, daß sie nicht mehr reden mag, da gehe ich jetzt gar nicht mehr hinein. Manche lustige Gesellschaft fängt dann erst an. —

Machte heute mit Martha Besuche, sah Renbach von ferne gehen. Ließ gleich halten, winkte ihm. „Eigne Equipage?" fragte er. So etwas fragt man doch nicht; es ist schlimm genug, wenn man in meiner Stellung keine eigne Equipage hat. Ich glaube, es wird nötig sein, daß ich mir eine anschaffe. Martha lud Renbach zum Abend ein, er dankte, weil er zu seinem Kaufmannsonkel ginge. Wurde doch etwas verlegen dabei, sah überhaupt alt aus; der Dienst nutzt ab, traurig, wer so darin stecken muß. Martha war auch ganz rot geworden, vor Aerger — hatte recht, es war höchst unpassend von ihm, unsere Einladung so kurz abzulehnen. Einzige Entschuldigung wäre, wenn er der Erbschaftsaussichten noch nicht sicher wäre. Hätte mich aber sehr geniert, wenn er gekommen wäre, habe auf heute Abend ein Souper bei Meiberg angenommen. —

Habe mir die Equipage angeschafft, schämte mich beinahe, so im Fiaker herum zu fahren. Hätte für Martha eine Loge im Theater genommen, sie wollte aber nicht, der Trauer wegen. Ihre alte Tante hat endlich die Gewohnheit des Daseins, wie irgend jemand Klassisches sagt, aufgegeben. Fühle mich jetzt sehr angenehm situiert. Ist herrlich, daß die Trauerklagen alle auf die Frauen fallen; man sagt ja auch Klageweiber — nie gehört von einem Klagemann. Niemand setzt voraus, daß ich traurig sein könnte, mir gratuliert alle Welt zu der Erbschaft. Mußte am Freitag bei Milly absagen, wegen Soiree bei Prinzeß Alice; war sehr gnädig, fragte nach Martha, meinte, wir schienen sehr glücklich. Ja, wir wären noch glücklicher, wenn Martha noch ein paar Erbtanten hätte. —

Der Großherzog hat den Obersten von Mustard bei der letzten Kur sehr ausgezeichnet; er soll ihm persönlich gedankt haben, daß er in so kurzer Zeit einen so frischen regen Geist in seinem, des Großherzogs Lieblingsregimente angefacht, und den alten Schlendrian einmal gründlich ausgetrieben. Mustard war sehr glücklich, meinte, es würde mit der Zeit noch besser werden — einige Elemente wären ihm noch hinderlich, die ihm aber bald von selbst Platz machen würden. —

Königl. Hoheit waren so gnädig, Patenstelle bei meinem Sohne zu übernehmen; habe ein immenses Taufdiner gegeben. Bankier Meiberg schickte einen Tisch mit Blumen, möchte wissen, was der gekostet hat. Die Bouketts für Martha sind immer reizend — er muß enormes Geld haben, soll ausgezeichnet spekulieren. Er ist merkwürdig aufmerksam gegen mich, sucht meine Protektion nach. Ein herrliches Gefühl, wenn man durch hingeworfene Aeußerungen die Ansichten der hohen Herrschaften bestimmen kann. Bilden sich dann ein, hätten selber so gedacht, ist ihnen aber gar nicht eingefallen. —

Renbachs Kaufmannsonkel ist plötzlich gestorben, zum passenden Momente. Renbach soll gar nicht mehr standesgemäß auftreten, sich zurückziehen, offen den Train, den die Offiziere führen, tadeln. Ja, alter Freund, das geht nicht anders. Noblesse oblige! Gibt nichts Wahreres! Vielleicht denkt er jetzt mit einem klingenden Hintergrunde flotter. Wollte, ich hätte auch noch einen Erbonkel, könnte meinethalben Kohlenfuhrmann oder so etwas sein. Man sieht es dem Gelde hernach nicht mehr an, wo es hergekommen. —

Große Gartenfête bei Prinzeß Alice. Gelungen, hatte mir aber auch riesige Mühe gegeben. Großherzog machte mir ein Kompliment über meinen Geschmack, auch Prinzeß Alice; sagte zum Großherzog, ich hätte nur die Fingerzeige der Prinzeß benutzt. Natürlich nicht wahr, hören es aber gern. Prinzeß war abends wirklich überzeugt, sie hätte alles allein gemacht. Hatte noch einen schmählichen Aerger. Als ich am Büffett stehe und einiges anordne, höre ich über Martha sprechen. „Die Frau hat ihre Schönheit ganz eingebüßt," sagt die dicke Kammerherrin v. K. „Sie paßt jetzt nur noch in ihre Kinderstube." — „Hübsch genug ist sie noch," antwortete die Regierungsrätin F., „sie

Digitized by Google

zieht sich nur seit einiger Zeit so schlecht an. Ihre Kinder sollen übrigens auch sonderbar genug erzogen sein." Ich mußte forteilen, aber alles kochte in mir. Wie kann man von meiner Frau so sprechen, sich erlauben, über ihre Kindererziehung zu urteilen. Ich konnte mich nicht besinnen, was für eine Toilette Martha anhatte, sie war, wie jetzt meistens, allein gekommen, und ich hatte kaum Zeit gefunden, sie zu begrüßen. Ich suchte sie auf und sah sie genau an. Die impertinenten alten Frauenzimmer hatten Recht, wie sah sie aus! Diese Abspannung, diese sanierte alte Toilette. Deshalb wohl hatte die Prinzeß nicht von ihr gesprochen. Ich fragte sie sofort, warum sie sich so schlecht angezogen. „Warum soll ich Unsummen für solchen Tand wegwerfen," antwortete sie, „da du weder weißt, was ich anhabe noch wie ich aussehe. Es ist dir ja einerlei." Dabei hatte sie wahrhaftig Thränen in den Augen. „Du hörst aber, daß ich es wohl bemerke," sie sah zu mir auf, „ich bitte dich, bitte dich ernstlich, dich besser anzukleiden, man redet darüber," — „ah so, man hat dich darauf aufmerksam gemacht?" — „Ja wohl, und das ist für mich unerträglich, das kann ich nicht dulden. Du machst mich durch deine Geschmacklosigkeit, deine Gleichgültigkeit gegen das, was meine Stellung erfordert, lächerlich." Die Prinzeß ließ mich rufen und ich sah Martha nicht mehr. —

Habe ernstlich mit Martha gesprochen, hatte natürlich eine Hauptszene. Sie wollte wissen, ob wir in diesem Train leben könnten, verlangte — es ist wirklich kaum glaublich — Beweise, daß das Vermögen nicht angegriffen werde. Wenn ich auch hin und wieder ein Papier verkaufe, um besonders große Ausgaben zu decken, so hat das bei meiner Einnahme ja nichts zu sagen. Es kann jeden Augenblick wieder zurückgelegt werden, sobald wir uns etwas einschränken wollen. Natürlich geht das nicht gerade jetzt, man muß einen günstigen Moment abwarten, keinenfalls aber ist es eine Angelegenheit für eine Frau; es gehört größere Ueberlegung und freierer Blick dazu. Martha behauptete, sie wolle sich lieber ganz den Kindern widmen — geht in unserer Stellung nicht, die wir gerade der Kinder wegen aufrecht erhalten müssen, dann, sie könne keine neuen Toiletten schaffen, da die alten noch nicht bezahlt seien, und damit brachte sie einen Haufen unbezahlter Rechnungen herbei. Habe ihr meine Ansicht gesagt über solches Aufsummenlassen, über solche Unordnung in Geldsachen. Ich konnte ihr solche Summen auch nicht auf der Stelle geben, war sehr ärgerlich. Natürlich weinte sie. Angenehm! Noch angenehmer, daß Meiberg unangemeldet eintrat. Hat aber Takt, viel Takt! „In den schönsten Augen Thränen? Könnte ich sie fassen lassen, wären es Diamanten von unschätzbarem Werte. Kann ich nichts thun, um das bezaubernde Lächeln in diese schönsten aller Frauenaugen zurückzuführen?" Martha drehte sich ab und murmelte etwas von ihrer Tante, mußte lachen — die kann bald wieder aufstehen —, ich dachte, Wahrheit währt am längsten, oder ist es Ehrlichkeit? Es kommt auf eins heraus. „Meine Frau und ich sprachen über die Geschmacklosigkeit der deutschen tailleurs," ich sah dabei Martha an, die dunkelrot geworden war. „Ah, mon ami, Sie treffen immer den Nagel auf den Kopf; ein feiner Beobachter, geistreich, entzückend! Glücklicher Hof, Sie zu besitzen," — ich replizierte — „wie recht Sie haben!" Er meinte wegen der Geschmacklosigkeit. „Ah, da muß man nach Paris gehen. Paris ist das Eldorado, wo man erst lebt, wo man weiß, was Toiletten sind. Wenn die gnädige Frau eine Pariser Toilette trüge, würde man sehen, daß sie die Krone der Schönheit verdient." — „Ach, Pariser Toiletten!" seufzte Martha, „welche unmögliche Phantasie." — „Durchaus nicht," beeilte ich mich zu sagen; Meiberg hätte in einer Stunde das Gerücht verbreitet, wir wären derangiert, „wenn ich nur eine gute Adresse wüßte, so bestellte ich sofort zum nächsten Balle eine Toilette." — „Ah, mon cher," rief Meiberg, „Sie werden nicht so grausam sein, mir dieses Glück entziehen zu wollen. Meine Konnexionen stehen Ihnen zwar jederzeit zur Verfügung, aber lassen Sie mich etwas zu dem Triumphe der Schönheit beitragen. Ich weiß, was einer solchen Dame zu einer Hoffête gebührt. Wir nehmen rosa mit Silberblumen, besorgen Sie nichts, meine," sagte er, „Göttin? Sie werden von Ihrem Sklaven bedient werden." Er küßte Martha die Hand; als ich ihn hinausbegleitete, stürzte sie in ihr Zimmer, wo ich sie mit Wasser plätschern hörte, als ob sie sich die Hände wüsche. —

Fête brillante, Marthas Toilette so, daß

Digitized by Google

Lied ohne Worte

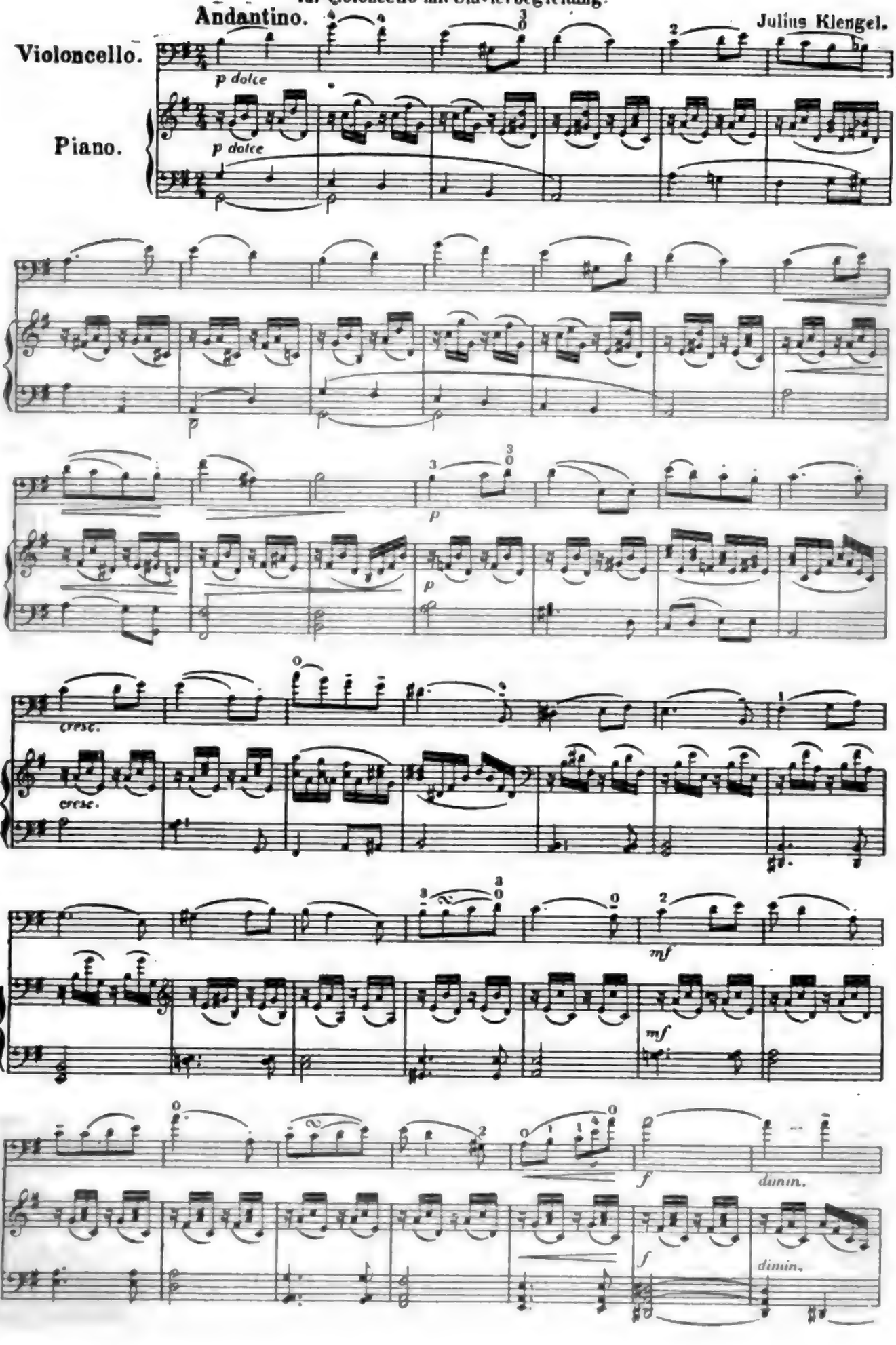
für Violoncello mit Clavierbegleitung.

Andantino.

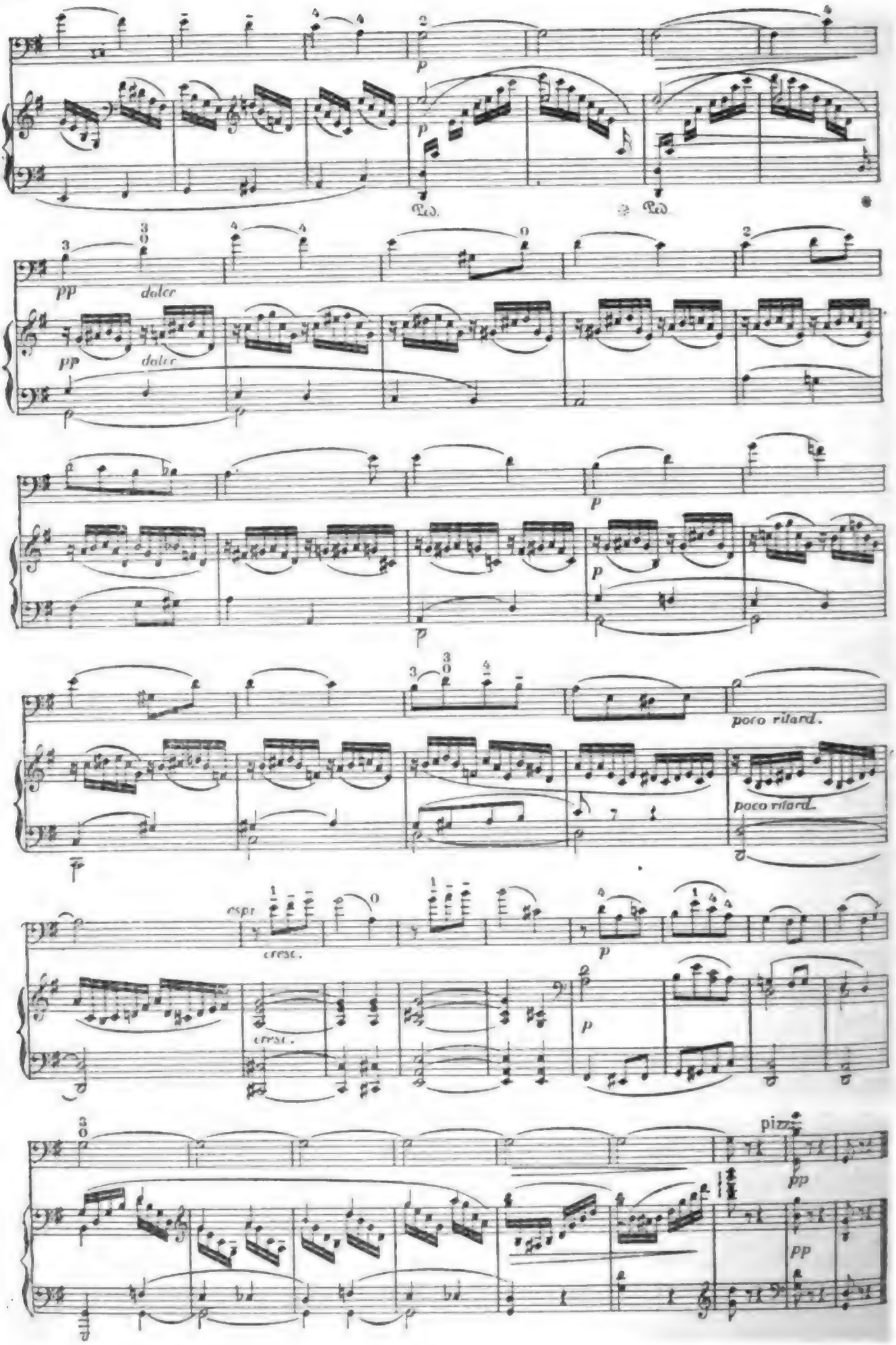
Julius Klengel.

Violoncello.

Piano.



Digitized by Google



Digitized by Google

alle vor Neid zitterten. Ich hatte sie zu Haus genau inspiziert und sie war sogar viel besser angezogen, als die Prinzeß. Sogar der Großherzog sagte: „Ihre Frau ist bezaubernd!“ und sie sah reizend aus, noch schöner, als wie damals als Braut. Als ich es ihr zuflüsterte, wurde sie rot wie eine Braut, hätte ich nur in ihrer Nähe bleiben können; ich mußte aber eine alte Excellenz zu Tische führen.

Ich konnte bei Prinzeß Alice einige Worte für Meiberg anbringen; er wünscht den Adel und mir wäre eine solche Persönlichkeit an Hof recht angenehm. Pariser Konnexionen machten die Prinzeß aufmerksam, ich ließ einige Bemerkungen über seine Verdienste um die Kunst einfließen, er hat sich jetzt erst wieder malen und ausstellen lassen, und gehört auch als Mitglied einem Künstlerklub an. Morgen erzählt nun die Prinzeß dem Herzoge von ihm. Meiberg kann mir in der That dankbar sein, für die Besorgung einer Toilette den Adel, kein schlechtes Geschäft. —

War ganz erstaunt, als ich neulich die Kinder sah, sind fabelhaft gewachsen, und schon ganz umgänglich und gesprächig. Ich freute mich über die lieben kleinen Dinger. Meine Stellung zieht so viele gesellige Pflichten nach sich, daß ich mich, so schwer es mir auch oft wird, den häuslichen Freuden fast gar nicht widmen kann. Es ist ein großes Opfer, welches ich meiner Familie bringe, um ihr, besonders den Kindern, die Vorteile meiner Beziehungen zum Hofe zu sichern. Wie gern würde ich oft still zu Haus bleiben, aber kann ich denn? Wieder und wieder muß ich mich in die große Welt stürzen, ich mag es gern oder ungern thun, und nicht einmal Martha erkennt es an. Ich fürchte, ihr Ideenkreis ist beschränkt und das enge Glück einer bürgerlichen Häuslichkeit ihr Ideal. Alle meine Bemühungen, sie zu einer wirklichen großen Dame zu machen, scheitern an ihren engen Ansichten. Wenn ich nicht an ihre Pariser Toiletten erinnerte, sie würde Meiberg kein freundliches Wort darum gönnen, sie ist zu indolent. Ich sagte Meiberg, ich würde ihm am Ende des Jahres meine Schuld — „o bitte, bitte, Baron,“ entgegnete er, „wofür halten Sie mich? Glauben Sie, ich hätte nichts von Ihren Bemühungen in einer gewissen Angelegenheit, die meine höchsten Wünsche erfüllen würde, gehört? Und das Glück, der schönsten Frau der Stadt einen kleinen Dienst zu erweisen, ein Blick belohnt mich hinreichend; wir können ja später alles das abmachen.“ —

Ritt heute meine Braune; wäre sie gern los, war dumm, sie damals nicht hinzugeben. Ich reite selten und etwas Geld kann man immer gebrauchen. Traf Renbach, konnte aber nur grüßen. Er sah recht anständig in Zivil aus. Ich hörte doch einmal, er hätte abgehen müssen, dachte immer, Mustard würde ihn über kurz oder lang wegmaßregeln. Wollte es Martha erzählen, ging in ihr Zimmer, war nicht da, ging weiter bis in die Kinderstube, wo sie wie eine Kindermuhme die ganze Gesellschaft um sich hatte. Mußte lachen, klein Lieschen stand auf und machte ein Knixchen. „Es ist ja Papa,“ sagte Martha, „o wie lange bist du nicht hier gewesen.“ Die Kinderstube ist auch nicht mein Platz, wenn sie aber kann, sucht sie in den unschuldigsten Zufälligkeiten einen Vorwurf für mich zu finden. Ich ignorierte es diesmal. Sagt Lieschen zu der Kleinsten, Anna: „Annchen, das ist Papa, für den wir immer beten.“ — „Da könntet ihr auch etwas Gescheiteres thun,“ versetzte ich lachend, ärgerte mich aber über die Alfanzerei und ging fort, vergaß etwas von Renbach zu sagen. Martha kam mir nach, zog mich in ihr Zimmer; wünschte, ich hätte wie auf dem Theater bei fatalen Situationen eine Versenkung gehabt. Was doch die Frauen für eine Fertigkeit haben, aus dem Stegreife Rührszenen aufzuführen! Immens! Ich habe doch, bei Gott, Martha immer gezeigt, wie ich sie liebe, für sie sorge, stets für ihr Bestes bedacht bin; sie ist in eine angenehme Stellung durch mich gekommen; mehr als eine Frau würde gern mit ihr tauschen, und sie möchte mich glauben machen, sie sei unglücklich.

„Arbeite mir nicht bei den Kindern entgegen, ich flehe dich an, laß mich ihnen das Einzige geben, was sie dereinst vor den Schlingen und Verlockungen“ — da hört alles auf. — „Ich dächte, ich ließe dir freie Hand bei den Kindern, obgleich man sich über deine Erziehung sonderbar ausspricht.“ — „Das ist mir einerlei,“ entgegnete sie, „o wenn du dich nur mehr darum bekümmern wolltest.“ Schöne Logik! Was ist ihr denn nun eigentlich recht? Ich kann nicht wissen, worin Marthas Einrichtung falsch ist, aber in andern Häusern sind die Kinder gut erzogen, die Frauen elegant

Digitized by Google

und gesellig, also müßte es bei uns auch gehen. Aber Martha findet natürlich, daß auch das meine Schuld ist. —

Traf Meiberg bei Martha im Salon. „Bester Baron, Sie kommen wie gerufen, Sie müssen mir vom letzten Hofballe erzählen. Ihre geistreichen Bemerkungen, Ihre witzigen Pointen — niemand erzählt so wie Sie, göttlich, auf Ehre!“ — Sehe Meiberg doch immer sehr gern, ist ein gescheiter Kopf. „Gnädige Frau, wie immer die Krone des Balles, weiß, wie alles ihr huldigt,“ dabei macht er vor Martha ein tiefes Kompliment und Martha sagt auf einmal: „Bitte, Herr Meiberg, Sie wissen, ich liebe solche Redensarten nicht und strebe nicht nach derartigen Auszeichnungen.“ Nein, so taktlos zu sein! Meine Frau! Alle Welt sagt Herr von Meiberg, er wird es ja jedenfalls, und nun hebt meine Frau es so hervor. Wir haben doch mehr als jeder andere Grund, ihn nicht vor den Kopf zu stoßen. Zahlt mir fabelhafte Zinsen von meinem von ihm verwalteten Vermögen, könnte ja sonst gar nicht so leben; behauptete zwar neulich, ich hätte schon viel vom Kapitale verbraucht, war aber jedenfalls nur ein schlechter Witz. Er stand gleich auf und ging fort, war ganz gelb vor Aerger geworden. Ich hätte gern Martha gleich meine Meinung gesagt, aber in dem Augenblicke kam Renbach; und als Martha den empfängt, wie wenn ihre alte Tante wieder lebendig vor ihr stände, kommt Meiberg noch einmal herein, sagte, er hätte seinen Stock oder so etwas vergessen. „Gnädige Frau scheint ja sehr rasch ihre gute Laune wieder gefunden zu haben, ist wohl ein sehr alter, intimer Freund?“

„Kennst du den Bankier Meiberg näher?“ fragte Renbach. — „Natürlich, sehr intim mit ihm.“ — „Er steht in der Handelswelt in keinem besonderen Renommee,“ antwortete mir Renbach. Wunderte mich, wie Renbach das wissen konnte, sollte es aber nur zu bald erfahren. Martha war ganz aus dem Häuschen und ließ die Kinder holen. „Wie glücklich mußt du im Besitze solcher Schätze sein,“ schwärmte Renbach. Ich mußte lachen. — „Fressende Kapitalien.“ Junge schrie, als ich ihn auf den Arm nehmen wollte. — „Er kennt dich nicht,“ sagte Martha. Das ist doch allein ihre Schuld, müßte ihm gelehrt werden. — „Du hast wohl selten Zeit für deine Kinder?“ fragte Renbach ernsthaft. — „Nein, er sieht sie fast nie,“ seufzte Martha kläglich; sie hat durchaus keinen Begriff von den Schwierigkeiten meiner Stellung. Hielt es für angezeigt, die Kinder fort zu schicken und fing an, von Tagesneuigkeiten zu erzählen. Aber ehe ich mich's versah, waren die beiden mitten in alten Erinnerungen und Martha sagt: „Das war meine glücklichste Zeit, ich denke immer mit Sehnsucht an die kleine Stadt zurück.“ Ich setzte ihr nun zwar die Thorheit, nie die Gegenwart zu genießen, auseinander, aber bei einer sentimentalen Frau hört jede Vernunft auf, ich redete in den Wind. Um etwas anderes zu sprechen, denn wir hatten uns hinreichend vor Renbach dekouvriert, frage ich ihn, was er denn jetzt treibe. Ich werde immer gern daran zurückdenken, mit welcher Fassung ich seine Antwort aufnahm. Im Geschäfte seines Onkels! Ladenschwengel, vielleicht Kommis Voyageur! Ich war sprachlos! In welche Lagen man durch indiskrete frühere Bekannte kommen kann, horribel! Zum Glück verlangte er wenigstens meine Protektion nicht, trug auch keine Proben bei sich, es wäre ja alles möglich gewesen bei der Unbefangenheit, mit der er sich einführte. Nicht zartfühlend genug, um sich nach diesem peinlichen Momente stillschweigend zu entfernen, sagte er sogar noch: „Ich sehe, du hängst noch sehr an den Standesvorurteilen und es wäre wohl klüger gewesen, ich hätte dich nicht aufgesucht?“

„Sagen Sie das nicht, lieber Freund,“ fiel Martha ein, „wir schätzen Sie doppelt, denn gewiß ist es Ihnen anfangs schwer geworden, sich dem Wunsche Ihres Onkels zu fügen.“

„Weniger, als Sie denken,“ erwiderte Renbach, „ich hätte die Ausgaben, die von uns Offizieren jetzt verlangt werden, nicht mehr, ohne Schulden zu machen, erschwingen können, und das wäre für meinen alten Vater der Todesstoß gewesen; ich hätte den drei Offizieren, die von unserm Regimente nach Amerika gewandert sind, nachfolgen müssen. Es war für mich die Wahl zwischen einem Leben voll Schein und innerer Unbefriedigung, und einer ruhigen, sorglosen, aber freilich auch glanzlosen Existenz.“ — „Sie haben richtig gewählt,“ antwortete Martha, ihm die Hand reichend, „o wie viel glücklicher ist Ihr Los so.“

Charles, mein Diener, meldete mir mein

Pferd, ich verabschiedete mich sehr kühl von Renbach — er fehlte mir nur noch, um Martha ganz widerspenstig zu machen —, aber seine Worte, daß drei Offiziere vom Regimente fort nach Amerika sind, ließen mir keine Ruhe. —

Renbachs Besuch hat richtig höchst unangenehme Folgen gehabt. Meiberg ist sehr pikiert und Martha hielt die Gelegenheit für sehr günstig, um mich zu bitten, Renbach meine Freundschaft nicht zu entziehen. Hat sie wohl darum gebeten, hofft auf meinen Einfluß — irrt sich, kann diesen nicht für jeden Tütchenkrämer auf das Spiel setzen. Wellborn, der sechs Monate in Paris zugebracht und sehr wenig aristokratische Gesinnungen von dort mitgebracht hat, erzählte, das Haus Renbach habe großes Renommee und gelte für gut fundiert. Bleibt immer ein Kaufmann! Martha bestand mit sonderbarer Bestimmtheit darauf, mit der Familie zu verkehren, wollte es nicht entschieden verbieten, um nicht zu viel Wert darauf zu legen; hoffe, daß man es nicht bei Hofe erfährt. —

Habe bei Milly im Spiel verloren, gewann sonst immer, muß es jedenfalls heute wieder einbringen. Der Champagner mußte gestern schlecht sein, ich war heute zu sehr herunter und die dummen Leutnants, die nach Amerika durchgebrannt sind, wollten mir nicht aus dem Kopfe. Martha hat besonderes Glück, zu unpassenden Momenten Geld zu verlangen. Neulich wollte sie schon etwas haben, als ich gerade meine Braune um ein Spottgeld weggegeben, um meinem Schneider eine kleine Abschlagszahlung zu machen. Ich erlaubte mir eine kleine Bemerkung über die Summen, die sie für Haus und Leute gebrauche, gab ihr Geld — heute mußte ich es aber entschieden abschlagen, ich hatte keinen Pfennig. „Wir haben viel zu viel Leute," sagte ich, denn so viel weibliche Dienstboten sind in der That ein Unsinn. — „Ich habe Jungfer und Kinderfrau schon neulich entlassen, als ich sah, daß du in Geldverlegenheit warest." So übereilt! An und für sich ja ganz gut, aber sie hätte doch mit mir erst darüber sprechen müssen, so macht man die Leute darauf aufmerksam und es schadet mir. —

Habe endlich gewonnen! Ging gleich den Tag darauf zu Martha und gab ihr Geld. Der Kuckuck mag wissen, woher sie es erfahren. „Du spielst," sagte sie und hielt meine Hand fest, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte. — „Alle Kavaliere spielen, sogar der Großherzog spielt." — „Renbach spielt nie." Ein Kaufmann und spielen, ich mußte lachen. „Dann bist du, dann sind wir verloren!" Ich erschrak fast, so blaß sah sie aus. Den ganzen Abend klang mir das alberne Wort nach, natürlich verlor ich, wie kann man gewinnen, wenn man präokkupiert ist. Da ich vorher auch noch unter der Hand erfahren, Meiberg würde den Adel nicht erhalten, so war ich vollständig bouleversiert und konnte kaum ruhig anhören, daß Milly immer Herr von Meiberg sagte. Verlor, verlor alles, was ich bei mir hatte, verlor auf Ehrenwort! Ich mußte in meiner Aufregung etwas viel getrunken haben, denn sonst hätte ich nicht mitten im Verluste aufhören können. Wie sollte ich nun meine Schuld einlösen? Ich mußte zahlen. Auf Ehrenwort! Ich dachte einmal daran, Martha wieder um das Geld zu bitten, aber einmal hätte es ja gar nicht gereicht und Martha hätte gefragt und gefragt —. Nein! wäre ich nicht ganz allein gewesen, ich hätte sicher gedacht, jemand sage: „Die herzogliche Kasse!" Es kam wie eine Eingebung über mich; es ist ja nur für den Augenblick, am 1. zahle ich es wieder hinein. Revidiert wird ja nie, der Großherzog vertraut mir unbedingt. Jedenfalls ist es nur auf wenige Tage, und gewinne ich heute Abend, so lege ich es gleich wieder hinein. —

Viktoria! Glorios gewonnen! Ja, geborgtes Geld bringt Glück! Ich finde, ich war sehr schlau, mich nicht gegen Martha zu verraten, ich muß nur immer wieder auf mein Glück rechnen. Meiberg war sehr aigriert, „hätte nicht gewußt, daß wir mit Renbach so intim," ich deprezierte. „Also nur Frau Gemahlin?" fragte er spöttisch, und Milly wie die übrigen lachten. Ich that, als höre ich es nicht, was hätte ich in der Gesellschaft auch machen wollen, aber das hat man von solchen Bekanntschaften. Ich sagte Martha, wie Meiberg das neuliche Zusammentreffen mit Renbach aufgefaßt habe, und fragte sie, ob sie das mit ihren Ansichten von Pflichterfüllung vereinigen könne, mir den Mann aufzuhetzen, gegen den ich so viele Verbindlichkeiten habe. Zuerst ließ sie mich ruhig sprechen und ich glaubte schon, da sie abwechselnd rot und blaß wurde, es thäte ihr leid und sie würde mir ein begütigendes Wort sagen, aber als ich gehen wollte, hielt sie mich zurück,

Digitized by Google

verwahrte sich feierlich gegen jede Pflichtverletzung, machte dann Meiberg schlecht und prophezeite mir, daß mich „jener Mensch", wie sie ihn bezeichnete, ins Unglück stürzen würde. Auf ihre Vorwürfe, daß ich mich überhaupt mit ihm in eine so enge Verbindung eingelassen, erinnerte ich sie, daß ihre Pariser Toiletten den ersten Anlaß dazu gegeben. „Großer Gott!" rief sie aus, „ist es möglich, daß du mir eine Schuld dabei zuweisest? Habe ich je verhehlt, daß mir der Mensch verächtlich war? Je beschönigt, daß ich ihn nur duldete, weil du es wolltest? Ja, aufgezwungen hast du mir den Erbärmlichen, der mich mit seinen frechen Blicken, seinen Unverschämtheiten vor mir selbst erniedrigte, ohne daß du mir zu Hilfe kamest. Ich mußte seine plumpen Schmeicheleien anhören, mir seine verächtlichen Huldigungen gefallen lassen, weil du es verlangtest, und jetzt wagst du — du mir von Pflicht zu sprechen." Sie lachte auf. „Wer von uns beiden hat die Pflicht gröber verletzt, du, daß du mir einen solchen Menschen zum Verkehre aufzwangest? oder ich, daß ich es gegen meine bessere Ueberzeugung litt?" Bei einer solchen vollständig verschobenen Auffassung konnte ich ihr nur noch bemerkbar machen, daß Renbach auch nur Kaufmann sei und sie ihn mit Auszeichnung empfange und seine Besuche wünsche. „Ja," entgegnete sie, „ich mache den Unterschied zwischen einem Ehrenmanne und einem verächtlichen Lumpen."

Das war zu stark, das kann ich mir nicht gefallen lassen, sie geht zu weit in ihrer Bevormundung. —

Ich mußte mit dem Großherzoge eine kleine Reise machen, und um Martha zu zeigen, daß ich nicht gesonnen sei, mich von ihr so leiten und gängeln zu lassen, ging ich fort, ohne ihr lebewohl zu sagen. Sie hat es auch wohl gefühlt, denn sie war bei meiner Rückkehr sehr still und blaß.

Ich fand unterwegs sehr amüsante Gesellschaft; wir trafen mit Oberst von Mustard und seinem Adjutanten, von Fersen, zusammen, und da Goldstein zufällig in der Nähe war, so half er mir sehr freundschaftlich aus der Patsche, in der ich sonst stecken geblieben wäre. Oberst Mustard spielt gern hoch und v. Fersen war der Gewinnende — ergo! Goldstein schien übrigens die Ehre, endlich einmal von mir wieder berücksichtigt zu werden, sehr zu schätzen. —

Meibergs Gesuch ist in Gnaden abgeschlagen. Der Herzog behauptete, er könne keine Verdienste an ihm entdecken, die diese Auszeichnung verdienten und als reinen Handelsartikel könne er ein Adelsdiplom nicht ansehen, und Prinzeß Alice setzte hinzu: „Man muß jetzt vorsichtiger als je bei der Auswahl seiner Umgebung sein." Die kluge Nuß! Jawohl, nun kann es der gehorsame Diener ausbaden!

Was wird nun mit der Abrechnung, die sich immer hinausgeschoben hat, werden? Ich habe jedenfalls das Meinige gethan. —

Wenn ich nicht schon seit lange allein in meinem Zimmer frühstückte, hätte ich meinen Schreck unmöglich vor andern Augen verbergen können; ich fand auf meinem Tische ein Paket Papiere von Meiberg. Ich dachte gleich, daß er nun, namentlich bei Marthas Unfreundlichkeit, alles zwischen uns abbrechen würde, aber für so gemein hätte ich ihn doch nicht gehalten. Die verschiedenen Einzelheiten habe ich gar nicht angesehen, nur das letzte Blatt mit der Abschlußrechnung. Der Halunke! Mit schönen Worten hat er mich hingehalten, und nun ist alles hin, alles verbraucht — auf einem Rosapapierchen der Betrag der Pariser Rechnungen, die ich ihm noch schulde. Woher kann ich die Summe nehmen, die weit höher ist, als ich je geahnt? —

Ich borgte Geld aus der Kasse und spielte — wie immer — mit Glück, hörte aber nicht im richtigen Moment auf und im Umsehen war alles wieder weg. Ich hatte ganz sicher darauf gehofft, Meiberg von dem Gewinne bezahlen zu können, und seine Drohung wegen meiner Gage verstand ich nur zu gut, er will sich direkt an den Großherzog wenden, und zwar bald, da er von einer morgigen Reise sprach. Gemeiner Lump! Was kann ich thun? Marthas Schmuck würde nicht genug aufbringen, sie hat wenig Wertvolles und ich habe ihr seit Jahren nichts Ordentliches gegeben. Der Großherzog gebraucht zwar selbst viel Geld, legt aber für sich einen ganz andern Maßstab an, wie für uns. Wenn ich zu Renbach ginge? Nein, alles andere lieber! Wenn ich — nein, das kann, das darf ich nicht. Gemerkt hat zwar niemand, daß ich einigemal daraus geborgt habe, für die Kasse ist es eine kleine Summe, mir wäre geholfen. —

Ich habe die Kasse zugeschlossen und bin fortgegangen, um nicht immer an das Geld

Digitized by Google

erinnert zu werden. Aber die Geldrollen standen mir fortwährend vor Augen. Auf der Straße begegnete ich Wellborn, der mich fragte, ob Meiberg in der That mit seinem Antrage durchgefallen sei. „Geehrtes Amendement nicht angenommen?“ fragte er lachend; ich mußte bestätigen. „Er ist ein ganz ordinärer Kerl,“ fuhr Wellborn fort, „bin nur froh, daß ich mich nie mit ihm auf Geschäfte eingelassen habe. —

Daß mir Goldstein nicht gleich einfiel, unbegreiflich! —

Verreist, nicht zu sprechen, mir bleibt kein anderer Ausweg. — Ich werde sparen, mich einschränken, Equipage verkaufen und nach und nach alles ordnen. Wenn ich noch einen andern Weg wüßte? Nein, es muß sein, ich kann mich nicht vor Meiberg blamieren, das hieße mich selbst um meine Stellung, Renommee, kurz alles bringen. —

Als ich das Geld für Meiberg abzählte und ordnete, wurde rasch angeklopft und ehe ich herein! rufen konnte, trat jemand ein und schloß die Thür hinter sich —, als ich aufspringe, läßt er den Mantel fallen und Fersen steht vor mir! — Fersen, der elegante junge Offizier, im ordinärsten, schlechtesten Zivil, bleich, verstört, und mit nur einem Gedanken — Geld! Geld, um nach irgend einem überseeischen Hafen zu können. Seine Eltern haben schon alles für ihn geopfert und er sagte, wenn ihn nicht die Hoffnung, ihnen doch noch einmal wieder helfen zu können, bestimmte, so schösse er sich eine Kugel vor den Kopf. Er sprach über den Obersten in den härtesten Ausdrücken, doch — was hilft es, jetzt nachzudenken, wer eigentlich schuld ist. Ich gab ihm, was ich für genügend hielt und ließ ihn dann selber hinaus. —

Quittung von Meiberg in Händen — ebenso „erfreut wie überrascht“, schreibt er. Frecher Bube! — Nun muß ich anfangen, mich einzuschränken. Die Equipage habe ich schon halb und halb verkauft, den Schmuck für Milly sofort abbestellt; die Köchin muß entlassen werden, ein einfaches Mädchen genügt; ich esse meist an Hof, so daß es nicht so darauf ankommt. Ich werde überall erzählen, daß Martha leidend ist und der größten Ruhe bedarf; sie sieht auch oft unwohl aus. Im Spiel muß ich sehr vorsichtig sein. Martha wird für ihre Toilette nicht mehr viel brauchen und den Haushalt muß sie sparsamer einrichten. —

Meine Einrichtungen haben bei Martha auf keinen Widerspruch gestoßen. Schweigend hörte sie mich an; nur als ich wegen ihrer Toilette etwas sagte, lachte sie auf, so wie damals, als ich wegen Meiberg mit ihr sprach, wo sie doch eigentlich recht hatte und sagte: „Wenn du deine Ausgaben überhaupt notiertest, müßtest du wissen, daß ich seit Monaten nichts für mich erhalten habe. Ich wüßte nicht, wie ich mich mehr einschränken könnte. Aber was wirst du denn aufgeben? Welche Einschränkungen wirst du dir auferlegen?“ Ich erwiderte ihr, daß ich meine Pferde verkaufen wolle,“ — „die dir schon längst unnütz waren,“ schaltete sie ein, — daß ich in gar keine Gesellschaft zu gehen beabsichtige, — „was wir schon seit lange nicht mehr thun,“ — ich wolle nicht mehr ausgehen, — „was du nicht halten wirst.“ Ich wurde endlich böse, besonders als sie nun wissen wollte, warum diese Veränderungen mit einem Male notwendig seien. Ich erklärte ihr, so gut es ging, daß ich bei Meiberg mein Vermögen verloren hätte. „Dein Vermögen?“ — „Nun ja, — das unsrige,“ — „ach so — und Meiberg, der Ehrenmann?“ — „Der Schurke, nie darf er mir wieder über die Schwelle!“ — „Gott sei Dank!“ rief Martha und schlug die Hände zusammen, „ich gebe unser Vermögen gern hin, wenn es uns von diesem verhaßten Menschen loskaufen kann. Er war dein böser Engel und hat dich ins Unglück gebracht. Vielleicht blüht uns noch einmal eine Zeit des Glücks. Ich will allem entsagen, mich einschränken, selber arbeiten von früh bis abends, aber ich flehe dich an bei allem, was dir heilig ist, mache dich von den Leuten frei, die dich auf diese schlechten Wege gebracht haben. Ich will nichts fragen, nichts wissen, nicht wo das Vermögen deines Vaters und meiner Tante hin sind, nicht warum ich von alledem erst heute erfahre, nicht was dich die ganze lange Zeit mir entfremdet hat; ich gebe alles hin mit Freude, wenn ich nur dich wieder finde, wie du früher warst. O bedenke! du stehst ja nicht allein. Deine Kinder haben ein Recht auf deinen Schutz, auf deine Liebe; die Häuslichkeit, die dich sonst beglückte, winkt dir reicher als früher. Dein Sohn verlangt nach deiner Führung, um im Leben nicht zu straucheln. Sei ihm, was dir dein Vater gewesen, damit er einst deinen Namen mit der gleichen

Digitized by Google

Verehrung nennt." Sie sank schluchzend an meine Brust. — „Martha, meine geliebte, teure Frau!"

„O lieber, lieber Mann! Lasse uns diese Stellung aufgeben, die uns nichts als Unglück gebracht hat, lasse uns irgendwo einfach und still zusammen leben. Wirf diesen Flitter von dir, der keinen inneren Wert hat; unser häusliches Glück ist mehr wert als aller äußere Glanz." — „Wovon sollten wir denn leben?" — „Irgend eine kleine Stelle genügt. Wir brauchen ja so wenig, laß uns diese Umgebungen fliehen, die —". — „Das ist nicht möglich! Mein großer Gehalt allein kann es mir ermöglichen," — fast hätte ich gesagt, meine Schulden zu bezahlen. Zum Glück faßte ich mich noch, es war nicht nötig, daß Martha auch das noch erfuhr. Sie wurde wieder traurig. „Und ich hoffte schon, dich wieder mehr zu sehen, dich, deine Kinder lieben zu lehren." — „Das wirst du, das wirst du!" rief ich aus. „Ich will mich losmachen von den Gesellschaften und mit dir und für die Kinder leben." Ich brachte den Abend zu Hause zu; sie war so glücklich, daß ich gerührt war; die Kinder sind reizend, besonders Lieschen wird sehr hübsch. Ich hätte nicht gedacht, daß die Kinder einen so beschäftigen und unterhalten könnten. —

Renbach hat die Equipage gekauft, durch dritte Hand — aber ich erfuhr es doch. Ich habe die Summe gleich wieder zurückbezahlt, ist doch immer ein Anfang. —

Der Großherzog ist ganz außer sich über Fersen; er ist der vierte Offizier, der wegen Schulden das Regiment verlassen hat, und der sechste, der, seit Mustard Kommandeur ist, abgegangen ist. Der Großherzog sprach sich gegen mich sehr aigriert über den Obersten aus und meinte, sich noch nie in einem Menschen derartig getäuscht zu haben. Die jungen Offiziere zum Spielen und Wetten zu verleiten, sei doch nicht die Aufgabe eines Obersten, aber Herr von Mustard scheine zu glauben, die Brauchbarkeit eines Offiziers dokumentiere sich mit liederlichem Leben und Schuldenmachen. Ich wollte mir nicht den Mund verbrennen, hätte aber wohl sagen mögen, daß der kleine Anstoß, der von Oben gegeben wird, in immer größeren Proportionen nach unten wirkt. Wie heißt es doch —? „Wer Wind säet, wird Sturm ernten." —

Der Großherzog ist so außer sich, daß er nichts von Geschäften wissen will und mit der Prinzeß verreisen wird, ohne Kavalier, nur mit einer Hofdame. Als ob er dadurch etwas besserte, daß er es ignoriert. Die Oberst hofmeisterin sagte ganz impertinent zu mir: „Königliche Hoheit wollten Sie Ihrem häuslichen Glücke nicht entreißen." — Das war eine Spitze, weil ich überall abgesagt habe; es ist monoton, alle Abende mit Martha allein, sie weiß von gar nichts zu reden wie von den Kindern; wenn ich denke, wie bei Mill die Witzfunken flogen. Ich werde Martha in das Theater führen. —

Nein, das halte ich nicht aus! Es ist un möglich! Alle Welt gaffte Martha an und der Oberhofmeisterin Glas war fortwährend auf uns gerichtet, und ich sah, wie sie mit ihrer Nichte lachte. Beim Herausgehen grüßte sie nur, sprach Martha gar nicht an und fragte mich, ob meine Frau krank gewesen, sie sähe ja recht — recht elend aus. Und sie hatte recht! Martha war wie eine Nähmamsell angezogen, ich schämte mich, ich kann nie mit ihr ausgehen. —

Ich habe schon so viel in die Kasse zurück bezahlt, daß ich jetzt einmal etwas für mich thun kann, ich kann ein solches Hundeleben nicht mehr ertragen. Ich muß einmal wieder freier aufatmen. —

Die Abwesenheit des Herzogs verlängert sich; ich soll Geld nachschicken. Der Herzog wird mir die von ihm unterschriebene Quittung schicken, damit ich es erheben kann. —

Goldstein brachte mir den Wisch, den ich ihm ausgestellt — versuchte zu prolongieren, wollte durchaus nicht. War so dringend und zugeknöpft, steckt sicher mit Meiberg unter einer Decke. —

Kaum war Goldstein fort, und ich konnte ihn nur durch eine Goldrolle aus der Kasse los werden, so kam die Quittung oder Wechsel vom Großherzoge an. Merkwürdig! Zwischen der letzten Zahl und dem nächsten Worte war eine Lücke geblieben, vielleicht hätte noch eine Null hingesollt. Wenn eine da stände und der Ueberschuß wäre mein, da wäre mir geholfen. —

Den ganzen Abend, während ich bei Martha und den Kindern saß, tanzte die Null vor meinen Augen herum, schrieb ich sie in Gedanken nieder. —

Was habe ich gethan? Wie war es möglich?

Digitized by Google

Ich hätte es nicht so gelassen, ich wollte es wieder ausradieren, es geschah fast, ohne daß ich es wußte, da kam Martha herein; ich warf das Papier in den Schreibtisch. Ich ging mit ihr spazieren, ich machte mit ihr Pläne, ich lachte, ich glaube, ich war heiter. „Heute bist du ganz der Alte," sagte Martha und sah so glücklich aus, wie seit lange nicht. Hätte ich nur allein sein können und nachdenken über — ich mußte aber immer sprechen. Die Sonne schien so hell, die Kinder sprangen so lustig herum, die Bekannten grüßten, sagten, ich sähe wohl aus; man lud uns ein — immer steht die unglückselige Zahl vor mir — was, was habe ich gethan! —

Ich mußte dem Großherzoge die bestimmte Summe schicken, und legte das Uebrige in die Kasse, die nun mehr enthält, als sie sollte. Wenn nicht revidiert würde, und das ist in all den Jahren nicht geschehen, so könnten wir ruhig weiter leben und hätten für einen Notfall noch den Ueberschuß. — Ich weiß nicht, warum Martha gerade jetzt so viel heraus will, in die helle Sonne, unter die Menschen, die über so viel Gleichgültiges, Kleinliches reden. —

Ich mag nicht ausgehen, ich kann nicht über Alltägliches plaudern, ich muß erst wissen, ob man nicht Verdacht schöpft, ob jemand etwas ahnt. Ich saß in der Kinderstube hinter den Gardinen; Lieschen lehrte der kleinen Anna das Vaterunser. „Unser täglich Brot gib uns heute," sagte sie. — „Das kriegen wir schon, warum soll ich denn noch darum bitten?" erwiderte die Kleine. — „Du mußt dabei denken, lehrte Lieschen altklug, „daß du den lieben Gott bittest, unserm Papa immer Geld genug zu Brot und Suppe für uns zu geben." „Hat denn Papa nicht immer Geld? Malchen sagte doch gestern zu Charles, daß sich alle Leute wunderten, daß Papa immer so viel Geld habe." — „Kleine Mädchen dürfen nie zuhören, wenn die Leute unter sich sprechen," sagte Lieschen verweisend — ich stürzte fort ins Freie. — Also sprechen die Leute darüber und wundern sich; haben sie nichts Besseres zu thun, als sich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen! Paßt alle Welt schon auf, was ich thue? „Unser täglich Brot," sagte Lieschen. Ich brauchte es ja nur dazu, nur zum täglichen Brot! ich kann doch meine Kinder nicht hungern lassen! Ein Bettler sprach mich an; ich gab ihm reichlich, er lachte. „Das langt zu manchem Brote," wozu hätte es denn bei mir gelangt? —

Wenn eine Thüre geöffnet wird, fahre ich zusammen und horche — aber es geht alles seinen gewöhnlichen Gang. Wenn ich mit den Leuten spreche, muß ich sie immer ansehen, ob sie auch plötzlich ein anderes Gesicht machen, ob ihnen etwas auffällt, ob sie sich vielleicht fragen, woher kommt das Geld? Ich kann Martha nicht ansehen, ich sitze stundenlang allein in meinem Zimmer und sehe immer die entsetzliche Null vor mir. Wenn ich es nicht gethan hätte — wenn ich arm, mit Martha und den Kindern irgendwo lebte — sie hätte mich doch lieb! Ach, ich mußte ja, es war meine einzige Rettung! Wenn ich schlafen möchte, steht die eine Zahl vor mir, im Traume verfolgt sie mich. Ich zeichne sie in Gedanken vor mich hin auf den Tisch, und erschrecke dann, ob es jemand gesehen hat, ob ich mich selbst verraten habe. —

Wenn es nun entdeckt würde? Was würde der Großherzog thun, was würde aus mir? Was könnte geschehen, was sollte aus mir werden, was könnte ich anfangen? Wie würde man es nennen? —

Es ist alles wie vorher. Die Menschen sprechen mit mir wie sonst; der Großherzog hat geschrieben, ganz wie früher. Ich fange an, ruhiger zu werden, ich habe mich umsonst gesorgt und geängstigt. Martha versichert mich täglich, stündlich, wie glücklich sie jetzt sei, wie zufrieden in unserm Stillleben. Wir sitzen wieder zusammen wie früher, machen Sommerpläne, mit den Kindern auf das Land zu gehen. Geht alles gut, was ich jetzt hoffe, so nehme ich den Abschied und lebe nur noch für Martha und die Kinder. —

Ich bin mit Martha zu Renbach gegangen, sie war ganz glücklich; es war niemand zu Haus. Es ist nichts entdeckt, ich glaube, es wird nie entdeckt werden, ich kann ruhig sein. —

Lieschen kam zu mir und bat: „Sei doch auch vergnügt, lieber Papa, wir sind alle so froh, weil du so gut mit uns bist. Nicht wahr, du hast dein Lieschen lieb?" Was würde sie denken, thun, wenn —. Ich nahm sie auf die Kniee. „Lieschen, hättest du Papa lieb, wenn ihn sonst niemand lieb hätte, ihn kein Mensch leiden möchte?" — „Dich haben alle Menschen lieb, weil du so gut bist, sagt

Digitized by Google

Mama," gab sie zur Antwort. „Sagt Mama das?" — Gewiß, und wir möchten dich auch lieb haben, wenn du uns einmal nicht lieb hättest." — O Martha, mein Weib! — „Wenn Papa aber etwas Unrechtes thäte?" — „Das kann mein Papa nicht thun." Dabei blieb das kleine vertrauensvolle Wesen. — Martha! Herz voll goldner Treue! Könnte ich dich je wieder kränken, dich je verkennen nach solcher Liebe! Was würde sie aber sagen, wenn sie alles wüßte? — Nein, sie braucht es nie zu erfahren, nie zu wissen. —

Martha strafte Lieschen, sagte mir aber nicht warum. Ich tröstete die Kleine, fragte, was sie gethan. „Ich habe Zucker genommen," schluchzte sie, „und Mama sagt, der liebe Gott sei nun böse und niemand, auch sie nicht, hätte mich lieb, ich hätte das Allerschlechteste gethan."

Ich bin den ganzen Tag herumgelaufen, der Regen schlug mir in das Gesicht, ich fühlte es kaum, ich hörte nur immer Lieschens Worte. Ich kann das Kind nicht wieder ansehen. —

Wie thöricht von mir, so schreckhaft zu sein; niemand weiß ja davon, ich mache mich kindisch mit meiner Furcht vor Schatten und Gespenstern. Ich werde sogar bald den Ueberschuß herausnehmen können, ich fühle mich ziemlich sicher. —

Der Herzog kommt wieder zurück, mein Dienst geht wieder an. Martha ist betrübt, daß unsere „Glückswochen", wie sie sagt, wieder zu Ende sind. Neulich begegnete ich Meiberg mit Milly, ich drehte mich weg, Meiberg lachte höhnisch. Ich hätte ihn niederschlagen mögen: die beiden haben mich in mein Unglück gestürzt. Der Niederträchtige, der Betrüger! —

Er?! — Wie kann ich ihn so nennen! —

Verloren, verloren! Es ist alles vorbei!

Was wird aus mir Elendem werden? Nein, nein! Was wird aus Martha, aus meinen Kindern werden? In acht Tagen soll die Kasse revidiert werden. Warum geben sie mir acht Tage? Soll ich das fehlende Geld herbeischaffen oder fliehen? — Wie könnte ich die Summe aufbringen? Wen sollte ich darum angehen? Goldstein? Und wenn er es mir gäbe, was dann? Aber ich wäre für den Augenblick gerettet! Ich muß es versuchen. —

Er ist verreist, kommt erst in vierzehn Tagen zurück; dann ist es zu spät. Die Kinder sprangen lachend und jubelnd in mein Zimmer — so sprang auch ich in meines Vaters Zimmer. Mein Vater! Wenn Du das erlebt hättest! Deine letzten Worte waren: „Mache unserm Namen Ehre!" Und Martha! — Ich muß versuchen, auf irgend eine Weise das Geld zu schaffen. Ich will es mit Renbach versuchen. —

Alles umsonst! Renbach lachte, als ich ihm die Summe nannte. „So viel kann ich gar nicht entbehren im Geschäfte," sagte er. — „Meine Existenz steht auf dem Spiele," rief ich verzweiflungsvoll. — „Wenn du gespielt hast und nun deshalb abgehen müßtest, würde ich es für ein Unrecht halten, dir noch einmal weiter zu helfen," versetzte er kalt, „Spielschulden bezahlen ist eine Danaidenarbeit. Gehe ab und lerne, so spät es auch ist, für dein Brot arbeiten, das ist deine einzige Rettung." Er machte mir keine Vorwürfe, er begriff nur nicht, wie wichtig das Geld für mich war. Wäre es nur eine Spielschuld gewesen, nie hätte ich mich so erniedrigt, Haus bei Haus um Geld zu betteln. Was kann ich noch thun, was bleibt mir noch zu hoffen? —

Ich bin noch einmal zu Renbach gegangen. Ich bat, ich beschwor ihn, mir zu helfen. Er wurde immer kälter — „weiß deine Frau darum?" fragte er — „nein, nein, Martha kann ich nichts sagen, sie soll keine Sorge haben." — „Würde dich die Summe wirklich von allen Verpflichtungen befreien?" — „Ja, ich wäre dann gerettet." Ich glaubte schon wieder an eine glückliche Zukunft und dankte ihm schon im Herzen. „Dann will ich mit meinem Associé beraten, ob es möglich ist, so viel —". — „Unmöglich! Du darfst niemand hineinziehen, es wäre so gut wie eine Entdeckung." — „Entdeckung?" — Ich hatte mich verraten. Er wollte nichts mehr hören. „Unglückliche Frau," murmelte er, und die Augen standen ihm voll Thränen. — „Um Marthas willen hilf mir," bat ich. — „Nenne ihren Namen nicht!" rief er, „sie wäre mein Weib, wärest du damals nicht dazwischen getreten, ehe ich gesprochen. Ihretwegen allein habe ich mir deine Anmaßung, deinen Hochmut gefallen lassen." — „Sie wird die Schande nicht ertragen!" — „Schande? Elender!" — So nannte er mich, und ich bin es, ich bin es! — Endlich versprach er, wenn ich alles sage, zu sehen, was sich machen ließe, nicht für mich, für den

Digitized by Google

einstigen Freund, für Martha, für die Frau, die dem Schlage unterliegen würde. Ich konnte nicht mein eigner Ankläger sein, ich weiß ja kaum, wie alles gekommen ist; nach und nach, durch Fragen, erriet er, um was es sich handelte. „Gott sei Dank, daß dein Vater nicht mehr lebt," waren seine ersten Worte. — „Wenn du mir nicht helfen kannst, muß ich mich erschießen!" — „Mensch," rief er, „wagst du, vor das Angesicht dessen zu treten, dem du für dein vergeudetes Leben verantwortlich bist, der dir Seelen anvertraute, um über ihnen zu wachen und sie zur Ewigkeit vorzubereiten? Wie hast du für jene gesorgt? Dem Elend und der Entbehrung gibst du jene Kinder preis, jene Frau — doch Vorwürfe nützen jetzt nichts mehr, du glaubst ja auch nicht an einen ewigen und zürnenden Gott, der von dir Rechenschaft fordern wird." Er brach ab und trat an das Fenster. Ich wagte mich nicht zu rühren, es flimmerte mir vor den Augen und brauste mir in den Ohren. Wenn ich jetzt hätte sterben können! „Dem Elend, der Entbehrung gibst du jene Kinder, jene Frau preis," tönte es immer wieder um mich her. Und ich liebte Frau und Kinder — jetzt mehr denn je. — „Ich kann eine solche Summe nicht aufbringen; ich kann dir nicht helfen," sagte Renbach endlich. Ich stand auf, ich wollte fort, seinen vorwurfsvollen Blicken, seinen zürnenden Worten entfliehen, fort, nur fort! Er konnte meine Versuchungen nicht verstehen, aber draußen lockte mir vielleicht Vergessen, was sollte ich noch bei ihm? Aber er glaubte, ich wolle mich töten, und hielt mich zurück, ja er schloß die Thüre, um mich zum Bleiben zu zwingen. Aber ich wollte weg, weit weg, und rang mit ihm, bis ich auf einen Stuhl fiel und verzweiflungsvoll aufschrie um Mitleid. Dann sprach er mit mir, o hätte jemand vor Jahren so zu mir gesprochen, nie wäre es so weit mit mir gekommen. Stundenlang blieb ich bei ihm; die Lichter brannten tief herunter, oftmals schlug die Uhr auf dem Kamin, bis er mich endlich selbst bis vor meine Hausthüre brachte. Zu spät sehe ich ein, was er mir hätte sein können! —

Ich habe Martha wieder gesehen. Jetzt erst weiß ich, fühle ich, wie ich an ihr gesündigt — und jetzt erst fühle ich den Wert ihrer Liebe, wo ich ihr entsagen soll. Würden diese liebenden Augen mit Verachtung auf mich blicken? O jeder Blick, jedes Wort voll Liebe war mir ein gellender Vorwurf. Und morgen schon soll alles vorbei sein —! Morgen muß ich fort! — als ein Geächteter muß ich umherirren, mich verbergen und es noch als eine Gnade, eine Nachsicht hinnehmen. O die Strafe ist zu hart für meinen Leichtsinn! —

Nur Leichtsinn? Nein, ich weiß es besser. Die Strafe ist gerecht und die einzige Sühne, die ich für Martha habe. Sie soll mich nie wieder sehen. Renbach wird für Martha, für meine Kinder sorgen; ein Fremder tritt für mich ein und ich werde vergessen werden. —

Ob Martha alles, auch das Schlimmste erfahren wird? —

Renbach brachte mir Geld und Briefe nach New Orleans an Fersen, dem er dort eine Stelle verschafft hat. Er wird Martha so schonend als möglich vorbereiten, denn zu verschweigen sei es nicht — sie wird meinen Namen nie wieder mit Liebe nennen; aber sie war zuletzt wieder glücklich mit mir. —

Ich muß, ich will glauben, daß es einen Gott gibt, der sich Marthas und der Kinder annehmen wird — nichts für mich, für sie, für sie! —

Es ist vorüber! Der letzte Abend im Kreise der Meinen. Barmherziger Gott! Mit welchen Gefühlen werden diese Kinder einst an mich denken! Werden sie noch einen Funken Liebe für mich haben? — Was wird man von mir sagen, wenn endlich die Kunde meines Todes hierher dringt? Wie wird man meinen Namen aussprechen? Nein, man wird ihn scheuen, und nie wieder nennen. Unter fremdem Namen muß ich flüchten, vielleicht erfahren die Meinen nie, daß der elende Flüchtling ihren Lebensweg nicht mehr verdunkelt. —

Ich muß sie noch einmal sehen zum letztenmal! —

Alle schliefen, schliefen sorglos! Zum letztenmal küßte ich meine Kinder, fühlte ihren Atem auf meiner Wange, sah ihre unschuldigen süßen Gesichter. Martha war auf dem Sofa eingeschlafen, neben ihr die aufgeschlagene Bibel. Ich blickte hinein: „Denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." — Barmherziger, ewiger Gott! Ich glaube an dein Wort!

Martha, Martha, bete für den Verstoßenen, für den Heimatlosen!

Digitized by Google

Strandszenerie auf Rügen. Von Eugen Bracht.

Digitized by Google

Zur deutschen Kolonialfrage.

Die Zustände, wie sie sich in Deutschland gestalteten, gaben schon seit mehreren Jahren zu ernsten Erwägungen Anlaß. Der unverkennbare wirtschaftliche Notstand ist zur brennenden Frage geworden. Deutschland vermag in dem gegenwärtigen Zustande seiner Bodenkultur bei unzureichendem Absatzgebiet für seine mit bescheidenen Mitteln Vorzügliches leistenden Industrieen 45 Millionen Menschen nicht zu ernähren. In bezug auf Ackerbau kann Deutschland mit gesegneteren Ländern, wie Frankreich und England, nicht konkurrieren. Alles weist es vielmehr hin auf industrielle Thätigkeit. Dagegen darf man mit voller Ueberzeugung sagen, daß Gewerbe und Industrie in Deutschland einer dauernden Calamität vorzubeugen vermögen, wenn sie in die zu ihrem Gedeihen, zu ihrer Entfaltung erforderlichen Bedingungen versetzt werden. Ganz besonders ist die deutsche Industrie eines großen Aufschwunges fähig und am ersten im stande, den Nationalwohlstand anzubahnen. Dazu bedarf sie aber einer bedeutenden Ausdehnung ihres Absatzgebietes. Die Erschließung neuer Märkte für die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes muß daher vor allem die Aufmerksamkeit der Patrioten erregen. Im Ausland weiß man die deutschen Industrieprodukte wohl zu würdigen; es ist ein offenes Geheimnis, daß deutsches Fabrikat noch heute ins Ausland wandert, um von dort aus dem alles Fremde liebenden Deutschen als „Primaware" zurückverkauft zu werden. Die fernere Entwickelung der Industrie ist für Deutschland in Wahrheit eine Lebensfrage.. Kann man sich die notwendigen Rohmaterialien dauernd sichern und daneben ein genügendes Absatzgebiet für die fertigen Produkte schaffen, so werden die Hunderttausende, welche aus Mangel an lohnender Arbeit alljährlich die Heimat verlassen, dem Vaterlande erhalten bleiben, und die Landwirtschaft, welche jetzt so klägliche Resultate aufzuweisen hat, wird dann zur allgemeinen Wohlfahrt auch ihren Anteil beizusteuern vermögen.

Solche und ähnliche Gedanken waren es, von welchen ein rühmlichst bekannter deutscher Naturforscher, Hermann Freiherr von Maltzan, sich leiten ließ, als er vor einigen Monaten an alle deutsch gesinnten Männer einen Aufruf zur Gründung eines „Deutschen Kolonialvereins" ergehen ließ. Durch längeren Aufenthalt in fernen Landen, namentlich an den Westküsten Afrikas, hatte er die gedrückte Lage des deutschen Kaufmannes auf fremder Erde aus eignem Augenscheine kennen gelernt, und da ward ihm ein tiefes Verständnis für die schon von Dr. Hübbe-Schleiden empfohlene Ausbeutung der Tropenländer mit ihrem unerschöpflichen Reichtume, in erster Linie für die Kultivation des schwarzen Erdteiles. Allerdings hatte die Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes sich längst auch schon andern Denkern aufgedrängt, hauptsächlich aber bloß im Zusammenhange mit der großartigen deutschen Massenauswanderung. Sie meinten, daß wenn es gelänge, dieselbe von ihrem bisherigen Hauptwanderziele, den Vereinigten Staaten Amerikas, abzulenken und in einem besondern, unabhängigen, richtiger gesprochen, Deutschland zugehörigen Gebiete zu konzentrieren, der Auswanderer nicht mehr, wie jetzt, dem Vaterlande verloren gehen, sondern in Sprache und Sitte demselben erhalten, ja sogar als Abnehmer einheimischer Produkte nützlich werden könne. Von diesem Gesichtspunkte aus empfahl seinerzeit F. Fabri die Gründung oder den Erwerb deutscher Kolonieen als Heilspanacee für alle sozialen Schäden, und in der That haben sich auch mehrere Vereine gebildet, welche das gleiche Ziel anstrebten. Ihrer aller Wirken blieb indes bis zur Stunde erfolglos und muß es voraussichtlich trotz wohlgemeinter Anstrengungen auch für alle Zukunft bleiben, denn das Ziel, die deutsche Massenauswanderung für Deutschland zu erhalten, könnte naturgemäß nur in einer Ackerbaukolonie Verwirklichung finden — und eine solche setzt wiederum einen größeren

Digitized by Google

Kolonialbesitz in gemäßigten Himmelsstrichen voraus. Abgesehen nun davon, daß wir gegenwärtig kein Ländergebiet bezeichnen können, welches sich für deutsche Masseneinwanderung eignete — selbst das in letzterer Zeit warm gepriesene Südbrasilien ist dazu, wie Hugo Zöller in seinem jüngsten trefflichen Reisewerke darthut, bloß in beschränktem Maße geeignet — ist keines der ins Auge gefaßten Länder herrenlos, so daß es von Deutschland einfach in Besitz genommen werden könnte. Alle Spekulationen auf einen dereinstigen Anschluß jetzt fremder Gebiete infolge deutscher Masseneinwanderung sind in höchstem Grade problematisch, und da zu allem Ueberflusse niemand ein Mittel anzugeben weiß, wie der Auswandererstrom von den Vereinigten Staaten nach einem anderen Gebiete abgelenkt werden könne, so darf man wohl sagen, daß mit den bisherigen Bestrebungen einfach einer Utopie nachgejagt wurde. Für die Erwerbung größeren Kolonialbesitzes, wie ihn eine Ackerbaukolonie erfordert, ist der geeignete Zeitpunkt für immer verstrichen, aber noch ist es Zeit, Küstengebiete zu besetzen, um von dort aus Handelsbeziehungen mit den Hinterländern zu eröffnen.

Einkauf von Neujahrskarten in Berlin.

Indem Freiherr von Maltzan das wirklich Erreichbare allein und unverrückt im Auge behielt, hat er sicherlich das Richtige getroffen, und es konnte nicht schwer fallen für diese Idee die Zustimmung der angesehensten Männer aller Berufsklassen im deutschen Volke zu gewinnen. Ohne viel Aufhebens, gewissermaßen in aller Stille wurden die erforderlichen Vorbereitungen und Verhandlungen getroffen und gepflogen, und als endlich für den 6. Dezember 1882 eine konstituierende Versammlung nach Frankfurt a. M. einberufen wurde, da zeigte es sich, daß der Gedanke in Wahrheit gezündet, denn der dortige Saalbau vereinigte eine Gesellschaft von nahezu zweihundert Teilnehmern, welche aus allen Gauen des deutschen Reiches herbeigeeilt waren und unter welchen die glänzendsten Namen aus dem Gebiete der Wissenschaft, des politischen, industriellen und merkantilen Lebens leuchteten. So konstituierte sich denn an jenem Tage der „Deutsche Kolonialverein", den man wohl als einen Markstein in der Geschichte der bisherigen kolonialen Bestrebungen freudig begrüßen darf. Sein Zweck soll nicht die Gründung von Kolonieen oder Faktoreien aus Vereinsmitteln sein, wohl aber die moralische Förderung solcher Gründungen, welche an sich der Privatinitiative überlassen bleiben.

Der Verein stellt sich zunächst zur Aufgabe das Verständnis der Notwendigkeit, die nationale Arbeit dem Gebiete der Kolonisation zuzuwenden, in immer weitere Kreise zu tragen; für die darauf gerichteten in Deutschland bisher getrennt auftretenden Bestrebungen einen Mittelpunkt zu bilden und eine praktische Lösung der Kolonialfrage anzubahnen. Dies das Programm, welches der Kolonialverein mit nahezu Einstimmigkeit auf den Schild erhob, und als mit der Wahl des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg zum Präsidenten und eines Vorstandes von vierundzwanzig hervorragenden Männern die Sitzung schloß, nahm wohl jeder der Teilnehmer die freudige Empfindung mit, daß er Zeuge einer für die Zukunft bedeutungsvollen und hoffentlich segensreichen That gewesen sei.

Fr. von Hellwald.

Digitized by Google

Trachten der Zeit.

Winter-Kostüme.

Von Ida Barber.

Die Winterkostüme waren bereits, als die Bäume noch in vollstem Blätterschmuck prangten, zur Schau gestellt, heut, wo Schnee und Reif die dürren Aeste decken, zeigt es sich jedoch, daß unsere jetzt geltenden Trachten ganz anderer Art sind, als jene anfangs in Aussicht genommenen. Die mit Samt durchwirkten Phantasiegewebe sind den schweren, wollreichen Tuchstoffen gewichen, statt der Passementerieen, Perlengehänge und Chenillefransen trägt man breite Pelzverbrämungen, statt der kurzen, anliegenden Jäckchen halbweite, lange Mäntel mit doppelten Aermeln, Pelzpellerinen, die bis über die Taille reichen; — auch die Hüte sind zweckentsprechend umgestaltet worden; Bindebänder und breite, den Hals fast ganz umschließende handbreite Garnituren sieht man von alt und jung tragen, 2—3 Meter lange dichte Schleier werden hinten kreuzweise geschlungen, nach vorn gebunden und gewähren für Gesicht, Hals und Kehlkopf einen trefflichen Schutz, die Muffs sind nicht mehr aus Samt und Plüsch mit Blumenverzierung, sondern innen und außen aus echtem rechtem Pelzwerk, zu ihnen passend breite Achselkragen mit einem sich dicht an den Hals anschließenden Stehkragen — alles echt winterlich und dem praktischen Bedürfnis entsprechend.

Weniger praktisch sind die jetzt für die kommende Ball- und Gesellschafts-Saison in Vorbereitung befindlichen großen Toiletten. Wiederum das alte Mißverhältnis zwischen Stofffülle und Stoffmangel. Den Oberkörper läßt man drei Viertel nackt, während man den Unterkörper mit einem Gebausch von Falbeln und Puffen, Schleppen und sich über dieselbe kreuzenden Drapées umgibt; etliche altdeutsche Trachten mit halbhoher Taille und weniger troussierten, schleppenden Röcken machen eine erfreuliche Ausnahme, man findet sie indes wenig kleidsam und scheint ihnen keine allgemeinere Beachtung schenken zu wollen. Gretchenkostüme sind für junge Mädchen recht beliebt; in hellblau oder chamois mit bordeaux sieht man sie zu Gesellschaftstoiletten, in dunklern Farben für Besuchs- und Straßen-Kleider.

Fig. 1. Robe aus rosa Seidenstoff. — Fig. 2. Robe mit Dreizacktaille

Die Ballroben werden zumeist aus seidenen ramagierten Gazestoffen, aus silberschillernden Krepp oder Tarlatans, aus bronziertem Tüll oder mit Seidestreifen durchwirkten Zephyrs gefertigt. Die hellseidenen Unterkleider sieht man wolkenartig drapiert, Taille und Rokokoschoß aus schweren, zumeist blumigen Stoffen, die die Taille begrenzende Berthe aus Blumen oder Perlen hergestellt. Aeltere Damen tragen reichen Federschmuck nicht nur im Haar, sondern auch als Garnitur der Taille, der Schleppe 2c. Breite weiße Straußfedern umgeben wie eine Rüsche den Saum der langen, faltenreichen Schleppe, das Vorderteil ist mit tuffartig gesetzten Marabouts gedeckt; aus Federn gefertigte Blumen garnieren die Taille statt des Brustbouketts und so reich und kostspielig eine derartige Garnitur ist, schließt sie die Beihilfe echter, unterhalb der Federn zu garnierender Spitzen keineswegs aus. Einfachere Gesellschaftstoiletten werden vielfach kurz und in soliderem Geschmack als im Vorjahre getragen. Fig. 1 stellt uns beispielsweise eine derartige aus rosa Seidenstoff ge-

Digitized by Google

fertigte Robe dar; die Taille ist viereckig ausgeschnitten mit shawlartig garniertem Spitzenchemisett und einer mit Spitzenberthe begrenzten Schnebbe; seitwärts Paniers von rosa Krepp de Chine, die hintenzu voll gesteckten Puffen arrangiert sind; vorn vier breite auf rosa Tüll mit rosa Atlasperlen gestickte Volants, welche durch das glatt auffallende mit hübschen Arabesken in Flachstickerei durchschlungene Vorderteil begrenzt werden. — Eleganter ist die in Fig. 2 abgebildete Robe; sie zeigt die jetzt sehr beliebte Dreizacktaille, ist am Rande der letzteren und auf dem Samtlatz reich mit Spitzen besetzt, vorn ein durch ein Seidendrapee geschlungener Spitzenshawl, der sich seitwärts zwischen der Trousssierung verliert. Der Rock ist unten wenig garniert, nur über dem Plissee eine in Muschelform gesetzte Spitzenrüsche.

Fig. 3 führt eine elegante, aus rehfarbenem Leder und Chaudronsamt gefertigte Besuchstoilette vor, die mit Lederspitzen und breiten Samtschleifen garniert ist. Die kurze, englische Taille ist nur aus Samt gearbeitet, der Rock aus vorn schräg gefaltetem Samt, einem breiten ganz mit Maschen gedeckten Seitenteil, an das sich die aus Leder arrangierte Trousssierung anreiht. Wer nicht in die Toilettengeheimnisse eingeweiht ist, sieht es diesem weichen, so graziös drapierten Stoffe in der That nicht an, daß er die Bezeichnung Leder führt. Das

Fig. 4. Robe mit Lederbordüren. — Fig. 3. Besuchstoilette.

jetzt zu Kleidern verwendete Leder unterscheidet sich aber auch wesentlich von dem im Vorjahre beliebten; es ist weich, überaus elastisch und anschmiegend. Eine ganz eigenartige Erscheinung im Gebiet der Mode sind die Lederspitzen; auf echten

Fig. 6. Pelzmantel aus Leder. — Fig. 5. Mantel von blauem Samt.

Tüllgrund werden aus Leder gefertigte Blumen appliziert, bald Rosen, Veilchen, Vergißmeinnichte, die in dem sonst spröden Stoff zu plastischer Darstellung gelangen.

Schwarze Samtkleider mit Lederspitzen sind modern und werden zu Konzerten, Theatervorstellungen wie Soireen viel getragen. Aus gepreßtem Leder fertigt man auch ganz reizende Bordüren, mit denen Mäntel, Kleider, Entrees ꝛc. garniert werden. Fig. 4 stellt beispielsweise eine aus braunem Samt gefertigte mit gepreßten Lederbordüren besetzte Robe dar, die ebenso elegant wie einfach erscheint. Knöpfe, Taillenverzierung, Passepoil, alles ist aus Leder gefertigt; die vorgenannten, dem Salon Breyer (Wien) entnommenen Toiletten zählen mit zu den modernsten der Saison; sie sind dem landläufigen Dutzendgeschmack ebenso fern wie jener raffinierten Effekthascherei, die im übertrieben Neuen stets das Schöne zu finden vermeint. Eine Dame, die sich mit Geschmack zu kleiden weiß, springt selten von einem Extrem ins andre; unmerklich gehen die Moden ineinander über und wenn man die Frau die beste nennt, von der man am wenigsten spricht, so möchte ich diejenige Tracht die formvollendetste nennen, die am wenigsten auffällt. Und doch soll es immer etwas anderes geben und doch ist man nicht befriedigt, wenn, wie beispielsweise in diesem Winter, die Formen der neuen Mäntel wenig von denen der vorjährigen abweichen. Ist das

Digitized by Google

nicht ein Widerſpruch zwiſchen dem geltenden Schönheitsideal und den Anforderungen, die wir an die Damenmode ſtellen. Auf der einen Seite heißt es: „Hübſch ſolid, einfach, maßvoll“, auf der anderen: „Nur recht apart, originell, noch nicht dageweſen!“ Unſere Kleiderkünſtlerinnen haben es wirklich nicht leicht, jederzeit das Rechte zu treffen. Noch ſchlimmer ſind vielleicht die Herren Pelzhändler und Mäntelkonfektioneurs daran. Wir wollen warme, mit Pelz gefütterte Mäntel tragen, doch ſollen ſie anliegend ſein, die Büſte ſoll plaſtiſch hervortreten, wir möchten durchaus nichts an unſrer ſelbſtverſtändlich oft bewunderten eleganten Haltung einbüßen. Fig. 5 iſt beiſpielsweiſe eine der ſchönſten Mantelformen, die ich in dieſer Saiſon zu ſehen Gelegenheit hatte; ſie ſcheint alle an einen figurbildenden, langen, warmen Mantel zu ſtellenden Anforderungen zu erfüllen. Das Modell (aus dem Hauſe Katzmeyer, Wien) iſt aus dunkelblauem Samt in anliegender Radform gefertigt, mit Pelz gefüttert, die langen, bis zum Rande reichenden Aermel haben einen nach unten breiter werdenden Chinchillabeſatz, der gleicherzeit die Vordergarnitur des Mantels bildet und vorn durch Tierpatten ſtatt der Knöpfe zuſammengehalten iſt. Gleich ſchön iſt ein ebenfalls in genanntem Hauſe ausgeſtellter Pelzmantel aus dunklem Leder (Fig. 6), der mit paſſendem Castor doré verbrämt und mit gepreßten Lederbordüren dünn beſetzt iſt; die Form iſt ebenfalls anliegend, die Aermel halbweit mit Samteinſätzen, die von medaillenartig geſetzten Lederſchnüren umrandet ſind.

Fig. 7–9. Neue Hutformen.

Zu den beliebteſten Pelzſorten gehören bucharischer Aſtrachan, ruoyniſche und Kamtſchatka-Seeotter, Chinchilla, Skunks, Sealſkin ꝛc. Hüte werden vielfach wie die Mäntel mit Pelz verbrämt, doch ſieht man auch ganz aus Hahnenfedern gefertigte Hüte (Fig. 7), aus Phantaſiefedern gefertigte Torques (Fig. 8) oder auch einfache mit einem Samtpuff umrandete Filzhüte, die wie Fig. 9 mit einem Kranz ſchmaler, aus gepreßtem Leder gefertigter Blätter umgeben ſind.

Digitized by Google

Am Ofen.

Von F. Luthmer.

Ein Loblied dem deutschen Ofen! Unser vielgeschmähtes Klima, in dem, nach dem Ausdruck jenes geistreichen Südländers, der Sommer nur dadurch kenntlich ist, daß es drei Monate im Jahre weniger stark schneit, hat doch das Gute gebracht, daß der Mensch sich das Innere seines Hauses so behaglich als möglich gestaltet, und daß er namentlich dem Wärmespender schon früh ein Gewand in künstlerisch verschönter Form gegönnt hat. Die Feuerstelle bildet ja den natürlichen Mittelpunkt des Hauses. Ja, Semper lehrt uns in ihr den Keim aller Monumentalbaukunst zu sehen: der urzeitliche Nomade Mesopotamiens ist gezwungen, sich für die Feuerstelle in der überfluteten Flußniederung einen Erdaufwurf zu schaffen: der Herd auf dem künstlichen Erdhügel ist der erste Monumentalbau, von dem der Mensch nur schrittweise zu den Göttertempeln auf Terrassenbauten vorzuschreiten brauchte. Auch im antik-römischen Hause ist der im Salon aufgestellte Focus, der Hausaltar, der zu feierlichen Gelöbnissen, Verlobungen, Vertragsabschlüssen angezündet wird, nichts als das Symbol des Herdes, der Feuerstelle des Hauses, an welcher auch das Gast- und Asylrecht geübt wird.

Aber die rechte Ausbildung des Ofens war doch den nordischen Völkern vorbehalten; in Deutschland und der Schweiz, in Skandinavien und Rußland haben wir die Heimat des Thonofens zu suchen. Nur er, mit seiner milden, nachhaltigen Wärme vermag uns das Behagen eines geheizten Zimmers empfinden zu lassen. Bei allen anderen Erwärmungsarten ist die Wohlthat mit irgend einer Dosis Unbehagen verknüpft. Der Italienerin hat von vornherein darauf verzichtet, einen geheizten Raum zu bewohnen. Das Scaldino, das Feuertöpfchen mit glimmenden Holzkohlen kann nur eine lokale Erwärmung erzielen. Nicht viel anders wirkt der Kamin, den wir deshalb auch nur in Ländern von mildem Klima finden, wie Frankreich und England; wo er bei uns eingeführt ist, pflegt er oft nur die Maske eines tüchtigen Thon- oder Eisenofens zu sein.

Wohl mag sich's bei dem knisternden Flackerfeuer der Holzscheite prächtig plaudern, — die Geschichten, die uns Souvestre „Au coin du feu“ erzählt, sind behaglich genug — aber im Grunde wird der Mensch am Kamin doch ähnlich behandelt wie ein Braten am Spieß, mit dem einzigen Unterschied, daß er seiner eignen Intelligenz überlassen bleibt, wann er sich an einer Stelle für genug geröstet erachtet, um sich umzudrehen. Die Zentralheizungen endlich — ihre Zahl ist bekanntlich Legion — haben etwas Brutales, Unausweichliches, das sie zu schlimmen und unbehaglichen Zimmergenossen macht. Möge die Technik, die ja in ihnen ihre Lieblingskinder sieht, sie dieses Charakters entkleiden; erst dann werden sie für Räume, in denen das Behagen wohnen soll, brauchbar sein. Vorläufig möchten wir sie in öffentliche Lokale, Kasernen, allenfalls in die Vestibüle und Treppenhäuser unserer Wohnungen verweisen.

Der eiserne Ofen ist das Sinnbild unserer nomadischen Wohnungsverhältnisse, zumal wenn er konsequenterweise, wie es am Niederrhein geschieht, zum mobilen Hausstand gerechnet und aus einem Miethaus ins andere mitgenommen wird. Ein Feuerherd, der seine Stelle wechselt! man sollte den Begriff einem alten Griechen oder Römer, der in unser modernes Leben versetzt würde, einmal klar zu machen suchen!

Solcher respektlosen Behandlung sieht sich der Kachelofen nicht ausgesetzt. Er war im Hause, ehe all das mobile Gesindel, die Tische, Schränke, Sofas und Pianinos da

und er wird seine Ecke mit monumentaler Ruhe
en, wenn geschäftige Hände den ganzen Kram ein-
austragen: ihn trägt man nicht fort. Und dieser
e Charakter hat ihm die Sympathie der Bewohner
; man liebt, ihn künstlerisch schön auszubilden;
schreibt ihn mit schönen Sinnsprüchen, von denen
den köstlichen Vers in Mönchslatein anführen wollen:

Beatus ille homo
Qui stat in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem.

n bildet im 16. Jahrhundert die ganze Umgebung
ns zu einem monumentalen Hochsitz aus, wovon
ndenhof" in Zürich noch eins der schönsten Bei-
spiel ist. Die Wände
mit Kacheln beklei-
demselben Material
er hinter dem Ofen
te Bank gebildet,
den Feuerzügen in
Berührung, einen
haglichen Sitz ge-
Wir geben in un-
ustration das Bild
erartigen Anord-
einem modernen
erselbe ist aus der
on Hausleiter und
in Frankfurt a. M.
angen, einem Ge-
s sich überhaupt
Wiedereinführung
Ofenformen ein
erdienst erworben
m selbstverständ-
rt der glasierte
den Dingen, die
odernste Rückkehr
issance sich nicht
läßt. So all-
r noch auf dem
onders in Ober-
n und der Schweiz
war, so war er
gen. anständigen
n Einrichtungen
egangen. Kaum,
noch in weißer
n einigermaßen ästhetisches Dasein gerettet hatte.
s können wir namentlich seit Schinkel in Berlin
n. Die Architekten der neugriechischen Schule
rugbar ein großes Verdienst um die Neugestal-
Berliner Ofens". Aber entsprechend der Schwär-

merei für die „marmorweiße" Architektur und Skulptur von Hellas — jenes Gedankenbild, das trotz allen Streites vor der gründlicheren Erforschung des Altertums nicht standhielt — mußten auch die Oefen so weiß wie irgend möglich sein. Man kann nicht leugnen, daß noch heute ein Berliner Ofen erster Sorte enorm weiß ist, und daß alles Technische in dieser Fabrikation hierbei einen gewaltigen Aufschwung erfuhr. Allein es kam vor etwa zehn Jahren eine Zeit, die mit den hellenischen Liebhabereien und mit den marmorweißen Oefen rasch aufräumte. Und jetzt werden in Berlin wie in Süddeutschland, in Dresden, Frankfurt und Hannover die grünglasierten Oefen gemacht, die wesentlich dazu beigetragen haben, in unseren Zimmern wieder das Element der Farbe heimisch zu machen. — Wer heute in einem behaglich eingerichteten Zimmer mit tiefgesättigter Wandfarbe, kräftiger Holzdecke, blitzendem Messinglüster und sonstigem farbigem Gerät sein Auge mit Wohlgefallen auf dem fröhlichen Grün seines Ofens ruhen läßt, begreift kaum, daß es eine Zeit gegeben hat, die solche Oefen als bäurisch und ordinär in den Bann gethan hatte. So rasch gewöhnt das Auge sich wieder an das ästhetisch Richtige, eigentlich Selbstverständliche. Und sehr reich ist die Palette unserer Töpfer geworden. Sie verstehen uns die Ofenkacheln in allen möglichen braunen, gelben und grünen Thönen zu färben. Eine bestimmte Sorte, die in der Schweiz ihre schönsten Vorbilder findet, wendet auf hellem Grunde blaue Malereien landschaftlichen und figürlichen Inhalts an. Diese alten Schweizer Originale stellen oft eine ganze Weltchronik oder die biblische Geschichte des ganzen alten Testaments dar, wobei die bildlichen Szenen zu Nutz von alt und jung durch schöne Verse erläutert zu sein pflegen. Auch unsere eigentlich deutschen, aus grünen oder braunen, in Relief behandelten Kacheln gebauten Oefen schließen sich meist alten noch erhaltenen Vorbildern an. Ja, recht viele werden noch direkt aus den alten Modeln geformt. In der Nürnberger

Digitized by Google

Ausstellung des vorigen Jahres rühmte sich im Katalog ein Töpfer aus Rothenburg, daß er für die von ihm ausgestellten (übrigens sehr schönen) Oefen, Formen verwendete, die seit 300 Jahren in seiner Familie vererbt wären. Aehnlich wurde vor etwa 5 Jahren in Lübeck beim Abbruch eines, früher einem Töpfer gehörigen Hauses ein ganzes Kellergewölbe mit wohlerhaltenen Kachelformen ausgefüllt gefunden, die dem 16. und 17. Jahrhundert angehörten. Selbstverständlich können wir meist unseren Oefen nicht mehr die Fülle von Raum zugestehen, die sie früher einnahmen, und wovon wir noch in oberbayrischen und schweizerischen Bauernstuben monströse Beispiele sehen; auch in anderen Dingen muß sich die Form unseren modernen Anschauungen und Bedürfnissen anbequemen. So ist mit Recht neuerdings eine Form besonders beliebt geworden, die dem Ofen den Vorzug des französischen Kaminsimses verschafft. Bekanntlich ist letzteres das Putzstück selbst in bescheideneren französischen Wohnungen; und einer unserer Aesthetiker hat recht überzeugend nachgewiesen, daß in dem Bedürfnis, dies Kamingesims mit hübschen Kleinigkeiten, sogen. Nippessachen zu schmücken, eine stete Anregung zur praktischen Unterstützung des Kunstgewerbes liege. Nun, das etwa in Brusthöhe angeordnete breite Bankgesims unserer modernen „Renaissance-Oefen" bietet auch Gelegenheit zum Aufstellen von Vasen und Gläsern, kleinen Bronzen und Uhren. Hoffen wir, daß auch bei uns dieser Schmuck des Zimmers dazu führe, daß unser Kunstgewerbe auch im Bürgerhause heimisch werde: es hat es recht nötig! —

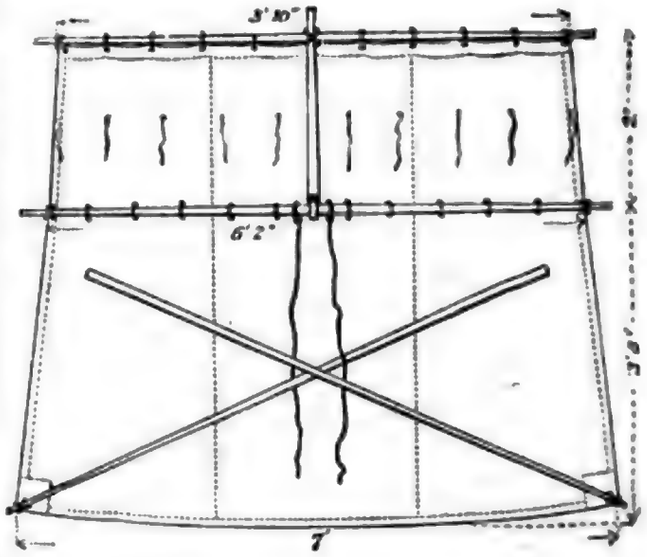
Sport-Freuden.

Von H. Vogt.

Schlittschuhlaufen.

Hurra! heute hält das Eis! Diese aufregende und beglückende Mitteilung, von deren Richtigkeit ein besonders eifriger und wagehalsiger Schlittschuhläufer auf dem Schulwege aus eigner Anschauung sich überzeugt hat, durcheilt mit größter Geschwindigkeit alle Klassen des Gymnasiums. Auch der eifrigste Tertianer scheint bei solcher Kunde nicht im stande, den sprachlichen Schwierigkeiten, die Cäsar in seinem De bello gallico lediglich zur Qual germanischer Schüler niedergelegt zu haben scheint, mit dem gewöhnlichen Eifer zu folgen, und Quarta gar will heute nicht die einfachsten Beweisformeln in bezug auf die Kongruenz der Dreiecke oder ähnliche subtile Spitzfindigkeiten in sich aufnehmen. Endlich ertönt die langersehnte Glocke des Portiers, welche Lehrern und Schülern das Zeichen der abgelaufenen Zeit gibt, gerade in dem Augenblick, als der Ordinarius mit seinem „Quod erat demonstrandum" der ganz unaufmerksamen Schar endlich die Wahrheit des pythagoreischen Lehrsatzes klar gemacht zu haben glaubt. Leider werden die fürsorglichen Lehrer kaum umhin können, das heute Gelehrte später nochmals gründlich zu wiederholen, denn mit den Gedanken war die Mehrzahl ihrer Pflegebefohlenen schon lange in Gottes freier Natur und jubelnd eilen sie alle jetzt den festgefrorenen Eisflächen des Flüßchens zu.

Das unangenehme, nasse und veränderliche Wetter der letzten Wochen ist seit drei Tagen einem gleichmäßigen scharfen Frost gewichen, der in der letzten Nacht endlich auch den Fluß mit einer haltbaren Eisdecke überzogen hat. Eine klare Wintersonne spiegelt sich auf der glatten Fläche wieder, welche sorgsam von der verhüllenden Schneedecke gereinigt ist und auf welcher sich jetzt in buntem, lebhaften Treiben eine zahlreiche Gesellschaft ergötzt. Wohl verwahrt mit Ohrenklappen und Pelzhandschuhen gegen die grimme Kälte, begnügen sich die jüngeren Kinder beiderlei Geschlechts damit, auf gelegentlich gefundenen kleinen Eisflächen Kraft und Geschicklichkeit im Gleiten oder Schlittern zu üben, und während die größeren an der Lehne eines Stuhlschlittens oder dem unterstützenden Arme des Vaters oder eines geübteren Kameraden die ersten Versuche im Schlittschuhlaufen wagen, indem sie zunächst auf einem Fuße den neuen Schlittschuh befestigen, welcher als begehrtestes Geschenk den dies-

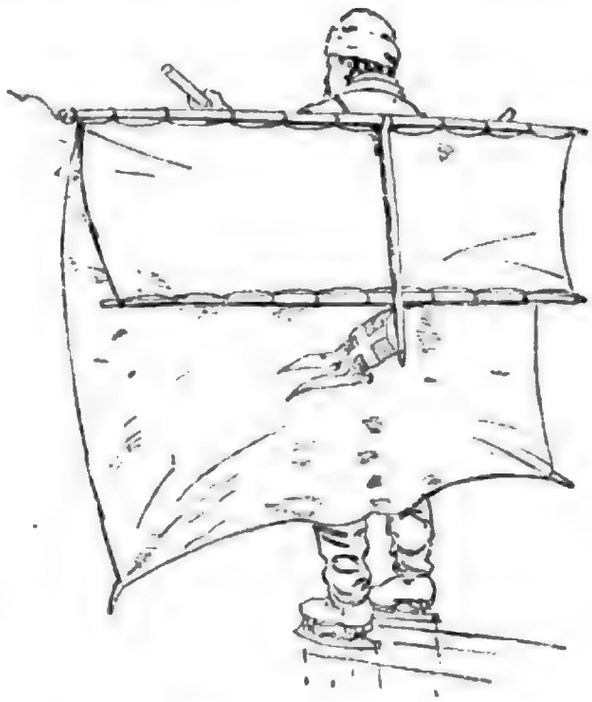


jährigen Weihnachtstisch geschmückt hat, wogt die Zahl der geschickteren Läufer mit den Herren und Damen, welche gleichfalls durch die herrliche Wintersonne heraus aufs Eis gelockt sind, im lebendigen, anregenden Durcheinander über der weiten Eisfläche auf und nieder.

Fast scheint es, als wenn die gesunde Bewegung des Schlittschuhlaufens in neuerer Zeit mehr und mehr Aufnahme finden wollte, wenigstens erreichte vor dreißig Jahren, als ich selbst zagenden Fußes zuerst die glatte Bahn betrat, weder die Zahl der Kinder, noch die der Erwachsenen, welche sich dieser herrlichen Körperübung ergaben, eine solche Höhe, wie dies heute allgemein der Fall, und namentlich erregte eine schlittschuhlaufende Dame in damaliger Zeit stets großes Aufsehen. Jetzt sieht man, namentlich in den größeren deutschen Städten, nach den Schulstunden regelmäßig Knaben wie Mädchen in stets sich mehrender Zahl und lärmender Geschäftigkeit den Eisplätzen zueilen, um möglichst früh den

Digitized by Google

Grund zu späterer Geschicklichkeit zu legen. Damit ist der rechte Weg eingeschlagen, denn wenn es unbestritten ist, daß das Schlittschuhlaufen nicht allein den Körper im allgemeinen in wohlthuender Bewegung und Anspannung erhält, sondern auch auf Nerven und Geist eine erfrischende, wohlthuende Wirkung ausübt, so sollte man die Uebung zu solcher Fertigkeit beginnen, wenn der in der ersten Zeit unausbleibliche und sich öfter wiederholende Fall nicht hoch, der jugendliche Körper noch elastisch und weniger empfindlich gegen Schmerz ist und die Eitelkeit in bezug auf die mit einem Falle verbundene mehr oder weniger lächerliche Situation noch nicht so leicht verletzt wird.



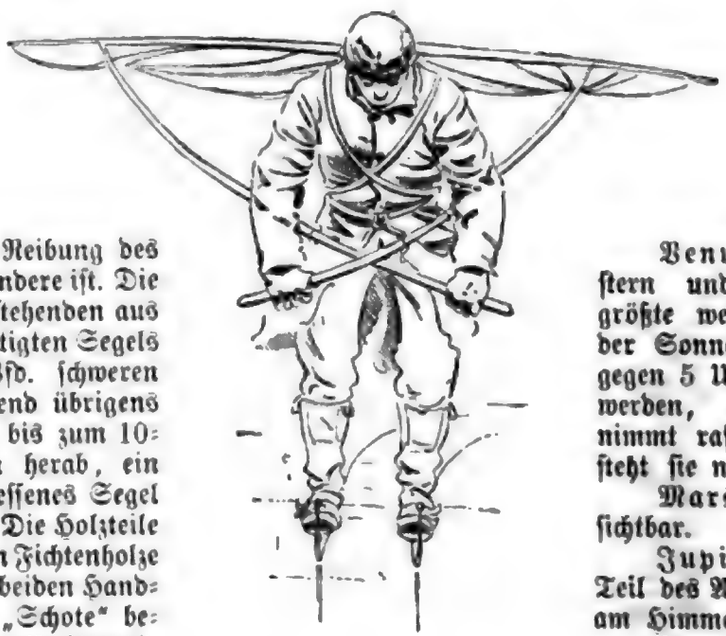
Das ganze Geheimnis der anscheinend so schwierigen Kunst beruht in der Erhaltung des Gleichgewichts, und deshalb sollte es als erste Regel bei der Erlernung des Schlittschuhlaufens stets festgehalten werden, den Oberkörper immer genügend vornüber zu legen. Nur zu rasch gleiten die mit den Stahlschienen bewehrten Füße auf dem spiegelglatten Eise nach vorn davon und führen zu schmerzhaftem und nicht ungefährlichem Falle auf Rücken und Hinterkopf. Gewinnt der Schenkel aber erst die nötige Festigkeit und bemüht sich der Schüler nur fort und fort, die Füße recht auswärts zu drehen und in stets weiter ausgreifenden Strichen immer nur einen Fuß auf dem Eise zu halten, den anderen aber zu heben und erst zu erneutem Strich aufzusetzen, wenn das Vorwärtsgleiten des ersten sein Ende findet, so wird mit der nötigen Thatkraft die empirische Geschicklichkeit, auf welche es ankommt und die durch keine Theorie zu ersetzen ist, um so eher erreicht, je weniger Furcht der angehende Schlittschuhläufer vor einigen unausbleiblichen blauen Flecken zeigt. Ein guter Reiter muß hundertmal vom Pferde gefallen sein, lautet die alte Regel des Kavalleristen, und ähnlich ergeht es dem „Skater“, der nur darauf acht haben soll, möglichst stets nach vorn zu fallen.

Wie in andern Ländern hat sich auch in Deutschland ein besonderer Eissport ausgebildet. Nach den Klängen der Musik vereinigen sich geschickte Läufer und Läuferinnen zur Ausführung der graziösen Verschlingungen einer Quadrille auf der glatten Bahn, nach bestimmten Regeln werden künstliche, genau vorgeschriebene Figuren gelaufen, während Schnelligkeit und Ausdauer der leidenschaftlichen Sportsmen im Rennen, selbst über Hindernisse, erprobt werden.

Klimatische, wie manche andere Verhältnisse eines in hohem Grade entwickelten Wassersystems oder weiter unbebauter Landstrecken haben in manchen Gegenden folgerecht zu einer ausgedehnten Benutzung von Schlittschuh, Schneeschuh und Schlitten für die praktischen Zwecke des täglichen Lebens geführt. So vollzieht sich beispielsweise der geschäftige Markt-

verkehr bei unsern holländischen Nachbarn zum größten Teile auf den festgefrorenen spiegelglatten Kanälen und auch in Kanada ist der Winter mit seinem Schnee und Eis die Hauptjahreszeit für Handel und Verkehr, von andern nordischen Ländern ganz zu schweigen.

Vermag ein geübter Schlittschuhläufer auf harter und glatter Bahn ohne übermäßige Anstrengung schon große Strecken in verhältnismäßig bedeutender Schnelligkeit zurückzulegen, so hat der menschliche Erfindungsgeist doch verstanden, zu Erhöhung der Leistungsfähigkeit auch noch den Wind sich dienstbar zu machen. In Kanada wird von den Schlittschuhläufern häufig ein Segel benutzt, welches in seiner Konstruktion aber den Nachteil mit sich führt, daß es nicht von einem einzelnen Manne regiert werden kann. Viel praktischer erscheint deshalb das Segel, welches bei den Bewohnern der dänischen Inseln, namentlich auf Amager, in Gebrauch ist. Mit Form und Benutzungsweise dieses letzteren macht uns der Zeichner in den nebenstehenden Skizzen in umfassender Weise bekannt. Wie jedes Schiff nur ein bestimmtes Maximum an Segeln zu tragen vermag, so muß auch die Größe dieses Segels im Verhältnis zu dem Körpergewichte des Schlittschuhläufers stehen, welcher es benutzt, und dies um so mehr, als ein Teil der Körperschwere durch die Anstrengungen, auf dem Eise die Balance zu erhalten, verloren geht. Hieraus ergibt sich aber anderseits der Vorteil des Segels auf unebenem und brüchigem Eise, wo es die Schnelligkeit in gleichem Maße fördert, wie die Reibung des Stahlschuhs eine bedeutendere ist. Die Dimensionen des nebenstehenden aus gutem Segelleinen gefertigten Segels sind für einen 140 Pfd. schweren Mann berechnet, während übrigens jeder Schlittschuhläufer, bis zum 10- oder 12jährigen Knaben herab, ein seinem Gewichte angemessenes Segel zu führen im stande ist. Die Holzteile sind aus gutem elastischen Fichtenholze oder Bambusstäben, die beiden Handhaben, als „Halse“ und „Schote“ benutzt, ermöglichen dem „sail-skater“, dem Schlittschuhsegler die Stellung des Segels und setzen ihn in den Stand, jede Bewegung „vor dem Winde“, „mit dem Winde“, oder „gegen den Wind“ auszuführen. Zusammengeklappt ist das Segel kaum größer und schwerer als ein gewöhnlicher großer Regenschirm, einmal am Körper durch die beiden Riemen kreuzweise befestigt, kann es zusammengerafft getragen oder benutzt werden, während man ebensogut das Tagsegel nach rückwärts niederlegen kann, um es durch eine einzige vorbeugende Körperbewegung wieder aufzurichten.



Zwar mag es auch hier heißen: Aller Anfang ist schwer. Sturz und Fall kommen gewiß häufig genug vor, sollen jedoch fast immer nach vorn „auf das Gesicht“ erfolgen und durch die rasch treibende Kraft des Windes abgeschwächt werden, so daß selten oder nie der ominöse „Stern“ auf dem Eise sichtbar wird. Ist der Schlittschuhsegler aber erst einigermaßen geübt, so gewinnt er das Gefühl der Sicherheit und des Fußfassens auf der glatten Fläche zurück, während er an Schnelligkeit im Durchschneiden der Luft mit dem Flug des Vogels zu wetteifern meint. Das Vergnügen dieser Schlittschuhläufer mit Segel ist so groß, daß es wohl auch bei uns der Mühe lohnte, da, wo sich günstige äußere Vorbedingungen bieten, den neuen, originellen Sport einzuführen.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar.

Stellung und Lauf der Planeten.

Merkur ist im Februar anfangs rückläufig, dann wieder rechtläufig, kann aber wegen seiner Nähe bei der Sonne nicht gesehen werden.

Venus ist noch Morgenstern und erreicht am 15. ihre größte westliche Entfernung von der Sonne. Sie kann morgens gegen 5 Uhr noch wahrgenommen werden, aber ihre Sichtbarkeit nimmt rasch ab. Am 4. Februar steht sie nahe bei der Mondsichel.

Mars bleibt noch immer unsichtbar.

Jupiter bleibt den größten Teil des Abends hindurch glänzend am Himmel.

Saturn. Auch dieser Planet ist noch bequem sichtbar, denn er geht erst in den Morgenstunden unter. Am 14. Februar kommt er dem Monde nahe.

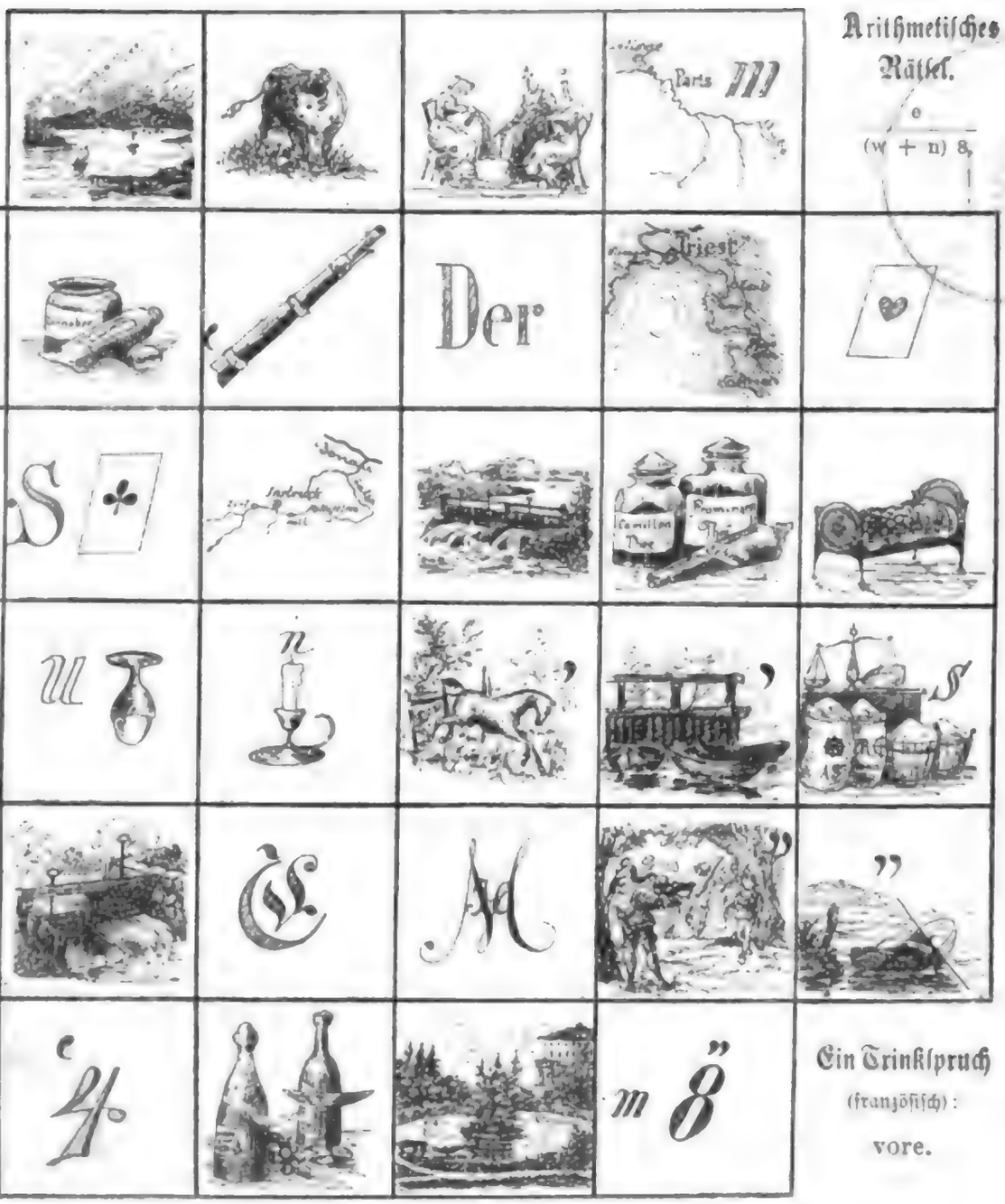
Digitized by Google

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rösselsprung-Rebus.

Palindrom.

Die Frauen mich begehren,
Mich rückwärts zu vermehren.



Arithmetisches Rätsel.

$$\frac{e}{(w+n)\,8}$$

Rätsel.

Gekannt — ein Versprechen,
Verkannt — ein Verbrechen.

Ein Trinkspruch (französisch):

vore.

Charaden.

I.

Er tanzt auf einem Beine — Im allerschönsten Kreis, — Wird dabei niemals müde — Und kommt auch nicht in Schweiß. — Sein Körper ist von Eisen, — Am Kopf die Beine steh'n; — Nimmst du ihn bei dem Kragen, — Dann muß er sich auch dreh'n.

II.

Durch mein Zweites gestärkt erglänzen die Fluren im Ersten, — Oft bin ich rühmlich geschch'n — aber mein Ruf ist getrübt!

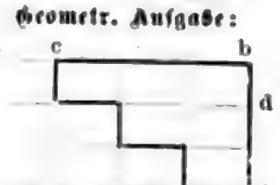
Rätsel.

Es ist des Menschen allerbeste Gabe, — Die ihm der güt'ge Schöpfer einst verlieh, — Es ist des ärmsten Mannes Gut und Habe — Und oft entbehrt sogar der Reichste sie. — Der minder ernste eines Bruderpaares, — Nach dem der ernst're Bruder oft genannt, — Ein Zauberer, der Falsches bald, bald Wahres — Verwengt in eins, der allerorts bekannt: — Kehrst du ihn um, so wird das Wort dir zeigen — Gar manches Menschen schlimme Eigenschaft, — Die nach dem Sprichwort einem Tier zu eigen, — Das unverdient geschmäht nur Nutzen schafft.

Auflösungen zu Heft 4, Seite 496.

Visitenkartenrätsel: Eichlaub in Ehr . . Heinrich Laube. — Tod ist der Bech'r Feind . . Friedrich Bodenstedt. — Die Harf' fragt in Lied'rn . . Ferdinand Freiligrath. — In uns kreist Reu' . . Justinus Kerner. — Im Lied war Lohn . . Wilhelm Jordan. — O bete gern! . . Egon Ebert. — Moral bringt Ehre . . Robert Hamerling. — Sprach' in Lied heg' frei . . Friedrich Spielhagen. — Ach Tod, lasse ab von mir! . . Adalbert von Chamisso. — Hör' Todesklor'ne . . Theodor Körner. — Lach, ruh, red — oha bet! . . Berthold Auerbach. — Bau edl' an der Freud' . . Eduard Bauernfeld. — Fürchte Lebensernst . . Ernst Feuchtersleben. — Ich ahn' mir Todesfrist . . Friedrich Matthisson. — **Silbenrätsel:** Bismarck — Preußen: Bärlapp, Italiener, Susanne, Moldau, Aß, Romulus, Corneille, Kean. — **Vexierrätsel:** Mille soucis traversent la vie. — **Rechenaufgabe:** 45,760 Arten. — **Zahlenrätsel:** Gestehen. — **Uebersetzungsrätsel:** Wassersuppe, Backhühndel, Gänsebraten, Selleriesalat, Erdbeerbowle. — **Charade:** Kronprinz. — **Rebus:** Zu überzeugen fällt keinem Ueberzeugten schwer. — **Rätsel:** Euer — Reue.

Geometr. Aufgabe:



$ab : bc = 16 : 9$;

$\sqrt{ab} = \sqrt{16} = 4$

$bd = \sqrt{bc} = \sqrt{9} = 3$

Büchertisch.

Römisch und Romanisch. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte, von Franz Eyßenhardt. Berlin, Vorträger, 1882.

Wer heutzutage als philologischer Schriftsteller auf einen größeren Leserkreis Anspruch erhebt, hat vor allem darauf zu achten, daß er sich des Zusammenhangs seiner Wissenschaft mit der gesamten Kulturentwickelung der Menschheit bewußt bleibe. Der Verfasser obigen Buches gehört in erster Linie zu dieser sozusagen modernen Gattung von Sprachforschern. Er versteht in hohem Grade die Kunst, interessante Fragen aufzuwerfen und neue Probleme zu stellen; heben wir hier nur einiges hervor. Daß die romanischen Sprachen Töchter der großen römischen Mutter sind, weiß alle Welt; aber wann der Prozeß der Umwandlung begonnen und wie er sich im einzelnen vollzogen, ist noch lange nicht aufgeklärt und wird immer bis zu einem gewissen Grade vielfachen Vermutungen Raum geben. Der Verfasser sucht, im Unterschiede von seinen Vorgängern, „eine Erklärung für dieses Verhältnis weniger in den Entwickelungsstufen des Ueberganges als in der Blütezeit der alten Litteratur selber und wünscht den Faden — — nicht an einem Punkte abzureißen, sondern in seiner Kontinuität festzuhalten." Er beginnt also seine Beweisführung schon mit der vorklassischen Epoche und verfolgt sie durch die verschiedenen Perioden der römischen Litteratur. Das gibt ihm dann Gelegenheit zu höchst fesselnden Exkursen über die großen Dichter und Schriftsteller Roms, über die Litteratur der Inschriften, über Augustus, über die Baugeschichte der Hauptstadt, die Latinisierung Italiens, die Romanisierung der Poebene u. s. w. Ueberall begegnen wir auf Schritt und Tritt den Zeugnissen nicht nur einer umfassenden Belesenheit, sondern auch einer durchweg geistvollen Auffassung, welche uns stets den Durchblick auf den Hintergrund der Völkergeschichte offen hält und das Wort in seinen unendlichen Variationen als Ausdruck und Träger menschlicher Sitte und Bildung erscheinen läßt. In dieser Weise behandelt, wird die Sprachgeschichte zugleich zu einer Art von Kulturgeschichte, so daß es seine gute Berechtigung hat, wenn Herr E. sein Buch dem Verfasser mehrerer bedeutender Schriften dieses Gebietes, Viktor Hehn, gewidmet hat. Ja, man darf wohl hinzufügen, daß neben Hehns „Italien" das vorliegende Buch von E. sich dem in hesperische Lande pilgernden Altertumsfreunde als ein erwünschter, fast unentbehrlicher Reisebegleiter anbietet.

Schauen und Schaffen. Neue Gedichte von Albert Möser. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. 1881.

Wer noch daran zweifelt, daß wir in Albert Möser einen unsrer ersten Lyriker besitzen, der lese die vorliegende Gedichtsammlung, welche neben tiefempfundenen köstlichen Liedern schwungvolle Oden und Hymnen, reizend-liebliche Idyllen, formvollendete Sonnette und Balladen von echt historischem Gepräge enthält. Man hat Möser in vorwurfsvollem Tone einen pessimistischen Dichter genannt, weil er dem ernst des Lebens, dem klaffenden Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit und dem Schmerze über diesen Gegensatz in machtvoll ergreifenden Strophen Ausdruck gegeben hat. Wer ihm folgt auf seinen Gedankengängen, dem ist er jedoch ein die Dutzend-Minnesänger um mehr als Haupteslänge überragender Poet.

Die Stimmung ist die Hauptsache in der Lyrik, und diese hervorzuzaubern, versteht Möser mit meisterlicher Kunst. Er sieht mit wahrhaft dichterischen Augen, und was er in den Bereich seiner Gedanken bringt, das wird poetisch verklärt. Seine Oden und Hymnen sind nicht nur weihe- und kraftvolle, sondern auch gedankentiefe Gesänge. In den Idyllen ist das Glück der jungen ehelichen Liebe mit Goethescher Grazie und Anmut gepriesen, und die Balladen bieten Bilder aus der Geschichte voll Wahrheit, Leben und Kraft. — In sprachlicher und formeller Beziehung ist wohl kaum etwas zu tadeln; sowohl die mannigfaltiger gemeinten Lieder- und Balladestrophen als die freien Rhythmen und antiken Versmaße sind mit Platenscher Kunst behandelt. W. L.

Eduard Schelle †.

Der Verfasser des so anziehend geschriebenen Artikels über „Wiener Tanzmusik", Prof. Eduard Schelle, weilt leider nicht mehr unter den Lebenden. In der Mitte des November ist er geschieden und die Wiener Musikkritik hat nicht allein einen schweren Verlust in ihm erlitten, auch uns starb ein Freund und Mitarbeiter, der schon von dem ersten Tage des Inslebentretens der Zeitschrift — ebenso wie der neulich in Zürich zur Ruhe gebettete Kinkel — an unserer Seite stand. Unparteiisch, voll Wissen, begeisterungsvoll der edlen Musika ergeben, so lebt er fort in unserer Erinnerung, und sein Beitrag zu diesem Hefte, den er selbst so gern noch im Druck gesehen, wird sein Andenken auch bei unsern Lesern dauernd aufrecht erhalten. D. Red.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **L. von Pröpper.**

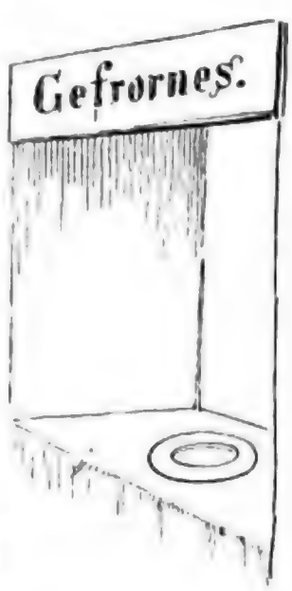
Fleisch-Konserven in Büchsen.

Geflügel. Man brate das Geflügel, sei es Wildgeflügel oder zahmes Geflügel, in Butter vollständig gar, aber recht saftig, zerlege das größere in passende, nicht zu kleine Stücke und nehme bei diesen größeren Arten, z. B. Ente, Kapaun u. dgl., auch die stärksten Knochen heraus, um mehr Fleisch einlegen zu können, gebe Sauce und Fett darüber, lasse verlöten und im allgemeinen eine Stunde kochen. Das kleinere Geflügel, Kramtsvögel, Wachteln u. s. w. bedarf nur einer halben bis drei Viertelstunden; Kapaun, Fasan fünf Viertelstunden, Truthahn anderthalb bis zwei Stunden.

Feldhühner und Schnepfen, welch letztere man nicht ausnimmt, werden nicht zerlegt, sondern ganz, den Hals nach unten, in die Büchsen gesteckt; die kleinen Vögel übereinander fest eingeschichtet.

Digitized by Google

Der verhängnisvolle Chapeau claque.



Wildbret. Man bereitet Rehkeule, Rehziemer, Hasen und Kaninchen wie das Geflügel, zerlegt es in passende Stücke und läßt es nach dem Verlöten eine Stunde kochen.

Rosenkohl mit Saucisen. Man koche die Röschen einige Minuten in gesalzenem Wasser, bis sie sich weich anfühlen, übergieße sie dann in einem Seiher mit kaltem Wasser und schwinge sie hierauf mit frischer Butter und etwas Salz über dem Feuer, kann auch ein wenig Mehl darüber stäuben, und gibt gern Kastanien dazu, die man entweder beim Anrichten damit vermischt, oder in Mitte des Rosenkohls einen kleinen Berg davon legt.

Saucisen. Man nehme dazu das feinste durchwachsene Schweinefleisch, entferne sorgfältig alles Sehnige und hacke es so fein als möglich; durchmenge es wohl mit Salz, gestoßenem weißem Pfeffer und etwas Rotwein und fülle es in möglichst lange Schafsdärme. Beim braten in heißer Butter legt man sie dann schneckenförmig dicht aneinander in eine flache Pfanne und hernach ebenso auf die Schüssel, oder will man kleine Saucischen, so nehme man ebenfalls lange Därme, drehe sie aber, wenn sie zehn Zentimeter lang eingefüllt sind, zweimal herum und teile sie so ab.

Ausgebackene Pilze. Man hat dazu eine eigne Form in Gestalt eines Pilzes, wie für die sogenannten römischen Pastetchen, von gegossenem Messing mit langem Stiel, welche man in jedem Geschäft für Küchengeräte erhält und bereitet nun einen Teig aus ¼ Liter süßem Rahm oder Milch, 125 Gramm Mehl, einer Prise Salz, einem Theelöffel voll Zucker, einem Eßlöffel Rum, zwei Eiern und einem Dotter. Mehl, Eier, Salz und Zucker werden zusammen gethan und nach und nach mit dem Rahm verdünnt, dann der Rum hinzugefügt, alles zusammen gut verrührt und ein Wasserglas nicht ganz voll damit gefüllt. Die Form wird in heiße Schmelzbutter getaucht und wenn sie ganz heiß ist, bis auf ein Zentimeter vom Rande, in den Teig und sowie dieser sich angesetzt hat, gleich wieder in die heiße, volle Schmelzbutter gehalten und gebacken, worauf man die Form aus der Butter hebt und den Pilz von der Form auf Fließpapier rutschen läßt; sie müssen ganz blaß, dünn und glasig sein, werden gleich mit Zucker besiebt und recht frisch serviert als Dessert zum Wein, wo sie besonders bei den Herren sehr beliebt sind oder zu Crèmes und Gefrorenem.

Sauerampfer-Püree. Man blanchiere einige Handvoll jungen Sauerampfer, kühle ihn ab, presse ihn fest aus und streiche ihn durch ein feines Sieb; thue ihn in eine Kasserolle, stäube etwas Mehl darüber und rühre ihn mit Bouillon an; würze mit Salz, Muskatnuß und etwas Zucker und koche ihn bei beständigem Rühren zu einer dicken Püree, unter die man vor dem Anrichten noch 60 Gramm frische Butter zieht.

Gebratener Kalbsrücken (Carré) mit Sauerampfer-

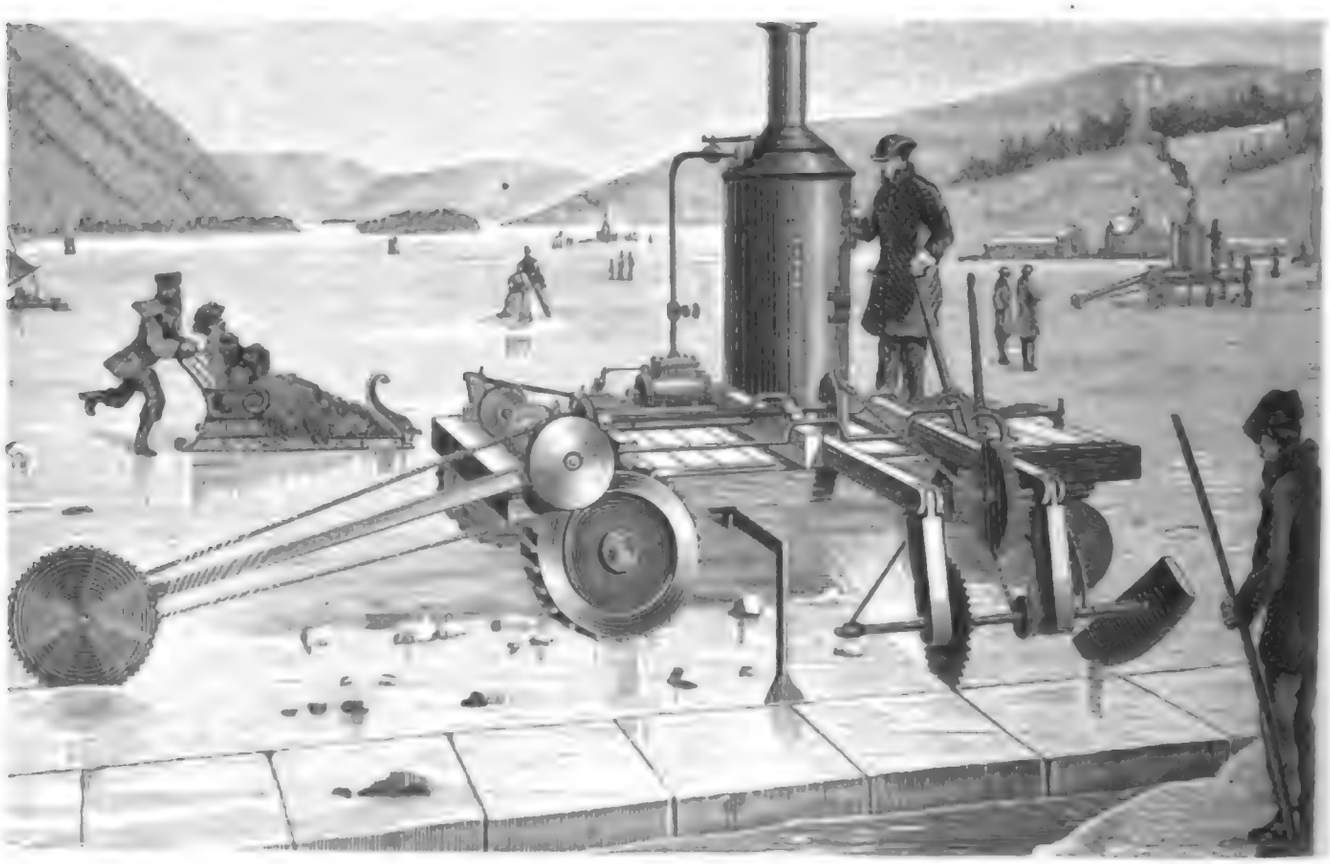
Digitized by Google

Der verhängnisvolle Chapeau claque.

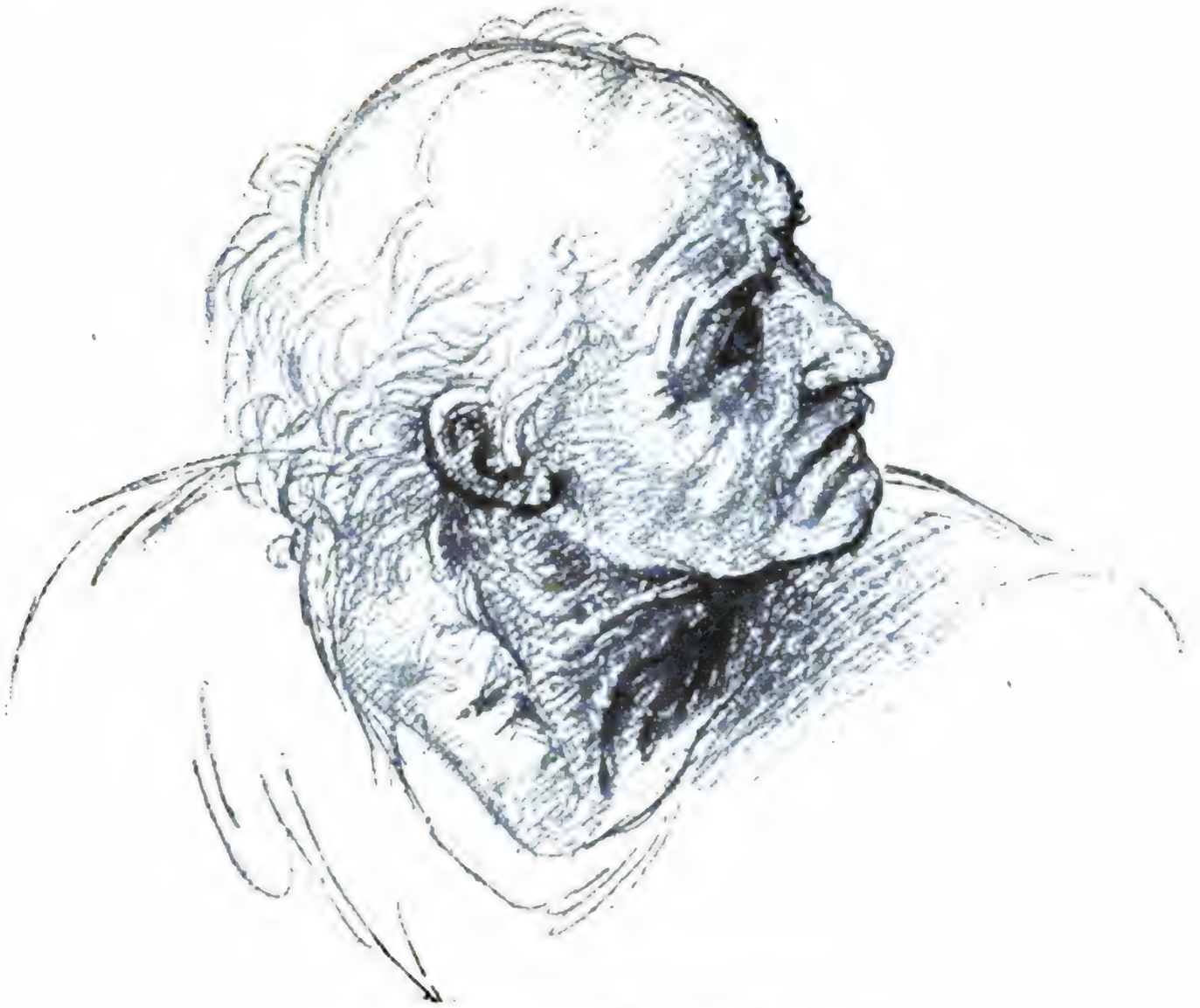
Püree. Man lasse sich vom Metzger einen ungespaltenen Kalbsrücken wie einen Rehziemer zurichten, spicke ihn fein und übergieße ihn reichlich mit heißer Butter; brate ihn, unter fleißigem Begießen, recht saftig, richte ihn über Sauerampfer-Püree an und serviere seine Sauce in einer Sauciere.

Sagers Maschine zur Gewinnung von Roheis.

Bei dem stets zunehmenden Verbrauch von Roheis, der Schwierigkeit, selbiges oft in der erforderlichen Eile zu gewinnen, und dem unserer Zeit eignen Bestreben, wo nur irgend möglich Menschenkräfte durch Maschinen zu ersetzen, ist es nicht zu verwundern, daß im Lande der Erfindungen eine Maschine konstruiert worden ist, welche in kürzester Frist größere Eisflächen zu zerteilen und leicht transportables Material zu liefern im stande ist. Chauncy A. Sager in Valparaiso ist der Erfinder der unten abgebildeten Dampfmaschine, die erfahrungsgemäß ausgezeichnet funktioniert und sich wohl auch bei uns bald einbürgern wird. Bei langsamer Fortbewegung der Maschine schneidet eine scheibenförmige Säge, welche senkrecht zur Achse der treibenden Welle steht und durch einen Treibriemen in Rotation gesetzt wird, längliche Streifen in die Eisfläche, während gleichzeitig eine zweite gezackte Scheibe bei ihrer senkrechten Stellung zur ersteren die Querschnitte hervorbringt. In welcher Weise die Sägen in rotierende Bewegung gesetzt werden, läßt sich leicht aus der Zeichnung, auf welcher die Kombination der konischen Zahnräder, Rollen und Riemen zur Anschauung gebracht ist, ersehen. Durch eine starke gekrümmte Feder, welche sich vorn an der Stange befindet und so die Säge auf das Eis niederdrückt, kann sich die Scheibe in dem Einschnitte behaupten. Hat die Quersäge ihre Bahn durchlaufen, hebt sie sich von selbst aus dem Eise und wird durch Federkraft um eine Spurweite weiter wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückgeführt. Die Lenk- und Brems-Vorrichtungen ermöglichen einen völlig gleichmäßigen und parallelen Schnitt, wodurch die Eisblöcke sehr handlich werden und für den Transport sich in vorzüglicher Weise eignen.



Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Studienkopf zum Porträt des Bramante, Handzeichnung im Louvre.

Raffael Santi.

Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstag.

Von J. L. Wesselÿ.

In der Kunstgeschichte begegnen wir sehr oft dem Umstande, daß das Genie von widrigen Lebensschicksalen heimgesucht wird, daß sich tausend Hindernisse seiner Entwickelung in den Weg stellen. Natürlich erscheint uns der Held, der alle Schwierigkeiten beseitigt hat und aus allen Kämpfen mit des Lebens Nöten siegreich hervorgegangen ist, um so glorreicher, preisenswerter. Werden wir aber dem Künstlergenie, dem das Glück ununterbrochen treu diente, das auf den Flügeln günstiger Lebensschicksale sich zur Höhe vollendeter Kunstgröße emporschwingen konnte, weniger huldigen?

Raffael war eine solche in jeder Hinsicht begünstigte Künstlererscheinung. Sein Leben floß wie ein stiller Bach dahin, der sich allmählich ausbreitet und zu einem Strome wird; zu einem Strome, der sich durch keine engen Klippen durchwinden, über Felsenblöcke herabstürzen muß, sondern der die Fluren befruchtet und eine Verkehrsader der Völker wird.

Wenn der weiseste der Menschen für eine glückliche Entwickelung des Künstlergenies die günstigsten Bedingungen hätte erfinden und ins Werk setzen wollen, sie hätten nicht besser gewählt werden können, als jene waren, unter welchen der größte Künstler der Welt sein glor-

Digitized by Google

reiches Ziel erreichte. Sein Geburtsort und die drei Städte, in denen er nacheinander lebte und thätig war, markieren uns zugleich die Stationen, auf denen sich seine Kunstvollendung vollbrachte.

Raffael ist am 6. April 1483 in Urbino geboren. Sein Vater, Giovanni Santi (Sanzio ist später aus dem latinisierten Namen Sanctius entstanden) war ein vermögender Mann, selbst

Porträt Peruginos.

auch Maler, litterarisch und poetisch gebildet. Geordnete Familienverhältnisse umgaben Raffaels früheste Jugend. Die fromme Mutter senkte in das Herz des Sohnes den Samen jener innigen Frömmigkeit, die sich später in seiner Kunst zu so wundervollen Blüten entfalten sollte. Vom Vater wird er seinen ersten technischen Unterricht erhalten haben. Leider hat sich kein beglaubigtes Werk seiner Hand aus dieser ersten Periode erhalten, so daß wir nicht beurteilen können, wie die ersten Flügelschläge seiner Kunst beschaffen waren. Da sein Vater, wie aus seiner Reimchronik ersichtlich ist, sehr viel auf das Verständnis der Perspektive hielt, so können wir schon daraus schließen, daß der Unterricht des kleinen Raffael auf solider Grundlage ruhte. Dieser war etwas über 11 Jahre alt, als sein Vater starb (7. Okt. 1491). Nach menschlicher Auffassung wäre dies freilich ein Unglück für Raffael zu nennen, aber die Vorsehung sah, wie schon der Name sagt, weiter; ihr kleiner Liebling konnte zu Hause nichts mehr lernen, er mußte darum in die Welt hinaus. Das geschah aber erst im Jahre 1500. Bis zu diesem Zeitpunkt dürfte er noch in seiner Vaterstadt im Atelier des Timoteo Viti gearbeitet haben, der seit 1495 in Urbino sich niedergelassen hatte.

Zum Schluß des Jahrhunderts wird Raffael in der Technik der Kunst vollkommen ausgebildet gewesen sein, und es galt nun, in die Form der Technik einen idealen Inhalt einzugießen. Es konnte kein geeigneterer Weg zu diesem Ziele führen, als an der Pforte Pietro Vannuccis in Perugia anzuklopfen und in dieses Meisters Atelier einzutreten. Pietro Perugino stand auf der Höhe seiner Kunst. Was Raffael in dessen Atelier sah, mußte seine jugendliche Seele entflammen; da stand dessen berühmtes Bild der Grablegung (jetzt in den Uffizien), die herrlichen Kompositionen der Himmelfahrt und Krönung Mariä. Welche Kunstschönheiten und welch eine reiche ideale Formen- und Gedankenwelt konnten vom staunenden Jüngling mit einem Blick erfaßt werden! Mit innigster Begeisterung näherte er sich dem großen Meister, aber auch dieser erkannte bald, welch ein kostbarer Edelstein ihm zum Schliffe anvertraut war. Es währte nicht lange und Raffael wurde von Perugino wie von seinen Mitschülern für den talentvollsten Zögling des Ateliers anerkannt. Der Meister verwendete ihn auch bald bei seinen vielen Arbeiten. Außerdem machte der eifrige Schüler seine Studien nach Peruginos Zeichnungen und Bildern. Wir werden sehen, daß solche Arbeiten nicht fruchtlos in seiner Mappe verborgen blieben. Wenn er irgend eine Gruppe aus seines Meisters großen Kompositionen kopierte, so wußte er sie so selbständig zu verarbeiten und ihr von seiner feinen Empfindung mitzuteilen, daß daraus ein Bild entstand, welches zu seinem geistigen Eigentum wurde.

Raffaels Arbeiten erfreuten sich bald allgemeiner Anerkennung und sein Name wurde über Perugia hinaus bekannt. Das erhellt aus den vielen Aufträgen, die ihm zukamen und die sich stetig steigerten. Perugino war durch den sanften bezaubernden Typus, den er seinen Madonnen zu verleihen wußte, geschätzt. In dieser Richtung fand dessen Kunst im Gemüte des Jünglings einen lauten Wiederhall, der bis zu dessen Tode wiederklingt. Alle großen Kompo-

Digitized by Google

ſitionen ſeiner ſpäteren Kunſtthätigkeit ſind angenehm durch ſeine vielen Madonnenbilder unterbrochen, die ſich wie ein goldener Faden durch ſein Kunſtleben ziehen. In 46 Gemälden (die vielen Entwürfe und Zeichnungen ungezählt) variiert er das Ideal der jungfräulichen Gottes-

Jugendporträt Raffaels.
Handzeichnung in der Univerſität Oxford.

mutter, immer einen neuen Stein zu deren Ruhmestempel hinzufügend. Wer wird dieſe Madonnengalerie, dieſe Verklärung der Schönheit und Tugend ohne Rührung, ohne Entzücken betrachten können?

Ein kleines Madonnenbild gehört denn auch zu den erſten Werken Raffaels, mit denen wir ſeine Kunſtthätigkeit mit den Lebensſchickſalen zu verweben beginnen, es iſt das Bildchen der aus dem Buche leſenden Madonna mit dem Kinde,

Digitized by Google

das aus der Sammlung Solly in das Berliner Museum kam, wo auch ein zweites Bild aus derſelben Zeit, Maria mit den Heiligen Hieronym und Franz ſich befindet. Letzteres atmet

Selbſtporträt Raffaels.

insbeſondere den Geiſt Peruginos und die Zeichnung dazu (in der Albertina) dürfte wohl auch letzterem zuzuſchreiben ſein. Und auch ein drittes Madonnenbild entſtand in dieſer Zeit; es iſt jenes, das der ruſſiſche Kaiſer vor nicht langer Zeit aus dem Hauſe Connestabile erwarb.

by Google

Studie zu den Fresken in der Farneſina.

Digitized by Google

Bald wurde ihm Gelegenheit geboten, sich in größeren Kompositionen zu versuchen. Die Familie Vitelli in Città di Castello bestellte ein Altarbild, Krönung des heil. Nikolaus von Tolentino. Das Bild ist seit 1789 verschwunden. Im Auftrag der Maddalena degli Oddi malte er 1503 das herrliche Bild der Krönung der Maria für S. Francesco in Perugia (jetzt im Vatikan). Obwohl Peruginos Einfluß noch unverkennbar wahrzunehmen ist, so hat sich der

Spielende Kinder.
Handzeichnung im Louvre.

Maler doch zu einer Schönheit, Lebendigkeit und Gedankenfülle in diesem Werke erhoben, daß er als frei denkender, selbständig schaffender Meister anzusehen ist.

Es ist interessant, zu bemerken, mit welcher Naivität Raffael damals sich zur Renaissance stellte. In der Nationalgalerie in London ist ein kleines Bild, das einen unter dem Baume schlafenden jungen Ritter darstellt, von zwei Frauengestalten umgeben, deren eine ein Buch und Schwert, und die andere Blumen hält. Im Katalog wird das Bild: Traum des Ritters genannt, die Deutung als Herkules auf dem Scheidewege dürfte indessen zutreffender sein.

Im Jahre 1504 erhielt Raffael eine neue Aufgabe; er sollte nach Città di Castello die Vermählung der Maria malen. Die Art und Weise, wie sich der Künstler des Auftrags entledigt, weckt unser besonderes Interesse. Kurze Zeit vorher malte Perugino denselben Gegenstand für den Dom in Perugia (jetzt in Caen; die linke Hälfte der Zeichnung dazu im Braunschweiger Museum). Wir hörten schon, daß Raffael seines Lehrers Zeichnungen und Bilder kopierte, um sie dann selbständig durchzuarbeiten. Für das bestellte Bild (Lo sposalizio, jetzt in der Brera in Mailand) adoptiert er die ganze Anordnung, die der Lehrer in seinem Bilde getroffen hatte; aber er teilt derselben einen ganz neuen — seinen — Geist mit und wenn man beide Bilder nebeneinander stellt, so wird man sagen: Es sind wohl auf demselben Boden dieselben Gestalten in gleicher Ordnung und doch

Digitized by Google

sind sie im Ausdruck, im Charakter, in Bewegung grundverschieden; bei Perugino noch treues Festhalten an überlieferte Formen, bei Raffael Heraustreten aus der Schablone in die Freiheit des denkenden schöpferischen Genies. Dieses Hauptwerk des Meisters zwingt uns aber auch, bei genauer Prüfung der einzelnen Teile anzunehmen, daß sich hier Einflüsse bemerkbar machen, die er in der umbrischen Schule, im Atelier Peruginos nicht erhalten konnte; namentlich weist der herrliche Tempel im Hintergrunde auf Bramante hin. Es muß darum die florentinische Kunstweise bereits auf Raffael irgendwie eingewirkt haben; vielleicht hatte er bereits 1502 mit Perugino Florenz besucht.

Die umbrische Schule, deren vorzüglichster Repräsentant Perugino ist, machte sich zur Aufgabe, in reiner ungetrübter Ruheseligkeit Seelenzustände zur Darstellung zu bringen; das irdische Sein und Thun mit dem überirdischen Leben in Kontakt zu bringen; in Florenz dagegen, wo man dem Naturalismus, dem innigsten Anschluß an die Natur huldigte, trat das bewegte oder dramatische Element in die Kunst. Raffael scheint dieser Kunstrichtung bald sein volles Verständnis entgegengebracht zu haben. In seinen kleinen Bildern der Heiligen Michael und Georg (Louvre) tritt schon diese dramatische Bewegung deutlich hervor. Es war ein Glück für den jungen Künstler, daß er zuerst in der umbrischen Schule ihr Bestes sich angeeignet hatte, bevor er von Florenz lernte, als wenn es umgekehrt geschehen wäre. So vereinte er die Vorzüge beider Schulen.

Porträt eines jungen Mädchens.
Handzeichnung in der Akademie in Venedig.

Porträt eines jungen Mädchens.
Handzeichnung in der Akademie der schönen Künste in Venedig.

Um das Jahr 1504 nahm Raffael seinen ständigen Aufenthalt in Florenz. So sehr uns alles, was die Person des Künstlers berührt, interessiert, hier lassen uns die Nachrichten im Stich. Wenn wir das Sicherste über seine persönlichen Beziehungen in der Arnostadt hervorheben, so reduziert sich dieses auf die Thatsache, daß der Maler Fra Bartolommeo und der Kaufmann Angelo Doni dessen intime Freunde waren. Aus seinen Kunstwerken, die er in

Digitized by Google

Florenz vollendete, läßt sich dann freilich noch mehr schließen. In derselben Zeit war Michelangelo bereits ein berühmter Künstler. Leonardo kam aus Mailand nach Florenz zurück und was hier Raffael zu sehen bekam, mußte seine empfängliche Seele im höchsten Grade ge-

Studie zur Madonna mit dem Lamm.

fangen nehmen. Auch die vielen Kunstwerke verflossener Jahrzehnte, die sich in den Kirchen von Florenz noch im primitiven Glanze vorfanden, zogen ihn mächtig an. Da sah er Hauptwerke von Lippi, Masaccio, Ghirlandajo, Botticelli, Pollajuolo und andere mehr. Wie eine Biene sog er den Honig aus allen Kunstblüten, um ihn im eignen Geiste zu verarbeiten. Für den ersten Augenblick hatte Baccio della Porta den meisten Einfluß auf Raffaels künstlerische Au
Sa

Madonna mit dem Fiſch.

Digitized by Google

den Predigerorden und wurde nun Fra Bartolommeo genannt. Dieser Einfluß des kunstgewandten Fratte zeigt sich insbesondere an mehreren Madonnen, die Raffael in Florenz komponierte; so insbesondere in der thronenden Maria, die er für das Kloster S. Antonio in Perugia malte. In der Mitte nimmt Maria mit dem bekleideten Kinde unter einem Baldachin den Thron ein, das Johanneskind eilt herbei, um sich von Jesu segnen zu lassen. Als Zeugen des Vorgangs stehen zu beiden Seiten die Apostelfürsten, ganz im großen Charakter Bartolommeos, während die beiden weiblichen Heiligen (Katharina und Dorothea) an die Brautjungfrauen im Sposalizio erinnern und echt raffaelisch sind. Dasselbe gilt von der thronenden Madonna mit den Heiligen Nikolaus und Johannes Bapt., obgleich wir hier auch jene sinnige Ruhe und Feierlichkeit erkennen, wie sie Giovanni Bellini seinen Bildern ähnlichen Inhalts zu geben wußte. Freilich können wir nicht nachweisen, wie der fromme venezianische Künstler Raffael in Florenz hätte beeinflussen können. Das Bild, für Perugia gemalt, ist jetzt in Blenheim, unter dem Namen Madonna Ansidni bekannt. Außerdem entstanden in Florenz noch viele Madonnenbilder. In diesen hat der Künstler besonders das rein menschliche Moment betont, in dem er die heil. Jungfrau in ihrer Mutterseligkeit auffaßte. Er wußte diesem scheinbar einfachen Thema die mannigfaltigsten Wendungen zu geben, ohne doch das Ideale abzuleugnen. Seine Madonna mit dem Kinde, so treu sie auch der Wirklichkeit abgelauscht ist, wird nie zu einem profanen Genrebilde. Die Beziehungen einer irdischen Mutter zu ihrem Kinde sind in allen Schulen wiederholt und gelungen dargestellt worden, aber immer erkennt man die Provenienz aus der irdischen Sphäre, während man bei Raffael stets nur an die Madonna denken muß. So bei der Madonna von Terranuova, del Granduca, Panshanger, Colonna, mit dem Stieglitz.

Indem der Künstler nun auch den Johannesknaben oder selbst den heil. Joseph in die Darstellung einbezog, versuchte er es, ebenfalls von Fra Bartolommeo angeregt, seinen Kompositionen einen pyramidalen Aufbau zu geben und so dieselben symmetrisch abzuschließen. Belege dafür sind die Madonnen mit dem Stieglitz (Uffizien), im Grünen (Wien), la belle Jardinière (Louvre) und Canigiani (München), bei welch letzterer auch die heil. Elisabeth sich der Gruppe anschließt. Bemerkenswert ist es auch, daß Raffael es nun liebte, seinen heiligen Familien eine sonnige Frühlingslandschaft zum Hintergrunde zu geben.

Bei anderen einfachen Madonnenbildern dieser Zeit (mit der Fächerpalme, Nelke, dem Schleier u. a.) können wir uns nicht eingehend beschäftigen, wenn sie auch, wie alles, was Raffael schuf, Zeugnis für seine Meisterschaft ablegen.

Der letzten Zeit seines Florentiner Aufenthaltes gehört eine große Altartafel, die Madonna del Baldachino genannt, jetzt im Palast Pitti. Maria mit dem Kinde auf einem erhöhten Throne sitzend, ist von den Heiligen Augustin, Jakobus, Petrus und Bruno umgeben; zwei schwebende Engel schlagen den Vorhang zurück. Im Aufbau, besonders aber in den Heiligenfiguren ist unschwer Bartolommeos Einfluß wahrnehmbar, während wir die beiden nackten singenden Putti für rechte Geschwister jener auf Bildern Bellinis erkennen.

In derselben Zeit entstand das Meisterwerk, das Raffael mit einemmal zu dem hervorragendsten Künstler stempelte. Es ist die berühmte Grablegung Christi, mit dem Namen und 1507 bezeichnet. Es befand sich ursprünglich in S. Francesco in Perugia, jetzt im Palast Borghese zu Rom. Die Komposition machte im Geiste Raffaels eine förmliche Ideenwandlung durch, bis es in klassischer Schöne erstand. Der Künstler ging vom Bilde Peruginos aus, der bei seiner Komposition den Nachdruck auf die Mater dolorosa legte. Raffael entwarf im gleichen Sinne mehrere Zeichnungen, bis ihn seine in Florenz gewonnene Kunstanschauung bestimmte, an Stelle der Ruhe Bewegung, dramatische Handlung zu betonen. Die Jünger, die den Leichnam Christi tragen, die Frauen, welche die Mutter Jesu in ihrem Schmerze halten und umringen, bilden eine reiche Variation von Seelenstimmungen, die sich in einer Verklärung des Schmerzes auflösen. Raffael hat mit diesem Bilde sich unter den ersten Meistern seiner Zeit einen Ehrenplatz erobert.

Neben diesen Kompositionen aus der heiligen Geschichte hat sich Raffael in Florenz auch mit dem Porträt beschäftigt. Wir haben hier nur sein Eigenbildnis (Uffizien), die Porträts seines Freundes Domi und dessen Ge-

Digitized by Google

Die Camera della Segnatura im Vatikan.

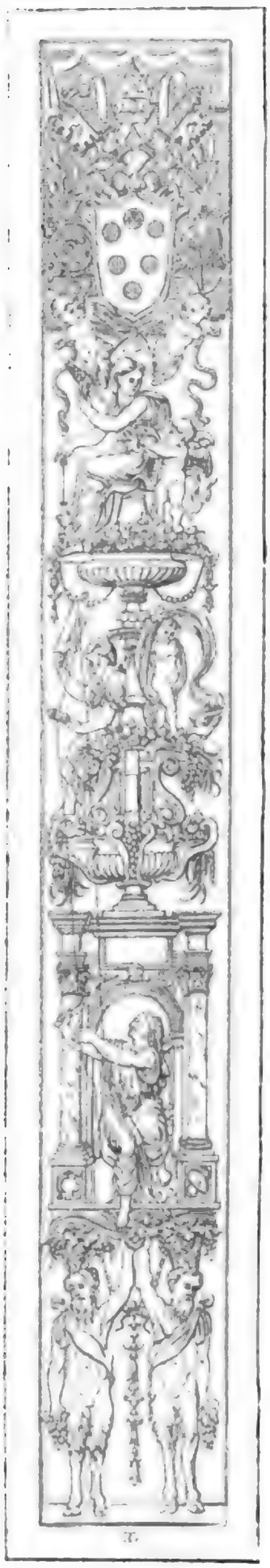
Porträt von Timoteo Viti.

Nach einer Handzeichnung aus dem British Museum.

Digitized by Google

Studie einer der Figuren aus dem Brand im Borgo.

Digitized by Google



Die Parzen

mahlin (Pittigalerie), und ebenda ein Frauenbildnis, das nach dem Zustande derselben gewöhnlich Donna gravida genannt wird.

Was Raffael in Florenz finden und erringen konnte, war erschöpft; sein guter Stern führte ihn darum in einen neuen Wirkungskreis, in dem er das Gewonnene wuchern lassen konnte. Papst Julius II. suchte die größten Künstler in seine Nähe zu ziehen; Michelangelo war mit dem Ausmalen der sixtinischen Kapelle, Bramante beim Bau der Petruskirche beschäftigt. Letzterer, ein Landsmann Raffaels, sprach für diesen und 150 wurde ihm eine Berufung nach Rom zu teil, der er Folge leistete. Anfang September befand sich Raffael bereits in Rom. Was er hier in den zwölf Jahren bis zu seinem Tode schuf, erscheint uns fast wie ein Wunder. Sein Leben in Rom ist ein fortwährendes Schaffen, wer es erzählen will, ist nur darauf angewiesen, seine Kunstwerke aufzuzählen. Die Kunstthätigkeit läßt dem Alltagsleben keine Zeit und keinen Raum. Nur das Herz ließ sich nicht in seinen innersten Gefühlen beschränken. Es haben sich drei Entwürfe zu Sonetten von der Hand Raffaels erhalten, in denen er seiner Liebe Worte leiht. Der Gegenstand derselben soll ein einfaches Mädchen aus dem Volke gewesen sein, die man später ohne Grund zu einer Bäckerstochter machte (la Fornarina). Was Raffael an diesem Wesen anzog, können wir natürlich nicht sagen, vielleicht eine ungeschminkte naive Natürlichkeit, vielleicht auch die Treue, die sie ihm bis zu seinem Tode bewahrte. Im Palazzo Barberini befindet sich von Raffaels Hand ihr Bildnis. Diese stille Liebe wird wohl Grund gewesen sein, daß Raffael sich nicht recht entschließen konnte, eine Nichte des Kardinals Bibiena, die ihm dieser versprach, zu heiraten.

Statten wir nun dem großen Künstler in seiner Werkstätte einen Besuch ab; diese war des Meisters vollkommen würdig, es ist der Vatikan. Raffael beherrschte die Kunst Roms vollständig, er war das Hauptgestirn derselben; wenn er nach dem Vatikan ging, schlossen sich ihm, wie Vasari erzählt, etwa fünfzig gute und vorzügliche Künstler an, um ihn durch ihr Geleit zu ehren. Im Vatikan ließ der Pabst drei größere Zimmer durch ihn mit Gemälden verzieren. Sie heißen seitdem die Stanzen Raffaels. Nicht gering waren die Aufgaben, die hier ihre Lösung durch den Meister finden sollten. Die vier geistigen Mächte, die das Menschenleben beherrschen, sollten hier im Bilde anschaulich gemacht werden: Theologie, Philosophie, Poesie und Rechtswissenschaft. Ein Künstler gewöhnlichen Schlages hätte einfach vier allegorische Darstellungen gegeben, Raffael gab dem abstrakten Begriffe Geist, Leben, sozusagen einen Leib und dies alles in vollendetster Form und Schönheit. Die umbrische Schule vermählte sich hier mit der florentiner; der dramatisch gegliederten Handlung wurde das tiefste Gefühlsleben eingeflößt. Beim Bilde der Theologie (ganz falsch Sakramentsstreit genannt) schart sich die triumphierende und die streitende Kirche um das heil. Altarsakrament; die Philosophie wird geschildert in der Versammlung der antiken Philosophen, deren Mittelpunkt Plato und Aristoteles bilden (Schule von Athen); um die Poesie zu schildern, versammelt der Künstler auf der Höhe des Parnasses um Apollo die

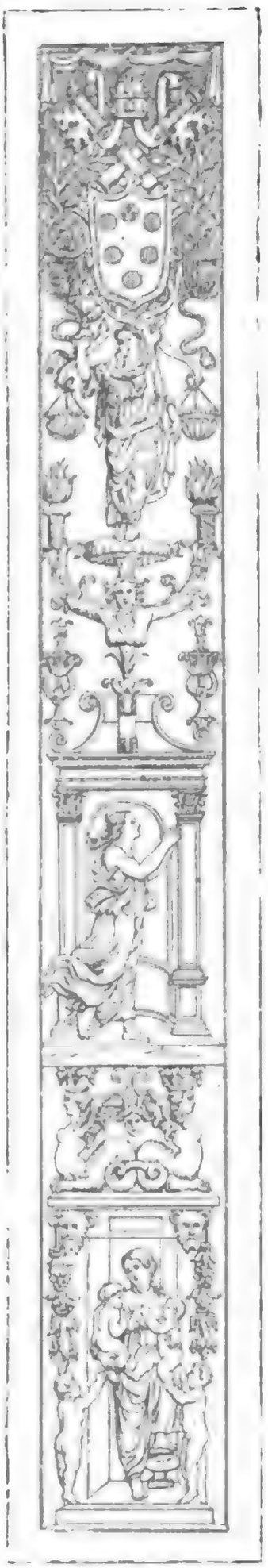
Digitized by Google

größten Dichter alter und neuerer Zeit. Das Recht, das nach seiner Natur (wie es damals angenommen wurde) doppelt ist, ein weltliches und geistliches, findet seine Erklärung in einem Doppelbilde: Kaiser Justinian verleiht sein Gesetzbuch, Gregor IX. seine Dekretalen. In den vier Gewölbkappen bringt Raffael die vier Fakultäten in allegorischen Gestalten an, gleichsam als „Titelüberschriften" der historischen Kompositionen. Diese Stanze war bereits 1511 fertig geworden. Die zweite, an der er 1512—1514 arbeitete, bekam weitere umfangreiche Kompositionen. Hier ist die Allegorie gänzlich beiseite gelassen und in historischen Kompositionen wird der Schutz, den die Kirche in großen Gefahren findet, veranschaulicht. Hier sehen wir die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel, die Messe von Bolsena (Befreiung und Rettung aus den geistigen Gefahren des Zweifels und des Unglaubens), Attila vor Rom und Petri Befreiung aus dem Tempel. Leider müssen wir uns mit der einfachen Wiedergabe der Titel begnügen, denn mit kurzen Bemerkungen lassen sich diese Werke nicht abthun, deren jedes für sich Raffael der Unsterblichkeit würdig macht.

Julius II. erlebte die Vollendung nicht mehr, er starb 1513. Dessen Nachfolger Leo X., ein ebenso großer Lebemann (ein Mediceer), als Freund der Kunst und Wissenschaft, empfand für Raffael eine gleiche Vorliebe, wie sein Vorgänger. In allen Angelegenheiten der Kunst mußte Raffael seinen Rat erteilen. Da Bramante indessen gestorben war, wurde er auch noch am 1. August 1514 als Baumeister der Petruskirche eingesetzt und außerdem seiner Aufsicht alle Ausgrabungen untergestellt. Selten hat ein Mensch so viele und so große Aemter auf seinen Schultern getragen, noch seltener mit solcher Ausdauer und Liebe verwaltet, wie Raffael. Werfen wir einen Blick in die dritte Stanze, die jetzt zur Ausführung kam.

Auch hier kamen nur historische Kompositionen zur Darstellung, so der Sieg über Seeräuber bei Ostia, der Brand im Borgo, beides Vorfälle unter Leo IV. Als diese Wandmalereien 1517 vollendet wurden, kam der Saal an die Reihe, der von seinem Hauptbilde der Konstantinsaal genannt wird. Schon in der dritten Stanze haben dem Meister seine Schüler helfen müssen, da ihn die Ueberbürdung mit Arbeiten hinderte, alles selbst auszuführen. Immer aber lieferte Raffael die Zeichnungen, denen indessen eingehende Studien vorangingen. Giulio Romano und Francesco Penni waren die Schüler, die der Meister sehr oft verwendete. Ebenso im Konstantinsaal, wo die Konstantinschlacht, welche den Sieg des Christentums über das Heidentum bedeutet, nach Raffaels Entwurf von G. Romano ausgeführt erscheint.

Außerdem entwarf Raffael biblische Historien, die ebenfalls von seinen Schülern ausgeführt wurden und zwar in den Loggien des von Bramante erbauten Hofes im Vatikan. Raffael zeigte in diesen kleinen Kompositionen seine künstlerische Vollendung damit, daß er mit den einfachsten Mitteln und nur wenigen Personen den Vorgang erschöpfend zu geben weiß. Diese Loggien sind auch der Ornamentierung wegen, welche die Wandflächen bedeckten und die Bilder umgaben, interessant, da die Dekoration jener



Glaube. Liebe. Hoffnung.

Digitized by Google

Studie zur la belle Jardinière.

Digitized by Google

La belle Jardinière.

Digitized by Google

der Titusbäder, die eben entdeckt wurden, nachempfunden und im Geiste der Alten komponiert ist.

Auch außerhalb des Vatikans führte Raffael Wandgemälde aus. Insbesondere sind dessen Arbeiten in der Villa Farnesina, die der Bankier Agostino Chigi erbaute, hervorzuheben; vorerst das große Bild des zweiten Saales, der Triumph der Galatea, die, von Tritonen, Nereiden und Eroten umgeben und umschwebt, über die Meeres-

Der Violinspieler.

wellen von Delphinen gezogen wird. Es ist ein bezauberndes Bild, einer reizenden Symphonie gleich, die unser Herz mit ihrem Zauber erfüllt. (Vollendet 1515.). Bald darauf kam die Ausschmückung der Vorhalle an die Reihe, wozu Raffael Szenen aus dem Märchen des Apulejus, Amor und Psyche komponierte. Daß sich der Künstler vielfältig mit diesem sinnigen Gedichte beschäftigte, beweisen die 52 Zeichnungen, die später gestochen wurden.

Von weiteren Wandgemälden sei noch der Sibyllen in S. Maria della pace gedacht, die er auch selbst ganz ausführte, die Vermählung Alexanders mit Roxane, früher in einer Villa, später nach der Sammlung Borghese übertragen; in beiden Arbeiten ist die Zartheit der Empfindung, in letzterer auch ein anmutiger scherzender Ton zu bewundern. In das Jahr 1516 endlich fällt die Vollendung der Wandbilder im Badezimmer des Kardinals Bibiena, in denen Raffael ganz im antiken Geiste Szenen aus der Mythe der Venus und des Amor darstellte.

Neben diesen monumentalen Arbeiten, die schon ein ganzes Menschenleben ausfüllen könnten, hatte Raffael auch noch in vielen Staffeleibildern seinen Ruf geborgen. Auch jetzt wieder war es das Madonnenbild, in dessen Dienste er seine Kunst wiederholt bethätigt. Rom bringt aber eine Umwandlung in dessen Madonnenideal hervor: das Gesicht der Madonna wird matronenhaft, und besitzt echt römischen Charakter, wie auch die Körperformen und der breitere Faltenwurf der Gewänder. Für Landschaften, wo sie vorkommen, dient die römische Campagna mit ihren Ruinen zum Modell. Leider können wir dem freundlichen Leser nur die einzelnen Bilder nennen: die Madonna aus dem Hause Alba (Petersburg), Aldobrandini (London), di Loreto. Bei letzterer hebt Maria den Schleier vom schlafenden Kinde auf, um es dem Johannesknaben zu zeigen. Auch bei der Madonna mit dem Diadem (Louvre) ist eine ähnliche Pointe; das Kind ist erwacht und die Mutter entfernt den Schleier. Die wunderbarste Wirkung bei der größten Einfachheit der Komposition bringt die Madonna della Sedia (Pitti) hervor. Kein Meister konnte das seligste Mutterglück so verklärt im Bilde verewigen, wie es hier Raffael gethan hat. Auch die Farbe ist unvergleichlich schön, das „Sfumato" so meisterhaft, daß sich die Gruppe körperlich vom Grunde ablöst. Dann entstanden zwei Madonnenbilder in großen Kompositionen zum Altarschmuck: die Madonna di Fuligno (Vatikan) und die del Pecce (Madrid). Ein wunderbar schönes Altarbild ist auch die 1513 für Bologna gemalte heil. Cäcilia, von Heiligen umgeben, in welchem Raffael den Sieg der himmlischen Musik über die irdische so trefflich geschildert hat. Wie hier des Beschauers Blick in transscendentale Gebiete geleitet wird, so auch in dem kleinen Bilde: Vision Ezechiels (Pitti) über die Auferstehung der Toten. Hier sind die Gedanken Raffaels offenbar durch Michelangelos Prophetengestalten in der Sixtina angeregt worden.

Digitized by Google

Studie zur Madonna del paſſeggio in der Bridgewater-Galerie.

Digitized by Google

Die Vision des Ezechiel.

Digitized by Google

In den letzten sechs Lebensjahren Raffaels nehmen die Madonnenbilder desselben wieder eine besondere Gestalt an, sie sind meist zu reichen Gruppen geworden, indem sich um die heil. Familie auch Elisabeth und Johannes wie zu einer heiligen, intimen Konversation vereinen; so in den Bildern: Madonna unter der Eiche und die Perle (beide in Madrid). Besonders schön ist das Familienglück in dem Bilde verherrlicht, das Raffael für Franz I. von Frankreich um 1518 malte (Louvre), in dem ein Engel Blumen über Maria streut. Unter allen in dieser Epoche entstandenen Madonnenbildern bleibt aber die Perle der Dresdener Galerie, die Sixtina, ein Wunder der christlichen Kunst. Maria mit dem Kinde, über Wolken schwebend, ist dem Irdischen ganz entrückt und auch die verehrenden Heiligen Sixtus und Barbara in diesen himmlischen Zauberkreis gezogen. Es ist das einzige Bild, zu dem Raffael keine Studien, keinen Entwurf machte; die himmlischen Gestalten wurden aus dem Geiste Raffaels gleichsam durch einen Reflektor auf die Leinwand hingeworfen. Es ist wohl die höchste Spitze, die je die Kunst erreichen konnte, erklimmt.

Nur nennen wollen wir noch die figurenreiche Kreuztragung (Madrid) und die Krönung der Maria (Vatikan). Raffael fand in Rom auch viel Gelegenheit, Porträts zu malen, und auch auf diesem Gebiete sind Meisterwerke zu verzeichnen, so die Bildnisse der Päpste Julius II. und Leo X., die seine großen Gönner waren, dann die des jungen Violinspielers (Sciarra in Rom), des Kardinals Bibiena, Inghirami, Castiglione. Ein vornehmes Frauenbild zeigt uns die Züge der ihrer Schönheit wegen berühmten Johanna von Arragonien.

Wie Raffael als Baumeister bei der Fabrica von St. Peter, beim Kuppelbau der Kapelle Chigi in S. Maria del Popolo und bei mehreren Palästen und Villen bethätigt war, so mußte er auch im päpstlichen Auftrage 1515 und 1516 Zeichnungen zu elf Wandteppichen für die Sixtinische Kapelle entwerfen. Die Teppiche selbst wurden in Flandern gewirkt, ein Exemplar befindet sich in Rom, ein zweites in Berlin; die wunderbaren Kartons, die Rubens in Brüssel entdeckte, kamen nach England und werden jetzt im South-Kensington-Museum aufbewahrt. Wem es gegeben ist, solche Werke, die der Farbe entbehren, würdigen zu können, muß staunen über den großen klassischen Stil derselben. Die Kompositionen sind der Bibel entnommen: Der wunderbare Fischzug, Uebergabe der Schlüssel an Petrus, Heilung des Lahmen, Tod des Ananias, Bekehrung des Paulus, Paulus im Kerker, Elymas, Opfer in Lystra, Predigt in Athen, Steinigung des Stephanus und Krönung der Maria.

Raffaels künstlerischer Schwanengesang war die Transfiguration, die Verklärung auf Tabor. Unten am Fuß des Berges das menschliche Elend, oben in der Höhe die Verklärung. Aber es soll kein unlöslicher Gegensatz sein, in den Worten Petri liegt der Schlüssel zur Auflösung des Rätsels im Leben: „Herr bei dir ist gut zu sein!“ Der Meister vollendete das Bild nicht mehr. Erdrückt von seinem riesenhaften Tagewerke wurde er im Frühjahr 1520 krank und starb am Charfreitag dieses Jahres, in der Blüte der Jugend, am 6. April. Der Papst trauerte mit ganz Rom um den Toten. Wie er wünschte, wurde er im Pantheon beigesetzt, wo auch die ihm bestimmte, vor ihm verstorbene Braut ruhte.

Wir sind bei dem kurzbemessenen Raume nur im Fluge den Riesenschritten seiner künstlerischen Entwickelung gefolgt und es war nur unser Bestreben, zu tieferem Eingehen in dieses wunderbare Leben und Wirken anzuspornen. Wer nicht wissenschaftliche Erörterungen sucht und mit den Resultaten der Forschung zufrieden ist, den verweisen wir auf W. Lübkes: Raffaels Leben und Werke.

Wir schließen mit den Worten Goethes, der in seinem Lapidarstil kurz und treffend von Raffael sagt: „Er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten.“

Die alte Buche.

Von

Arnold Wellmer.

Ich steh' im grünen Walde
Am alten Buchenbaum,
Die narb'ge Rinde fasset
Die vielen Namen kaum.

Zwei Namen hält umschlungen
Ein wild verwachs'nes Herz —
Doch mittendurch ist sprungen
Die Rinde niederwärts!

Und beide alte Herzen,
Die hier einst jung geglüht?
— Mir ist, ich hör' erklingen
Ein altes trauriz Lied . . .

Digitized by Google

Adlerflug.

Von

Elisabeth Werner.

Die Nebelschleier, die so lange und schwer auf den Bergen gelegen hatten, begannen sich zu lichten. Das feuchte Wolkenmeer, das die Landschaft ringsum einhüllte, geriet in Bewegung. Es gab ein unruhiges Wogen und Wallen, ein Kämpfen und Ringen und endlich brach sich die Sonne siegreich Bahn durch Nebel und Wolken. Sie versanken in den Schluchten, zerflatterten auf den Höhen und der so lang ersehnte Sonnentag stieg in vollster Klarheit über dem Hochgebirge empor.

Auf einer kleinen Wiese, die rings von dunklen Tannen umgeben, inmitten des Bergwaldes lag, stand ein noch junger Mann, in der Tracht der Gebirgsbewohner. Es war eine hohe, fast riesige Gestalt, der man es ansah, daß eine eiserne Kraft in ihren Muskeln und Sehnen wohnte. Das energische, ausdrucksvolle Antlitz hatte ein eigentümliches Gepräge, das zugleich anzog und abstieß. Der Ausdruck kecken Trotzes in den sonnenverbrannten Zügen paßte zwar zu der ganzen Erscheinung, die selbst in ihrer Haltung etwas Herausforderndes hatte, aber es lag zugleich etwas Finsteres, Unstetes in dem Gesicht, das nicht sympathisch berührte, und in dem Aufblitzen der dunklen Augen verriet sich eine Leidenschaftlichkeit, die wohl leicht zur Wildheit werden konnte. Der Mann stand unbeweglich, den Stutzen auf der Schulter, den Hut mit der Spielhahnfeder auf das dunkle Kraushaar gedrückt, und war offenbar stolz darauf, daß er dem städtisch gekleideten Herrn, der zeichnend vor ihm saß, als Modell diente.

Der Fremde, der am Rande des Waldes, auf den bemooften Wurzeln einer Tanne Platz genommen hatte, mochte ungefähr in dem gleichen Alter sein, etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahre, sonst aber stand sein Aeußeres im schärfsten Gegensatz zu der kraftvollen Erscheinung des Gebirgssohnes. Auf dem nicht eigentlich schönen aber sehr anziehenden Gesicht, mit den weichen, beinahe zarten Linien, lag eine tiefe Blässe, und der Ausdruck von Müdigkeit und Abspannung darin entsprach nur zu sehr dieser krankhaften Farbe. Unter dem blonden Haar, das tief in die Stirn fiel, blickten ein paar schöne, tiefdunkle Augen träumerisch hervor. Das Haar war feucht von den Tropfen, welche die Aeste des Baumes noch zahlreich niedersandten, aber der junge Mann achtete nicht darauf, sondern zeichnete eifrig und schweigsam weiter.

Diese Schweigsamkeit und das ungewohnte Stillschweigen schienen den Anderen zu langweilen, in seiner Stimme verriet sich einige Ungeduld, als er fragte:

„Wird's noch lange währen mit dem Bild?"

„Ich bin sogleich fertig", versetzte der Zeichnende mit einem letzten, flüchtigen Aufblick. „Halten Sie nur noch eine Minute aus, Adrian, dann gebe ich Sie frei."

Er vollendete mit einigen raschen Strichen die Zeichnung und ließ dann den Stift sinken.

„So! Jetzt sagen Sie mir, ob Sie sich auf dem Blatt wiedererkennen."

Adrian kam der Aufforderung nach, er trat heran und betrachtete das vorgehaltene Blatt.

„Das ist grad', als wenn ich in den Spiegel schau'," sagte er bewundernd. „Das haben Sie schön gemacht, Herr Siegbert, sehr schön!"

Siegbert schüttelte leise den Kopf, indem er auf seine Zeichnung niederblickte. „Aehnlich ist es! Aber es fehlt etwas in dem Gesicht, ein Zug, der ihm erst das charakteristische Gepräge gibt. Ich sehe ihn ganz deutlich, aber ich kann ihn nicht bannen und festhalten."

Er schlug plötzlich die Augen auf und heftete sie voll und unverwandt auf den vor ihm Stehenden. Adrian schien das jedoch unbequem zu finden, denn er wandte den Kopf zur Seite.

Digitized by Google

„Was haben Sie denn?“ fragte Siegbert unbefangen.

„Ich kann's nicht leiden, wenn mir einer so starr in die Augen schaut,“ gab Adrian halb trotzig, halb entschuldigend zur Antwort und setzte dann rasch hinzu: „Sie wollen also ein Bild, ein wirkliches großes Bild aus dem Blatt da machen?“

„Vielleicht!“ Es klang etwas wie trüber Zweifel in dem Tone. „Wenn ich dazu komme, es auszuführen.“

„Und ich soll auf dem Bilde sein, leibhaftig, so wie ich da stehe?“

„Nein, Adrian, nicht wie Sie da stehen. Eine Figur wie die ihrige setzt man nicht so ohne weiteres in eine Berglandschaft hinein. Solche Gestalten kommen nur in irgend einem leidenschaftlichen Vorgange zur Geltung, in einem Kampfe zum Beispiel, in einem Ringen auf Leben und Tod —“

Er hielt inne, betroffen von dem jähen Auffahren Adrians. Dieser hatte mit beiden Händen den Griff seines Stutzens gefaßt und in seinem Auge blitzte es wild und drohend auf, als er mit rauher Stimme hervorstieß:

„Was soll das? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Wie?“ fragte der junge Mann mit äußerster Befremdung. „Was denn? Mir hat niemand etwas gesagt.“

„Ich wollt' es auch keinem raten!“ grollte Adrian, noch immer mit finsterer Drohung.

„Aber was meinen Sie denn eigentlich? Welchen Sinn legen Sie meinen Worten unter? Sie waren ganz harmlos gemeint.“

Die Hände Adrians lösten sich langsam von der Waffe und sein Blick sank zu Boden.

„Nichts, gar nichts! Ich meinte nur, Ihnen wäre das dumme Gered' zu Ohren gekommen, das — nichts für ungut, Herr Siegbert! Ich glaub' es Ihnen, daß Sie mich nicht haben kränken wollen, Ihnen glaub ich's, wenn Sie es mir sagen, denn Sie lügen nicht.“

Ueber Siegberts Antlitz zog ein flüchtiges Lächeln bei den letzten mit fast leidenschaftlicher Wärme gesprochenen Worten.

„Sie scheinen überhaupt eine sehr hohe Meinung von mir zu haben. Gegen alle anderen sind sie schroff und unzugänglich, nur mit mir allein machen Sie eine Ausnahme. Was ist es denn eigentlich, das mir Ihr Vertrauen gewann?“

„Weiß ich es?“ sagte Adrian mit einem langen Blick in die ernsten, dunklen Augen des Fragenden. „Vielleicht kommt's daher, daß Sie mir die Hand drückten, das erste Mal wo wir zusammentrafen, und ich hatte doch wenig genug gethan. Sie waren im Nebel auf die Klippen geraten und ich brachte Sie wieder auf den Weg zurück. Ein anderer hätte mir ein Geldstück gegeben und mich laufen lassen. Sie dankten mir, wie ich's noch selten gehört habe, und sahen mich dazu an, wie eben jetzt — in Ihren Augen liegt es, daß ich Sie leiden mochte, gleich vom ersten Tage an.“

„Und doch wollen Sie diesen Augen nicht standhalten?“ scherzte der junge Maler. „Sie sind ein seltsamer Mensch, Adrian! Ich möchte Sie beneiden um Ihre kraftvolle Natur, um den kühnen Trotz, mit dem Sie alle Welt herausfordern, wenn nur nicht dies Unstete, Unheimliche in ihrem Wesen läge, das mich immer wieder zurückstößt. Was war das wieder für eine Wildheit, die vorhin ohne jede Veranlassung hervorbrach! Je länger ich mit Ihnen verkehre, je rätselhafter werden Sie mir.“

Adrian gab keine Antwort; er wollte offenbar dies Gespräch nicht fortsetzen, so schwieg auch Siegbert und sein Blick verlor sich träumend in den Himmel, der sich, zum erstenmal seit Wochen wieder klar und wolkenlos über den Bergen wölbte.

Von dem Gebirge war freilich hier nicht viel zu sehen, denn der Wald verbarg die Aussicht. Nur ein einzelner riesiger Berg blickte mit seinen grünen Matten gerade herein in die stille Waldwiese und über diesem sonnigen Grün erhob sich eine mächtige Felswand, die, jäh und schroff ansteigend, in tausend Klüfte und Zacken zerrissen, den Gipfel des Berges krönte. Auf ihren Spitzen lag noch der Schnee, den die Wolken dort zurückgelassen hatten, er hob sich leuchtend ab von dem blauen Himmelsgewölbe.

Dort oben schwebte ein dunkler Punkt, der zuerst unbeweglich erschien, dann aber in weiten, regelmäßigen Bahnen die sonnige Luft durchschnitt. Es war ein Adler, der langsam und majestätisch dort über der Felswand seine Kreise zog. Anfangs in unerreichbarer Höhe, kaum dem Auge sichtbar, senkte er sich allmählich immer tiefer herab. Jetzt umkreiste er mit mächtigem Flügelschlage die schneeigen Spitzen und auf einmal schoß er jäh herab und verschwand zwischen den Felsen.

Digitized by Google

Siegberts Augen hatten sich wie gebannt an jenen Flug geheftet, er schien vollständig vergessen zu haben, daß er nicht allein war und fuhr wie aus einem Traume erwachend empor, als Adrian plötzlich sagte:

„Wenn ich den Burschen da nur einmal zum Schuß bekommen könnte!“

„Wen? Den Adler? Sie wollen das prachtvolle Tier niederschießen!“

„Ja, was denn sonst?“

Die Frage klang sehr verwundert. Siegbert besann sich und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Freilich, Ihnen ist der Adler nur eine Jagdbeute und nichts weiter. Ich — dachte an etwas anderes bei seinem Fluge.“

„Ich habe ihn schon längst aufs Korn genommen,“ meinte Adrian gleichmütig, „aber ich treffe ihn nie schußgerecht. Er hat sein Nest da oben an der Egidienwand und es ist auch ein Junges darin, aber dem Vogel wie dem Neste ist nicht beizukommen.“

„Das glaube ich!“ Siegbert folgte der bezeichneten Richtung und maß die schwindelnde Höhe, wo der Blick nichts unterschied, als wild zerklüftetes Gestein. „Dort also, unter den höchsten Zacken der Egidienwand? Da hinauf tragen freilich nur Flügel.“

„Nur Flügel?“ wiederholte Adrian mit einem kurzen Auflachen. „Nun, ich käme zur Not auch noch hinauf ohne Flügel und ich hätt' es auch schon längst versucht, wenn nicht —“ er brach plötzlich ab und verstummte.

„Sie werden doch nicht eine solche Tollkühnheit begehen!“ rief der junge Maler unwillig. „Und warum? Um einer bloßen Prahlerei willen!“

Adrian warf trotzig den Kopf zurück. „Warum? Nun weil es sonst keiner wagt, grade darum hätt' ich Lust, es zu probieren. Aber sein Sie ruhig, Herr Siegbert, ich geh' nicht hinauf. Da hinauf nicht und ein anderer wagt es sicher nicht, das Nest auszunehmen.“

„Das hieße auch mehr als das Leben wagen,“ sagte Siegbert ernst. „Das hieße den Sturz geradezu herausfordern — und die Egidienwand ist schon einem verhängnisvoll geworden, wie das Kreuz da oben zeigt.“

Er wies hinauf; auf dem hellen Grün der Matte erhob sich in der That ernst und dunkel ein Kreuz, das wohl von bedeutender Größe sein mußte, da es selbst hier unten deutlich sichtbar war. Adrian warf nicht einen einzigen Blick hinauf, er hatte seinen Stutzen von der Schulter genommen und untersuchte den Lauf desselben.

„Das Kreuz ist ein Wahrzeichen des Berges. Es steht schon an dreißig Jahr und länger, der Bauer, dem die Alm gehört, hat es aufrichten lassen — sonst ist nichts dahinter.“

„Es ist aber doch jemand an dieser Stelle herabgestürzt, ich erinnere mich ganz deutlich, es gehört zu haben.“

„Kann schon sein,“ sagte Adrian lakonisch.

Siegbert sah ihn befremdet an. „Nun, Sie müssen das doch wissen! Es soll ja erst vor einigen Jahren passiert sein. Ich habe allerdings nur flüchtig von der Sache gehört. Wer war denn der Unglückliche?“

„Wer wird es gewesen sein,“ meinte Adrian kalt, „ein Wilddieb!“

„Dort oben?“ fragte Siegbert zweifelnd. „In solcher Höhe?“

„Warum nicht? Der Wald geht bis zur Alm und bei der Alm fängt die Egidienschlucht an. Wer da in der Hast und Dunkelheit den Weg verfehlt, der liegt drunten! — Aber Sie sind wohl fertig mit Ihrer Zeichnung, Herr Siegbert, und brauchen mich jetzt nimmer.“

„Nein,“ sagte der junge Mann freundlich. „Ich danke Ihnen, Adrian.“

„So muß ich fort. Behüt' Gott!“ Damit warf Adrian den Stutzen wieder über die Schulter, lüftete den Hut zum Gruß und verschwand gleich darauf zwischen den Bäumen.

Siegbert blieb allein zurück. Er lehnte den Kopf an den Stamm des Baumes und schloß die Augen, als blende ihn das Sonnenlicht, das so goldig über die Wiese hinflutete. Die tiefe Stille ringsum schien so recht zum Träumen einzuladen, aber es waren keine süßen Träumereien, denen sich der junge Mann hingab. In seinem Gesichte stand ein schmerzlich bitterer Zug, und die Lippen preßten sich so fest aufeinander, als müßten sie ein geheimes Weh verschließen.

Plötzlich wurde die Waldesruhe gestört durch lautes Sprechen und Rufen, das sich in unmittelbarer Nähe vernehmen ließ. Siegbert zuckte zusammen, mit einer raschen Bewegung schloß er die Skizzenmappe, die noch geöffnet neben ihm lag und erhob sich. Die Sprechenden waren inzwischen drüben aus dem Walde hervorgetreten. Ein kleiner, wohlbeleibter Herr, dem das moderne Touristenkostüm etwas sonderbar

Digitized by Google

stand, kam eiligen Schrittes über die Wiese, ihm folgte eine kleine, hagere Dame, die einen Regenschirm von riesigen Dimensionen aufgespannt hielt, wahrscheinlich zum Schutz gegen die noch immer tropfenden Bäume, und ein junges Mädchen in eleganter Stadttoilette schloß den Zug. Der Herr hatte jetzt den einsamen Träumer erreicht, er blieb vor ihm stehen und schlug entrüstet die Hände zusammen.

„Siegbert, ist es denn möglich, du bist wirklich hier im Walde! In dieser Nässe? Und was soll das heißen, daß du heimlich davon läufst, ohne uns ein Wort davon zu sagen? Wir haben dich eine volle Stunde lang gesucht."

„Und da auf dem feuchten Moose hast du gesessen?" fiel die Dame entsetzt ein. „Kann man dich denn nie aus den Augen lassen? Du wirst dir das Fieber, den Tod holen, mit dieser Unvorsichtigkeit."

Siegbert versuchte, sich zu verteidigen, aber er kam nicht zu Worte, denn jetzt brach von beiden Seiten ein Strom von Vorwürfen auf ihn ein, der gar nicht zu hemmen war. Er machte auch keinen Versuch mehr dazu, er mochte aus Erfahrung wissen, daß es vergebens war, aber der müde, gequälte Ausdruck in seinem Gesichte trat deutlicher als je hervor, während er den Kopf senkte und schweigend alles über sich ergehen ließ.

Das junge Mädchen hatte sich inzwischen der Skizzenmappe bemächtigt und rief jetzt, darin blätternd, im Tone der Ueberraschung: „Das ist ja der Adrian Tuchner!"

Der Redestrom der beiden andern verstummte, sie wendeten sich um und machten Anstalt, die Zeichnung zu beaugenscheinigen und zu kritisieren, aber die Kritik fiel sehr ungünstig aus.

„Wahrhaftig, Adrian Tuchner!" sagte der kleine Herr. „Nun das muß man sagen, du zeigst einen recht gewählten Geschmack, wenn du solche Galgenphysiognomieen auf das Papier bringst! Willst du diese Banditengestalt vielleicht für eins deiner Bilder verwenden? Das würde etwas Schönes werden!"

„Und du bist mit dem verrufenen Menschen allein hier im tiefen Walde gewesen?" rief die Dame. „Gott im Himmel! Ich stehe schon Todesangst aus bei dem bloßen Gedanken. Freilich, du hast ja eine förmliche Vorliebe für diesen Tuchner und er folgt dir auf Schritt und Tritt. Da werden wir noch etwas Schreckliches erleben! Er wird dich eines Tages überfallen — totschlagen — verscharren —"

„Aber, liebe Mama," unterbrach der junge Mann diese düsteren Prophezeiungen, „was hätte denn Adrian davon, mich zu überfallen? Er weiß ja, daß ich nichts Wertvolles bei mir trage, und überdies ist er kein abenteuernder Vagabund, sondern überall bekannt und sogar ansäßig hier."

„Aber er wird von aller Welt gemieden und geflohen, wie der Böse selbst. Irgend etwas Schlimmes ist mit dem Burschen, daran ist gar nicht zu zweifeln. Die Leute wollen nur nicht mit der Sprache heraus, uns Fremden gegenüber. Ein für allemal, Siegbert — ich verbitte mir deine Intimität mit solchem Gesindel. Suche dir deine Modelle in unseren Kreisen, da wird es dir an würdigen Vorbildern nicht fehlen."

Der kleine Herr richtete sich bei diesen Worten zu seiner ganzen, allerdings sehr unbedeutenden Höhe auf und seine selbstbewußte Miene wie sein Blick, der über die beiden Damen hinglitt, verrieten, daß der junge Maler diese „würdigen Vorbilder" nicht weit zu suchen habe.

„Siegbert hat neulich erst erklärt, daß es in unseren Kreisen keine interessanten Gestalten gäbe," ließ sich jetzt das junge Mädchen in sehr gereiztem Tone vernehmen. „Er langweilt sich ja überhaupt bei uns und ergreift jede Gelegenheit, sich fortzustehlen. Laß ihm doch seine Lieblingsstudien, Papa. Wenn sie ihn zu solchen Bekanntschaften führen — um so schlimmer für ihn!"

„Fränzchen hat recht," sagte der Papa mit feierlichem Nachdruck. „Ich habe es schon seit einiger Zeit bemerkt, daß dein Talent eine höchst bedenkliche Richtung nimmt. Du entfernst dich von dem Idealen und das ist der erste Schritt zum Verderben. Du wirst dich dem krassen Realismus der Gegenwart zuwenden, du wirst darin versinken, untergehen."

Es war jedenfalls eine ganz grauenvolle Perspektive, die dem jungen Künstler eröffnet wurde. Zum Glück wurde die weitere Ausmalung derselben unterbrochen, denn in diesem Augenblick trat eine andere Gesellschaft aus dem Walde hervor.

Es war ein alter Herr, von vornehmem Aeußeren, der eine junge Dame am Arm führte, während ein anderer Herr an ihrer Seite ging.

Digitized by Google

Der letztere, ein noch ziemlich junger Mann, mit hochblondem Haar und Bart, zeigte in seinem Aeußeren unverkennbar den englischen Typus und wäre eine ganz angenehme Erscheinung gewesen, wenn nicht eine gewisse Kälte und Gemessenheit ihm etwas Steifes und Hochmütiges verliehen hätte, das entschieden unangenehm berührte. Die Ankunft der Fremden machte der Familienszene auf der Wiese ein Ende, die Strafpredigt verstummte und das Ehepaar und Fränzchen beeilten sich, die neuen Ankömmlinge mit der größten Liebenswürdigkeit zu begrüßen, während Siegbert mit einem kalten, stummen Gruße beiseite trat.

„Ah, Herr Präsident Landeck! — Guten Morgen Exzellenz. — Guten Morgen, gnädiges Fräulein! — Haben sie schon einen Spaziergang gemacht und Sir Conway gleichfalls?“ so tönte und schwirrte es durcheinander. Sir Conway fand es kaum der Mühe wert, die Begrüßung zu erwidern, der Präsident dagegen that dies höflich, aber doch mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung.

„Wir waren im Walde,“ entgegnete er. „Meine Tochter wollte den ersten schönen Morgen nach so langer Zeit genießen. Sie scheinen in dem gleichen Falle zu sein, Herr Bürgermeister, Sie sind ja auch mit den Ihrigen unterwegs.“

„Wir haben nur unseren Siegbert aufgesucht,“ erklärte der Bürgermeister. „Er war auf einmal verschwunden, und wir hatten keine Ahnung, wo er geblieben sein könnte. Zum Glück hatte jemand gesehen, wie er den Waldweg einschlug und da —“

„Sind Sie mit Ihrer ganzen Familie natürlich nachgegangen“, vollendete der Präsident, um dessen Lippen ein leichtes ironisches Lächeln spielte.

„Natürlich Exzellenz, auf der Stelle! Und wo finden wir ihn? Hier im Walde, auf der nassen Wiese, wo er den ganzen Morgennebel ausgehalten hat, während der Arzt ihm so dringend Vorsicht und Schonung anempfahl. Ja man hat seine Not mit den Söhnen, Exzellenz, wenn sie erwachsen sind, und mein Sohn hat nun vollends immer seinen Kopf für sich.“

„Herr Holm ist ja wohl ihr Pflegesohn?“ warf die junge Dame ein, während ihr Blick Siegbert streifte, der noch immer abseits stand, ohne sich mit einer Silbe an dem Gespräche zu beteiligen.

„Allerdings, gnädiges Fräulein, aber ich habe ihn stets als meinen wirklichen Sohn betrachtet. Von dem Augenblicke an, wo ich ihn als armer Waise in mein Haus aufnahm, hat er die gleichen Rechte genossen wie mein eignes Kind. Ich darf mich wohl rühmen, daß ich zuerst sein Talent entdeckt und zur Anerkennung gebracht habe. Er wäre nicht das erste Genie gewesen, das an der Beschränktheit und Armseligkeit seiner Verhältnisse zu Grunde ging, aber ich entriß ihn diesen Verhältnissen. Ich habe nichts gespart bei seiner Ausbildung, er ist zwei Jahre lang in der Residenz gewesen und hat den Unterricht eines unserer berühmtesten Künstler genossen. Jetzt allerdings ist er selbst ein Künstler geworden, der eine glänzende Zukunft vor sich hat.“

„Papa, ich bitte dich!“ fiel Siegbert ein. Sein vorhin so bleiches Gesicht war jetzt von einer flammenden Röte bedeckt, und das nervöse Zucken seiner Lippen galt vielleicht ebensosehr der taktlosen Erwähnung seiner Armut, als den nicht minder taktlosen Lobsprüchen des Pflegevaters.

„Unterbrich mich nicht!“ sagte dieser würdevoll. „Du bist ein Künstler, du hast eine bedeutende Zukunft vor dir, aber du hast keinen Mut, kein Selbstvertrauen. Werden deine Bilder nicht überall gelobt und bewundert in Wiesenheim? Schickst du sie nicht sogar zur Ausstellung in die Residenz? Und wenn sie dort noch nicht die gebührende Anerkennung finden, so ist eben der Neid, die Mißgunst deiner Kollegen daran schuld, die kein jüngeres Talent aufkommen lassen wollen“.

„Herr Holm hat in der That ein recht hübsches Talent,“ sagte der Präsident, aber es war augenscheinlich, daß ihn nur das Mitleid mit dem jungen Manne, der so sichtlich eine Folter ausstand, zu diesem kühlen Lobe veranlaßte.

„Ein großes Talent Exzellenz, ein großes!“ verbesserte die Frau Bürgermeisterin. „Unser Siegbert galt schon als Knabe für ein Wunderkind. Sie haben ja seine Skizzen und Studien gesehen! Allerdings sind wir nicht durchweg damit einverstanden. Da hat er zum Beispiel den Adrian Tuchner gezeichnet, diesen unheimlichen Menschen —“

„Adrian Tuchner?“ fiel die junge Dame lebhaft ein. „Das ist in der That ein interessanter Kopf! Darf ich das Blatt sehen?“

Der Herr Bürgermeister und seine Frau Gemahlin sahen etwas betroffen aus, als die „Galgenphysiognomie“ interessant genannt wurde. Fränzchen aber kam mit großer Bereitwilligkeit

Digitized by Google

dem Wunsche nach, indem sie selbst die Skizzenmappe herbeibrachte und öffnete.

Erst jetzt, wo sie unmittelbar neben der Tochter des Präsidenten stand, sah man es, wie unbedeutend ihre ganze Erscheinung war. Klein wie ihr Vater, mit einem frischen, runden Gesicht, mit hellen Haaren und Augen, konnte sie immerhin für ein hübsches Mädchen gelten, aber trotzdem und trotz ihrer sehr eleganten Toilette verlor sie doch ungemein neben jener hohen, schlanken Gestalt, im einfachen Reisekleide. Der leichte Strohhut, der auf den dunklen Flechten saß, beschattete ein Antlitz, das in seiner streng regelmäßigen Schönheit vielleicht kalt erschienen wäre, wenn nicht die großen strahlenden Augen ihm Leben und Ausdruck verliehen hätten, und die ganze Haltung zeigte jene vornehme Sicherheit, die das Leben in der großen Welt gibt, während Fränzchen in jedem Zuge die Kleinstädterin verriet. In dem Wesen des Fräulein v. Landeck lag gleichfalls etwas von der kühlen Zurückhaltung ihres Vaters den Reisegefährten gegenüber, aber es schwand vollständig in diesem Augenblick, wo sie mit unverkennbarem Interesse die Zeichnung betrachtete.

„Das ist vorzüglich getroffen! Ich glaubte nicht, daß es möglich wäre, so viel Leben in eine bloße Skizze zu legen. Sieh nur Papa!"

Siegbert sah auf, nur einen Moment lang, dann senkte er den Blick wieder zu Boden, aber man sah es, daß er trotzdem mit atemloser Spannung dem weiteren Gespräch folgte.

„In der That frappant," sagte der Präsident, indem er einen ziemlich gleichgültigen Blick auf die Zeichnung warf. Sir Conway, der bisher gar nicht an dem Gespräche teilgenommen hatte, und dessen Miene deutlich zeigte, wie sehr es ihn langweilte, ließ sich jetzt herab, gleichfalls einen flüchtigen Blick auf das Blatt zu richten, das die junge Dame ihm hinhielt, während sie fragte:

„Finden Sie nicht auch, daß es das Beste von allem ist, was Herr Holm hier gezeichnet hat?"

Sir Conway erinnerte sich schwerlich mehr der übrigen Leistungen des Herrn Holm, deren Betrachtung der zärtliche Pflegevater ihm gleichfalls aufgedrungen hatte, aus Rücksicht auf die Fragende aber stimmte er mit einem steifen Kopfnicken bei.

„Wirklich?" fragte der Bürgermeister gedehnt. „Nun, Siegbert, du kannst stolz sein auf das Lob aus solchem Munde. Wer selbst eine so bedeutende Künstlerin ist, wie Fräulein v. Landeck —"

„Ich bin nur Dilettantin," unterbrach ihn die junge Dame, das Kompliment ruhig ablehnend. „Ich führe den Zeichenstift nur zu meinem eignen Vergnügen und bin mit meinen Versuchen niemals in die Oeffentlichkeit getreten."

„Alexandrine hat sich von jeher die Grenzen ihres Talents klar gemacht," sagte der Präsident mit einiger Schärfe. „Es wäre gut, wenn das ein jeder thäte. Wir hätten dann nicht so viel mittelmäßige Talente mit unmäßigen Ansprüchen."

Die Röte schlug wieder flammend auf in Siegberts Antlitz bei diesen Worten. Der Bürgermeister und seine Gattin aber, die nicht entfernt ahnten, daß sie ihrem „genialen" Pflegesohn gelten könnten, stimmten eifrig bei.

Alexandrine hielt die Zeichnung noch immer in der Hand und es lag ein gewisses Zögern in ihrer Stimme, als sie jetzt zu dem jungen Maler gewendet, sagte:

„Sie wollen die Skizze jedenfalls für ein Gemälde benutzen, Herr Holm? — Das Blatt an sich ist freilich schon interessant genug."

So flüchtig die Aeußerung auch hingeworfen wurde, es lag doch etwas wie ein halb ausgesprochener Wunsch darin. Sir Conway erriet das, und mit einer bei ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit sagte er in geläufigem Deutsch, wenn auch mit englischem Accent:

„Herr Holm legt wohl keinen Wert auf die flüchtige Zeichnung, die er ja sofort wieder ersetzen kann. Wenn er sie mir überlassen wollte, so würde ich mit Vergnügen —"

„Ich bedaure, Sir Conway," unterbrach ihn Siegbert, dessen sonst so weiche Stimme in diesem Moment beinahe schneidend klang. „Es ist eine Studie, die ich notwendig brauche. Ich kann sie unmöglich aus den Händen geben."

Der Engländer nahm diese Weigerung offenbar sehr übel, er streifte mit einem unglaublich hochmütigen und verächtlichen Blicke den jungen Mann und zuckte kaum merklich die Achseln. Aber auch Alexandrine preßte die feinen Lippen zusammen; sie legte rasch das Blatt wieder zu den übrigen, gab die Mappe Fränzchen zurück und wandte sich dann zu ihrem Vater.

„Wir werden uns beeilen müssen, Papa, wenn wir zu rechter Zeit an der Bahnstation sein, und den Professor selbst empfangen wollen."

Der Präsident sah nach der Uhr. „Es ist allerdings Zeit. Wir erwarten einen Freund aus der Residenz, der uns hier in den Bergen

Digitized by Google

aufsucht, und der heute eintrifft. Auf Wiedersehen meine Herrschaften!"

Er grüßte ebenso höflich und ebenso kühl, wie vorhin, reichte seiner Tochter den Arm und schlug mit ihr den Waldpfad ein, während Sir Conway sich ihnen anschloß. Kaum waren sie außer Gehörweite, so brach ein wahres Ungewitter über Siegbert los.

„Ich weiß nicht, was ich von dir denken soll!" eiferte der Bürgermeister. „Hast du denn gar keinen Takt, gar keine Lebensart? Sahst du denn nicht, daß Fräulein v. Landeck das Blatt zu haben wünschte, und daß Sir Conway sich einzig deshalb darum bemühte?"

Siegbert schien nicht zu hören, er hatte regungslos den sich Entfernenden nachgeblickt, jetzt aber wandte er sich um und entgegnete wie im aufflammenden Trotze.

„Ja, das sah ich — aber ich wollte meine Zeichnung nicht in *seinen* Händen wissen."

„Du wolltest nicht?" wiederholte der Pflegevater. „Freilich, wann hättest du denn jemals etwas Vernünftiges gewollt! Da führt uns die Reise mit diesem Freiherrn v. Landeck zusammen, eine höchst distinguierte Bekanntschaft! Er ist Oberpräsident, Geheimrat, Exzellenz und da die Tochter Künstlerin ist, so ist dir eine direkte Veranlassung zur Annäherung gegeben. Statt dessen hältst du dich in der absichtlichsten Weise fern und störst uns den ganzen freundschaftlichen Umgang."

„Verzeih Papa," sagte Siegbert bitter. „Es ist wohl vielmehr der Präsident, der sich fern hält. Er läßt uns den Freiherrn und die Exzellenz öfter fühlen, als nötig ist, und was nun vollends diesen Conway betrifft, so streift seine Nichtachtung beinahe an Beleidigung."

Die letzten Worte wurden von den Pflegeeltern selbst als eine Beleidigung aufgefaßt. Es brach wieder ein Doppelstrom von Vorwürfen auf den jungen Mann ein, dem seine „lächerliche Empfindlichkeit" ebenso nachdrücklich vorgehalten wurde, wie seine Taktlosigkeit und sein Trotz. Siegbert hatte den letzteren längst aufgegeben und war wieder in sein müdes, mutloses Schweigen zurückgefallen. Endlich machte Fränzchen der Szene ein Ende.

„Wir wollen gehen, Papa," sagte sie übellaunig. „Ich dächte, wir wären nun lange genug Siegberts wegen in dem nassen Walde umhergelaufen. Man verdirbt sich die ganze Toilette dabei und es ist tödlich langweilig hier in dieser Einsamkeit, wo man keinen Menschen sieht."

Die Eltern fanden, daß Fränzchen wieder einmal recht habe, und die ganze Familie trat den Rückweg an. Siegbert folgte langsam den Voranschreitenden, am Rande des Waldes blieb er noch einmal stehen und blickte hinauf zu der Egidienwand. Der Adler kreiste jetzt wieder über den Felsen, frei und mächtig regte er seine Schwingen da oben im goldnen Sonnenlicht — und in den Augen des jungen Mannes, die mit so qualvoll verzehrender Sehnsucht an jenem Fluge hingen, stand es deutlich geschrieben, was seine Lippen leise wiederholten: „Es ist etwas Hartes um die Gefangenschaft!"

* * *

Auf der Terrasse des großen Hotels, das den ganzen Luxus und die ganze Unruhe des Fremdenverkehrs in die stille Bergeseinsamkeit verpflanzt hatte, saßen Präsident Landeck und seine Tochter, mit ihrem Gast, der verabredetermaßen gestern eingetroffen war. Es war ein alter Herr, der bereits in den Sechzigern stehen mochte, dessen ganze Erscheinung aber eine beinahe noch jugendliche Frische und Lebhaftigkeit zeigte. Das weiße Haar umgab eine hohe schöne Stirn, ein scharf ausgeprägtes, charakteristisches Gesicht und die großen blauen Augen blickten noch klar und feurig, wie die eines Jünglings. Er war im lebhaften Gespäch mit den beiden anderen begriffen, augenblicklich jedoch lag eine Wolke auf seiner Stirn, als er rasch und unmutig sagte:

„Ich habe die Sache von Anfang an vorausgesehen. Er hat nicht hören wollen — nun mag er sein Schicksal tragen. Wir beide sind fertig miteinander!"

„Aber was hat Ihnen der junge Holm denn gethan Herr Professor, daß Sie so erbittert auf ihn sind?" fragte Alexandrine Landeck.

„Gethan — nichts!" Das ist es ja eben, daß er gar nichts gethan hat, wo es darauf ankam, etwas zu thun. Zwei Jahre lang habe ich den Siegbert unter Händen gehabt und dachte etwas aus ihm zu machen, aber gerade da, als er gelernt hatte, was in unserer Kunst überhaupt zu lernen ist, als es darauf ankam, in die Welt hinauszugehen, um mit eignen Augen zu sehen, mit eigner Kraft zu schaffen, fällt es diesem verwünschten Pflegevater ein, ihn nach Wiesenheim zurückzurufen, damit er dort sein Talent ausübe, zu Nutz und Frommen des Herrn Bürgermeisters

Digitized by Google

und seiner werten Familie. Nach Wiesenheim! diesem elenden Neste, das in irgend einem gottverlassenen Winkel der Erde liegt, und auf keiner Landkarte zu finden ist, wohin nie ein vernünftiger Mensch gerät! Da soll ein junger Künstler existieren, der mehr als jeder andere auf das Leben und seine Erscheinungen angewiesen ist, da soll er etwas zu stande bringen! Die Sache wäre einfach lächerlich, wenn sie nicht himmelschreiend wäre. Aber der gehorsame Sohn folgte natürlich dem Rufe."

„Dem jungen Manne blieb vermutlich keine Wahl," meinte der Präsident. „Er ist doch wohl gänzlich von seinem Pflegevater abhängig, und wenn dieser seine Hand zurückzog —"

„So war ich da!" fiel der Professor ein. „Ich habe noch keinen meiner Schüler im Stich gelassen, und den nun vollends nicht. Ich habe mir den Jungen damals vorgenommen und ihm Himmel und Hölle vorgestellt. Ich setzte ihm auseinander, daß er einen künstlerischen Selbstmord beginge, wenn er sich gerade jetzt, am Wendepunkte seines Lebens, den Wiesenheimern auslieferte, daß er überhaupt mit dem ganzen Philistertum brechen müsse, das ihn von frühester Jugend an am Gängelbande geführt. Ich stellte ihm die Mittel zur Verfügung zu einer Studienreise nach Italien, drang sie ihm förmlich auf, aber es war alles vergebens. Er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, weil man ihn als armen Knaben aufgenommen und erzogen, hätte er die Verpflichtung sich und seine ganze Zukunft ruinieren zu lassen. Ich verlor schließlich die Geduld und stellte ihm ein entweder — oder! Ich sagte ihm rund heraus, daß es zwischen uns beiden aus wäre, wenn er keine Vernunft annähme. Er ging dennoch — und ist denn auch richtig mit seinem ganzen Talent zu Grunde gegangen!"

„Hatte er denn wirklich Talent?" fragte Landeck zweifelnd. „Was ich bisher von seinen Arbeiten gesehen habe, schien mir nicht die Mittelmäßigkeit zu überschreiten."

„Was ich von ihm auf der letzten Ausstellung sah, war noch unter der Mittelmäßigkeit," grollte der Professor. „Trotzdem kann ich es noch heute nicht verschmerzen, daß mir dieser Schüler verloren ging."

„Und Sie sind doch ein gestrenger Lehrer!" sagte Alexandrine mit einem halben Seufzer. „Das habe ich erfahren, trotz der langjährigen Freundschaft, die Sie mit meinem Vater verbindet. Sie verschlossen mir erbarmungslos das Allerheiligste des Kunsttempels und verwiesen mich in den Vorhof desselben."

Der Künstler blickte auf seine schöne Schülerin und seine Stimme gewann einen tieferen Ernst, als er entgegnete: „Danken Sie es mir Alexandrine, daß ich Ihnen das nutzlose Ringen um einen Preis ersparte, der Ihnen nun einmal nicht beschieden ist. Sie hätten sich nie mit eitler Selbsttäuschung betrogen, wie so viele andere. Sie hätten früher oder später selbst entdeckt, daß Ihr Talent Sie nur auf den Dilettantismus verweist. Aber mit Siegbert war es etwas anderes, der trug den Funken in sich, der die Flamme im Allerheiligsten entzündet, der konnte empor, und daß trotzdem nichts aus ihm geworden ist — dafür möchte ich diesem Potentaten von Wiesenheim und seiner gesamten Bürgerschaft noch nachträglich den Hals umdrehen!"

Die beiden Zuhörer lachten laut auf bei diesem so nachträglich kund gegebenen Wunsche und der Präsident fragte: „Kennen Sie den Bürgermeister Eggert persönlich?"

„Nein, und ich habe auch nicht die mindeste Lust, seine Bekanntschaft zu machen."

„Sie wird Ihnen aber schwerlich erspart bleiben. Er hat sicher Ihren Namen erfahren und eine Berühmtheit wie Sie läßt er sich in keinem Falle entgehen. Der Herr ist etwas zudringlicher Natur, wir haben oft Mühe uns seiner Gesellschaft und Unterhaltung zu erwehren."

„Sein Pflegesohn ist um so zurückhaltender," warf Alexandrine ein. „Wir sehen uns seit drei Wochen täglich, da wir in dem gleichen Hotel wohnen, aber er weicht uns bei jeder Gelegenheit aus und ich habe kaum die allergewöhnlichsten Höflichkeitsphrasen aus seinem Munde gehört."

Die Worte klangen unmutig, fast gereizt und eine leichte Falte, die zwischen den feinen Brauen der jungen Dame lag, ließ auf eine ziemlich ungnädige Stimmung gegen den Betreffenden schließen. Der Professor nickte bestätigend.

„Ja, er war immer ein scheuer, blöder Junge und in Wiesenheim wird er wohl auch nicht viel Lebensart gelernt haben. Aber lassen wir die Geschichte ruhen; sie hat mir damals, vor vier Jahren, Aerger genug gemacht. — Ich werde den Waldweg aufsuchen, den Sie mir so gerühmt

Digitized by Google

haben, Alexandrine; es ist gerade noch Zeit, vor Tische einen Spaziergang zu machen."

Dabei stand er auf, verabschiedete sich von den beiden und grüßte im Vorbeigehen Sir Conway, der soeben erschien und sich beeilte, den leer gewordenen Platz neben Fräulein v. Landeck einzunehmen, während der Professor seine Schritte nach dem nahen Walde lenkte.

Es war ihm aber für diesmal nicht beschieden, die Waldeseinsamkeit zu genießen, denn kaum hatte er den bezeichneten Weg aufgefunden, als ihm ein kleiner, wohlbeleibter Herr entgegenkam, der bei seinem Anblick stehen blieb und eiligst den Hut zog.

„Ich habe wohl die Ehre, den berühmten Professor Bertold zu sehen," begann er sehr geläufig, „den ersten Künstler Deutschlands, dessen Meisterwerke die ganze gebildete Welt entzücken, dessen Ruhm" —

„Ich bin Professor Bertold," unterbrach dieser kurz und trocken den Sprechenden. „Was steht zu Diensten?

„Ich erfuhr schon gestern abend, welche Berühmtheit unser Hotel birgt," erklärte der Bewunderer mit einer zweiten Verbeugung, „und ich hätte mich Ihnen jedenfalls im Laufe des Tages vorgestellt. Mein Name ist Eggert, Bürgermeister von Wiesenheim."

Der Professor richtete sich mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe und maß mit unheilverkündenden Blicken den Herrn Bürgermeister, der ganz harmlos vor ihm stand, ohne Ahnung, daß der gepriesene Künstler eben noch den dringenden Wunsch geäußert hatte, ihm den Hals umzudrehen. Er fuhr in vertraulicher Weise fort.

„Mein Sohn hatte zwei Jahre lang das Glück, seine Studien unter Ihrer ausschließlichen Leitung machen zu dürfen, und ich freue mich unendlich, daß es nun auch mir vergönnt ist, den großen Meister persönlich kennen zu lernen —"

„Dem Sie seinen Schüler fortgenommen haben!" fiel ihm der große Meister ohne alle und jede Höflichkeit in das Wort.

„O nicht doch, verehrter Herr Professor," protestierte Eggert. „Ich weiß, es gab damals einige Differenz zwischen unseren Ansichten. Sie wollten, daß Siegbert seine Studien in Italien fortsetze, Sie stimmten für Rom."

„Und Sie für Wiesenheim!" rief Bertold, in einem Tone, der das schon in der Ferne grollende Gewitter verkündete. „Und Sie haben es auch richtig durchgesetzt, den armen Jungen in Ihrem Krähwinkel festzuhalten."

Der Bürgermeister der so schwer beleidigten Stadt nahm die Miene verletzter Würde an.

„Bitte, Herr Professor, da thun Sie unserer guten Stadt unrecht. Wiesenheim bietet allerdings nicht so viel wie Rom, das gebe ich zu, aber es ist viel bedeutender, als Sie glauben. Es hat achttausend vierhundert und fünfunddreißig Einwohner, ein Kreisgericht, eine altertümliche Kirche, ein ganz neues Stadtgefängnis, das sehr stark benutzt wird —"

„Und einen Bürgermeister!" ergänzte Bertold die Aufzählung all dieser Vortrefflichkeiten. Der genannte Herr schien das für ein Kompliment zu nehmen, denn er lächelte versöhnt.

„Ich widme allerdings seit zwanzig Jahren meine besten Kräfte dem Wohle unserer Stadt und ich kann wohl sagen, daß sie unter meiner Leitung einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen hat. Ich versichere Ihnen, daß sich Siegbert sehr wohl dort befindet und es fehlt ihm auch keineswegs an der nötigen Anerkennung. In unserem „Tagesboten" wird jedes seiner Bilder mit Bewunderung ja mit Begeisterung besprochen."

„Das ist allerdings eine schwerwiegende Anerkennung. Der Tagesbote ist vermutlich das Hauptorgan von Wiesenheim?"

„Unser einziges Organ, aber ein ganz vorzügliches Blatt, besonders seit den letzten Monaten, wo es unter der Leitung eines neuen Redakteurs steht, eines jungen Dichters, der ein Genie ersten Ranges ist, und dereinst den Heroen unserer Dichtkunst beigezählt werden wird. Das hat er uns nämlich gleich in dem ersten Artikel, den er schrieb, in überzeugender Weise auseinander gesetzt, und wir glauben es auch alle. Er zählt zu den Freunden meines Hauses und ißt alle Sonntage bei mir zu Mittag."

„Sie sind ja ein wahrer Kunstmäcen!" spottete Bertold. „Den Maler erziehen Sie zu einer Stadtberühmtheit und dem Dichter geben Sie jeden Sonntag ein Mittagessen — eine Art Mediceer von Wiesenheim!"

Der Bürgermeister schien diesen Vergleich ganz in der Ordnung zu finden, denn er nickte beifällig.

„Ich halte es für die Pflicht eines jeden, der mit Glücksgütern gesegnet ist, die Kunst und die Künstler zu unterstützen. Ich habe das von jeher gethan und was Siegbert betrifft, so dankt

Digitized by Google

er gerade der Ruhe und Sammlung seines jetzigen Lebens die ideale Richtung, die ihm draußen im Treiben der großen Welt verloren gegangen wäre. Ja, Herr Professor, die Gemütlichkeit, der häusliche Herd, das Familienleben, das sind die wahren Musen des deutschen Künstlers!"

Er war augenscheinlich im Begriff, sich noch des Weiteren und Ausführlicheren über Ideale und Musen zu verbreiten, aber die Geduld des Professors war jetzt zu Ende, das lang verhaltene Gewitter kam endlich zum Ausbruch.

„Sagen Sie es doch lieber gerade heraus, daß Sie dem armen Jungen die Freiheit nicht gönnten!" fuhr er auf, „daß Sie ihn nicht aus den Händen lassen wollten, weil Sie Furcht hatten, Ihr Genie, das Sie eigens aufgezogen haben, um Staat damit zu machen, könne Ihnen verloren gehen, sobald es Leben und Freiheit gekostet. Sie wußten so gut wie ich, daß wenn Siegbert erst einmal Ihren Wiesenheimer Musen mit der idealen Richtung den Rücken kehrte, er auch nicht wieder kam. Darum widersetzten Sie sich der Reise nach Italien, darum riefen Sie ihn aus der Residenz zurück. Sie wollten ihn zeitlebens am Gängelbande haben, zeitlebens hinter dem Ofen festhalten; was dabei aus ihm und seiner Kunst wurde, das kümmerte Sie nicht."

Der Bürgermeister wurde dunkelrot vor Aerger und vielleicht auch vor Verlegenheit, als man ihm die Wahrheit so rücksichtslos in das Gesicht sagte. Er protestierte in sittlicher Entrüstung und erhob seine Stimme zu den höchsten Fisteltönen.

„Herr Professor, Sie verkennen mich in der schmählichsten Weise. Ich habe meinen Pflegesohn aus Armut und Niedrigkeit emporgezogen, ich habe ihm die Mittel zum Studium gegeben. Ohne mich wäre er mit seinem Talente untergegangen —"

„Durch Sie ist er untergegangen!" schrie der Professor in seinem kräftigen Baß. „Freilich, es ist die Schuld des Jungen, er hat sich geduldig die Flügel binden lassen, bis er das Fliegen überhaupt verlernte. Die Energie, das Durchgreifen hat ihm von jeher gefehlt. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte die sogenannte Dankbarkeit zum Kuckuck gejagt, ich hätte Ihre ganze Wiesenheimer Gemütlichkeit mit oder ohne Musen über den Haufen geworfen und wäre nach Rom gegangen!"

Er warf dem armen Bürgermeister, der wie erstarrt vor dieser Grobheit stand, noch einen wütenden Blick zu, kehrte ihm dann den Rücken und stürmte davon. Eggert sah ihm auf das Höchste betroffen nach, es dauerte einige Minuten, ehe er die Sprache zurück gewann, dann schüttelte er den Kopf und sagte halblaut:

„Ein sehr exzentrischer Mensch, dieser Professor Bertold! Freilich, er gilt überall für ein Original und bei seiner großen Berühmtheit muß man ihm die Originalität hingehen lassen, aber sie kann doch bisweilen recht unangenehm werden."

Der Professor ging indessen im Sturmschritt vorwärts, ohne im mindesten auf die gerühmten Schönheiten des Weges zu achten. Er sah weder rechts noch links und so bemerkte er denn auch seinen ehemaligen Schüler nicht, der nur wenige Schritte seitwärts vom Wege im Moose lag. Siegbert hatte auch heute die unvermeidliche Begleitung und Kontrolle des Pflegevaters erdulden müssen, aber wenigstens die Erlaubnis erhalten, noch eine Stunde im Walde bleiben zu dürfen, um eine Baumgruppe zu zeichnen. Er zeichnete indessen nicht, sondern blickte träumend zu den Baumwipfeln empor, als der wuchtige Tritt Bertolds die Stille unterbrach. Der junge Mann sah auf und sprang dann jäh in die Höhe; er schien im ersten Augenblick ganz verwirrt und fassungslos, und es vergingen einige Sekunden, ehe er sich zu einem scheuen, verlegenen Grnße aufraffte.

Auch der Professor stutzte bei diesem unerwarteten Zusammentreffen aber sein Gesicht wurde nur noch ingrimmiger. Er neigte kaum merklich den Kopf und wollte ohne ein Wort vorübergehen. Doch der kurze, scharfe Blick, mit dem er das Antlitz Siegberts streifte, mochte ihm wohl dessen tiefe krankhafte Blässe gezeigt haben. Er blieb wie unwillkürlich stehen und sagte allerdings in sehr kaltem Tone:

„Sieh da, Herr Holm! treffen wir wieder einmal zusammen!"

„Ich hatte Ihre Ankunft bereits erfahren," entgegnete Siegbert leise. „Aber ich wagte nicht — ich fürchtete —" Er brach ab und der Professor ermutigte ihn auch nicht fortzufahren, erst nach einer sekundenlangen Pause fragte er in demselben eisigen Tone.

Digitized by Google

„Wie geht es Ihnen, Herr Holm?“

Jetzt schlug Siegbert langsam die Augen auf. „Herr Professor, ich weiß, daß Sie mir noch immer zürnen. Aber was habe ich denn so Schweres verbrochen, daß Sie mir sogar den Namen verweigern, den Sie mir doch stets gegeben haben?“

War es das Beben in dieser halbunterdrückten Stimme oder der flehende Blick der dunklen Augen, genug, der Professor empfand ein menschliches Rühren, und seine Stimme klang um einige Grade wärmer, als er sagte:

„Nun, so tragisch brauchst du die Sache nicht zu nehmen. Wenn der „Herr Holm“ dich gar zu sehr kränkt, so können wir ihn meinetwegen beiseite lassen. Also, wie geht es dir?“

„Mir geht es gut,“ entgegnete der junge Mann matt und mit einem Ausdruck, der die Worte geradezu Lügen strafte.

„Natürlich!“ höhnte Bertold. „Wie sollte es dir denn auch anders gehen in einer so bedeutenden Sadt, mit achttausend vierhundert und fünfunddreißig Einwohnern, einer alten Kirche und einem neuen Stadtgefängnis, das sehr stark benützt wird. Schade nur, daß der Herr Bürgermeister sich nicht dazu herabläßt, es einmal sechs Wochen lang persönlich zu benutzen!“

„Sie haben meinen Pflegevater gesprochen?“ fragte Siegbert.

„Soeben wurde mir das Glück seiner Bekanntschaft zu teil. Wir haben übrigens nicht bloß über das Stadtgefängnis gesprochen, sondern auch über das Ideal, die Musen und die sonstigen Gemütlichkeiten deines jetzigen Lebens. Der Herr Bürgermeister behauptet, daß du dich ganz wohl darin befindest. Willst du mir das vielleicht auch in das Gesicht hinein behaupten?“

Siegbert gab keine Antwort, der Professor schien sie auch kaum zu erwarten, denn er fuhr mit herbem Spotte fort.

„Und du malst ja auch dabei. Ich habe deine Bilder auf der letzten Ausstellung gesehen — sie waren miserabel.“

„Ja, Herr Professor,“ sagte der junge Mann tonlos.

„So, also siehst du das wenigstens ein? Miserabel waren deine Genrebilder! Wiesenheimer Idyllen, mit bürgermeisterlichen und stadträtlichen Physiognomieen, und dabei so trocken und nüchtern gemalt, als hättest du nie einen Funken von Talent besessen! Glaubst du denn wirklich mit solchem Zeug irgend etwas zu erreichen?“

„Nein!“ sagte Siegbert ebenso klanglos wie vorhin, aber diese eigentümliche Zustimmung zu seinem Verdammungsurteil schien den Professor nur noch mehr zu erbittern, er ließ die angenommene Kälte gänzlich fahren.

„Laß dein eintöniges Ja und Nein und gib mir Rede und Antwort! Warum hast du denn überhaupt gemalt? Warum hast du den Pinsel in die Hand genommen, wenn du nichts Besseres zu machen wußtest?“

„Weil ich doch irgend etwas thun mußte dafür, daß man mir Unterhalt und Erziehung gab. Das wurde gefordert und ich hatte nicht das Recht, es zu weigern. Ich sollte und mußte malen, sollte und mußte die Ausstellung beschicken, so habe ich es denn gethan, aber ich that jeden Pinselstrich mit Widerwillen.“

„Es ist auch danach geworden!“ rief der Professor und machte Anstalt, seinen ganzen Künstlerzorn über den mißratenen Schüler auszugießen, da fiel sein Blick wieder auf das Antlitz desselben, das in seiner bleichen starren Regungslosigkeit etwas Unheimliches hatte, er stockte mitten in der Rede, trat dicht an den jungen Mann heran und faßte ihn bei den Schultern.

„Junge, was ist aus dir geworden! Wie siehst du aus? du hast ja keinen Blutstropfen mehr im Gesicht! Habe ich es dir nicht vorher gesagt, daß sie dich zu Tode malträtieren würden? Warum bist du nicht durchgegangen damals, als es noch Zeit war?“

„Ich konnte nicht! Es wäre mehr als undankbar, es wäre infam gewesen, hätte ich dem Manne, dem ich alles verdanke, den Rücken gekehrt, sobald ich seiner nicht mehr bedurfte. Ich habe es ja versucht, die Trennung auf gütlichem Wege zu erreichen, es war aber unmöglich. Mir blieb nur die Wahl, jede Dankbarkeit, jede Rücksicht mit Füßen zu treten oder mich zu fügen.“

„Und da hast du dich natürlich gefügt. Wie dir die Dankbarkeit und Rücksicht bekommen ist, das zeigt dein Gesicht. Du siehst mir gerade aus, als wärst du eben dabei, in aller Gemütlichkeit zu Grunde zu gehen.“

„Vielleicht!“ sagte Siegbert dumpf. „Wenigstens habe ich mehr als einmal überlegt,

Digitized by Google

ob es nicht am besten wäre, diesem ziel- und zwecklosen Leben da unten in der Asche ein Ende zu machen."

„Dergleichen Dummheiten verbitte ich mir!" brauste der Professor auf. „Unterstehe dich nicht, mir nun auch noch gar mit Selbstmordgedanken zu kommen! Du solltest dich schämen! Ein Mensch von siebenundzwanzig Jahren, ein Künstler, der sich einst zum Höchsten berufen glaubte, und hast nicht einmal den Mut, die selbstgeschaffenen Fesseln zu zerreißen und deinem Talente freie Bahn zu schaffen!"

„Ich habe aber kein Talent!" brach Siegbert in tiefster Bitterkeit aus, „das habe ich in diesen vier Jahren einsehen gelernt. Was gibt mir denn das Recht, die Schranken der Alltäglichkeit zu brechen, wenn ich nichts leiste, was über die Alltäglichkeit hinausgeht? Ich habe es ja oft genug versucht, aber es lag wie ein eisiger Druck auf mir, der allen Mut, allen Schaffensdrang lähmte. Sie haben mich gelehrt, von jeher den Blick auf das Höchste zu richten, jetzt kann ich das Sehnen und Ringen danach nicht wieder los werden und ich weiß doch, daß mir die Kraft versagt, daß ich nichts bin und nichts sein werde. Geben Sie mich auf, Herr Professor — ich habe mich ja längst schon aufgegeben!"

„Das fällt mir gar nicht ein!" schrie der Professor im hellen Zorn. „Denkst du, ich werde dich so ohne weiteres ins Wasser springen lassen? Junge, ich wollte, dich packte irgend ein Schicksal, eine Leidenschaft, ein Unglück meinetwegen, sei es was es sei, damit du herausgerissen würdest aus dieser verwünschten Resignation und Selbstquälerei! Du hattest Talent, das sage ich dir, und darauf verstehe ich mich besser als du, aber was dir von jeher gefehlt hat, das ist das Selbstvertrauen, die Energie, die Leidenschaft, die alles an ihr Ziel setzt. Ohne diese drei ist nun einmal nichts Hohes und Großes im Leben zu erreichen. Wärst du mir damals gefolgt, hättest du dich von dem Philistertum losgerissen und dich mitten in das Leben geworfen, es wäre alles anders geworden. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum es jetzt dazu zu spät sein sollte."

Siegbert schüttelte leise aber entschieden den Kopf. „Damals glaubte ich noch an mein Talent, wie Sie daran glaubten, jetzt weiß ich, daß wir uns beide getäuscht haben. Ich habe keine von Ihren Erwartungen erfüllt, kann keine erfüllen, dazu gehört vor allem der Glaube an sich selbst — und den habe ich verloren!"

Er legte die Hand über die Augen und lehnte sich an den Stamm des Baumes. Aus dem Gesichte des Professors war aller Ingrimm verschwunden, es sprach im Gegenteil eine tiefe Angst daraus, als er die Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und bittend, beinahe weichmütig sagte:

„Siegbert, springe mir nicht in die Asche! Siehst du — das hat wirklich noch Zeit, das kannst du ja immer noch thun, wenn es durchaus nicht anders geht, probiere es erst einmal mit dem Leben! du hast allerdings ein paar miserable Bilder gemalt, aber deshalb brauchst du doch nicht so ganz und gar zu verzweifeln."

Siegbert richtete sich wieder empor und versuchte, sich zu fassen. „Es ist nicht das allein," sagte er ruhiger, „ich habe es ja so lange ertragen müssen. Aber gerade hier wurde es mir in so überwältigender Weise klar, was ich hätte erringen können, wenn ich ein Künstler geworden wäre wie Sie, und was mir nun auf ewig unerreichbar ist."

„Hier ist dir das klar geworden?" fragte Bertold. „Also steckt dir noch irgend etwas anderes im Kopfe? Heraus damit! Du wirst doch vor deinem alten Lehrer keine Geheimnisse haben?"

Der junge Mann schrak zusammen, als sei er auf einem Verrat ertappt worden. „Sie sind im Irrtum," entgegnete er mit einer fliegenden Röte. „Ich wollte nur sagen — ich meinte nur die Schönheit und Erhabenheit der Bergnatur nach unserem so eng begrenzten Leben daheim — gewiß, ich meinte nichts anderes."

Er nahm rasch, als wolle er jede weitere Erörterung abschneiden, seine Skizzenmappe vom Boden auf und streckte noch etwas scheu und zögernd die Hand hin, die der Professor mit kräftigem Drucke ergriff.

„Ich nehme das als dein Versprechen, daß du vernünftig sein und keine Dummheiten machen wirst," sagte er ernst. „Ich bleibe noch einige Tage hier, wir haben also Zeit, die Sache zu überlegen. Und nun geh' mein Junge."

Siegbert ging und war bald aus dem Gesichtskreise seines alten Meisters verschwunden, der allein im Walde zurückblieb. Noch vor einer Stunde hatte Bertold mit der größten Ent-

Digitized by Google

schiedenheit erklärt, daß er mit seinem ehemaligen Schüler ein für allemal fertig sei, und sich nicht mehr um ihn kümmere, und doch hatte es nur dieser Begegnung bedurft, um ihm zu zeigen, wie sehr ihm Siegbert trotz alledem an das Herz gewachsen war. Er hatte damals schwer genug den Verlust seines Lieblingsschülers ertragen, des einzigen, auf den er wirklich große und bedeutende Hoffnungen setzte, den er fast wie einen eignen Sohn liebte. Sein hitziges Temperament hatte ihn beim Abschiede fortgerissen, sich ein für allemal von dem Ungehorsamen loszusagen, aber der Zorn verrauchte bald genug, und wenn Siegbert eine erneute Annäherung versucht hätte, so wäre er schwerlich zurückgewiesen worden. Aber der junge Mann, verschüchtert und zu Boden gedrückt durch die Vorwürfe seines Lehrers, an dem er mit ganzer Seele hing, von allen Seiten gefesselt und eingeengt durch die Verhältnisse, in die er zurückkehrte, wagte diese Annäherung nicht. Er wußte ja, daß er dem diktatorischen Befehl, sich von den Pflegeeltern loszureißen, nicht nachkommen konnte und durfte. So blieb er denn in scheuer Entfernung, und er und Bertold waren sich beinahe fremd geworden, als der Zufall sie hier zusammenführte.

Der Professor hatte sich auf einen Stein niedergesetzt, um sich die Sache noch einmal gründlich zu überlegen. Dabei fiel sein Blick auf ein Buch von mäßigem Umfange, das halb versteckt im Moose lag, gerade da, wo Siegbert vorhin gelegen hatte, und jedenfalls diesem gehörte. Bertold bückte sich gleichgültig danach, um es an sich zu nehmen; zu seiner Verwunderung aber entdeckte er, daß auch dies kleine Buch Studien enthielt, obwohl der junge Maler seine Skizzenmappe mit sich genommen hatte, und gleich das erste, was ihm in die Hand fiel, war ein lose eingelegtes Blatt, jene Zeichnung, die Adrian Tuchner darstellte. Der Professor betrachtete sie scharf und prüfend und war offenbar überrascht davon.

„Sieh einmal an!“ sagte er halblaut. „Wo hat der Junge diesen prachtvollen Charakterkopf her? Das ist jedenfalls Porträt, aber gar nicht so übel aufgefaßt. Das ist Leben und Ausdruck in jeder Linie etwas — daraus könnte etwas werden!“

Er legte die Zeichnung sorgfältig wieder an ihren Platz und schlug das nächste Blatt um.

„Was soll das heißen? Das ist ja Alexandrine Landeck! Wie kommt Siegbert zu dem Bilde? Sie hat ihm sicher nicht dazu gesessen, sie sagte mir ja selbst, daß er sich fern hält. Er muß das Gesicht rein aus der Erinnerung gezeichnet haben — etwas idealisiert aber sonst ganz vortrefflich aufgefaßt — ich könnte es nicht besser machen! Dabei hat ihn die Wiesenheimer Muse jedenfalls nicht inspiriert, das ist ganz in dem Stile, wie er früher in meinem Atelier zu zeichnen pflegte, aber schülerhaft ist es nicht mehr!“

Er blätterte mit steigendem Interesse weiter. Diesmal aber stutzte er doch ein wenig.

„Wieder Alexandrine? Ah so, diesmal hat er sie im Profil gezeichnet! — Da ist sie nun zum drittenmal! — Der Junge muß eine ganz merkwürdige Vorliebe für dies Gesicht haben: nun es ist allerdings schön genug, um einen Maler zu fesseln. — Warum hat er mir denn diese Blätter nicht gezeigt, er muß doch wissen, daß sie sich sehen lassen können!“

Das Buch wurde jetzt einer sehr sorgfältigen und gewissenhaften Prüfung unterzogen. Als sich aber auch auf dem vierten, fünften und sechsten Blatte immer wieder dieselbe Gestalt zeigte, in den verschiedensten Auffassungen und Situationen, bald wie ein Märchenbild aus phantastischen Blumengewinden hervorblickend, bald als Bergfee auf Felsen thronend, bald aus den Fluten eines Waldsees emportauchend, aber immer unverkennbar Alexandrine Landeck in ihrer ganzen fesselnden Schönheit, da begann dem Professor ein Licht aufzugehen.

„Also so steht die Sache!“ sagte er langsam. „Das war es, was ihm im Kopfe steckte und darum ging ihm auf einmal die Schönheit der Bergnatur so überwältigend auf. Ich scheine da sein geheimes Archiv entdeckt zu haben, das er den bürgermeisterlichen Augen verborgen hält. Die Entdeckung wollen wir uns doch zu nutze machen!“

Er steckte das Buch zu sich und knöpfte den Rock zu. Kaum hatte er es in Sicherheit gebracht, als Siegbert zurückkehrte, sehr eilig, sehr aufgeregt und mit ganz erhitztem Gesicht.

„Sie verzeihen, Herr Professor — ich habe etwas im Walde verloren, wahrscheinlich ist es hier zurückgeblieben. Sie haben doch nichts gefunden?“

„Nicht das Geringste,“ log der Professor in großer Gemütsruhe. „Was hast du denn verloren?“

Digitized by

„O, nichts von Bedeutung, ein kleines Buch, das ich gewöhnlich bei mir trage. Es enthielt nur wertlose Skizzen."

„So?" meinte Bertold und sah mit heimlicher Schadenfreude zu, wie der junge Maler in steigender Unruhe die ganze Umgebung nach den „wertlosen Skizzen" durchsuchte.

„Du wirst es auf dem Wege verloren haben," sagte er endlich. „Ich werde dir suchen helfen, wir müssen ohnehin nach dem Hotel zurück." Damit ergriff er den Arm seines Schülers und schleppte ihn mit sich fort, ganz ungerührt von der sichtbaren Pein und Verlegenheit des jungen Mannes, der keine Ahnung davon hatte, daß sein so angstvoll gesuchtes „geheimes Archiv" gemütlich neben ihm herwanderte. Der Professor machte sich leider gar kein Gewissen daraus, es zu unterschlagen.

* * *

Es war am Nachmittage desselben Tages. In dem kleinen Bergorte, der in unmittelbarer Nähe des Fremdenhotels lag, fand heute das alljährliche Festschießen statt, zu dem die Bevölkerung der ganzen Umgegend herbeiströmte. Aber auch viele der Fremden waren erschienen, denen das Volksfest eine willkommene Abwechselung und Unterhaltung versprach. Der festlich geschmückte Ort bot in der That ein lebendiges und farbenreiches Bild. Die Menge der Landleute in ihren verschiedenen Trachten, das fortwährende Auf- und Abwogen, das jeden Augenblick neue, oft charakteristische Gestalten zeigte, das ganze laute und bunte Leben eines solchen Festes waren ebenso neu als anziehend für die Städter. Jetzt, gegen Abend, war das eigentliche Schießen zu Ende. Das Knallen und Jubeln auf dem Schießplatze verstummte und dieser leerte sich mehr und mehr. Desto lebhafter ging es im Orte selbst zu, wo alles sich zusammendrängte und wo Einheimische und Fremde, Städter und Landleute durcheinander wogten.

Mitten durch das fröhliche Getümmel zog der Herr Bürgermeister Eggert mit seiner gesamten Familie. Als erster Würdenträger von Wiesenheim war er es gewohnt, sich bei den heimischen Festen leutselig zum Volke herabzulassen und fühlte sich verpflichtet, das auch hier in der Fremde zu thun. Leider aber verunglückte er hier gänzlich mit seinen Leutseligkeitsversuchen, denn einerseits verstand er den Dialekt der Bergbewohner nicht, andrerseits konnten diese sich in seine Anschauungs- und Ausdrucksweise durchaus nicht finden. Trotzdem forderte er seinen Pflegesohn fortwährend auf „Studien" zu machen, wobei er jedoch nicht ermangelte, ihm dieselben bis in das Detail hinein vorzuschreiben.

„Sieh dir diese Erscheinung an Siegbert," sagte er, auf ein hübsches, etwas derbes Bauernmädchen weisend, „die Studie solltest du dir nicht entgehen lassen. Dies Mädchen als Hirtin hoch oben auf einer einsamen Alm, mit schwermutsvoller Sehnsucht in die Ferne blickend — im Hintergrunde eine Sennhütte mit lieblich weidenden Kühen und einigen Lämmern — dazu Abendrot, Alpenglühen und abziehendes Gewitter — das müßte ein Bild werden: Ein Bild, mit dem du auf der nächsten Ausstellung alle übrigen schlügst!"

„Aber Papa, die Hirtinnen pflegen gewöhnlich nicht mit schwermutsvoller Sehnsucht in die Ferne zu blicken," warf Siegbert ein, „und diese wird es nun vollends nicht thun. Das Gesicht des Mädchens ist, wenn auch hübsch, doch gänzlich unbedeutend und nichtssagend."

„So idealisiere es!" rief Eggert, beleidigt durch den Widerspruch. „Ein Künstler kann das, muß das können. Er muß es verstehen, die rohe Wirklichkeit zu veredeln und zum Ideale zu erheben. Aber du scheinst mir sehr wenig Lust dazu zu haben! Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste beabsichtigst, statt einer unschuldsvollen Hirtin das Banditengegesicht dieses Adrian Tuchner für eines deiner Bilder zu benutzen, sonst würde ich —"

Er hielt erschrocken inne und prallte drei Schritt zurück, denn er sah urplötzlich das „Banditengesicht" unmittelbar vor sich. Es war Adrian selbst, der vor ihm stand und scharf fragte:

„Was soll's, Herr Bürgermeister?"

„O nichts," beeilte sich dieser zu versichern, „durchaus nichts, lieber Tuchner! Ich rief Sie nicht."

„Ich hörte nur meinen Namen," sagte Adrian und da wollte ich mich doch melden. Wenn Sie etwas von mir wollen — da bin ich!"

Seine Augen, die halb verächtlich und halb drohend auf dem kleinen Mann ruhten,

Digitized by Google

verrieten, daß er die Aeußerung gehört hatte. Das schien auch dem Bürgermeister klar zu werden, denn er retirierte schleunigst hinter Siegbert, den er als Schutzwehr gegen etwaige Angriffe des Gefürchteten betrachtete. Das erwartete Attentat unterblieb aber für diesmal, denn gerade jetzt erschienen die Musikanten, von einer jubelnden Kinderschar begleitet und ihnen folgte die ganze Schar der Tanzlustigen. Während sie sich ihren Weg durch die Menge bahnten, gab es ein allgemeines Drängen und Stoßen und dabei wurde Siegbert von den Seinigen getrennt. Als der Zug vorüber war, war auch der Herr Bürgermeister mit Frau und Tochter verschwunden, wahrscheinlich hatten sie sich dem Strome angeschlossen, der nach dem Wirtshause zog.

Siegbert gab sich nun allerdings keine besondere Mühe, die Verlorenen wieder aufzufinden. Er atmete unwillkürlich auf, als er sich allein sah und wandte sich zu Adrian, der an seiner Seite geblieben war und jetzt forschend sagte:

„Sie müssen es wohl büßen bei dem Herrn Vater, daß Sie mich gezeichnet haben? Wenn ich Ihnen zur Last bin, so sagen Sie es nur frei heraus, Herr Siegbert. Ich gehe schon!"

„Nein, mein Adrian," entgegnete der junge Mann rasch, denn er fühlte die Bitterkeit in diesen Worten. „Ich freue mich, Sie zu treffen, ich wollte Ihnen ohnehin meinen Glückwunsch sagen. Wir hörten es schon vorhin, daß Sie den Preis bei dem heutigen Schießen davongetragen haben und der unbestrittene Sieger geblieben sind."

Adrian warf mit der ihm eignen trotzigen Bewegung den Kopf zurück.

„Ja, ich denke, ich habe es den anderen gezeigt, daß der Tuchner sie allesamt meistert, wenn es aufs Treffen ankommt!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Auswanderers Heimweh.

Von

Emanuel Geibel.

Weh mir, daß ich vom Wahne
Mein Herz verführen ließ,
Der über'm Ozeane
Mir eitel Glück verhieß!
Ich dachte zu finden Gold wie Spreu
Und Freiheit weit und breit,
Nun hab ich gefunden nichts als Reu;
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst du so weit!

Sie sind wohl klug hier hüben
Und rüstig zum Gewinn;
Doch Freuen und Betrüben
Hat Alles andern Sinn.
Im Lärm und Qualm der großen Stadt
Wer rät mein einsam Leid'
Ich bin wie ein verwehtes Blatt;
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst du so weit!

Ich sah ein Schiff im Hafen,
Gen Aufgang nahm es Fracht.
Da konnt ich nimmer schlafen
Die lange bange Nacht.
Gedenken mußt ich fort und fort
An meine junge Zeit
Und an mein trotzig Abschiedswort.
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst du so weit!

Nun laubt wohl just die Linde
Dort an der Mühl' im Thal,
Wo mit dem schönsten Kinde
Ich Rast hielt tausendmal.
Und tiefer, tiefer den Bach hinab
Am Kirchlein blühn zur Zeit'
Die Veilchen auf der Mutter Grab.
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst du so weit!

Ach, dürft am Berg ich wieder
Dort hinter'm Pfluge gehn,
Vom stillen Waldhang nieder
Den Rauch der Hütten sehn;
Wie wollt ich schaffen unverzagt
Und abthun Sorg und Leid!
Nun sterb' ich hier, Gott sei's geklagt!
O Deutschland,
Deutschland, wie liegst du so weit!

(Stuttgart 1844)

Digitized by Google

Der Karneval in Paris.

Von

Theophil Zolling.

Wir saßen, ein Dutzend Journalisten, im Café de Suède, dem bekannten Stelldichein der Pariser Herren von der Presse. Die einen lasen die Zeitungen und tranken dazu den mit Wasser verdünnten Kaffee, den militärischen „Mazagran", die anderen spielten eine Partie Bakkarat oder Domino; wieder andere schrieben telegraphische Berichte oder gar einen Artikel, zu welchem sie die Begeisterung aus einem Glase Absynth holten. Ich unterhielt mich mit einigen plaudernd rauchenden Kollegen und warf ab und zu einen Blick auf die Straße. Draußen wogte ein dichter gelber Nebel über dem Boulevard, und die eilfertigen Fußgänger flogen wie phantastische Silhouetten durch den dunstigen Qualm. Manchmal trat eine vermummte Gestalt in den Saal, schälte sich fröstelnd aus der Umhüllung von Mantel, Halstuch und Ueberschuhen und griff hastig nach dem siedenden Grog, den der weißbeschürzte Kellner herbeibrachte. Hie und da überströmte wohl ein blutroter Wiederschein das ganze Gemach: er rührte von der Fackel eines Stadtsergeanten her, der draußen für die Kutscher und Fußgänger die Finsternis erhellen mußte.

„Quel sale temps!" rief einer von uns mit einem herzhaften Fluche.

„Und welch ein sauberer Karneval!" fügte ein anderer ironisch bei. „Und da fand sich noch ein geistreicher alter Pariser, der abgeschmackt genug war, in seinem Feuilleton dem ersten Kostümierten, der sich heuer auf den winterlichen Boulevards zu zeigen wagte, einen überschwenglichen Hymnus zu widmen!"

Der kleine, dicke Charles Monselet, der humorvolle Feuilletonist, warf seinen breiten Kapuzinerkopf zurück, und seine klugen Aeuglein blitzten kriegslustig hinter der silbernen Brille; er hatte die Anspielung verstanden und antwortete pikiert:

„Ich ehre jeden Mutigen!"

„Ma foi!" rief ich, „es braucht wirklich Kourage, um noch Freude am Maskenscherz zu haben, dieweil der Winter mit nie empfundener Kälte unser Paris heimsucht und das sogenannte Quartal der Freude statt tollen Mummenschanzes erfrorene Kinder und verhungerte Greise zeigt. Auch ich hätte, wie Monselet, die erste Maske gegrüßt, aber etwa so, wie ich den Hut vor einem Leichenwagen ziehe".

„Denn es scheint vom Opernball bis zur Morgue", fiel ein anderer ein, indem er auf ein Morgenblatt wies, „bloß noch ein Schritt zu sein. Da lesen Sie!"

Monselet griff nach der Zeitung und las mit halblauter Stimme folgendes vor:

„Gestern zog man unweit des Pont-Neuf den Leichnam eines Mannes aus der Seine, der das Kostüm eines Chicard trug. Die Leiche wurde in der Morgue ausgestellt und dort als die eines Herrn H. M . . . ., seines Zeichens Tänzer, wohnhaft Rue de Nantes 232. agnosciert. Die Untersuchung ergab, daß der Unglückliche noch am Vorabend seines Todes auf dem Opernball gewesen. Das Elend scheint ihn zu diesem verzweifelten Schritte getrieben zu haben".

Ein Augenblick der Rührung folgte dieser Vorlesung.

„Armer Chicard! Armer Pariser Karneval!" rief Monselet nach einer Weile. „Entschieden, sie sind alle beide unwiderruflich dahin. Unser Fasching siechte lange dahin, und weil sich keine Tänzer und Masken mehr fanden, so kam man auf die krasse Idee, aus dem Vergnügen ein Gewerbe zu machen und eine Quadrille zu mieten. Früher fiel das keinem Menschen ein. Die Griechen und Römer amüsierten sich nach demselben Programme, wenn auch besser, wie wir. Der Falerner in goldener Schale schmeckte mindestens so gut, wie unsere Veuve Clicquot in beeister Flasche. An der Via Appia, dritte Seitengasse rechts, wenn man vom Forum kommt, war ein Ballhaus ungefähr im Stil von Mabille oder Bullier, wo römische Stutzer und kräftige Gladiatoren herzhaft mit lebenslustigen Mädchen und Frauen zu tanzen pflegten. Ja, damals brauchte man keine gemieteten Tänzer, das wissen wir aus unserem leichtfüßigen Horaz!"

„Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus! . . ."

„Assez! Assez!" ertönte es von allen Seiten. Der gelehrte Leitartikler des „Moniteur", der bei bloßer Nennung eines Klassikers von den antikſten Citaten überströmt, schwieg betroffen still und begnügte sich damit, den

Digitized by Google

Rest der berühmten Ode vor sich hin zu flüstern und mit heftigen Armbewegungen zu begleiten.

„Meine Kinder," fuhr Monselet fort, indem er sich in voller Behaglichkeit die feisten Wangen rieb, so daß die Stoppeln seines rasierten Bartes zu knirschen begannen, „der antike und mittelalterliche Mensch wußte wohl, warum er sich verkleidete. Er wollte den ihm gesellschaftlich, geistig oder körperlich Ueberlegenen nachäffen und lächerlich machen. Seine Maske als König, Ritter, Magistratsperson, Senator, Akademiker bedeutete die Ironie, Parodie, Satire, Rachsucht der Unterdrückten, Ungebildeten oder Verwachsenen. Heutzutage verschmäht die langweilige Gleichheit des Kostüms jede Verkleidung. Man ist lieber sein wertes Ich, als ein anderer zu scheinen."

„Und doch liegt die Freude am Mummenschanz tief in der menschlichen Natur", fiel jetzt eine feine Stimme ein. Ich wendete mich um; es war Théodore de Banville, der phantasievolle Feuilletonist des „Gil Blas", der formgewandte Lyriker und ewige Akademie-Kandidat. „Die Kinder verkleiden sich als große Leute, und die Wilden tätowieren und schmücken sich mit Federn, um dem Vogel gleichzusehen, von dem sie so gerne das Fliegen lernen möchten. Auch wir Dichter kostümieren uns gern, um vor der Plattheit der Realität und in ein märchenhaftes Land der Poesie zu entfliehen. Der Abscheu vor dem Frack gab Théophile Gautier den Gedanken ein, die berüchtigte rote Weste zu tragen, womit er in der ersten Aufführung von Viktor Hugos ‚Hernani' selbst die ruhigsten Zuschauer in Schrecken versetzte."

„Sicher ist, daß nur die Maler sich zu kostümieren verstehen, denn der farbenharmonische Sinn wird doch nur im Atelier ausgebildet," meinte ein Kunstkritiker, der gleichwohl alljährlich die Maler des „Salon" herunterzureißen pflegt.

„Gewiß," lispelte Banville, „und ich halte dafür, daß nur der Orient schöne Kostüme hat."

„Besonders die Kümmeltürken!" rief Monselet lachend. „Wie ich sehe, sind auch Sie, mein lieber Banville, der Meinung des maliziösen Roqueplan, der dem in Kostümiernöten schwebenden Philister den Rat gab, ja keine andere Verkleidung zu wählen, als die eines Ball-Muselmans; denn die breiten Kalikohosen, das Bildnis der Frau Sonne auf dem Buckel und der mondgekrönte Turban, den man wie eine ordinäre Angströhre lüpfen könne, seien über die Maßen kleidsam — und billig, dieweil die ganze Vermummung beim Verleiher bloß fünfundzwanzig Sous kostet."

„Das ist ja gerade der Fluch des Gefälligen, daß es nur zu bald populär, alltäglich und gemein wird. Aber zur Zeit der Pompadour wurde die farbige Welt des Morgenlandes sozusagen entdeckt. Es galt damals für eine phantastische Traumwelt, und die bunten orientalischen Flicken erfreuten sich am Hofe der größten Beliebtheit. Die hohen Damen, deren barocke Bauschröcke à la pannier und Turmcoiffuren jede lebendigere Liebesszene unmöglich machten, stiegen gleichsam vom Piedestal der Etikette und Mode herab und mischten sich in der kleidsamen, bequemen Tracht wie gewöhnliche Sterbliche, ins Gewühl der Maskenfeste."

„Aber Sie verzeihen, liebe Kollegen," rief jetzt ein Reporter des „Figaro" hinter seiner Pfeife hervor, „ich bin ein in mein Zeitalter verliebter Mensch. Offen gesagt, ich bezweifle, daß unser Fasching ehedem heiterer und großartiger war."

„Gestatten Sie mir," antwortete Monselet, „daß ich Ihnen sage, was der Pariser Karneval vor beiläufig vierzig Jahren bedeutete, und Sie werden dann urteilen, ob man von einem Verfall sprechen kann. Die Faschingsfreude kündigte sich schon damals durch die Ausstattung der Maskenleihanstalten an, deren Schaufenster sich mit bunten Kleidern und Dominos füllten, die wie die Frauen von Ritter Blaubart zierlich aufgehängt waren. Der Gamin von heute bläst sich am Fastnachtstage die Lungenflügel lahm, um ein zerbrochenes Posthorn zu reizen; leider verschließt er sich dabei nicht in sein Kämmerlein, sondern lümmelt den ganzen Tag durch die ganze Stadt, so daß sich gut drei Vierteile der Bewohnerschaft abends mit heftigem Kopfweh zu Bette legen. Früher blies der Pariser Taugenichts das menschlichere Cornet à bouquin, welche Kunstproduktion im Vergleiche zur heutigen Posthornqual ein Ohrenschmaus war. Vor zehn Jahren hörte ich das Kornet zum letztenmal, aber es klang bereits melancholisch; es hatte schon damals nicht mehr den Mut seiner Meinung. Indem ich nebenbei bemerke, daß ich auch den Fasten-Jagdhornisten, die in

Digitized by Google

schmutzigen Jacken, hohen Stiefeln und weißen Hosen aus der Giftbude eines Weinhändlers heraus ihr weithin schallendes, dissonanzenreiches Halali blasen, als einer berechtigten Eigentümlichkeit nicht ganz gram bin, will ich ein Wort über die Festzüge verlieren, die seit Jahrzehnten nur noch in der Provinz in althergebrachtem Pomp abgehalten werden. In Paris, wo die Zirkulation auf den Straßen nicht gestört werden darf, ist der sogenannte Kortège dermalen ganz heruntergekommen. Einige Kleidermagazine geben als Mittel zur Reklame die bunten Wagen her, worauf in lächerlicher Verkleidung die Königinnen der Waschanstalten mit nackten Schultern und blaugewalkten Händen thronen. Es ist kläglich."

Einige „C'est ça!" ließen sich zustimmend vernehmen. Der unterhaltende Sprecher fuhr fort:

„In den monita secreta des Karnevals nehmen die Maskenbälle die erste Stelle ein. Aber welch ein Unterschied gegen früher! Während der Restauration ging sogar der Hof mit gutem Beispiel voran. Als Walter Scott nach Paris kam, gab die Herzogin von Berry eine Redoute, auf der die Maskentypen ausschließlich aus den Romanen des berühmten Gastes geschöpft waren. Quentin Durward tanzte mit Luzia von Lammermoor, der Antiquar mit Amy Robsard, Kenilworth mit der ‚Braut'. Reservierter ging es unterm friedlichen Regenschirm Louis Philipps her, wo die sittenstrenge Königin Marie Amélie nichts von Hofbällen wissen wollte. Umsomehr tanzte man bei den Prinzen, auf deren Kostümfesten Horace Vernet Zeremonienmeister war. Die fünf Söhne des Königs verkleideten sich alle. Auch unterm zweiten Kaiserreich waren die Maskenbälle noch beliebt; auf einem derselben erschien die Regentin als Dogaressa in herrlichem Brokatkleide und mit Perlen und Rubinen in ihrem echt venezianischen Goldhaar. Veronese hätte seine Freude daran gehabt. Heute haben wir nur noch die bürgerlichen Maskenscherze, wobei unglückselige Notare schnupfend und melancholisch den spanischen Mantel tragen, zu welchem die Etikette sie verurteilt. Ach, der Philister stirbt nicht aus!"

„Gewiß langweilte man sich noch nie so sehr, als jetzt in unserer ‚athenienſischen' Republik," rief spöttisch ein Mitarbeiter des reaktionären „Pays".

Das ließ sich der Theaterreferent des „Voltaire" nicht gefallen; er warf seine Karten auf den Tisch und rief dem Unterbrecher zu:

„Es ist natürlich, daß sich die Herren Imperialisten, Legitimisten und Ultramontanen unter einem republikanischen Regiment langweilen, denn . . ."

„Pas de politique!" rief es plötzlich von allen Seiten.

Der Wirt und einige Kellner kamen beschwichtigend herbei, und mehrere Neugierige machten Chorus. Es sah einen Augenblick danach aus, als ob es zu einem Streit kommen sollte, aber der Wirt kannte sein lebhaftes Publikum besser.

„Nur nichts von Politik, meine Herren!" rief er lachend.

„Was? Nicht einmal politisieren dürfen wir? Worin unterscheiden wir uns dann vom unvernünftigen Tiere?" rief der Mann vom „Pays", ein heißblütiger Corsikaner, und fuchtelte wütend mit den Armen in der Luft.

„Durchs Zahlen!" gab der Wirt zurück, und seinen Witz belohnte ein vielstimmiges Gelächter, in welchem alle Hitze des Wortwechsels verschwand. Aber der Corsikaner gab sich noch nicht zufrieden; zwar ergriff er seine Karten wieder, aber er erhob gleichwohl seine Stimme zum Protest.

„Ich habe doch recht;" rief er, „und Monselet wird es Euch gleich sagen, was die Opernbälle ehemals waren und was sie heute sind!"

„Ja, die Opernbälle von einst!" rief Schalk Monselet voll pathetischen Stolzes. „Diese Feste in dem niedergebrannten Opernhause an der Rue Lepelletier, wie sie vor vierzig, dreißig und sogar noch vor zwanzig Jahren sich abspielten, vermochten das Genie des Karikaturisten Gavarni zu begeistern und die ganze große Stadt auf Wochen hinaus mit Witz und Gelächter zu erfüllen. Der pariser Esprit hatte hier seine einzige Freistätte; die französische Fröhlichkeit, die von Rabelais stammt und sich wie ein Erbteil in unsere Zeit des rohen Naturalismus herüberretten wollte, schlug dort ihre letzte Lache auf; den Maskenscherz und die Intrigue von damals spiegeln noch heute die lebensfrohen Romane der Vierziger-Jahre wieder. In den kleinen dunklen Logen tummelte sich alles, was Paris an Eleganz, Schönheit und Geist hatte, denn damals war es in den höchsten Kreisen Mode, sich auf

Digitized by Google

den Opernbällen zu „encanaillieren.“ Man behauptet sogar, daß sich die diplomatische Welt durchgängig einfand. Nebenbei gesagt, kann ich mir freilich Papa Thiers oder gar Onkel Guizot auf dem Opernballe nicht gut vorstellen. Die Couloirs waren eng und dunkel, aber voll Gedräng, Geschrei, blitzender Augen und schimmernder Schultern. Lustige, schreiende Masken, schöne Satindominos wirbelten durch die dahinschwebende Menge; denn jedermann kam, um zu tanzen, zu scherzen und — zu herzen. Schöne Masken wurden verfolgt und geneckt oder gar unter tollem Gelächter demaskiert und geküßt. Die Witzfunken sprühten durch die brausende Luft und entzündeten allerwärts neue Raketenfeuer des Humors. Tausend pikante Abenteuer winkten im Sale, auf den Treppen oder nachher im verschwiegenen Cabinet particulier. Das Prototyp des Opernballes war ein stets beschwipster Engländer, der um jeden Preis von sich reden machen wollte und als „letzter Edelmann“ tausend tolle Streiche auf Kosten seines Vermögens und seiner Gesundheit verübte. Infolge eines unerklärlichen Mißverständnisses hielt man diesen tollen Prinzen Karneval für den Lord Seymour, der vergeblich gegen diesen Irrtum protestierte. Das Ganze war ein Hexensabbat unbändiger Lebenslust.“

„Und heute?“ rief triumphierend der Corsikaner.

„Heute ist das alles verändert. Der Genius der Freude wollte nicht aus dem alten Opernhause ins neue übersiedeln, obgleich es viel prächtiger und geräumiger ist und ein herrliches Treppenhaus hat, das allein Hunderttausende anzuziehen und sämtliche Direktoren zu bereichern vermag. Auch das Publikum ist ein anderes. Viele Fremde und Provinzler trifft man da, gar keine Aristokraten und nur einige Pariser, die sich auf dem ersten Balle langweilen und dann die drei folgenden in der trügerischen Hoffnung besuchen, am Ende doch noch entschädigt zu werden. Natürlich finden sich auch hier die bekannten häßlichen alten Damen, die unterm Schutz der Maske ein letztes Abenteuer erleben wollen; dann die mehr oder minder jungen Mädchen, die, den Kopf voller Romane, eine Bruderseele fürs Leben zu ergattern hoffen, und dann eine unendliche Zahl von freigebigen Schönheiten, die den Ball besuchen, um folgenden Tages die Wäscherin bezahlen zu können. Das Ganze ist ein ermüdender Lärm. Doch fehlt es keineswegs an Pracht, an Tugend, an Schönheit, an Liebe, an Geld — letzteres in den Taschen der Herren und in den Träumen der Damen. Und an Musik erst recht nicht, denn es sind sogar zwei Orchester da, als ob der Lärm auch die Freude verdoppeln sollte ... Die Charaktermasken bestehen unabänderlich aus Chicards, Debardeurs, Milch- und Wäschermädel; namentlich ist letzteres Kostüm allgemein beliebt, denn es gehört dazu eine Sparbüchse, die man augenzwinkernd den Herren hinhält. Ja der Fasching ist ein Privilegium zur Bettelei geworden! In den Logen sieht man fast keine Zuschauer. Die Herren erscheinen fast ausnahmslos in Frack und weißer Krawatte, denn man geht heutzutage nicht auf den Opernball, um zu tanzen, sondern um tanzen zu sehen. Seit einigen Jahren kommt alljährlich irgend ein berühmter Kapellmeister eigens von Wien — bald Strauß, bald Fahrbach — und Blech und Kontrabaß sind entfesselt. Aber o Jammer! Alle Harmonie vermag niemanden zu begeistern, obgleich ab und zu ein Tänzer das herkömmliche Losungswort der Freude: „Ohé! les autres!“ ruft, das ohne Echo bleibt. Kurz, mit Ausnahme einiger naiver Provinzler und bezechter Studenten tanzen nur die bezahlten Ritter der offiziellen Fröhlichkeit, die um bares Geld eine tolle Orgie — parodieren ... die Kollegen des ertrunkenen Chicard, unheimliche Hanswurste, Holbeinsche Totentänzer! Manchmal kommt wohl ein Stutzer, der eben im Cercle einige Louis gewonnen, und wirft der besten Cancaneuse für ihre bezahlten Verrenkungen eine Banknote zu. „C'est le gros X!“ heißt er dann zu seinem Ruhme, „a-t-il du chic cet animal-là!“ Ueberhaupt ist der Witz von erschreckender Qualität. Man neckt eine schöne Maske und erhält etwa zur Entgegnung ein Schimpfwort. Jedes Abenteuer fängt mit einer Lizitation an und hört mit einem Fluch auf. Und merken Sie wohl, meine Herren, diese Langeweile herrscht nicht nur in unserem Opernhause, sondern bis hinunter zum Vorstädtischen Maskenballhaus! Sogar bei Bullier, der ehemaligen Closerie des Lilas, wo doch leichtblütige Studenten und Grisetten das Stammpublikum bilden, finden sich die schrecklichen Ritter vom bezahlten Faschingsjubel mit ihrem bestellten

Digitized

Cancan! Kurz, unsere Faschingsnarretei ist so bescheiden, daß man ohne Grauen den Aschermittwoch herannahen sieht und kaum nötig hat, das Haupt mit Asche zu bestreuen."

In diesem Augenblicke trat grüßend eine hohe militärische Figur von draußen in den Saal, warf den Mantel auf einen Stuhl und setzte sich mit kurzem Gruße an unseren Tisch.

„Woher kommen Sie, Pierre Véron?" fragte man den Ankömmling, — den geistsprühenden Redakteur des „Charivari" und „Journal Amusant."

„Von der Rue de Nantes 232."

„Wie? Von der Wohnung des ertrunkenen Chicard?!"

„Ja."

„Wir lasen soeben die Notiz über seinen Tod."

„Interessierte dich der Verunglückte so sehr?"

„Ich war letzten Sonnabend auf dem Opernballe. Unter den bezahlten Tänzern bemerkte ich einen kleinen, mageren, traurigen Menschen mit seltsamem Blick, überragt von einem riesenhaften Federbusche, der auf seinem Blechhelm steckte. Seine Augen starrten ins Leere und schienen nichts zu sehen. Von Zeit zu Zeit lüpfte er seine lächerliche Kopfbedeckung und strich sich mit einem unaussprechlichen Schmerzensausdruck über die Stirne, indem er unverständliche Worte lallte. Er erblickte mich und trat auf mich zu. „Wie viel Uhr ist's?" fragte er schüchtern. — „Drei Uhr." — „Noch eine halbe Stunde!" seufzte er, „um so besser!" Jetzt gab das Orchester das Signal. Er zuckte jäh empor, stieß einen rauhen Schrei aus und stürzte sich, mühsam hüpfend, in das wüste Durcheinander des Cancans. Während des Restes der Nacht zeigte mir der Traumgott noch einmal diesen tragischen Narren, der mich im Opernsaale frappiert hatte. Heute las ich von dem ertrunkenen Chicard. ‚Er ist's!' sagte ich zu mir."

„Und er war's?"

„Gewiß. Ich sah ihn noch in der Morgue, nackt auf dem Marmortisch unterm kalten Wasserstrahle. Seine Augen starrten noch immer ins Leere und seinen Mund umspielte es fröhlich . . . Das bezahlte Lächeln verließ sogar den Toten nicht. Ueber ihm hingen seine Kleider und der Blechhelm mit dem wehenden Federbusch. Der Beamte der Morgue gab mir die Adresse seiner einstigen Wohnung. Ich wollte die Spur bis ans Ende verfolgen und fuhr hinaus nach der Rue de Nantes. Der Portier erzählte mir von dem Chicard. Er war als Student nach Paris gekommen. Eine kleine Erbschaft fiel ihm zu; Müßiggang und Laster traten an die Stelle der Arbeit. Bald blieb ihm nichts mehr übrig. Er ließ sich also in ein Bataillon bezahlter Tänzer aufnehmen und cancanierte drei Jahre lang für die offizielle Freude. Nebenbei lebte er von allerlei Kniffen und Pfiffen, sank immer tiefer und verkam endlich in Trunksucht. Eines Tages erfuhr er, seine Mutter — eine gute Alte, die er vergessen hatte — sei im Heimatdorfe seinetwegen aus Gram und Schande gestorben. Eine Woche später tanzte er seinen letzten Pas über die Brüstung des Pont-Neuf. Das übrige wissen Sie."

Wir schwiegen.

„Ich aber weiß," fuhr Pierre Véron nachdenklich fort, „daß es ein- für allemal aus und vorbei ist mit Eurem traurigen Pariser Karneval, und daß ich nie wieder auf einen Opernball gehe. Die elenden Tänzer und Tänzerinnen würden mich mehr betrüben, als der Anblick lustiger Leichenbitter und Totengräber. Der Opernball würde mir wie ein Vorsaal zur Morgue erscheinen. Ich müßte mich immer fragen: Welcher von diesen Narren wird nachher ins nasse Bett des stillen Stromes schlafen gehen? Nein, man sieht mich nicht wieder auf einem Opernballe."

„Wäre ich reich," versetzte nach einer Pause Théodore de Banville, indem er Hut und Stock ergriff, „ich ginge zum Karneval nach Rom, um dort zu lieben . . ."

„Und ich nach Venedig," sagte Monselet, „um dort zu lachen . . ."

„Und ich nach Wien," schloß ich, „um dort zu tanzen."

Digitized by Google

Die heutige Polarforschung.

Von

Moritz Lindeman.

Das von den Geographen sogenannte „Zeitalter der Entdeckungen“ liegt weit zurück in der Geschichte, doch könnte man mit einigem Recht die Gegenwart als eine neue Aera der Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde bezeichnen. Denn es gibt jetzt wohl kaum ein Feld des Wissens und geistigen Strebens, das vielseitiger und zugleich gründlicher bearbeitet wird als das geographische. Dabei offenbart sich ein friedlicher Wetteifer unter den Kulturnationen, der einen wohlthuenden Gegensatz zu den sozialen und politischen Kämpfen unserer Tage bildet. In allen Zonen mühen sich unerschrockene Reisende, als Pioniere der Wissenschaft unsere Kenntnis von der Erde und ihren Bewohnern zu bereichern, die Tiefen der Ozeane werden erforscht und zu keiner Zeit ist wohl die geographische Litteratur so massenhaft an vielseitigem Stoff gewesen, wie heute. Besonders die kartographische Darstellung hat gewaltige Fortschritte gemacht, bei der Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel ist der Preis guter Karten so gesunken, daß sie ungefähr einem jeden zugänglich sind und namentlich auf die Vertiefung und Bereicherung des geographischen Unterrichts wesentlich einwirken. Auch in der Vermehrung der Zahl und des Mitgliedbestandes der geographischen Vereine bekundet sich das steigende Interesse an der Förderung der Länder- und Völkerkunde.

Zwei große Gebiete sind es, die das Trachten nach räumlicher Erweiterung unseres geographischen Wissens besonders anziehen: das Innere von Afrika und die Polarregionen.

Wenn man sich eine annähernd richtige Vorstellung von der Welt der Erscheinungen machen will, welche den Reisenden in der Polarregion umfängt, so mag man sich im Geiste in die

Digitized by Google

Alpen- und Gletscherszenerie versetzen: Hier wie dort ewiges Eis, Firn und Schneefelder, gewaltige Felsen, wunderbare Lichteffekte, eine kümmerliche Vegetation ähnlicher Art, eine menschenleere Einöde. Während aber hier der kühne Wanderer, nachdem er den Aufstieg glücklich vollendet und seinen Fuß auf die Spitze des ersehnten Kegels gesetzt hat, bald wieder

Polarkarte.

zurückkehrt zu den grünenden Matten, den lieblichen Thälern, die sein Auge von da oben noch erschaute, sind Ziele und Wege des Polarfahrers ganz andere, umfassendere, sie fordern ein Leben voll Anstrengungen, Leiden und Entbehrungen, in düstrer Winternacht, umtost von Stürmen, fern der lieben Heimat, von der ihn das weite wilde Eismeer trennt. Lustig im goldenen Sonnenlicht flattert die Flagge vom Mast des guten Schiffs, das die Anker lichtet zur ungewissen Fahrt ins Nordmeer; vom tausendstimmigen Zuruf der versammelten Menge begrüßt, verläßt es den schützenden Hafen des heimischen Gestades. So war es am 15. Juni 1869 in Bremerhaven, wo unter den Augen unseres Kaisers Wilhelm und seiner Paladine die

Digitized by Google

Deutſche Nordpolexpedition ausging. So auch begrüßten vor drei Jahren am goldnen Thor Kaliforniens zahlloſe Zuſchauer die „Jeannette“ [1]), jenes Schiff, das Herr Bennett, der Eigentümer des „New York Herald“, ausſandte, um den Nordpol zu entdecken. Und im Juli v. J. bot die Reede von Kopenhagen ein ähnliches Schauſpiel, als die Däniſche Nordpolexpedition ausging, um im Norden von Sibirien neue Länder zu finden. Wir wiſſen jetzt, wie verhältnismäßig winzig die geographiſchen Erfolge der Einen, wie unſäglich groß die Gefahren, Verluſte und Beſchwerden der Anderen waren: dort und hier wurden Schiffe im Eiſe zertrümmert. Dieſe retteten ſich in Böten oder indem ſie auf dem Treibeis zu bewohnten Stätten

„Jeannette“ im Packeis.

gelangten, andere ſind verſchollen; einige öde Inſeln wurden entdeckt, die Eismeerküſte ein Stück weiter nach Norden verfolgt. Wird das Schickſal des tapferen däniſchen Marineleutnants Hovgaard und ſeiner Gefährten ein beſſeres ſein? Allem Anſchein nach hat er ſein erſtes Ziel, die Nordküſte Sibiriens, nicht erreicht und überwintert mit dem Dampfer der niederländiſchen Polarſtation im Eismeer.

Der Zug des Kulturmenſchen, die Geheimniſſe der Natur zu ergründen, zeigt ſich ganz beſonders ſtark, ja bei ſo vielen Täuſchungen und Mißerfolgen unverwüſtlich und unwiderſtehlich bis auf unſere Tage in den Polarreiſen und Forſchungen. Im Dunkel des Mittelalters waren es Wagemut und Luſt zu Abenteuern, auch wohl eine Art kindlicher Wißbegier, welche zu den erſten uns bekannten Fahrten ins Europäiſche Nordmeer führten: ein Bericht über die Reiſe des norwegiſchen Edelmannes Othere um das Nordkap vor etwa 1000 Jahren iſt uns noch heute erhalten, ebenſo die Erzählung des Chroniſten Adam von Bremen über eine zwei Jahrhunderte ſpäter unternommene Fahrt frieſiſcher Edlen in die, wie man meinte, vor Eis und Salz ſtarren Fluten der „Liberſé“ (geronnenen See). Dieſe Pioniere des Nordens fanden manche Nachfolger, allein ein regelmäßiger Beſuch des Nordmeers durch europäiſche Schiffe

[1]) Vgl. „Verloren im ewigen Eis“, Band 1. S. 730.

begann doch erst, als ein bedeutendes Seegewerbe, der Walfang, an den atlantischen Küsten Europas sich nicht mehr ergiebig zeigte und nun diese Seeungeheuer auf ihren hochnordischen Nahrungsgründen aufgesucht werden mußten. Diesen mit eiserner Ausdauer ihrem gefahrvollen, aber gewinnbringenden Gewerbe nachgehenden niederländischen, englischen und deutschen Fischern und Seeleuten verdanken wir unsere erste genauere Bekanntschaft mit den nordischen Regionen, wie denn auch eine vor 200 Jahren verfaßte Beschreibung Spitzbergens, seines „Erdreichs, Meeres, Eises, Luft, Wind, Schnee, Regenbogen, Kräutern, Tieren u. a.“ den Aufzeichnungen des Schiffsbarbiers eines Hamburger Walfischfängers, Friedrich Martens, entstammt.

Das Zeitalter der Entdeckungen hatte mit seinen Riesenschritten in der Erkenntnis der Erdräume, in der Durchsegelung weithin uferlos wallender Meere einen mächtigen maritimen Unternehmungsgeist erzeugt und es trat nun, neben der Aufsuchung neuer Fischreviere, der Gedanke der Verkürzung der Seewege bei den Polarreisen in den Vordergrund. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Versuche, im

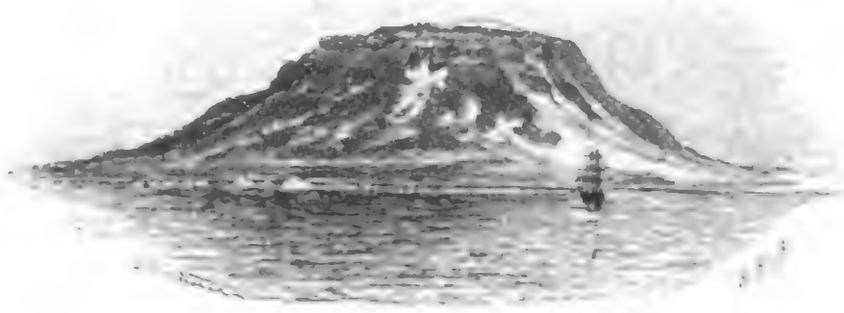
Jeannette-Insel im Sibirischen Eismeer, entdeckt von der amerikanischen Polarexpedition am 17. Mai 1881 (nach einer Skizze des Dr. Newcomb*).

Norden von Amerika oder von Europa und Asien eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Cathai (China), Japan und Indien zu finden. Beide Probleme wurden in unserem Jahrhundert gelöst, allein der Zweck, welcher jenen heldenmütigen, durch so lange Zeit fortgesetzten Anstrengungen vorschwebte, zeigt sich bei der heutigen Entwickelung des Seeverkehrs vollständig verfehlt. Die „nordwestliche Durchfahrt“ fand der englische Seemann McClure im Jahr 1850, aber sie war wegen Eises nicht benutzbar und wird es auch wohl nie sein. Die Nordostdurchfahrt ist nun allerdings von Nordenskjöld und Palander 1878/79 mit der „Vega“ gemacht, doch nahe dem Ziel, wurde das Schiff durch Eis aufgehalten und mußte wintern. Niemand wird die Behauptung wagen, daß die Route längs der sibirischen Eismeerküste der Fahrt durch den Suezkanal und den Indischen Ozean nach Ostasien vorzuziehen sei. Die Geschichte jener denkwürdigen Eismeerfahrten bildet nun aber einen der inhaltreichsten Abschnitte in der Chronik der Seereisen, besonders die älteren Berichte, gedruckt in England und den Niederlanden, erregen durch die erlebten Schicksale, durch die schlichte naive und doch markige Sprache, nicht weniger durch die kuriosen Illustrationen und seltsamen Karten unser höchstes Interesse, sie führen uns auch in mehr oder weniger gelungenen Stichen jene kühnen Seehelden, einen Davis, Baffin, Hudson, Willoughby, Barents u. a. in ihrer seltsamen Tracht und mit dem Ausdruck eiserner Entschlossenheit in den Gesichtszügen vor.

*) Der Zeichner hat diese, wie die Henriette-Insel frei von Eis dargestellt, während die Leute der „Jeannette“, selbst in Eis gefangen, beide Inseln allseitig von Eis umlagert sahen.

Digitized by Google

Das europäiſche Eismeer und ſeine öſtliche Fortſetzung iſt uns ſchon beinahe drei Jahrhunderte als ein weites Waſſerbecken bekannt, das einzelne Inſeln oder Inſelgruppen durchſetzen, namentlich die von jenem niederländiſchen Lootſen Willem Barents 1596 entdeckte Spitzbergengruppe, die ſüdlich von ihr gelegene hohe Bäreninſel, das nahe aus großer Tiefe ſchroff emporſteigende vulkaniſche Jan Mayen und weiter öſtlich die uns Weſteuropäern um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt gewordene halbmondförmige Doppelinſel Nowaja Semlja.



Bell-Inſel, Franz-Joſeph-Land, entdeckt durch L. Smith am 18. Auguſt 1880, nach einer photographiſchen Aufnahme durch dieſe Expedition.

Die öſtliche Landgrenze des Europäiſchen Eismeeres bildet der hier ſtets von Eis umlagerte größte arktiſche Kontinent, Grönland. Zugänglich iſt dagegen jeden Sommer die in Fjorden tief ausgezackte, oft ſteil aufſteigende grönländiſche Weſtküſte. Die Davisſtraße, Baffinsbai und andere Meeresarme ſcheiden Grönland von dem arktiſchen Archipel Nordamerikas; jenſeits dieſes Inſelgewirrs flutet der nordpaciſiſche Ozean durch die ſchmale Beringsſtraße ins Eismeer, das ſich von hier aus über 100 Längengrade längs der ſibiriſchen zur europäiſchen Nordküſte, zu dem Nordkap erſtreckt. Faſt bewohnt iſt von allen dieſen öden Felſen- und Eislanden nur Grönland an ſeiner Weſtküſte und zwar danken die däniſchen Anſiedelungen hier

Henrietta-Inſel, von der amerikaniſchen Polarexpedition am 19. Mai 1881 entdeckt und am 1. Juni deſſ. J. betreten, nach einer Skizze des Dr. Newcomb.

ihr Daſein dem gottbegeiſterten Wirken eines norwegiſchen Miſſionärs, Paul Egede, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auszog, den Eskimoheiden das Evangelium zu predigen. Robbenſchlag und Walfang führen allſommerlich noch heute, obwohl die ſeit Jahrhunderten fortgeſetzten Schlächtereien den Beſtand dieſer Meereſtiere auf ein Minimum reduziert haben, eine Anzahl Dampfer von Schottland, Norwegen, Neufundland und einzelnen Häfen der amerikaniſchen Neu-Englandſtaaten ins Europäiſche Eismeer und die Davisſtraße. Ende Februar oder Anfang März gehen die Schiffe in jenes Meer aus, ſie treffen dann die Grenze

Digitized by Google

des Treibeises, wo die Robben ihre Jungen werfen, weit südlicher, als sie im Hochsommer liegt; Winde, Wärme und Strömungen drängen später das Eis bedeutend zurück. Wenn nicht der ewig wiederkehrende Polarnebel den Blick hindert, so steigen in der Nähe der „Robbenküste“ die Felsschroffen von Jan Mayen und mit ihnen der Beerenberg, stets umhüllt von einem im Sonnenglanz leuchtenden Atlasmantel von Schnee und Eis, auf. Gelingt es den Schiffen, zu rechter Zeit und am rechten Ort zu erscheinen, so werden nicht selten von der Mannschaft eines einzigen Schiffs 20—30,000 Seehunde erschlagen, deren thranliefernder Speck und Felle noch heute, obwohl Gaslicht und Petroleumlampe längst den „Thrankrüsel“ ver-

Parallelspalten im grönländischen Binneneis. Nach der Aufnahme des dänischen Leutnants Jensen.

drängt haben, einen gesuchten Handelsartikel bilden. Im 17. Jahrhundert war Jan Mayen eine niederländische Walfangstation und im Winter 1633/34 überwinterten hier sogar eine Anzahl niederländischer Seeleute, aber mit unglücklichem Ausgang: denn wie das vorgefundene Tagebuch in einer Schauergeschichte erzählte, starben alle am Skorbut. Jetzt sind die Wale, vornehmlich die wegen ihrer Größe und der langen Barten wertvollste Art der Polarwale spärlich in diesem Meer. Seltsam ist der Anblick des Polareises für den, der es zum erstenmal schaut. Oben mit blendend weißem Schnee bedeckt, lag es, so erzählt uns einer der Reisenden der Deutschen Nordpolexpedition, in einer langen Linie, wie ein vielgezacktes Felsufer mit blauen in der Sonne glitzernden Wänden, an denen der weiße Wogenschaum hoch emporspritzte. Für die verschiedene Beschaffenheit des Polareises je nach Form, Ausdehnung, Alter und Ursprung — ob im Meere gebildet oder von Gletschern der Küste stammend — hat sich unter den Nordfahrern eine mehrsprachige Terminologie gebildet. Zwischen Flächeneis (Feldern, Flarden, Schollen) kann sich ein kräftiger Dampfer, wenn einiger Seeraum bleibt, noch immer durch-

Digitized by Google

arbeiten, aber wehe ihm, wenn er im „Packeis“, d. h. dem alten in mächtigen Blöcken und Tafeln aufgetürmten gepackten Eise „besetzt“, das heißt eingeschlossen wird! Eine gefährliche Bekanntschaft ist auch die oft unvermeidliche Annäherung an einen treibenden Eisberg. Wir wissen und in jedem Sommer erzählen es uns die Seeberichte der Zeitungen von neuem, daß unzählige Eisberge im Frühling und oft, wie auch im J. 1882 bis in den August hinein, aus dem Polarmeer durch eine gewaltige Strömung bis tief in den Atlantischen Ozean, bis zum

Szenerie der Nordküste des Lady-Franklinsundes, nach einer Aufnahme der Expedition von Nares.

Point Barrow, nach einer Aufnahme des Kapitäns Hooper.

40. Breitengrad hinabgetrieben werden. Die Erscheinung dieser Eisriesen des Nordpols, welche mit der Geschwindigkeit von 3—4 Seemeilen in der Stunde treiben und deren untermeerische Mächtigkeit ungefähr das Neunfache ihrer Höhe über Wasser beträgt, ist stets für die so zahlreich zwischen europäischen und nordamerikanischen Häfen verkehrenden Dampfer das Signal, in einem weiten Bogen südwärts zu steuern, um einem bedenklichen Konflikte aus dem Wege zu gehen. Die Polarströmungen, deren wir eine im Europäischen Nordmeer und im Nordatlantischen zwei, die Labrador- und die Grönlandströmung, kennen, sind von den Winden abhängig, sie stehen aber auch in Zusammenhang mit der aus den Aequatorialgegenden kommenden warmen Strömung, ja, vermöge des physikalischen Gesetzes der Ausdehnung des

Digitized by Google

erwärmten, der Verdichtung und Gewichtszunahme des kalten Wassers bedingen sie sich gegenseitig. So sehen wir jene warme Strömung zwischen Norwegen und Schottland hindurch noch bis zu den öden Strandebenen Nord-Spitzbergens ziehen, dies haben uns dort herangespielte Gegenstände: brasilianische Nüsse, Glaskugeln der norwegischen Fischnetze, Bimsstein von Island deutlich belegt. In jenen Polarströmungen wiederum trieben im Eis eingeschlossene Schiffe viele Monate hindurch weite Strecken südwärts; das neueste Beispiel einer 20monatlichen Polartrift bietet ja die nachher näher zu besprechende Jeannette-Expedition. Die niedere Tierwelt unseres Europäischen Eismeeres ist überreich an Individuen, aber arm an Arten. Neben der Waljagd bilden die unförmlichen Walrosse, wegen ihres Fetts, der Zähne und der

Ueberwinterungshaus der niederländischen Polarstation. Grönländer-Sommerzelt.

zähen zur Anfertigung von Maschinentreibriemen besonders geeigneten Haut, ferner der gefräßige Eishai und der Dorsch, wegen des Thrans, seitens der norwegischen „Fangstmannen" einen Gegenstand des Fangs, der sich am Lande gelegentlich auch auf den Eisbären „Spitzbergens Amtmann", weniger auf das spärlich gewordene Renntier erstreckt. Ein charakteristisches Nagetier des Nordens ist der besonders auf Nowaja Semlja häufige Lemming. Wie der Farbenreichtum und Glanz der Tropen sich in ihrer Vogelwelt repräsentiert, so entspricht der Farbeneinförmigkeit des Nordens auch das graue, weiße und schwarzweiße Gefieder seiner Ornis, die eine ziemlich mannigfaltige ist. Typische Erscheinungen sind z. B. der grau befiederte Eissturmvogel, der schwarzweiße Alkenkönig, die Lumme, der „Bürgermeister", die schnelle dreizehige Möwe, die gierige Elfenbeinmöwe, die diebisch schlaue Raubmöwe, die zierliche Seeschwalbe, zahlreiche Enten- und Gänsearten, unter ihnen die Prachteider, die Ringelgans,

Digitized by Google

die Polarente, endlich als Landvögel das Schneehuhn und die Bergeule. Einen wunderbaren Anblick gewähren die Brutstätten mancher dieser Vögel, die wir schon an einzelnen Inseln des nördlichen Norwegens, Englands und Schottlands treffen. Die dunklen Felsen sind förmlich weiß gefärbt von dem Dünger der unzählbaren Vögelscharen, die, aufgescheucht, wie Wolken die Luft verdunkeln. Die Aehnlichkeit der Polarregion mit der Natur der Hochalpen tritt besonders auch in der Pflanzenwelt hervor. Viele Gewächse, wie z. B. Steinbrech, Zwergbirken und Kriechweiden, die Gletscherranunkel, Alpenrose und Alpenkresse, Andromeda, die blaue Glockenblume und manche andere sind beiden Gebieten gemeinsam. Vor Nordwinden geschützte, von der kurzen, aber heißen Sommersonne bestrahlte Lagen, wie z. B. an den Felsgehängen des ostgrönländischen Franz-Josephs-Fjords begünstigen die Vegetation, so daß sie während ihres allzu flüchtigen Lebens es sogar zu einer gewissen Ueppigkeit bringt, dagegen ist die Pflanzenwelt der nach Norden offenen Eismeerküsten eine äußerst kümmerliche; man hat da die wenigen Blumengewächse, in ihrem Bestreben sich vor Kälte zu schützen, höckerartig zusammengeballt gefunden. — Unter den eigentümlichen Luft- und Lichterscheinungen der arktischen Region sind besonders die Luftspiegelungen und das Nordlicht (Polarlicht) hervorzuheben. Die Natur des letzteren, das in sehr mannigfaltigen Erscheinungen: als Bögen, Fäden, Bänder, Krone oder nur als Dunst und Schein auftritt und in Beziehung zu den magnetischen Erdströmungen zu stehen scheint, studiert man jetzt, angeregt durch die Fülle neuer Beobachtungen, welche Nordenskjöld von seiner Ueberwinterung an der nordsibirischen Küste mitbrachte, eifriger wie je, wie denn z. B. in Norwegen eine eigne Station zur Beobachtung des Polarlichts, mit Unterstützung der Regierung eingerichtet werden soll. Zur Ermittelung der Meteorologie der Polarregion, der Gesetze der Luft- und Wassertemperaturen und Strömungen haben die bisherigen zahlreichen Expeditionen, die ja einen oder mehrere Winter dort zubrachten, eine Menge wertvollen Materials geliefert; wir wissen z. B., daß in der Regel der Februar sich als die kälteste Periode während der langen Winternacht erwies. Freilich waren diese Beobachtungen immer nur lokal vereinzelt, da die verschiedenen Expeditionen weder nach einem gemeinsamen Plane noch auch nur gleichzeitig unternommen wurden; sie beschränkten sich meist nur auf den Winter, da der kurze Sommer zur geographischen Entdeckung benutzt wurde, während die Natur jener Beobachtungen eine längere Dauer und einen festen Standort des Beobachters verlangt. Auch die angewandten Instrumente waren nicht gleichartig und endlich ist die wissenschaftliche Vorbildung und Schulung der Beobachter wohl eine sehr verschiedene gewesen. Die Naturwissenschaften waren überhaupt bei den neueren Expeditionen durchaus nicht immer durch Fachgelehrte vertreten. So fand denn die Forderung, welche Karl Weyprecht, der Führer der österreichischen Nordpolexpedition und Entdecker von Franz-Joseph-Land bald nach seiner Rückkehr aus dem Eismeer auf der deutschen Naturforscherversammlung in Graz 1873 aussprach, um die unbekannte Polarregion für längere Zeit eine Kette von Stationen zur Beobachtung der meteorologischen, erdmagnetischen und astronomischen Erscheinungen zu errichten und auf diese Weise zugleich die geographische Lösung des Polarproblems gründlicher und vielseitiger, als es bisher geschehen, vorzubereiten, allgemeinen Beifall. Mit Hilfe des Meteorologenkongresses gelang es, eine Anzahl Staatsregierungen willig zu machen, für die Ausführung dieser Idee die erforderlichen Mittel, freilich nur für ein Jahr, zu gewähren und im Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, hat das große Werk, unternommen von zehn Staaten und an etwa 150 Beobachter zur Ausführung übergeben, bereits begonnen. Die Beobachtungen zerfallen in obligatorische und fakultative. Jene umfassen die Temperaturen der Luft, des Meerwassers in verschiedenen Tiefen, die Luftfeuchtigkeit, die Stärke und Richtung der Winde, die Bewölkung, Niederschläge; ferner die erdmagnetischen Strömungen (welche in der Polarregion besonders intensiv auftreten), die Polarlichter, endlich astronomische. Unter den verschiedenen fakultativen Beobachtungen werden in dem von einer internationalen Polarkommission festgestellten Programm ganz nebenher und am Ende: „Beobachtungen und Sammlungen aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik, Geologie ꝛc." aufgeführt und somit jene eben spezifizierten Beobachtungen als Haupt-, wenn nicht einzigen Aufgaben der Stationen hingestellt. Zwölf Po-

Digitized by

larstationen sind in der Nord-, zwei in der Südpolarregion errichtet. Man hat das Zukunftswerk dieser Stationen vorzugsweise als die „wissenschaftliche Polarforschung" bezeichnet und zu ihnen die bisherigen Polarexpeditionen in einen gewissen Gegensatz gebracht. Mit Unrecht! Gern räumen wir ein, daß bei manchen dieser Expeditionen die Erreichung hoher Breiten oft zu sehr, ja ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde, allein schon ein Blick in den vielseitigen Inhalt der Publikationen, welche in den von Dr. August Petermann, jenem unermüdlichen Agitator für die Polarsache herausgegebenen „Geographischen Mitteilungen" die Hauptresultate der bisherigen „mobilen Polarforschung" darboten, belehrt uns, daß dieser Gegensatz in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Vergegenwärtigen wir uns in einigen Hauptzügen, was in den letzten Jahrzehnten geschehen ist.

Spitzbergen und Grönland, die uns am nächsten gelegenen Polargebiete, gehören, Dank den neueren Untersuchungen der Schweden und Dänen auch zu den wissenschaftlich am meisten erforschten. Die über vier Breitengrade (76° bis 80° n. B.) sich erstreckende vielfach ausgebuchtete und von zahlreichen kleinen Eilanden umgebene Inselgruppe wurde Jahrhunderte lang des Fischfangs wegen von Niederländern, Engländern, Deutschen, Schweden, Norwegern und Russen besucht, eine jede dieser Nationen hat in der Benennung von Baien und Straßen, Kaps und Inseln ihre Spur zurückgelassen. Aber erst im Jahr 1858 begannen drei schwedische Gelehrte: Torell, Nordenskjöld und Quennerstedt die wissenschaftliche Erforschung, welche seitdem in einer Reihe von Reisen noch bis dieses Jahr fortgesetzt wurde. 1872/73 überwinterte Nordenskjöld hoch im Norden an der Mosselbai. Hier sollte auch die schwedische Polarbeobachtungsstation errichtet werden, allein die Mosselbai war wenigstens im Juli d. J. durch Eis unzugänglich und daher fand die Station ihren Platz weiter südlich in dem prachtvollen, auch von Sommertouristenfahrten im Jahre 1881 besuchten Eisfjord und zwar an der Nordseite bei Kap Thordsen. Es gelang über viele geographische, naturwissenschaftliche und besonders geologische Verhältnisse Licht zu verbreiten, selbst in das Innere einer der größeren Inseln des Nordostlandes wagten sich Nordenskjöld und Kapitän Palander, indem sie im Juni 1873, vor der Schneeschmelze, auf gefahrvoller Wanderung über Klüfte und Risse das sogenannte Inlandseis durchquerten. Hochbedeutend war aber besonders die Ausbeute fossiler Pflanzenabdrücke auf Spitzbergen seitens der schwedischen Expeditionen. Ihre Vergleichung mit ähnlichen Funden in Nordgrönland und dem arktischen Amerika haben dem gelehrten Paläontologen Oswald Heer in Zürich den in einem ausgezeichneten Werke niederlegten Beweis geliefert, daß in einer früheren Epoche der Erdbildung das Klima jener Polarländer dem heutigen Mitteleuropas ähnlich gewesen sein muß. Das Meer im Osten von Spitzbergen, jetzt nach dem Entdecker von Spitzbergen Barentssee genannt, — Barents ereilte auf Nowaja Semlja in „Not und Elend, Kummer und Kälte" der Tod und sein Winterhaus fand 1870, fast 300 Jahre später, ein norwegischer Walroßfänger unversehrt auf — ist uns nur unvollkommen bekannt, im Spätsommer scheint es eine kurze Zeit schiffbar zu sein. Die südöstlich von der Barentssee gelegene Doppelinsel Nowaja Semlja, in halbmondförmiger Gestalt sich bedeutend südlicher als Spitzbergen erstreckend, wird an ihrer Westküste vom warmen Strom nur schwach berührt, sie zeigt darum die arktische Natur in ihrer ganzen Oede. Die Karte der Insel trägt die Namen ihrer Entdecker, der Niederländer und der Russen, in neuerer Zeit haben sich um ihre zoologische Erforschung der bekannte Afrikareisende Heuglin (1871), um die Geologie Höfer (1872) Verdienste erworben. Seit Jahrhunderten kommen allsommerlich russische Jäger und Fischer in ihren gebrechlichen Kawassen hierher, um ihrem Gewerbe nachzugehen; sie setzen sich zu dem Ende selbst einer Ueberwinterung aus. An der Westseite der Südinsel, in der Möllerbai, ist nun eine der russischen Polarbeobachtungsstationen unter Leutnant Andrejew errichtet. Das Karische Meer, welches die Ostküste Nowaja Semljas bespült oder richtiger mit Treibeis besetzt, galt lange Zeit wegen dieses Eises für unzugänglich, ja der russische Akademiker von Baer, der es im Frühjahr gesehen hatte, bezeichnete es als den „Eiskeller Europas". August Petermann dagegen behauptete die Schiffbarkeit desselben; mindestens im Spätsommer und die norwegischen Fischer, welche sich versuchsweise hineinwagten, um neue Walroßgründe zu finden, sahen die Voraussagung des deutschen Geographen in vollem Umfang bestätigt. Drei

Digitized by Google

Straßen führen von Westen her in das Karische Meer: Matotschkin, eine Meerenge, welche Nowaja Semlja zur Doppelinsel macht, die andern beiden zwischen dem Südende Nowaja Semljas und der Insel Waigatsch (die Karische Pforte) und zwischen dieser letzteren und dem russischen Festland (die Jugorstraße). Durch die Jugorstraße fuhr zuerst Nordenskjöld im Sommer 1875 mit einer kleinen Jacht zur Mündung des Jenissej; damit war die von ihm später glücklich durchgeführte Nordostdurchfahrt begonnen. Eine von Nordenskjöld an der Mündung des Jenissej entdeckte Insel, die Dickson Insel sollte der Standort der niederländischen Polarbeobachtungsstation sein. Dieser Pionierfahrt der kleinen Jacht Pröven folgten seitdem in jedem Sommer einige Dampfer, welche den Handelsverkehr durch das Eismeer nach Sibirien namentlich auch nach der Mündung des verkehrsreichen und wichtigen Ob eröffneten; nur beim Passieren der Straßen bereitet das Eis Schwierigkeiten. Im Augen-

Haus der schwedischen Polarstation bei Kap Thordsen (südwestl. Spitzbergen), nach photographischer Aufnahme

blick, wo wir dies schrieben, September 1882, kam die Nachricht, daß ein nach dem Jenissej bestimmter Dampfer nach Norwegen zurückkehrte, da er die Zugänge zum Karischen Meer durch Eis versperrt fand. Andere lagen vor der Insel Waigatsch in der Erwartung, daß sich ein Fahrwasser noch öffnen werde. Unter ihnen befand sich der Dampfer Dymphna, dessen Befehlshaber, der dänische Leutnant Hovgaard, sich die Aufgabe gestellt hat, das nur einmal, von Nordenskjöld 1878, zu Schiff erreichte nördlichste Kap Sibiriens, Tscheljuskin, anzusegeln und von hier aus in die unbekannte Polarregion auf Entdeckung auszugehen. Er hat seine Mutmaßungen über Lage und Ausdehnung des Landes am Nordpol, sorgfältig motiviert, in einer eignen Schrift und Karte niedergelegt und wir haben danach in punktierten Linien seine Konjekturen auf unserem Polarkärtchen verzeichnet. Hovgaard nimmt eine östliche Ausdehnung des Franz-Joseph-Landes an. Dieses, so weit unsere Kenntnis reicht, nördlichste Polarland, östlich von Spitzbergen und nordwestlich von Nowaja Semlja gelegen, erstreckt sich mit seiner Südküste am 80. Breitengrad, der die nördlichsten Teile Spitzbergens schneidet. Es wurde am 13. Juni 1872 von der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition unter Weyprecht und Payer entdeckt und von dem letzteren mit seinen Tirolern im März und April 1874 nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht. Payer schildert es uns als ein großes Alpen- und Gletscherland, durch Sunde und Straßen in eine östliche, westliche und südliche Gruppe geteilt. Es schien zu jener Jahreszeit alles Lebens entblößt, die Vegetation

Digitized by Google

äußerst dürftig; überall starrten ungeheure Gletscher von den Gebirgseinöden herab, dessen Massen sich in schroffen Kegelbergen erhoben. Etwas weniger unwirtlich fand es im Sommer 1880 der Engländer Leigh Smith, ein reicher Herr, der seine Freude an dem arktischen Sport findet und der mit seiner schönen Dampfjacht Eira, ohne große Schwierigkeiten durch das Eis, die Küsten von Franz-Joseph-Land erreichte. Das zweite Mal, im Sommer 1881, ging bald nach der Ankunft das schöne Schiff im Eise zwischen den Inseln verloren und zwar wie man mir schreibt, durch die Ungeschicklichkeit des Eispiloten. Herr Smith und seine 24 Leute waren nicht auf eine Ueberwinterung vorbereitet, dennoch wurde der Winter glücklich bestanden, die Jagd auf Walrosse, Eisbären, Seehunde und Vögel, die sich selbst einen Teil des Winters in diesem hochnordischen Lande aufhielten, lieferte stets frisches Fleisch und es wurde dadurch der gefährlichste Feind aller Polarreisenden, der Skorbut, ferne gehalten. Auch die schwierige mühe-

Szenerie um die schwedische Polarstation bei Kap Thordsen, nach photographischer Aufnahme.

volle Bootfahrt nach Nowaja Semlja wurde glücklich bewerkstelligt und während die Leute vom Tegetthoff, zu früherer Jahreszeit aufbrechend, 1874 für ihren Rückzug drei Monate brauchten, erreichten die Engländer die Küste bei der Matotschkinstraße in kaum 1 ½ Monaten und waren noch dazu so glücklich, das von England aus zu ihrer Rettung ausgesandte Dampfschiff gleich vorzufinden. Sie trafen auch ein niederländisches Schiff, den Segelschoner Willem Barents, der seit 1878 alljährlich von einer Gesellschaft bemittelter Privatleute im Haag, lediglich zu naturwissenschaftlichen und hydrographischen Forschungen, in das Europäische Eismeer ausgesendet wird. Jede dieser Reisen wurde von einem oder zwei Naturforschern begleitet, die veröffentlichten Resultate ihrer Studien und Sammlungen sind namentlich der nordischen Meerestierkunde wertvoll geworden.

Einen tragischen Gegensatz zu solch glücklichem Entrinnen aus der ehernen Umarmung der Nordpolgewalten bildet die Geschichte des amerikanischen Expeditionsschiffes „Jeannette". Herr Bennett, der große amerikanische Zeitungskönig, hat sich bekanntlich durch die Ausrüstung der Stanleyexpeditionen große Verdienste um die Entdeckung des Inneren von Afrika erworben. Er beschloß, nun auch womöglich das Geheimnis des Nordpols entschleiern zu helfen und sandte auf seine Kosten unter tüchtiger Führung und Bemannung die „Jeannette" aus. Dieses Schiff nahm einen für das Vordringen polwärts bisher so gut wie gar nicht benutzten Weg: durch die Beringsstraße. Allein kaum war es aus den gewöhnlichen Kursen der Walfischfänger gewichen, so wurde es vom Eise eingeschlossen, „besetzt", in dem es dann, eingekeilt wie in einen gigantischen Schraubstock, über 21 Monate,

Digitized by Google

ein Spiel der Winde und der von diesen durch das sibirische Eismeer vorzugsweise in der Richtung nach Nordwest bewegten Eismassen trieb. Zwei Winter brachten die Armen auf ihrem Schiff im Sibirischen Eismeer zu; wäre dieses den Eispressungen zuletzt nicht unterlegen, so würden sie schließlich wahrscheinlich Franz-Joseph-Land erreicht haben! Aber am 13. Juni 1881 wich das Schiff aus seinen Eisklammern und sank; die Schiffbrüchigen mußten so gut, wie es eben ging, mit ihren Kranken und dem nötigsten Gepäck, bald zu Schlitten über das Eis, bald zu Boot durch sturmbewegtes Meer, sich den Weg zunächst zu den wenig bekannten, wegen der dort lagernden Reste des Mammuts zuweilen von russischen Jägern besuchten Neusibirischen Inseln, dann zum russischen Festlande bahnen. Eines der drei Böte erreichte die Küste nicht und die 8 Mann, welche es besetzten, sind ohne Zweifel verloren, einem zweiten gelang es, zu bewohnten Stätten nahe der Mündung des Hauptarmes der Lena zu kommen,

Felsenschlucht nahe der Bucht bei Nowaja Semlja.

das dritte, welches den Befehlshaber der Expedition Kapitän De Long und 13 Leute trug, landete zwar, aber an der weithin unbewohnten Nordseite des Lenadeltas. Erschöpft, entblößt von allen Hilfsmitteln, ohne Nahrung, starben alle nach vierzehntägiger Wanderung durch die Tundraniederung den Hungertod. Der mit jenem zweiten Boot gerettete Schiffsingenieur der „Jeannette", Melville, hatte vergeblich mit einer Schar Eingeborner das ganze Gebiet durchsucht, um Hilfe und Rettung zu bringen. Er kam 5 Monate zu spät, denn er erreichte den Ort, wo Leutnant De Long und die mit ihm noch am Leben gebliebenen Gefährten, wie der „Herald" sich ausdrückt, „in den Händen Gottes" starben, erst am 23. März d. J., während die Tagebuchblätter bis zum 30. Oktober reichten und mutmaßlich bald nach diesem Tage der letzte der 12 Unglücklichen verschied.

Auf jener Eistrift und während der Bootreise wurden drei Inseln entdeckt, die Jeannette-, die Henrietta- und die Bennett-Insel, die beiden letzteren wurden besucht und dort u. a. die Brutstätten zahlloser Vögelschwärme angetroffen. Dies sind einige Hauptzüge aus den bisherigen Berichten zweier Teilnehmer der Jeannette-Expedition, deren genauer zu schildernder Verlauf eines der denkwürdigsten Blätter in den Annalen der Polarreisen bilden wird.

Dank den neuesten Untersuchungen dänischer Naturforscher an der Westküste Grönlands wissen wir jetzt etwas mehr von der physischen Geographie dieses großen arktischen Kontinents, als uns die Berichte von Walfischfängern, Missionaren und selbst die Studien des kenntnisreichen deutschen Mineralogen Giesecke zu bieten vermochten. Die Ausdehnung Grönlands nach

Norden hin kennen wir nicht. Der dänische Gelehrte Kornerup schätzt die Oberfläche Grönlands auf 30—40 000 □ Meilen, wovon 20 000 bis 30 000 mit ewigem Eise bedeckt sind! Uns ist die in ihrer Bildung Norwegen ähnelnde Westküste vom Kap Farewell, das noch südlicher liegt als Bergen, bis zum 83. Breitengrad, die Ostküste nur im Süden und an einigen Strecken im Norden bekannt. Grönland ist ein gewaltiges Massiv aus Granit und Gneis, das eine nach der Schätzung bis zu 1000 Fuß mächtige Eisdecke überlagert. Die gewaltige Eis- und Gletschermasse rückt langsam nach dem 1000 bis 4000 Fuß vom Meer

Mutterbot »Nordspitzbergen«, nach einer Photographie der schwedischen Expedition Mai 1873.

„Jeannette" im riffigen Eis „belegt"

aufsteigenden Meeresrande. Den weitesten Zug in das eisbedeckte Innere machte vor einigen Jahren der dänische Leutnant Jensen, von der Südwestküste aus; in gefahrvoller Wanderung kam er nur etwa 10 Meilen weit bis zu Felsklippen, die um etwa 300 Meter aus dem umgebenden Eise hervorragten. Von dem Gipfel eines dieser sogenannten Nunataks bot sich der großartige Blick auf das unabsehbare, an den dunklen Felsköpfen sich gleichsam aufstauende Binneneis. Von Osten her erschloß die Deutsche Polarexpedition 1869—70 die Alpen- und Gletscherszenerie großer Fjorde; sie fand auf den Berghalden in Herden den an der Westküste längst ausgestorbenen, bis dahin nur im arktischen Amerika bekannten Moschusochsen.

Die Besiedelung der Westküste, die Christianisierung der dort lebenden Eskimos ist, wie bemerkt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jenem norwegischen Prediger Hans Egede zu danken, der die nordische Mission des Mittelalters wieder ins Leben rief und wie einst die Apostel von Bremen den Heiden das Evangelium kündete.

Durch die „Grönländische Kompanie", deren Agenten und Vertreter längs der ganzen Küste

Digitized by Google

bis zur nördlichsten Niederlassung Upernivik (auf 72°48′ n. B.) in den sogenannten Handelsposten verteilt sind, verwaltet die dänische Regierung ihre Kolonieen in Westgrönland. Die Herrnhuter Gemeinde hat hier, wie an der gegenüberliegenden Küste von Labrador, Missionsstationen gegründet. Der Däne Doktor Rink, langjähriger Oberinspektor der Kolonieen hat uns in einem eignen Werk die grönländischen Eskimos geschildert. Es ist ein Fischervolk, das, in Seehunds- und Renntierfelle gekleidet, im Winter in halbunterirdischen Hütten aus Stein und Erde, den Iglus, im Sommer in Fellzelten haust, im Kajak, dem geschlossenen, in der Mitte mit einer runden Oeffnung für den Sitz seines einzigen Insassen versehenen Fellboot den Stürmen und der See trotzt, oder in dem von Weibern geruderten Umiat

In der Cumberlandbay, Süd-Georgien.

in den Küstenrevieren verkehrt. Uebrigens hat sich der Grönländer der Zivilisierung durchaus fähig erwiesen, wenn er auch noch immer in der Stille seinen heidnischen Priester, den Angekok, verehrt und befragt. In jenem eben erwähnten Upernivik reicht die Zivilisation wohl am weitesten nach Norden. Der Amerikaner Hayes, welcher im Sommer 1860 hierher kam, zeichnet uns ein hübsches Genrebild. Er sagt u. a.:

„Zu dem bei der netten kleinen Kirche gelegenen Pfarrhause fand ich schnell den Weg. Ich wurde von dem seltsamsten Exemplar eines Frauenzimmers, das je auf den Zug der Klingel erschien, in ein trauliches Zimmerchen geführt, dessen eigensinnige Sauberkeit über das Geschlecht seiner Bewohner keinen Zweifel ließ. Das Mädchen war eine in voller Blüte stehende Eskimo mit kupferfarbigem Gesicht und schwarzem Haar, das auf dem Scheitel des Kopfes zusammengeflochten war. Sie trug eine Jacke, die bis zur Taille reichte, Hosen aus Seehundsfell und bis über die Kniee heraufreichende Stiefel, die scharlachrot gefärbt und auf eine Weise gestickt waren, daß die Mädchen des Erzgebirges darüber erstaunen würden. Durch das Zimmer verbreitete sich der Wohlgeruch duftiger Rosen, Reseda und Heliotrop, die sich im Sonnenlicht unter den weißen Vorhängen pflegten. Ein Kanarienvogel zwischerte auf seiner Stange über der Thür und eine Katze schnurrte auf dem Kaminteppich . . ."

In Godthaab, einer der Niederlassungen der Westküste, ist die dänische Polarstation.

Digitized by Google

während die nördliche Station der deutschen gegenüber an dem amerikanischen Ufer der Davisstraße und zwar am Ende des tief ins Land nach Norden eingreifenden Hogarth- oder Cumberlandsundes jetzt glücklich errichtet ist. Für die Einrichtung von Zweigstationen auf Labrador, mit Unterstützung der Herrnhuter Missionare, hat die deutsche Polarkommission überdem noch einen Gelehrten entsandt. Die „Vereinigten Staaten von Amerika" (die Amerikaner halten auf „Amerika", nicht Nordamerika, wie wir zu sagen pflegen) haben schon im vorigen Jahre ihre beiden Stationen errichtet, die eine auf der niedrigen sandigen Landzunge „Point Barrow", welche sich östlich von der Beringsstraße nach Norden hin erstreckt, die andere in der „Lady-Franklin-Bai", wo die englische Polarexpedition mit dem Schiff ‚Discovery' den Winter 1875/76 zubrachte, jene großartige mit gewaltigen Kosten in Szene gesetzte Unternehmung, die ihren Hauptzweck, die Erreichung des Nordpols,

Ananita-Hafen (Cumberlandsund).

Die „Eira" im Eise bei Franz-Joseph-Land, nach einer Photographie.

vollständig verfehlte, da sie auf der Breite von 82° 50' n. B. den Zugang nach Norden durch mächtige Eismassen, selbst für Schlitten, versperrt fand. Ein im Sommer 1882 von Amerika mit dem Dampfer „Neptun" ausgesandter Sukkurs hat wegen der Eisbarrieren nicht bis zur Lady-Franklin-Bai vordringen können und seine Vorräte weiter südlich deponiert.

Digitized by Google

In England interessierte man sich anfänglich nicht besonders für die Idee der Polarstationen, zuletzt hat man sich doch noch zur Mitwirkung entschlossen und eine Station bei Fort Rae, am großen Sklavensee, Kanada, errichtet. Außer der Station auf Nowaja Semlja hat Rußland

Eisberg im Mondschein.

in Sodankylä im nördlichen Finnland und an der Lenamündung Stationen errichtet.

Die norwegische Station wurde bei Bossekop am Altenfjord am 1. August in Thätigkeit gesetzt, die österreichische Station am 13. Juli auf Jan Mayen gelandet.

Der Gedanke, das Beobachtungssystem auch auf die Südpolarregion zu erstrecken, konnte

Beerenberg (Jan Mayen).

Digitized by Google

nur in unvollkommener Weise zur Ausführung gebracht werden. Das Eindringen in das Südpolareis ist mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, auch verläuft hier die Küste nicht, wie dort, aus der Region der gemäßigten Zonen polwärts; das Vordringen ist in jeder Beziehung bedeutend schwieriger. So ist denn nur eine französische Station bei Kap Horn und eine deutsche auf der Insel Süd-Georgien vorgesehen. Am 22. Juli dampfte das Personal der deutschen Station mit dem Kriegsschiff Moltke von Montevideo nach jener einsamen Insel ab, die südlich von den schwimmenden Riesen-Tangwiesen des Südpolarmeers auf etwa 54° s. B. und 37° w. L. Gr. gelegen, wohl einer der ödesten und abgelegensten Orte der Welt ist. Sie wurde Ende August glücklich erreicht und die Station errichtet.

Farbige Töne und tönende Farben.

Von

Julius Stinde.

Wir sprechen von schreienden Farben, ohne diesen Ausdruck unrichtig zu finden. Im Gegenteile: es gibt kein besseres Beiwort für eine unangenehme, aufdringliche, das Auge verletzende Farbenzusammenstellung, als das Adjektivum „schreiend".

Eine dem Auge angenehme, dem Gesichtssinne wohlthuende Farbenzusammenstellung nennen wir harmonisch, obgleich wir wohl wissen, daß Harmonie ein Ausdruck ist, welcher der Musik angehört.

Anderseits sind wir gewohnt, unter Umständen ein Musikstück düster zu nennen; wir bezeichnen den Ton der Trompete oder einer kleinen Glocke als hell — oft sogar als silberhell — und kennen die Tonleiter, welche durch lauter halbe Töne geht, nur als die chromatische, das heißt als die gefärbte oder farbige Tonleiter. Die Griechen nannten ein bestimmtes Klanggeschlecht chromatisch oder gefärbt, und weshalb sie dies thaten wissen wir nicht mehr, obgleich das Beiwort „chromatisch" in die moderne Musik hinübergenommen wurde.

Wir sprechen ferner von Klangfarben in der Musik, und der Maler nennt seine Farbenschattierungen Töne und an all diesen musikalischen Benennungen der Farben und den der Malerei entlehnten Bezeichnungen von Tönen und Tongebilden nehmen wir durchaus keinen Anstoß.

Würde dagegen jemand behaupten, ein Wein z. B. schmecke dunkel und ein Blumenstrauß rieche schreiend, oder eine Frucht schmecke klingend und kölnisches Wasser rieche farbig, so müßte er unbedingt mit diesen wunderlichen Vergleichen befremdend wirken. Genau betrachtet sind die Ausdrücke „schreiende Farben" und „helle Töne" ebenso wunderlich, aber trotzdem halten wir sie für bezeichnend und richtig, ebenso wie die klar denkenden und fein empfindenden Griechen eine bestimmte Tonart farbig nannten und das Beiwort farbig passend für dieselbe erachteten.

Der allgemeine Gebrauch dieser Bezeichnungen läßt darauf schließen, daß sie allgemein als richtig empfunden werden. Wir können auch sagen: Töne sind im stande, Farbenvorstellungen hervorzurufen und Farben vermögen bei ihrem Anblicke Tonvorstellungen zu erregen, wenn auch bei der Mehrzahl der Menschen diese Vorstellungen nur schwach sind und nur undeutlich empfunden werden.

Es gibt aber zahlreiche Menschen, bei denen bestimmte Töne ganz bestimmte Farbenvorstellungen erwecken. Von Personen, bei welchen diese Eigenschaft ausgeprägt ist, sagen wir, daß sie Doppelempfindungen besitzen und wenn auch das merkwürdige Gebiet dieser Doppelempfindungen erst seit kurzem der wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen worden ist, so sind auf demselben doch bereits höchst interessante Aufschlüsse erhalten worden, die schon jetzt zur Erklärung mancher rätselhaften Erscheinung dienen können und später für die Psychophysik, d. i. für die Naturlehre der Seele von weittragender Bedeutung zu werden versprechen.

Mit Doppelempfindungen begabte Personen erblicken, sobald sie einen Ton oder einen Schall hören, den Ton oder den Schall als ein farbiges Etwas, aber dieses Etwas hat keine bestimmte Form. Wird eine doppelempfindende Person gefragt, welcher Art die Farbenwahrnehmung sei, so erfolgen meist unklare Antworten, die erst bei genauerem Examen bestimmter werden. Zuweilen erscheint der tönende Gegenstand in der Vorstellung farbig. Die Farben der Klavierklänge kommen etwas hinter den Tasten zum Vorschein, wenn nicht bei sehr kräftigem Spiele das ganze Instrument als farbig gedacht wird.

Digitized by Google

Drehorgeltöne machen aus einiger Entfernung den Eindruck von flammenartigen Figuren, wogegen die Klänge einer kleinen Spieldose als glänzende Tropfen erscheinen. Oft auch kommt es den Doppelempfindenden vor, als ginge, sobald sie einen Ton oder Schall hören, von ihrer Schläfe ein Farbenstreifen aus, der sich gegen die Mitte der Stirn zöge. — Wie dem auch sei, die Hauptsache ist, daß ein Ton eine Farbenempfindung hervorruft, die deutlich unterschieden werden kann.

Viele Personen können nur angeben, daß hohe musikalische Töne eine helle — die tiefen dagegen eine dunklere Lichtempfindung in ihnen erwecken; für andere sind die hohen Töne weiß; die mittleren grau; die tiefen schwarz. In wieder anderen Fällen werden die tiefsten Töne mit Schwarz bezeichnet und die Skala geht durch dunkelbraun, braunrot, rot, orangegelb bis gegen das Weiß hin. Für doppelempfindende Menschen ist die aus halben Tönen aufgebaute Skala daher in Wirklichkeit eine chromatische oder farbige, und da die Griechen bereits eine Tonart chromatisch nannten, so ist anzunehmen, daß auch ihnen Doppelempfindungen nicht fremd waren.

Erzeugen schon einzelne Töne Farbenvorstellungen, so müssen ganze Musikstücke ebenfalls eine dahin bezügliche Wirkung ausüben und nur durch die Entdeckung der Doppelempfindungen wird jetzt folgendes Urteil von Louis Ehlert über Schuberts C-dur-Symphonie erklärlich. Ehlert schreibt nämlich: „Das A-dur-Lied im Scherzo ist so sonnig, so heiß und saftgrün, daß mir immer zu Mute wird, als atme ich zur Mittagszeit den Duft junger Tannensprößlinge ... Nein! wenn A-dur nicht grün bedeutet, so verstehe ich mich nicht auf die Farbenlehre der Tonarten."

Joachim Raff hat vor etwa fünfundzwanzig Jahren ausgesprochen, welche Farben die Töne verschiedener Instrumente für ihn haben und gab an: Flöte — blau; Oboe — gelb; Horn — grün; Trompete — scharlach; Posaune — purpur und violett; Fagott — schwarzgrau. Tiefe Töne — dunkel; hohe Töne — helle Schattierungen.

Auf einen Doppelempfindenden muß daher ein Orchesterwerk einen anderen Eindruck machen, als auf jemand, dessen Doppelempfindungen nicht über die Wahrnehmung von hell und dunkel hinausgehen.

Auch nach dieser Richtung hin sind Nachforschungen angestellt worden und es ergab sich, daß ein mit lebhafter Doppelempfindung begabter, sehr musikalischer junger Mann bei einzelnen Takten des Feuerzaubers in der „Walküre" die Vorstellung von Grellrot hat, daß also für ihn die von Richard Wagner musikalisch dargestellte flackernde Lohe, welche den Brunhildenfels umlodert, auch in feurigen Zungen als Farbenerscheinung leuchtet.

Um zu ermitteln, ob eine Gesetzmäßigkeit in diesen Beziehungen zwischen Farben und Tönen vorhanden ist, gibt es nur einen Weg und zwar den der Statistik. Es ist notwendig, so viele Personen, wie nur irgend möglich, auf Doppelempfindung zu prüfen, und dieselben zu veranlassen, genaue Angaben über diese Empfindungen zu machen. Schon vor mehreren Jahren ließ Professor Fechner in Leipzig Fragebogen an die Gebildeten versenden, um hinreichendes Beobachtungsmaterial zu erlangen, allein da diese Bogen großen Aktenstücken glichen, so kam es vor, daß entweder keine Antwort gegeben wurde, oder auch bereits ausgefüllte Bogen verschwanden, weil diese oder jene sich mit ihren bereits abgegebenen Erklärungen nicht — lächerlich machen wollten. Fechner fragte: welche Farben bei den verschiedenen Tonarten empfunden würden, welche Farben bei Vokalen nnd Konsonanten, Zahlen, Wochentagen u. s. w.? — Inzwischen veröffentlichten Eugen Bleuler und Karl Lehmann in Zürich eine Arbeit über „Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall" (Leipzig, Fues' Verlag), und den trefflichen Studien dieser beiden Forscher folgen wir hier im wesentlichen, da dieselben die wissenschaftliche Behandlung des schwierigen Themas in erwünschter Weise anbahnen.

Die Farbenvorstellung bei musikalischen Klängen ist bei weitem seltener, als die Farbenvorstellung bei den Vokalen des gesprochenen Wortes. Allerdings kommen große Verschiedenheiten bei einzelnen Personen vor, aber vorherrschend waren folgende Farbenempfindungen: Für i wurde am häufigsten „weiß" angegeben und auch die übrigen Angaben für i beziehen sich meist auf helle Farben. Für e dominiert gelb in bald hellerer, bald dunklerer Nüance. Bei a herrschen schwarz und schwarzblau einerseits, rot und dunkelrot anderseits vor; bei o verteilen sich die Angaben ziemlich gleichmäßig auf rot, gelb, orange und blau, während bei u

Digitized by Google

schwarz, dunkelrot, dunkelbraun und dunkelgrau überwiegen. Es ergab sich, daß auch für die Vokale, wie für musikalische Töne, im allgemeinen den höchsten i und e die hellsten, dem dumpfesten Vokale u die dunkelsten Farben entsprechen, während a und o betreffs Tonhöhe und Farbenhelligkeit in der Mitte stehen.

Die Worte erscheinen farbig nach den in denselben enthaltenen Vokalen und ihrer Betonung. Sehr charakteristisch und mit Hilfe der Doppelempfindungen erklärlich ist daher die Aeußerung eines sechsjährigen Mädchens, das fragte: „Warum soll denn dieses Kind Kunigunde getauft werden, Kunigunde ist ja so schwarz!“ — Die beiden Vokale u werden in der Vorstellung des Mädchens die Empfindung des Dunklen hervorgerufen haben und somit erscheint dieser vermeintlich kindische Ausspruch als durch Naturgesetze diktiert, mit deren Auffindung man jetzt beschäftigt ist.

Der „schwarze“ Name Kunigunde gibt zu einer Abschweifung Veranlassung, der wir jedoch deshalb folgen, weil sie uns wenigstens eine annähernde Erklärung thatsächlicher Vorkommnisse gibt. Jeder Mensch hat gegen einzelne Dinge Zuneigungen und gegen andere Abneigungen, ohne daß er einen bestimmten Grund dafür anzugeben vermag. Der eine erklärt blau mit allen Schattierungen für seine Lieblingsfarbe, der andere rot, ein dritter schwärmt für braun, ein vierter für violett und ebenso gibt es Farben und Farbenzusammenstellungen, die dem einen angenehm, dem anderen geradezu widerwärtig sind. Ebenso gibt es Namen, die dem einen anziehend, dem anderen abstoßend klingen.

Dem kleinen Mädchen gefiel der Name Kunigunde nicht, weil er ihr schwarz erschien, und ähnlich mag es oft Erwachsenen gehen, die einen Namen deshalb unangenehm finden, weil derselbe in ihnen Vorstellungen von Farben hervorruft, gegen welche sie eine Abneigung hegen. Oft scheinen der Träger eines Namens und seine Persönlichkeit gar nicht zueinander zu passen, weil vielleicht der Name hellfarbige Vorstellungen erweckt und sein Träger dunkel von Haar, Auge und Teint ist, oder umgekehrt. Romanschriftsteller nahmen schon seit alters her Bedacht auf die Wahl der Namen für ihre Helden und Heldinnen und gaben diesen hell und farbig klingende Namen, während den Bösewichten und Intriganten die dunklen Vokale zuerteilt wurden. In der That sind die Kunigunden, Ortruden, Brunos meistens die zu finsteren Thaten fähigen Figuren, während die Agathen, Emilien, Alfreds u. s. w. sich durchschnittlich durch ein engelhaftes Wesen auszeichnen.

Nehmen wir an, daß ein Name thatsächlich einem Farbenbilde entspricht, so ist es auch erklärlich, wie der einem Kinde gegebene Name gar häufig gemodelt wird, sobald dasselbe heranwächst und seine Erscheinung sich nicht mit dem ursprünglichen Namen und dem damit verknüpften Farbenbilde deckt. Auf denselben Ursprung mögen gar viele Necknamen zurückzuführen sein, wie sie sich Knaben und Mädchen oft geben, und die, so unsinnig sie auch scheinen und so geringen Bezug sie auf in die Augen fallende Eigentümlichkeiten nehmen, dennoch erstaunlich bezeichnend sind. Es ist häufig vorgekommen, daß ein dem Pensionat übergebenes Kind von seinen Komilitonen einen anderen Vornamen erhielt, als es besaß und diesen Namen auch für spätere Zeiten beibehielt, weil die Kameraden oder Gespielinnen einfach sagten: „So heißt du ja gar nicht — du mußt so heißen!“ und — das Rechte trafen.

Der Name spielt eine große Rolle bei ersten Vorstellungen, beim Anknüpfen von Bekanntschaften und dem Wechsel von Verhältnissen, die jemand aus gewohnten Kreisen in fremde führt. Wie viel hängt nicht oft von einer ersten Begegnung, von dem ersten Gefallen oder Nichtgefallen ab, von der geheimnisvollen Sympathie oder Antipathie, die sich äußert, ohne daß ein greifbarer Grund gefunden werden kann?

Ob bei solchen, zuweilen entscheidenden Anlässen, wohl das geheimnisvolle Farbenbild der Doppelempfindung von Einfluß sein kann? Gewiß. Der Name der erwarteten Persönlichkeit ist vorausgesandt worden und war der Punkt, von dem aus ein Phantasiebild ihres Trägers konstruiert wurde und zwar ein Bild, dem die Farben nicht fehlen, wenn dieselben auch nicht mit Bestimmtheit bezeichnet werden. Findet nun die persönliche Begegnung statt und entspricht die Wirklichkeit nicht dem aus dem Namen abgeleiteten Phantasiegebilde im Sinne der Zuneigung, so kann ein nebensächlicher Zufall ausreichen, Hoffnungen zu zerstören und frohe Erwartungen in trübe Gewißheit zu verwandeln. Eine dem Namenbilde wider-

Digitized by Google

ſtreitende Farbe der Kleidung genügt Abneigung hervorzurufen, wo Zuneigung erhofft wird, zumal in der Welt, in welcher der Schein, wenn nicht alles, ſo doch vieles gilt.

Die „ſchwarze“ Kunigunde kommt nicht nur in der Kinderwelt vor, ſondern auch in der großen Welt, welche wir das Leben zu nennen pflegen. — — —

Mit lebhafter Doppelempfindung begabte Perſonen wurden gefragt, wie ſie ſich geſchichtliche und bibliſche Perſonen vorſtellten. Es ergab ſich bei einer derſelben, welche bei o gelb, bei a blau, bei e hellgrau empfand, daß ihr Joſeph gelblich erſchien, Adam (trotz der unſinnigen Vorſtellung) bläulich, Eva hellerbläulich, Johannes und Jakob in braunem Gewande. Einer anderen erklang Rudolf grün (u = grün), ſobald der Ton auf der erſten Silbe lag, dagegen gelb, wenn die zweite Silbe betont wurde (o = orange).

Damit keine willkürlichen Angaben bei den Prüfungen der doppelempfindlichen Perſonen unterliefen, wurden dieſelben Fragen nach längeren Zwiſchenräumen wiederholt und die Antworten nur dann als maßgebend betrachtet, wenn ſie ſelbſt nach einem Jahre mit den erſten gemachten Notizen übereinſtimmten.

Für die Lehre von den Sinnesthätigkeiten und für die Erkenntnis der Seele ſind die Unterſuchungen über die Doppelempfindungen von hoher Bedeutung, wenn auch vorläufig nur ein Anfang gemacht werden konnte, da ungeheuer viel Beobachtungsmaterial erfordert wird. Hoffentlich werden in Zukunft ausgeſandte Fragebogen oder handliche Fragekarten in Format der Poſtkarte eine vermehrte Beachtung finden, als bisher, wo ſie teils auf Widerſtand ſtießen, teils mit Hohn angenommen und leichtfertig ausgefüllt wurden.

Die Anlage der Doppelempfindung kann nicht anerzogen werden, wenn ſie auch in ganz ſchwachem Grade jedem Menſchen eigen zu ſein ſcheint, wohl aber vererbt ſie ſich und iſt deshalb in einzelnen Familien vorzugsweiſe ausgebildet.

Seltener als die Farbenempfindung bei der Wahrnehmung eines Tones oder Schalles, iſt die Schallempfindung bei dem Erblicken einer Farbe. Es ſtellte ſich heraus, daß der Anblick einer Kerzenflamme bei einigen Doppelempfindenden die Vorſtellung eines hohen Tones erweckte; der Anblick des geſtirnten Himmels rief die Empfindung von Kniſtern hervor, bei anderen die von Ziſchen und Summen.

Noch ſeltener werden Farbenvorſtellungen durch Gerüche oder ſchmeckbare Subſtanzen hervorgerufen, ſo daß dieſem ſeltenen Vorkommen auch der tägliche Sprachgebrauch entſpricht, der weder einen Geruch farbig noch einen Geſchmack tönend zu nennen erlaubt, wohl aber von ſchreienden Farben und farbigen Klängen die ausgedehnteſte Anwendung zu machen geſtattet. Zu welchen weiteren Aufſchlüſſen das Studium der Doppelempfindungen noch führen wird, darüber können die erſten Anfänge jetzt keine Auskunft geben; es ſteht aber zu erwarten, daß durch die Doppelempfindungen manche merkwürdige, ſcheinbar übernatürliche Vorkommniſſe auf dem Gebiete des Seelenlebens eine natürliche Erklärung erhalten werden und ſie vielleicht das dunkle Gebiet lichten helfen, deſſen Pforten mit den beiden Siegeln Antipathie und Sympathie vorläufig noch verſchloſſen ſind.

Das alte königliche Prag.

Von

Fr. Freiherr von Helfert.

(Schluß.)

Nach der blutigen Unterdrückung des Aufſtandes von 1618—1621 hörte Prag auf, Sitz der böhmiſchen Könige zu ſein. In einer Art Hof-Schematismus von 1637 wurden im Eingangs-Kapitel die Gründe angegeben, warum Ferdinand II. ſeinen bleibenden Sitz nach Wien verlegt habe: wegen der bequemen Lage der Stadt, ihrer Annehmlichkeit; wegen der Fülle an Getreide und allen Lebensbedürfniſſen, und beſonders wegen der nahen Haine und Wälder, die für die Ausübung der Jagd vorzüglich geeignet ſeien; wegen des unaufhörlichen deutſchen Krieges und weil die Kaiſerliche Majeſtät hier von ihren übrigen erblichen Königreichen und Landſchaften gleichſam umgeben und in Sicherheit ſei ꝛc. Prag wurde von da an von ſeinen Königen nur zeitweiſe beſucht.

Um ſo ſtolzer, um ſo herriſcher und gebietender entfaltete jetzt der Adel des Landes, zu einem großen Teile nicht mehr der einge-

Digitized by Google

borene, sein Ansehen und seine Pracht. Die Bürgerschaft der Städte, die großenteils in die Revolution verflochten gewesen und danach um ein Gutteil ihrer ehemaligen Privilegien gebracht waren, war gedemütigt, das Landvolk sank in eine entwürdigende Unterthänigkeit und Abhängigkeit wie nie früher. Auch der Adel des Landes hatte seine politischen Rechte großenteils eingebüßt, aber er gewann dafür an Güterbesitz und Reichtum, den er in der Hauptstadt in den großartigsten Palästen zur Schau trug. Was heute in Prag an profanen Prachtbauten angestaunt wird, rührt zum weitaus größten Teil aus der Zeit der politischen Erniedrigung des Landes her. Von Palästen aus früherer Zeit ist nur das alte Rosenberger Haus, heute im Besitze der Schwarzenberge, zu nennen, ein Prachtbau von erstem Range, der von der kleinen Schloßstiege mit seinem altersschwarzen Gemäuer majestätisch in die Höhe steigt, überhangen von einem mächtig ausgebauchten, mit in den Mörtel gegrabenen Sgraffiten in edlem Renaissancestil geschmückten Dachgesimse, wahrlich ein Bauwerk und in einer Lage, wie ich ähnliches nur in Genua gesehen zu haben mich erinnere.

Den Anfang mit den modernen Prachtbauten Prags machte der gewaltige Friedländer, als er auf der Kleinseite einen Bestand von hundert Privathäusern zusammenkaufte und einen herzoglichen Palast mit großem Garten, weitläufigen Nebengebäuden, Stallungen, Reitschulen anlegte. Ein Juwel ist die große Sala terrena, gewöhnlich Wallensteinshalle genannt, ein mit schönen Fresken gezierter heiterer großräumiger Bau, in der Hauptanlage der Loggia die Lanzi zu Florenz ähnlich, dessen auf hohen gekoppelten toscanischen Säulen ruhende Vorderseite offen in den Garten hinaus mündet.

Um die Zeit, da Albrecht Waldstein seine Prager Residenz erbaute, 1621—1630, ließen adelige Damen, an ihrer Spitze Benigna Katarina von Lobkovic, auf der Höhe des Hradschin eine Kapelle ganz und gar nach dem Ausmaße der casa santa in Loretto aufführen, ein Facsimile der letztern, wie es Ambros nennt, so daß jeder zufällige Mauerriß, jeder zerbrochene Ziegel des Originals auf das kleinlichste nachgemacht wurde. Sie erhob sich im Klosterhofe der Kapuziner, die zu Anfang des Jahrhunderts nach Böhmen gekommen waren und denen jetzt Kloster und Kirche im großen Stile neugebaut wurden. Ihnen gegenüber, die ganze Breite der andern Seite des Lorettoplatzes einnehmend, erhob sich ein Jahrhundert später der Palast des Grafen Franz Joseph von Czernin. Es ist ein ungeheurer Bau, der zu einem der Wahrzeichen von Prag wurde: dem Baumeister soll die Aufgabe gestellt worden sein, so viel Fenster anzubringen als Tage im Jahre sind, und zwar so, daß man nicht von einem Fenster zum andern schauen könne, welches letztere er dadurch erreichte, daß er zwischen denselben von einem hohen Erdgeschoßsockel von facettierter Rustica starke Halbsäulen bis zur Höhe des Daches hinaufführte. Es ist ein Palast, den jeder König zu seiner Residenz machen könnte. Aber die Hauptlinie der Czernins hat sich seither nach Wien gezogen, in ihrem stolzen Prager Schlosse haben lange Zeit arme Leute ihr Obdach gefunden, heute ist es Kaserne — „das ist das Los des Schönen auf der Erde". Das Bettlervolk hat dem Prachtbau, in dessen riesigen Räumen es mit Kind und Kegel und seinen ärmlichen sieben Sachen gehaust, keinen Schaden zugefügt, aber das Militär hat arg gewirtschaftet. Der Stolz des Innenbaues war ein Stiegenhaus im größten Stil und der Stolz dieses Stiegenhauses eine Gigantomachie von Wenzel Reiner (1686—1743) al fresco ausgeführt, die edelste Schöpfung des hochbegabten Künstlers. Dieses Treppenhaus nun wurde zu kleineren Gelassen umgebaut, das Deckengemälde weiß übertüncht. In den sechziger Jahren sollen die Soldaten eines italienischen Regimentes, welche in den obersten Räumen untergebracht waren, beim Herabfallen eines Teils der Kalkschichte auf die darunter befindliche Malerei aufmerksam geworden sein, größere Partieen der weißen Tünche abgeklopft und sich an den dem Tageslicht zurückgegebenen phantastischen Gestalten der Götter und Riesen erfreut haben. Diese einfachen Soldaten haben damit einen Kunstsinn bewiesen, der gegen den Vandalismus der ökonomisierenden Veranstalter des Umbaues wohlthätig absticht!

In der Periode vom Herzog von Friedland bis zum ersten „Regierer des Hauses Chudenic und Neuhaus" sind viel andere Prachtbauten in Prag entstanden: der Thunsche Palast in der Spornergasse und die Kreuzherrenkirche mit der schönen Kuppel nächst dem

Digitized by Google

altstädter Brückenturm, beides von Carlo Lorago aus Fermo, der in Prag von 1638 bis gegen 1680 wirkte; der Palast des Grafen Morzin in der Spornergasse, um 1670, jener des Grafen Buquoy am Grundprioratsplatz 1690; der Fürsten Lobkovic am welschen Spitalplatz, 1703; der Grafen Schönborn am Laurenziberg. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wirkten die beiden Dinzenhofer in Prag, der Vater Christoph, † 1722, der Sohn Kilian Ignaz, † 1752. Jener hat die Dominikanerkirche auf der Altstadt und die Kirche von St. Margaret auf dem weißen Berge, dann die vordere Hälfte der St. Niklaskirche auf der Kleinseite gebaut, die dann von Kilian Ignaz vollendet wurde. Letzterem verdankt man außerdem von Kirchen St. Thomas auf der Kleinseite und St. Nikolaus auf der Altstadt, von Profanbauten den überaus geschmackvollen Nosticschen Palast am Graben, den Kinskyschen am Altstädter großen Ring. In dieselbe Bauperiode fallen, abgesehen von dem viel älteren zierlichen gotischen Erker, das Karolinum in seiner heutigen Gestalt von Franz Maxim. Kanka gebaut; der Thunsche, später toscanische, jetzt kaiserliche Palast auf dem Hradschin; dann jener des Grafen Johann Wenzel Gallas auf der Altstadt, 1712—1719, das einzige Denkmal des in Wien so überreich vertretenen Fischer von Erbach, dessen Herkunft einige aus Prag ableiten, während ihn die mehreren für einen geborenen Wiener halten. Ich bin außer stande anzugeben, ob dieser Streit noch schwebend oder durch urkundlichen Nachweis nach der einen oder andern Seite hin seither geschlichtet sei.

Vom jüngeren Dinzenhofer rührt auch der spanische Saal im königlichen Schlosse her. Im Jahre 1757, bei der Belagerung von Prag, richtete bekanntlich Friedrich II. seine Geschoße vorzüglich gegen den gotischen Wunderbau des St. Veit-Domes, der in der Zeit vom 29. Mai bis 20. Juni wiederholt in Brand geriet; auch die Gebäude um den Dom herum fingen mehrmals Feuer. Als die Drangsal überstanden war, fanden sich nicht weniger als 770 Kanonenkugeln im Innern des Domes, der im ganzen mehr als 22000 Schüsse ausgehalten und eine Probe von Festigkeit bestanden hatte, die man einem Bau von so kühner und zierlicher Konstruktion kaum zutrauen würde. Daß gleichwohl umfassende Ausbesserungen und Herstellungen notwendig waren, begreift sich, und bei diesem Anlaß schritt Marie Theresia zugleich an die Ausführung eines schon von Kaiser Mathias gehegten Planes, den östlichen Ausbau der Burg in modernem Stile. Die Baumeister Anselm Lorago, Anton Gunz und Anton Hasenecker führten das Werk in den Jahren 1758—1775 aus, und da während dieser Zeit auch der erzbischöfliche Palast durch Jan Wirch (geb. 1732) eine imposante Vorderseite erhielt, 1760, so gewann der Hradschiner Hauptplatz mit dem alten Rosenberger Hause auf der Süd- und dem toscanischen Palais auf der Westseite einen würdigen Abschluß. Die dazwischen liegenden Domherrnhäuser sind ohne architektonische Bedeutung; das moderne Schwarzenbergische Palais mag sehr zweckmäßig und bequem angelegt sein, auf künstlerischen Ausdruck wurde dabei nicht gesehen. Die Mitte des Platzes nahm eine Doppelallee von Kastanien ein, von den Pragern die „Gimpel-Allee" genannt; ich denke, sie ist seither, vielleicht eben wegen dieses ihres bedenklichen Namens, gleich der „Neuen Allee" auf der Neustadt verschwunden.

Die Vorderseite und überhaupt der massenhaftere Teil des Prager Königsschlosses gehört somit in seiner heutigen Gestalt dem vorigen Jahrhundert an. Aelter ist der gegen das Damenstift gelegene Trakt mit der alten Landtagsstube und den Vladislaischen Sälen. Die älteste Partie der Hradschiner Burgbauten aber liegt gegen den untern Hirschgraben mit dem schwarzen, dem weißen Turme und der Daliborka, von denen jeder gar manches Interessante zu erzählen wüßte. Wer in Prag auch nur kurze Zeit weilt, sollte einen Gang oder eine Fahrt auf der neuen Bruska-Straße keinesfalls unterlassen: es wird ihm da ein Stück mittelalterlicher Romantik vor Augen treten, wie etwas ähnliches wenige Großstädte mehr aufzuweisen haben.

Als der jüngste bedeutendere Profanbau des vorigen Jahrhunderts ist das königliche ständige Theater auf der Altstadt zu nennen, vom kunstsinnigen Grafen Franz Nostic 1781 angeregt und aus den Mitteln einer Anzahl böhmischer Adelsgeschlechter, die sich darin Erb-Logen vorbehielten, erbaut. Die Prager Oper hat in der Musik-Geschichte schon darum ihre bleibende Stelle, weil Mozart zwei seiner

Digitized by Google

Meisterwerke hier zur ersten Aufführung brachte, den Don Juan am 29. Oktober 1787, den Titus am 6. September 1792. Aber nur die letztere Oper von den böhmischen Ständen zur Krönungsfeier Leopold II. bei Mozart bestellt, kam im neuen „National-Theater" zur Aufführung; jene des Don Juan fand zweifelsohne im Thunschen Palast auf der Kleinseite statt, wo der Impresario Pasquale Bondini mit seiner Truppe seit Jahren die italienische Oper kultivierte; das Orchester war klein, hatte aber vorzügliche Kräfte und war trefflich geschult.

Was aber ist aus den im Prager Schlosse angesammelten Rudolfinischen Kunstschätzen geworden, die im ganzen damaligen Europa ihresgleichen nicht hatten? Vieles haben die Schweden davongeführt, den größten Teil hat Karl VI. nach Wien genommen, den Rest, und der war noch immer ansehnlich genug, hat zu Kaiser Joseph II. Zeiten, wo man auf derlei altes Gerümpel keinen Wert legte, der Prager Buchdrucker und Kunsthändler Johann Ferdinand von Schönfeld um Spottpreise an sich gebracht. Das „Schönfeldische Museum", besonders reich an Kupferstichen und Holzschnitten, alten Büchern und Handschriften, aber auch Münzen, Oelgemälden, zusammen 50,000 Stück, ist später nach Wien übertragen, von dem reichen Baron Dietrich erworben und von der Vormundschaft dessen Enkels, des Fürsten Sulkovski, wahrscheinlich ins Ausland verhandelt worden. Manches von den Rudolfinischen Kostbarkeiten ist aber verloren oder schmählich zu Grunde gegangen. Bekannt ist die Geschichte jenes herrlichen Ilioneus, dessen Kopf für irgend einen Zweck zu einer Steinkugel abgeschliffen und dessen Rumpf, in seiner Verstümmelung noch immer ein Prachtstück, nach allerhand Schicksalen von dem bayrischen Kronprinzen Ludwig, ich glaube während des Wiener Kongresses, erworben und nachmals dessen Glyptothek einverleibt worden ist.

Die Jahre *vor* dem Wiener Kongresse haben für Prag darum Bedeutung, weil es den Zufluchts- und Sammelpunkt vieler durch Geist oder Stellung hervorragender Persönlichkeiten abgab, denen die Napoleonische Zwingherrschaft ihre Heimat verleidete und die unter dem Schutze des österreichischen Kaisers eine bessere Zukunft abwarteten. Die Denkmale der Stadt haben auf diese Ankömmlinge aus der Fremde einen tiefen Eindruck gemacht. Clemens Brentano hat sich zu einem historisch-romantischen Drama „Die Gründung Prags" begeistern lassen, und Rahel Levi hat am 18. Juni 1813 an Ernestine Robert geschrieben: „Aber Prag ist wunderschön! Solch ein Schloß, solch eine Stadt um das Schloß her gibt es wohl nur selten in der ganzen Welt. Das Theater ist gut. Man zieht sich sehr gut an hier, die Frauen nämlich. Vieler und reicher Adel; Paläste und das auch in den engsten Gassen, die von altem großem Reichtum zeugen; die schönsten Spaziergänge. Dies die Stadt an sich, und sehr groß". Zwölf Jahre später hat Goethe (Werke 1840 XXXII. S. 380 f.) den Mittelpunkt Böhmens charakterisiert als „eine uralte große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrere Jahrhunderte noch immer besteht, teilweise zerstört, teilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert, immer im Leben wieder aufblüht und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte fröhlich ins Freie verbreitet" ...

Ja an Palästen, an begütertem Adel, an aristokratischer Pracht war Prag nach den verhängnisvollen Schlägen, die das Land im 17. Jahrhundert getroffen, reicher als je. Aber im übrigen sah es im Zeitalter seiner politischen Erniedrigung trübselig genug aus. Die Stadt im ganzen war sehr verwahrlost, viel Unreinlichkeit, elende Beleuchtung — wenn Vollmond im Kalender stand, gar keine — das Straßenpflaster verrufen: große Strecken hatten überhaupt kein Pflaster und hart an den stolzesten Palästen konnte man, je nachdem das Wetter anhaltend trocken oder anhaltend naß war, sich im Staub wälzen oder durch fußhohen Kot waten. So boten der Lorettoplatz am Hradschin mit der unausfüllbaren Drahomira-Grube und der Viehmarkt noch bis in die vierziger Jahre dieses Säkulums Wüstenbilder mit Hebungen und Senkungen des Bodens. Das war auch in manchen Straßen der Fall, z. B. am Poric, wo sich, wenn man zur Stadt hinausging, zur Rechten eine ganz ansehnliche Höhe hinzog, deren Spuren man heute noch an den Häusern jener Straßenseite, soweit nicht seither neue an deren Stelle getreten sind, verfolgen kann.

Die Periode vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Anbruch der konstitutionellen Aera war in Böhmen ganz eigentlich die Zeit

Digitized by Google

der Herrschaft und Herrlichkeit, der sozialen Jupitershoheit des grundbesitzenden Adels. Ich will einen für die öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Tage charakteristischen Zug anführen. Als in der ersten Hälfte der vierziger Jahre die böhmischen Stände, d. h. der reiche Adel des Landes, sich an ihre alten Rechte erinnerten und dieselben, unter dem milden Regiment Ferdinand des Gütigen, wieder zu allmählicher Geltung zu bringen versuchten, schleuderte Graf Bugnoy dem Bürgermeister der Prager Städte,

Der Czerninsche Palast

der den Standpunkt der Regierung, also die Fortdauer des seither Gewordenen und Gepflogenen verteidigte, den Schimpf ins Gesicht: „Sie sind servil von Abkunft, servil von Erziehung, servil nach Ihren Dienstverhältnissen, von Ihnen läßt sich nichts anderes erwarten."

„Ob's just seine Worte sind, weiß ich nicht", sage ich mit dem ersten Jäger in Wallensteins Lager; der Sinn und Inhalt aber war es gewiß, so wurde es in der Stadt allgemein erzählt oder richtiger einander in die Ohren geraunt. Das traurigste an der Sache aber war, daß der wegen seiner Absonderlichkeiten bekannte Graf zwar im höchsten Grade unhöflich, aber durchaus nicht unwahr gesprochen hat. Könnte heute etwas derartiges vorfallen? Wäre es heute wahr? Und die Stadt selbst, ihr äußerer Komfort, ihre öffentlichen Anstalten, die gesellschaftliche Stellung der verschiedenen Bevölkerungs-Klassen, sind sie heute dieselben wie vor vierzig, vor fünfzig Jahren? . . .

Ich habe etwas über das „alte" Prag versprochen, dessen früheste Geschichte einen so reichen Märchenschatz, dessen mittlere eine solche Fülle von Romantik, dessen neuere so viel historisches Interesse bietet, daß es eines vielbändigen Werkes wie W. W. Tomeks noch unvollendete Geschichte der Stadt Prag bedürfte, um den überreichen Stoff — gleichwohl nicht zu erschöpfen. Wünscht der geneigte Leser auch über das „neue" Prag einiges zu erfahren? Er wird darin viel, sehr viel vom alten wiederfinden, und das wird ihn, denke ich, freuen; allerdings nicht den Erker am Rathausturm und den schönen Marmorbrunnen am Altstädter Ring, die Reinerschen Fresken und das prachtvolle Stiegenhaus im Czerninschen Palast u. a. m. Aber selbst das noch vorhandene und von den jetzigen Vätern der Stadt mit großer Pietät in stilgemäßer Gestalt erhaltene Alte hat in der neuen Umgebung, auf dem geänderten Hintergrunde ein anderes Gesicht bekommen . . . Doch davon vielleicht ein andermal.

Zur Bekämpfung der Krankheiten.

Pathologische Skizzen

von

Prof. Dr. Edwin Klebs.

(Fortsetzung.)

I. Krankheiten, deren Keime von anderen Menschen oder Tieren bezogen werden.

Bei allen denjenigen Krankheitsprozessen, bei denen lebendige Wesen, welche auf anderen Organismen leben, also Parasiten, als die Ursache des Erkrankungsvorganges anzusehen sind, kann die Uebertragung von einem Individuum

auf das andere in zweifacher Weise geschehen, entweder direkt, indem der parasitäre Organismus in lebendigem Zustande auf ein anderes für seine Entwickelung günstiges Individuum übertragen wird, oder indirekt, indem derselbe eine kürzere oder längere Zeit außerhalb seines Wohntieres verbleibt. Im letzteren Falle ist wiederum zu unterscheiden, ob ein solches Verweilen außerhalb des Tierkörpers ein für die volle Entwickelung notwendiges Ereignis darstellt, oder ob derselbe während dieses Zustandes eben nur seine Lebensfähigkeit bewahrt, ohne sich selber weiter zu entwickeln. Wir nennen diesen letzteren Zustand, der sich bei sehr vielen der niedersten Organismen vorfindet, wie bei den meisten Infusorien, Rädertierchen, Spaltpilzen und auch den Samen höher organisierter Pflanzen zukommt, denjenigen des latenten Lebens oder des Lebensstillstandes. In diesem Zustand, welcher gewöhnlich durch Wasserentziehung, Eintrocknung bei niederer Temperatur herbeigeführt wird, bleibt die Keimfähigkeit völlig erhalten und kann durch die Einwirkung von Wärme und Wasser jederzeit wieder hervorgerufen werden, während die weitere Vegetation, welche durch das Wiederaufleben ermöglicht wird, von der Zufuhr des nötigen Nahrungsmaterials abhängt, dessen ein solcher Körper zu dem weiteren Aufbau seiner Teile oder zu seiner Vermehrung bedarf. Es kann demnach bei diesem Ereignisse des Wiederauflebens sehr wohl der Fall eintreten, daß eben dieselben Einwirkungen, welche das Wiedererwachen des Lebens bewirken, auch zu seiner dauernden Vernichtung führen, indem ein jeder Organismus durch die in ihm stattfindenden Lebensvorgänge selbst zu Grunde geht, wenn er seine durch die Lebensvorgänge fortdauernd konsumierte Substanz nicht durch Aufnahme von Nahrungsstoffen, die ihm von außen her zugeführt werden, ersetzen kann.

Auf diesen Verhältnissen beruht vornehmlich die heilsame Wirkung, welche das Wasser und zwar das reine, von organischen Beimengungen freie Wasser bei allen unseren häuslichen Reinigungsvorrichtungen ausübt. Ohne seine reichliche Anwendung würde der menschliche Körper und die mit ihm in Berührung stehenden Gegenstände, namentlich die Kleidungsstücke ein dauernder und fruchtbarer Herd für die Entwickelung von Krankheitskeimen sein. Eine unzureichende Verwendung desselben kann dagegen die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen, indem die Anfeuchtung der vorhandenen Keime dieselben wieder zum Leben erwecken muß, ohne sie fortzuführen oder zu vernichten. Gelangen sie in diesem Zustande in das Innere des Menschen hinein und finden daselbst die Nährstoffe, welche sie zu ihrer Weiterentwickelung bedürfen, so werden und müssen sie jene krankheitserregenden Wirkungen ausüben, zu denen sie vermöge ihrer Organisation befähigt sind. Wir sollten uns daher wohl hüten über Wasserverschwendung im Haushalt und in der Gemeinde zu klagen, sondern vielmehr dahin trachten, daß diese Wasserverschwendung in möglichst weitem Maßstabe möglich sei und ausgeführt werde.

Die voranstehenden Bemerkungen erläutern, in welcher Weise Krankheiten von Menschen und Tieren auf andere Wesen von gleicher Organisation übertragen werden: in denjenigen Fällen, in denen wir direkt vom Menschen oder Tier die Keime unserer Krankheiten beziehen, kann dieses entweder durch die unmittelbare Aufnahme derselben in lebendigem Zustande stattfinden, oder es machen dieselben vorher eine Periode latenten Lebens durch, in welchem sie ihre Fähigkeit, im menschlichen Körper wiederum weiter zu vegetieren, nicht einbüßen. Muß dagegen der parasitäre Organismus eine Reihe von Lebensvorgängen durchmachen, welche ihn erst befähigen, im Tierkörper sich weiter zu entwickeln, wechseln demnach Perioden parasitärer und freier Existenz in einem solchen Organismus ab, so bezeichnen wir die durch dieselben hervorgerufenen Krankheitsvorgänge nach der Lokalität, von welcher wir die lebenden Krankheitskeime herbeziehen.

Die Art und Weise der Uebertragung lebender Krankheitskeime von einem Individuum auf das andere kann sich in sehr verschiedenartiger Weise vollziehen: durch die Atmung, durch die Nahrungsaufnahme, und durch die mannigfaltigen Bedingungen, welche der Verkehr des Menschen unter einander mit sich bringt. Wir würden bei den vielfachen Berührungen mit kranken Individuen dieser Art der Infektion in der That in viel höherem Maße ausgesetzt sein, als es thatsächlich der Fall ist, wenn nicht der menschliche Körper mit einer Reihe von Schutzvorrichtungen versehen wäre, welche bei zweckmäßiger Lebensführung vollständig ausreichend sind. So besitzen unsere Verdauungsapparate in den Säften, welche auf ihrer Oberfläche abgesondert werden, namentlich in den Fermentkörpern des Magensaftes, ein ausgezeichnetes Mittel zur Vernich-

Digitized by Google

tung gefährlicher Eindringlinge, und in der Luftröhre oder den Bronchen arbeiten Tag und Nacht unausgesetzt Millionen von Flimmerzellen mit ihren gegen die äußern Oeffnungen schwingenden Härchen an der Entfernung kleinster, körperlicher Teilchen, welche in Staubform auf diese Flächen gelangen. Uns fällt somit nur die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß diese wundervollen Schutzmittel ungestört funktionieren können. Anderseits freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß bei sehr massenhaftem Eindringen und hoher Wirkungsfähigkeit der eingedrungenen Organismen diese natürlichen Schutzwehren des Körpers an seinen Eingangspforten nicht mehr genügen. Aber auch in diesem Falle, in welchem krankheitserregende Organismen die Barrieren durchbrechen, welche auf den Schleimhäuten in Gestalt besonders organisierter Zellen (Deckzellen, Epithelien) gebildet werden, besitzt der Körper in den Stoffwechselvorgängen innerhalb seiner Gewebe noch ein mächtiges Hilfsmittel im Kampfe gegen die Eindringlinge, indem fort und fort von dem in den Gefäßen zirkulierenden Blute Sauerstoff in seiner wirksamsten Form, im sog. erregten Zustande, als Ozon, den Geweben zugeführt wird, ein Körper, welcher im höchsten Maße mit der Fähigkeit begabt ist, die Lebenseigenschaften jener Organismen zu vernichten, welche krankheitserregend wirken. Ein kräftig pulsierendes Herz, eine gehörige Menge roter Blutkörperchen, welche die Träger des Ozons sind und eine genügende Atmung, welche reichliche Mengen sauerstoffhaltiger Luft dem Blute zuführt, sind die Faktoren, welche im Inneren des Körpers die Wacht gegen die Krankheitserreger übernehmen. So vermag der gesunde, mit kräftigen Organen versehene Körper bei einem naturgemäßen Wechsel von Arbeit und Ruhe, bei wenigstens zeitweiliger kräftiger Bewegung in freier Luft, bei fröhlicher Gemütsstimmung sich gesund und widerstandsfähig zu erhalten, auch zu solchen Zeiten und an solchen Orten, wo seine weniger glücklich situierten oder weniger glücklich beanlagten Mitbürger zu Tausenden von Seuchen dahingerafft werden.

Viel schwieriger ist es dagegen auch für solche Normalmenschen, sich zu schützen gegen die dauernden, schädlichen Einflüsse, welche uns mittelst der Nahrung bedrohen. Hier handelt es sich nicht um das Uebermaß der Aufnahme sonst guter und gesunder Nahrungsmittel, welches selbstverständlich schädlich wirkt, indem dieselben nicht genügend rasch verarbeitet werden können und somit einen günstigen Boden für die Entwicklung parasitärer Organismen darbieten, deren Keime in manchen Organen niemals fehlen, so namentlich im Darmkanal. Vielmehr müssen wir hinweisen auf die Möglichkeit, daß die besten Nahrungsmittel Träger solcher unsichtbaren Keime werden können, und keine leicht in die Augen fallende Eigenschaft derselben warnt den Genießer. Selbst die chemische Untersuchung würde im Stiche lassen; die mikroskopische Untersuchung, welche positive Resultate ergeben könnte, ist unmöglich, in vollem Umfange durchzuführen. Sehen wir doch, wie die Trichinenschau, trotzdem es sich bei derselben um riesenmäßige Organismen im Vergleich zu krankheitserregenden Spaltpilzen handelt, noch nicht vermochte das Auftreten schwerer Epidemieen von Trichinose zu verhüten in solchen Gegenden, in denen unzweckmäßige Maßregeln der Nahrungszubereitung bestehen. Würden die Bewohner Norddeutschlands dem Genuß rohen oder halbrohen Schweinefleisches in Form von Würsten entsagen, so würden solche Erkrankungen auch dort gänzlich verschwinden, wie sie in vielen Ländern fehlen, in denen man derartige Delikatessen vermeidet.

Wollen wir einmal den ernstlichen Entschluß fassen, uns vor allen denjenigen Infektionen zu schützen, welche auf dem Wege der Nahrungsaufnahme dem Menschen zugeführt werden, so ist vor allem eine genaue Kenntnis der Krankheitserreger, ihrer Verbreitung und ihrer Lebensbedingungen notwendig. Sind diese Kenntnisse zum Gemeingut der Nationen geworden, so steht es zu hoffen, daß alsdann auch der Staat zur Bekämpfung solcher Gefahren mitwirken wird, welchen die Kräfte des Einzelnen nicht mehr gewachsen sind. Wie sehr in dieser Beziehung, trotzdem seit Dezennien die Wissenschaft die nötigen Anhaltspunkte geliefert hat, die Gesetzgebung hinter den allerbescheidensten Anforderungen zurückgeblieben ist, soll der nachfolgende Abschnitt erweisen, welcher sich mit der am verbreitesten und am meisten Opfer fordernden Krankheit beschäftigt, der Tuberkulose.

1. Die Tuberkulose.

Es würde sehr überflüssig sein, hier eine eingehende Schilderung der äußeren Krankheitserscheinungen dieses so weit verbreiteten und allgemein bekannten Prozesses zu geben; nur sei darauf hingewiesen, wie die allmählich tiefer

Digitized by Google

eindringende Kenntnis desselben sich bereits in seiner Bezeichnung ausprägt. Während der älteste Name der Schwindsucht, Phthisis, nur auf die fortschreitende Abmagerung und den Kräfteverlust der Patienten hindeutet, eine Eigenschaft, welche sehr vielen Krankheitsprozessen zukommt, wird durch den Namen der Lungenschwindsucht die Beteiligung dieses Organs in den Vordergrund geschoben. Die pathologische Anatomie hat aber gezeigt, daß es sehr verschiedenartige Zerstörungsprozesse in den Lungen gibt, welche das äußere Bild der Schwindsucht hervorrufen können und anderseits, daß bei dem gleichen Prozeß, welcher die eigentliche Schwindsucht hervorruft, die Lungen gänzlich frei bleiben können. Als Grundlage dieses letzteren Krankheitsvorganges finden wir in den verschiedenen Organen die Entwickelung kleiner Knötchen vor, welche zur Erfindung der modernen Bezeichnung der Tuberkulose Veranlassung gaben. Die weitere Durchforschung der Körper Verstorbener ergab nun aber, daß Knötchenbildungen und zwar solche von sehr ähnlicher Beschaffenheit auch in anderen Prozessen vorkamen, welche mit der ganzen Erscheinungsweise des tuberkulösen Prozesses durchaus nicht übereinstimmen, und die reine mikroskopische Forschung, welche sich zum Teil loslöste von der Betrachtung des natürlichen Vorkommens und Verlaufes des Krankheitsprozesses, hat in den letzten Jahrzehnten auch auf diesem Gebiete Verwirrung und Mißverständnisse genug hervorgebracht. Ueberall wo ein Reiz, wie die Pathologen sagten, einen eng begrenzten Teil des Gewebes trifft, kann die Form des Tuberkels entstehen, welcher nichts anderes darstellt als das Produkt einer Entzündung im kleinsten Raum. Wenn irgend ein Fremdkörper kleinster Art, ein Kohlenstäubchen oder ein Sandkorn im Grundgewebe des menschlichen Körpers, dem sog. Bindegewebe eingelagert ist, so sehen wir Lymphzellen um dasselbe sich ablagern in Gestalt eines kleinen, kugeligen Häufchens, welche nun, je nach Umständen, sich verschieden verhalten können. Entweder können sie sich in festes Bindegewebe umwandeln und den Fremdkörper einkapseln oder sie können fettig zerfallen und verkreiden oder sie können sich zu kleinen Eiterherden umgestalten. Man sieht also, daß von demselben zellulären Prozesse aus sehr verschiedenartige, lokale Zustände sich entwickeln können.

Eine weitere Verschiedenheit im Verhalten der kleinsten Entzündungsherde zeigt sich nun aber auch in ihrem weiteren Verhalten. Während bei den einen ihr Entwickelungsprozeß mit Bildung einer bindegewebigen Kapsel oder mit ihrer Verkalkung seine Endschaft erreicht hat, sehen wir bei anderen, daß in ihrer Nachbarschaft ähnliche Herde entstehen, welche sich vorzugsweise nach gewissen Richtungen hin, namentlich nach derjenigen der Saftströmungen weiter verbreiten. Wir müssen daraus schließen, daß die „Reize" welche solche Knötchen erzeugen, verschiedenartige seien. Im einen Falle können sie rein mechanisch wirken, im anderen, in welchem ein Weiterschreiten des Prozesses stattfindet, müssen wir am ersten Herde eine Vermehrung der reizenden Substanz annehmen, demnach den Vorgang der Infektion, welcher durch vermehrungsfähige Organismen bedingt wird. Da wir nun ferner, namentlich bei künstlicher Uebertragung solcher Formen auf Tiere uns davon überzeugen können, daß derselbe Infektionsstoff stets genau dieselben Formen pathologischer Veränderungen hervorruft, so kommen wir auch hiermit zur Notwendigkeit der Annahme spezifischer Infektionserreger, d. h. zur Annahme, daß ein ganz bestimmter, von anderen ähnlichen Organismen durch seine Eigenschaften wesentlich verschiedener, belebter Körper auch diese Krankheit hervorruft.

Für die Tuberkulose, welche seit jeher als die Folge ungünstiger allgemeiner Lebensverhältnisse des menschlichen Elends im allgemeinen aufgefaßt wurde, ist dieser Satz zuerst von Villemain ausgesprochen worden und mittels des Experiments an Tieren bis zu einem gewissen Grade bestätigt worden. Nur in zwei Beziehungen war die Beweisführung damals unvollständig geblieben, indem diese höchst wertvollen Versuche über die Natur der krankheitserregenden Ursachen nichts ergaben und anderseits der Zusammenhang zwischen Impfung und Erkrankung der inneren Organe nicht genügend klargelegt und Schritt für Schritt verfolgt war. Ueberdies riefen die Thatsachen, welche Villemain gebracht hatte, die lebhafteste Opposition hervor und bemühten sich zahlreiche, sonst bewährte Forscher mit den gleichen Mitteln, welche Villemain benutzt hatte, zu zeigen, daß von einem spezifischen Infektionsstoffe bei der Tuberkulose nicht die Rede sein könne. Angeblich sollten ganz ähnliche Formen durch alle möglichen Fremdkörper, welche gesunden Tieren

Digitized by Google

eingepflanzt wurden, hervorgebracht sein, doch unterließ man hierbei die Möglichkeit zu beachten, daß bei der Uebertragung von leblosen Körpern, auch ohne es beabsichtigt zu haben, die eigentlichen Keime der Krankheit übertragen sein konnten. Ungenügende Vorsichtsmaßregeln bei der Anstellung dieser Versuche, mangelnde Isolation der Versuchstiere, nicht genügende Reinigung der Substanzen und der Instrumente, welche hierbei verwendet wurden, erklärten die abweichenden Resultate. Wenn der Verfasser dieser Zeilen für sich das Recht in Anspruch nimmt, diesen Nachweis geleistet, damit zahlreiche widerstrebende Geister zu seiner Ansicht von der spezifischen Bedeutung des tuberkulösen Virus bekehrt zu haben, glaubt er nicht die Bescheidenheit zu verletzen, sondern nur sein gutes Recht zu wahren, welches in der letzten Zeit mannigfach mißachtet wurde.

Bei jedem Krankheitsprozeß, welcher durch ein sogenanntes spezifisches Gift erzeugt wird, erhebt sich nun die weitere Frage nach der Natur dieses Giftes. Ist dasselbe auch außerhalb des infizierten Tierkörpers vermehrungsfähig, können wir dasselbe nach Art pflanzlicher Organismen in geeignetem Nährboden züchten, so ist damit erwiesen, daß dasselbe gleichfalls die Eigenschaft eines belebten Wesens, eines Organismus besitzt. Nach langjährigen Versuchen ist mir dieses in der Mitte der 70er Jahre durch Einpflanzen geringer Mengen tuberkulöser Substanz in den Dotter frischer Hühnereier gelungen und erwiesen sich die daselbst bei Temperaturen von 34 o entwickelten Organismen, kleine Stäbchen und Körnchen (Mikrokokken) ebenso geeignet zur Uebertragung der Krankheit auf Tiere, wie die ursprüngliche Substanz. Neuerdings hat R. Koch diese Organismen ebenfalls auf geronnenem Eiweiß kultiviert und die gleichen Impfresultate erzielt. Es kann demnach gar kein Zweifel mehr bestehen, daß diese furchtbare Krankheit, welche viel größere Verheerungen anrichtet, als irgend eine Seuche und als die größten Kriege, ihre Entstehung einem besonderen Organismus verdankt, der der Klasse der Spaltpilze angehört. Ueber die Morphologie desselben mögen noch weitere Untersuchungen anzustellen sein, namentlich darüber, ob die von Koch als Tuberkelbacillen bezeichneten Stäbchen die einzige Form seien, unter denen der Körper in die Erscheinung tritt, oder ob, wie ich glaube, Kokken und Stäbchen zu derselben Entwickelungsreihe gehören. Die Hauptthatsache des parasitären Ursprungs der Krankheit darf mit allen ihren Konsequenzen als eine feststehende Thatsache betrachtet werden.

Ist nun aber die Krankheit als eine parasitäre zu betrachten, so werden wir vor allen zu wissen wünschen müssen, auf welchen Wegen der Parasit und mit ihm die Krankheit in den menschlichen Körper eintritt.

Betrachten wir zu diesem Zwecke die Verbreitung des Krankheitsprozesses, so ergibt sich, daß derselbe zwar ein außerordentlich weit verbreiteter, aber doch nicht ein überall vorkommender genannt werden kann. Es ist vollkommen richtig, daß derselbe vorzugsweise in den großen Städten vorkommt, aber er fehlt auch nicht in der Landbevölkerung, welche sich gesünderer Lebensverhältnisse erfreut, als diejenige der Städte; er fehlt auf keiner Gebirgshöhe, auf welcher Menschen in größerer Menge zusammengehäuft leben, so daß das noch vielfach angenommene Gesetz von der Abnahme der Tuberkulose mit der Höhe eines Ortes nur in sehr beschränkter Weise Gültigkeit besitzt und überhaupt wohl nur auf geringere Bevölkerungsdichtigkeit, sowie auf die reinere Luft und das Fehlen einer Menge schädlicher Nebenursachen an hochgelegenen Orten zurückzuführen ist. In 10 Kantonen der Schweiz, in welchen bei mehr als 90 % aller Sterbefälle die Todesursache ärztlich bescheinigt war, starben im Jahre 1880 im ganzen 24701 Individuen, darunter 2997, d. h. 12,16 % an Tuberkulose, und findet sich dieselbe oder eine noch etwas höhere Sterbeziffer nur noch für die akuten Krankheiten der Atmungsorgane; unter den letzteren aber sind gewiß nach der Erfahrung der pathologischen Anatomen wohl noch eine Anzahl akuter tuberkulöser Prozesse versteckt, welche unter dem Bilde einer Lungenentzündung den tödlichen Ausgang herbeiführten. Viel größer aber ist noch die Zahl derjenigen Fälle, in welchen am Sektionstisch die Spuren abgelaufener tuberkulöser Prozesse nachgewiesen werden können und glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß in unseren Gegenden nahezu der vierte Teil aller Verstorbenen und damit auch aller Lebenden leichtere oder schwerere Anfälle des Prozesses durchmacht.

Mag auch in dieser Behauptung auf den ersten Blick etwas Erschreckendes liegen, so ergibt sie dennoch bei näherem Zusehen eine

Digitized by Google

tröstliche Thatsache, nämlich die, daß eine mehr oder minder große Anzahl der von der Krankheit Befallenen dieselbe übersteht, daß die Krankheit somit heilbar sei und daß es nur darauf ankommen wird, die richtigen Mittel und Wege zu finden, auf denen sich diese Heilung vollzieht. Mit der zunehmenden Kenntnis des Krankheitsvorganges aber und seiner Ursache ergibt sich auch dieser Fortschritt als eine natürliche Folge der erweiterten Erkenntnis.

Ich bemerkte vorher, daß die Krankheit ungleichmäßig verteilt sei, so finden wir im vorher erwähnten Gebiete unter anderem selbst in den Städten bedeutende Differenzen. Während in Bern von 100 Einwohnern im Jahre 1880 4,03 Einwohner an Tuberkulose starben und in Solothurn sogar 4,98, zeigte Zürich nur 2,25 und Biel sogar nur 2,00 Todesfälle auf die gleiche Einwohneranzahl. Was die Verhältnisse dieser Städte sowohl, als ihrer Bewohnerschaft betrifft, so sind sie nach Größe und geographischer Lage nicht wesentlich voneinander verschieden. Es müssen also andere, rein lokale Ursachen dieses verschiedene Verhalten des Krankheitsprozesses bedingen. Anderseits lassen sich aber auch Thatsachen anführen, welche auf das deutlichste den Weg zeigen, auf welchem die tuberkulösen Organismen in den Körper eindringen. Die erste dahingehende Beobachtung bot sich mir dar, als ich vor 16 Jahren als junger Professor nach Bern kam. Villemains Beobachtung hatte damals die Aufmerksamkeit der Forscher auf die Möglichkeit einer infektiösen Entstehung der Krankheit gelenkt. Zur Gewinnung schlagender Bestätigungen für diese Annahme mußten sich engere Beobachtungskreise immer besser eignen, als sie die Spitäler großer Städte, wie Berlin, darbieten konnten. Und meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Gleich im Beginn meiner Thätigkeit in Bern, im Frühjahr 1866, fiel mir die große Häufigkeit akutester, sogenannter Miliartuberkulose auf, eine Erscheinung, welche weiterhin auch in anderen, größeren Wirkungskreisen sich immer wieder bestätigte. Unter diesen Fällen aber nahmen wieder diejenigen das höchste Interesse in Anspruch, in welchen besonders kräftige und unter günstigen äußeren Bedingungen lebende Individuen der Krankheit erlagen. In mehreren Fällen konnte mit fast absoluter Gewißheit die Entstehung der Krankheit bis auf ihre ersten Ursachen zurückverfolgt werden. Es waren dies überaus kräftige Männer, Sennen, die von ihren Alpen mit der schwersten Form der Krankheit behaftet zurückkamen und derselben in wenigen Wochen erlagen. Die sorgfältigste anatomische Untersuchung ließ keine Spur von älterer Erkrankung in den Organen erkennen, von welcher etwa die tödliche Knotensucht ausgegangen sein konnte. Ihr Leben auf der Gebirgshöhe hätte nach der gewöhnlichen Anschauung eher als ein Schutzmittel gegen die Krankheit betrachtet werden können. Ihr einsamer Aufenthaltsort schloß ferner jeden möglichen Einfluß von seiten menschlicher Individuen aus und somit blieb kaum eine andere Möglichkeit übrig, als an den Einfluß der Nahrung zu denken, und doch erschien diese Nahrung, welche nur aus Milch und frisch gewonnenem Käsestoff, sogenanntem Zieger, nebst Brot besteht, als eine solche, welche alle Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit in höchstem Maße in sich schloß. Wenn irgend ein Bestandteil derselben der Träger des Giftes sein konnte, so durfte nur an abweichende, krankmachende Qualität der Milch gedacht werden. Und in der That ließ sich durch Versuche an Tieren nachweisen, daß die Milch perlsüchtiger Kühe der Träger des Tuberkelgiftes sein kann.

Ich will auf diese anderweitig von mir diskutierte Frage hier nicht näher eingehen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Thatsache in das Bewußtsein der Völker eingedrungen ist, zwar sind von den verschiedensten Seiten Anstrengungen gemacht worden, um diese reichfließende Quelle tuberkulöser Erkrankungen wenigstens von den Häusern der Wohlhabenden abzulenken, doch sind die Erfolge dieser Bemühungen geringfügige geblieben, indem man noch nicht entscheidende Schritte gethan hat, um den Ursprung des Uebels zu beseitigen. Ich beschränke mich auf die Erörterung der Frage, ob die Beseitigung desselben auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erreichen ist.

Zunächst ist von Wichtigkeit, klar zu machen, in welchem Umfange diese Art der Uebertragung der Tuberkulose stattfindet. Wie die von mir und anderen angestellten Untersuchungen gezeigt haben, treten bei der Einführung des Tuberkelgiftes mittels der Nahrung, vorzugsweise wenn dieselbe in flüssiger Form stattfindet, jene Erscheinungen der Krankheit auf, welche wir als

Digitized by Google

Skrofulose bezeichnen, eine Form, welche zu käsigen, gelben Anschwellungen der Lymphdrüsen, besonders derjenigen, welche ihre Säfte unmittelbar vom Darm her beziehen, führt. Es würde schwierig sein, für die Häufigkeit dieses Vorkommens bei unsern Kindern sichere statistische Anhaltspunkte zu gewinnen, da die Krankheit überaus schleichend auftritt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Temperamentsmännlein.

Von

Maximilian Schmidt.

Die jungen Mädchen, welche in den Dörfern und Einödhöfen in der Rockenstube bei der sogenannten Kunkel zusammensitzen, um den selbst gebauten Flachs zu verspinnen, zählen in der Regel diese hier verlebten Stunden zu den fröhlichsten ihres Lebens. Da schnurren die Räder um die Wette, dazu wird gelacht und geplaudert, einzeln oder im Chor gesungen, während die Hände geschickt den Faden drehen, so daß die Spule dicker und dicker wird, bis sie ihre Höhe erreicht und von der Spinnerin mit zufriedener Miene aus dem Rade genommen und wieder eine neue eingesteckt werden kann. Märchen, Sagen, Spukgeschichten und Rätsel ergötzen die fleißigen Spinnerinnen. Wenn die Rauhnächte herankommen, wird Blei gegossen, Semmel gebissen und Schuh geworfen, denn nichts reizt die jungen Mädchen mehr, als eine Frage an das Schicksal zu thun. Diese Neugierde über die Zukunft wird dann und wann auch durch das Dorf abbettelnde und abstehlende Zigeunerinnen, welche aus der Hand wahrsagen oder Karten schlagen, schlau genug befriedigt; am liebsten ist ihnen jedoch „das Temperamentsmännlein", das der alte Bändelkrämer bei sich führt, wenn er seinen Kramkasten von Ort zu Ort, von Einöde zu Einöde schleppt, und seine Bändeln „in allerhand War" zum Verkaufe anbietet.

Dieses Temperamentsmännlein ist ein gläsernes, meist ein Teufelchen vorstellendes Figürchen, das sich in einer mit Wasser gefüllten und mit einer Schweinsblase zugebundenen Flasche befindet, um welche buntfarbige Blätter mit Prophezeiungen, Charakterbeschreibungen und Schicksalssprüchen gelegt werden. Drückt man mit der Hand auf den Verschluß, so tanzt in Folge des Luftdruckes das sonst am Halse der Flasche sich befindliche Figürchen nach abwärts und das Blatt, zu welchem es sich, stehen bleibend, mit dem Gesichte hinwendet, ist das Schicksalsblatt für jene Person, welche sich das Horoskop stellen ließ.

Unter allgemeinem Gelächter läßt der Bändelkrämer das Männlein tanzen.

Die Lene ist die erste, welche ihr Temperamentsblatt erhält. Dasselbe lautet:

„(Zeichen des Stieres). Der Stier. Der Mond.

Sei es in oder außer dem Haus, so prüfen Sie sorgfältig die Personen, mit welchen Sie Umgang haben, denn Sie könnten selbst von denjenigen, welche Ihnen schmeicheln, betrogen werden, aber Sie müssen sich auch nicht mit Ihnen einlassen. Ihre Nativität kündigt Ihnen überall den Sieg über Ihre Feinde an; Sie werden überrascht werden. Sie werden bald zu einem Erbe gelangen, das Sie nicht erwarteten, und eine Summe Geld erhalten, welche Ihnen Freude machen wird; dieses Geld gewinnt Ihnen anderes, und ohne daran zu denken, werden Sie zu großen Gütern gelangen.

Sie haben bis dahin viele Sorgen gehabt, aber jetzt werden Sie vom Glück auf eine überraschende Weise begünstigt werden und in der Folge mehr Glück haben, als bis jetzt.

33. 49. 62."

Die Annamarie erhält folgendes Blatt:

„Du denkst an Sachen, die dir merkwürdig sind und wirst dabei Nachrichten erhalten, die dich über deine Feinde triumphieren lassen. Friedlich werden deine übrigen Tage sein. Der Stern, unter welchem du geboren, weicht in einigen Sachen ab und verkündet, du seiest eines unbeständigen und jähzornigen Charakters. Du hast keine Geduld, bessere Verhältnisse abzuwarten, da du die Gefahren deiner Leidenschaft nicht kennst; aber du würdest dein Bestes denen geben, die du dessen würdig hältst. Du wirst immer eine Ehre darein setzen, deinen Pflichten nachzukommen.

19. 40. 77."

Der Evi aber zeigt der kleine „Springinkerl" folgendes Temperamentsblatt:

Digi

„(Zeichen des Skorpions). Der Skorpion. Venus.

Ihr gutes und eifriges Herz, aber immer allzu leicht bereit, seine Gedanken zu offenbaren, ist Ursache gewesen, daß Sie einige Unannehmlichkeiten empfunden; jetzt noch müssen Sie sich vor Leuten, welche Ihnen schmeicheln, hüten, denn sie wollen Sie betrügen. Aber wir haben in Ihrem Planeten gelesen, daß Sie vieles Glück genießen sollen. Was Sie beunruhigt, wird zu Ihren Gunsten ausfallen.

1. 2. 5."

Jedes der drei Mädchen studiert eifrigst an seinem Blättchen. Sie haben aufgehört, zu lachen, ein förmliches Gruseln überläuft sie, besonders Leni und Evi, zu denen das Horoskop per „Sie" spricht.

Der alte Bändelkramer mit dem Temperamentsmännlein. Von Wahl.

Dem Bändelkrämer wird dann gern verschiedenes abgekauft und jede gibt ihm noch „extrig" ein kleines Douceur für das kleine Blättlein.

Vergnügt lächelnd verwahrt er sein einträgliches Männlein wieder in dem Kasten, läßt sich den dargereichten Schnaps schmecken und wandert dann mit seinem Horoskope von dannen, um im Nachbarhofe damit neuerdings sein Geschäft zu machen.

Wenn er dann nachts auf dem Heuboden oder auf der Ofenbank, zufrieden mit seinem bescheidenen Verdienste, einschläft, denkt er wohl nicht daran, wie vielen Mädchen er heute wieder den Schlaf geraubt, die, das Temperamentsblatt unter ihrem Kissen, nicht einzuschlafen vermögen, weil sie immer an „die Veränderung ihrer Lage", „an die falschen Freunde", „an die Erbschaft" denken müssen, von denen ihnen das kleine Temperamentsmännlein erzählte.

Noch nach Jahren findet man dieses Blatt gut aufbewahrt. Das eine oder das andere trifft doch zu und der hierdurch wohlkreditierte alte Bändelkrämer findet, so oft er wieder kommt, freundliche Aufnahme. Die Bändeln sind Nebensache, die Hauptsache ist und bleibt der tanzende kleine Kobold in der Tasche: das Temperamentsmännlein.

Digitized by Google

Der Fächer.

Von

Bruno Bucher.

Ein ſchlagendes Beiſpiel, wie ſich das Bedürfnis der Mode fügen muß, anſtatt daß umgekehrt dieſe von jenem gelenkt werden ſollte, liefert die Geſchichte des Fächers. Nicht genug, daß dieſes „Rüſtzeug der Liebe“ zuzeiten eine Form angenommen hat, welche deſſen eigentlichem Zweck widerſpricht, iſt es auch zuzeiten ganz außer Gebrauch gekommen. Und wenn auch dies letztere in der Periode der Völkerwanderung und der allmählichen Staatenbildung aus den Trümmern des römiſchen Reiches leicht erklärlich iſt, ſo fragen wir doch vergebens nach dem Grunde der Verbannung des Fächers gegen die Mitte unſeres Jahrhunderts. Damals galt er als altfränkiſch, kam höchſtens als Beſtandteil komiſcher Masken auf dem Theater oder auf Koſtümbällen zum Vorſchein. Gab es damals keine Hitze, wurden Fliegen und Mücken nicht läſtig, hatten die Frauen die Koketterie verlernt? Schwerlich, die Mode hatte dies Spielzeug der Damen geächtet wie das abgeſchmackte Joujou, ohne welches nach den Befreiungskriegen kein Elegant zu ſehen war; wurde vielleicht der unſchuldige Fächer in den Fall ſeines Kameraden mitverwickelt? Wer mag das wiſſen. Für die Sprüche der Mode werden bekanntlich keine Motive gegeben und es findet gegen dieſelben keine Appellation ſtatt. Genug, wir haben geſehen, wie der Fächer neu entdeckt werden mußte und — nur raſcher als ehedem — die Entwickelungsſtadien von den einfachſten zu den luxuriöſeſten Formen durchmachte. Die Phantaſie brauchte dabei nicht übermäßig angeſtrengt zu werden: war doch ſeit Jahrtauſenden durch Witz, Kunſt, Geſchmack, Prachtliebe eine ſolche Fülle von Typen geſchaffen, daß man nur nötig hatte, zuzugreifen und zu akkomodieren.

In der That finden wir alles, was die heutige Induſtrie ſcheinbar Neues auf dieſem Felde erſinnt, ſchon in früheren, zum Teil ſehr fernen Zeiten vor.

Wer den erſten Fächer gemacht und gebraucht hat? Natürlich das erſte Menſchenpaar. Eva mußte ſich ja Kühlung zuwehen und ihr Errröten verbergen, und Adam das Feuer ſeiner Opfer anfachen. Anfachen — wie ſchön dieſes Wort auf die Hauptfunktionen des Fächers hindeutet — oder hinzudeuten ſcheint. Denn die Germaniſten wollen die Verwandtſchaft beider Wörter nicht ohne weiteres anerkennen. Anfachen ſoll aus dem mittelhochdeutſchen vachen, vermehren, entſtanden ſein; fachen im Sinne von „erregend anwehen“ wird erſt bei Hagedorn, fächeln bei Paul Fleming gefunden. Allein der Sprachgebrauch kümmert ſich nicht um die Sprachforſchung. Uns iſt anfachen das rechtmäßig zum Fächer gehörige Zeitwort, zu dem Werkzeug, welches die Glut oder die Gloſe anfacht, Feuersglut und Liebesglut. Dies Doppelſpiel des Fächers iſt es, was Disraeli zu der Bemerkung veranlaßt, in der Hand der Spanierin ſei er eine

Waffe, gegen die ein Regiment von Generalen nichts auszurichten vermöchte, während Ovids artige Wendung, er wolle die Wangenglut der Geliebten durch das Wehen mit einem Blatte kühlen, aber durch seine Liebe ihre Wangen noch höher röten, uns daran erinnert, daß die römische Sitte, durch Sklavenhand den Fächer in Bewegung setzen zu lassen, die Damen um das in anderen Zeiten so wichtige Spiel mit demselben brachte.

Fig. 1. Altindischer Fächer.

Sind wir über den im Paradiese gebräuchlichen Fächer nur auf Vermutungen beschränkt, so bezeugen Denkmäler, daß er in allen heißen Ländern von den ältesten Zeiten her zur Toilette wenigstens der Vornehmen gehört hat, und alle noch so verschiedenen Formen deuten auf das große und breite Baumblatt oder den Federbusch als Vorbild hin. Bald scheint das einfache mit seinem Stengel vom Baum gepflückte Blatt der Palme oder sonst einer exotischen Pflanze als Fächer zu dienen, wie in altindischen Reliefs oder in der Hand der so koketten tanagräischen Dämchen; bald ist das Blatt getrocknet und mit festem Rande versehen, wie noch heute bei asiatischen und afrikanischen Völkern; bald ahmt Flechtwerk aus Bast oder Binsen die Blattform mehr oder weniger treu nach — und dergleichen sehen wir in ethnographischen Museen aus dem europäischen Mittelalter und aus der Gegenwart anderer Kontinente; bald erinnert, wie bei den Aegyptern, das Kunstprodukt noch in Form und Bemalung daran, daß ursprünglich Lotosblätter im Halbkreise an dem Ende eines Stabes befestigt worden sind; und endlich kann das kostbare Gebilde aus Elfenbein, Gold und Seide oder Spitzen in der Hand einer eleganten Dame von 1882 die Verwandtschaft mit dem Blatte jener Palme, welcher das Gerät den Namen gegeben hat, nicht verleugnen. Auf der anderen Seite hat gewiß vor Jahrtausenden der Vogelflügel in natura die verschiedenen Fächerdienste geleistet, wie bis zur Verbesserung unserer Koch- und Heizvorrichtungen der Flederwisch, und von den Tagen von Ninive bis auf den heutigen begegnen uns Fächer aus Federn, die gleichwie in einem Vogelschweife, am häufigsten wie das Pfauenrad angeordnet sind.

Auf altindischen Grabsteinen kommt neben Fliegenwedel und Sonnenschirm ungemein häufig die in Fig. 1 abgebildete einfache Blattform vor. In Mahabharata wird berichtet, wie eine schöne Königstochter, welche das heilige Feuer zu hüten hatte, dasselbe durch ihren Fächer zu stärkerer Glut anzufachen suchte, um ihre Lunge und ihren Mund zu schonen, aber mit schlechtem Erfolge: denn ihre Schönheit hatte es dem heiligen Feuer angethan, es konnte ohne den Atem des Mädchens nicht leben und erlosch. Dieses „Talapad“ (Palmbaumblatt) gehört noch jetzt zum Ornat buddhistischer Priester in Siam, welche darnach Talapois genannt werden. Aber die Unentbehrlichkeit des Gerätes für jedermann brachte es mit sich, daß Höherstehende schon durch die Beschaffenheit des Fächers ihren Rang zu verkünden wünschten; anstatt des Blattes mit glattem Stiel erscheinen Pfauenfedern so geordnet, daß sie ein ovales Blatt bilden, und an geschnitztem oder eingelegtem Stabe. Dabei fällt auf, daß die Pfauenfedern nicht, wie es so natürlich gewesen wäre und auch in anderen Ländern meist geschehen ist (vgl. Fig. 9 u. 10), radförmig zusammengesetzt sind, mit den Augen als Bordüre, sondern dachziegelartig übereinander gelegt wurden.

Fig. 2. Altindischer Fächer aus Binsen

Ebenfalls altindisch und wohl dereinst Eigentum eines Fürsten oder Brahmanen ist Fig. 2, ein künstlich aus Binsen geflochtenes Blatt mehrfarbig bemalt und mit Perlen gestickt, an einem mit großen Rubinen besetzten Stiel aus Nephrit, dem von allen Asiaten so hochgeschätzten Erzeugnis Khotans.

Digitized by Google

Schirm- und Fächerträger begleiten die assyrischen Könige; aber hier sind Fächer und Wedel wieder eins, denn ein ganz ähnliches Instrument, wie das, mit welchem der Fächerträger die Luft um das Haupt Sr. Majestät in Bewegung setzt, führt auch die Rechte des Mundschenks, in dessen Linker der unbedeckte Becher sich befindet. Für den assyrischen Fächer scheint der Vogelflügel als Vorbild gedient zu haben: vier, fünf geschwungene Federn sind der Größe nach aneinander gereiht, den Stiel ziert ein Löwenkopf. Aber wenn ein Relief richtig gedeutet wird, gab es noch eine besondere, ausgiebigere Vorrichtung, um die Luft in Wohn- und Schlafgemächern nicht stocken zu lassen: große Segel oder Windmühlenflügel, welche dem Anschein nach an einer Stütze des Gebälkes angebracht waren, ohne Zweifel drehbar. Ein amerikanischer Schriftsteller, Maurice Mauris, sagt, er habe einen großen von der Decke hängenden Fächer im vierzehnten Jahrhundert erwähnt gefunden, nennt aber dabei als Quelle die Musterbriefe des Guez de Balzac, welcher im sechzehnten lebte. Riesenfächer, die wie Glocken vermittelst eines Strickes geschwungen werden, und welche die Engländer in den heißen Ländern einzurichten pflegen, mögen daher keine britische Erfindung, sondern umgekehrt von ihnen als Erbstücke einer fernen Vergangenheit vorgefunden sein.

Man fühlt sich versucht, aus dem grauen Altertume einen Sprung sogar in die Zukunft zu machen bei Betrachtung der Rolle, welche der Fächer bei den Ostasiaten spielt. Heute lachen oder lächeln wir noch über die Bezopften und Beschopften, deren steter Begleiter von der Wiege bis zum Grabe der Fächer ist, so wie vor hundertfünfzig und hundert Jahren die Europäer über den Regenschirm lachten; und vor zwanzig Jahren wäre ein Mann mit einem Sonnenschirm noch als Weichling verhöhnt worden. Wer weiß, wie bald die Sitte auch uns gestatten wird, den Fächer am Rockknopf zu tragen (falls nicht etwa bis dahin der Gürtel in seine alten Rechte wieder eingesetzt sein sollte), und in dem Austausch der Gebräuche, Genüsse und Angewohnheiten, welcher zwischen Nippon und Europa im Gange ist, wäre wahrscheinlich der Vorteil auf unserer Seite, wenn wir die verschiedenen Funktionen jener Geräte bei uns einführten. Vor allem kennt der Japaner nicht unsere eben so schädliche wie lächerliche Sitte, durch Entblößen des Hauptes zu grüßen: er bewegt zu dem Zwecke den Fächer, der ihm außerdem als Notiztafel dient. Ein Teil der kriegerischen Ausrüstung wird dieser allerdings bei uns nicht werden, so wenig wie die lackierte Rüstung. Die japanischen Generale dürften auch schon die längste Zeit das Kommando in der Art, wie Fig. 3 es zeigt, erteilt oder durch Emporwerfen des Fächers das Zeichen zum Angriff

Fig. 3. Fächer japanischer Generale

gegeben haben. Das Ornament, an dem für unser Auge etwas ungewöhnlichen Feldherrnstabe bedeutet die aufgehende Sonne; dadurch wird auch das häufige Vorkommen solcher Kreise in den Malereien erklärt, wie denn überhaupt vieles von dem, was wir in der Kunst der Japaner für Willkür und Bizarrerie halten, zweifelsohne symbolischen Grund oder doch Ursprung hat. An dem modernen, für den Export gearbeiteten Exemplar, Fig. 4, ist die Sonnenscheibe zum Medaillon geworden, aber der Grund erinnert noch an den gestirnten Himmel.

Die kleine Insel Desima oder Decima im Busen von Nangasaki wird von den Geographen als fächerförmig beschrieben, und dazu gibt es folgende Anekdote. Die Insel war

seit 1635 zuerst den Portugiesen, dann den Holländern für ihre Niederlagen eingeräumt, und sie standen dort unter der strengsten Kontrolle, durften nur bestimmte Schiffsladungen in einem Jahre einführen u. dgl. m. Bei Anlage der Entrepots und Uferbefestigungen mußte daher getrachtet werden, jeden Unterschleif zu verhindern. Der Kaiser aber, durch die vielen Pläne ungeduldig gemacht, soll seinen Ingenieuren befohlen haben, die Bauten „so“ aufzuführen, — wobei er auf seinen Fächer deutete. Offenbar ist das einer jener „Treppenwitze“, wie der dem König Friedrich dem Großen zugeschriebene Einfall, als Modell für den Bibliothekenbau in Berlin eine Kommode zu bezeichnen.

Fig. 4. Japanischer Fächer mit Sonnenscheibe

Einen chinesischen Fächer, dessen Alter auf vierzehnhundert Jahre geschätzt wird, besitzt das Museum im Louvre; er bildet eine viereckige Tafel, aus einem Bambusblatt geschnitten, mit Schriftzeichen bedeckt und mit einer sehr schlichten Umrahmung aus Binsen oder Rohr. Doch findet auch aus sehr früher Zeit sich bereits ein wahres Wunderwerk kunstfertiger Hände: ein herzförmiges Blatt aus Seidenstoff, der Rand mit Blättchen umgeben, die aus Federn geschnitten sind, das Innere mit Perlen besetzt, das Ganze mit dem Handgriff kaum 60 g schwer. Mit einem so zierlichen, gebrechlichen und nicht immer — selbst für einen Chinesen — unentbehrlichen Dinge vergleicht sich in einer alten chinesischen Dichtung das Mädchen: „Ach, ich fürchte den Winter. Wie bald wird mir der Tag kommen, da mein Gebieter mich als nutzloses Spielzeug ansieht?“

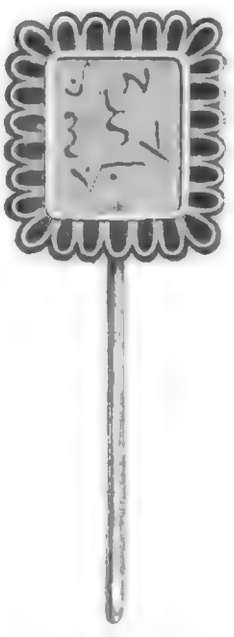


Fig. 5. Chinesischer Fächer. 1400 Jahre alt

Wie fast alles, was sie von den Chinesen erlernt oder angenommen haben, ist auch der Fächer erst bei den Japanern zu seiner reichsten und raffiniertesten Entwickelung gelangt. Ihnen sollen wir die Erfindung des Faltfächers zu danken haben, welcher geöffnet einen Halbkreis bildet — von anderen Faltfächern wird noch die Rede sein — und mit dieser neuen Konstruktion fand sich die größte Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Stoffe und in der Ausschmückung ein. Das Holz, aus welchem bis dahin alle Fächergriffe gemacht worden waren, wurde auch ferner häufig zu den Rippen benutzt; wo es gerade so starke Konkurrenz erhielt, mußten wenigstens die beiden Deckblätter geschnitzt oder eingelegt, oder lackiert sein, und man bevorzugte das Sandelholz wegen seines Geruches, den übrigens nicht jedermann zu den angenehmen zählt. Daneben kamen Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, Messing, Silber und Gold in Gebrauch und in deren Gefolge alle die Verzierungsweisen der Gravierung, Touchierung, Schmelzmalerei u. s. w. Von selbst ergaben sich die beiden Arten, welche noch jetzt nebeneinander bestehen: entweder bilden die Stäbe selbst den Körper, welcher „fächelt“, oder sie dienen nur der Fahne als Stützen; im ersteren Falle breit und nicht bloß an den beiden äußersten, deckenden Stäben ornamentiert, häufig durchbrochen oder transparent, an der Peripherie durch ein Band zusammengehalten; im letzteren Falle schmaler und zum größten Teil von einem breiten Streifen, Papier, Pergament, Seide oder irgend einem anderen Stoff, bedeckt. Es ist natürlich, daß der ersteren Art sich vornehmlich die Schnitz- und Stechkunst, der letzteren die Malerei bemächtigte, aber ebenso natürlich sind da keine scharfen Grenzen zu ziehen. So fand die Flachmalerei ein willkommenes Gebiet in den ganz aus glatten Holzstäben bestehenden Fächern, und gibt es chinesische Fächer aus papierdünnem Silber-

Digitized by Google

blech mit translucidem Email ohne Metallfolie. Weißes Papier wurde rasch vor allem beliebt wegen seiner Wohlfeilheit und weil es der künstlerischen Phantasie und Bizarrerie den weitesten Spielraum gewährt. Der ostasiatische Fächer aus Pflanzenpapier mit seinen bald banalen, bald geistreichen, pikanten und virtuos ausgeführten Malereien braucht nicht beschrieben zu werden. Schon zum zweitenmal hat er das Abendland erobert. Nur gab man sich im vorigen Jahrhundert naiv der Freude an den „Chinoiseries“ hin, welche gänzlich für die tänzelnde Richtung der Zeit geschaffen zu sein schienen und lernte instinktiv allerlei Gutes von ihnen; wir aber, die wir um so viel gelehrter und systematischer geworden sind, ahmen nach, was sich nicht nachahmen läßt oder nicht nachahmenswert ist und stellen uns dabei glücklich an wie der Pedant, der den liebenswürdigen Schwerenöter spielen will. Beweise für diese Beschuldigung folgen unten.

Fig. 7. Aegypterin mit Fächer

Vorläufig sind wir noch in Asien. Daraus, daß zuerst in den Erzählungen der „tausend und einen Nacht“ Fächer aus Straußfedern, von den Händen schöner Sklavinnen bewegt, erwähnt werden, schließen zu wollen, daß die Araber das Gerät überhaupt erst spät kennen gelernt hätten, scheint etwas übereilt. Wenn es zehnmal außer Gebrauch gekommen wäre, sie hätten es zehnmal wieder erfunden; aber wir denken, daß der Fächer so gut wie der Teppich sich in jenen heißen Ländern von Uranfang her immer behauptet haben werde und zwar in den Gestalten, welche noch jetzt vorherrschen: der Fahne, auf welche vor Zeiten der fromme Araber Koransprüche schreiben ließ, des Wedels oder des aus Straußfedern gebildeten Blattes (Fig. 6).

In Aegypten war der Fächerträger des Monarchen eine ebenso wichtige Person wie bei den Asiaten, und wir haben Abbildungen genug von langen zepterartigen Stäben, an deren Ende Federn in einer Weise angebracht sind, daß sie eine kolossale Schwungfeder, eine Lotosblüte oder — und dies am häufigsten ein Palmblatt vorstellen (Fig. 7). Vasenbilder und Statuetten lehren uns, wie dieselben Formen sich in den Händen der Griechen und der Bewohner Italiens umgestalteten. Das etwas steife stilisierte Palmblatt der Aegypter wird zur gefälligeren Palmette aus Federn oder bemaltem Stoff bei den Griechen (Fig. 8), zum Platanenblatt bei den Römern. Der lange Stiel bleibt für die Vornehmen, welche sich nicht selbst fächeln, sondern sich dafür Sklaven halten; die bescheidenere Schöne bedient sich des kleineren und leichteren Gerätes, welches sie selbst regieren kann oder des natürlichen Blattes. Bei den Römern standen die Etrusker, wie überhaupt als Kunsthandwerker, auch als Fächermacher in Ruf und wenn das in Fig. 9 abgebildete Exemplar wirklich etruskischer Herkunft ist, so muß zugegeben werden, daß etwas Prachtvolleres in dieser Art von keiner späteren Zeit hervorgebracht worden ist. So reich ausgestattete „Flabella“ dienten gleichzeitig um Kühlung zu verschaffen und geflügelte Insekten abzuwehren, wie eine Stelle

bei Martial zeigt: der schönste Vogelschweif halte ekles Geschmeiß ab, von der Speise zu naschen. Und in dieser Eigenschaft zunächst wurde das künstliche Pfauenrad wie der Wedel und das Fähnchen von der christlichen Kirche übernommen. Während der Messe stand zu jeder Seite des Altars ein Diakon mit dem Fächer, um das Abendmahl gegen die Verunreinigung durch Fliegen zu schützen. Dieser Gebrauch kam im dreizehnten Jahrhundert ab, nur bei feierlichen Aufzügen des Papstes erschienen noch zwei Kämmerlinge als Fächerträger. Wie die vor einigen Jahren von unseren Damen als kleine Sonnenschirme benutzten, bestanden die päpstlichen Fächer eigentlich aus einem regelmäßig gefalteten und an dem beiden Schmalseiten an Stiele befestigten Stoffstücke, welches sich zum Rade gestaltete, sobald die beiden Stiele vereinigt wurden; der Stoff (Pergament) war außerdem mit Pfauenfedern besetzt. Später kam die einfachere Art wie Fig. 10 auf. Das älteste Beispiel eines Damenfächers aus christlicher Zeit wird der in Monza aufbewahrte sein. Der dortige Dom, eine Stiftung der Langobardenkönigin Theodolinde (Ende des sechsten Jahrhunderts), bewahrt in seiner Schatzkammer zahlreiche Andenken an diese fromme Fürstin, welche, selbst eine Frankin, als Gemahlin zweier Langobardenkönige die Bekehrung des Volkes zur römisch-katholischen Kirche bewirkte; darunter befindet sich auch ihr Fächer, welcher zugleich von ihrer Sinnesart und wahrscheinlich von der bei den Römern erwähnten Form der Tabellae, Fächer, die zugleich als Bücher dienten, eine Vorstellung gibt. Wie wir aus der Abbildung Fig. 11 ersehen, ist seine Konstruktion einfach genug, aber sinnreich; dem Range der Besitzerin angemessen, ist sowohl das vergoldete Leder der Fahne wie der goldene gravierte Griff mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Die lateinischen Schriftzüge auf der Innenseite des Blattes sind leider nicht mehr lesbar, aber man darf kaum bezweifeln, daß sie ein Gebet oder fromme Sprüche wiedergegeben haben. Die jungen Mädchen der Gegend sollen diesen Fächer als Ehestifter verehren.

Fig. 6.
Arabischer Fächer.

In der griechischen Kirche gab und gibt man dem für liturgische Zwecke bestimmten, dort Ripidion genannten Wedel gern die Gestalt eines Seraphkopfes, um welchen fünf Flügel strahlenartig gereiht sind. So dürfen wir uns vielleicht die Fächer vorstellen, welche der heilige Hieronymus in Syrien und Fulgentius in Afrika angefertigt haben sollen.

Als im Mittelalter die Damenwelt wieder Geschmack an dem Fächer gewann, mußte derselbe wieder die verschiedenen Entwickelungsphasen durchlaufen, von dem runden Reisstrohgeflecht, welches wahrscheinlich aus dem Orient eingeführt wurde, bis zu den kunstvollsten Bildungen aus Federwerk. Strauß, Pfau, Fasan, Papagei, Truthahn ꝛc. lieferten ihren Federschmuck für die Busch- oder Radform und an den Handgriffen erprobten sich Kunstfertigkeit und Prachtliebe. Manche haben die auffallendste

Fig. 8. Federfächer der Griechen.

Aehnlichkeit mit dem altchinesischen, blattförmigen Fächer, welcher oben beschrieben wurde. Italien war das Land, von welchem aus die Sitte und die Modeformen sich über die anderen verbreiteten und im sechzehnten Jahrhundert fing man an, bestimmte Typen nach vornehmen Personen zu benennen. So soll eine Art (Fig. 13) zuerst von Eleonore von Este, der Gönnerin Tassos getragen worden sein, und romantische Gemüter können sich ausmalen,

Digitized by Google

wie sie halb verborgen hinter dem Spielzeug, in dessen Falten hinein geseufzt habe:

„Ich muß dich lassen und verlassen kann
Mein Herz dich nicht."

Prosaisch, wie wir sind, beachten wir zuerst, daß hier ein goldener Griff sich in Rippen spaltet (neun an der Zahl) wie das Bambusrohr an chinesischer und japanischer Marktware, die heutzutage die Welt überschwemmt. Ein verschiebbarer Ring hält die Rippen zusammen oder läßt sie frei, in welchem Falle sie die Radien eines Viertelkreises bilden; drei verschiedenfarbige und mit Gold gestickte Seidenstreifen spannen sich zwischen den Stäben aus,

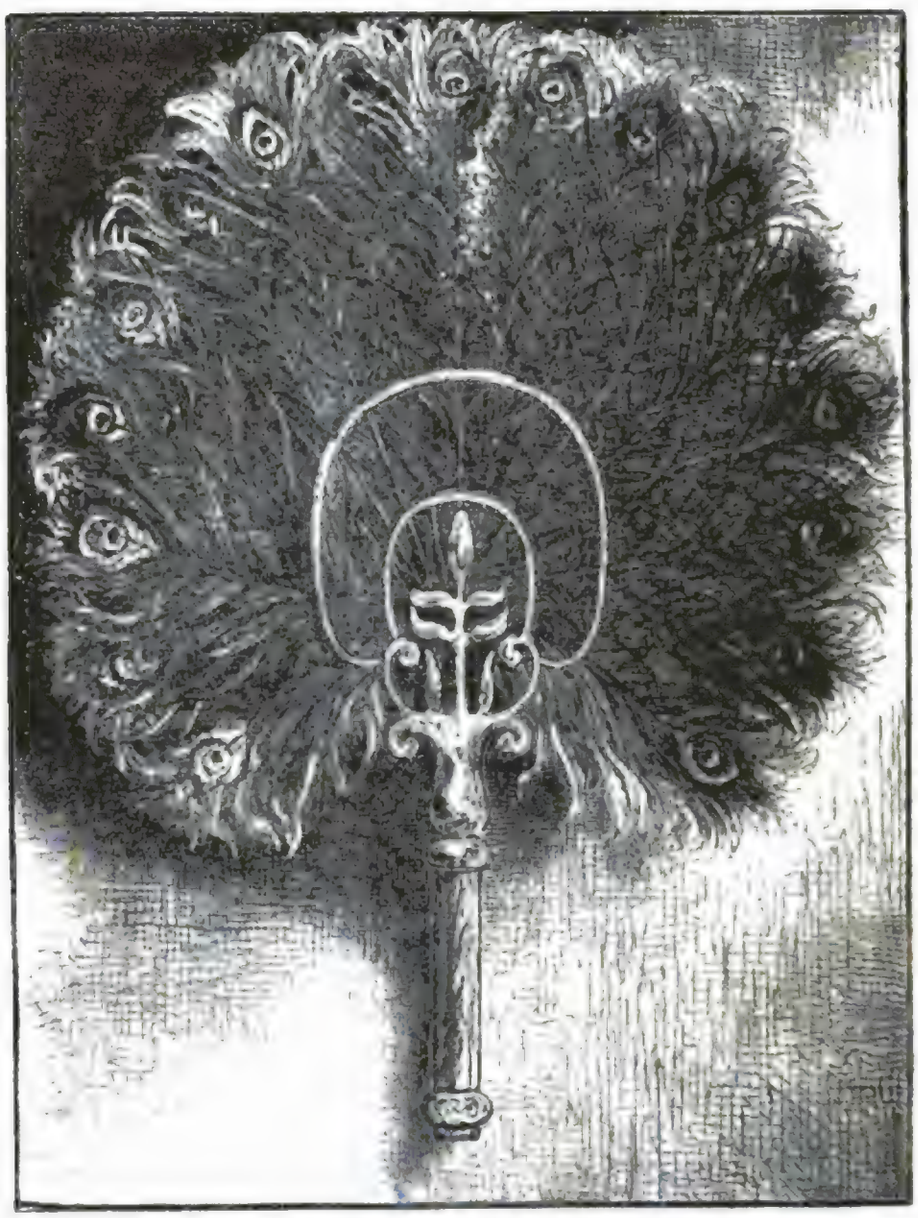


Fig. 9. Etruskischer Fächer.

deren jeder mit einem großen Rubin gekrönt ist. Ob nun dereinst Eigentum der Prinzessin von Ferrara oder nicht, der Fächer ist so graziös, daß er wohl verdiente nachgebildet zu werden.

An das Haus Este erinnert auch der Fächer der „Geliebten" oder „Tochter" Tizians: ein Fähnchen, welches sich um den Stiel dreht, abermals die alte Form aus dem Orient. Das Gemälde der Dresdener Galerie, welches eine schöne Blondine mit rotem Fähnchen in der Rechten darstellt, wurde von Tizian für den Herzog Alfonso von Ferrara gemalt und kam im vorigen Jahrhundert mit so vielen ausgezeichneten Stücken aus dem Besitze des geldbedürftigen Herzogs von Modena nach Dresden. Dieselbe Form, das Fähnchen aber aus weißem Stoffe, hieß in Spanien abanico de novia. Brautfächer, und scheint hiernach zum Hochzeits-

anzuge gehört zu haben. Die in mannigfachem Belang so reiche Sammlung des Pariser Litterar- und Kulturhistorikers Achille Jubinal, jetzt Eigentum seiner Witwe, enthält ein solches Stück aus Pergament mit durchbrochener Arbeit und Spitzenbesatz, das zu den größten Seltenheiten der Spezialität gehört.

Frankreich, welches bekanntlich in jenen Zeiten noch nicht die Moden diktierte, soll diese durch Katharina von Medici empfangen haben, was wir offenbar so auslegen müssen, daß nach dem Beispiel der Königin die vornehme Damenwelt größeren Luxus mit italienischen Fächern getrieben habe, denn etwas Neues war der Küh-

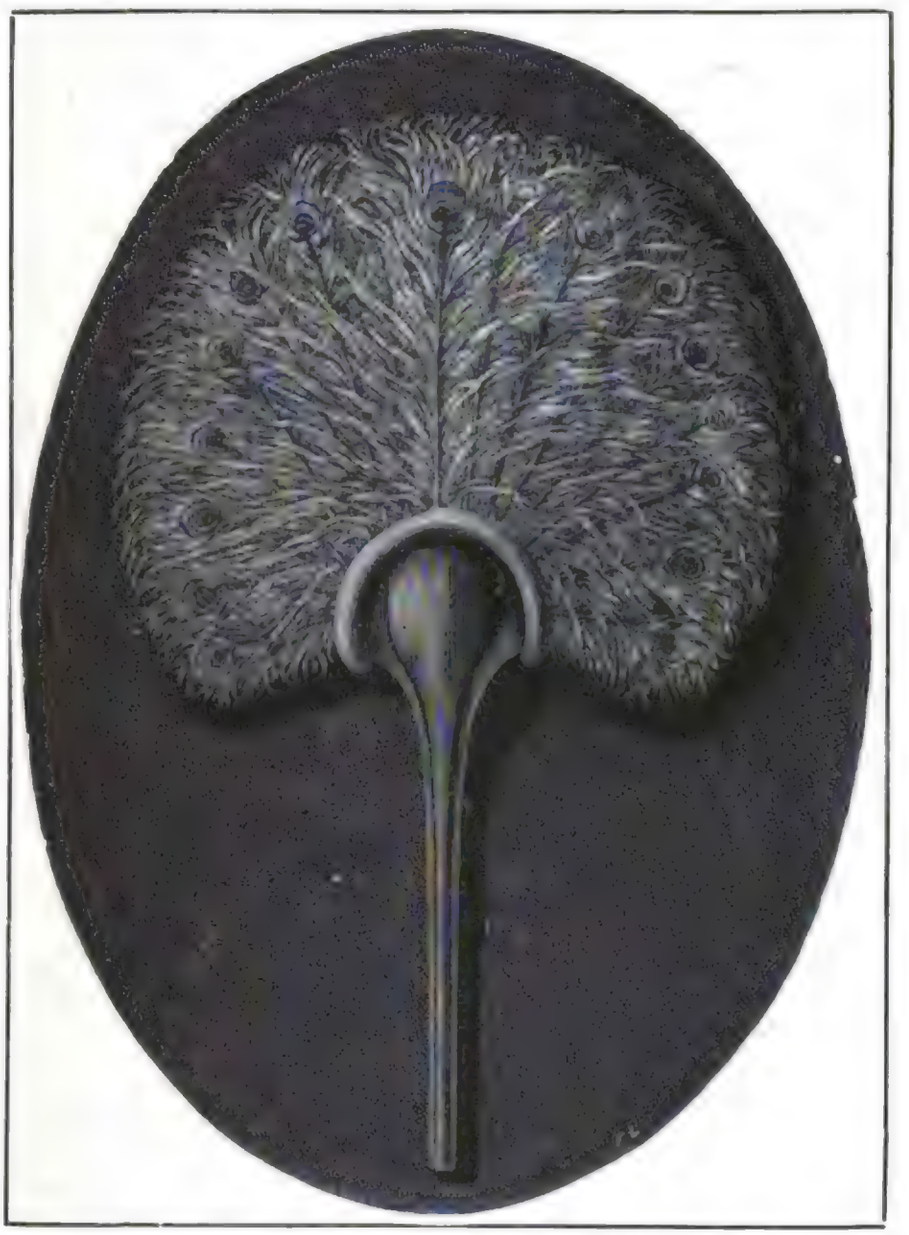


Fig. 10. Päpstlicher Fächer.

ungsbringer selbstverständlich für die Französinnen nicht mehr. Margarete von Navarra schenkte der Margarete von Lothringen zu Neujahr einen Faltfächer aus Perlmutter mit Perlen und Edelsteinen, der zwölfhundert Thaler kostete! In England wird er zur Zeit Richards II. erwähnt; in höchster Gunst aber stand er bei Elisabeth, übrigens auch bei ihrer Todfeindin Maria Stuart, aus deren Nachlaß neben kostbaren Gebetbüchern auch Fächer auf uns gekommen sind. Fig. 14 zeigt einen solchen; es ist dieselbe Art, welche wir z. B. auf van Dycks Porträt der Prinzessin Tassis in der Lichtensteinischen Galerie sehen. In dem Trachtenbuche des Cesare Vecellio, eines Verwandten Tizians, hält dagegen eine Dame aus Bologna gravitätisch einen Fächer in der Hand, dessen Federn helmbuschartig aufsteigen und sich neigen. Für die Kost-

Digitized by Google

barkeit der Stiele liefert Shakespeare in den „Lustigen Weibern“ ein Zeugnis: Pistol hat einen solchen gestohlen und den Ertrag mit Falstaff geteilt, zum Dank dafür, daß der Ritter des Fähnrichs Unschuld beeidete.

Die Entdeckung Amerikas scheint keinen Einfluß auf europäische Fächermoden gehabt zu haben, obwohl die Conquistadoren drüben den Federwedel in verschiedenen Gestalten vorfanden; die klangvollen Namen, welche die Fächer bei den Tolteken, den Bewohnern Südmexikos, vom dritten bis ins siebente Jahrhundert geführt haben, wissen amerikanische Schriftsteller zu berichten: Tleoatrehuaquetzalli, Tsinescantlauquecholi, Teocuytlayxuamatl, und von der erstgenannten Art auch eine Beschreibung zu geben.

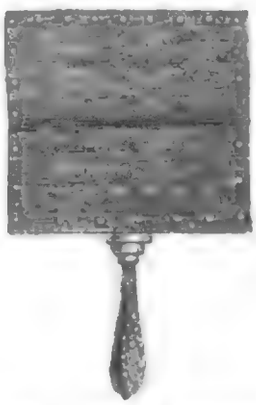


Fig. 11. Fächer der Königin Theodolinde (aufgeklappt).

Darnach glich sie dem in Fig. 15 abgebildeten altmexikanischen Fächer und scheint ein Zeichen der Würde, ein Zepter gewesen zu sein, da mit derselben der Nationalgott und die Helden der Vorzeit dargestellt wurden. Dagegen steht die große Vorliebe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für bemalte Fächer gewißnicht außer Zusammenhang mit der Einfuhr chinesischer Waren durch die Portugiesen und Holländer. Ein einfacher Rahmen mit Papier überspannt, dem Material und der Arbeit nach von sehr geringem Werte, wurde kostbar durch Aquarellgemälde, welche in der Regel Liebesszenen vorstellten, doch auch Landschaften, manchmal mit einigen Versen oder erläuternden Zeilen; man plünderte die Mythologie, die Dichter aller Zeiten und auch die Bibel für diesen Zweck. Dabei mußte der Fächer in seinem Umfange sich der Kleidermode fügen; die Zeit der Vertugadins sah Fächer von zwei Fuß im Quadrat, und darauf folgten wieder so kleine, daß sie Liliputaner oder Unsichtbare genannt wurden. Aber ob groß ob klein, Gegner fanden sie immer. Christine von Schweden affektierte, im Gegensatz zu Elisabeth von England, männliche Verachtung gegen das Spielzeug und erklärte ihren Hofdamen, sie seien schon windig genug, um künstlichen Wind entbehren zu können. Frau von Genlis aber meinte, so lange die Frauen züchtig gewesen seien, hätten sie großer Fächer bedurft, um ihr Erröten zu verbergen, seitdem sie das Erröten verlernt hätten und vor nichts mehr erschräken, genügten solche von mikroskopischer Kleinheit.

Fig. 12. Fächer der Königin Theodolinde (geschlossen).

Das Zeitalter Ludwigs XV. verdunkelte endlich alle früheren; weder so künstlerische noch

Fig. 13. Fächer Eleonorens von Este.

so kostspielige Werke waren bis dahin geschaffen worden. Watteau und Boucher konnten nicht genug Schäfer oder Amoretten auf Seide malen. Goldschmiede, Schnitzer, Stickerinnen, Spitzenklöpplerinnen ꝛc. mußten ihre höchste Fertigkeit der Koketterie widmen. Die Arbeiten aus jener Zeit werden heute von den Sammlern mit kolossalen Preisen bezahlt. So kennt man einen Fächer der Pompadour, an dem neun Jahre lang gearbeitet worden war und der ungefähr 150,000 Mark gekostet hatte. Er ist ein Wunderwerk der Nadelspitzenarbeit; in den oberen und unteren Rand sind Miniaturbildchen von winzigen Verhältnissen aber vollendeter Ausführung eingesetzt und in jedes der fünf Felder, welche die Zeichnung der Spitzen bildet, ein größeres Medaillon, von denen das mittelste „die Fliege der Demoiselle Desroches“ zum Gegenstande hat. So drückt sich wenigstens eine uns vorliegende Beschreibung jenes Fächers dezenterweise aus. Da aber die Litteraturgeschichte den Titel eines

Digitized by Google

auf die Anekdote sich beziehenden Opus „La Puce de Mlle. des Roches“ aufbewahrt hat, läßt sich nicht verschweigen, daß der Held einer anderen Insektenfamilie angehörte. Katharine Desroches war eine gefeierte Pariserin in der

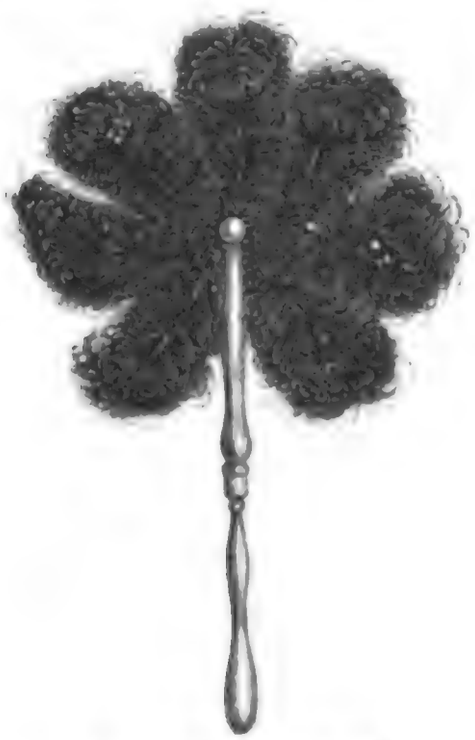


Fig. 14. Fächer Maria Stuarts.

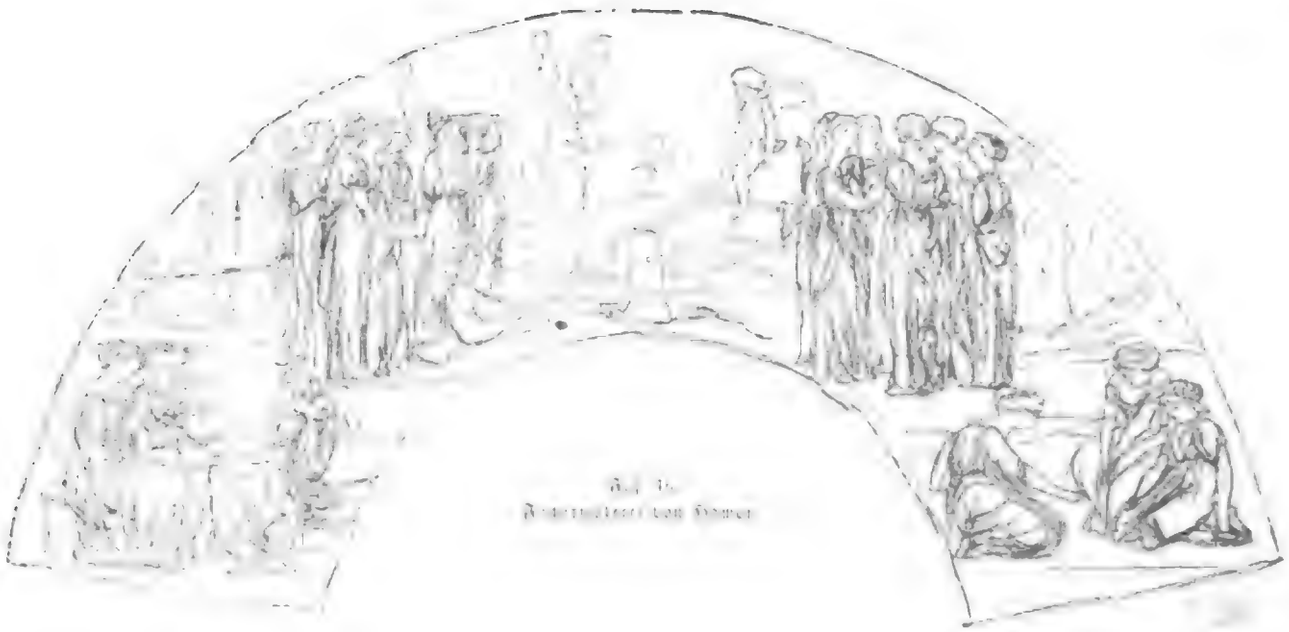
zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in deren Salon sich die ganze schöngeistige Welt zu versammeln pflegte. Eines Abends entdeckte Pasquier, der energische Verteidiger der Universität gegen die Jesuiten, auf der schönen Schulter der Herrin vom Hause den ungebetenen Gast, äußerte laut, wie sehr er denselben beneide, und machte sich anheischig, dessen Glück zu besingen. Alle übrigen Herren leisteten begeistert das nämliche Gelöbnis, und daß es nicht bloß bei der Absicht geblieben ist, bezeugt die Gedichtsammlung unter dem angeführten Titel: sie enthält französische, lateinische, griechische, italienische und spanische Verse, alle über dasselbe Thema.

Einem Spitzengewebe ähnlich ist der berühmte Elfenbeinfächer, welchen Marie Antoinette nach Geburt des Dauphins (1785) von der Stadt Dieppe zum Geschenke erhielt. Er ist gänzlich durchbrochen gearbeitet, hat also auch keine massiven Deckblätter. Kein Geringerer als Joseph Marie Vien, das Haupt der klassizistischen Malerschule, hatte die Zeichnung geliefert und der ausgezeichnetste Elfenbeinplastiker der Zeit, Le Flamand, den Schnitt besorgt. Natürlich war für die Darstellung ein Stoff aus der alten Geschichte gewählt, wie Alexander dem besiegten tapfern Inderfürsten Porus Leben und Herrschaft schenkt und durch diese Großmut den Feind zum treuen Bundesgenossen macht. Die Behandlung ist ganz malerisch, mehr als ein Dutzend Figuren erscheinen im Vorder- und Mittelgrund, antikisierende Architektur und tropische Pflanzen füllen den Hintergrund, Ornament von der äußersten Zartheit umsäumt die zwanzig dünnen Blättchen des Fächers.

Süjet und Kunststil konstatieren hier bereits den Bruch mit dem Rokoko. Die Revolution behielt zuerst noch das Liebäugeln mit der Antike bei, hatte aber nicht mehr Muße und Geduld zu so mühsamen und zeitraubenden Arbeiten. Die Fächer wurden gemalt und zwar immer flüchtiger und roher; wie die Faïence patriotique liefern sie fortlaufende Illustrationen zur Tagesgeschichte. Die Nationalversammlung, Mirabeau, die Allegorieen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Verfassung, der Krieg, die Guillotine, Marat, Robespierre, die verschiedenen Parteidevisen kommen auf dem Toilettenstück der unweiblich gewordenen Frauen vor, und Charlotte Corday hatte, als sie Marat aufsuchte, über dem Dolch den Fächer nicht vergessen. Nach der Schreckenszeit wurde alle Welt wieder stutzerhaft, nachdem so lange Zeit das falsche Römertum mit seiner gesuchten Einfachheit und Sparsamkeit in der Bekleidung, und der Sansculottismus mit seiner Roheit die Mode bestimmt hatten. Und wie der Fächer den Revolutionären und den Terroristen gedient hatte, übte er nun, als echte Windfahne, an eben denselben Satire und Hohn. Man klebte Fächer aus den wertlosen Assignaten zusammen, und der „Aktionärfächer“ war auf der einen Seite mit dem Bilde eines wohlge-

Fig. 15. Altmexikanischer Fächer.

Digitized by Google



nährten Mannes, auf der anderen mit dem eines zerlumpten Hungerleiders geziert, dort als Unterschrift das Präteritum je fus durchkonjugiert, hier das Präsens je suis. Solche Spezies huldigten den neuen Machthabern, aber es gab auch oppositionelle, die eingepreßt, nur bei genauester Besichtigung oder gegen das Licht gehalten die Bildnisse der Bourbonen oder royalistische Schlagwörter erkennen ließen. Man nannte sie Trauerweiden, und es wird von einer begeisterten Anhängerin der Königsfamilie berichtet, die wegen eines solchen staatsgefährlichen Dings zum Tode verurteilt, auf dem Schaffot ein versteckt gehaltenes anderes Exemplar wie ein Banner geschwenkt habe.

Ein Fächer aus dem Anfange dieses Jahrhunderts hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, der Papierfächer der Frau Elisa v. d. Recke, welche die einzelnen Flächen als Stammbuchblätter benutzte. Die Dame, von welcher Goethes Mutter sagte: „Frau v. d. Recke reist allen Berühmtheiten nach, bei mich kommen sie alle ins Haus," vereinigte auf ihren Kreuz- und Querzügen durch Deutschland Autographe von so ziemlich allen namhaften Schriftstellern in ihrem originellen Album, und natürlich hielt (mit Ausnahme Goethes) jeder sich für verpflichtet, seinem Namen ein Kompliment für die Dame vorzusetzen.

Die neueste Zeit hat sich auch in ihren Neuerungen am Fächer als Periode der Mechanik bewährt. Allerlei Erfindungen sind aufgetaucht und wieder verschwunden, welche den Zweck hatten, den Fächer kompendiös zu machen; man kann ihn auf verschiedene Art und in verschiedene Formen zusammenlegen, aus einer Hülse hervorspringen lassen (Pistolfächer), als Halbkreis, als Kreis, als Sonnenschirm u. dergl. m. Die Kunst hat ihm nichts Neues hinzuzufügen vermocht, wohl aber sich stilistische Mißgriffe zu schulden kommen lassen. Zum Beispiel in den Nachahmungen japanischer Fächer. Früher ordnete man die Malerei auf einer regenbogenförmigen Fahne in radialer Stellung an und selbst das Rokoko behielt diese Regel bei; jetzt bemalen berühmte französische (Hamon in der Vignette am Anfang des Artikels, weniger scharf in Fig. 16), deutsche (F. A. Kaulbach) und andere Maler den Halbkreis so, als ob er aus einem größeren Bilde herausgeschnitten wäre. Mit solchen Uebertreibungen des Japonismus wird man der Welt glücklich auch das Gute an der orientalischen Kunst verleiden!

Alte Opferstätte.

Von

E. Paulus.

Verschollen ist die Stätte, menschenleer,
Nur Felsenbrocken liegen noch im Kreise,
Die Maienlüfte wehen lind und leise
Und Rosenbüsche wanken blütenschwer.

Uralte Büsche, niemand achtet mehr
Der hehren Blüte, die in Wunderweise
Glückstrahlend aufging, noch der tiefen Gleise
Des heil'gen Weges vom Gebirge her.

Jedoch ein Schauer vor der Gegenwart
Der höchsten Wesen, die vor grauen Zeiten,
Als unser Volk noch auf der Wanderfahrt,

Ihren Helfern eine Stätte hier bereiten,
Weht noch darüber, — und in stillem Beten
Bin ich herab vom Bergesrand getreten.

Digitized by Google

Die Gäste der Madame Santines.

Von

Sophie Junghans.

(Schluß.)

ie beiden hatten an einem der gedeckten Tische Platz genommen und Madame Santines sah die Speisekarte durch, um etwas zu suchen, woran möglicherweise ihr Mann Geschmack finden könnte. Der oberste der Kellner stand in ehrerbietiger Haltung vor ihr und gab unmaßgebliche Winke über einiges, was heute besonders zu empfehlen sein möchte. Die Familie von der Villa Santines war hier gut bekannt und wurde stets mit wohlberechneter Höflichkeit bedient.

Dies Zimmer war ziemlich leer, aber durch die geöffneten Thüren zu beiden Seiten blickte man in Reihen von andern Gemächern, welche sich jetzt mehr und mehr füllten. Es war um die Mitte des Tages, die Zeit, in welcher der Italiener eine leichte warme Mahlzeit zu sich zu nehmen pflegt, unbeschadet der Hauptmahlzeit, die abends genossen wird.

Ein echt italienisches, lebhaftes Hin und Her; die klangvollen Stimmen, das häufige Lachen, die unermüdlichen Gesten. Der Mehrzahl nach waren die Gäste Männer; nur einzelne Damen befanden sich darunter. Die überall in die Wände eingefügten hohen Spiegel vervielfältigten das ganze Treiben auf eine wahrhaft verwirrende Weise.

Buchner stand von Zeit zu Zeit auf und blickte in alle die anstoßenden Zimmer, um Herrn Santines, wenn er käme, das Auffinden der Seinigen zu erleichtern. Einmal gewahrte er in einem der Nebenzimmer eine Art Bewegung. Viele Köpfe drehten sich nach derselben Richtung hin. Die Aufmerksamkeit schien einer weiblichen Gestalt zu gelten, auf die er nur einen flüchtigen Blick gewinnen konnte, da sie eben durch eine entfernte Thür verschwand. Man lachte und scherzte hinter ihr her, offenbar auf ihre Kosten, und nicht eben angenehm berührt wandte sich Buchner ab.

Das Mädchen aber oder wer es war, mußte wohl die Runde durch die Zimmer machen. Als Buchner nach der andern Seite hin ausschaute, wiederholte sich unter den speisenden Gruppen dort dieselbe Szene. Alles wurde nach und nach aufmerksam; man lachte, rief sich etwas zu: Buchner unterschied die Worte: è matta — die ist toll — dann fingen die Entfernteren an, wieder weiter zu essen, da der Gegenstand dieser lustigen Bemerkungen ihnen aus dem Gesichte kam. Von den andern aber, an denen sie unmittelbar vorüber eilte, sprangen einzelne sogar auf. Buchner konnte gerade sehen, wie ein langer, dreist aussehender Bursche seinen Stuhl der Fremden halb in den Weg schob und ihr, da sie nun dicht an ihm her mußte, lachend unter den Hut blickte.

Diesem wäre Buchner am liebsten an die Kehle gefahren, obwohl er nicht den mindesten Anhaltspunkt dafür hatte, daß die Beleidigte eine bessere Behandlung verdiene. Es war ihm immer schwer geworden, dergleichen Roheiten ruhig mit anzusehen.

Auf das Frauenzimmer selber hatte er noch keinen sichern Blick werfen können. Sie war von kleiner Figur und dunkel gekleidet, so viel wußte er, mehr nicht. Da kam sie noch einmal an der Thür vorüber. Diesmal sah er sie im Profil und erschrak so, daß er es sorgfältig vermeiden mußte, dem Auge der Madame Santines zu begegnen, damit diese seine Bestürzung nicht merke. Eine solche fatale Aehnlichkeit aber auch!

Als er es endlich riskieren konnte, sich wieder ins Zimmer zurück zu wenden, stand bei dem aufwartenden Kellner ein andrer und machte ihm eine Mitteilung, die jener erstere

Digitized by Google

mit wahrhaft entrüstetem Unglauben aufzunehmen schien. Aus den Blicken, welche beide dabei nach Madame Santines warfen, schloß Buchner, daß das Geschwätz sie betreffe. Von einem sonderbaren, ahnungsvollen Unbehagen ergriffen trat er rasch näher. „Nun, was gibt's!“

„O nichts, Signore, gar nichts. Schweig, Adolfo, Dummkopf du. Was“ — mit einem Blicke, der Götter und Menschen zu Zeugen aufzurufen schien — „was hat der Mensch in seinem Leben schon alles für Unsinn geredet.“

„Wenn sie es aber doch gesagt hat,“ murmelte der andre, kleinere und schäbigere Aufwärter verstockt.

„Was beweist das?“ fuhr ihn jener abermals an. „Ich werde aber doch Sorge tragen, daß“ — er wollte, großartig die Serviette schwenkend, davoneilen, blieb aber plötzlich ziemlich verblüfft stehen, während über das Angesicht des andern sich ein ebenfalls erstaunter, zugleich aber etwas schadenfroher Ausdruck breitete. Durch die offene Thür war auf Madame Santines zu eine kleine, dunkle Gestalt geschossen und hatte sich ihr schluchzend in den Arm geworfen. Es war, was Buchner einen Augenblick lang zu sehen geglaubt und als eine lächerliche Unmöglichkeit von sich gewiesen, was er dann aber doch geahnt hatte, ohne es begreifen zu können — es war — Marie.

Es war die kleine, schüchterne, unbeholfene Marie, die nun schon eine Viertelstunde lang den Scherzen eines überfüllten Restaurants zum Stichblatte diente! Mit dem sonderbarsten Gefühl, einem Gemisch von grenzenlosem Erstaunen, von Mitleid, von Wut und von Beschämung, die er jetzt noch nachträglich für sie empfand, trat er auf sie zu. Jetzt, da er sie ansah, wog der Unwillen vor. Wie sah sie aus: er hätte sie am Arme nehmen und schütteln können dafür, daß sie sich in einem solchen Aufzug den Blicken einer fremden Menge preisgab. Sie hatte die Wohnung offenbar in größter Hast verlassen und ohne die geringste Sorge um ihren Anzug. Der Hut — Buchner hatte sie noch nie im Hute gesehen und fand, daß sie in diesem wenigstens abscheulich aussah — war eilig aufgestülpt worden und saß hinten am Kopf, und das verwirrte Haar klebte feucht auf der Stirn. Sie schien nach dem ersten besten Umhang gegriffen zu haben; trotz der gewaltigen Hitze trug sie ein schweres Tuch der Tante um die Schultern. Und das Kleid — hatte sie denn den ganzen Weg zu Fuß gemacht? Das dunkle Kleid war bis zur halben Höhe hinauf weiß vom Staub und der Saum schleifte zerrissen am Boden.

Dazu der in diesem Augenblick fatale Ausdruck von völliger Selbstvergessenheit und Nichtachtung ihrer Umgebung, die atemlose Erschöpfung, das glühende Gesicht. Was hatte sie nur? Sie hatte sich aus den Armen der Madame Santines aufgerichtet und starrte ihn an, während aus ihren Augen eine ihm ganz unerklärliche Befriedigung leuchtete. Zu seiner Schande muß es gesagt sein, daß er sich darum nicht kümmerte, überhaupt noch viel weniger an den mutmaßlichen Grund ihres Erscheinens als an das Aufsehen, welches sie hier erregte, gedacht hatte. Er fühlte wie Nadelstiche die neugierigen, spöttischen Blicke der Gesichter an den Thüren: mit einem Male in den Mittelpunkt einer solchen Szene gerückt zu sein, das war ja nicht zum Aushalten.

Er ging auf die nächste Thüre zu und schloß sie einigen der dort lungernden Signori ins Gesicht, und zwar mit einer so entschiedenen Abwesenheit höflicher Rücksicht, daß drohende Rufe dahinter laut wurden. Aber das Gemach hatte noch drei andre Thüren außer dieser und es befanden sich außerdem an einem Tische in der Stube selber noch einige Gäste. Hier sich vor dem übrigen Publikum abzuschließen, war unmöglich „Können wir, zum Teufel, denn hier nicht ein Zimmer für uns haben?“ fragte Buchner, rot vor zorniger Verlegenheit, den Kellner. „Liebe Tante, wäre es nicht besser, du zögest dich mit Fräulein Marie etwas zurück? Was ist denn eigentlich geschehen?“ Jetzt dachte er erst an diese Frage. „Ist Fräulein Troll kränker geworden?“

Sie schüttelte heftig den Kopf; er bemerkte jetzt, daß sie, obwohl sie doch schon eine geraume Zeit verhältnismäßig ruhig sich verhalten hatte, noch immer etwas außer Atem war. Sie mußte eine unerhörte Anstrengung hinter sich haben. Madame Santines hatte indes mit dem Kellner geredet, und dieser deutete dienstbeflissen durch eine der Thüren. „Wir gehen hinauf,“ flüsterte die gute Frau, welche viel mehr an Marie dachte als an die

seltsame Situation, in der man sich befand, zu Buchner zurück gewendet. Sie hatte den Arm um das Mädchen gelegt, um sie hinaus zu führen. Aber Marie ging nicht; ihre Augen hingen an dem Doktor, welcher eben mit einigen Unverschämten, die aus einem Nebenzimmer unter die Thüre getreten waren, drohende Blicke wechselte. „Kommen Sie mit uns," sagte sie flehentlich.

Er mißverstand sie; er glaubte, daß sie sich scheue, ohne seinen Schutz noch einmal Spießruten durch das gefüllte Zimmer zu laufen, welches man passieren mußte. Und mit einer Selbstüberwindung, die wir nicht unterschätzen wollen, bot er ihr den Arm und führte sie ritterlich durch die gaffenden Gruppen, mit ihrem staubigen Kleid, dem herabhängenden Zopf und dem wollenen Tuch, welches jetzt, ohne daß die beiden es merkten, hinter ihnen am Boden nachschleifend eine majestätische Schleppe bildete, aber leider auch in seinen Fransen von Zigarrenstummeln, abgebrannten Zündhölzchen, abgegessenen Trauben, Mandelschalen ꝛc. eine ganze Garnitur angesammelt hatte, lange, ehe man das Zimmer durchmessen.

Endlich, endlich hatte sich eine weiß lackierte Thüre mit Goldleisten hinter ihnen geschlossen und sie waren allein, in einem kühlen, dunkeln, kirchenhohen Gemach, einem der Fremdenzimmer des Hotels. Tief aufatmend stieß Buchner einen der Läden zurück. „Gott sei Dank! und nun sagen Sie, in aller Welt, Marie —"

„Ja, sage uns, mein liebes Kind, was ist denn eigentlich vorgefallen?" fragte Madame Santines, indem sie sich, auch ihrerseits ganz alteriert, in einen gelbseidenen Sessel niedersinken ließ, der ihr zunächst stand. Aber Buchner hatte sich unterbrochen, um auf Marie zuzueilen und ihr das Tuch über die Schultern zu ziehen. In dem Zimmer war es kühl wie in einer Kirche, sie war furchtbar erhitzt gewesen; es gab ihm einen Stich ins Herz, daß er überhaupt jetzt erst an das Befinden des zarten Mädchens dachte. „Warum kamen Sie?" fragte er, seinen Arm noch um das Tuch herum um ihre Schulter legend.

„Ihretwegen," sagte sie, ihn ansehend. Aber sie konnte noch immer nicht sprechen wie sonst. Er prüfte mit der Rechten ihren Herzschlag. „Herr Gott, Marie, was haben Sie angefangen? Nein, sprechen Sie nicht. Ruhen Sie sich erst aus."

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ihnen droht Gefahr." Madame Santines rollte mit einem entsetzten Ruck ihren Sessel ganz nahe zu den beiden. „Sie dürfen nicht ins Haus zurückkehren. Die Polizei war da . . . da kam ich."

„Zu Fuß?" fragte er, die kleine Hand zusammenpressend.

Sie nickte. „Ich bin den ganzen Weg gelaufen."

„Bei zweiunddreißig Grad Hitze." Er starrte sonderbar vor sich hin: dann fuhr er in die Höhe. „Jetzt müssen Sie thun, was ich Ihnen sage. Sein Sie gut." Er hob ohne weiteres die leichte Gestalt auf und legte sie der Länge nach auf das in der Mitte des Zimmers befindliche Kanapee. Dann holte er die seidene Steppdecke von dem großen Himmelbette in der Ecke und breitete sie über die Liegende. Dabei machte er im Vorbeigehen der armen Madame Santines, die ganz verwirrt aussah, ein Zeichen mit den Augen. Darauf zog er die Klingel und befahl dem alsbald erscheinenden Kellner Selterwasser, eine Zitrone, Wein und Zucker zu bringen. Den Trank, den er hieraus braute, brachte er ihr vorsichtig, löffelweise an die Lippen; er wischte ihr das jetzt bleicher werdende Gesicht ab, er hielt ihre Hände, prüfte wiederholt den Herzschlag, den Puls, kurz, er behandelte sie wie eine Kranke.

Reden ließ er sie nicht; er sah wohl, wie ihre Augen ihm überall hin folgten und verstand, daß es für sie bei der Befürchtung, die sie hegte, mochte dieselbe nun in einem Wahne oder in einer Thatsache ihren Grund haben, eine Wohlthat war, ihn hier und einstweilen in Sicherheit zu wissen.

Endlich ließ sie sich nicht mehr zurückhalten. „Was glauben Sie, daß man mit Ihnen wollte?" sagte sie, auch Madame Santines ängstlich und fragend ansehend.

„Ach, das ist ja Nebensache," meinte Buchner gleichgültig.

„Herr Gott, Sie wollen doch nicht hinauf? trotzdem? liebe Madame Santines, lassen Sie ihn nicht gehen. Lassen Sie mich nicht umsonst gekommen sein!"

„Beruhige dich, liebes Kind," sagte Madame Santines; „Doktor Buchner bleibt einst-

Digitized by Google

weilen hier in der Stadt — wir können alle bleiben — und Herr Santines fährt hinauf und erkundigt sich."

„Die Sache muß auf einem Irrtum beruhen," sagte Buchner, Wein und Selterwasser in einem Glase mischend. „Ich bin keine politische Person."

„Aber ich hörte die Herren — es waren zwei — Ihren Namen aus einem Papier, was sie mitgebracht hatten, heraus buchstabieren. Ich war im Hause, um der Frau Eva ein Buch, was sie uns geliehen hatte, wieder zu bringen."

„Und Frau Eva — erfuhr sie auch von dem Besuche, der mir zugedacht war? Sie hielt die Gefahr wohl nicht für so dringend wie Sie, Fräulein Marie?" fragte Buchner etwas bitter.

„Frau Eva war gar nicht da. Sie war schon ganz frühe nach dem Wäldchen bei Trespiano gegangen. Wenn sie mir hätte raten können . . . aber so wußte ich nicht wo ein noch aus."

„Aber, liebes Kind, was brachte dich auf die Idee, daß Doktor Buchner verhaftet werden sollte, denn das scheinst du doch gedacht zu haben?" fragte Madame Santines.

„Die Dienstboten waren ganz voll davon," gestand Marie jetzt beschämt. „Sie waren überhaupt in großer Aufregung, schon vorher. Als ihr kaum fort waret, war Raffaele, der kleine Gärtnerbursch von Golzows, gekommen und hatte erzählt, die Herrschaft packe schon die ganze Nacht und heute abend gehe es fort, auf Nimmerwiederkehr. Die Leute reden solchen Unsinn . . . Giuseppe, weißt du . . . er hielt lange Reden . . . so müsse es allen Fremden gehen . . . die Regierung bekomme endlich ein Einsehen. Das seien alles Spione . . ."

Bei dem Ausdruck, den Buchners Gesicht trug, mochte es ihr aufdämmern, daß sie eine grenzenlose Thorheit begangen habe. „Das ist alles dummes Zeug, ich weiß es," sagte sie, während das Gefühl der Erleichterung und tiefer Beschämung in ihr stritten. „Aber was wollte die Polizei von Ihnen?"

„Sie haben doch vielleicht deinen Paß und deine Papiere revidieren wollen," sagte Madame Santines nachdenklich. „Golzow und die Russen überhaupt haben sich recht bemerklich gemacht; vielleicht daß der Regierung hieraus Unannehmlichkeiten erwachsen sind und daß sie jetzt einmal eine Weile eine gewisse Strenge zu zeigen gedenkt. Santines mag auch nicht zum besten angeschrieben sein. Warum man dich aber aufgesucht haben sollte, anstatt dich einfach nach dem Syndikat zu citieren, begreife ich doch nicht." —

„Sie hatten einen Wagen mitgebracht und ich konnte von unserem Fenster aus sehen, daß zwei Polizeisoldaten darin saßen," sagte Marie.

Madame Santines sah ihren Neffen kopfschüttelnd an: sie wußte offenbar nicht, was sie denken sollte.

„Nun, wir werden ja noch hören, was sie gewollt haben," meinte Buchner heiter. „Die Hauptsache ist, daß Sie, liebes kleines Fräulein, jetzt wieder in Ordnung kommen. Holen Sie einmal recht tief Atem. Sie haben dabei keine Stiche . . . wie?"

Er winkte zufrieden mit dem Kopf. „Uebrigens gefällt mir die Temperatur in diesem Kirchengewölbe gar nicht, wenigstens nicht für Fräulein Marie. Wie wär's, wenn wir wieder hinunter gingen? Sie könnten dann auch etwas genießen. Letzteres werde ich als Arzt sogar entschieden anordnen. Den Magen in Thätigkeit zu setzen, ist ein Präservativ gegen mancherlei."

„Dann muß ich Marie aber erst vornehmen," sagte Frau Santines resolut. „So kann sie sich nicht noch einmal sehen lassen." Sie öffnete das elegante lederne Necessaire, ohne welches sie nicht in die Stadt zu fahren pflegte. In dem nicht ganz kleinen Köfferchen glänzte es von silbernen Büchsen und Büchschen, von Bürsten mit Elfenbeingriffen und allen möglichen Toilettenhilfsmitteln. Jetzt gewahrte Marie erst den Zustand ihrer Garderobe. „Wie sehe ich aus?" rief sie erschrocken und beschämt.

„Na, dem läßt sich abhelfen," tröstete er gutmütig. Er hatte selber nach einer Bürste gegriffen und bückte sich, um das übel zugerichtete Kleid von dem weißen Chausseestaub befreien zu helfen. Mit glühendem Erröten wollte sie ihm die Bürste entreißen. Aber er litt es nicht. „Sie sollen sich nicht noch einmal erhitzen." Er fing die kleine Hand auf und hielt sie zärtlich in der seinen fest. „Und nun ist's gut . . Das geht ja sehr schön." Madame Santines hatte die Frisur bearbeitet und das Hütchen richtig gesetzt. „Kommen Sie."

Er zog ihren Arm durch den seinen mit

einem ganz eignen Gefühl der Berechtigung. Zum Glück, für Marie wenigstens, waren die Speisezimmer unten jetzt fast ganz leer; ihm hätte es für seine Person nichts ausgemacht, wenn halb Florenz dort gewesen wäre.

An der Schwelle zum unteren Geschoß hielt sie ihn noch einmal zurück. „Ich bin kindisch und verstehe nichts, ich weiß es, aber wäre es nicht vielleicht doch besser, wenn Sie — wenn Sie" — ihre Stimme wurde sehr leise — „Ihre Abreise vorbereiteten, für den Fall, daß — daß jene Befürchtung nicht ganz grundlos war?"

„Aber liebe Marie," sagte er überredend, „die Polizei hierzulande hat wirklich absolut keinen Grund, sich mit mir zu beschäftigen, wenigstens nicht in einer unangenehmen Weise. Es müßte der handgreiflichste, sofort aufzuklärende Irrtum vorliegen. Ich will Ihnen zu gefallen den Onkel allein hinauffahren lassen — aber einstweilen brauche ich mich nicht zu verstecken, wahrhaftig nicht. Es kennt mich ja hier gar niemand." —

Man setzte sich in einer ziemlich abgelegenen Ecke an einen kleinen Tisch. Buchner ließ einen Teller Suppe für Marie kommen, und sie aß gehorsam. Aber er bemerkte wohl, wie ihre Augen immer wieder mit verstohlener Aengstlichkeit auf ihm ruhten, wie sie bei jedem Oeffnen der Thüre leicht zusammenfuhr. Gern hätte er ihr die Aufregung erspart und doch — er war selten oder nie in seinem Leben so heiter gewesen, wie in diesen Augenblicken. Er fühlte sich so behaglich, er hätte ewig so sitzen bleiben mögen, der Kleinen gegenüber, von ihren Augen so ängstlich liebevoll betrachtet. Da saß sie, dasselbe Mädchen, wie vor einer Viertelstunde, wo er sich so bitter ihrer geschämt hatte. Das Haar war zwar jetzt glatt gestrichen und sie sah aus wie die Sittsamkeit selber und wahrscheinlich unbedeutend genug in den Augen der Meisten, aber er wußte, daß sie immer noch im stande war, sich durch Staub und Hitze hindurch halb tot zu laufen, sich suchend in ein dichtes Männergewühl zu stürzen, völlig unbekümmert darum, wie sie aussehe oder was man von ihr halte — um seinetwillen. Er hatte ihr Gesicht gesehen, jeder Zug desselben erfüllt von dem Ausdruck einer energischen Empfindung — und er wußte, daß es nicht unbedeutend war.

Und diese Empfindung galt ihm. Ein Glücksgefühl durchströmte ihn bei dem Gedanken, ein Gefühl des Besitzes, des Reichtums, wie er es nie gekannt. Eine fast übermütige Heiterkeit bemächtigte sich seiner. Er mußte sich zusammennehmen, um sich der Tante nicht zu verraten, von der er so schon mehrmals einen ganz wunderlich erstaunten Blick aufgefangen hatte. Er bemühte sich, unbefangen auszusehen, während er, zum erstenmal in seinem Leben, vom Vorrecht des Arztes einen egoistischen Gebrauch machte, um die liebe Gestalt zu berühren. Er fühlte ihre Stirn, ob sie sich völlig abgekühlt habe, und nahm ihre Hand in die seine, wobei er zu konstatieren hatte, daß der Pulsschlag noch immer nicht normal sei.

Endlich kam Monsieur Santines, mit Büchern beladen, die er etwas atemlos, aber sehr zufrieden auf einem Stuhle neben sich aufschichtete. Er war so zerstreut, daß er Marien zwar freundlich zunickte, aber über ihre hier doch sehr ungewöhnliche Gegenwart weiter nicht erstaunt schien.

Aber Madame Santines, welche ihren Gatten sehr wohl zu nehmen wußte, hatte sich bald seiner vollen Aufmerksamkeit versichert. Er hörte gespannt zu, sein Gesicht verdunkelte sich, er ließ sich alles noch einmal genau erzählen. Dann stand er auf. „Ich will doch gleich zum Polizeichef fahren: Bianchi ist ein alter Bekannter von mir. Da werden wir ja wohl erfahren, was die Sache zu bedeuten gehabt hat."

„Soll ich Sie nicht gleich begleiten?" sagte Buchner. „Ich sollte denken, wenn ich mich selber präsentiere, so müßte das zur rascheren Aufklärung beitragen."

Er fühlte die leichte Berührung einer Hand auf seinem Arm und nahm diese Hand mit der seinen auf ihrem Platze gefangen, während Herr Santines meinte: „Nein, bleiben Sie einstweilen zurück. Erwartet mich hier. Ich bin wahrscheinlich bald wieder da, ich müßte denn Bianchi nicht auf seinem Büreau antreffen. Seine Privatwohnung ist außerhalb der Porta Romana, vorn am Viale dei Colli. Aengstigt euch also nicht, wenn meine Rückkehr sich etwas verzögern sollte."

Der Herr Polizeichef mußte auf dem Büreau anzutreffen gewesen sein, denn in weniger als einer halben Stunde trat Herr Santines wieder ein. „Nun?" rief ihm seine

Digitized by Google

Gattin erwartungsvoll entgegen; Marie wagte kaum zu atmen, um von dem, was er berichten würde, kein Wort zu verlieren. Buchner war bei weitem der ruhigste von der Gesellschaft.

Denn auch Herr Santines schien etwas erregt. Er wischte sich das erhitzte Gesicht und fuhr mit den Fingern durch das eisengraue Haar, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas lebhaft beschäftigte, so daß die emporstehende Mähne dem großen imposanten Kopfe etwas Löwenhaftes gab. Erst nachdem er sich Wein und Wasser gemischt und einen Schluck getrunken hatte, begann er, nach seiner Art, in kurz hervorgestoßenen Sätzen:

„Die Sache schien mir doch etwas von Schikane an sich zu haben. Irrtum, alles Irrtum, natürlich ... Bianchi wollte sich auflösen vor Höflichkeit. Mißgriff eines Unterbeamten, eines sonst sehr tüchtigen Kommissärs, der kürzlich von Forli hierher versetzt worden ist, die Verhältnisse hier noch nicht kennt. Wäre der Herr zu Hause gewesen, so hätte sich alles sofort aufgeklärt. Denn sie wollten einen ganz andern gemeint haben. Um mich zu verwirren, ließ er mich ein halbes Dutzend Listen mit Namen durchsehen. Es sollte einem Deutschen gelten, der hier lebt oder gelebt hat, einem Rheinländer, in früheren Jahren stark politisch kompromittiert, jetzt, wie es scheint, der reine Gauner. Eine angenehme Verwechselung, nicht wahr? Es stimmte weder der Name noch irgend ein einziges item der Personalien mit den Ihrigen, und es war absolut nicht zu erklären, wie sie auf Sie gekommen sein sollten. Auch werden gewöhnlich die sich hier aufhaltenden Fremden in keiner Weise kontrolliert. Ob da nicht doch eine Art Denunziation im Spiele war? Uebrigens habe dem betreffenden andern nur eine geschäftliche Kundgebung seiner Heimatsbehörde — in Sachen einer Bürgschaft oder was weiß ich — übermittelt werden sollen, hieß es. Mit den Polizeibeamten im Wagen — da muß sich Marie doch geirrt haben."

Marie sagte nichts und sah aus, als ob sie sich schäme. „Und wie ist's mit Golzows? Hast du nichts gehört?" fragte Madame Santines leise.

„Das hat seine Richtigkeit. Er ist ausgewiesen," entgegnete Herr Santines finster. „Aber wie ist's? Der Wagen steht unten. Seid ihr fertig?"

Sein geistvolles, wohlwollendes Gesicht hatte noch immer den ungewohnten Ausdruck des höchsten Mißmuts, ja des Ekels und Ueberdrusses. Aber die Stirn entwölkte sich, als er zu dem Stuhle mit seinen Büchern kam. Buchner hatte sich mit einem Teile derselben beladen. Santines nahm ihm einen, einen nicht sehr starken Band in Großquart, wieder ab und deutete auf den lateinischen Titel. Es war der einer Gesetzsammlung eines mittelalterlichen Gemeinwesens. „Sehen Sie, darin ist die Laurentiana vollständig wie kaum eine andere Bibliothek."

„Und sie leiht dergleichen aus?" meinte Buchner verwundert.

„Hm, ja, wenigstens an mich," sagte der alte Bibliomane. „O ja, dies Florenz ist denn doch wieder ein einziger Ort." —

Als man in Paese angekommen war, ließ Madame Santines den Wagen zunächst an dem kleinen Hause halten. Buchner stieg natürlich mit Marie aus. „Wir müssen gleich einmal nach der Tante sehen; ihr entschuldigt mich wohl," wendete er sich in den Wagen zurück. Dann führte er Marien sorgfältig hinein.

Madame Santines sah ihnen aufmerksam nach. „Sagtest du etwas, Karoline?" fragte ihr Gatte, da sie den Kopf wieder zurückzog.

„Ich? o nein. Das heißt — mir fiel eben Nanny ein. Sie ist doch ein kluges Mädchen." ...

Der Abend desselben Tages, dessen Vormittag so ereignisvoll gewesen war, brachte für die Bewohner der Villa Santines noch mancherlei Unruhe und noch einen Abschied. Golzows fuhren ab mit den acht Kindern. Madame Viktoria hatte sich zwar ungewöhnlich thätig und umsichtig gezeigt, dennoch aber war die nachbarliche Hilfe von der Villa Santines in Gestalt eines dort bereiteten Mittagessens für die ganze Familie und vieler anderen Gefälligkeiten und Handreichungen sehr zu brauchen gewesen.

Es war 10 Uhr abends; eine herrliche italienische Mainacht. Vor einer Weile waren die Wagen fortgefahren. Herr Aristides anscheinend ruhig und etwas hölzern wie immer. Madame in verhaltener Aufregung, aber mutig und eigentlich bewundernswürdig; die großen Kinder durch die Ungewöhnlichkeit des Ereignisses etwas verschüchtert, die kleinen aufgeregt

Digitized by Google

und lärmend, und nur das allerjüngste in dem Zustande, welcher der natürliche und wünschenswerteste für mindestens fünf der Geschwister gewesen wäre — nämlich in tiefem Schlafe.

Durch den Garten, in dessen Lorbeer- und Stechpalmengebüsch zahllose Leuchtkäfer glänzten, schritten Madame Santines und die Baronin langsam dem oberen Hause zu. Sie hatten sich bis zum letzten Augenblick der Familie hilfreich erwiesen — Herr Santines war sogar in Begleitung eines zuverlässigen eignen Dieners mit dem Gepäck voraus auf den Bahnhof gefahren — jetzt tauschten sie vertrauliche Bemerkungen gegeneinander aus, während sie die Kühle und Stille des Abends als eine Wohlthat nach dem in mehr als einem Sinn heißen Tage empfanden.

Beide gingen nach der Villa zu, in der die Baronin seit den letzten Tagen ein Zimmer bewohnte, um bei den jetzt gerade so mannigfachen Ansprüchen an die Hausfrau, derselben immer zur Hilfe nahe zu sein.

„Eben fällt mir ein," sagte Madame Santines, da sie gerade um eine Biegung des Fahrwegs kamen, den sie eine kurze Strecke zu passieren hatten und nun die Fensterreihen der Villa Santines sichtbar wurden, „eben fällt mir ein, wie sonderbar es ist, daß sich die Panikoffs den ganzen Tag lang nicht unten sehen gelassen haben. Sollten sie in der Stadt sein und auf dem Bahnhofe erst von ihren Gesinnungsgenossen Abschied nehmen wollen? Das ist doch eigentlich nicht anzunehmen, das hieße eine Oeffentlichkeit für ihre Beziehungen provozieren."

„Litka ist in der Stadt," erwiderte die Baronin darauf. „Sie ging heute morgen fort; wie mir Elena — das war eines der Hausmädchen — sagte, ist sie von Paese aus mit dem Omnibus gefahren. Es fiel dem Mädchen auf, daß ich nichts von ihrem Fortbleiben wußte; das Fräulein habe ja ganz reisefertig ausgesehen. Einen Portemanteau hat sie, glaube ich, bei sich gehabt."

Madame Santines schüttelte den Kopf, ohne der Sache jedoch besondere Wichtigkeit beizulegen. „Man wird nicht klug aus den Mädchen. Sollten sie Golzows eine Strecke weit begleiten wollen? Aber welchen Grund hätten sie, das gewissermaßen vor uns zu heimlichen?"

„Ich sprach nur von Litka," sagte die Baronin mit Bedeutung. „Amalie ist hier, so viel ich weiß. Niemand hat sie fortgehen sehen."

Jetzt drehte sich Madame Santines zu ihr herum. „Und sie wäre noch nicht zurückgekehrt?"

„Vor einer halben Stunde war sie noch nicht da," sagte die Baronin.

„Nun, und was hältst du davon?" fragte Madame Santines ungeduldig. „Du hast irgend einen Verdacht, den ich erraten soll, aber du mutest mir zuviel zu." Sie warf mit einer nervösen Bewegung den Spitzenshawl zurück, den sie um Kopf und Schultern trug. „Die letzten Wochen waren wirklich ein bißchen arg. Ich fühle denn doch, daß ich nicht mehr jung bin."

„Du bist 68 Jahre alt," sagte die Baronin ruhig, „gerade so alt, wie ich. Und du treibst es, als wärst du 30 Jahre jünger. Du wirst das nicht mehr lange ungestraft thun. Aber du hörst nicht auf mich. Ewig dies volle Haus, die nie abbrechende Kette von Geselligkeiten, von Anstrengungen, von Verpflichtungen, die du andern zuliebe auf dich nimmst."

„Es war in der That in der letzten Zeit etwas zuviel," sagte Madame Santines beistimmend. „Nun, da Nanny und Hermione fort sind, wird es mehr Ruhe geben. Aber Litka? was ist's mit ihr?"

Die Baronin zuckte die Achseln. „Du hast selber von den Panikoffs angefangen; ich würde heute abend nicht mehr davon gesprochen haben. Ich habe eine Idee . . . ich glaube, daß wir Litka erst als Madame Salviero wiedersehen werden."

Madame Santines fuhr betroffen herum, aber sie schwieg. Erst nach einer Weile sagte sie kurz: „Nun, desto besser . . ."

„Das sage ich auch," warf die Baronin hin.

„Für die Panikoffs bin ich nicht verantwortlich," fuhr Madame Santines fort. „Wenn Litka sich mit Salviero glücklich zu fühlen gedenkt . . ."

„Ich glaube, das ist hier Nebensache," meinte die Baronin, mehr vor sich als zu ihrer Freundin redend.

„Wovon die beiden übrigens leben wollen, ist mir ein Rätsel," sagte Frau Santines nachdenklich. „Salvieros Praxis ist, glaube ich, sehr unbedeutend und Litka hat nichts.

Digitized by Google

Den Hausrat kauft zwar hier in Italien der Mann —“ sie sprach überlegend . . . „Nun, da könnte man nachhelfen.“

„O, sie werden eine möblierte Wohnung nehmen,“ fiel die Baronin rasch ein. „Soweit sind wir auch noch gar nicht. Ich sprach nur eine Vermutung aus.“

„Und wahrscheinlich irrst du dich,“ sagte Madame Santines, „und wenn man gewollt, hätte man vielleicht eine leise Spur von Enttäuschung in ihrem Tone heraushören können. „Wozu wäre das Geheimnis bei der Sache?“

Die Baronin lachte kurz. „Weil Litka eine Art Gewaltstreich hat ausführen müssen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ich habe die beiden beobachtet und ich glaube, Salviero hätte gerne den Kopf wieder aus der Schlinge gezogen. Aber komm, Karoline, es ist spät geworden. Du hast Ruhe nötig. Du wirst doch Santines nicht abwarten wollen?“

„Nun, ich könnte mich niederlegen,“ sagte Madame Santines. „Schlafen werde ich jedenfalls noch nicht, wenn er kommt, denn er muß bald hier sein.“

„So gehe wenigstens zu Bett, ich bitte dich. Wenn die jungen Leute das leisten sollten, was du fertig bringst! Sie waren heute alle müde. Das ganze Haus ist ja auch schon dunkel“ — sie blickte nach dem oberen Stock, in dem die Schlafzimmer sich befanden — „bis auf . . . das ist das Zimmer der Panikoffs, dort das eine helle Fenster. Ob Amelie ihre Schwester doch erwartet?“

Madame Santines hatte sich zurückgezogen. Nach einer Weile war der Hausherr gekommen; die Baronin hatte seinen Schritt erkannt und ihn die Thüre zu seinem Zimmer schließen hören. Jetzt war alles still, und Mitternacht war längst vorüber, als die Baronin noch einmal auf den langen Gang hinaustrat, auf welchem an beiden Seiten alle im ersten Stock gelegenen Zimmer mündeten. Sie wollte, als der sorgliche Hausgeist, der sie war, sehen, ob man die Ganglampe ausgelöscht habe. Richtig, da brannte sie noch, am entfernten Ende des langen Korridors. Die Hausmädchen waren längst schlafen gegangen und hatten sie mit echter Dienstbotengleichgültigkeit brennen lassen, weil ja der Hausherr noch nicht zurück sei. Und Santines, der dachte an dergleichen nicht.

Die Baronin machte den weiten Weg von ihrem am anderen Ende des Ganges gelegenen Zimmer und löschte die Lampe aus. Dann schnüffelte sie, nach Art von Personen, welche sich freiwillig eine Verantwortlichkeit auferlegt haben, noch ein wenig umher, ob nicht etwa ein verdächtiger brenzlicher Geruch wahrzunehmen sei . . . denn den Dienstboten war ja jede Fahrlässigkeit zuzutrauen.

Ihre Nase nahm dabei allerdings etwas wahr, einen eigentümlich penetranten Geruch, der aber zu weiter keiner Besorgnis Anlaß gab. Als einen „Apothekergeruch“ bezeichnete sie denselben bei sich und dachte flüchtig daran, wer wohl irgend ein Medikament zum Einreiben oder dergleichen gebraucht haben möchte.

Sie bemerkte jetzt, da sie im Dunkeln zurückging, einen Lichtstreif unter der Thüre der Panikoffs. Amalie war also immer noch auf. Es war kaum möglich, daß sie Litka noch erwartete. Auch würde die Schwester sie doch wohl ins Geheimnis gezogen haben.

Die Baronin war in ihr Zimmer zurückgekehrt, aber sie ging noch nicht zu Bett. Sie meinte nachher, daß etwas wie eine Ahnung von Unheil sie davon abgehalten habe. Aber die Wahrheit war, daß der Gedanke an Amaliens brennende Lampe sie irritierte. Was machte das Mädchen noch bei dem hellen Licht? Warum schlief sie nicht längst? Die Baronin redete sich ein, daß durch eine Unvorsichtigkeit der Russin — ihr Bett war, wie alle Gastbetten des Hauses, mit einem sehr leicht Feuer fangenden Moskitovorhang versehen — einem in der Nacht das Haus über dem Kopf angehen könne, obwohl diese Gefahr bei der massiven Bauart desselben und den steinernen Fußböden eigentlich nicht vorhanden war.

Dennoch hatte die alte Dame keine Ruhe. Nach einer Weile öffnete sie ihre Thüre und spähte hinaus. Da lag noch immer der Lichtstreif auf dem Fußboden. Ihr kam die Sache unheimlich vor, obwohl sie schon dadurch, daß das Mädchen irgend ein fesselndes Buch lese, sehr leicht zu erklären gewesen wäre. Sie wartete nach ihrer Uhr noch zehn Minuten, dann ging sie entschlossen hinaus.

An der Thüre der Russin angekommen klopfte sie leise und rief mit gedämpfter Stimme: „Fräulein Amalie!“ Keine Antwort, auch nicht, da sie das Klopfen und Rufen viele Mal wiederholte. Nun hielt sie überlegend inne. Es war möglich, daß Amalie ihr Wachsein nicht verraten wollte, weil sie unbequeme Fragen

nach ihrer Schwester fürchtete. Warum aber hatte sie denn das Licht nicht ausgelöscht?

Die Baronin pochte nun lauter und scharf, freilich immer noch mit Rücksicht auf die übrigen schlafenden Bewohner des Hauses. „Fräulein Amalie, öffnen Sie sofort! Sind Sie unwohl?“ Sie drückte auf die Klinke, die Thüre war natürlich verschlossen. Da verriet ihr ein heller Fleck an der gegenüber liegenden dunkeln Wand, daß im Schlosse kein Schlüssel stecke. Sie brachte das Ohr, daß Auge an das Schlüsselloch, gewahrte aber nichts, weil plötzlich eine Art Schwindel sie überkam. Sie hatte Mühe sich aufzurichten. Da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen: aus diesem Zimmer strömte der eigentümliche Geruch, dessen sie sich wohl von Krankheitsfällen her erinnerte, ohne ihn doch genau bezeichnen zu können. Es war irgend ein Opiat, dessen Wirkung sich ja schon bei ihr bemerkbar gemacht hatte.

Ihr nächster Gedanke war, daß eine Quantität dieser gefährlichen Flüssigkeit da im Zimmer verschüttet sein müsse — vielleicht ein Fläschchen zerbrochen —, jetzt rüttelte sie geradezu an der Thüre, dann flog sie den Gang hinauf nach ihrer Stube, zog den Schlüssel aus der Thüre, ergriff noch einen Schlüsselbund und lief zurück.

Sie probierte mit fliegender Hand . . . von drinnen noch immer kein Laut. Da, ein Schlüssel paßte; sie drehte ihn herum und legte schon die Hand auf die Klinke, als die unerschrockene Frau plötzlich von einem solchen Schauer der Furcht und Erwartung befallen wurde, daß sie inne hielt und zurückwich.

Sie vermochte es nicht über sich, allein hinein zu gehen. Selbst der Gedanke, daß Gefahr im Verzuge sein konnte, war nicht mächtig genug oder kam ihr in diesem Augenblicke gar nicht. Sie eilte an das zum Glück nicht entfernte Zimmer Evas, um diese zu ihrem Beistande zu holen.

Die Schriftstellerin war rasch ermuntert und trat in wenigen Minuten zu ihr heraus. Sie brachte ein Licht mit, die Baronin hatte sich in dem durch ein Oberlicht nur schwach erhellten Gang ohne Kerze zurecht gefunden. „Um Gotteswillen, Frau Baronin, was ist vorgefallen?“ fragte Eva, entsetzt über das verstörte Aussehen der alten Dame.

„O, hoffentlich nichts. Bei Amalie Paniloff scheint nicht alles in Ordnung zu sein. Sie öffnete auf mein Klopfen nicht.“

„Sie wird fest schlafen,“ sagte Eva, ohne die Baronin zu begreifen.

„Aber sie hat Licht und aus dem Zimmer kommt ein sonderbarer Geruch. Da, merken Sie nichts?

Eva hatte ihr Gesicht der Thüre genähert und wurde blaß. „Das ist — was fangen wir an? wie kommen wir hinein?“

„O, die Thüre ist offen, ich habe aufgeschlossen, sagte die Baronin, der jetzt die Zähne aneinander schlugen. Plötzlich erzwang sie ein geisterhaftes Lächeln. „Was machen wir uns da für alberne Gedanken! Das Mädchen ist wahrscheinlich gar nicht darin, sondern amüsiert sich in Florenz.“

Aber sie war darin, wie der erste angstvoll vorwärts ins Zimmer dringende Blick die beiden Frauen überzeugte. Die Vorhänge waren von dem Bett zurück geschlagen, auf dem sie völlig angekleidet lang ausgestreckt auf dem Rücken lag. „Oeffnen sie das Fenster,“ flüsterte Eva, von innern Schauern geschüttelt, der Baronin zu. Sie selber trat, sich bezwingend, an das Lager.

Eva empfand in solchen Augenblicken völlig anders als die meisten ihres Geschlechts, völlig anders überhaupt als die große Mehrheit der Menschen im Gegensatz zu jener Minderheit, welche das Leben nicht nur lebt, sondern zugleich als Material zum plastischen Bilden durch Naturanlage zu betrachten bestimmt ist. Neben dem tiefsten, aufs äußerste empfänglichen menschlichen Mitgefühl webte in ihr noch etwas, ein intensives leidenschaftliches Interesse an jedem Vorgang an sich, in dem das Leben, wenn man so sagen darf sein pathetisches Antlitz zeigte.

Und so kam sie sich hier neben dem Bette, während die grausame Härte des Menschenschicksals ihr wie mit Raubtierkrallen ans Herz griff, dennoch ganz an ihrem Platze vor.

„Was ist vorgegangen?“ fragte die Baronin bebend, während sie näher kam. „Eine Unvorsichtigkeit?“

Sie hatte bei einem flüchtigen Blicke gesehen, daß die Liegende den Kopf verbunden hatte, und vielleicht an Zahn- oder Gesichtsschmerzen, gegen welche Amalie ein Betäubungsmittel in zu großer Menge angewendet habe, gedacht. Jetzt sah sie mit Schaudern ihren Irrtum ein.

Fräulein Paniloff war nicht unvorsichtig,

Digitized by Google

ſondern mit großer Ruhe und Umſicht zu Werke gegangen und hatte ihren Zweck völlig erreicht. Sie hatte ein großes Stück Watte, mit Chloroform getränkt, über ihr Antlitz gelegt und dasſelbe zum Ueberfluß auch noch über Mund und Naſe mit einem zuſammengelegten Tuche feſt gebunden. Eva hatte mit zitternden Fingern dieſe Hüllen entfernt. „Vielleicht iſt ſie wieder zu beleben; den Doktor . . . ſofort.“

„Herr Gott, wo haben wir den Kopf! warum habe ich ihn nicht gleich gerufen!“ Und die Baronin eilte fliegenden Fußes aus dem Zimmer. Es verſtrichen nicht mehr als fünf Minuten; ehe ſie mit Buchner zurückkam; Eva ſchienen dieſelben eine Ewigkeit. Sie hatte, um nur irgend etwas zu thun, das lebloſe Antlitz wieder und wieder gewaſchen, gerieben und zwar nicht ohne Hoffnung; der Tod, meinte ſie, müßte anders ausſehen.

Buchner löſte ſie ab und ſtellte alle Belebungsverſuche an, welche die Umſtände zuließen. Er wiederholte dieſelben unverdroſſen und ließ ſich dabei erzählen, wie die beiden Frauen das unglückliche Mädchen gefunden hatten. Es vergingen Stunden über dieſer Arbeit. Endlich richtete er ſich von dem Bett, über das er gebeugt geſtanden hatte, in die Höhe. „Wir haben gethan was wir vermochten, obwohl ich ſo ziemlich beim erſten Blicke ſah, daß alles umſonſt ſein würde. Als Sie in das Zimmer kamen, war der Tod ſchon vor längerer Zeit eingetreten.“

Er zog ein Tuch über das Geſicht der Leiche, welche jetzt in ihr Nachtgewand gekleidet im Bette lag. Dann ſaßen die drei eine Weile ſtumm beieinander. Die Baronin war die erſte, welche ſprach. Und ſonderbarer Weiſe ſchien etwas von dem Gefühl, welches ſie ſtets gegen die beiden Panikoffs gehegt, nun allgemach wieder in ihr erwacht zu ſein, denn ihre erſten Worte waren: „Sie hätte es aber doch nicht hier thun ſollen! Das iſt nun der Dank für alle die Gaſtfreundſchaft Karolinens, daß man ſich auch noch in ihrem Hauſe —“ ſie ſtockte und brach in Thränen aus. „Denken Sie doch nur die unglückliche Frau, wenn ſie es erfährt! es iſt ſchauderhaft!“

„Und was kann der Grund geweſen ſein! was hat ſie aus dem Leben getrieben?“ ſagte Eva. „Man kannte ſie ſo wenig.“

„Ach, die reine Abſcheulichkeit! überſpannte Ideen, das wett' ich,“ rief die Baronin unter zornigen Thränen. „Sollte ſie es etwa auch auf dieſen Salviero abgeſehen gehabt haben? Einmal hörte ich etwas über ſie und Golzow. Ich hielt es für Dienſtbotengeträtſch. Ein Mann, der eine Frau und acht Kinder hat. Und dazu dieſer Holzmann . . . nein, das iſt nicht möglich.“

Buchner war indes an das Fenſter getreten und kam mit lebhaftem Schritte zurück, ein Papier in der Hand. Er warf einen Blick darauf. „Da haben wir das Teſtament,“ ſagte er in ſonderbarem Tone. „Das Blatt lag dort auf dem Tiſche unter dem Briefbeſchwerer.“

Es war ein durchgeriſſener Briefbogen, auf dem in Amaliens unſchöner unregelmäßiger Handſchrift die Worte ſtanden:

„Ich bin der Komödie ſatt; meine Rolle darin langweilt mich, und ich werfe ſie dem ungeſchickten Regiſſeur vor die Füße. Wer an ein Jenſeits glaubt, mag die Augen über mich verdrehen. Ich hoffe und fürchte nichts, nachdem was ich erlebt, habe ich wenig Reſpekt vor dem, was kommen kann, und ich wünſche auszuſchlafen.“

Die Baronin und Eva hatten die wenigen Zeilen ein paarmal geleſen. „Widerwärtig,“ ſagte Eva leiſe, während der älteren Dame die Worte ausblieben. „Stecken Sie den Zettel ein, Buchner; er muß der Schweſter übergeben werden.“

Und nun ging es an ein ernſtliches, zuletzt fieberhaftes Ueberlegen, wie man von der Dame des Hauſes alles fern halten könne, was das Ereignis dieſer Nacht von peinlichen Umſtänden im Gefolge haben mußte. Die Baronin rang zuletzt die Hände. „Sie darf es gar nicht wiſſen . . . eine Leiche im Hauſe, ich weiß, daß das einen entſetzlichen Eindruck auf ſie macht. Und dann die Abholung von hier aus durch eine Brüderſchaft, die ganze Mummerei, der Weihrauch, die Prieſter — nein, davon kann keine Rede ſein!“

„Aber was thun wir? Die Tote kann gleich morgen in die kleine Kapelle in Paeſe gebracht werden,“ meinte Buchner, „und dort bis zur Beiſetzung bleiben. Immerhin wird das aber nicht ganz ohne die hier üblichen Zeremonien abgehen, da ſie katholiſch war.“ — Die Baronin ſchüttelte energiſch den Kopf. „Sie muß noch dieſe Nacht fort. Ich werde Tereſa rufen:

Digitize

die wird Rat wissen. Durch die Hinterthür kann ich aus dem Hause kommen."

Sie eilte fort; kaum daß sie die Begleitung Buchners durch den nächtlichen Garten annahm. Der Doktor hatte, ehe er das Zimmer verließ, noch einmal nach Eva zurückgeblickt. Sie nickte ihm ruhig zu; sie empfand offenbar kein Unbehagen dabei, mit der stillen Bewohnerin des Zimmers auf eine Weile allein gelassen zu werden.

Teresa Conti kam, und wenn jemals ihre ungewöhnliche Persönlichkeit irgendwo am Platze gewesen, so war sie es hier. Sie wußte sofort, was zu thun sei. „Die Entdeckung würde Karolinen einen furchtbaren Stoß versetzen," sagte sie. „Es ist ja eine ihrer sehr wenigen Schwächen, ungern an den Tod erinnert zu werden. Und nun gar ein solcher Fall, das Mädchen gestern noch frisch und gesund . . . etwas so Gewaltsames, Unnatürliches. Wir, ihre Freunde, sind verpflichtet, ihr das zu ersparen. Die Tote muß sofort aus dem Hause."

„Aber wohin?" fragten die andern.

Sie wendete sich ruhig um. „Zu mir. Ich will ihr gerne Quartier geben. Nur rasch ans Werk."

Ihre energische Art überwog alle Bedenken der übrigen. Hier, im Ungewöhnlichen, war sie in ihrem Elemente. Sie eilte fort, um in ihrer kleinen Wohnung einige Vorkehrungen zur Aufnahme des stillen Gastes zu treffen. Sie hätte demselben, im Uebermaße ihrer Opferwilligkeit, ihr eignes Lager eingeräumt, doch brachten einige rasch geflüsterte Winke der praktischen Baronin sie zum Glück von diesem Gedanken ab. Aus einer kleinen Kammer entfernte sie alles, was darin von allerlei Geräte umher stand: der Tod hat eine eigne Würde, welche nur ganz rohe Naturen verletzen werden. Von der Schwelle aus sah sie sich noch einmal in dem nun leeren Raume um; der Fußboden schien nicht ganz rein, da griff Teresa, sonst in häuslichen Vorrichtungen die ungeschickteste Person der Welt, nach einem Schilfbesen, der in der Nähe stand und kehrte das kleine Gelaß sorgfältig aus, dann ging sie hinüber, um zu sagen, daß alles bereit sei.

Die Nacht war dunkel — der Tag bricht in Italien in jener Jahreszeit später und unvermittelter an, als bei uns — und der seltsame Zug gelangte unbemerkt hinüber in das kleine Haus. Der Doktor und Teresa trugen dasjenige, was von Amalie Panikoff auf dem irdischen Schauplatz zurückgeblieben war. Die Leiche wurde anständig gebettet und blieb allein.

Buchner bewunderte im stillen seine Gefährtinnen. An keiner, selbst an der leicht erregbaren Baronin nicht, war nur eine Spur von furchtsamem Zögern oder von den Kundgebungen weiblicher Nervenschwäche, welche man unter solchen Umständen zu erwarten pflegt, bemerkbar gewesen. Für die exzentrische Teresa hatte das Ganze vielleicht sogar eines gewissen Reizes nicht entbehrt. Eva, in ihrer ruhigen Tüchtigkeit, war sich immer gleich geblieben. „Sie ist die Zuverlässigkeit selbst," dachte Buchner, während er endlich zur guten Nacht ihre liebe Hand in die seine nahm und mit Bedeutung drückte. Hatten sie doch wieder ein gemeinsam Erlebtes hinter sich . . . Sie hatte recht . . . vergessen würde von ihnen beiden wohl eines das andere nicht wieder.

Auch die Baronin war mit in das große Haus zurückgekehrt. Teresa hatte es eigensinnig abgelehnt, daß jemand von den andern mit ihr zur Gesellschaft in ihrer Wohnung bliebe.

„Sie stört mich nicht," sagte sie, mit den Augen nach der verschlossenen Thüre deutend. „Lebend hätte ich sie vielleicht nicht so gerne aufgenommen. So wie sie ist — wahrhaftig, man könnte schlimmere Gäste beherbergen."

Der folgende Tag brachte mancherlei Aufregungen für die Teilnehmer an der nächtlichen Tragödie. Es war nichts ungewöhnliches, daß Amalie Panikoff während des Vormittags von Madame Santines nicht vermißt wurde. Die Gäste des Hauses genossen völlige Freiheit des Gehens und Kommens, und die Panikoffs hatten von dieser Freiheit stets den ausgedehntesten Gebrauch gemacht.

Nach Litka dagegen fragte sie ein paarmal. Niemand konnte ihr eine Auskunft geben, bis um Mittag ein Wagen vorfuhr, der die junge Dame brachte. Mit ihr kam der Doktor Salviero und — wie scharfsichtig war die Baronin gewesen — beide stellten sich der Dame des Hauses als Neuvermählte vor.

Litka war gehalten und ernst; es lag nicht in ihrer Natur, ihr Triumphgefühl über die Erreichung ihres Zieles zu verraten. Salviero schien leidlich guter Laune. „Wir haben die Sache hinter den Kulissen abgemacht," sagte er mit etwas grimmigem Lächeln. „Wozu

Digitized by Google

einen Tag besonders feiern, welcher den Ausgangspunkt eines so ungeheuer problematischen Zustandes bildet, wie die Ehe ist! Da wir, unsern beiderseitigen Grundsätzen nach, von einer kirchlichen Celebrierung natürlich abgestanden haben, ließ sich ja alles ziemlich rasch und einfach abmachen, und wir dachten, Ihnen lieber das fait accompli mitteilen zu sollen, als daß wir durch vorherige Ankündigung unseres Vorhabens Sie in Unruhe versetzten."

„Vielleicht wäre mir Litka eine Mitteilung über einen so wichtigen Entschluß — denn im Gegensatz zu Ihnen, lieber Doktor, halte ich den Hochzeitstag für einen wichtigen — doch wohl schuldig gewesen," sagte Madame Santines mit ruhiger Würde. „Sie würde meine Teilnahme nicht lästig gefunden haben. Uebrigens bleibt dir dieselbe dennoch, mein Kind. Erzähle mir nun: wo wohnt ihr — wie lebt ihr?"

Litka berichtete, daß sie ein paar möblierte Zimmer am Lungarno Nuovo, „einen Salon, ein Sprechzimmer für Salviero und ein Schlafgemach", gemietet habe. Zum Speisen ging das Ehepaar in ein Restaurant in der nahen Via Por San Maria — der moderne Haushalt war rasch eingerichtet gewesen.

Litka fragte nun nach ihrer Schwester. Madame Santines wollte nach Amalien schicken, und die arme Baronin stand Folterqualen aus, ehe es ihr gelang, der jungen Frau einen Wink zu geben und sie mit sich aus dem Zimmer zu nehmen.

Es dauerte eine ganze Weile, und der neue Ehemann fing an, sehr ungeduldig zu werden, ehe Litka wieder eintrat. Sie sah bleich aus, aber da ihr Gesicht stets farblos war, so fiel das der etwas kurzsichtigen Madame Santines nicht auf, und Salviero besaß in diesem Falle nicht den Scharfblick der Liebe, der jede Nüance des Ausdrucks im Antlitz der Gattin wahrgenommen hätte. Nur die Baronin bemerkte wohl, wie einigemal ein Schauer durch den Körper der jungen Frau lief, wie weiß ihre Lippen waren, wie ihre Augen, wenn das Wort nicht direkt an sie gerichtet wurde, auf einen Punkt zu stieren begannen, wie sie dann auffuhr und ein paarmal ansetzen und die trockenen Lippen netzen mußte, ehe es ihr gelang, mit ruhiger Stimme irgend etwas zu sagen.

So unsympathisch ihr Litka immer gewesen war, sie fühlte in diesen Augenblicken tiefes Mitleid mit ihr und sie hätte nicht geglaubt, ihr jemals so dankbar sein zu können, wie sie es jetzt war für die Selbstverleugnung, mit welcher Litka zur Bewahrung des Geheimnisses vor der Frau vom Hause ihr furchtbar schweres Teil beitrug.

Sie half der jungen Frau bald darauf in den Wagen, sie blickte noch einmal in das vor Leid und Entsetzen erstarrte, so wenig anziehende Gesicht, sie sah dem davonrollenden Wagen nach und sie dachte: „Es wird ja wohl kein großes Glück sein, dem die zwei da entgegenfahren."

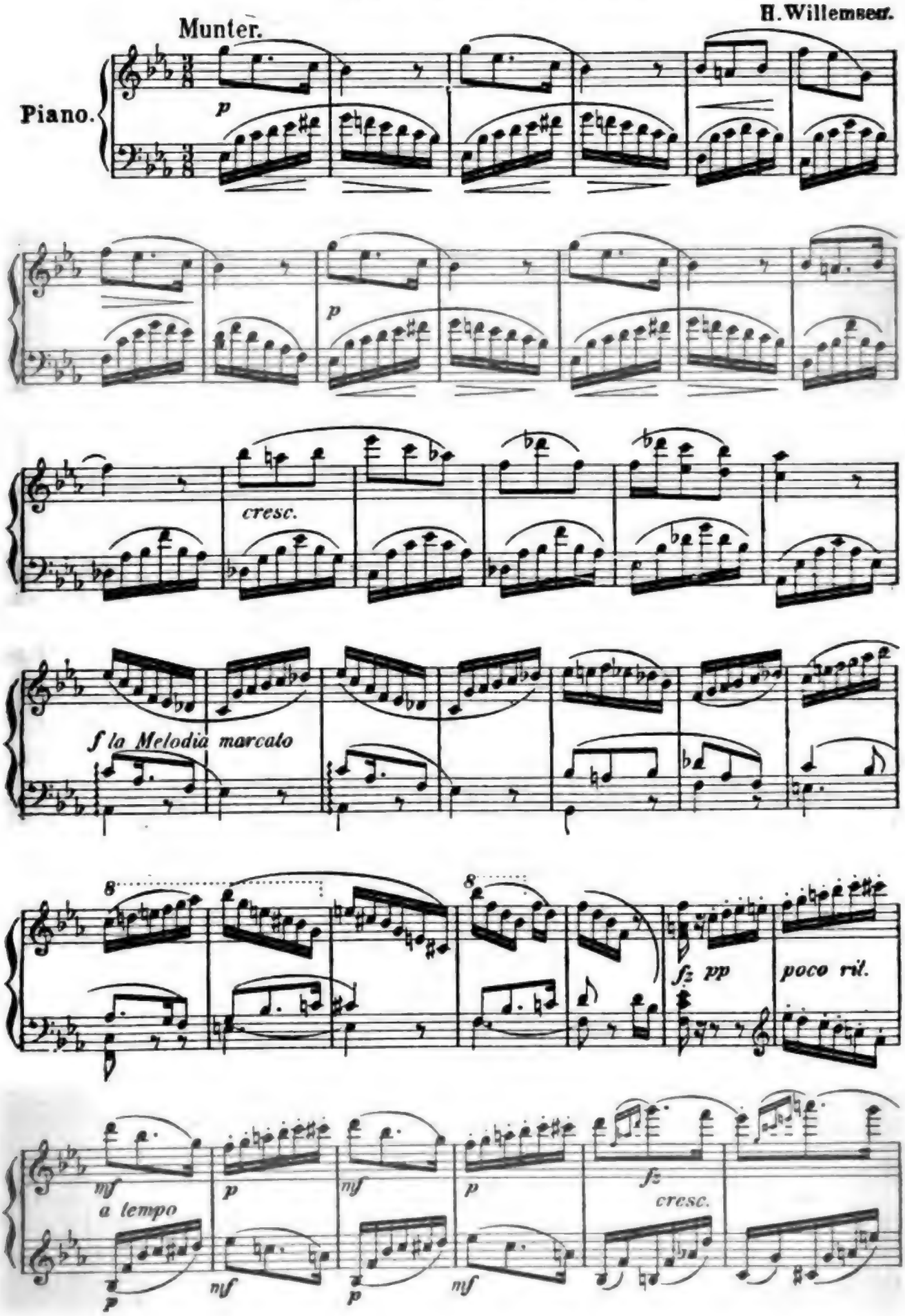
Madame Santines war einstweilen mit der Erklärung abgefunden worden, daß Amalie sich nach Florenz begeben und ihre Schwester wahrscheinlich dort verfehlt habe. Wie man sie nach und nach zur Aufnahme des wahren Sachverhaltes vorbereitete, das hätten die Beteiligten selber später nicht zu sagen gewußt. Gewiß ist, daß sie denselben niemals in seiner ganzen Breite erfuhr, weil sie ihn nicht erfahren wollte. Sie *ahnte* alles, sie *wußte* nichts. Sobald ihr eine Idee dessen aufzudämmern begann, was vorgegangen war — und ihre Furcht vor dergleichen machte sie scharfsichtig, — da erleichterte sie ihren Freunden das Vertuschen der Sache so viel sie immer konnte. Sie wollte nichts merken. Amaliens Name kam nicht wieder über ihre Lippen. Denn — Teresa hatte recht — es war eine Schwäche der sonst so tüchtigen, klaren und guten Frau — den Gedanken an den Tod ertrug sie nur schwer und besonders hatte sie vor dem Gepränge, welches den unvermeidlichen Gast zu begleiten pflegt, vor Sarg und Grab, vor Kränzen und Totenkerzen, den unüberwindlichsten Abscheu.

Monsieur Santines, der natürlich eingeweiht worden war, Buchner und später Salviero besorgten alles Nötige. Da wo das Geld kein Gegenstand ist, welches berücksichtigt werden müßte, sondern in beliebiger Menge aufgewandt werden kann, sind Hindernisse sehr leicht aus dem Wege zu räumen. Fräulein Amalie Panikoff verschwand unmerklich vom Schauplatz. Außer einer Vision von dunkel vermummten Männern mit Kapuzen über Kopf und Antlitz, in denen zwei Löcher für die Augen sich befanden, schattenhaften Gestalten, welche in der Dämmerung eines Maiabends in der Nähe des kleinen Hauses auf kurze Zeit sichtbar wurden und einen dunkeln Gegenstand tragend, sich bald wieder verloren, während

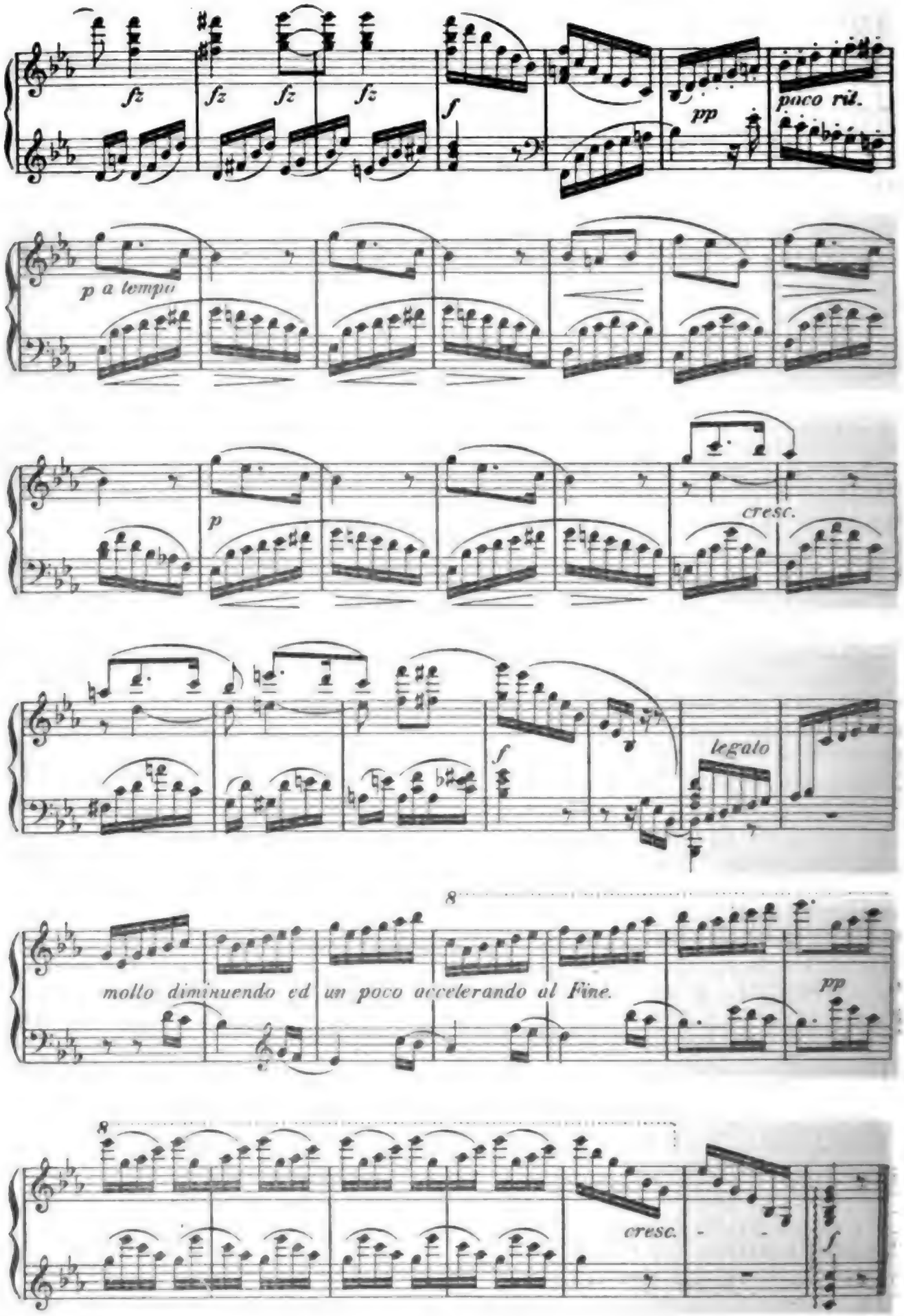
Digitized by Google

Wie's Bächlein rauscht.

H. Willemsen.



Digitized by Google


fz
fz
fz
fz
f
pp
poco rit.
p a tempo
p
cresc.
f
legato
molto diminuendo ed un poco accelerando al Fine.
pp
cresc.
f

ein paar Arbeiter am Wege die Mützen zogen und stehen blieben und hier und da ein Weib dem anderen zuflüsterte: „La Misericordia“ und sich bekreuzte, außer dieser flüchtigen Erscheinung — so flüchtig, daß im großen Hause niemand acht darauf hatte — erinnerte nichts an die Art ihres Abtretens von der Szene. Nach einigen Monaten tauchte irgendwo auf einer Marmortafel ihr Name in goldenen Buchstaben wieder auf, ihr Name, einfach von den Daten ihrer Geburt und ihres Todes begleitet.

Aehnlich aber wie gerade an der Stelle, wo ein Gegenstand unter einer Wasserfläche versunken ist, der Spiegel völlig glatt und ruhig daliegt bis auf einige Entfernung hin, und dann erst konzentrische Kreise beginnen und die Bewegung weit, weit hinaus über die Gewässer verbreiten, so war es auch nur die nächste Umgebung der Verstorbenen, in welcher ihr Verschwinden keine Spur zurückzulassen schien, gleichsam als wäre sie nie gewesen. Weiterhinaus machte ihr Tod Aufsehen. Nach und nach drangen die näheren Umstände desselben ins Publikum. Die „Partei“ bemächtigte sich der That des Mädchens und pries dieselbe als einen Akt echten modernen Heldentums. Andere emanzipierte Frauen und radikal gesinnte Männer begeisterten sich an ihrem uneigennützigen Lebensüberdruß, wie man es nannte, an ihrer „wahrhaft philosophischen Gemütsstimmung“, und man gefiel sich gegen die „tyrannische Gesellschaft“ in der Drohung, daß sie noch alle wahrhaft selbständigen Naturen, denen sie keinen Platz zur Entfaltung gönne, aus der Welt hinausdrängen werde — natürlich zu ihrem eignen unberechenbaren Schaden.

Als Doktor Buchner sich am Tage, der der Nacht von Amaliens Tod folgte, zu dem alten Fräulein Trott begab, um ihr über das, was im Hause vorgehe, mit aller Schonung die nötigen Mitteilungen zu machen, da hatte er Marien mit keinem Blick gesehen. Er kam auch nicht dazu, nach ihr zu fragen, obwohl er die ganze Zeit auf ihr Kommen horchte: die Tante nahm ihn so vollständig in Anspruch.

Sie benahm sich übrigens sehr resolut, denn für sie war, im Gegensatze zu Madame Santines, das weite Kapitel der Krankheits- und Todesfälle ein Gegenstand der Unterhaltung, in dem sie förmlich schwelgen konnte. War sie durch ihre jahrelangen Leiden, die müßige Beobachtung wirklicher oder eingebildeter Symptome, darauf gekommen, oder war, wie Doktor Buchner lächelnd sagte, an ihr wirklich ein Arzt verloren — kurz, nichts interessierte sie mehr als Krankheitsberichte, und ob, wie und woran eigentlich irgend jemand ihrer Bekanntschaft gestorben war, darüber konnte sie nie genug hören.

Ein gewaltsames Lebensende gehörte zwar eigentlich nicht in ihr Feld, aber da war doch mancherlei, was sie reizte. Sie ließ sich ein paarmal beschreiben, wie man Fräulein Panikoff gefunden habe, und fragte immer wieder nach den kleinsten Nebenumständen mit einer kaltblütigen Trockenheit, die zuletzt den Doktor ärgerte. „Man sollte meinen, Sie wollten es der verrückten Person nachmachen,“ sagte er endlich beinahe grob.

Sie sah aus, als fühle sie sich durch diese Annahme eher geschmeichelt als etwas anderes. „Ich habe über diese Dinge förmliche Studien gemacht,“ sagte sie. „Wenn man gelitten hat, wie ich, so hat der Gedanke an ein solches schmerzloses Ende etwas Verführerisches. Wie oft bin ich nahe daran gewesen — nun . . .“ sie brach ab; „ich bin ja jetzt gewissermaßen zu neuem Leben erstanden, durch Sie — aber man kann immer nicht wissen . . . und gerade diese Methode . . . chloroformgetränkte Watte . . . ein Tuch — ich finde die Idee äußerst praktisch, Herr Doktor.“

„Für diesen Zweck — meinetwegen ja,“ gab er ihr ruhig zu, um sie ein wenig zu ärgern. „Es müßte einem angst und bange werden um Sie, liebes Fräulein, wenn man Ihre grenzenlose Anhänglichkeit an das Leben nicht kennte.“

Als er bei seinem Besuche am folgenden Tage eine Zeitlang gezögert hatte, ohne daß Marie zum Vorschein gekommen wäre, fragte er nach ihr. „Ich weiß nicht, wo sie steckt,“ gab Fräulein Trott unmutig zur Antwort. „Sie ist vorhin fortgelaufen . . . Ich finde ihr Benehmen ziemlich rücksichtslos. Sie sollten ihr einmal den Kopf zurecht setzen, Herr Doktor,“ fügte sie, so unbefangen sie sich auch stellte, nun doch mit einem Anflug von Verlegenheit hinzu.

„Dazu habe ich die größte Lust, aber leider jetzt keine Zeit. Ich muß vor Schluß der Post hinunter nach Florenz.“ Er sprach mit etwas erhöhter Stimme, auf die Hoffnung

Digitized by Google

hin, daß die Kleine irgendwo in der Nähe sein könnte. „Meine Abreise rückt immer näher. Ich habe mich noch gar nicht davon überzeugt, ob der Gang in der Hitze neulich" — um der Tante willen wurde diese etwas unzureichende Bezeichnung der Sache gewählt — „dem Fräulein nichts geschadet hat. Morgen wünsche ich Ihre Nichte zu sehen, ich möchte doch keine Patientin hier hinter mir zurücklassen."

Wenn Marie ihn auch wirklich nicht gehört hatte, so war sie durch die Tante doch jedenfalls von dem Wunsche des jungen Arztes in Kenntnis gesetzt worden. Aber sie hatte in dieser Hinsicht ihren eignen Kopf und schien sich auch am nächsten Tage nicht sehen lassen zu wollen. Als Buchner diesmal mit etwas ärgerlichem Erröten nach ihr fragte, zuckte das alte Fräulein stumm die Achseln, sandte aber einen bezeichnenden Blick nach der Thüre zum nächsten Zimmer.

„Da ist sie?" sagte er entschlossen. „Gut, ich werde sie aufsuchen."

Auf die ungewöhnliche Hitze war seit einigen Tagen heftiges Regenwetter eingetreten, durch welches sich sogar in Italien der Maimonat häufig auszuzeichnen pflegt, und Fräulein Trott hatte deshalb auf Buchners Anordnung ihren Aufenthalt in der Veranda wieder mit dem im Zimmer vertauscht. Sie saß im Lehnstuhl in derselben Stube, in welcher er sie zuerst angetroffen hatte.

Im vordern Zimmer, durch welches Buchner eingetreten war, hatte Marie sich nicht befunden. Er drückte also die Klinke zum nächsten auf, das er noch gar nicht kannte. Es schien Mariens Schlafzimmer zu sein. Da stand die kleine eiserne Bettstelle, weiß umhängt, alles ziemlich schmucklos, wie er in einem raschen Blick sah; kein gehegtes Mädchenstübchen, mit Bildchen und Sächelchen und Büchern in Goldschnitt — aber alles sehr ordentlich; nur ein vertrockneter Blumenstrauß fiel ihm auf, der auf einem Eckbrett stand. Uebrigens war sie nicht darin, und da er eine andere Thüre gewahrte, zog er die erste hinter sich zu und ging weiter.

Die Thüre führte auf eine Art Vorplatz, dann kam man in die Küche und von dieser wieder auf den Flur. Alles war leer: zum Ueberfluß drückte er auch noch einmal die Thüre zur Vorderstube auf, ob Marie, geradezu vor ihm fliehend, hierher entwichen sei. Aber da war sie auch nicht: sie konnte doch nicht das Haus verlassen haben. — Da kam ihm ein Gedanke: er sprang die Treppe hinauf, ein paar Schwellen auf einmal nehmend, und näherte sich dann mit einiger Vorsicht der Thüre, die zur Loggia führte.

Auch hier nicht? Plötzlich glitt es wie ein Lächeln und zugleich ein Leuchten tiefer Befriedigung über sein Gesicht und er schloß die Thüre sorgsam hinter sich zu. Der Raum war etwas verdunkelt, denn man hatte gegen den heftig eindringenden Regen das Rouleau vor der vordern Oeffnung herab gelassen. Die regengetränkte graue Leinwand bauschte sich nach innen im leisen Winde, mit ihr stiebte der Regen hinein, helle Tropfen hingen an den Blättern der Gewächse, welche an der Wand standen. Und Tropfen auf Tropfen rann von dem feuchten Plafond auf ein Frauenkleid herunter, von dem man hinter den grünen Sträuchern ein Ende hervorschauen sah.

„Was machen Sie denn da, Marie? Sie werden ja ganz naß;" mit diesen Worten war der Doktor vorgetreten, hatte das Mädchen sanft am Handgelenk ergriffen und zu sich in die Mitte des kleinen Raumes gezogen. Sie schien so leidenschaftlich verschüchtert, daß sie ihn dauerte. Er vermied es, sie anzusehen: er bückte sich ein wenig und schnellte mit der flachen Hand die Regentropfen von ihrem Kleide fort. „Liebe Marie," sagte er dann, vielleicht noch immer ein wenig von oben herab, wie er mit dem Kinde zu sprechen gewohnt gewesen, „was bedeutet dies Verstecken spielen? Warum sind Sie vor mir davongelaufen?"

Da machte sie sich energisch von ihm los, trat zurück und sah ihn an. Diese Augen! Das war ein Blick von Liebe und Schmerz, der ihn bis in die Seele hinein erschütterte.

„Weil ich mich vor Ihnen schäme!" sagte sie dann mit unterdrückter Leidenschaft. „Vor Ihnen, vor aller Welt, vor mir selber. Man spricht von Sich-tot-schämen ... ich verstehe jetzt, was das heißt. Ich glaube, ich werde noch sterben vor Scham wegen dessen, was ich gethan habe. Nein — rühren Sie mich nicht an. Ich leide es nicht ... Sie können es sich nicht denken, wie ich mir selber zuwider bin! Mir ist alles aufgegangen nachher ... wie Sie sich erst meiner geschämt und mich dann bemitleidet haben ... Wie mich die andern

Digitized by Google

alle ansahen . . . nachher ist mir das alles wieder eingefallen . . . damals suchte ich ja nur Sie und dachte an nichts weiter. Und das alles ein lächerlicher Irrtum, eine alberne Zudringlichkeit . . . oh, wie werde ich nur die Gedanken los!" und ganz verzweifelt faßte sie mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Marie!" — Sie hörte gar nicht auf ihn . . . sie hatte jetzt die Hände über Stirn und Augen gelegt und drückte sie gegen den Kopf als fürchte sie, derselbe werde ihr zerspringen. Das stand ja ganz, ganz anders als er gedacht hatte. Wie war ihr nur beizukommen! „Marie", rief er jetzt heftiger, fast drohend, „merken Sie denn gar nicht, wie unerhört Sie mich beleidigen! So bitter, so leidenschaftlich bereuen Sie es, mir einen Dienst geleistet zu haben! Gut — ich war gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ihre Aufregung wird sich legen, wenn Sie nicht mehr durch meinen Anblick an das, was Ihnen so peinlich ist, erinnert werden. Es ist gut, daß ich gehe."

Die Worte hatten noch keineswegs die heimlich gehoffte Wirkung. „Ich hätte Ihnen einen Dienst geleistet?" sagte sie bitter. „Den Dienst, daß ich Sie lächerlich gemacht habe. Aber ich will Sie nicht auch noch beleidigen." Sie war nun doch ruhiger, ja fast kleinlaut geworden. „In Deutschland werden Sie das alles, auch meine dreiste Einmischung, vergessen." Da er nicht sprach und sie nur mit einem unerklärlichen Blick ansah, mochte sie denken, daß es ihr obliege, noch etwas zu sagen, damit er nur gehe, denn das schien sie heftig zu wünschen. Sie fügte nach einer Weile hinzu: „Ich danke Ihnen, daß Sie nach mir sehen wollten . . . ich bin ganz gesund."

„Das heißt: ich brauche keinen Doktor. Und so wäre ich verabschiedet. Hm! Darf ich —" er war plötzlich in einen anderen Ton gefallen, „darf ich Ihnen, ehe ich gehe, nicht noch etwas erzählen, Fräulein Marie? Es wird nicht lange dauern. Aber wir wollen uns setzen."

Er rückte ihr einen Stuhl, sie ließ sich darauf nieder in ihrer gewöhnlichen, etwas hastigen, ungeschickten Art, die durch eine völlige Abwesenheit alles Selbstbewußtseins gekennzeichnet wurde. Von jener wohlthuenden harmonischen Ruhe des völlig entwickelten Weibes hatte sie doch auch gar nichts in ihrem Wesen.

Er hatte seitwärts etwas hinter ihr Platz genommen, so daß er das gesenkte Profil sehen konnte, dann begann er: „Glauben Sie wohl, daß ich Sie neulich auf dem Balle hier — lieber Himmel, was haben wir seitdem alles erlebt — recht vermißt habe, liebe Marie? Es ist doch nicht ganz freundlich von Ihnen, daß Sie nicht mir zu Gefallen zuweilen mit in die Gesellschaft drüben gegangen sind. Ich würde Sie dorten beschützt haben, und wir zwei hätten aneinander einen Halt gehabt, denn ich kam mir, offen gestanden, da auch zuweilen recht übrig vor. Doch, das ist nun vorüber. An jenem Abend schien mir beständig etwas zu fehlen, aber erst, als ich mit Fräulein Hermione de Quincenet tanzte, wurde mir klar, was oder wer es eigentlich war. Sie waren es, liebe Marie, ist das nicht merkwürdig! Und Hermione erinnerte mich gewissermaßen an Sie. Ich habe in jener Nacht noch lange hier vor dem Hause gestanden und mir ausgedacht, wie alles hätte sein können, wenn Sie mich weniger schlecht behandelt hätten." Er blickte sie an; sie sah aus, als höre sie einem Märchen zu, was sie weiter nicht betreffe. „Und dann, neulich in Florenz . . . Sie haben recht . . . ich war erst ganz außer mir, als ich Sie sah . . . wütend auf Sie — und von den Italienern dort hätte ich den größten Teil unter leichter Provokation erdrosseln können. Als ich aber erfuhr, warum Sie gekommen waren, da, Marie, sah plötzlich die ganze Welt anders aus . . . Die Idee, daß Sie das für mich gethan haben sollten, machte mich ganz lächerlich, ganz unbegreiflich glücklich. Was die Polizei von mir gewollt haben konnte . . . Sie müssen mir ja angemerkt haben, wie völlig gleichgültig mir das war. Und nicht, weil ich den Wert Ihrer Mitteilung unterschätzt hätte, in mir war aber kein Raum für Befürchtungen . . . mochten sie mich immerhin aus Irrtum einsperren wollen — ich wußte, was ich wußte.

„Auch in den folgenden Tagen, bei allem, was hier vorging, verließ mich jenes Gefühl heimlichen Reichtums nicht. Und nun, Marie, wollen Sie mich wieder arm machen."

Sie saß da, beklommen und verstört und begriff nicht, was sie hörte. Denn im Gegensatz zu vielen anderen ihres Alters und Geschlechtes hatte Marie sich noch niemals eine Szene ausgemalt, die mit dieser nur annähernd

Digitized by Google

zu vergleichen gewesen wäre. Buchner aber, zur rechten Zeit durch den Genius des Augenblicks gemahnt, begriff, daß er ihrer Unerfahrenheit zu Hilfe kommen müsse. Er beugte sich zu ihr, und sie hörte seine männliche Stimme dicht an ihrem Ohr: „Marie, ich habe dich lieb. Willst du mich heiraten?“

Sie begriff noch immer nicht, was die Gelegenheit von ihr heischte. Sie sah ihn groß an, in grenzenloser Bestürzung, mit fragend geöffneten Lippen. Als er aber, in tiefer Bewegung aufstehend und die zarte Gestalt an sich ziehend diese Lippen mit den seinen berührte, da erwachte in ihr endlich und plötzlich das leidenschaftliche Empfinden des Weibes und sie hing an ihm mit einem langen, heißen Kusse.

„Du kannst es doch,“ sagte er endlich, seiner Erregung durch einen Scherz Herr zu werden suchend. „Kleine, du kannst doch küssen!“

„Dich, o ja,“ sagte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. „Für dich würde ich alles thun.“

„Das haben wir gesehen.“ Er stand, zärtlich über sie geneigt. „Guter Gott, womit habe ich das verdient!“ Und mit dem unaussprechlichen Dankgefühl beschlich ihn zugleich etwas wie Beschämung, und im stillen that er ein männliches Gelübde, welches er auch gehalten hat: daß er dies kindliche Weib sein Leben hindurch hüten und hegen wollte, wie seinen Augapfel. — —

„Das ist ja aber förmlich lächerlich! Will denn jetzt gerade alle Welt heiraten!“ rief Madame Santines, nachdem sie die eben eingelaufenen Briefe — sie hatte eine ganze Anzahl im Schoße — geöffnet hatte. Bei ihr befand sich nur Frau Eva; sie saßen im Musikzimmer, in welchem Madame Santines sich am liebsten aufhielt. „Wird man von Ihnen etwa dergleichen auch noch erleben?“ fragte sie jetzt die Schriftstellerin in einem Tone, der nur halb scherzhaft klang.

„Nein,“ versicherte Frau Eva, mit Lächeln zwar, aber doch in überzeugender Weise. „Aber was haben Sie denn für Nachrichten bekommen?“

„O, eine ziemlich unerwartete. Die Gräfin Thera schreibt mir von Venedig. Sie geht gar nicht wieder zurück nach Rumänien, sondern bleibt bei Verwandten in Wien und wird dort ihre Vermählung begehen mit ... mit wem meinen Sie wohl?“

„Kenne ich den Herrn?“ fragte Eva erstaunt.

„Er wird ihnen ja wohl noch erinnerlich sein. Herr Hektor Letourdi, der junge Franzose, der in Griechenland gewesen war, ehe er hierher kam. Wissen Sie nicht mehr? Sie interessierten sich, dünkt mich, noch besonders für die Bilder vom Berge Athos, die er mitgebracht hatte. Die Sache hat sich demnach auch hier angesponnen; es ist mir nicht gerade angenehm. Weshalb? Nun, der Fürstin wegen. Sie wird Katinka ungern schon jetzt verlieren.“

„Ihnen ist aber doch, wie mir scheint, hier nicht der geringste Vorwurf zu machen,“ meinte Eva lächelnd. „Sie konnten nicht verhindern, daß die junge Gräfin hier Männer kennen lernte ... Dies Haus ist kein Kloster.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ sagte Madame Santines mit einem Seufzer, der einer anderen Erinnerung galt. „Da ist auch ein Brief von Hermione“ — sie hob ein zierlich beschriebenes, duftiges Blatt in die Höhe, von wunderbarem Briefpapier und mit einer Grafenkrone versehen — „daß sie seit acht Tagen Gräfin Condillac ist, wissen Sie ja. Der Papa ist gesund, und alles scheint Glück und Friede.“

„Und Nanny?“

Madame Santines sah in den Brief. „Sie schreibt nicht selbst. Sie läßt grüßen und mir sagen, Madame Malachini sei sehr strenge mit ihr, was ihr gute Hoffnung gebe. Ich glaube, sie wird etwas leisten!“ Sie blickte auf, da Eva sich erhob. „Nun.“

„Es ist die höchste Zeit, Madame Santines,“ sagte Eva zögernd, als ob sie ungern an etwas erinnerte.

„Ah so!“ ein Schatten flog über das wohlwollende Gesicht der Dame vom Hause. „Sie wollen wirklich heute fahren? Nur kein Abschied...“

„Nein, nein,“ beschwichtigte Eva.

„Sie kommen von Rom aus wieder hierher: hier ist immer Platz.“

„Jedenfalls besuche ich Sie.“

Der Hinausgehenden rief Madame Santines noch nach: „Und Sie lassen sich alles besorgen von Santines und der Baronin! Hören Sie! Von dem Doctor in seinem Brautstande wird man ja wohl nicht viel haben können.“

„Wenigstens sieht man ihn kaum noch,“ sagte Eva, zurückblickend mit heiterem Lächeln.

Sie ging nun rasch in die Bibliothek, wo sie einige Bücher liegen gelassen hatte. Dieselben befanden sich auf dem Tische im mittleren Raume zwischen den Schirmen. Eva war kaum an den Tisch getreten, als hinter ihr

Digitized by Google

Schritte fielen. Sie kannte den Tritt und sah auf mit ihrem schönen, klaren Blick. Da stand auch der, von dem sie eben gesprochen hatten, schon vor ihr.

„Wie gut, daß ich Sie hier treffe," sagte er aufatmend, mit tiefer Befriedigung. „Ich fahre zwar mit hinunter."

„Sie wollen mich begleiten?" fragte sie, freudig überrascht.

„Ja, aber da sind wir nicht allein. Und ich möchte einen Abschied nehmen — nur für mich." Er beugte sich über ihre Hand. „Liebe Eva ... Ich bin glücklich ... aber daß ich Sie kennen gelernt habe ... daß ich weiß, es gibt eine Frau, wie Sie sind, das ist eine Ergänzung meines Glückes, die ich nicht missen möchte."

„Ja, wir wollen aneinander halten," sagte sie bewegt ... „Wir wissen, daß wir uns aufeinander verlassen können. Und Ihre Kleine gehört mit in den Bund. Das ist etwas Besonderes, Buchner."

„O, wie die Sie verehrt!" sagte er. „Das macht aber, sie hat selber Poesie in sich, die selten irrende Auffassung des unmittelbaren starken Empfindens. Sie gab mir dies" ... Eva sah jetzt erst, daß er ein Buch in der Hand trug ... „Und ich habe es gelesen. Eva, Eva ... Sie haben das geschrieben. — Sie können solche Dinge hervorbringen und ich" — er klopfte sich ein paarmal vor die Stirne — „ich, der ich Sie nicht kannte ... ich habe zu Ihnen gesagt: Hören Sie auf zu schreiben und stricken Sie dafür meine Strümpfe ..."

„Nein, das haben Sie nicht gesagt," unterbrach Eva lächelnd.

„Nun, es lief darauf hinaus. Zu glauben: Ihnen hätte die gewöhnliche alltägliche Lebenspraxis noch etwas lehren können. Es ist, als wenn man dem Wandervogel, der sich mit einem Stoß seiner starken Schwingen auf geradem Wege weit durch die Luft dahin wirft, dem endlichen Ziele zu, sagen wollte: Gehe doch deinen Weg lieber auf der Erde, Schritt vor Schritt, da kommst du auch von der Stelle. Eva, können Sie mir die unglaubliche Thorheit, den anmaßenden Frevel verzeihen?"

„Sie stellen die Sache denn doch nicht richtig dar," sagte sie. „Glauben Sie mir, es ist keine Kränkung für irgend eine Frau, auch für die höchste nicht, wenn ein Mann, ein tüchtiger Mann, dessen Wesen die Natur nun einmal dazu bestimmt hat, das ihr zu ergänzen, — sie bittet: Komm an meine Seite, du sollst mir alles und ich will dir alles sein. Denn daß er in einem solchen Augenblicke bereit ist, auch sein Leben ganz einzusetzen, dürfen wir doch wohl annehmen."

„Ich hätte es gethan," sagte er leise, halb abgewendet.

Da fühlte er ihre Hände auf seinen Schultern und von ihren lieben Lippen einen Kuß. „Ich danke Ihnen dafür." — Hingerissen sah er sie an, ihre Augen leuchteten ... er hatte in seinem Leben keinen Augenblick gehabt, der an innerer Erhebung diesem gleich gewesen wäre.

Noch einige Tage, und das Haus an der Höhe über dem herrlichen Thale von Florenz lag, von allen seinen Gästen verlassen, stille unter dem strahlenden Himmel, vom betäubenden Dufte der Blüten umwebt, welche den ganzen Hügel bedeckten. Während des Sommers blieb die Villa von Paese eine Zeitlang ganz verödet. Herr und Madame Santines befanden sich auf den Gütern des ersteren in der Champagne; die Bewohnerinnen des kleinen Hauses gingen an einen stillen Ort höher im Gebirge. Nach Süd und Nord, nach Ost und West hatten sich diejenigen zerstreut, welche vor kurzem ein Stück — und fast alle ein wichtiges Stück — ihres Lebens in dem gastlichen Hause nebeneinander oder miteinander verlebt hatten. Von Süd und Nord aber, von Ost und West kehrten die Gedanken gewiß oft und oft in Wehmut, in Lust, in glückseliger Erinnerung oder in sehnsüchtigem Schmerze zu den florentiner Hügeln zurück.

Hinter den Kulissen des Burgtheaters.

Von

Louis Nötel.

Kais. königl. Hofburgtheater! Welch stolzer Name! Wem, der sich für die dramatische Kunst nur einigermaßen interessiert, wäre derselbe völlig unbekannt? Soweit die deutsche Zunge klingt und noch weit über die Sprachgrenzen hinaus, hört man diesen Namen mit Achtung

nennen. Ist man doch gewohnt, alles das, was die Kunst Thaliens Schönes und Erhabenes zu bieten vermag, mit diesem Titel zu identifizieren. Und wer auch selbst noch nie in seinem einfach ungeschmückten Raume den Worten unserer großen Dichter, die uns von gediegenen Darstellern übermittelt werden, gelauscht, der hat doch gewiß vom Wiener Burgtheater gehört, gelesen oder — geträumt.

Das letztere war wenigstens bei einem Bekannten von mir der Fall, der von frühester Jugend an, trotz einer gänzlich divergierenden Lebensstellung, sich aufs lebhafteste für alles, was Theater heißt, interessierte, der auf seinen weiten Geschäftsreisen unendlich viel nach dieser Richtung hin gelesen und genossen, aber dem es bisher nicht beschieden war, sich persönlich von dem Bedeutenden, was daselbst geleistet wird, überzeugen zu können. Endlich sollte sein lang genährter Wunsch sich erfüllen; sein guter Stern führte ihn zwar erst spät, doch immerhin nicht zu spät nach Wien, um die Schönheiten der Donaustadt warmen Herzens in sich aufnehmen zu können.

Man sollte denken, er sei nun gleich nach dem berühmten Hause am Michaelerplatz gelaufen und habe sich einen Sitz in dem gepriesenen Tempel erkämpft. Aber nein! Langsam und allmählich bereitete er sich auf den höchsten Genuß vor und arbeitete sich, vom Montag angefangen bis zum Freitag stufenweise durch die verschiedenen Wiener Theater, um endlich Samstags der ersten Aufführung von Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ in Dingelstedts Bearbeitung im Burgtheater beiwohnen zu können.

Für ein erstes Entrée hatte er es überaus glücklich getroffen, denn im Reiche des Schönen gibt es auch Abstufungen: gut, besser, am besten! und zu den Aufführungen, die auf letztere Bezeichnung Anspruch zu machen berechtigt sind, gehört unstreitig die genannte.

Alle Blätter des gebildeten Europa haben über diese That des Burgtheaters, wie man die Inszenierung des gedachten Shakespeareschen Trauerspiels mit Recht genannt, geschrieben und dem genialen Chef, wie den Mitgliedern, warme Anerkennung gezollt. Ich schweige darum von den Eindrücken, die mein Bekannter in der Vorstellung selbst empfangen und mit sich in die Ferne nahm und erzähle nur das, was er mir selbst erzählte von alledem, was sein staunendes Auge während der letzten Probe, hinter den Kulissen der Burgtheaterbühne erschaute, auf welche er unbekannt und unerkannt, seiner Neugierde und dem Forschungsdrange nachgebend, unter Statisten gemischt, gelangt war.

Vormittags befand er sich nämlich auf dem Michaelerplatze in etwas erhöhter Stellung an dem Ständer der Gaslaternen, wo er sicher sein konnte, nicht überfahren zu werden. Sein Auge war auf das große Eingangsthor des Burgtheaters gerichtet, vor welchem eine große Anzahl Männer plaudernd und rauchend verschiedene Gruppen bildete, aus deren Mitte er mit dem Instinkt des vielerfahrenen Theaterhabitués, sofort diejenigen herausfand, die sein volles Interesse in Anspruch zu nehmen die größte Berechtigung hatten. Ein Laie konnte sich irren; denn die glattrasierten Gesichter und die meist dunkelfarbige Kleidung ließen ebensowohl auf Geistliche als auf Schauspieler schließen, aber der Kenner täuscht sich nicht, obgleich sich hier Kirche und Theater gerade gegenüber liegen; denn so keck und mutwillig blicken Geistliche nicht in die Welt, so stolz und selbstbewußt tragen sie nicht das Haupt. Und dennoch waren es Priester, aber solche im Heiligtum der Kunst.

Da stand der berühmte Sonnenthal, eine Zigarre rauchend, die jedenfalls etwas teurer war als eine Kuba um vier Kreuzer, auf welch mäßigen Genuß mein Bekannter, der dicke Weinreisende aus Mainz, derzeit noch angewiesen war; neben ihm der verzogene Liebling des gesamten weiblichen Geschlechts, der bleiche Robert, beide im Gespräche mit dem heftig gestikulierenden Regisseur der heutigen Vorstellung, dem reckenhaft markigen Gabillon, und der vierte im Bunde, der kleine Mann mit dem breitkrämpigen Kalabreserhute, war der große Lewinsky. Da fährt eben eine Equipage vor. Der geschäftige Portier reißt die Wagenthüre auf, die Hüte fliegen von den Köpfen der zahlreich umherstehenden Menschendarsteller, Choristen und Statisten, und am Arme Sonnenthals wandelt Charlotte Wolter, recte Gräfin O'Sullivan, in das Innere des Tempels.

Eine zweite Equipage fährt vor und eine zweite Gräfin, Antonie Arcot-Janisch, entsteigt derselben. Mit bezauberndem Lächeln ihre Kollegen grüßend, verliert sie sich leichtschwebend in dem Gängelabyrinth der winke-

Digitized by Google

tigen Burg. Noch folgen einige Wagen mit weiblichen Insassen und zuletzt ein solcher, dessen Anblick die gleiche Wirkung bei den anwesenden Künstlern, Choristen, Statisten, hervorbrachte, wie sie ungefähr das Geschrei der Schildwache auf die Wachmannschaft ausübt, wenn irgend ein kommandierender General in Sicht ist. Und um nichts Geringeres handelte es sich hier; denn der neue Ankömmling war der Direktor des Burgtheaters, Baron Dingelstedt, der genialste Regisseur, den zur Zeit die deutsche Bühne aufzuweisen hatte. Noch ehe er die Schar seiner Untergebenen grüßte, rief er mit schneidendem Tone dem Kutscher die Worte zu: Um drei Uhr — hier!

Nicht zu verkennender Schreck malte sich bei diesen Worten auf allen Gesichtern des artistischen Unterpersonals. Der dicke Weinreisende trat näher heran und hörte wie eben ein gleichdicker Hausstatist zu seinem Nachbar sagte: O weh, er hat die grauen Hosen an, er bleibt!

In der That, der Gewaltige trug graue Beinkleider; warum aber nicht? dachte der Weinreisende; doch konnte er seine Neugierde nicht zügeln und fragte den Statisten, warum er denn bei dieser Wahrnehmung so schwer geseufzt; worauf er folgendermaßen belehrt wurde: Wenn der Baron die grauen Hosen anhat, dann bleibt er sicher bis zum Schluß der Probe, die dann gewiß eine Stunde länger dauert wie gewöhnlich; hat er aber schwarze Beinkleider an, so ist das ein Zeichen, daß er im Obersthofmeisteramte oder sonst wo bei Hofe erwartet wird, dann muß er früher fortgehen. Das Unterpersonal samt und sonders sieht ihn lieber in schwarzen Hosen als in grauen.

Die Neugierde meines Bekannten, das innere Getriebe des Burgtheaters kennen zu lernen, hatte den höchsten Grad erreicht und rasch entschlossen wandte er sich an den Statisten mit der Frage: ob es diesem nicht möglich sei, ihn auf die Bühne zu bringen, damit er von den Kulissen aus einen Teil der Probe mit ansehen könne? Der wackere Herr aber schüttelte sein kahles Haupt und sprach: Nur den Beschäftigten ist der Zutritt gestattet. Der Feldwebel kennt jeden.

„Aber wenn ich mich für einen neuangeworbenen Statisten ausgebe?" fragte der Mainzer.

„Das ginge allenfalls," antwortete der Alte „und wenn Ihnen gar so viel daran gelegen, so will ich Sie für den Anfang unter meine Fittige nehmen und Ihnen den Weg zeigen, dann aber muß ich Ihnen und Ihrer Dreistigkeit überlassen das gewonnene Terrain zu behaupten, denn einer Bestrafung möchte ich mich nicht aussetzen. So kommen Sie denn mit." — Sprachs, schritt voran und der andere folgte nach.

Bis zur Eingangspforte der Bühne durfte er im Bewußtsein seines Rechtes stolzerhobenen Hauptes schreiten, denn es ist dies gleichzeitig der Weg zur Tageskasse und somit dem gesamten Publikum geöffnet. Eine Glasthüre führt alsdann ins Foyer und hier wo man des Abends die Ueberkleider abzulegen pflegt, halten sich während der Probe die Chormitglieder beiderlei Geschlechtes auf. Eben als er in dies eigentümliche Konversationszimmer eintrat, umstanden diese in dichtem Haufen, einen auf einem Stuhle stehenden, mit den Händen heftig gestikulierenden dicken Herrn (mit nur sehr wenigen Ausnahmen sieht nämlich das Burgtheater-Personal äußerst wohlgenährt aus!), der wiederholt mit lauter Stimme und wie belehrend, die Worte vorsprach: „Weh! Isis zürnt uns — wehe!" welchen mysteriösen Ausspruch dann der ganze Chor, Männer sowohl wie Frauen, unter schrecklichen Gesichtsverrenkungen jedesmal nachheulte. Der dicke Cicerone erklärte seinem Schützling, der Herr auf dem Stuhle sei der Komparserie-Inspektor, der seine Untergebenen wegen einiger auf der Generalprobe schlecht gegangener Volksszenen, solche zur Strafe nachprobieren lasse.

Beide passierten jetzt einen langgestreckten, äußerst schmalen Korridor, dann öffnete der Führer geräuschlos eine kleine Thüre und der Mainzer stand auf der Bühne des Burgtheaters.

Noch ehe sein Auge sich völlig an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, glaubte er eine Gestalt in der Uniform eines Burggensdarmen vor sich zu sehen; dieser Verdacht sollte alsbald zur Gewißheit werden, denn das eine an ihn gerichtete Wort: Wohin? machte seine amtliche Stellung kund. Ehe aber der Mainzer über seine passende Antwort schlüssig war, hatte schon sein dicker Cicerone ihn aus der Verlegenheit gezogen und dem Gensdarmen das Wort: Statist! zugeflüstert, woraufhin er passieren konnte.

Digitized by Google

Da ſtand er denn, der dicke Mainzer Weinreiſende, auf den heißen Brettern, auf dem geweihten Boden, dem Endziele aller Wünſche in ſiebentauſend deutſchen Schauſpielerherzen, auf den weltbedeutenden Brettern des Burgtheaters und ſah — vorderhand nichts weiter, als Bretter, Balken vor, unter, über und neben ſich; außerdem aber eine große Anzahl menſchlicher Leiber, zwiſchen welchen er ſich, dem Beiſpiel ſeines Führers folgend, mühſam durcharbeitete.

Der Raum hinter den Kuliſſen beträgt kaum etwas mehr als zwei Schuh! Man denke!! Auf dieſem engbegrenzten Raume bewegt ſich nun alles, vom erſten Künſtler angefangen bis zum letzten Lampenputzer. Die Damen mit langen Schleppen und die Herren in Königsmantel und Eiſenharniſch müſſen ſich

Burgtheater in Wien.

hier durchzwängen, um auf die Bühne zu gelangen. Ja, noch mehr! Alle Verwandlungen gehen im Burgtheater öffentlich vor ſich und zwar mit ſtaunenerregender Schnelligkeit. Die ſechszehn bis zwanzig Theaterarbeiter dirigieren ihre Kuliſſen und Setzſtücke mit einer Behendigkeit durch den mit Menſchen vollgepropften Raum, als wäre derſelbe gänzlich leer. Dabei iſt dieſen Leuten die ausgeſuchteſte Höflichkeit zur Pflicht gemacht; ſie erſuchen im artigſten Tone, dabei aber immer vorwärts ſchreitend um etwas Platz, welchen man ihnen, ſo weit dies möglich, dann auch bereitwilligſt gewährt.

Oft kommt es allerdings vor, daß ein oder der andere Künſtler einen kräftigen Stoß in die Rippen erhält, oder daß einer oder der anderen Dame auf Schleppe oder Hühnerauge getreten wird, aber niemand kümmert ſich ſonderlich darum. Es iſt einmal nicht zu vermeiden und gehört zum ganzen mit. Es ſind eben Burgtheater Rippenſtöße und Fußtritte: keine Seele beklagt ſich darüber.

Nun denke man ſich in ſolch ſchmalem Raume, der kaum *einem* kräftig gebauten Paſſanten genügend Durchlaß gewährt, einen Krönungszug aufgeſtellt, mit Thronhimmeln von vier Pagen getragen, geharniſchten Rittern, geſchmückten Damen, Kirchenfürſten und Trabanten, kurzum eine Zahl von 150 bis zu 180 Menſchen, die in geſchloſſener Kolonne und dabei luſtig die Fahnen ſchwenkend, zu zweien nebeneinander ohne jegliche Stockung aus der

Digitized by Google

Kulisse auf die Bühne ziehen und zwar mit einer Präzision, als hätte die Aufstellung des Zuges auf dem größten Exerzierplatze stattgefunden.

Dabei stehen in einer Ecke noch acht bis zehn Musiker, die hinter ihren Notenpulten einen Marsch blasen und zwischen Himmel und Erde hängt der Kapellmeister und spielt auf dem in der Mauer befestigten Harmonium einen Choral.

Kein Winkelchen, kein Plätzchen auf, über und unter dem Podium ist unbenützt geblieben. Ein buntes Gewirre und Durcheinander stellt sich den Augen des fremden Eindringlings dar; ja es kann einem dabei Angst und bange werden — dennoch rollt sich alles vor den Augen des Zuschauers so glatt und geläufig ab, als wäre es durch ein Räderwerk getrieben.

Der freundliche Cicerone war seinen Berufsgeschäften nachgegangen, nachdem er vorher dem Fremden noch einen Platz angewiesen, auf welchem er vor Stößen und Fußtritten geschützt, seine stillen Beobachtungen machen konnte. Es war dies eine Art Kirchenstuhl, der auf der höchsten Stufe einer an der Wand hinauf laufenden äußerst schmalen Treppe angebracht ist. Eigentlich ist es nichts anderes, als ein überaus enger, mit einer Halbthüre zu schließender Bretterverschlag, in welchem ein gepolsterter Sitz sich befindet, der indes so schmal ist, daß ein Mensch mit nur einigermaßen stark ausgeprägten Körperverhältnissen, es beim schwachen Versuche sich niederzusetzen bewenden lassen muß. Mehr blieb auch meinem dicken Landsmanne nicht übrig und da die kleine Loge auch oben gedeckt ist, so blieb er mit gebogenen Knieen und niedergebeugtem Kopfe wie im Käfig hängen. Es ist dies der Sitz des alten Kunstveteranen La Roche, welcher genau hineinpaßt, als wenn ihm das Maß dazu genommen worden wäre und von wo aus er sich die Szenen der Akte, in welchen er gerade nicht beschäftigt ist, mit ansieht.

Die erwähnte schmale Treppe aber bildet den Aufgang zu den Ankleidezimmern des männlichen Kunstpersonals, währenddem für die Damen im Hintergrunde der Bühne ein größerer Bretterverschlag hergerichtet wurde, welcher des Abends mittels Oellampen erleuchtet wird und auf dessen hölzerner Decke sich sämtliche Gerätschaften zu Hervorbringung von Donner, Regen, Hagel, Gewehrsalven und entferntem Kanonendonner, Windessausen und Einschlägen befinden. Auch das Glockengeläute genießen die Damen aus nächster Nähe.

In oben angegebener Stellung auf seinem erhöhten Standpunkte verharrend, konnte der Fremdling einen Teil der Bühne und das wirre Durcheinander unter sich übersehen; auch zu seiner Rechten unten einen Tisch wahrnehmen, der mit Requisiten verschiedenster Gattung bedeckt war, behütet von einem finster blickenden Manne mit Brille, Schnurr- und Knebelbart. Offenbar der Requisiteur, bekannt durch seine im Burgtheater sprüchwörtlich gewordene Redensart, wenn irgend etwas von ihm an außergewöhnlichen Requisiten verlangt wird: „Herr Baron, dös ham' mer net!"

Ueber diesem Tische in der Mauer sind die Drücker von mindestens zwanzig Telegraphenleitungen zu bemerken, auf welchen ein junger Mann mit einem Manuscripte in der Hand (wahrscheinlich der Inspizient), ohne sonderlich darnach hinzusehen, mit den Fingerspitzen, wie auf Klaviertasten, herumspielte.

Von der Anzahl männlicher Statisten, die alle mit Lanzen und Schildern ausgerüstet waren, hatte ein Teil rote Bänder am Arme, der andere weiße. Die mit roten Schleifen waren Anhänger des Antonius, die mit weißen Anhänger Cäsars.

Währenddem mein Freund dies alles beobachtet, hatte die Probe längst ihren Anfang und weiteren Verlauf genommen, ohne daß er gerade viel hätte verstehen können, von dem was da unter ihm verhandelt wurde; denn es war die letzte Probe, auf welcher die Hauptdarsteller ihre Rollen nur noch markieren, d. h. ihren Part nur mit halber Stimme sprechen, um ihr Organ schonen und es dafür des Abends um so mächtiger ertönen lassen zu können. Acht Proben hatten vorher schon stattgefunden, wovon eine im Kostüm.

Die Normaluhr zeigte auf zwölf und seine Beine hielten die gebeugte Stellung nicht länger aus; in seinen Waden verspürte er krampfhafte Zuckungen. Auch hatte er genug hinter die Kulissen geblickt, das übrige wollte er sich des Abends von seinem Sperrsitze aus betrachten. Er stieg also hinunter, um noch eine Wanderung um die Bühne zu unternehmen und wenn möglich auch die gegenüber-

Digitized by Google

liegende Kulissenseite kennen zu lernen. Im großen Bogen, stolpernd, stoßend und gestoßen werdend war er hinüber gelangt, als er sich plötzlich von einem großen Haufen Männern, Weibern und Kindern umringt sah, der sich alsbald — und zwar mitsamt ihm — in Bewegung setzte und mit gerungenen Händen und wildem Geschrei auf und über die Bühne stürmte. Dabei schrieen alle in den kläglichsten Tönen, die schon im Foyer gehörten Worte: „Weh'! Isis zürnt uns, wehe!" Posaunen tönten dazwischen, die das Klingen der Memnonssäule versinnlichen sollten, dem Debütanten wider Willen aber, wie die Trompeten von Jericho, ins Ohr dröhnten.

Er schwitzte vor Angst und Aufregung. Währenddem er über die Bühne geschoben wurde, warf er unwillkürlich einen Blick nach dem Souffleurkasten, neben welchem der Gewaltige mit den nicht sehr beliebten grauen Hosen und der reckenhafte Regisseur saßen, von denen er indes glücklicherweise nicht bemerkt wurde, sonst hätte er diese Stelle ohne Gnade nochmals allein probieren müssen. Er versicherte mir später, daß er die Phrase: „Weh'! Isis zürnt uns, wehe!" all seiner Lebtage nicht vergessen werde.

Auf der ihm schon bekannteren Bühnenseite wieder angekommen, suchte er rasch den Ausgang, ehe ihn abermals ein wilder Egypterhaufe erwischen würde; schlug aber irrtümlicherweise gerade die entgegengesetzte Richtung ein und gelangte, eine Thüre aufreißend, statt in den Korridor, in eines jener kleinen Gemächer, deren Nützlichkeit zwar allerorten anerkannt ist, hier im Hause der Halbgötter aber geeignet war, meinen schwärmerischen Freund um alle Illusion zu bringen. Ein „oho! oho!" tönte aus dem Gemach, dessen Thüre er rasch wieder zuwarf und „oho! oho!" seufzte auch er, als er bei seinem eiligen Rückzuge mit dem Kopfe an einem Kulissenbaum anprallte. Gleich darauf befand er sich wieder unter freiem Himmel auf dem Michaelerplatze und hielt die Hand vor die Augen, denn die Sonne blendete ihn.

Als er abends auf seinem numerierten Platze saß, machte ein Berufsgenosse von ihm aus dem höheren Norden, die geistreiche Bemerkung: daß doch auch hier nur mit Wasser gekocht werde! worauf mein Freund die Gegenbemerkung machte: Allerdings, aber zwischen kochen und kochen ist ein bedeutender Unterschied, das ist mir hier und heute in eklatantester Weise klar geworden.

Urbino,

die Vaterstadt Raffael Sanzis.

Von

Robert Kahl.

Endlich keucht unser Gespann den letzten steilen Zipfel vor Urbino hinan; Sturm und Regen tosen und wollen uns kaum in die Stadt hineinlassen, zum größten Aerger der Zollbeamten, die in ihren schwarzen wasserdichten Kapuzenmänteln die Diligence wie beutegierige Wölfe umkreisen. Von Pesaro, wo die Sonne und das adriatische Meer uns zum letztenmal geglänzt, sind wir so vier Stunden lang schwerfällig dahingerollt, eingepfercht in ein Gefährt, bei dem Sitze und Fenster, Thüren und Decke ebenso alt und gebrechlich sind, als der größere Teil seiner Insassen. Ein trübes, schmutziges Flüßchen, rechts und links ein paar mäßige Hügel, mit halbentlaubten, im Winde zitternden Pappeln bestanden, hin und wieder ein Dorf mit hohen grauen Steinhäusern, frierenden Bauern und bellenden Hunden, das ist alles, was man durch die vom Regen erblindeten Scheiben erspäht: dann steigen die Berge und wir mit ihnen, höher, immer höher, bis plötzlich in der Dämmerung sich ein Haufen unregelmäßig durcheinander geschütteter Steinklumpen auf lustiger Höhe zeigt. Aber jene Steinklumpen sind die Häuser von Urbino und auf der lustigen Höhe ward Raffael geboren.

Auf der Piazza hält das klappernde Gefährt: die ihm Entronnenen eilen nach Hause oder suchen durch langwierige Unterhandlungen mit schreienden Agenten ein Obdach für die Nacht sich zu bereiten. Denn Urbino hat nicht, was man ein Hotel nennen könnte; ein Freund bemerkte, es läge den Abruzzen zu nahe, als daß die Banditen sich unter der Maske von Gastwirten zu verbergen brauchten. Ein Zwischending von casa particolare und albergo

Digitized by Google

nahm uns auf, von außen ein unwirtliches Gebäude, schwarze Mauern und spärliche Fenster, dazu starrender Schmutz vor der Thür. Drinnen aber waltete ein gefälligerer Geist: Ordnung und Sauberkeit erglänzten in den geräumigen Zimmern und als wir um den runden Tisch versammelt die erstarrten Glieder durch selbstbereiteten Punsch belebten, da schien's uns allen gar wohlig und es dünkte uns kein übles Los, als des göttlichen Urbinaten Stadtgenosse, wenn auch für kurze Zeit nur, hier zu weilen.

Am nächsten Morgen regnete es noch stärker. Trostlose Aussicht! Und dazu die Wasserfluten in den Straßen, wirkliche Gießbäche, die mit rasender Gewalt den Berg hinunterstürzten. Nur eine ganz ebene Stelle gibt es in Urbino, den Hauptplatz inmitten der Stadt; die Straßen, radial von ihm ausgehend, sind geneigt, hier mehr, da weniger. Unter den Hallen der Piazza frostklapperndes Gesindel, die Hände in den großen Radmantel geschlagen und in dichten stinkenden Cavouraqualm gehüllt. Selbst die paar Fremdenführer hat der weinende Himmel vertrieben, die an deutschen Kunstfreunden und spleenigen Engländern ihr mühsames Brot verdienen. Niemand störte uns: der süße Zauber der alten Zeiten umfing uns mit voller Macht und ließ uns selbst des Himmels Ungunst vergessen.

Raffaels Geburtshaus.

Da liegt das Schloß. Man weiß, welch eine hehre Ruhmesstätte der Renaissance Italiens es ist. Ein Platz, geweiht durch die edelste Ritterlichkeit, wie durch die feinste Blüte einer reichen geistdurchsogenen Kultur. Man muß auf den Bastionen von Urbino gestanden haben, den Blick gerichtet auf die öde, verlassene Gebirgswelt ringsumher, und man wird begreifen, was es heißen will, dieses weltentfernte Felsennest zu einer Hauptpflegestätte der höchsten geistigen Ziele umgewandelt zu haben, zu einem Orte, der die Heimat der gelehrtesten Köpfe, der schönsten Frauen und der tapfersten Dreinhauer war.

Selten wird man die wunderbare Herrlichkeit der großen Zeit der Renaissance inniger und begeisterter empfinden, als hier, in der weltabgeschiedenen Stille der umbrisch-toskanischen Grenzthäler. Das Große imponiert schon durch die Einsamkeit. Der Ort, an dem wir stehen, „la corte" war gesellschaftlich der Mittelpunkt Italiens, bis die Montefeltri starben und Mantuas und Ferraras Fürstenhöfe die Herrschaft der edlen Sitte und des guten Tones übernahmen. Um den genialen Kriegshelden Federigo von Montefeltro, Mars und Apollo zugleich, scharte sich eine erlesene Gesellschaft, Leute, die schön dachten, schön empfanden

Digitized by Google

und schön handelten. Sein Hof war ein Anziehungspunkt jener kraftvollen Naturen, die aus dem Nichts emportauchend, als Höflinge — ein tüchtiges Wort damals! — sich freie Bahn im Leben schufen, und nicht selten damit schlossen, daß sie im „sacro consistoro" saßen und unbeschränkte Macht und Reichtum ihr eigen nannten. Ja, manch einer sah den Fischerring an seinem Finger, der seinen Weg damit begonnen, geistreiche Verse für die gefälligen Spiele fürstlicher Frauen zu ersinnen. Man müßte eine Geschichte des italienischen Humanismus um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geben, wollte man aufzählen, welche Geister der Hof Urbinos zu seinen Anhängern, zu seinen Gästen rechnen durfte. Ein fremder Gelehrter galt wie ein Fürstenbesuch und schied der Gast, so trauerte man um ihn, wie um einen verstorbenen Freund. Kein glänzender Name fehlte. Ein Geist der Vorurteilslosigkeit, der höchsten geistigen Freiheit geht durch das Ganze, der an die glänzendsten Zeiten des Altertums gemahnt, dem ja aller Sinnen und Trachten in glühender Verehrung gewidmet war.

Federigo starb, ein Jahr, ehe Raffael geboren ward. Sein Hof, das Muster einer gut und verständig verwalteten Haushaltung, hatte noch manches von einer Militär-Akademie an sich getragen; ein Mann, der sich als Condottiere sein Ländchen und sein Gold erworben, mag die Waffen nicht so leicht ablegen. Noch spielten nicht an seinem Hofe die Frauen die erste Rolle. Erst mit seinem Sohne Guidobaldo begann recht eigentlich jene glänzende Periode, die das Bergstädtchen Urbino zum Weimar jener Tage macht. Der „Cortegiano" des Grafen Baldassare Castiglione, eines der feinsten Hofleute und liebenswürdigsten Poeten jener Tage, ist die getreueste Berichterstattung jener glanzumwobenen urbinatischen Zeiten, die Kodifizierung jener zur höchsten Feinheit gesteigerten gesellschaftlichen Verhältnisse. All die erlauchten Geister aber herbeizuziehen, die damals den Hof der Montefeltri schmückten, dazu gehörte eine Frau von den bezaubernden Reizen einer Elisabetta Gonzaga, der Gemahlin des Herzogs. Man lese die Stelle, wo Castiglione in seinem Buche von ihr spricht, und man wird den Zauber noch heute nachempfinden, den diese seltene Frau auf alle ausübte, die das beseligende Glück ihrer Nähe empfanden.

Auf weitem, freien Platze, dem größten Urbinos, steht der Palast, der Zeuge dieses Glanzes war. Ein köstliches Kleinod der heitersten Frührenaissance und das vollendete Muster eines mächtigen Fürstenschlosses, ward er im Jahre 1447 von dem trefflichen Baumeister Luciano Lauranna begonnen; wenige Jahre vor Federigos Tode war er vollendet. Zwei Hügel mußten durch mächtige Substruktionen verbunden werden, um Raum für den gewaltigen Bau zu schaffen. Im ersten, säulengetragenen Hofe preist auf dem Gebälk des Erd- und des Hauptgeschosses eine volltönende Inschrift den fürstlichen Erbauer. Seine Waffenthaten und seine bürgerlichen Tugenden gelten darin als gleichwertige Ruhmestitel. Und das „Federicus Urbini Dux" wiederholt sich überall. An allen Stellen das Monogramm des Herzogs, hier ein F. C. (Federicus Comes), da ein Fe. D. (Federicus Dux). Man kann ihn nicht vergessen, so lange man sich im Bannkreise seiner Schöpfung befindet.

Es ist keine Freude, die Treppen hinanzusteigen und das zu betrachten, was nicht barbarische Zerstörungslust, sondern thörichte Indifferenz oder kindliche Verschönerungswut von der alten Pracht und Herrlichkeit übrig gelassen haben. Eine Ruine ist ein trostreicherer Anblick. Aus den mit schnöder weißer Tünche überschmierten Mauern heraus schauen uns die schönsten Renaissanceornamente, Bänder, Fruchtschnüre, Medaillons und allerliebste Puttenköpfe so wehmütig an, daß man die Schreiberseelen, die in diesen Räumen hausen — der Palast beherbergt eine Anzahl Regierungsbüreaus — um den göttlichen Gleichmut beneidet, mit dem sie ihre blutigroten Krawatten zu himmelblauen Handschuhen tragen und die Hände in den Hosentaschen, Zigaretten rauchend und schwatzend, in den Korridoren spazieren gehen. Herrliche Portale, mit den reinsten und zartesten Ornamentbildungen des Quattrocento bedeckt, führen in die Gemächer, in denen nur hie und da ein prachtvoller Kamin, ein reicher Fries oder eine kassettierte Decke an die Zeit gemahnen, da hier die Werke der Klassiker rezitiert oder tiefsinnige religiöse und politische Gespräche geführt wurden. Drüben aber in dem zweiten, amphitheatralisch gegliederten Hofe saßen Federigos Jünglinge, die er in dem besten, das er wußte, unterwies; dort tanzten in den milderen Zeiten eines Guido-

Digitized by Google

baldo die holden Damen des Hofes ihren Rigoletto, zu dem die Hauspoeten ihre zierlichen Strophen geschmiedet. Jetzt sind die Stufen zerfallen und zwischen den Sitzreihen wächst üppig wucherndes Gras ....

Doch ist der Glanz entschwunden, den einst ein reicher Fürstenhof über die stille Landstadt verbreitete, so hat ein Ereignis eine noch funkelndere Strahlenkrone ihr auf das Haupt gesetzt: die Geburt des größten Malers, den die Erde getragen. Am 6. April 1483 sah Raffael in dieser Stadt das Licht der Welt.

Man wird nur wenig hier an ihn erinnert. Seine Heimat scheint da zu sein, wo seine Werke sind. In Rom, in Florenz denkt man, spricht man fortwährend von ihm, hier muß man sich fast gewaltsam an ihn erinnern. So dunkel, wie seine ganze Jugendzeit, sind

Geburtszimmer Raffaels.

seine frühen Beziehungen zu Urbino. Kaum weiß man, wann er seine Heimat zuerst verlassen und über seine ersten Lehrmeister gibt es nur Vermutungen. Sein Vater starb frühe; der elfjährige Knabe war verwandtschaftlichen Einflüssen verschiedenster Art unterworfen. Als Siebzehnjähriger etwa kam er zu Perugino und bildete sich unter seiner Lehre und den Anregungen anderer Meister zur Selbständigkeit aus. Erst von Florenz an können wir seine Spuren deutlich verfolgen. Oftmals besuchte er Urbino und scheint seiner Vaterstadt bis an sein Ende treue Anhänglichkeit bewahrt zu haben. Das ist so ziemlich alles, was wir wissen.

In der Contrada del monte, jetzt nach dem Meister Contrada Raffaello genannt, steht das Haus, das schon sein Großvater erworben und in dem er geboren wurde. Ein finsterer, mäßig hoher Bau, ragt es doch unter den übrigen Häusern des steilen Gäßchens nicht wenig hervor. Ueber einem Fenster des ersten Stockwerkes liest man die Inschrift, die ein ehemaliger Besitzer des Hauses, der Baumeister Muzio Oddi, im Jahre 1635 einfügen ließ:

Nunquam moriturus exiguis hisce in aedibus
Eximius ille pictor Raphael natus est Oct. Jd. Apr. 1483.

Digitized by Google

Venerare igitur hospes nomen et genium loci.
Ne mirere!
Ludit in humanis divina potentia rebus
Et saepe in parvis claudere magna solet.

Seit einem Dezennium fast ist das Haus Eigentum der Accademia Raffaello, einer Gesellschaft, die sich die Pflege des Andenkens ihres großen Landsmannes zur Aufgabe gestellt.

Ein kleines Zimmer im oberen Stockwerke gilt als Geburtsstätte des „Göttlichen". Ein Spiegelgewölbe deckt den Raum, der durch ein einzelnes Fenster erhellt wird. In den Schildbögen hängen Lorbeerkränze mit breiten Schleifen, Dedikationen von Universitäten und Korporationen Italiens, an den Wänden Photographieen und Kupferstiche nach Werken Raffaels: die gewöhnliche Ausstattung berühmter Geburts- und Sterbezimmer. Den schönsten Schmuck des Raumes aber bildet ein kleines Fresko, sicher hinter Glas und Rahmen verwahrt, nachdem es lange Zeit an der Mauer des Hofes, seinem ursprünglichen Platze, alle Gefahren des Wetters überdauert. Früher als Werk des jugendlichen Raffael angesehen, schreibt man es jetzt der Hand des alten Giovanni Santi, des Vaters, zu. Eine liebliche Madonna mit den innigsten Zügen, das Kind an die Brust drückend, von sanfter, nachgedunkelter Färbung, freilich nicht wenig übermalt. Trotzdem ist das Bildchen von großem Zauber und wohl geeignet, hier, an der Jugendstätte des größten Madonnenmalers aller Zeiten, seine Wirkung auszuüben. Die Legende hat natürlich längst an die Gestalten des kleinen Andachtsbildes die Namen Raffaels und seiner Mutter geknüpft. Und wohl nicht ohne Grund. Denn die brave Magia mag ihrem Ehgemahl gar oft gesessen haben und auch der schmächtige, großblickende Kinderkopf Raffaels taugte gar wohl zu einem Jesusknaben.

Das Geburtshaus, der Name des kleinen Theaters und ein noch in der Vorbereitung begriffenes Denkmal sind die einzigen Dinge, die auf seine Spuren weisen. Kein Bild, nicht eine Zeichnung seiner Hand existiert heut in Urbino. Und doch hat er für seine Vaterstadt Werke geschaffen, die heute noch, weit in die Welt verstreut, das Entzücken der Kunstfreunde bilden. Wer kennt von ihnen nicht den heiligen Michael des Louvre? Goldgepanzert stürmt in gewaltigem Schwunge der geflügelte Erzengel herab, den Dämon zu vernichten, der sich in seine infernalischen Felsöden geflüchtet; herrlich schwingt er das Schwert zum furchtbaren Todesstreiche. Man hat an Cesare Borgia, diesen Teufel in Menschengestalt, an seine plötzliche Flucht aus dem usurpierten Urbino gedacht, als man nach einer Deutung dieses gemalten Triumphes des Guten über das Böse suchte. Unhaltbar ist die Vermutung nicht, denn das Bild war eine Bestellung des Hofes und Herzog Guidobaldo hatte lange die Hauptstadt seines gebrandschatzten Landes meiden müssen, bis der plötzliche Tod Papst Alexanders VI. die Pläne seines Sohnes Cesare auf ein großes mittelitalienisches Reich vernichtete und ihn zu eiliger Flucht aus den eroberten Gebieten zwang. Jubelnd empfingen die Bewohner ihren angestammten Herrn; auch Raffael war wohl unter ihnen.

Es ist ein erfreuliches Bild zu sehen, wie die Beziehungen zu dem kunstbegeisterten Hofe, die schon Giovanni Santi angeknüpft, durch seinen herrlichen Sohn weitergeführt und immer enger gestaltet werden. Der alte Giovanni, eine Natur, bei der das Können nie das Wollen erreichte, hätte für seinen gütigen Herrn Federigo das Leben lassen mögen: das ist der Eindruck, den man aus seinem langatmigen Poem empfängt, das sich die bürgerlichen und soldatischen Thaten des Herzogs zum Vorwurf genommen. Eine Unzahl von Versen, breitspurig und mühsam hingeschrieben von einem Manne, der seinem innersten Beruf nach weder Dichter noch Maler war und sich der Kunst aus materiellen Erwägungen zugewendet hatte. Alles in allem aber ein tüchtiger, gerader Mann, dem der berühmte Sohn ein gut Teil seiner Schätzung geraubt. Er muß viel an den Hof gekommen sein, der Verkehr war ja leichter als heutzutage, und als Raffael bekannter wurde, da war es nicht allein der berühmte Meister, sondern auch der Sohn des alten, treuen Dieners, den man zu Rate zog. Und wenn der Brief, den Johanna della Rovere zur Empfehlung des jungen Malers an den Gonfaloniere von Florenz geschrieben, heute als unecht nachgewiesen worden ist, so spricht er doch das Verhältnis zum Hofe, die persönliche Stellung des Künstlers aufs klarste aus.

Wer die künstlerische Physiognomie des alten Santi kennen lernen, sich an den Werken

Digitized by Google

des Vaters für die entbehrten des Sohnes entschädigen will, der darf die drei Treppen und die schneidende Zugluft der urbinatischen Gemäldesammlung nicht scheuen, die einen Bestandteil der euphemistisch so genannten „Akademie der schönen Künste" bildet. Ein wüster, öder Saal, in dem etwa hundert, mit wenig Ausnahmen mittelmäßige Bilder hängen. Ein großes Altarbild Giovannis fällt uns in die Augen, Madonna auf dem Throne mit Heiligen und Stiftern. Nüchtern gemalt, von harter, kühler Auffassung, die deutlich bezeugt, daß die Verwandtschaft der beiden Santi eine leibliche, keine künstlerische war. Sonst scheint die Ausbeute gering; selbst die benachbarte umbrische Malerschule, deren Hauptsitz Perugia war, ist nur schwach vertreten. Da, als sollte gerade der nordische Wanderer durch eine Aufmerksamkeit gefesselt werden, haftet der Blick auf einem mächtigen Bilde in der Mitte des Saales und die beigefügte Inschrift sagt uns, daß ein flandrischer Künstler, Justus van Gent, es gemalt. Das Abendmahl, oder vielmehr die Spendung des heiligen Sakraments durch Christus ist dargestellt. Ein größerer Gegensatz zu dem Werke Lionardos da Vinci läßt sich nicht denken. Fehlt schon die ungeheure Kraft dramatischer Bewegung, die auf dem Bilde des Italieners durch die furchtbaren Worte: „Einer unter euch wird mich verraten!" hervorgerufen wird, so frappiert noch mehr der gänzliche Verzicht auf ideale Gestaltung, auf Schönheit der Linie und der Farbe. Aber welche Tiefe der Charakteristik doch in diesen sehnsuchtskranken, bleichen Jüngern, die es nicht fassen mögen, daß der geliebte Meister von ihnen scheiden soll, und die sich zu der heiligen Speisung durch die Hostie drängen, wie zur Winterszeit die Vöglein zum Futter! In beinahe übertriebener Bewegung tritt Christus nach vorn, als suche er die tiefe, innere Erregung durch eine gewaltsame äußerliche Bethätigung zu verbergen. Dazu die bleiche, grauliche Farbenstimmung, die die Wirkung des Bildes noch ergreifender und geheimnisvoller macht. Es leuchtet ein, daß ein solches Werk voll unerschütterlichen Ernstes und herber, fast peinlicher Charakterschärfe hier, in der Heimat eines Raffael und nahe den weichen, anmutig süßen Schöpfungen der Umbrier doppelt fremd und auffällig erscheinen muß.

In den Kirchen Urbinos würde man vergeblich hervorragende Kunstdenkmäler suchen. Kleinere Städte Italiens sind reicher an solchen, als die ehemalige Kapitale des feltrischen Herzogtums. Alle Kunst konzentrierte sich hier am Hofe, dessen Sitz als die schönste Schloßanlage der Halbinsel galt. Der Dom, ein durch nichts hervorragender Bau, besitzt nur wenig, von den andern Kirchen nur Sto. Spirito zwei gerühmte Bilder Luca Signorellis. Doch lohnt es sich wohl, die kleine Taufkapelle S. Giovanni Battista zu betreten und an der Stelle, wo Raffael die Taufe empfing, die naiv-liebenswürdigen Freskoschöpfungen der altumbrischen Malerbrüder Jacopo und Lorenzo di S. Severino zu betrachten. Unbeholfen und kindlich in Komposition und Darstellung, rühren sie durch die Treuherzigkeit, mit der sie empfunden sind, und durch den unschuldigen Humor, der einzelne der Geschichten aus dem Leben Johannes des Täufers erfüllt. Die Kunst, die noch kein Genrebild kennt, mengt Szenen des täglichen Lebens unter die heiligen Darstellungen. So sehen wir denn auf dem Bilde der Taufe des Volkes durch Johannes Eß- und Trinkszenen, wie sie nur die reiche Phantasie eines niederländischen Künstlers lustiger und bewegter gestalten möchte. Um so ergreifender ist die Kreuzigung an der Chorwand, von einer so wilden, schmerzzerrissenen und bis zur Verzerrung gesteigerten Bewegtheit freilich, die das Maß des selbst der eindringlichsten Charakteristik Erlaubten weit überschreitet.

Doch genug von Kunst und Kunstgeschichte! Auch die Natur hat ihre Rechte und scheint uns diese um so deutlicher ins Gedächtnis rufen zu wollen, als sie es im Bunde mit der Sonne thut, die hinter den Wolken hervorblitzt und goldene Streiflichter auf die düstern alten Mauern und engen Straßen entsendet. Hinauf zur Fortezza! An S. Francesco vorbei, wo die Gebeine des braven Giovanni Santi der Auferstehung harren, vorbei noch einmal am Geburtshause Raffaels, dessen barbierender Kustode uns freundlich zunickt, klimmen wir die Straße hinauf, bis oben sich unter grünen Bäumen und anmutigen Bosketts eine Aussicht öffnet, wie man sie selbst in Italien nicht zu häufig genießt. Im weiten Kreise rings kein Dorf, kein Kirchturm, keine Stadt: nur düsteres, geheimnisvolles Waldgebirge, von tiefen Schluchten durchschnitten und stillen Bächen durchrauscht. In der Ferne höhere Berge mit klassischen Namen, in denen noch die Traditionen der Römerzeit spuken. Und dar-

Digitized by Google

über hinaus, dem Auge kaum erkennbar, das Gebiet der ältesten und echtesten der modernen Republiken, San Marino, des wunderlichen Staates, der keine Soldaten und keine Steuern kennt. Alles stimmt so wunderbar zusammen, daß man eine stille schöne Musik zu hören glaubt, wo doch hier oben sich kein Laut vernehmen läßt. Und wenn von Osten her die ferne Adria über dem dunklen Grün der waldigen Abhänge herüberleuchtet, dann empfinden wir erst vollkommen die reine Harmonie der Erscheinungen in dieser unvergleichlichen, zauberhaft verlorenen Waldgegend.

Wir müssen scheiden. Wieder steht auf der Piazza unser Gefährt, doch ein menschenwürdigeres als das uns herbrachte. In Menge sammeln sich die Urbinaten, große Kinder, die hier, wie im übrigen Italien nichts zu thun haben, um unsere Carrozza: unsere Abreise scheint Stadtereignis zu sein. Noch eine Bottiglie Landwein packt ein, Kutscher, und dann addio, città di Raffaello, a rivederci! Dröhnend geht es durch die holperigen Straßen, im lustigen Trabe den Berg hinunter. Dort, wo der Weg zur Adria sich in die Schluchten senkt, wenden wir uns noch einmal um. Ein stolzer Anblick: auf steilem, freistehendem Berg die terrassenförmig gelagerte Stadt, von freundlichen Gärten umschlossen und eingesäumt von silbergrünen Olivenwäldern. Gewaltig ragt das Schloß empor, die beiden spitzen Türme, die den einen Flügel der Rückseite einrahmen, weisen, vereint mit dem Campanile und der Kuppel des Doms, noch lange auf die Stelle, wo der weise Federigo herrschte und der große Raffael aufwuchs. Einen letzten Erinnerungsgruß aber wirft uns, wenn auch diese Zeichen längst entschwunden sind, die kleine Kirche S. Bernardino zu. Malerisch am Fuße des schönen Monte Cesano gelagert, umschließt sie die Gebeine Guidobaldos; ihr schöner, klarer Bau soll von Bramante, Raffaels Verwandtem, herrühren. So vereinigt sich in der urbinatischen Landschaft Größe der Natur mit den glanzvollen Zeichen einer aufgeklärten und beglückenden Fürstenherrschaft. Einen glückverheißenderen Boden konnte die Kunst Raffael Santis nicht finden.

Ansicht von Urbino.

Ein Appell an die Nächstenliebe.

Bei aller Verketzerung des 19. Jahrhunderts, trotz aller Strafpredigten von Kanzel und Katheder über die verderbten Zeiten behaupte ich im Vollgefühl, ein echter Sohn meiner Zeit zu sein, daß die Menschen nicht nur wissender, sondern auch besser geworden sind. Ich glaube an das Sokratische Wort, daß, wer das Gute kennt, es auch thut. Zwar bin ich nicht blind gegen die Schäden der modernen Kultur mit ihrem verweichlichenden Luxus und ihrer entnervenden Genußsucht, ich bedaure aufrichtig die zunehmende Verrohung der unteren Volksklassen, soll ich aber darum meine Augen gegen andere erfreuliche Erscheinungen verschließen, die gerade so wie jene dunkeln Flecken zur Signatur unserer Zeit gehören?

Was soll mir das Gerede von der „guten alten Zeit", wenn ich beim Durchmustern der Kulturgeschichte auf die traurigsten sittlichen Verirrungen — Leibeigenschaft und Sklaverei, Ketzergerichte und Hexenprozesse u. s. w. — bei jedem Schritt stoße? Welches Jahrhundert darf mit derselben Berechtigung wie das unserige Ansprüche auf die Bezeichnung „Zeitalter der Humanität" erheben? Wann hat die Lehre des Christentums „Liebe deinen Bruder wie dich selbst" erfreulichere Früchte getragen wie in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren? — Mit gerechtem Stolze dürfen wir auf die großartigen doch meist im Verborgenen wirkenden Anstalten für Kranke und Irrsinnige, für Waisenkinder und Altersschwache hinweisen. Noch vor 200 Jahren wurde auf die böswilligste Denunziation hin ein armes blödes Weib, deren einzige Schuld vielleicht in Triefaugen und unklarem Gewäsch bestand, einfach als Hexe verbrannt — heute errichtet man für derartige Unglückliche Spitäler. Wie lange ist es her, daß von ansteckenden Krankheiten Befallene als von Gottes Finger Gezeichnete kaltblütig ihrem traurigen Schicksal überlassen wurden! — Das ist anders geworden. Mit wahrer Herzensfreude kann man aus den bei jedem größeren elementaren Unglücksfall ausgelegten Sammellisten ersehen, daß kein Hilferuf, mögen die Heimgesuchten einem Völkerstamm angehören, welchem sie wollen, ungehört verhallt. So regen sich auch jetzt nach den harten Schlägen, durch welche die Rhein- und Maindistrikte betroffen sind, allerorts die Hände zum Sammeln und Geben. Die Herzen aller Deutschen sind in schmerzlicher Bewegung, überall werden Sammelstellen errichtet, wo Gaben jeder Art entgegen genommen und zu zweckmäßiger Verteilung weiter befördert werden. Es ist hier nicht der Ort, die entsetzlichen Bilder der Verwüstung und des bittersten Elends Tausender zu entrollen. Jedermann weiß es, daß die Not groß, die schnellste Hilfe geboten ist. Mache darum ein jeder an seinem Teile den oben ausgesprochenen stolzen Satz wahr, daß jetzt in der That die Sonne der wahren Humanität, der werkthätigen Bruderliebe über dem Menschengeschlecht zu leuchten begonnen. Ihr wisset das Gute, so thut es auch!

Gebet gern und gebet reichlich!

Digitized by Google

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Ueber Fuchsien.

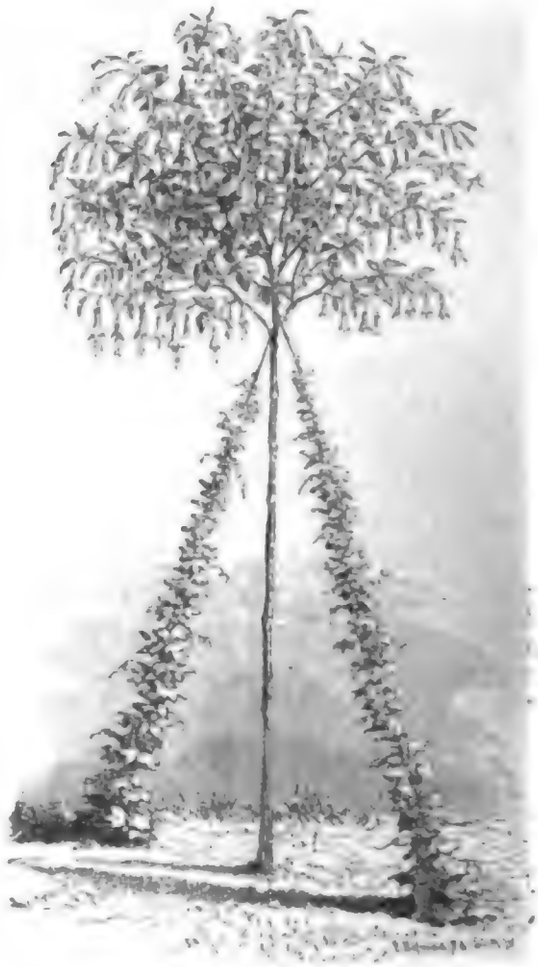
Wenige Zierpflanzen sind dem Blumenliebhaber so angenehm als die Fuchsien, die man deshalb auch wohl die „Königinnen der Zierpflanzen" genannt hat. Sie zeichnen sich vor anderen Blumen aus durch schöne Form der Pflanze (des Habitus), durch die Fülle schöner Blüten, durch reizende Mannigfaltigkeit der Farben und Formen und durch lange Dauer der Blüte, auch wohl durch die Leichtigkeit der Vermehrung. Sie sind Modeblumen und als solche ein Schmuck der Glashäuser, der Rabatten und Gruppen des Blumengartens, eine Zierde des Zimmers.

Die erste Art der Fuchsien wurde von dem Franziskaner Karl Plumier 1696 auf seinen Reisen in Amerika entdeckt und in seinem 1703 in Paris erschienenen Werke „Nova plantarum Amer. genera" zu Ehren des deutschen Botanikers Leonhard Fuchs benannt und unter dem Namen Fuchsia triphylla flore coccineo beschrieben. Sie blieb lange Zeit die einzige bekannte Art ihrer Gattung

Earl of Beaconsfield.

und wurde sogar erst 1788 aus Chile als F. coccinea Ait. in die europäischen Gärten eingeführt. Ihr folgten bis 1853 und später noch zahlreiche andere Arten, deren Geschichte wir hier nicht beschreiben wollen; wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß die vielen hundert Sorten unseres Lieblings durch Kreuzungen, gegenseitige Befruchtung der verschiedensten Arten entstanden sind, von 1847 ab auch gefüllte, und bezeichnen wir die Abkömmlinge heute mit dem gemeinsamen Namen der Fuchsia hybrida Hort.

Man vermehrt die Fuchsien im Februar durch Stecklinge der jungen Triebe, die zahlreich erscheinen, wenn man das vorjährige Holz älterer Pflanzen im Januar kräftig zurückschneidet und die Pflanzen selbst warm stellt. Wenn die Triebe 3—5 Zentimeter lang geworden, bricht oder schneidet man sie dicht am Ausgangspunkte ab und steckt sie in reinen Sand oder Heideerde und deckt sie mit Glasscheiben, im



Fuchsia gracilis mit Festons von Pilogyne suavis.

Zimmer mit einem Trinkglas, und pflanzt sie, gleich nachdem sie Wurzeln gebildet, einzeln in Töpfe von 5—6 cm oberer Weite mit Heide- und Lauberde auf gutem Wasserabzuge (Topfscherben). Nach kurzer Zeit bringt man sie noch einmal in größere Töpfe und in dieselbe Erde, der man etwas Mistbeeterde oder Kompost und Sand beimischt, wonach man sie in ein halbwarmes Mistbeet, wenn man eines zur Hand hat, nahe unter die Fenster stellt, wo sie, angewachsen, reichlich Luft und bei brennender Sonnenhitze auch Schatten erhalten können. Nach und nach nimmt man die Fenster ganz weg, versetzt auch die Pflanzen zum drittenmal in eine Mischung von Kompost- und Lauberde mit Holzkohlen und wenig Hornmehl. Sie werden inzwischen so lang geworden sein, daß man sie entspitzt, um sie zur Bildung von Seitenzweigen zu zwingen, mit

Digitized by Google

denen man sie zu Pyramiden bildet, in welcher Form sie sich überall verwenden lassen. Am besten setzt man sie, wo möglich an einem trüben Tage, im Freien der vollen Sonne aus, pflanzt sie auf Gruppen und Rabatten ohne Töpfe aus oder, wenn man sie in Töpfen behalten will, versenkt sie bis zur Hälfte in den Erdboden, den man in den Zwischenräumen mit einer dicken Schicht Moos bedeckt. Ein reichliches Gießen wird hier nicht nötig sein, wohl aber ein öfteres Bespritzen mit erwärmtem Wasser mehreremal täglich; auch wird man ihnen jede Woche einmal einen Dungguß mit darauf folgendem reinem Wasser geben können. — Mitte Oktober setzt man die im freien Grunde stehenden Pflanzen wieder in Töpfe und bringt sie sämtlich ins Kalthaus oder frostfreie Zimmer, wo man sie bei 4—6 ° C. überwintert; ältere Exemplare lassen sich auch im dunkeln trockenen Keller verwahren, müssen aber ans Licht gebracht werden, sobald sie zu treiben beginnen. Selbstverständlich werden die Fuchsien während des Winters nur wenig, die im Keller stehenden nicht begossen, weil sie bald sämtliche Blätter verlieren. Topfexemplare werden, sobald sie zu treiben beginnen, verpflanzt und zwar

Miss Lucie Finnis.

in den meisten Fällen in dieselben Töpfe, in denen sie bis dahin gestanden haben.

Eine der schönsten Formen für die Fuchsien ist die der halb- oder hochstämmigen Kronenbäumchen. Man erzielt sie am schnellsten, wenn man, wie wir schon in unserem „Wredows Gartenfreund" (Berlin 1881 bei Siegfr. Cronbach. Preis 4 Mark) beschrieben, die Stecklingspflanzen im warmen Zimmer oder warmen Hause, am besten im Ananas- oder Orchideenhause, weiter zieht, indem man alle Seitenzweige unterdrückt, die Spitze aber erst dann entfernt, wenn der Stammtrieb die gewünschte Höhe erreicht hat, wonach man mit den obersten

Gypsy Queen.

Standard.

Champion of the world.

Nebenzweigen die runde Krone bildet, aus der die reizenden einfachen oder gefüllten Blüten wie Glöckchen oder Tropfen herabhängen; nur so ist die Fuchsie wirklich schön und kann als Einzelpflanze oder in Gruppen auf dem Rasen des Lustgartens verwendet werden.

Man verwendet hierzu von Natur gerade und schnellwachsende Sorten, z. B. Mademoiselle Cathérine Cornelissen, jene prachtvoll gefüllte Fuchsie mit weißer Koralle, oder alte schnellwachsende Spezies, z. B. Fuchsia gracilis Lindl. oder F. globosa Lindl., auf die man andere Sorten mit hängenden Zweigen veredeln kann. Wenn man solche Kronenbäumchen in Gruppen, einzeln oder als Allee pflanzt, kann man den Eindruck noch vermehren durch Anwendung von schnellwüchsigen Schlingpflanzen, mit denen man Festons, Guirlanden u. a. bildet. Passend hierzu sind Tropaeolum Lobbianum Paxt. oder P. peregrinum Jacq. feiner als ersteres, Pilogyne suavis Schrad. u. a.

Eine andere Form der Fuchsien ist die der

Ampelpflanzen, zu der man Pflanzen breit wachsender Sorten wählt, die man schon früh entspitzt, oder auch dazu geeignete Spezies, wie Fuchsia procumbens Herz., auch F. microphylla Humb. u. a. m.

Fuchsia procumbens.

Schließlich müssen wir noch der Fuchsien in englischer, sog. Mast-Kultur erwähnen. Man pflanzt hier mehrere Exemplare in einen großen Topf mit fetter Komposterde, der man Holzkohlen, kleine Ziegelsteine und Hornspähne beimischt, und der man einen guten Abzug gibt. Diese Fuchsien gießt man öfter mit verdünnter Düngerlösung.

Wir müssen es uns versagen, bei dem großen Reichtum an schönen Sorten, den unsere besseren Handelsgärtner besitzen, auch nur einige von ihnen zu nennen und zu beschreiben; wir verweisen deshalb auf deren Kataloge, z. B. auf den von J. C. Heinemann in Erfurt, welcher mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen ist.

Die Jahreszeit veranlaßt uns, hier noch einer anderen, vielbesprochenen Pflanze zu gedenken, des Blau-Gummibaums, Eucalyptus globulus Labill. der gewöhnlich als eine vorzügliche Zimmerpflanze empfohlen wird, als welche er durchaus nicht zu brauchen ist, weil er selbst im Kalthause und unter sorgfältiger Kultur schon nach dem ersten Jahre Form und Blätter verändert und ganz unscheinbar wird. Dagegen ist er als einjährige Blattpflanze im Rasen des Lustgartens von vorzüglicher Schönheit; man behandelt ihn zu diesem Zweck in folgender Weise:

Fuchsia als Kronenbaum.

Eucalyptus globulus.

Der leicht keimende Samen, der in jeder besseren Samenhandlung vorrätig ist, in Erfurt bei Haage & Schmidt, wird im Januar oder Februar in einer flachen Schale unter einer Glasscheibe im warmen oder noch besser im Vermehrungshause ausgesäet; sobald man die jungen Pflänzchen fassen kann, werden sie auseinander gepflanzt, „pikiert", dann einzeln in kleine, später in größere Töpfe versetzt, mit denen man sie nach und nach kühler oder ins halbwarme Mistbeet stellt. Wenn sie genügend abgehärtet und keine Fröste mehr zu befürchten sind, pflanzt man sie einzeln frei im Rasen oder mehrere zusammen in Gruppen aus, am besten auf eine gute Unterlage von vorher erwärmtem und längere Zeit Unterwärme bietendem Pferdemist, auf den man eine leichte aber nahrhafte Erdmischung gelegt, in der sie bald schnell und kräftig wachsen, wenn sie bei

Bedarf mit mäßig warmem Wasser reichlich begossen werden. Hier erhält man im Sommer prachtvolle, meist pyramidal gewachsene Pflanzen bis zu 3—4 m Höhe, die rechtzeitig mit kräftigen Pfählen gestützt werden, wenn nicht der erste starke Wind sie umwerfen soll. — Selbstverständlich macht die erste Frostnacht dem üppigen Wachstum und der beginnende Winter dem Leben der herrlichen Pflanze ein Ende, gleichviel, ob man sie inzwischen in den Topf gesetzt hat, oder ob man sie draußen stehen ließ; auch im schönsten Gewächshause werden sie den Winter nicht überleben; man ziehe sie daher als „Blattpflanzen" jedes Jahr von neuem aus Samen.

Fuchsia in englischer Kultur.

Näheres über diese Pflanze und ihre Verwandten siehe in der „Landwirtschaftlichen Post" 1882 Nro. 5 Beilage und Verlag der „Post" in Berlin.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Für die Ballsaison.

Die Ball- und Gesellschaftssaison ruft in mancher sonst nicht eitlen Dame Eitelkeitsgelüste wach, die, bedenkt man, daß da im Kerzenglanz und Strahlenschimmer der Ballsäle zumeist ein Wettkampf um der Schönheit Preis zu bestehen ist, gewissermaßen eine Existenzberechtigung haben. Daheim am häuslichen Herd gilt stille Sittsamkeit, auf der Straße gefällt ein ruhiges, anmutiges Wesen, sobald sich indes beim Klange rhythmischer Weisen die Paare im muntern Kreise schwingen, Hunderte von Flammen mit blendendem Schimmer die Erscheinungen umfluten, ist die vielgerühmte Einfachheit nicht an ihrem Platze; Seide, blumendurchwirkte Samte, schwere in Gold und Silber schillernde Brokatstoffe, perlendurchstickte Tülle, mit Spitzen besetzte Gaze- und Zephyr-Gewebe gelangen da zur Verwendung: junge Damen erscheinen in Tüllwolken gehüllt, ältere im Glanz gediegener, in den lebhaftesten Farben schillernder Stoffe, die Art der Gewandung ist phantastisch, eigenartig, bald trägt man hohe, bald ausgeschnittene, viereckige, oder herzförmig offene Taillen, die Röcke mit flügelartig gerafften Schleppen, mit Spitzen-Volants oder breiten Bandeaux garniert, die Aermel bald gepufft, aus Blumen-Bordüren oder nur aus fingerbreiten Stoffstreifen bestehend, wahrlich die Mannigfaltigkeit ist eine so große, daß man von den seither nicht mit Unrecht gerügten Uniform-Toiletten nichts verspürt. —

Die historischen Trachten beeinflussen die Mode von Tag zu Tag mehr; sie erweisen sich oft kleidsam und originell und werden mit Vorliebe von jungen Damen getragen. Eine der reizendsten Toiletten dieser Art (man nennt sie à la Henriette d'Entraygues) ist in Fig. 1 skizziert. Das Kleid ist aus himmelblauem Crêpe de Chine gefertigt, der mit feinen in Silberschnur gestickten Arabesken durchzogen ist. Die tief hinuntergehende Spitztaille ist mit zwei aus blauem Satin gefertigten Puffen abgegrenzt, die an der Hüfte wohl drei Finger breit, sich nach der Schnebbe hin zuspitzen. Die Vordertaille deckt ein aus gleichen Puffen gefertigter Latz, der mit breitem Spitzen-Jabot garniert ist. Den Abschluß des halboffenen Ausschnitts bildet ein breiter gepuffter Atlaskragen, hinter dem eine volle Stuart-Rusche gesetzt ist. — Die halblangen Aermel bestehen aus einem breiten, mit Spitzenmanschetten und Schleifen abgegrenzten Puff. Der Rock ist malerisch schön mit drei breiten blauen Atlasbandeaux (von denen die Zeichnung nur das oberste zeigt) unterbunden, die Schleppe, in der Mitte offen, ist mit blauem Atlas gefüttert, der an dem rechten einen Revers bildenden Flügel sichtbar wird. — Wo nicht gerade ausgeschnittene Toilette nötig ist, ist das eben skizzierte Arrangement eines der beliebtesten

Zu kleinen Gesellschaften, Konzerten und Theatern trägt man mit Vorliebe das Habit Récamier (Fig. 2). Es ist dies eine in frackartigen Schößen geschnittene Samtjacke mit hohem, handbreitem Stehkragen, der in der Mitte durch eine Schleife geschlossen ist. Unterhalb dieser Schleife die beliebte Fensterladen-Garnitur, d. h. eine sich vorne öffnende Taille, deren Teile inwendig mit Pelzstoff gefüttert sind und — etwa in Art der italienischen Fensterladen — nach außen geschlagen werden können. Diese Art des Taillenarrangements ist sehr beliebt, wenn schon, wie viele meinen, nicht sehr dezent.

Fig. 3 zeigt uns eine der elegantesten Taillen, deren aparter, nicht so leicht nachzuahmender Schnitt sie als höchst distinguiert erscheinen läßt. Die Dreizackspitze ist dadurch gebildet, daß der tiefgehenden Schnebbe rechts und links Seitenteile angepaßt sind, die die Hüften eng begrenzen und vorne in einer Spitze endigen. Recht effektvoll ist der Ausputz der Vordertaille. In der Mitte ein in Querfalten gelegter Latz, oben mit einer schleifenartigen Stoff-Draperie abschließend, zu beiden Seiten handbreite mit Stickerei versehene Achselkragen, hinter diesen eine sich nach unten in der Schnebbe verlierende Zick-Zack-Rüsche. Den Ausschnitt umgeben zum Kleide passende Pompons, innen ein russisches Hemdchen mit breiter Spitzenkrause; der Aermel besteht aus einem Puff, gestickten, in der Mitte geschlitzten Revers und Spitzen-Volants.

Fig. 2. Fig. 1.

Eine andere, sehr elegante Balltoilette (Fig. 4), die wie die zuvor skizzierten im Salon der Madame Hansal (Wien) gefertigt wurden, besteht aus einem ganz mit Spitzen-Volants gedeckten Rock, Taille und Schleppe sind aus Saumon-Atlas gefertigt, die Taille, wie die Zeichnung zeigt, oben und am Schluß mit schmalen aus Stoff gefertigten Maschen garniert; an diese Schleifen-Garnitur reiht sich die voll gebauschte Hüftendraperie an, die $^1/_3$ des Spitzenrocks deckt; die Schleppe besteht aus drei Puffen-Arrangements, deren unterstes fächerartig ausfällt.

Bemerkenswert ist, daß die Ball- und Gesellschaftsroben in diesem Jahre weniger ausgeschnitten, die Aermel weniger kurz getragen werden. Man ist endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Fleischausstellungen überall eher am Platze sind, als da wo Mitglieder der guten Gesellschaft beiderlei Geschlechts zu geselligem Vergnügen vereint sind. Die Nudität Makartscher Bilder mag im Kunstsalon Anklang finden, in dem der wirklich guten Gesellschaft ist sie verpönt.

Die Ballkleider trägt man heuer fast durchgehends kurz; nur ältere Damen, die auf die Freude des Tanzes verzichten, erscheinen in langen Schlepproben. Dem Geschmack der Trägerin ist hier weitester Spielraum gelassen; die einen bevorzugen runde, andere eckige oder in eine Spitze auslaufende Schleppen; die in Fächerform ausstrahlenden sind nächst den ganz einfachen, deren tiefe Falten auf untersetztem Stoffe genäht sind, die beliebtesten. Blumenguirlanden, auffallend große Brustboukette und Haardiademe gehören zum Ballschmuck; den Naturblumen gibt man den Vorzug vor den aus Peluche oder Seide gefertigten. Die großen Makart-Rosen, die den echten so täuschend nachgebildet sind, als sollte man sie vom Stiele pflücken und sich an ihrem Dufte laben, sind in den Ballsälen zahlreicher als jede andere Blumengattung vertreten. Die Jugend trägt Knospen, reifere Ballschönheiten vollaufgeblühte Rosen; ganz verstohlen steckt man da und dort seitwärts noch ein tau frisches Knöspiein unter, als sollte es künden, daß noch nicht alle jugendlichen Reize geschwunden. — Für manche in früheren Jahren als Ballkönigin bewunderte Schöne ist es in der That schwer vom Knöspiein zur Klatschrose zu greifen. — Die teilnahmlose Welt ahnt nicht, wie schweren Herzens Dame X oder Y sich entschließt die Vollaufgeblühte anzulegen; das Roquettesche Lied: „Noch blüht ja die schöne, die goldene Zeit, Noch sind ja die Tage der Rosen" tönt ihr fort und fort in den Ohren! — Ist das jetzt auch noch die schöne, die goldene Zeit, von der sie einst, als Waldmeisters Brautfahrt die Runde durch die ganze zivilisierte Welt gemacht, geträumt? Den meisten erscheint sie wohl anders; eine weite Kluft liegt zwischen Einst und Jetzt, doch wie einst sucht man sich auch jetzt schön zu machen. Blumen heut wie ehedem und heut wie damals das jedem Weibe innewohnende Bestreben — schön zu sein. — Ueberlassen wir es unseren Tugendpredigern, die Frauenwelt deshalb zu tadeln; vielleicht wäre es besser, wenn man weniger Wert auf äußeren Schmuck legte, vielleicht auch nicht; viele meinen, daß die Frauen, wenn sie Putz und Tand fallen ließen, ernsteren Bestrebungen zugänglicher sein und die Pflichten, die sie dem Hause und der Gesellschaft gegenüber haben, gewissenhafter

Digitized by Google

erfüllen würden; andere sind der Ansicht, daß, gäbe es keine Modedamen, Tausende fleißiger Menschen, die von der Mode leben, da und dort feiern und brotlos sein würden.

Schmucksachen waren wohl Jahrzehnte lang ganz außerhalb des Bannkreises der Mode. Echte Steine, echte Perlen galten in jeder Fassung für schön. Neuerdings machen sich auch hier bestimmte Formen geltend. Zur modernen Ball- oder Gesellschaftstoilette gehört ein modern gefaßter Schmuck, mit dessen Echtheit man es selbst in exclusiven Kreisen nicht so sehr genau nimmt, wenn nur die Arbeit neu und in die Augen fallend ist. Ehedem hätte eine Dame der guten Gesellschaft die Zumutung, imitierte Steine zu tragen, mit Entrüstung zurückgewiesen, heut ist es ein öffentliches Geheimnis, daß nicht nur auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sondern auch in Adels- und gut situierten Bürgerfamilien Imitationsschmuck getragen wird. — Im Kerzenschimmer der Ballsäle gilt gar mancher Schmuck für echt, der der Kunst des Brillantenschleifers sein Feuer, seinen Glanz, seine Strahlenkraft verdankt.

Fig. 3. Fig. 4.

Unsere Zeit ist materiell; dem Praktischen zugewandt, hält man es in gewissen Kreisen für geboten, das Kapital zinstragend zu verwerten; die Poesie der echten Steine hat ein gut Teil ihrer Zauberkraft verloren, seitdem die Kunst, aus unechten Steinen solche herzustellen, die den echten täuschend ähnlich sind, Anerkennung gefunden.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von **L. von Pröpper.**

Aepfelsuppe. Man schäle vier große saure Aepfel, schneide sie auseinander und das Kernhaus heraus, koche sie mit $^3/_8$ Liter Wasser, einem Stückchen ganzen Zimmt und einem Stückchen Zitronenschale schnell weich und treibe sie durch einen engen Seiher; röste dann drei Messerspitzen Mehl in 30 Gramm frischer Butter hellgelb, füge 60 Gramm Zucker und $^1/_2$ Liter weißen Wein hinzu, lasse dies mit der Aepfelmasse durchkochen und richte über in Butter geröstete Weißbrotwürfelchen an. — Auch sehr gute **Abendsuppe.**

Schweinsrücken (Carré) mit gebratenen Kartoffeln. Man lasse ihn wie einen Rehrücken zustutzen, wobei höchstens zwei Querfinger hoch Speck darauf bleiben darf und koche ihn mit Wasser, ein wenig Essig, Salz und Gewürz, jedoch nicht zu weich; belege ihn, wenn er verkühlt ist, 2 Zentimeter hoch mit geriebenem Schwarzbrot, welches man mit ungeschmolzener Butter und einigen gestoßenen Gewürznelken gut durchmengt hat und streiche es fest auf, stelle ihn in den Backofen, lasse ihn Farbe nehmen, umlege ihn beim Anrichten mit einem Kranze von gebratenen Kartoffeln und serviere folgende Cumberlandsauce dazu: Man entfette die Brühe des Rückens, koche sie mit Bouillon, einem Glase gutem Rotwein, einer halben Tasse Senf und ebensoviel Johannisbeer-Gelee auf und streiche sie durch ein Sieb, kann aber auch, wo diese Sauce nicht beliebt sein sollte, eine braune Zwiebelsauce oder Senfsauce dazu geben.

Grüne Erbsen (aus Büchse) mit Kalbsschnitzeln. Man gieße die Erbsen auf einen Seiher und schüttle ihn leicht, damit die Brühe gut ablaufe, gebe reichlich recht frische Butter und etwas gestoßenen Zucker in eine flache Kasserolle und stäube ein wenig Mehl darüber, thue die Erbsen hinein, lasse sie eben durchkochen und füge vor dem Anrichten viel feingeschnittene Petersilie und ein paar Eßlöffel recht dicken sauren Rahm hinzu.

Kalbsschnitzel. Man schneide aus der Kalbsnuß handgroße und halbfingerdicke Scheiben, lege sie auf ein Brett und schlage sie mit einem hölzernen Fleischhammer so stark, daß die Scheibe durchsichtig dünn wird, wobei man den Hammer mit etwas Wasser benetzen muß, welches man sich in einem flachen Teller zur Seite stellt. Hierauf bestreue man die Scheiben mit ein wenig feinem Salz und brate sie in steigender Butter, in höchstens zwei Minuten auf beiden Seiten. Beim Zerschneiden muß der Saft noch herauslaufen.

Hufeisen (Porte-Bonheurs). Man rühre 500 Gramm Butter, vier Eier, acht Eidotter, sechs Eßlöffel gute dicke, nicht bittere Bierhefe, $^1/_4$ Liter

süßen Rahm, 660 Gramm Mehl und etwas Zitronenschale durcheinander und rolle den Teig 1 Zentimeter dünn aus; schneide handlange und halb so breite Stücke davon, belege sie auf einer Seite, in der Länge mit Eingemachtem, welches aber dick sein muß, damit es nicht ausfließen könne und rolle es in den Teig ein, biege diesen in Hufeisenform, lege sie auf ein Backblech und lasse sie gehen; bestreiche sie dann mit halbgeschlagenem Eiweiß, bestreue sie mit grob gestoßenem Zucker und gehackten Mandeln und backe sie.

Glühwein. Man nehme vier schöne bittere Orangen, ritze sie mit einem Messer, jedoch nur flach, von allen Seiten mit kleinen Schnittchen in die Schale und brate sie alsdann auf einem Roste über gelindem Kohlenfeuer; schneide sie nun kreuzweise tief ein, thue sie in einen irdenen Topf, gieße zwei bis drittehalb Liter guten Rotwein darüber

Praxinoskop

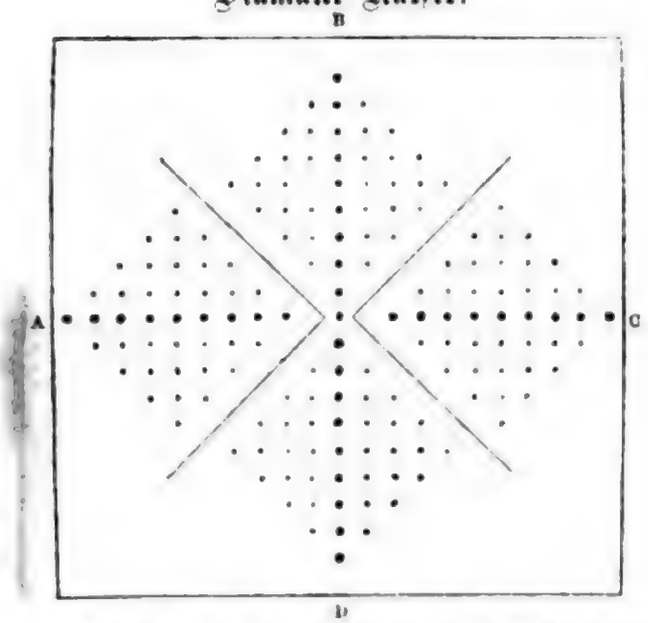
und lasse dies, wohl zugedeckt, über heißer Asche vier bis sechs Stunden ziehen; presse es hierauf durch eine Serviette, versüße es mit 500 Gramm Zucker und serviere sehr heiß.

Das Praxinoskop.

Als Ergänzung zu den in Heft 2 dieses Jahrganges reproduzierten Augenblicksbildern bieten wir vorstehend unseren geschätzten Lesern die Abbildung eines Apparates, vermittelst welchem es ermöglicht wird, die durch Momentbilder aufgenommenen flüchtigen Stellungen wieder zu vereinigen und durch Aneinanderkettung der einzelnen fixierten Momente Leben und Bewegung bildlich darzustellen. Wie der Holzschnitt zeigt, wird dieses frappierende Resultat durch Verbindung eines Praxinoskops mit einer besonders konstruierten Laterna magica erzielt. Die auf Glas gezeichneten und bemalten verschiedenen Positionen der darzustellenden Figuren werden der Reihe nach in den Oeffnungen des äußeren Kranzes angebracht und durch die zwei seitlichen Objektive gleichzeitig mit den im Innern des Praxinoskops befindlichen beweglichen Bildern aufgefangen. Durch eine auf der Zeichnung nicht bemerkbare Sammellinse werden nun diese Bilder vereinigt und mit Hilfe eines unter 45° angebrachten Spiegels durch das mittlere Objektiv in vergrößertem Maßstabe deutlich an der gegenüberstehenden Wand projiziert. Vermittelst der Kurbel hat es der Darsteller ganz in seiner Hand, die Handlung ruhig oder belebter erscheinen zu lassen. Es ist unzweifelhaft, daß das Praxinoskop, besonders wenn der Preis ein mäßigerer geworden, die Laterna magica bald verdrängen wird, und kann sich unsere Jugend zu derartigen unterhaltenden Apparaten nur beglückwünschen.

Digitized by Google

Diamant-Rätsel.



Aus obigen Punkten, deren jeder einen Buchstaben bezeichnet, bilde man eine Wortfigur nach folgenden Angaben: Die wagerechte Mittelreihe, von links nach rechts, und die senkrechte, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ausdruck froher Festestimmung, der am 22. März in allen deutschen Herzen wiederhallen wird. In A und C sind die einzelnen Worte von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu lesen. —

A.

1) Der Buchstabe E; 2) eine Himmelsgegend; 3) ein Feldherr des 17. Jahrhunderts; 4) eine Kaiserin unseres Jahrhunderts; 5) eine Schußwaffe, 6) eine Stadt an der Loire; 7) eine Stadt in Arabien; 8) ein Fluß in der Schweiz; 9) der Buchstabe i.

C.

1) Der Buchstabe e, 2) ein Mineral; 3) ein historisch merkwürdiges Gebäude in London; 4) eine Singstimme, 5) ein weiblicher Vorname; 6) ein Erzengel; 7) ein beliebter Romanschriftsteller; 8) ein Fluß in Deutschland; 9) der Buchstabe m.

B.

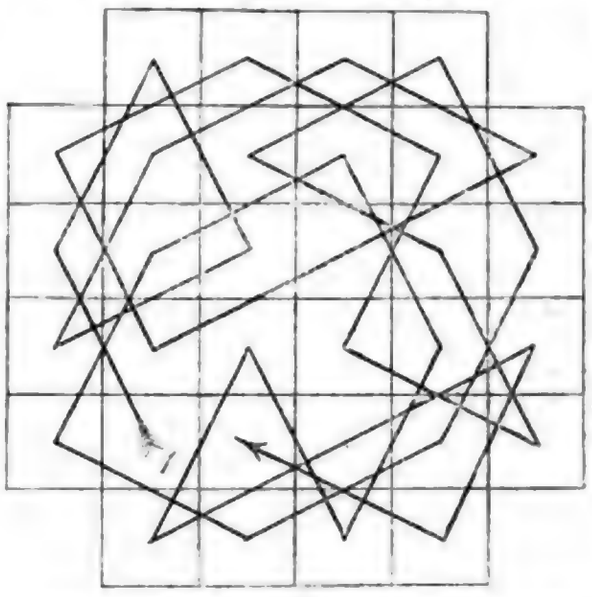
1) Der Buchstabe D; 2) ein Kirchenfürst; 3) ein italienischer Dichter, 4) ein Erdteil; 5) ein hoher Titel; 6) ein Gebirgszug in Griechenland; 7) ein Meistersinger; 8) ein heiliger Bund; 9) der Buchstabe o.

D.

1) Der Buchstabe g, 2) ein großer Strom, 3) eine beliebte Sängerin, 4) eine der neun Musen; 5) eine der Personen in Reuters „Stromtid", 6) ein deutscher Dichter und Denker; 7) ein Fluß i. d. Schweiz u. Frankreich; 8) ein Weltteil; 9) der Buchstabe t.

Der gemeinsame Mittelpunkt bezeichnet den Buchstaben s.

Auflösungen zu Heft 5, Seite 615.



Rösselsprung-Rebus: Wer nie sein Brot mit Thränen aß, — Wer nie durch kummervolle Nächte — Auf seinem Bette weinend saß, — Der kennt euch nicht, ihr Himmelsmächte! — **Palindrom:** Zier — Reiz — **Arithmetisches Rätsel:** Eine durchwachte Nacht. — **Rätsel:** Meineid. — **Trinkspruch:** votre santé. — **Charaden:** I. Zirkel. II. Gründung — **Rätsel:** Schlaf — falsch.

Rebus.

Zahlenrätsel.

4563 Ein griechischer Gott.
12354 Ein Pelzwerk.
7654 Ein kaufmänn. Geschäft von geringem Wert.
4567 Ein Geldstück.
4523 Eine Feldfrucht.
12645 Ein indischer Staat.
1234567 Ein vielgenannter Name.

Bergspitzen-Rösselsprung.

					wer	sich								
					ter	be								
				brust	gen	fer	mit	hebt	sem					
				der	der	ge	wenn	steigt	plat·					
			pier	du	sprin	ne	nie	ley	die·	frob	ju	frei		
			ros·	hebt	nicht	der	gar	dies	für	sie	ihr	ter		

Ein akroſtiſcher Schmuck.

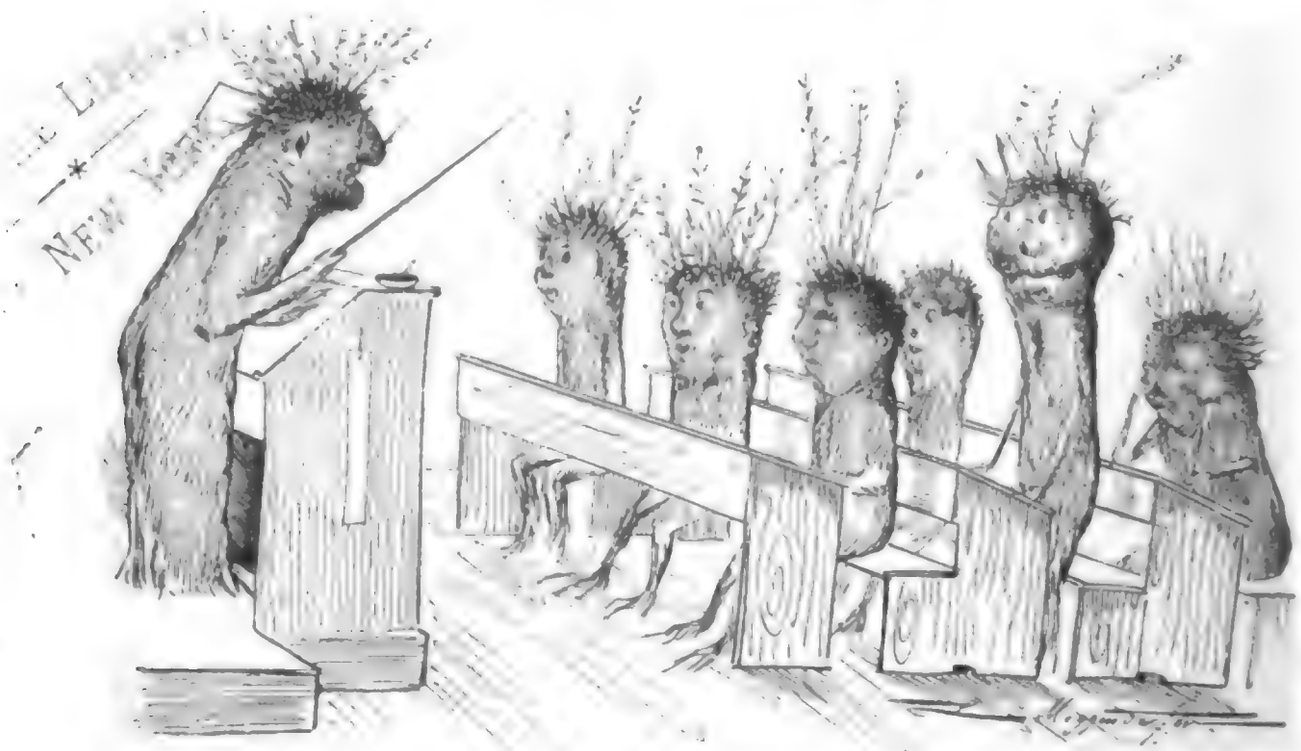
Mademoiſelle Rachel, die berühmte Tragödin, ſchickte eines Tages zu Chevet, einem der erſten Reſtaurants von Paris, einen Rheinkarpfen für ihre Küche einkaufen zu laſſen. Beim Schlachten des Fiſches findet die Köchin in demſelben ein höchſt geſchmackvolles „bandeau royal-antique“, welches aus ſechs Edelſteinen zuſammengeſetzt war, deren Anfangsbuchſtaben nicht bloß den Namen der Künſtlerin, ſondern auch die Namen ihrer Hauptrollen in den Tragödien Corneilles und Racines bildeten. Den Schmuck bildeten folgende Steine:

Rubis, **A**méthiste, **C**ornaline, **H**ématite, **E**meraude, **L**apis Lazuli — **R**oxane, **A**ménaïde. **C**amille, **H**ermione, **E**milie, **L**aodice.

Ein Verehrer der Künſtlerin hatte ſich für den Tag auf einen Karpfen bei ihr zu Gaſt geladen und die artige Ueberraſchung in Szene geſetzt.

Eine Predigt.

Der Prämonſtratenſer Michael Sailer hielt im Marchthal eine Martinsgans-Predigt über 5 Moſes 14, 11: „Alle reine Vögel eſſet!“ Nachdem er die Gans im Leben betrachtet, fährt er fort: „Wir haben nun noch unſere Martinsgans im Tode zu betrachten, wo ſie weit intereſſanter iſt als im Leben, gerade wie das Schwein; und ſo denkt auch der Teufel von euch, denn nach dem Tode ſeid ihr doch weiter nichts, als alle Teufelsbraten. Ich bin von meiner Gans abgekommen, aber indem ich mir die Weiber anſehe, fallen mir die Gänſe wieder ein. Was geht über den Gansbraten mit Beifuß, Aepfeln, Kaſtanien oder auch nur mit Kartoffeln, wenn's nicht anders ſein kann? Was über eine zu einem Pfunde veredelte Gansleber? Was über einen Ganspfeffer mit Spätzli? Einige haben ſogar ſchon Gänſe überkommen, gefüllt mit Dukaten, und ich muß euch ſagen, daß ich eine ſolche Gans nicht von mir weiſen würde, wenn ihr mir dergleichen einmal ſchicken ſolltet. Eſſet demnach eure Martinsgans in Gottesfurcht mit Dank und Zufriedenheit, empfanget auch meinen Dank für die, die ihr mir verehrt habt, obgleich ſie, weiß Gott, hundsmager war, wobei ich gelegentlich nur bemerken will, daß ich ein großer Freund von Gänſeſchmalz bin, und wünſche ich, daß auch der Moſt, den ihr bei mir diesmal vergeſſen habt, wohlſchmecken möge. Amen!“



Wie ſich Hansl eine Baumſchule denkt.

Der geſtirnte Himmel im Monat März.

Merkur bleibt unſichtbar.

Venus. Am 5. kommt dieſer Planet dem Monde nahe, aber die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt bis auf weniger als eine Stunde ab, ſo daß er jetzt nur noch bei ſehr günſtigem Wetter als Morgenſtern geſehen werden kann.

Mars iſt unſichtbar.

Jupiter rückt immer mehr nach Weſten, denn am Abende erſcheint er bereits hoch im Süden und geht wenig nach Mitternacht unter. Am 15. kommt er in die Nähe des Mondes.

Saturn. Auch dieſer Planet rückt nun raſch nach Weſten, indem er bei Dunkel ſich ſchon dem weſtl. Horizonte nähert, kaum 3 Stunden zu ſehen iſt und zu Ende des Monats ſchon vor 11 Uhr untergeht.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joſeph Kürſchner ebenda.

Nachdruck, auch im Einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FEB 3 - 1934

Digitized by Google

Digitized by Google